

Hajo Seng



Jan-Jan oder anders anders

Hajo Seng

Jan–Jan oder anders anders

2005 – 2007 anders anders

2007 – 2009 Beziehungsalgebra

2016 – 2018 Lennart Adrian

2023 – 2024 Zwillingsgeschichten

zehnte Auflage, 2024

Kontakt: autSocial e.V., Nernstweg 32-34, 22765 Hamburg
hajo.seng@autsocial.de
www.hajoseng.de

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung.....	11
Zu Lennart Adrian.....	12
Zu den Zwillingsgeschichten.....	13
anders anders.....	15
Hannes.....	17
Ias.....	25
Die Bestrafung im Kindergarten.....	26
Johannes' unheimlich heimliche Vorlieben.....	30
Len.....	36
Der Junge mit der Kapuzenjacke.....	38
Kay.....	46
Abenteuer im Zeltlager.....	48
Freundschaft oder nicht?.....	61
Am liebsten festgebunden.....	71
Von Strafen und Konsequenzen.....	81
Was ist eigentlich „normal“?.....	94
Jan.....	102
Hannes' neuer Parka.....	104
Unnahbar nahe.....	111
Len.....	127
Kapuzenzeiten.....	128
Jan.....	139
Jan-Jan.....	141
Schwulsein mit Hindernissen.....	151
Liebe ist wirklich etwas großartiges.....	159
Im freien Fall.....	177
Len.....	194
Jans neuer Kapuzenpullover.....	197
Gut verschnürt.....	205
Niklas.....	211
Neuanfang.....	214
Über die Überwindung von Widerständen.....	226

Max.....	238
Eine unwirkliche Begegnung.....	240
Zwischen Tag und Traum.....	252
Was verbindet zwei Einzelgänger?.....	267
Niklas.....	277
Was willst du mit mir teilen?.....	282
Beziehungsalgebra.....	291
Max.....	293
Über die Unterschiedlichkeit der Liebe.....	294
Eine Zwillingsgeschichte.....	303
Wie funktioniert das mit dem Sex?.....	315
Ole.....	329
Eine fesselnde Wiederbegegnung.....	332
Wohngemeinschaften.....	341
Lektionen über Nähe und Distanz.....	352
Len.....	366
Eiszeit.....	369
Niklas.....	382
Beziehungsalltag.....	384
Das Reale ist das Disharmonische.....	393
Déja vu.....	402
Autistisches Coming-out.....	414
Pat.....	425
Sich selbst finden.....	428
Jenseits der Individualität.....	442
Herbstzeit.....	452
Das Geheimnis der Träume.....	459
Ole.....	469
Letzte Reisen.....	470
Todestag.....	480
Niklas.....	489
Heilsamer Tod.....	493
Ursache und Schuld.....	500

Pat.....	507
Frei sein.....	509
Eine unheimliche Verwandlung.....	519
Am Ende von allem.....	526
Niklas.....	532
Nachtod-Erfahrungen.....	533
Jan.....	542
Eine unerwartete Zeitreise.....	543
Len.....	551
Hannes.....	554
Sonnenfinsternis.....	560
Lennart Adrian.....	563
Lennart.....	565
Weggeträumt.....	570
Autistische Züge? Autistische Welt!.....	577
Ein Parka zum Geburtstag.....	589
Janning.....	596
Der Junge mit der Schokolade.....	598
Neuanfang.....	613
Ganz bei sich.....	623
Eine ziemlich schwierige Freundschaft.....	645
Mathias.....	669
Ungleiche Zwillinge.....	674
Liebe auf den zweiten Blick.....	686
Thorge.....	699
Aus- und Anziehspiele.....	701
Nordwärts.....	716
Zu zweit alleine.....	731
Adrian.....	751
Ich bin mir selbst genug.....	757
Geheimnisvolle Verwandtschaft.....	776
Heimat im Norden.....	793
Sonnenfinsternis.....	807

Zwillingsgeschichten.....	815
Maximilian und Mathias.....	817
Kleidungsstile.....	823
Zwillingswunder.....	839
Von Trieben und Getrieben-Sein.....	856
Enders Tagebuch.....	871
Kay und Janning.....	889
Geraubte Freiheit.....	899
Grenzenlose Freiheit.....	919
Spiegelbilder.....	931
Sich verlieren, sich finden.....	947
Du, ich und wer?.....	965
Niklas und Jan.....	987
Johannes.....	994
Jochen.....	1008
Jan sein und Jan werden.....	1023
Aufeinander bezogen – aneinander wachsen.....	1033
Geheimnisse von Leben und Tod.....	1055
Thorge und Malte.....	1075
Ausbruch aus dem Kaninchenstall.....	1083
Fesselungen und andere Spiele.....	1099
Alle in ihren eigenen Welten.....	1115
Freund oder Partner?.....	1127
Träume und das wahre Leben.....	1142
Patrik und Henrik.....	1157
Reise mit fatalem Ausgang.....	1168
Verfolgt.....	1182
Rückkehr.....	1194
Tod und Wiedergeburt.....	1213
Namensverzeichnis.....	1233

Vorbemerkung

Im Frühjahr 2002 war es wieder soweit: Meine chronische Sinusitis wurde stressbedingt akut und brachte mich für einige Zeit in jene Zwischenbereiche zwischen Leben und Tod, in die die meisten Menschen freiwillig nie geraten würden. Als es nach ein paar Wochen wieder galt, in ein geregeltes Leben zu kommen, wünschte ich mir jemanden herbei, der mich dabei an die Hand nahm. Wie immer nach einem solchen Krankheitserleben. Merkwürdiger Weise erschien diesmal jemand, nämlich ich selbst: als junger Mann, der in jenem Chaos von widersprüchlichen Gefühlen und Realitäten lebte, in denen ich mich als Jugendlicher und junger Erwachsener befand. Ich nahm dieses Angebot an und tauchte in meine eigene Vergangenheit ein – in Begleitung meines jugendlichen „Alter Ego“. Was ich dabei erlebte, goss sich schließlich in etwa fünfzig Seiten Text. Dabei wurde mir dabei schnell klar, dass dies nur der Anfang einer viel umfassenden Geschichte war. Ich tauchte immer tiefer in meine Vergangenheit und fing an, sie neu kennenzulernen und neu zu verstehen. Der Text wurde zu einem Roman, in dem ich mich sozusagen neu erfand. Parallel dazu wurde mein literarischer Zwilling, Johannes immer plastischer und lebendiger, je weiter ich seine Biographie schrieb und entwickelte – nach dem Vorbild natürlich meiner eigenen. Die Grenzen zwischen diesem literarischen Zwilling und mir verwischten zunehmend. Bevor ich den ersten Band, „anders anders“, fertig geschrieben hatte, kam ich manchmal durcheinander und wusste nicht, bin ich der Johannes, der sich später Jan nannte, oder der Hans-Joachim, der später Hajo hieß? Inzwischen bin ich beides; spätestens, seit ich auch den zweiten Band, „Beziehungsalgebra“, fertiggestellt habe.

Dass mein literarisches „Alter Ego“ nicht das „Ich“ ist, das sich in manchen anderen Autobiographien eloquent darstellt, hat nicht nur damit zu tun, dass auch im realen Leben mein „Ich“ immer schon ein bruchstückhaftes gewesen ist. Es kommt auch daher, dass ich den Doppelroman zu einer Zeit begonnen hatte zu schreiben, in dem sich das „Ich“, das ich war, nicht mit dem deckte, das ich sein wollte. Es fiel mir insbesondere schwer, zu den autistischen Aspekten meines Lebens ein akzeptierendes Verhältnis zu bekommen. Johannes sollte daher eigentlich der Hajo werden, der ich gerne sein wollte. Aber er wurde de facto zu dem, der ich war, weshalb sich beide Persönlichkeiten vermischten und nach einiger Zeit nicht mehr voneinander zu trennen waren. Im Lauf des

Schreibens kamen meine Biographie und die, die ich gerne gehabt hätte, tatsächlich zur Deckung. Damit beschreibt „Jan-Jan oder anders anders“ nicht nur die Biographie des autistischen Johannes, der gerne gefesselt werden mag und einen Parka mit Fellkapuze seine erste große Liebe nennen kann. Sie beschreiben auch meine eigene Biographie und den Prozess zu einer Biographie und einem Leben zu kommen, die ich voll und ganz bejahen kann.

Als ich 2002, an der Grenze zwischen Leben und Tod, in diesen Prozess eingestiegen war, hatte ich, wie mein ganzes Leben lang bis dahin, meine Biographie als Fluch erlebt, als eine Bürde, die ich zu tragen habe und die mich daran hindert, in meinem Leben das zu verwirklichen, was mir wichtig ist. Jetzt aber ist sie eine unerschöpfliche Quelle von nützlicher Lebenserfahrung, Inspiration und Lebensenergie. Eine Biographie, die ich gegen keine andere eintauschen würde.

Zu Lennart Adrian

„Lennart Adrian“ ist im Unterschied zu „anders anders“ und „Beziehungsalgebra“ Fiktion. Ich hatte das starke Gefühl, dass „Jan-Jan“ unvollständig bleibt, wenn nicht klar wird, wer sich hinter diesem Len verbirgt, dem Jan an seinem elften Geburtstag begegnet war. Lens – beziehungsweise Adrians – Biographie greift Aspekte auf, die Teil meiner Biographie hätten werden können; aber nicht wurden. Es ist eine Art Alternativbiographie in einer Möglichkeitsform, die auch viel von Wünschen und Sehnsüchten beinhaltet, die in meinem Leben vielleicht nicht zum Tragen kamen, aber deswegen nicht weniger real sind. Insofern ist auch Lens Biographie ein Aspekt meiner Biographie; so wie sie Jans Leben begleitet. Also Fiktion und wiederum keine Fiktion; wie sich Traum und Wirklichkeit im „wirklichen Leben“ durchdringen, durchdringen sich hier erinnerte und fiktive Biographie. Auch die anderen Figuren in dem Roman sind Aspekte meines Roman-Ichs, so wie ihre nicht-fiktionalen Vorbilder Teil meines nicht-fiktionalen Ichs sind. Auch sie stehen für Geschichten, die erzählt werden wollen, Kays und Enders Geschichten, Jans und Jannings, die der Zwillinge, Oles und Thorges Geschichten, sowie auch Patriks, Hannus und natürlich Hannas. Im Geflecht der Beziehungen zwischen diesen besonderen Menschen wird das fragmentierte Ich zu einem Ganzen – und etwas ganz anderem.

Zu den Zwillingsgeschichten

Wieder hat eine lange und intensive Krankheitsperiode mir die Zeit und die Motivation verschafft, tiefer in meine Biographie einzutauchen. Tatsächlich erlebe ich diese Biographiearbeit als etwas psychisch wie physisch heilsames, eine Beschäftigung, die mich nicht nur mit mir selbst, meiner Vergangenheit und meiner abgeschlossenen Kindheit verbindet, sondern auch und vor allem mit meiner Welt. Das Eintauchen in die eigene Biographie ist ein Eintauchen in ihre schier unendlichen Verzweigungen, die wie in einem Fraktal immer feiner werden und dabei auch immer wieder ähnliche – aber nicht gleiche – Strukturen zeigen. Den biographischen Gang in solche Verzweigungen habe ich in den Zwillingsgeschichten nachgezeichnet. Da gibt es welche, die für mich und mein Leben sehr grundlegend sind, etwa Niklas oder Patrik, aber auch welche, die mir recht fern sind, aber dennoch ein Teil von mir, etwa Malte oder Thorge. Aber das ist nicht entscheidend; entscheidend ist ihr Zusammenspiel, ihr Zusammentreffen und Auseinandergehen, ihre Interaktion und das, was ich vielleicht ihre Zwillingseigenschaft nennen würde: Die Fähigkeit, sich ineinander zu erkennen, als das, was sie sind, Teil einer Welt, die sich in meiner Biographie darstellt, wie auch in der aller anderen Menschen – oder sollte ich besser schreiben, Lebewesen?

Die Sonnenfinsternis am 11. August 1999 markiert einen besonderen Moment in meinem Leben. Sie war mir in meiner Kindheit als eine Art Zielpunkt meines Lebens erschienen und markiert genau das: Ein Moment in meiner Biographie, in der vielleicht nicht alle aber viele der Verzweigungen momenthaft zusammenkommen, um dann wieder auseinander zu driften. Ein Moment der Transzendenz, in der die komplette Biographie transparent wird und damit eine Umwandlung ermöglicht, die ihren Ausdruck unter anderem in diesem biographischen Roman findet.

anders anders



Hannes

Das Jahr hieß „1968“, und es war noch ziemlich jung, als es Johannes sanft in diesen Tag gleiten ließ, der von einer ganz besonderen Bedeutung durchzogen war; einer geheimnisvollen, für Johannes völlig unverständlichen Bedeutung: „Geburtstag“. Dieses Wort ging ihm immer wieder durch den Kopf, während er im Bett lag und die Gedanken vor seinem inneren Auge vorbeiziehen ließ. Er wusste nicht, was er von diesem Tag, dem „Geburtstag“, genau zu erwarten hatte, und war deswegen auch ein wenig beunruhigt. Johannes begrüßte den weißen Nebel, der dann endlich kam, um ihn in das zu hüllen, was seine Eltern „Schlafen“ nannten. Als sich der Nebel allmählich lichtete, stand plötzlich ein Junge vor ihm, der wie aus dem nichts erschienen war. Johannes war irritiert, diesen Jungen vor sich stehen zu sehen; wer war er, wo kam er so plötzlich her? „Ich heiße Hannes und ich teile mit dir etwas, wenn du auch etwas mit mir teilst“, sagte der Junge. „Hannes“ wiederholte Johannes immer wieder in Gedanken; er war vollkommen verwirrt. Seine Tante nannte ihn immer Hannes, obwohl er in Wirklichkeit Johannes hieß. Hannes klingt wie ein halber Name, dachte er; vielleicht nannte ihn die Tante so, weil er ein Kind war, ein halber Mensch. Johannes wollte aber ein ganzer Mensch sein und, wie alle anderen auch, einen ganzen Namen haben. Dass dieser Junge sich selbst als Hannes statt als Johannes vorstellte, fand Johannes noch merkwürdiger als den Umstand, dass er genauso hieß wie er selbst.

„Ich heiße Hannes, und ich teile mit dir etwas, wenn du auch etwas mit mir teilst“, sagte der Junge noch einmal. Johannes rätselte, was dieser geheimnisvolle Junge damit meinen konnte und was er wohl von ihm wollte. „Und?“, setzte der Junge mit dem halben Namen nach, „Was teilst du mit mir?“ Johannes hatte überhaupt keine Idee, was er sagen sollte. Was wollte der Junge damit sagen, mit „teilen“? Bedeutete es, dass er etwas in zwei Hälften teilen wollte? Und vor allen Dingen, was sollte geteilt werden, der Name etwa, Johannes in Jo und Hannes? So etwas konnte bestimmt nicht gemeint sein, das ergab ja gar keinen Sinn. So angestrengt Johannes darüber auch nachdachte, er kam zu keiner Antwort. „Was teilst du mit mir?“, fragte der Junge nach einer Weile noch einmal. Nachdem er ein drittes Mal gefragt hatte, sagte Johannes leise in sich hinein, „Ich weiß nicht.“ Er war ein wenig verzweifelt darüber, so nachdrücklich befragt zu werden und keine Antwort geben zu können. „Na gut“, antwor-

tete der Junge, „Dann weiß ich auch nicht, was ich mit dir teilen soll.“ Daraufhin entfernte er sich, ohne sich zu bewegen, einfach nur, indem er immer kleiner wurde. Kurz bevor er völlig verschwunden war, wiederholte er, „Ich weiß auch nicht, was ich mit dir teilen soll.“

Kaum war er verschwunden, sah Johannes sich selbst neben diesem Jungen auf einer Bank sitzen. Ihm fiel erst jetzt auf, dass der Junge die gleiche Kleidung trug wie er, dass er überhaupt genauso aussah wie er selbst. Allerdings gab es einen Unterschied: Während sein eigenes Gesicht klar und scharf zu erkennen war, sah das des Jungen verschwommen aus, wie wenn es in einen Nebel gehüllt wäre. Dennoch sah dieser Hannes Johannes zum Verwechseln ähnlich, wie eine Kopie. Beide sahen sie nach vorne und bewegten sich nicht; die Szene sah aus wie eine Fotografie. Dann verblasste der Junge, der vorgab, Hannes zu heißen, bis er wieder völlig verschwunden war und Johannes schließlich nur noch sich selbst regungslos auf der Bank sitzen sah.

Als er die Stimme seiner Mutter hörte, schrak er auf; sie hatte einen Kuchen mit 5 Kerzen in der Hand. „5 Kerzen“, dachte Johannes; seine Lieblingszahl war die 7. 5 mal 7 ergibt 35, dachte er nach; zwischen der 5 und der 7 ist die 6 und 6 mal 6 ergibt 36. Johannes war sich sicher, dass sich hinter den 5 Kerzen ein Geheimnis verbarg, das er lösen musste, ein Geheimnis, das bestimmt mit diesem besonderen Tag zu tun hatte, in dem er jetzt angekommen war. 5 mal 5 ergibt 25, während 7 mal 7 49 ergibt, und zwischen 25 und 49, genau dazwischen ist die 37. Die 3 ist genau zwischen der 2 und der 4, und die 7 zwischen der 5 und der 9. Aus der 5 und der 7 ergibt sich also die Reihe 35, 36, 37:

$$5 \times 7 = 35 \quad 6 \times 6 = 36 \quad \frac{1}{2} \times (5 \times 5 + 7 \times 7) = 37$$

Johannes war fasziniert: Es war in der Tat ein ganz besonderer Tag, dieser „Geburtstag“. Er dachte über den Traum nach, den er kurz vor dem Aufwachen hatte, von diesem Jungen mit dem verschwommenen Gesicht, der behauptete, dass er Hannes hieß, und genauso aussah wie er selbst – nur verschwommen. War Hannes vielleicht sein Kindernamen und Johannes sein Erwachsenenname? Das konnte eigentlich nicht sein, denn dann würden ihn ja alle Hannes nennen, aber das tat nur seine Tante; alle anderen nannten ihn Johannes. Vermutlich hatte seine Tante andere Gründe, ihn Hannes zu nennen, vielleicht, weil sie das Jo nicht aussprechen konnte oder Jo eine Bedeutung hatte, die sie nicht mochte. Hatte das Jo wirklich eine besondere Bedeutung, so wie dieser

Tag heute? Hannes klang für Johannes verstümmelt, wie ein abgeschnittener Name; erst das Jo macht ihn zu einem richtigen Namen. Hatte der Junge vielleicht deswegen ein verschwommenes Gesicht, weil er einen verstümmelten Namen hatte?

„Johannes wach auf; du willst doch nicht deinen Geburtstag verschlafen“, unterbrach ihn seine Mutter; der Kuchen mit den 5 Kerzen stand jetzt auf Johannes' Schreibtisch. „Du hast jetzt wirklich lange genug geschlafen. Nachher kommen ja die Kinder aus dem Kindergarten und vorher musst du dich noch waschen und frühstücken.“ Johannes erschrak; er hatte völlig vergessen, dass seine Mutter die Kinder aus dem Kindergarten zur Geburtstagsfeier eingeladen hatte. Er hatte deutlich vor Augen, wie sie ihn vor ein paar Tagen vom Kindergarten abholte und dabei ankündigte, dass er am Sonntag seinen Geburtstag feiern würde und dass alle Kinder dazu eingeladen wären. Das konnte nicht ihr Ernst sein, dachte er, wie konnte sie ihm nur so etwas antun? Sie wusste genau, wie anstrengend er die anderen Kinder fand, aber ihr war es wichtig, dass er auch mal mit anderen Kindern und nicht nur für sich alleine spielte. Das empfand er allerdings ganz anders; er mochte nicht mit anderen Kindern spielen, weil sie ihm zu grob und zu laut waren. Obendrein wusste er auch gar nicht, was er mit ihnen spielen sollte. Jetzt war er da, dieser Sonntag, der gleichzeitig auch ein Geburtstag war und allem Anschein nach nichts gutes verhieß. 35, 36, 37 – das schien doch eher ein schlechtes Vorzeichen zu sein; er hätte gewarnt sein müssen. Johannes überlegte sich, ob es nicht besser wäre, irgendwohin zu flüchten, bevor die Kinder kamen, in den Wald am besten. Die Kinder konnten schließlich auch gut ohne ihn spielen und Geburtstag feiern.

„Jetzt steh doch auf; dein Vater sitzt schon am Frühstückstisch und wartet auf uns“, drängelte seine Mutter. Johannes war aber überhaupt nicht danach aufzustehen. Nach einigem Zögern gab er schließlich dem Drängen seiner Mutter nach und stieg aus dem Bett. Während er sich anzog, überlegte er, wie er heimlich aus dem Haus schleichen konnte, aber das hatte kaum eine Chance, weil er dann an der Küche vorbei gehen musste, in der seine Eltern saßen. Wahrscheinlich war es besser, sich stattdessen in sein Zimmer einzuschließen, bevor die Kinder kamen. Johannes fühlte sich erleichtert, dass er zumindest in groben Zügen eine Strategie hatte, mit dem umzugehen, was ihn an diesem Tag erwarten würde.

„Ich heiÙe Hannes, und ich teile mit dir etwas, wenn du auch etwas mit mir teilst“, ging es Johannes immer wieder durch den Kopf. Er konnte sich an den Traum bis in alle Einzelheiten erinnern, er sah und hörte ihn, wie wenn es ein Film gewesen wäre, den er vor und zurück spulen und sogar anhalten konnte. Er sah sich diesen Jungen, der Hannes hieÙ, in Gedanken genau an; er sah wirklich genauso aus wie er selbst. Dabei fasste er in die Butter, als er sein Brot greifen wollte. Zum Frühstück aÙ er immer Butterbrote; Marmelade mochte er nicht und Wurst gab es nur zum Abendessen. „Benimm dich doch beim Essen“, sagte seine Mutter und der Junge wiederholte, „Ich weiÙ auch nicht, was ich mit dir teilen soll.“ So viel Johannes auch darüber nachdachte, er bekam nicht die leiseste Idee, was der Junge damit gemeint haben konnte. Was hätte er mit dem Jungen teilen sollen? Und was hätte der Junge dann mit ihm geteilt? Was meinte er überhaupt mit „teilen“? Einen Apfel kann man in zwei Hälften teilen, dachte Johannes; ging es darum, etwas in zwei Hälften zu teilen und, wenn ja, dann was? Das ergab alles keinen Sinn. Johannes konnte sich nicht erinnern, dass er jemals etwas geträumt hatte, was ihm hinterher so genau im Gedächtnis haften blieb und ihn auch derartig beschäftigte. Und dann war es so ein rätselhafter Traum mit einer so unverständlichen Botschaft. In Gedanken betrachtete er den Jungen wieder und wieder, wie er auftauchte, wie er redete und seine Fragen stellte, wie er am Ende wieder verschwand, indem er immer kleiner und blasser wurde, bis er nicht mehr zu sehen war. SchlieÙlich betrachtete Johannes sich selbst, wie er auf der Bank saÙ; zuerst neben diesem Jungen, der wie ein Zwilling Bruder aussah, und dann alleine, völlig bewegungslos wie ein Foto. Er hatte sich vorher nie so gesehen, dachte er, nie so wie in diesem Traum; nur im Spiegel und auf Fotos hatte er sich so gesehen, aber das war ganz anders; der Traum war viel wirklicher. Am meisten irritierte ihn, dass der Junge offensichtlich er selbst war; er trug die gleiche Kleidung und sah überhaupt genauso aus, nur eben mit unscharfem Gesicht. Johannes sah sich in sein eigenes Gesicht, das ungewöhnlich klar und scharf zu sehen war, so eigenartig deutlich, wie Gesichter sonst nie waren. Und er sah in das Gesicht des Jungen, der neben ihm auf der Bank saÙ und Hannes hieÙ; Johannes und Hannes, dachte er und lauschte dem Klang des Namens, „Hannes“.

„Was?“, fragte seine Mutter, „Was murmelst du?“ „Ach nichts.“ „Du bist heute besonders verträumt, habe ich den Eindruck.“ Johannes nickte. „Der Junge ist halt ein wenig verträumt“, sagte sie manchmal, wenn sie mit anderen über ihn

sprach, oder auch, „Er hat eine zu lebhaft Phantasie, sonst ist er aber ganz in Ordnung.“ Johannes wusste nicht genau, was damit gemeint war, aber es klang zumindest nicht beunruhigend. In Gedanken sah er sich wieder alleine auf der Bank sitzen, wie im Traum. Der Junge, Hannes, war verschwunden, aber dennoch irgendwie präsent, wie ein Schatten, wie ein heller Schatten, der sich gegen das Licht, in das die Szene getaucht war, gerade noch sichtbar abhob. Wenn Johannes genau hinsah, konnte er ihn erahnen. „Hannes“ klang es immer wieder in seinen Gedanken; er mochte den Klang nicht.

Am Nachmittag war es dann soweit; Johannes erstarrte förmlich, als er die Türklingel hörte. Jetzt galt es, schnell zu handeln. Er rannte zu seiner Zimmertür, um sie abzuschließen. Doch bevor er sie erreichte, öffnete sie seine Mutter von außen, um ihn zu holen. Johannes versuchte noch, seine Mutter wieder heraus zu schieben, aber er hatte keine Chance; sein Plan war gescheitert. „Ich bin krank und muss ins Bett“, sagte er noch in seiner Not, aber seine Mutter entgegnete ihm, „Jetzt stell dich nicht so an, die werden dich schon nicht beißen.“ Johannes fügte sich in sein Schicksal. Als er in die Küche kam, sah er mit Erstaunen den Geburtstagskuchen mit den 5 Kerzen auf dem Küchentisch stehen. Ihm war gar nicht aufgefallen, dass er von seinem Schreibtisch genommen und in die Küche gebracht worden war. „5 plus 7 ergibt 12, 5 plus 5 ergibt 10, 7 plus 7 ergibt 14; die 12 ist genau zwischen der 10 und der 14, und sie ist auch 6 plus 6“, dachte Johannes.

$$5 + 5 = 10 \quad 6 + 6 = 5 + 7 = 12 \quad 7 + 7 = 14$$

Es gefiel ihm, dass Plusrechnen und Malrechnen sehr ähnlich waren, aber es dennoch ermöglichten, jeweils andere neue Zahlen zu erzeugen, die in ähnlichen, besonderen Beziehungen zueinander standen.

Die ersten Kinder saßen auch schon am Küchentisch; es klingelte gleich noch einmal und kurze Zeit später wieder, sodass sich die Küche gefüllt hatte, bevor Johannes richtig mitbekam, wer alles gekommen war. „Jetzt werden wohl die meisten hier sein; schneidest du den Kuchen auf, Johannes?“, hörte er seine Mutter sagen, die ihn dann an der Schulter tippte, „Nicht träumen; schneide mal den Kuchen auf, damit wir anfangen können.“ Johannes musste nicht lange nachdenken, um sich zu entscheiden, den Kuchen in 7 Teile zu schneiden; das war eine echte Herausforderung, denn er hatte ja nur 5 Kerzen. Als Johannes fast fertig war, nicht ohne darauf stolz zu sein, dass es ihm tatsächlich gelun-

gen war, 7 einigermaßen gleich große Stücke zu erzeugen, sagte seine Mutter, „Was tust du denn da schon wieder? Ihr seid 9 Kinder und wenn Papa und ich auch noch ein Stück haben wollen, wären das 11. Du hast viel zu wenig Stücke geschnitten; gib mal her.“ Dann nahm sie das Messer und teilte jedes der 7 Stücke in der Mitte durch. Dadurch wurden es 14, und wenn 11 davon jetzt gegessen wurden, blieben 3 übrig, je eines für seine Eltern und für ihn. Johannes' Mutter war manchmal wirklich genial. Nach dem Kuchenessen forderte sie die Kinder auf, in Johannes' Zimmer zu gehen und dort zu spielen. Das lehnte Johannes aber entschieden ab und nach kurzer Diskussion gab es die Erlaubnis, die Geburtstagsfeier im Wohnzimmer stattfinden zu lassen.

Dort bekam er von seiner Mutter ein Geschenk überreicht, „Von Papa und mir“. Sein Vater war bereits geflüchtet – er ging, gleich nachdem er sein Stück Kuchen aufgeessen hatte. Es war ein Satz Bauklötze; runde, dreieckige und viereckige. Johannes holte die Bauklötze, die er bereits hatte, und fing an, zusammen mit den neuen Klötzen Türme daraus zu bauen. Er hatte inzwischen so viele, dass er richtig hohe Türme bauen konnte und danach sogar noch Bauklötze übrig waren. Mit denen baute er weitere Türme oder Mauern. Er war fasziniert davon, sich mit Bauklötzen Türme, Häuser, Mauern und Schlösser zu bauen, und stellte sich dabei vor, in diesen Bauwerken zu leben. Es gefiel ihm, sich seine Welt erst einmal selbst zusammenzubauen. Das war viel besser, als wenn alles schon vorhanden und vorgegeben gewesen wäre. So war es seine Welt, eine, in die er wirklich hineinpasste und in der er sich zu Hause fühlen konnte. Anders als jetzt, bei seiner Geburtstagsfeier. Die Kinder lärmten und brachten alles durcheinander; es war wie im Kindergarten – und Johannes mitdrin. Dabei fühlte er sich alles andere als zu Hause. Aber in Gedanken war er in seiner eigenen Welt mit ihren Türmen und Mauern und bekam vom Rest des Geschehens kaum mehr etwas mit. Nachdem er das Treiben fast unendlich lange ausgehalten hatte, beschloss er, dass jetzt genug war, und ging in sein Zimmer. Gleich danach kam allerdings seine Mutter und sagte, dass er die Kinder nicht einfach alleine lassen könnte; schließlich war es ja sein Geburtstag. Sie sagte aber auch, dass es ohnehin gleich Zeit für das Abendessen wäre und die Kinder demnächst nach Hause gehen würden. Auf diese Weise ermutigt gesellte sich Johannes noch einmal zu den Kindern und verabschiedete sie am Ende sogar, als sie gingen. Er war erleichtert, dass sie endlich vorüber war, diese Geburtstagsfeier.

Der Geburtstag war alles in allem ein sehr anstrengender Tag; umso mehr, weil er wie eine Naturkatastrophe über Johannes hereinbrach. Aber er hatte das alles gut durchgestanden und war froh, dass es vorbei war und er in seinem Zimmer endlich ungestört mit seinen neuen Bauklötzen spielen konnte. Dabei kam ihm die Idee, sich wieder unter seinem Schreibtisch eine Höhle aus Decken zu bauen. Das machte er manchmal, um dann hinein zu kriechen und in der Höhle mit seinen Bauklötzen zu spielen. Er baute dann mit seinen Holzbausteinen eine Mauer, die an beiden Enden jeweils von einem Turm abgeschlossen wurde, der fast bis an die Unterseite des Tisches ragte. Er wünschte sich, einen Kran zu haben, mit dem er seine Bauwerke richtig errichten könnte, so wie es in Wirklichkeit getan wurde. Kräne faszinierten ihn über alles und, egal wo er war, fiel es ihm sofort auf, wenn neue Kräne errichtet oder alte Kräne abgebaut worden waren. Er wünschte sich oft, in einer Welt zu leben, die vollkommen leer war und die er sich ganz von vorne selbst aufbauen konnte, so wie er die Mauer mit den Türmen baute. Nur er und sein Kran. Er würde mit einer großen Mauer und den Türmen, die dazu gehörten, beginnen, um sich und seine zerbrechliche Welt vor den Menschen zu schützen. Danach käme das Haus; ein ganz kleines, verwinkeltes Haus voller kleiner Nischen und Höhlen, in die er kriechen konnte. Das wäre dann wirklich ein Zuhause, das diesen Namen zu Recht haben würde, ein Ort, an den er wirklich gehörte, seine eigene Welt, dachte er. Johannes sah sich in Gedanken mit einem Kran die Mauer bauen, zu einem Viereck geschlossen, mit je einem richtig hohen Turm an jeder Ecke. Danach kam das Haus; er war begeistert, als er es in seinen Gedanken betrachtete: Besser hätte es nicht werden können. Er sah sich, wie er jeden Winkel des Hauses erforschte, in jede Nischen und Höhle kroch und ausprobierte, wie es sich anfühlte, sich darin verstecken.

Plötzlich sah er sich auf einer Bank sitzen, wie in diesem Traum, den er letzte Nacht hatte, alleine. Der Gedanken-Johannes, der auf der Bank saß, entfernte sich immer mehr, zusammen mit der Bank, bis er kaum mehr zu erkennen war. Nachdem er schließlich völlig verschwunden war, befand sich Johannes wirklich in einer leeren, hellen Welt, die wie geschaffen war, um sich dort ein Zuhause zu bauen. Er begann wieder, sich seinen Kran herbei zu denken, die Mauern zu bauen mit den Türmen und natürlich auch das Haus; das sollte sogar noch besser werden als beim ersten Mal. Danach erforschte er in Gedanken die Winkel und Nischen des Hauses, indem er sich in sie hinein begab und

erfühlte, wie es war, in ihnen zu sein. Solche Gedanken empfand Johannes als außerordentlich beruhigend und er mochte sie am liebsten für immer festhalten. Die Welt seiner Gedanken war seine eigene Welt, die in ihm war und in der er sein konnte, wenn er nicht dabei gestört wurde. Es war die wirkliche Welt. Um dort ungestört sein zu können, war er am liebsten alleine, in einer selbst gebauten Höhle oder auch draußen auf den Feldern oder im Wald. Er war gerne draußen, auch bei Kälte und Regen; das machte ihm alles nichts aus. Alleine war er ganz bei sich und in seiner Welt. Die Welt der anderen war dagegen überhaupt nicht seine, vor allen Dingen auch nicht die Welt seiner Eltern oder der anderen Kinder. Sie war ihm so fremd, dass er sich wunderte, wie er nur dahin geraten konnte. Es war offensichtlich, dass nicht dahin gehörte. Er war davon überzeugt, dass er es sich nur genügend intensiv wünschen musste, ganz in seiner Welt zu sein, und es würde geschehen; nicht nur in seinen Gedanken, sondern auch wirklich. Dann wäre er nur noch in seiner Welt und die Welt der anderen würde sich ihm nicht mehr aufdrängen. Er dachte oft daran aufzuwachen und in einer Welt zu sein, in der es keine Menschen gab; nur er alleine in einer Welt, die er für sich gestalten und einrichten konnte.

Ias

Johannes ging in einen katholischen Kindergarten, in dem es sehr streng zuging. Die Kinder durften nicht laut sein, mussten jeden Tag einen Mittagsschlaf halten, egal ob sie müde waren oder nicht, und durften beim Essen nicht klickern. Kinder, die sich nicht richtig benahmten und beispielsweise andere Kinder geärgert hatten, wurden von den Schwestern ausgeschimpft. Er ging nicht gerne in den Kindergarten, nicht nur, weil die Schwestern so streng waren, sondern vor allem auch weil die anderen Kinder so viel lärmten und tobten. Deshalb ging er oft gar nicht in den Kindergarten, sondern verbrachte die Zeit draußen, auf den Feldern oder im Wald. Da er genau wusste, wann er wieder zuhause sein sollte, bemerkten es seine Eltern auch nicht.

Einmal kam es sogar vor, dass ein Junge einen anderen mit einem Stock geschlagen hatte, der dann anfang zu heulen. Der Junge musste sich auf eine große Holzbank setzen, die an der Wand stand und auf der normalerweise niemand saß, weil sie für Kinder zu groß war. Dann wurde er mit einer Schnur an der Lehne festgebunden und musste ziemlich lange sitzen bleiben, bis er wieder losgebunden wurde. Die Schwester, die ihn festgebunden hatte, sagte, das sei seine Strafe. Johannes hatte alles genau beobachtet und sich dabei gefragt, was wohl genau dahinter steckte, hinter dieser „Strafe“, was wohl ihr Sinn war. Er wäre gerne auf der Bank gesessen, um die Kinder aus der Ferne beobachten zu können, aber er traute sich nicht, weil sonst niemand darauf saß. Daher verstand er nicht, was an dieser Strafe so schlimm sein sollte.

Auch wenn ihn diese Strafe nicht beängstigte, hatte er dennoch Angst vor den Schwestern, besonders vor Schwester Anne, die besonders laut schimpfte, so laut, dass ihm dabei die Ohren weh taten. Schlimmer als die Schwestern waren allerdings die anderen Kinder; sie waren nicht nur laut und oft auch grob, sie liebten es offenbar auch, Johannes beim Spielen zu stören. Ganz besonders ein Junge, der erst vor Kurzem in die Kindergartengruppe gekommen war und Ias hieß. Ias hieß eigentlich Tobias, aber Johannes war sich sicher, dass sein eigentlicher Name Ias war und er das Tob in dem Namen hatte, weil er immer so wild tobte. Was seinen eigenen Namen anging, Johannes, hatte er eine ähnliche Vermutung, dass nämlich der eigentliche Name Hannes war und man aus irgendwelchen Gründen ein Jo davor setzte. Was dieses Jo bedeuten sollte, wusste er allerdings nicht; auf jeden Fall klang sein Name mit dem vorange-

stellten Jo wesentlich besser als ohne; Hannes alleine klingt wie ein halber Name, fand er. Ias dagegen klang als Name gut, besser als Tobias, was ihm als Name noch weniger gefiel sogar als Hannes. Ias jedenfalls war besonders grob, gröber als die anderen Kinder, und er liebte es, andere Kinder zu schubsen, vor allen Dingen auch Johannes, der ihn dafür regelrecht hasste.

Johannes spielte im Kindergarten immer mit seinen Holzbauklötzen, die er von Zuhause mitbrachte. Daraus baute er Türme, die er wieder einstürzen ließ, wenn sie fertig gebaut waren. Die besondere Herausforderung bestand darin, einen Turm so zu bauen, dass er am Ende nur einen einzigen Bauklotz heraus schlagen musste, um den Turm komplett zum Einsturz zu bringen. Johannes spielte dieses Spiel schon lange und hatte sich inzwischen auch mit den regelmäßigen Unterbrechungen zum Essen, für den Mittagsschlaf, das gemeinsame Singen oder andere Spiele einigermaßen arrangiert. Er mochte diese Unterbrechungen zwar nicht, aber er hatte gelernt, dass es keinen Sinn machte, sich dagegen aufzulehnen. Auch an diesem einen Morgen, an diesem Tag, der für ihn ein ganz besonderer Tag werden sollte, packte er gleich, nachdem er kam, seine Bauklötze aus, setzte sich auf den Boden und fing an, den ersten Turm zu errichten. Am Abend zuvor war ihm eine Idee zu einer neuen Konstruktion gekommen, die es ermöglichen sollte, den Turm noch höher als bisher bauen zu können. Mit den neuen Bauklötzen, die er zu seinem Geburtstag bekommen hatte, konnte er inzwischen Türme bauen, die höher waren als er selbst.

Die Bestrafung im Kindergarten

Er hatte den Turm schon fast fertig gebaut, da spürte er einen kräftigen Stoß von hinten und fiel nach vorne direkt auf den Turm, der dabei zusammenstürzte. Natürlich war das wieder Ias; Johannes war wütend, zumal so etwas fast jeden Tag im Kindergarten passierte. Wie immer in solchen Situationen unterdrückte er seine Wut und sammelte die Bauklötze auf, um wieder von vorne mit dem Turmbau zu beginnen. Als er dann dabei war, seine neue Turmkonstruktion wieder zu errichten, war die Wut auch schnell verflogen. Nach einiger Zeit wurde Johannes noch einmal geschubst und riss dabei wieder den erst halbfertigen Turm um. Er schrie laut, „Lass das!“, und hörte mit Genugtuung Schwester Anne rufen, „Tobias, lass jetzt endlich den Johannes in Ruhe.“ Doch es dauerte nicht lange, da schubste ihn Ias ein weiteres Mal. Diesmal konnte Johannes den Stoß abfangen und den Turm vor dem Zusammenstürzen bewahren;

doch als Ias ihn gleich danach noch einmal schubste und er wieder auf den Turm fiel, konnte er kein Halten mehr. Johannes war eigentlich immer sehr vorsichtig im Umgang mit anderen Menschen und zeigte es gewöhnlich nicht, wenn ihn etwas ärgerte oder er wütend war. Aber es war jetzt das dritte Mal nacheinander, dass Ias ihm einen Turm zerstörte; so etwas hatte er im Kindergarten noch nie erlebt und konnte seine Wut nicht mehr zurückhalten. Er sprang auf und stürzte sich auf den verhassten Jungen, sodass sie zusammen auf den Boden fielen und Ias unter ihm zum Liegen kam. Johannes war außer sich und würgte Ias am Hals; der schrie wie am Spieß und gleich darauf kam auch Schwester Anne und schrie, dass sie sofort aufhören sollten.

Johannes erschrak mehr vor seinem eigenen Wutausbruch als von dem ganzen Geschrei und ließ den Jungen gleich wieder los. Er und Ias wurden dann von Schwester Anne am Arm gepackt und sehr unsanft hochgezogen. Sie schrie die beiden an, dass sich so keine normalen Kinder benahmen und dass sie mit den Eltern darüber reden würde. Sie drohte ihnen sogar, sie aus dem Kindergarten zu werfen, falls so etwas noch einmal vorkommen sollte. Dabei hielt sie die beiden so fest am Arm, dass es weh tat, fast noch mehr als ihre Stimme. Am Ende sagte sie, „Zur Strafe kommt ihr beide auf die Bank“, und Johannes erstarrte: Jetzt sollte er also selbst erfahren, was es mit der „Strafe“ auf sich hatte. Er blickte zu der Holzbank, die an der Wand stand und auf der er gleich als Strafe sitzen musste. Eigentlich war sie eine Erwachsenenbank, viel zu groß für Kinder, zu groß, um mit den Beinen auf den Boden zu kommen, zu groß auch, um sich richtig anlehnen zu können. Wahrscheinlich saß deswegen nie jemand auf der Bank.

Bei dem Gedanken, an die Bank gebunden zu werden, spürte er einen Moment lang Angst aufkommen, die aber gleich auch wieder seiner Neugier wich. Ihm fiel dabei ein, dass der Junge, der auf der Bank sitzen musste, weil er einen anderen geschlagen hatte, dabei weinte. Das hatte Johannes nicht verstanden; es war vielleicht nicht bequem, auf dieser zu großen Bank zu sitzen, aber so schlimm, dass man weinen musste, konnte es gar nicht gewesen sein. Johannes kam das mit der Strafe umso merkwürdiger vor, je mehr er darüber nachdachte. Schließlich forderte Schwester Anne die beiden Jungen auf, sich auf die Bank zu setzen und ging dann zu einem Schrank. Johannes und Ias kletterten auf die Bank und setzten sich nebeneinander hin. Die Bank war so groß, dass sie sich nicht anlehnen konnten, wenn sie ihre Beine über die Kante bau-

meln lassen wollten. Es war wirklich nicht besonders bequem, so zu sitzen, aber um sich anzulehnen, hätten sie die Beine ausstrecken müssen, weil der Sitz zu breit war, um sie baumeln zu lassen.

Dann kam Schwester Anne mit zwei Seilen, die normalerweise zum Seilspringen verwendet wurden. Johannes stellte sich vor, wie ihm gleich ein Seil um den Bauch gebunden und anschließend an die Lehne der Bank geknotet wird; und wie anschließend der Junge angebunden wurde, der ihn geärgert hatte. „Mit dir fange ich an“, sagte Schwester Anne, als sie vor Johannes stand; dabei legte eins der beiden Seile neben ihn auf die Bank. Als sie sich anschickte, das Seil um Johannes' Bauch zu wickeln, hob Johannes seine Arme in die Höhe, damit sie nicht versehentlich von dem Seil eingeklemmt wurden. „Arme runter“, herrschte ihn die Schwester an. Vor Schreck nahm er sofort seine Arme wieder herunter und presste sie seitlich an seinen Körper. Dabei schloss die Augen und biss die Zähne zusammen, weil er befürchtete, es könnte weh tun, wenn seine Arme zwischen dem Seil und seinen Körper eingeklemmt wurden. Als Schwester Anne das Seil zweimal um seinen Bauch und die Arme gewickelt hatte, stellte er mit Erleichterung fest, dass es nicht weh tat. Sie zog das Seil fest und machte einen Knoten hinein; dabei rutschten Johannes die Arme nach hinten, sodass er mit seinen Handflächen die Pobacken berührte. Dann schob sie ihn nach hinten bis an die Lehne; dabei musste er seine Beine ausstrecken. Sie wickelte das Seil um die Lehne der Bank und knotete es fest zusammen; seine Arme waren jetzt zwischen der Lehne und seinem Rücken eingeklemmt. Es tat überhaupt nicht weh, so festgebunden zu sein, es fühlte sich noch nicht einmal unangenehm an. Nur dass er seine Beine ausstrecken musste, fand Johannes ein wenig unbequem.

Schwester Anne wandte sich dann Ias zu, der angefangen hatte zu weinen und leise wimmerte, „Bitte nicht festbinden.“ „Das tut nicht weh“, sagte Johannes und die Schwester schrie ihn an, „Auf der Bank herrscht absolutes Redeverbot, hast du verstanden?“ Johannes erschrak und sagte kein Wort mehr. Ias hörte nicht auf zu weinen, während ihm das Seil ebenfalls um Bauch und Arme gewickelt wurde. Johannes bemerkte, dass ihm die Arme dabei nicht auf den Rücken gerutscht waren, sondern an der Seite blieben. Er versuchte, seine Arme ebenfalls zu den Seiten hin zu drücken, aber es ging nicht. Er war ganz fasziniert davon, auch mit großer Anstrengung seine Arme nicht bewegen zu können. In Gedanken sah er sich mit dem Seil um Bauch und Arme gewickelt auf

der Bank sitzen und spürte, wie seine Arme zwischen seinem Rücken und der Lehne eingeklemmt waren. Dann plötzlich spürte er ein warmes, behagliches Gefühl durch seinen Körper fluten; er war wirklich überrascht, wie angenehm diese Strafe war. Inzwischen war Ias auch an der Lehne festgebunden und weinte immer noch still vor sich hin. Johannes fand es reichlich übertrieben, wegen so etwas zu weinen; so schlimm war es wirklich nicht, hier auf der Bank zu sitzen, auf jeden Fall weniger schlimm, als angeschrien zu werden. Johannes war ganz eingenommen von diesen schönen, prickelnden Gefühlsschauern, die durch seinen Körper gingen; er fühlte sich wirklich wohl mit den Armen, die fest an seinen Körper gebunden waren. Er genoss die Entspannung, die er dabei verspürte, und träumte während dessen vor sich hin. Im Traum sah er sich neben Ias regungslos auf der Bank sitzen; Ias verblasste zunehmend und verschwand schließlich, sodass er nur noch sich selbst sah.

Zwischendurch fiel sein Blick auf Ias' Hand Ias neben ihm, die an seinem Körper festgebunden war. Ias weinte inzwischen nicht mehr und erduldete seine Strafe, ohne sich weiter etwas anmerken zu lassen. Johannes bemerkte, dass auch Ias' Hand sich von Zeit zu Zeit bewegte und vergeblich versuchte, ihre Position zu ändern. Er sah fasziniert dabei zu und drückte seine Hände ebenfalls gegen die Fesseln. Je stärker er den Widerstand spürte, der seine Arme und Hände an seinem Körper festhielt, desto intensiver spürte er die Gefühlschauer, die durch seinen Körper jagten. Er genoss diese unerwartet angenehmen und entspannenden Gefühle. Nach einiger Zeit kam Schwester Anne wieder und band die beiden nacheinander los. Johannes fand es schade, dass die Strafe so schnell vorüber ging; er hätte es durchaus noch länger aushalten können. Ias aber war wohl von dieser Strafe ziemlich beeindruckt; jedenfalls kam es seitdem nicht wieder vor, dass er Johannes gegen seinen Turm schubste. Johannes ging wieder zu seinen Bauklötzen und sah in Gedanken sich und Ias festgebunden nebeneinander auf der Bank sitzen. Er sah dabei, wie Ias' festgebundene Hand versuchte, sich zu bewegen, wie Ias weinte, als ihm das Seil umgewickelt wurde. Er fand, es war eine gute Strafe, und hoffte, bald wieder auf diese Weise bestraft zu werden.

Als er am Abend im Bett lag, gingen ihm noch einmal die Bilder von der Bestrafung durch den Kopf. Im fiel dabei auch der Traum ein, den er einige Zeit zuvor hatte und in dem er sich neben seinem Doppelgänger auf einer Bank sitzen gesehen hatte. Allerdings waren sie nicht festgebunden; dafür hatte aber jener

Junge einen ähnlich verstümmelten Namen wie Ias: Hannes. Er drehte sich zur Seite und nahm seine Hände auf den Rücken, wo er sie eng an den Körper presste, um sich dann wieder auf den Rücken zu drehen, dass er auf seinen Armen lag. Bereits nach kurzer Zeit machte sich wieder dieses angenehme Gefühl in ihm breit, einige Zeit später allerdings auch ein unangenehm taubes Gefühl in seinen Armen, auf denen er lag.

Einige Wochen später sah Johannes, wie wieder eines der Kinder auf die Bank musste, und beobachtete genau, wie dieser Junge festgebunden wurde, genauso wie er, mit dem Seil zweimal um Bauch und Arme. Johannes beobachtete ihn immer wieder aus den Augenwinkeln, bis er seine Strafe abgesessen hatte. Er wünschte sich sehr, dass er wieder festgebunden würde, und stellte immer wieder Überlegungen an, was er tun könnte, um wieder bestraft zu werden. Einmal wählte er sich fast am Ziel, als er von einem Jungen angerempelt wurde und „Lass das“ schrie, so laut er konnte. Schwester Anne herrschte die beiden gleich an, „Wollt ihr wohl damit aufhören?“ und Johannes fragte gleich in freudiger Erwartung, „Auf die Bank?“ „Wenn du unbedingt willst, musst du es nur sagen, dann kommst du wieder auf die Bank.“ Johannes wusste in diesem Moment nicht, was er antworten sollte, und starrte Schwester Anne schweigend an. Schließlich ging sie wieder und er wandte sich enttäuscht seinen Bauklötzen zu; er ärgerte sich noch eine ganze Zeit lang darüber, dass er diese Chance verpasst hatte.

Die Übung mit den Armen, die er sich an seinen Rücken presste, machte er von nun an fast jeden Abend und schlief danach mit angenehmen, entspannenden Gefühlen ein. Dabei dachte er meistens daran, wie er an die Bank gebunden wurde, und sah sich in Gedanken mit einem Seil, das zwei Mal um Bauch und Arme gewickelt und an der Lehne der Bank gebunden war. Dabei dachte er immer auch an den Jungen, der ihm vor einiger Zeit im Traum erschien und der in Wirklichkeit er selbst war. Er sah dann ihn und sich nebeneinander auf einer Bank sitzen, was so aussah, als würde er sich selbst zweimal sehen. Manchmal gelang es ihm auch, sich und diesen Hannes in Gedanken angebunden zu sehen, so wie es mit Ias im Kindergarten war.

Johannes' unheimlich heimliche Vorlieben

Die Schule war noch viel schlimmer als der Kindergarten. Es fing schon damit an, dass Johannes den Einschulungstest nicht bestand und deswegen in eine

Sonderschule kam. Die Lehrerin in der Sonderschule war sehr streng und schlug die Kinder mit einem Lineal auf die Hände, was ziemlich weh tat. Nach einem Schulhalbjahr kam Johannes in die normale Schule, wo die Kinder nicht mit einem Lineal geschlagen wurden. Dafür waren dort viel mehr Kinder, vor allen Dingen auch viel mehr gemeine Kinder, die Johannes jeden Tag hänselten; sie machten sich einen Spaß daraus, ihn zu verspotten, zu schubsen oder über den Schulhof zu jagen. Es nutzte auch nicht viel, dass Johannes versuchte, sich zu verstecken, um nicht in den Pausen von den anderen Kindern gehänselt zu werden. Meistens wurde er von einem Lehrer gefunden und auf den Pausenhof geschickt. Das einzig Gute an der Schule waren die Hausaufgaben; Johannes liebte Hausaufgaben. Am besten waren die Buchstaben, die sie malen sollten. Zehn mal sollten sie jeden Buchstaben malen, und als Johannes damit anfang, konnte er nicht wieder damit aufhören und malte hunderte davon, so sehr faszinierten ihn die Buchstaben. Er erfand auch neue Buchstaben, die viel interessanter aussahen als die, die sie in der Schule lernten. Oft fand er aber die Hausaufgaben langweilig und erfand dann eigene, viel spannendere Hausaufgaben, die er stattdessen machte.

In den Sommerferien nach dem ersten Schuljahr zogen Johannes' Eltern in ein neues Haus und in ein anderes Dorf. Mit dem Umzug hatte er sich schnell abgefunden; er fand den neuen Ort sogar ziemlich spannend. Das neue Haus stand mitten in einer Matschlandschaft, wo er grauen Lehm finden konnte, wenn er tief genug grub. Der eignete sich besonders gut, unterschiedliche Dinge zu formen, die nach dem Trocknen hart wie Stein wurden. Es dauerte auch nicht lange, bis er alle Kräne in der neuen Umgebung kannte; sie waren zwar lange nicht mehr so wichtig wie früher, hatten aber nach wie vor eine beruhigende Ausstrahlung auf ihn. Nach kurzer Zeit erschien ihm das neue Zuhause als ebenso gut oder schlecht wie das alte auch. Früher, vor dem Umzug, gab es diese endlosen Felder und Wälder, die er durchstreifte. Es gab auch die Bahngleise, auf die Johannes Münzen legte, die dann vergrößert wurden, wenn ein Zug darüber fuhr. Das gab es jetzt nicht mehr, aber dafür ein dicht bewachsenes Gelände in der Nähe, das Johannes' Lieblingsplatz wurde, weil es dort spannende Dinge zu entdecken gab. Vor allen Dingen war er dort ganz für sich.

Er kam in eine andere Schule mit anderen Kindern, die ihm nicht weniger fremd waren und die ihn auch nicht weniger hänselten als in der alten Schule. An einem Tag, Johannes war noch neu in der Schule, umklammerte ihn während der

großen Pause ein Junge von hinten und presste dabei seine Arme fest an seinen Körper. Johannes spürte ein angenehmes, warmes Schauern seinen Körper durchfluten, das sich noch steigerte, als die Umklammerung immer fester wurde; es war offensichtlich ein ziemlich kräftiger Junge, der Johannes festhielt. Ohne darüber nachzudenken, flüsterte Johannes nach hinten, „fester“, und der Junge drückte noch fester zu. Seine Arme rutschten dabei nach hinten, auf den Rücken. Plötzlich sah er in Gedanken sich, als er im Kindergarten an die Bank gebunden wurde, als seine Arme nach hinten rutschten, während ihm das Seil um den Bauch gebunden wurde. Ihm fiel auch ein, wie er einige Zeit später die Chance verpasst hatte, noch einmal bestraft zu werden. Er flüsterte noch einmal, „fester“, und der Junge drückte ihn so fest, dass es richtig weh tat. Johannes war wie betäubt von diesen wohltuenden Gefühlen, die ihn dabei durchströmten; er wünschte sich, der Junge würde ihn gar nicht mehr loslassen. Mit einer plötzlichen Bewegung kickte der ihm aber die Beine zur Seite und warf ihn auf den Boden. Das war ziemlich gemein, denn Johannes konnte sich beim Fallen nicht abstützen, weil der Junge seine Arme zu spät losgelassen hatte. Er schlug mit dem Gesicht auf den Boden; zum Glück passierte es auf dem Rasen. Johannes fühlte sich ziemlich benommen, als er auf dem Boden lag, und hörte, wie die Kinder über ihn lachten; es hörte sich an, als wenn es weit entfernt gewesen wäre.

Er dachte den ganzen Tag über an das Gefühl, dass er spürte, als er von diesem Jungen festgehalten wurde; er war davon so eingenommen, dass er von den übrigen Geschehnissen des Tages kaum etwas mitbekam. Als er schließlich abends im Bett lag, presste er wieder seine Arme auf den Rücken und legte sich darauf. Die wohligen Gefühle, die ihn dabei durchströmten, steigerten sich, als er sich vergegenwärtigte, wie es sich anfühlte, als ihm dieser Junge die Arme an seinen Körper presste. Er schloss die Augen und stellte sich vor, von diesem kräftigen Jungen festgehalten zu werden, so fest, dass es richtig weh tat. Schließlich tauchte in seinen Gedanken ein großer, kräftiger Junge auf, der sagte, „Ich heiße Hannes und ich werde dich bestrafen, weil ich gemein zu dir sein will.“ Johannes konnte das Gesicht des Jungen überhaupt nicht erkennen; es war völlig verschwommen. „Ich heiße Hannes, und ich werde dich bestrafen, weil ich gemein zu dir sein will“, sagte der Junge ohne Gesicht noch einmal. Johannes streckte seine Arme nach unten und drückte sie fest an seinen Körper. Der Junge begann schließlich, ein endlos langes Seil um

ihn herum zu wickeln. Das Seil drückte seine Arme, die wieder auf den Rücken gerutscht waren, fest an seinen Körper. Der Junge hörte gar nicht mehr auf zu wickeln, wickelte ihm das Seil um Bauch und Brust, sodass der seine Arme kein bisschen mehr bewegen konnte, dann auch um seine Beine, bis er vollkommen bewegungslos in einem dicken Knäuel steckte. Johannes spürte den entspannenden und zugleich erregenden Gefühlen nach, die dabei durch seinen Körper fluteten; das Beben in seinem Körper steigerte sich immens, bis er es kaum mehr aushalten konnte. Dann ließ es mit einem Mal nach, und Johannes musste sich unwillkürlich zur Seite drehen und seine Arme, auf denen er noch lag, befreien. Wie leicht er sich jetzt fühlte, fast schwerelos, wie geborgen und warm. Er bemerkte, dass es feucht zwischen seinen Beinen geworden war, und dachte zunächst, dass er gepinkelt hatte, ohne es zu wollen. Es war aber etwas anderes, etwas dickflüssiges. Johannes erschrak zuerst, aber beschloss, sich darüber keine weiteren Gedanken zu machen.

Noch in der Nacht kam ihm eine Idee. Er schlich in das Badezimmer, um seinen Bademantel zu holen und den Stoffgürtel aus den Schlaufen zu ziehen. Den wickelte er sich dann zweimal um den Bauch und knotete die Enden zusammen. Dann versuchte er, seine Arme zwischen den Gürtel und seinen Bauch zu zwängen. Das war nicht einfach und er benötigte einige Versuche, bis der Gürtel richtig saß, nicht zu eng und nicht zu weit, sodass er seine Arme gerade noch vorne zwischen Gürtel und Bauch stecken konnte. Nachdem er es ein paar Mal geprobt hatte, legte er sich unter die Bettdecke; auf keinen Fall durften ihn seine Eltern ihn jetzt ertappen. Er zwängte die Arme wieder unter den Gürtel, und schob sie nach hinten, auf den Rücken. Das war gar nicht so einfach, wenn er den Gürtel fest umgebunden hatte. So lag er eine ganze Weile und gab sich den Fluten warmer, beruhigender Gefühle hin, bis ihm die Arme einschliefen. Er schob sie dann wieder nach vorne, zog sie aus der Fesselung und schlief danach auch gleich ein. Nach ein paar Tagen wiederholte er das Experiment, wobei er sich diesmal auf den Bauch drehte, nachdem er seine Arme auf den Rücken gezwängt hatte. So schliefen seine Arme nicht mehr ein, und er konnte dieses wohltuende, beruhigende Gefühl deutlich länger genießen.

In der folgenden Zeit löste diese neue Übung die alte ohne Gürtel immer mehr ab; sie erwies sich als deutlich besser und intensiver. Wenn er sich ins Bett legte, wartete er immer eine Weile, bevor er den Bademantel aus dem Badezim-

mer holte; dabei achtete er immer peinlich darauf, dass seine Eltern es nicht bemerkten. Morgens brachte er ihn genauso heimlich wieder zurück. Als ihm dann die Idee kam, den Bademantel immer in seinem Zimmer liegen zu lassen, wurde aus diesem Experiment eine allabendliche Routine. Nach einiger Zeit kam Johannes die Idee zu einer neuen Variante, die er versuchen konnte: Er knotete die Enden des Gürtels so zusammen, dass er bequem beide Hände in die Schlaufe stecken konnte. Dann drehte er eine Hand so um diese Schlaufe, dass sie sich zwischen seinen Handgelenken in sich verwickelte, und seine Hände gefesselt waren. Mit einer umgekehrten Drehung der Hand konnte er die Fesselung mühelos wieder lösen. Nachdem er dies einige Male mit den Händen vorne geprobt hatte, legte er sich dazu auf den Bauch und fesselte sich seine Hände auf den Rücken. Das war mit großem Abstand das Beste, was er je erlebt hatte; er freute sich jeden Tag auf den Abend im Bett, wo er sich seinen Gürtelübungen hingeben konnte, die er immer wieder variierte. Manchmal gingen dabei die Gefühlsfluten und Erregungen so weit, dass sie sich regelrecht entluden und Johannes unvorstellbar entspannt, aber auch feucht zwischen Beinen hinterließen. Das kam nicht so oft vor und war ihm jedes Mal ein wenig unheimlich; er weigerte sich aber, darüber nachzudenken, als wenn es ein Verbot gegeben hätte, an das er sich strikt zu halten hatte. Auch wenn ihn das irritierte, das Gefühl der Entspannung hielt danach immer noch ein oder zwei Tage an.

Ein entscheidendes Manko dieser Fesselungen aber war, dass er sich selbst wieder daraus befreien konnte. Johannes stellte sich immer wieder vor, richtig gefesselt zu sein, ohne sich befreien zu können. Dabei sah er in Gedanken Ias auf der Bank, wie er versuchte, seine Hände zu bewegen. Er sah auch in Gedanken sich selbst festgebunden auf der Bank im Kindergarten, genau so, wie ihn Ias gesehen haben musste. Anders als im Kindergarten wurden in der Schule aber keine Kinder festgebunden; Johannes hätte das viel besser gefallen, als ausgeschimpft oder mit einem Lineal geschlagen zu werden, was auch manchmal vorkam. Die Schule war insgesamt kein guter Ort; der Kindergarten war zwar auch kein guter Ort gewesen, aber in mancher Hinsicht besser als die Schule, zumindest was die Strafen betraf.

Johannes war bereits in der vierten Klasse und kurz davor, in ein Gymnasium zu kommen, als geschah, was früher oder später geschehen musste. Als er an jenem Tag aus der Schule kam, zeigte ihm seine Mutter den Bademantelgürtel

und sagte, „Schau mal, was ich in deinem Bett gefunden habe.“ Der Gürtel war zusammengeknotet, genau so, wie er sein musste, damit sich Johannes die Hände damit fesseln konnte. Der Schreck fuhr ihm regelrecht in die Glieder, als er den Gürtel sah. Seine Mutter gab ihrer Verwunderung darüber Ausdruck und fragte ihn, warum der Gürtel so fest zusammengeknotet war und warum er unter seiner Bettdecke lag. Johannes schwieg beharrlich zu diesem Vorfall; in dieser Situation wäre er ohnehin nicht in der Lage gewesen, eine plausible Erklärung dafür zu geben. Er konnte es gar nicht richtig fassen, dass er so leichtsinnig geworden war und vergessen hatte, den Gürtel zu entknoten und an seinen richtigen Platz zurückzulegen. Später fielen ihm Erklärungen ein, die er hätte vorbringen können, beispielsweise dass er nur geübt hätte, einen richtigen Knoten zu kneten; aber da war es zu spät dafür. Das Beste war wohl, den Vorfall einfach zu ignorieren und in Zukunft genau darauf zu achten, bei den Gürtelübungen keine Spuren zu hinterlassen.

Es war eigentlich ein merkwürdiger Widerspruch: Einerseits kamen Johannes diese Übungen, die Fesselungen und die damit verbundenen Gefühle, sehr natürlich und naheliegend vor, aber andererseits hatte er dennoch das Gefühl, dass es besser war, diese Gewohnheit zu verheimlichen. Es war etwas von den Dingen, die ihm sehr wichtig waren, aber in der wirklichen Welt nicht vorkamen; niemand redete darüber. Nirgendwo sonst tauchte so etwas auf, außer als in Johannes' eigener Welt. Es gab einige Dinge, die es nur für Johannes zu geben schien und die er entsprechend auch völlig für sich behielt, beispielsweise die Bedeutungen der Zahlen oder das mit dem Fesseln. Eigenartigerweise waren es genau die Dinge, die ihm besonders wichtig und unverzichtbar erschienen. Das hatte den Effekt, dass mit der Zeit die Kluft zwischen den Welten, zwischen Johannes' Welt und der wirklichen Welt, immer deutlicher wurde und ihn auch immer mehr beschäftigte. Wie war es wohl für die anderen? Lebten sie auch in ihren eigenen Welten, getrennt von der wirklichen Welt, und hatten sie auch solche Geheimnisse, Dinge, die ihnen wichtig waren und die nirgendwo sonst vorkamen? Johannes hielt es für sehr unwahrscheinlich, dass alle es so erlebten wie er. So wie er es erlebte, musste es einen grundlegenden Unterschied zwischen ihm und den anderen Menschen geben. Alles andere wäre ziemlich unplausibel.

Len

Seit einem halben Jahr war Johannes auf dem Gymnasium. Obwohl ihm die Vorstellung, sich wieder an ein neues Gebäude und an neue Lehrer gewöhnen zu müssen, extrem zuwider war, war er insgesamt damit gar nicht so unglücklich. Die neue Schule hatte seine Hoffnung, dass alles nur besser werden konnte, nicht enttäuscht; er wurde lange nicht mehr so viel gehänselt und herumgeschubst wie vorher. Außerdem war die Klasse wesentlich kleiner und der Unterricht auch interessanter; insbesondere Englisch fand Johannes spannend. Er liebte es, neue englische Wörter zu erfinden und ließ sich dabei auch nicht dadurch entmutigen, dass seine Englischlehrerin kaum Interesse an seinen englischen Wortschöpfungen zeigte. Das Gebiet aber, mit dem er sich inzwischen am liebsten beschäftigte, die Astronomie, vermisste er auch auf dem Gymnasium. Und das, obwohl sie viel bedeutender war, als alles andere, was sonst in der Schule vorkam. Zum Beispiel die Frage, warum die Keplerschen Gesetze sowohl für die erdähnlichen als auch für die erdunähnlichen Planeten galten; Johannes hatte auf diese Frage nie eine plausible Antwort erhalten.

Im Dorf gab es einen riesigen Supermarkt voller unterschiedlicher Sachen, hell erleuchtet und unvorstellbar bunt. Von dem fühlte sich Johannes geradezu magisch angezogen. Es war noch gar nicht so lange her, dass ihn seine Mutter zum Einkaufen in den Supermarkt mitgenommen hatte. Mit einem Mal wurde ihm klar, wo die vielen Sachen herkamen, sie sie immer mitbrachte. Besonders faszinierten ihn die unterschiedlichen Sorten Schokolade, die es dort gab. Seine Mutter brachte immer nur Nussschokolade mit, aber es gab noch viele andere Sorten. Dennoch blieb er bei der Nussschokolade; an die hatte er sich bereits gewöhnt.

Wieder einmal, wie jeden Winter zuverlässig immer um dieselbe Zeit, war Geburtstag, der elfte diesmal, 11, eine Zahl mit zwei gleichen Ziffern. Mit sich selbst multipliziert ergibt die 11 121, die wiederum mit 11 multipliziert 1331 ergibt. So ließ sich eine Reihe von Zahlen erzeugen, 11, 121, 1331, 14641, die alle symmetrisch waren und damit etwas besonderes darzustellen. Dann aber kam die 161051, die so gar nicht in die Reihe passte. Johannes forschte nach; er stellte fest, dass eine Zahl in dieser Reihe erzeugt wurde, in dem die jeweils benachbarten Ziffern der Vorgängerzahl miteinander addiert wurden und zuletzt vorne und hinten eine 1 angehängt wurde. Das erklärte auch das Erscheinen

der 161051 in der Reihe; in Wirklichkeit hieß diese Zahl 15(10)(10)51, was in die Reihe der Zahlen davor passte, aber 10 war eben keine Ziffer mehr. Johannes beschloss, eine Ziffer für die 10 zu erfinden, um die Reihe fortsetzen zu können. Doch dafür benötigte er immer mehr neue Ziffern, zuerst eine für die 15, dann eine weitere für die 20 und so weiter; schließlich müssten unendlich viele neue Ziffern erfunden werden, damit die Reihe nie aufhörte, eine Reihe von besonderen Zahlen zu sein.

11 121 1331 14641 15101051 1615201561

Als Geschenk bekam er den Spielzeugkran, den er sich vorher gewünscht hatte; er war riesig und über eine Kurbel leicht zu bedienen – er hatte alles, was einen Kran ausmachte. Johannes liebte Kräne immer noch, wie schon als kleines Kind; jedes Mal, wenn er entdeckte, dass irgendwo ein neuer Kran auftauchte, freute er sich wie früher darüber, und war traurig, wenn er feststellen musste, dass irgendwo wieder einer verschwunden war. Seit er die Idee hatte, sich einen Kran zum Geburtstag zu wünschen, sehnte er diesen Tag voller Ungeduld herbei. Jetzt konnte er es kaum fassen, ihn vor sich zu sehen und Bauklötze daran zu hängen, um sie hoch zu kurbeln und woanders wieder herunter zu lassen. Zu seinem elften Geburtstag bekam er aber noch etwas anderes, völlig unerwartetes: Zwei silbern glänzende, runde Münzen. Das war Geld, das wusste er, und er erkannte sofort, dass es sich um zwei Markstücke handelte. Zweimal die 1, dachte er, und in seinen Gedanken taten sie sich zur 11 zusammen und begannen die ihm vertraute Reihe zu bilden, 11, 121, 1331 und so fort. Seine Eltern erklärten ihm, dass er von nun an Taschengeld bekäme, zwei Mark jeden Monat. Johannes wunderte sich ein wenig darüber, dass es „Taschengeld“ hieß; damit war wohl gemeint, dass es in eine Tasche gesteckt werden musste, in die Hosentasche etwa. Doch er mochte es nicht, wenn Dinge in der Hosentasche steckten, weil sie ihn dann drückten. Als er sich entschied, es in einer Schachtel aufzubewahren, fragte er sich, ob es dann immer noch „Taschengeld“ war, obwohl es in einer Schachtel lag. Er wusste zwar nicht warum, aber es erfüllte ihn mit einem gewissen Stolz, jetzt Taschengeld zu bekommen; es war eindeutig ein Zeichen der zwei Einsen und der Reihe besonderer Zahlen, die sie bilden konnten. Seine Mutter versuchte, ihm zu erklären, dass es nicht zum Sammeln gedacht war, sondern er sich damit etwas kaufen sollte. „Das Taschengeld ist dafür da, dass du dir etwas kaufen kannst, was du gerne haben möchtest; eine Tafel Schokolade vielleicht, oder auch etwas anderes.

Was du möchtest eben.“ Doch diese Erinnerung an diesen besonderen Geburtstag der zwei Einsen musste er aufbewahren, dachte er, so etwas konnte er nicht einfach gegen Schokolade eintauschen.

Der Junge mit der Kapuzenjacke

Die nächsten Tage dachte Johannes immer noch über sein Taschengeld nach. Nicht zuletzt, weil seine Mutter ihn ein zweites Mal daran erinnerte und fragte, ob er denn wirklich nichts davon kaufen wollte, beispielsweise eine Tafel Schokolade. Am Ende entschied er sich, eines der beiden Markstücke aufzubewahren und mit dem anderen etwas zu kaufen. Schokolade fand Johannes eigentlich ganz lecker und so entschied er sich nach einigen Überlegungen, dem Vorschlag seiner Mutter zu folgen und von dem Taschengeld im Supermarkt eine Tafel seiner Lieblingsschokolade zu kaufen, Schokolade mit Haselnüssen. Dafür hatte er bereits eine der beiden Geburtstagsmünzen bestimmt. Er nahm sie aus seiner Taschengeldschachtel, steckte sie in die Hosentasche und ging zum Supermarkt, um sich dort eine Tafel Nussschokolade aus dem Regal zu nehmen. Es gefiel ihm gut, alleine einzukaufen, noch dazu mit seinem eigenen Geld; er war jetzt ein echter Junge, dachte er, kein Kind mehr. Als er an der Supermarktkasse in der Warteschlange stand, hörte er hinter sich eine Stimme, die ihm unbekannt war. „Nussschokolade ist ja wirklich lecker; ich hab' aber eine weiße Schokolade, die schmeckt noch viel besser. Willst du sie gleich probieren und ich darf dann von deiner ein Stück probieren?“

Als Johannes sich umdrehte, sah er in das Gesicht eines ihm unbekanntem Jungen. Er hatte blonde Haare und Gesichtszüge, die Johannes regelrecht unwirklich vorkamen, so klar und so deutlich: Sein Mund, die Nase und seine blauen Augen, die direkt in Johannes' Augen blickten, passten auf eine ungewöhnlich harmonische Weise zusammen. Noch nie hatte er ein solches Gesicht gesehen; überhaupt hatte er noch nie bei irgendetwas das Empfinden gehabt, es schön zu finden; das Wort „schön“ hatte in diesem Moment erst für ihn eine Bedeutung erlangt. Es sah sich den Jungen genau an. Unter seiner Jacke trug er einen Rollkragenpullover und ein Hemd, worüber sich Johannes wunderte, weil er selbst immer nur Rollkragenpullover oder Hemd anhatte, nie aber beides zusammen. Dann fiel ihm auf, dass die Jacke eine Kapuze hatte; nicht nur das, die Jacke hatte innen ein Futter, das wie eine Art Fell aussah und wie eine zweite Jacke eingeknüpft war. Auch die Kapuze hatte so ein Futter.

Es war ihm unmöglich, seinen Blick von der graugrünen Jacke des Jungen zu lösen und nicht die Kapuze mit dem Futter auf der Innenseite anzustarren. Ihn durchflutete dabei ein angenehmes, sanftes Schauern, das er in seinem ganzen Körper spürte; er war sehr irritiert. Dieser Junge war völlig anders als alle anderen Kinder, die ihm bis dahin begegnet waren. Er hatte ein Gesicht, ein richtiges Gesicht, ohne die Schatten, die Gesichter ansonsten so undeutlich werden lassen, ohne den Nebel, mit dem Gesichter sonst umgeben waren. Vor allen Dingen trug er aber dieses unglaublich faszinierende Kleidungsstück mit Kapuze. Johannes fühlte sich wie in einem Traum. „Junger Mann, du bist dran.“ Jäh aus seinen Gedanken gerissen streckte er der Kassiererin die Schokolade hin und kramte aus seiner Hosentasche das Taschengeldstück, das er ihr dann ebenfalls reichte. Sie nahm das Markstück und legte ihm zwei grüne und eine rotbraune Münze auf die Hand; zweimal 10 und einmal 1 Pfennig. Schon wieder die Einsen:

10101 11111 122221 1344431 147888741

Dann bezahlte der blonde Junge, während Johannes umständlich sein restliches Taschengeld wieder in die Hosentasche steckte, ohne dass dabei sein Blick von dem Jungen und seiner der Kapuzenjacke wich. Nachdem er bezahlt hatte, fragte er noch einmal, „Und? Willst du nun von meiner weißen Schokolade probieren?“ Johannes nickte. „Dann lass uns vor die Tür gehen.“ Johannes starrte den Jungen an, der in dieser grünen Jacke mit der gefütterten Kapuze steckte. Er dachte sich, damit muss es etwas ganz besonderes auf sich haben, dass er ihm begegnete, diesem Jungen mit den klaren Gesichtszügen und den blauen Augen, die ihn so direkt ansahen; und dass dieser Junge ihn ansprach und seine Schokolade mit ihm teilen wollte. „Teilen“, ging Johannes durch den Kopf und in Gedanken hörte er den Jungen aus seinem Kindheitstraum sagen „Ich teile mit dir etwas, wenn du auch etwas mit mir teilst“ – die Schokolade! Das musste es sein, das meinte jener Hannes im Traum mit „Teilen“. Johannes wollte sie eigentlich mit nach Hause nehmen, um erst einmal nur ein kleines Stück davon zu essen und sich den Rest für die kommenden Tage aufzuheben. Und weiße Schokolade mochte er eigentlich auch nicht so gerne; aber darum ging es jetzt offensichtlich nicht. Gebannt beobachtete Johannes den Jungen, wie er den Reißverschluss seiner Jacke bis obenhin zuzog und die Jacke zuknöpfte. Eine Jacke mit Reißverschluss und Knöpfen; das war wirklich besonders. Dann zog er eine Mütze aus einer seiner Taschen, setzte sie sich auf und

gleich danach mit einem Schwung die Kapuze darüber. „Komm“, sagte der Junge, und sie gingen beide aus dem Supermarktgebäude.

„Hast du keine Mütze?“, fragte er, als sie über den Parkplatz liefen, und Johannes schüttelte den Kopf. Draußen lag Schnee und es war wirklich kalt, aber Johannes trug nie eine Mütze und erst recht keine Kapuze. Er hatte noch nicht einmal eine Jacke mit Kapuze, außer seiner Regenjacke, die er allerdings nur dann anhatte, wenn es richtig regnete. Während der Junge neben ihm lief, blickte Johannes immer wieder zur Seite, um ein Bild von diesem Jungen mit der olivgrünen Kapuze und der rotbraun gemusterten Mütze darunter zu erhaschen. Ihm war die Vorstellung, eine Mütze oder eine Kapuze auf dem Kopf zu tragen, eher unangenehm gewesen. Auch wenn es richtig kalt war, hatte er lieber nichts auf seinem Kopf; Kälte machte ihm nichts aus. Sie liefen zusammen quer über den Parkplatz und blieben am Rand stehen.

„Ich heiße Len“, sagte der Junge dann, „Ich wohne eigentlich in Norddeutschland und bin hier mit meinen Eltern in einer Pension. Sie machen hier Urlaub und besuchen meine Oma, die gerade eine Kur macht.“ Johannes starrte unentwegt auf die Kapuze, die Len aufhatte, und auf die Mütze darunter; er war verwirrt von den erregenden Gefühlen, die er dabei spürte, von der Besonderheit dieses Jungen und überhaupt von dieser Begegnung. Er war sich auch überhaupt nicht sicher, ob er vielleicht alles nur träumte. „Len“, klang es in seinem Kopf; einen solchen Namen hatte er noch nie gehört. „Len? Das ist ja ein komischer Name“, sagte er dann, fasziniert darüber, dass dieser besondere Junge auch einen besonderen Namen hatte. „Len ist eine Abkürzung. Ganz heiße ich Lennart Adrian.“ „Lennart Adrian“, klang es mehrmals hintereinander in Johannes' Kopf, während sein Blick kein Stück von dieser Kapuze wich, „Lennart Adrian“. „Und du? Wie heißt du?“, fragte ihn Len und Johannes antwortete, „Johannes“. „Also Jan“, sagte Len. „Jan? Wieso Jan?“ Johannes verstand nicht, was der Junge damit sagen wollte. „Jan ist eine Abkürzung für Johannes. Das habe ich gelesen. Ich finde es gut, Namen abzukürzen; sie klingen dann viel besser.“ Johannes hatte sich noch nie Gedanken darüber gemacht, dass Namen auch Abkürzungen haben und man auch die abgekürzten Namen statt der richtigen verwenden kann. Schon gar nicht, dass er deswegen jetzt nicht nur Johannes, sondern auch Jan hieß, so wie Lennart Adrian auch Len hieß. „Len-Jan“, klang es in Johannes' Kopf. Len hatte recht: Es klang wirklich gut.

Johannes lauschte diesem Klang in seinen Gedanken und beobachtete das Gesicht des Jungen mit so einem klingenden Namen hatte und einer gefütterten Jacke mit Kapuze, die er aufhatte, obwohl er eine Mütze trug. „Ist was mit mir?“, fragte er. Johannes sah, dass ihm Len ein Stück seiner weißen Schokolade reichte; er hatte gar nicht bemerkt, wie er sie öffnete, so sehr war er in seinen Gedanken und Träumen versunken. „Nein“, sagte er und „Danke“, als er das Stück nahm und sich in den Mund schob. „Der Parka ist ein echter Bundeswehriparka; den habe ich zum Geburtstag bekommen. Schau mal“, sagte Len und zeigte auf die beiden Fahnen, die oben an den Ärmeln angenäht waren, „mit Abzeichen. Gibst du mir jetzt auch ein Stück von deiner Schokolade?“ Parka hieß wohl so eine gefütterte Jacke mit Kapuze. Johannes öffnete seine Schokolade und gab Len ein Stück davon. Sie aßen dann zusammen die beiden Tafeln Schokolade ganz auf.

Johannes erfuhr, dass Len zwölf Jahre alt war und auch auf ein Gymnasium ging. Vielleicht, dachte Johannes, gab es auch auf seinem Gymnasium solche besonderen Jungs mit einem besonderen Gesicht, die einen Parka und einen besonderen Namen hatten, den man obendrein noch abkürzen konnte. Allerdings war ihm so etwas in seiner Schule noch nicht aufgefallen. Er erzählte, dass man auf seinem Gymnasium nichts über Astronomie lernen würde, und fragte Len, wie es in dem Gymnasium war, auf das er ging, ob man da etwas über die Astronomie lernte. Doch Len wusste noch nicht einmal, was Astronomie bedeutete. „Na, über Sterne, Planeten aus Stein und Planeten aus Gas, die vielen Monde und die Sonne. Weißt du, dass Jupiter 14 Monde hat und Saturn 10? Jupiter ist viel größer als Saturn und deswegen hat er mehr Monde; die Erde ist winzig klein und deswegen gibt es hier nur einen Mond.“ Len schüttelte den Kopf. Johannes dachte darüber nach, dass es eigentlich nicht passt, dass Venus gar keinen Mond hat, obwohl sie nur ein klein wenig kleiner ist als die Erde, der Mars dafür gleich zwei Monde, obwohl er viel kleiner als Erde und Venus ist. Dafür sind aber seine Monde winzig klein. Nachdem sie ihre Schokoladen aufgegessen hatten, sagte Len, dass er jetzt gehen musste, weil seine Eltern und seine Oma auf ihn warteten. „Du bist ein Netter, Jan, wirklich. Schade, dass ich morgen wieder nach Hause fahre, aber vielleicht treffen wir uns ja irgendwann wieder“, sagte er und gab Johannes die Hand. Johannes fand es eigenartig, dass Len ihn Jan nannte, aber irgendwie gefiel es ihm auch, einen neuen Namen zu haben.

Er hätte auch gerne gesagt, dass er ihn auch wieder treffen wollte, ja ihn unbedingt sogar wieder treffen musste. Er wusste aber nicht, wie er es sagen sollte, sodass ihm kein Wort über die Lippen kam. Er musterte noch einmal genau den Parka, der ihn so faszinierte, mit diesem Jungen darin, der die Kapuze aufhatte. „Lennart Adrian“, dachte er dabei immer wieder und beobachtete den Jungen noch eine Weile von hinten, wie er sich entfernte und schließlich verschwunden war. Dann ging auch Johannes nach Hause. „Len-Jan“, klang es in seinem Kopf, und dieses Bild von Len in seinem Parka, wie er sich die Kapuze über seine Mütze zog, prägte sich tief in ihm ein. Auf dem Weg nach Hause dachte er über diese merkwürdigen Gefühle nach, die dieser Junge in ihm auslöste. Zu Hause legte er sein restliches Taschengeld, 21 Pfennige, in die Schachtel zurück und gab sich seinen Gedanken hin. Er dachte auch über Abkürzungen von Namen nach und plötzlich kam ihm der Gedanke, dass vielleicht auch Hannes eine Abkürzung für Johannes war, so wie Jan. Jan gefiel ihm allerdings wesentlich besser als Hannes, auch besser als Johannes, viel besser sogar – Jan war ein richtig guter Name, fand er, fast so gut wie Len.

Auch nach Wochen ging Johannes diese Begegnung nicht aus dem Kopf. Er war erstaunt, wie deutlich er sich an Lens Parka erinnern konnte, an die Kapuze und vor allem auch an sein Gesicht. Es dauerte eine Weile, bis ihm auffiel, dass Len auch in seinen Erinnerungen ein so deutliches Gesicht hatte wie niemand sonst. Auch seine Stimme, die diesen Namen aussprach, „Lennart Adrian“, war so klar und deutlich in seiner Erinnerung wie seine eigene innere Stimme. Die anderen Menschen hatten dagegen alle eine undeutliche Stimme und ein verschwommenes Gesicht. Gesichter konnte sich Johannes daher normalerweise so gut wie gar nicht einprägen und nur schwer auseinanderhalten. Len war zweifellos ein ganz besonderer Junge, nicht nur seines Gesichtes wegen, sondern auch weil er den Parka mit dieser faszinierenden Kapuze trug und einen besonderen Namen hatte, der sich abkürzen ließ. „Len-Jan“, was für ein besonderer Klang. Wenn es nur eine Möglichkeit gäbe, Len wieder zu treffen; Johannes dachte oft daran, wie es wäre, wenn Len plötzlich wieder auftauchen würde, auf dem Weg zur Schule, im Supermarkt oder gar auf dem verwilderten Gelände, auf dem er sich so gerne aufhielt.

An einem Abend einige Wochen nach der Begegnung, als Johannes schon einige Zeit im Bett lag und – wie so oft abends – über Len nachdachte, stellte er sich in Gedanken vor, Len wieder zu begegnen. Er hörte die Türklingel und sah

sich aufspringen, um die Tür zu öffnen. „Hallo Jan, kommst du?“, fragte Len, der vor der Tür stand. Johannes sah ihn sehr deutlich: Er trug seinen Parka und hatte die Kapuze auf mit seiner Mütze darunter. „Kommst du?“, fragte er noch einmal. Jan sagte „Ja“ und zog sich seine Schuhe an. Dann nahm er seinen Parka vom Garderobenhaken, der genau wie Lens Parka ein Bundeswehriparka war, und zog ihn sich über. Nachdem er ihn zugeknöpft hatte, zog er aus der Tasche eine rotbraune Mütze, setzte sie sich auf und zog die Kapuze darüber. Als er sich in Gedanken so sah, in dem Parka, mit Mütze und Kapuze darüber, und spürte, wie die Kapuze über die Mütze glitt, breitete sich augenblicklich dieses erregendes Gefühl in seinem Körper aus, ähnlich wie dieses Erschauern, das er spüren konnte, wenn er sich seine Arme auf den Rücken fixierte. In dem Moment, als Johannes, das heißt Jan, sich in Gedanken seine Kapuze übergezogen hatte, löste sich dieses Gefühl und wich einer tiefen Entspannung; das Bild verblasste. Der Gedanke an den Parka, vor allem an die Kapuze, lösten in ihm offenbar ähnliche Gefühle, eine ähnliche Erregung und anschließende Entspannung aus, wie wenn seine Hände gefesselt waren. Johannes fand diesen Zusammenhang ziemlich eigenartig und auch ein wenig beunruhigend; was hatte das miteinander zu tun? Ob es Len etwa auch mochte, gefesselt zu sein? Er war sich sehr unsicher, ob er sich so etwas vorstellen konnte; Len festgebunden an einer Bank, das passte irgendwie gar nicht.

Diese Begegnung mit Len war ein Wendepunkt in seinem Leben, das wurde Johannes nach und nach klar. Er war jetzt nicht mehr alleine in seiner Welt. Mit Len war der Hannes aus seinem Traum in die wirkliche Welt gekommen, auch wenn Len ganz anders aussah und einen anderen Namen hatte. Bis dahin war seine Traumwelt die wirkliche Welt, seine Welt, in der er lebte, weil er dorthin gehörte und nicht weil dort die anderen Menschen waren. Die Welt der Menschen war ihm immer fremd gewesen, fremd und weit weg, sehr weit weg. Jetzt kam es ihm vor, als hätte er die Welten gewechselt. Plötzlich fand er sich in der Welt der Menschen wieder. Trotzdem war ihm seine Traumwelt nahe geblieben; er war halb in der einen, halb in der anderen Welt.

Seit der Begegnung mit Len wünschte sich Johannes oft, er wäre ein anderer, ein Junge, der Jan heißen würde und der einen Parka mit Kapuze hätte. Abends träumte er gerne davon, wie er, Jan, seinen Parka anzog und sich die Kapuze überstreifte. Er konnte sie dabei wirklich auf seinem Kopf spüren, und gab sich dann den erregenden und zugleich beruhigenden Gefühlsschauern

hin, die sie ihm auslöste. Es war offensichtlich, dass sich seine Welt von der anderer Menschen viel mehr unterschied, als er sich es überhaupt vorstellen konnte. Johannes dachte sich, dass wahrscheinlich alle Menschen in unvorstellbar unterschiedlichen Welten lebten. Es war ein Wunder, dass sie sich überhaupt miteinander verständigen konnten. Manche Menschen konnten sich sehr gut verständigen, andere weniger; zu denen gehörte offenbar Johannes. Ob das etwas mit dem Grad der Unterschiedlichkeit der Welten zu tun hat, in denen sie leben? Kann man diesen Grad wenigstens messen oder berechnen, wenn man sich ihre Unterschiedlichkeit schon nicht vorstellen kann? Das war ein ähnlich schwieriges Problem wie das mit den erdähnlichen Planeten und den Keplerschen Bewegungsgesetzen. Auch diese Gesetze berücksichtigten nicht, dass die Planeten, die sie beschrieben, sich sehr voneinander unterschieden, was Johannes als höchst unbefriedigend empfand. Alleine schon die Ringe um den Saturn sind etwas derart besonderes, dass es Gesetze geben musste, die diesen Planeten als einen besonderen Planeten auszeichneten; aber genau das taten Keplers Gesetze nicht. Und das ist nur ein Beispiel. Vielleicht ist es ja grundsätzlich schwierig, Dinge zu messen, die man sich nicht vorstellen kann.

Johannes fragte sich, ob Len seine Welt nur mit ihm teilte, oder ob er auch in jener eigenartigen Welt lebte, in der sich auch alle anderen Menschen aufhielten. Len, Lennart Adrian, musste zu seiner Welt gehören und nicht zu der anderen, da war sich Johannes ganz sicher. Warum sollte er sonst einen Parka haben mit einer Kapuze, die er sich über die Mütze zog? Warum sonst hatte dieser Junge ein so deutliches, klares Gesicht und einen Namen, der so wunderbar und verheißungsvoll klingt wie Lennart Adrian? Johannes verbrachte viel Zeit mit solchen Gedanken. Allmählich wurde ihm dabei auch klar, dass Len der erste und einzige Mensch war, dem er begegnet war, der einzige wirkliche Mensch, den es in seinem Leben gab; der allerdings auftauchte wie ein Traum und ebenso wieder verschwand. Diese Begegnung brachte etwas wirklich neues in sein Leben, etwas, was seinem Leben und seiner Welt eine neue, schwer zu verstehende Bedeutung gab, eine Verheißung, die bestimmt nicht folgenlos bleiben würde.

Die Erinnerungen an Len verblassten mit der Zeit zunehmend und verwandelten sich in eine abstrakte Sehnsucht, die fortan die Kluft zwischen den Welten noch weiter vergrößern und Johannes in seiner Einsamkeit begleiten würde.

Diese Kluft war eigenartiger Weise dadurch, dass er jetzt in beiden Welten lebte, noch größer geworden, genauso wie sein Gefühl, einsam zu sein. Das war eigentlich erst dadurch entstanden genauso wie diese Sehnsucht, die ihn jetzt ständig begleitete. Es war eine Sehnsucht nach Begegnung und zugleich der Wunsch, zu dem zu werden, was er sein wollte, was er eigentlich war: nämlich Jan, Jan mit Parka und Kapuze auf. Beides schien unerreichbar zu sein, aber es blieben wenigstens ab und zu die erregenden Träume mit Parka und Kapuze, vor allen Dingen aber der Wunsch, diesem Jungen wieder zu begegnen, Len, Jan.

Kay

Es war noch sehr früh, als Johannes aus dem Schlaf aufschreckte. Nachdem sich seine Benommenheit gelegt hatte, fiel ihm ein, dass Sonntag war und er gar nicht früh aufstehen musste. Er blieb im Bett liegen und versuchte, sich an den Traum zu erinnern, aus dem er aufgeschreckt war. Im Halbschlaf kamen ihm unterschiedlichste Gedanken bis er erschrak, als er sich plötzlich an diese Begebenheit im Kindergarten erinnerte und sah, wie er diesen Jungen würgte, der um sein Leben schrie. Wie hieß dieser Junge noch? Johannes fiel der Name nicht ein. Er sah alles sehr deutlich; es war, als würde er es gerade eben erleben. Wie er und dieser Junge ausgeschimpft wurden und dann die Bestrafung auf der Bank. Wie ihm die Arme an den Körper gebunden wurden, die dabei nach hinten, auf den Rücken rutschen, wie Ias weinte, als er auch festgebunden wurde; Ias, das war der Name, ein merkwürdiger Name. Johannes wunderte sich über den Namen und überlegte, wieso er diesen Namen in Erinnerung hatte; hieß der Junge wirklich so? Nach kurzer Zeit beruhigten sich seine Gedanken wieder, sodass er sich ausgiebig dem Gefühl hingeben konnte, festgebunden auf der Bank zu sitzen, neben Ias, der unverständlicherweise deswegen weinte. Im Traum versuchte er, die Arme zu bewegen, nur ein wenig, um das Seil zu spüren, das ihm um Bauch und Arme gebunden war. Dann versuchte er, sich aus der Fesselung zu befreien und nach wenigen Versuchen war erst der eine Arm, dann gleich auch der andere frei. Seine Arme wurden ja lediglich durch ein Seil gehalten, das zweimal um sie und seinen Bauch gewickelt war; es war einfach, sie frei zu bekommen. Ias, der neben ihm saß, traute sich dagegen nicht, seine Arme zu bewegen.

Plötzlich hörte Johannes Schwester Anne schreien – sie schrie oft im Kindergarten, was er wirklich gehasst hatte, denn sie schrie immer so laut, dass ihm die Ohren weh taten. „Du wirst gleich sehen, was du davon hast, dass du so böse bist“, schrie sie, als sie vor Johannes stand, der mit freien Armen auf der Bank saß. Sie knotete das Seil los, das jetzt locker um Johannes' Bauch gewickelt war. Dabei sagte sie, „Ich werde verhindern, dass du dich wieder losmachst.“ Sie fasste Johannes fest an den Armen und bog sie hinter seinen Rücken; Johannes verstand, dass er sie dort lassen sollte, und ließ sich bereitwillig die Hände auf dem Rücken zusammenbinden. Nachdem ihn Schwester Anne auch an der Lehne festgebunden hatte, knotete sie Ias los, sodass Jo-

hannes alleine auf der Bank saß. Diesmal konnte er sich wirklich nicht mehr aus der Fesselung befreien; so sehr er es auch versuchte, seine Arme blieben auf dem Rücken. Johannes beobachtete sich lange Zeit, wie er mit den Händen auf dem Rücken auf der Bank seine Strafe absaß. Nach einer Weile spürte er, wie sich seine Unterhose ausbeulte und der Druck immer stärker wurde. Der Traum löste sich langsam auf und Johannes stand auf, um zu pinkeln; der Druck war danach verschwunden, seine Gedanken an den Kindergarten auch.

Die konzentrierten sich jetzt auf diese eigenartige Begebenheit, die es kurz zuvor in der Schule gegeben hatte und die sich „Sexualkunde“ nannte. Darüber dass die anderen in seiner Klasse die Sexualkunde irgendwie „peinlich“ fanden; das heißt, sie kicherten und machten Witze, die Johannes nicht verstand. Der Lehrer wurde nicht müde festzustellen, dass daran nichts peinlich war, aber das hatte keine Wirkung. Johannes fand es auch nicht peinlich, sondern einfach nur absurd. Er fand das, was der Lehrer in dem „Sexualkundeunterricht“ darlegte, ganz und gar unglaublich. Nicht nur, weil es dabei weder um Fesselungen noch um Kapuzen ging, sondern auch weil er stattdessen Dinge ausführte, die nicht nur höchst eigenartig waren, sondern auch noch ziemlich unangenehm sein mussten. Wieso sollte irgendjemand so etwas tun? Wieso sollten durch derart unsinnige und wahrscheinlich auch unangenehme Handlungen Kinder zustande kommen?

Am meisten erstaunte Johannes, dass offensichtlich niemand etwas anderes im Sexualkundeunterricht erwartet hatte – außer ihm. Die Vorstellung, dass alle etwas derartig eigenartiges wie selbstverständlich als normal ansahen, beunruhigte ihn ungemein. Dem musste er auf den Grund gehen. Er befragte er andere Erwachsene, was sie von dieser Theorie über Sexualität hielten, die sein Lehrer in der Schule darlegte; er befragte dann auch andere Schüler. Niemand schien seine Fragen zu verstehen. Im Gegenteil, sein Vater nahm sie zum Anlass, ihm nach dem Zähneputzen im Badezimmer ausführlich zu erklären, was es mit der „Sexualität“ auf sich hatte. Er bekräftigte dabei die Theorien, die Johannes bereits im Sexualkundeunterricht kennengelernt hatte. Was blieb, war das unbestimmte aber deutliche und fast schon vertraute Gefühl, dass in seinem Leben etwas grundsätzliches völlig anders war, als bei allen anderen, dass er in einer anderen Welt lebte als die anderen. In seiner Welt gab es solche Dinge nicht, wie sie im Sexualkundeunterricht besprochen wurden; überhaupt gab es da nichts „peinliches“.

Abenteuer im Zeltlager

Johannes' Vater war Gruppenleiter bei den Pfadfindern. Johannes war dagegen nicht bei den Pfadfindern, auch wenn sein Vater es gerne gesehen hätte, aber er fand keinen Gefallen an diesen Pfadfinderaktivitäten. An Pfingsten, Johannes war inzwischen zwölf Jahre alt, fuhr sein Vater für eine Woche mit den Pfadfindern auf ein Zeltlager und Johannes musste mitkommen, was ihm überhaupt nicht gefiel. Mit anderen Jungs in einem Zelt zu schlafen, von denen er viele nicht kannte oder nicht mochte, schon diese Vorstellung alleine war für ihn das Grauen. Vor allen Dingen auch, weil er typischerweise auch immer derjenige war, der gehänselt und geärgert wurde. Er war ein zurückgezogener, ruhiger Junge, der sich viel gefallen ließ und dadurch ein dankbares Opfer für andere Jungs war. Auf so einem Pfadfinderlager hatte er bestimmt nichts anderes zu erwarten. Doch mit dem Argument, dass er doch viel mehr mit anderen Kindern spielen sollte und sich nicht immer nur alleine beschäftigen konnte, wurde er von seinen Eltern so sehr gedrängt mitzukommen, dass er schließlich keine andere Möglichkeit sah, als widerwillig zuzustimmen.

Gleich am ersten Tag, nachdem er sich in dem Zelt einen Platz ausgesucht hatte, lernte er Kay kennen. Während er dabei war, seine Sachen auszupacken und den Schlafsack auszubreiten, kam ein Junge ins Zelt, der bestimmt einen Kopf größer war als er, und baute sich vor ihm auf. „Das ist mein Platz“, sagte er und kickte dabei Johannes' Sachen zur Seite. Als Johannes nach seinen Sachen griff, fing der Junge an, ihn zu schubsen, und schob ihn schließlich bis zur Zeltwand. „Da ist dein Platz“, sagte er und zeigte auf den Boden. Der Platz war sehr klein, sodass er noch nicht einmal ausreichte, den Schlafsack richtig auszubreiten. Der Junge ging zu Johannes' altem Platz zurück, setzte sich dort auf den Boden und beobachtete, wie Johannes seine Sachen aufsammelte und zu dem Platz brachte, den er ihm zugewiesen hatte. Ein anderer Junge flüsterte Johannes zu, „Das ist Kay, der ist richtig widerlich.“ Das fand Johannes auch und wollte am liebsten gleich wieder abreisen; aber er wusste, dass das wohl nicht möglich war. Nachdem er seine Sachen im Zelt untergebracht hatte, erfuhr er, dass für den nächsten Tag ein Geländespiel geplant war, für das die Pfadfinder alle in Gruppen aufgeteilt werden sollten. In dem Spiel sollte es wohl darum gehen, sich im Wald zu verstecken und dann gegenseitig aufspüren. Die Aufteilung der Gruppen war für den Abend geplant, nachdem alle ihre Sachen in den Zelten untergebracht hatten. Johannes war sehr erstaunt darüber, dass

gleich zwei Pfadfinder auf ihn zukamen und ihn fragten, ob er nicht in ihrer Gruppe sein wollte. Hier schien er nicht derjenige zu sein, mit dem niemand in eine Mannschaft gehen wollte; das Spiel fing an, ihn zu interessieren. Nach der Aufstellung der Gruppen kam Kay auf ihn zu und sagte, „Ich wette mein Pfadfindermesser, dass du der erste bist, der morgen gefangen wird; wettest du dagegen?“ „Mit dir wette ich nicht“, antwortete Johannes, „und überhaupt kannst du mich gar nicht ärgern, dafür bist du zu blöde.“ Kay schubste ihn und sagte, „Dafür, dass du so klein bist, hast du eine ganz schön große Klappe.“ Er schubste ihn ein zweites Mal und sagte, „Jetzt fällt dir wohl nichts mehr ein, was?“, um ihn dann noch einmal zu schubsen. Johannes rannte in das Schlafzelt, setzte sich zu seinen Sachen und starrte auf die Zeltwand vor seiner Nase.

Kurze Zeit später kam sein Vater und fragte ihn, ob Kay ihm weh getan hatte; einer der Pfadfinder hatte ihm offenbar von dem Vorfall erzählt. Johannes verneinte und sein Vater sagte, „Kay ist ein bisschen schwierig; manchmal muss er den starken Mann spielen. Aber eigentlich ist er ein guter Junge; harte Schale, weicher Kern. Komm einfach zu mir, wenn er noch einmal Schwierigkeiten macht.“ Johannes war auch wieder beruhigt und dachte an das Geländespiel; er musste alles geben, um nicht der Erste zu sein, der dabei gefangengenommen wird. Später kam Kay zu ihm und sagte, „Ich soll mich bei dir entschuldigen.“ Sein Vater hatte also mit ihm gesprochen, dachte Johannes und sagte, „Ich habe aber nicht gepetzt.“ „Weiß ich“, sagte Kay und stieß ihn sachte mit der Faust an seiner Schulter. „Du wirst mich morgen nicht als Erstes fangen“, sagte Johannes, „auch wenn du der Stärkere bist.“ „Das werden wir sehen“, sagte Kay und lachte, „Ich werde auf jeden Fall meinen Spaß haben.“

Nach dem Frühstück am nächsten Morgen war es soweit und Johannes ganz schön aufgeregt, weil er nicht wusste, was ihn bei diesem Geländespiel erwartete. Die Mannschaften konnte man an den Halstüchern erkennen; jede hatte eine andere Farbe. Weil es die Halstücher in vier verschiedenen Farben gab, gab es vier Mannschaften; er bekam wie die anderen Pfadfinder in seiner Mannschaft ein blaues Halstuch. Die Regeln waren einfach: Im Wald gab es Stellen, an denen man Aufgaben gestellt bekam, die musste man aufspüren und die Aufgaben lösen. Der Clou war: Man konnte Mitglieder der anderen Gruppen gefangen nehmen, und die Gefangenen durften dann keine Aufgaben mehr lösen, sondern mussten warten, bis das Spiel zu Ende war. Eine Gruppe

bekam nicht nur für die gelösten Aufgaben Punkte, sondern auch für die Gefangenen, die sie gemacht hat. Johannes fragte einen Pfadfinder aus seiner Gruppe, „Wenn ich gefangen worden bin, kann ich dann auch ins Zelt gehen und lesen?“ „Bestimmt nicht,“ antwortete der Pfadfinder, „Die Gefangenen kommen zur Feuerstelle und werden natürlich gefesselt, damit sie nicht weglaufen.“ Johannes zuckte ein wenig zusammen: Auf keinen Fall darf er sich von Kay gefangen nehmen lassen; die Vorstellung von Kay gefesselt zu werden, war ihm wirklich unheimlich.

Mit zwei Pfadfindern aus seiner Gruppe ging Johannes schließlich in den Wald. Er fragte sich, wie es denn möglich sein sollte, diese Stellen mit den Aufgaben zu finden; er wusste ja überhaupt nicht, wie sie aussahen. Johannes und seine Gruppe irrten eine Weile durch den Wald, bis sie eine Fahne an einem Baum hängen sahen. Unter der Fahne lagen einige Schnüre und an dem Baum hing ein Zettel, auf dem stand, dass die Aufgabe darin bestand, drei unterschiedliche Knoten in eine Schnur zu kneten und die Schnur als Beweis für die bestandene Aufgabe mitzunehmen. Johannes hatte keine Ahnung von Knoten, aber er war ja, was das anging, mit Fachleuten unterwegs. Die zeigten ihm auch die Knoten und Johannes war erstaunt, wie einfach es war, sie nachzuknoten. Nachdem er seine Schnur mit den drei Knoten in die Hosentasche gesteckt hatte, irrten sie weiter durch den Wald.

Nach kurzer Zeit stand plötzlich Kay vor ihnen, der aus dem Gebüsch gesprungen kam. Die beiden Pfadfinder rannten sofort in den Wald, aber Johannes war starr vor Schreck. Bevor er auch weglaufen konnte, hatte ihn Kay schon am Arm gepackt und drückte ihn herunter, bis er mit dem Bauch auf dem Boden lag. Kay kniete auf seinem Rücken und drückte ihn so auf den Waldboden, dass er keine Chance hatte, sich zu befreien; Johannes dachte, ihm würden gleich sämtliche Rippen brechen. Dann nahm Kay seine Handgelenke, hielt sie hinter dem Rücken zusammen und klemmte sie mit seinen Knien fest; das war ziemlich unangenehm. „Jetzt zeige ich dir, wofür das Halstuch gut ist“, sagte er und nahm Johannes das Halstuch ab, um seine Hände damit zusammenzubinden. Dann stand er auf und zog Johannes an den Armen hoch. Johannes konnte seine Arme kaum bewegen, weil Kay ihm die Hände nicht nur fest sondern auch über Kreuz gefesselt hatte. „Siehst du, ich habe doch gesagt, dass ich dich als erstes fangen werde“, sagte er. Johannes ärgerte sich darüber, dass Kay ihn wirklich gefangen hatte und das noch gleich zu Beginn des

Spiels. Er war bestimmt der erste Gefangene, der zur Feuerstelle gebracht wurde. Plötzlich blieb Kay stehen und sagte, „Ich werde dich erst mal hier zwischenparken.“

Sie standen vor einem Hochsitz für Jäger, der rundum geschlossen war, wie eine kleine Hütte auf Stelzen. „Die Gefangenen kommen aber zur Feuerstelle“, protestierte Johannes. Kay hatte sich bestimmt noch mehr Gemeinheiten ausgedacht. „Wenn ich dich jetzt dorthin bringe, dann lassen sie dich wieder frei“, sagte Kay, „Das Spiel hat doch gerade erst angefangen. Es ist besser, wenn ich dich erst später zur Feuerstelle bringe. Dann bekommen die anderen gar nicht mit, dass ich dich gleich am Anfang gefangen habe, und ich kann in der Zeit noch ein paar mehr Gefangene machen.“ Johannes wusste nicht, was er davon halten soll; vielleicht war es wirklich besser, wenn die anderen nicht mitbekamen, dass er der erste Gefangene war. Kay forderte ihn auf, die Leiter aufzusteigen. „Aber ich bin doch gefesselt“, erwiderte er, aber Kay packte ihm am Hosenbund und schob ihn Leiter hoch, bis er in das Häuschen rutschte und dort auf dem Boden lag. Jetzt war Johannes gefangen; mit gefesselten Händen hatte er keine Chance, wieder herunter zu kommen. „Aber du holst mich gleich wieder ab, oder?“, fragte er. „Das wirst du dann schon sehen“, antwortete Kay und lachte. Johannes lauschte, wie sich seine Schritte entfernten.

Er lag eine Weile regungslos auf dem Boden, bis ihm schließlich seine Position, mit den Händen auf dem Rücken, unbequem wurde. Er fing an, seine Handgelenke zu bewegen, soviel es eben ging, und spürte nach kurzer Zeit ein angenehmes, warmes Gefühl durch seinen Körper strömen. Er begann, heftiger an den Fesseln zu zerrn, zuletzt, indem er seinen ganzen Körper einsetzte und sich wie ein Wurm auf dem Boden wand. Dieses angenehme, warme Strömen steigerte sich dabei ins Unermessliche; Johannes kämpfte gegen seine Fesselung an, bis er ganz erschöpft war von den doch recht anstrengenden Bewegungen. Das Liegen auf dem Boden war inzwischen auch richtig unangenehm geworden. Nach einigen Versuchen gelang es ihm aufzustehen. Er blickte durch die Eingangsluke auf den Boden: Das ging ganz schön tief nach unten. Nach einer Weile wurde auch das Stehen unbequem und er setzte sich auf den Boden und lehnte sich an die Wand. Es war nicht einfach, mit den Händen auf dem Rücken eine halbwegs bequeme Sitzposition zu finden, aber es ging. Dabei strömten wieder diese angenehmen, erregenden Gefühle durch seinem Körper. So an die Wand gelehnt zu sitzen, war es zumindest bequem genug,

um sich ganz diesen Gefühlen hingeben, die ihn durchströmten. Er versuchte immer wieder, die Handgelenke zu bewegen, aber er hatte kaum Bewegungsspielraum und die Fesseln hielten; Kay hatte gute Arbeit geleistet – er war ja schließlich auch Pfadfinder.

Mit einem Mal erinnerte sich Johannes daran, wie er im Kindergarten an eine Bank gebunden wurde. Er erinnerte sich an das angenehme Gefühl, seine Arme eng an den Körper geschnürt zu spüren. Wie damals spürte er jetzt seine Hände, wie sie hinter seinem Rücken zusammengebunden waren, und diese Gefühlsschauer, die ihn auf magische Weise erregten und zugleich beruhigten. Er schloss die Augen und verlor sich in seinen Gedanken und in diesen angenehmen und beruhigenden Gefühlen. Dabei vergewisserte er sich immer wieder, dass seine Hände immer noch fest zusammengebunden waren, indem er versuchte, sie zu bewegen. Nach einer Weile wurde allerdings auch das Sitzen unbequem, auch wenn er von Zeit zu Zeit die Beine ausstreckte und nach einer Weile wieder anwinkelte. Er legte sich wieder auf den Boden, wo er immer wieder zwischen Seiten- und Bauchlage wechselte. Inzwischen hegte er Zweifel, dass Kay überhaupt wiederkommen würde, um ihn zu befreien; ihm kam die Zeit, die er auf dem Hochsitz verbrachte, so lange vor, dass er das Geländespiel bestimmt schon längst vorbei sein musste. Vielleicht hatte Kay ihn vergessen oder, schlimmer noch, sich einen Spaß daraus gemacht, ihn so lange auf dem Hochsitz gefangen zu halten, bis er zufällig von jemandem gefunden wurde, was noch lange dauern konnte. Eine Zeit lang war es ja ganz spannend, gefesselt zu sein, aber inzwischen fand es Johannes richtig unangenehm. Immer wieder und auch immer verzweifelter versuchte Johannes, die Fesseln zu lockern, doch er hatte dabei nicht den geringsten Erfolg: Die Fesseln hielten und die Gefühle, die ihn in Schauern durchfuhren wurden immer stärker und unangenehmer.

Endlich hörte er, wie jemand kam; er hatte überhaupt kein Gefühl mehr dafür, wie viel Zeit vergangen war, nur dass sie ihm ewig vorkam. Er rief, „Ich bin hier“, und hörte erleichtert, wie jemand die Leiter hinaufstieg. Es war Kay, der aus der Luke kam und ihn angrinste, „Na, du bist ja noch hier.“ Er kam in das Häuschen und setzte sich neben Johannes. „Zeig mal, ob deine Fesseln noch in Ordnung sind.“ Kay begutachtete die Hände auf seinem Rücken und zog dabei an den Fesseln, „Das hält noch eine Weile.“ Johannes fand diese Situation ziemlich erregend; aber ihm taten auch nicht nur die Arme weh, sondern auch

der Rücken vom Sitzen in dieser auf Dauer nicht mehr bequemen Position. Er fand, es war wirklich Zeit, dieses Fesselspiel zu beenden, und sagte, „Bind mich los und bring mich zu den anderen Gefangenen.“ „Ok“, erwiderte Kay und nach kurzem Zögern, „aber nur, wenn du sagst, dass du ein Hosenscheißer bist.“ Es ging also darum, ihn zu demütigen, dachte Johannes; das kam für ihn überhaupt nicht in Frage. Er musste standhaft bleiben; auf keinen Fall durfte sich Kay auf seine Kosten lustig machen. Da biss er lieber die Zähne zusammen. Er saß schweigend neben Kay und sagte schließlich, um seine Entschlossenheit zu zeigen, „Ich bin kein Hosenscheißer. Bind mich jetzt endlich los.“ Kay regte sich kein bisschen und fing nach einer Weile an, vor sich hin zu pfeifen. „Bind mich los; mir tut doch schon alles weh“, wiederholte Johannes, doch Kay reagierte nicht.

Er zog eine Tafel Schokolade aus der Tasche, die er dabei hatte; es war Nusschokolade, Johannes' Lieblingsschokolade. Johannes bemerkte, dass er inzwischen ziemlich hungrig geworden war. Er hatte nur gefrühstückt und oben drein seine Provianttasche verloren, als er von Kay gefangen genommen wurde. Während Kay die Schokolade auspackte, sagte er, „Du kannst auch sagen, dass du ein Schwächling bist, das würde ich auch gelten lassen.“ Johannes blieb stur und schwieg. „Naja, wir haben ja Zeit, das Spiel ist noch lange nicht vorbei. Meine Gruppe hat zwar schon alle Aufgaben gelöst, aber die anderen brauchen noch eine Weile bis sie fertig sind.“ Dann hielt ihm Kay ein Stück Schokolade vor den Mund, „Willst du?“ Er zog sie aber wieder weg, als Johannes mit dem Mund danach schnappte. „Die ist lecker“, sagte er und schob sich das Stück in den Mund. Dann bot er Johannes noch einmal ein Stück an und zog es auch diesmal wieder weg. „Sag erst, was du bist“, sagte er und Johannes erwiderte, „Du bist wirklich widerlich, die anderen haben recht mit dem, was sie sagen.“ „Na gut“, sagte Kay, „wenn du nicht anders willst; dann kannst du ja hier versauern.“ Er packte die Schokolade wieder ein und ging zur Leiter. Bevor er herunterkletterte warf er Johannes die angebrochene Tafel zu, „Damit du nicht verhungerst“; dann ging er.

Johannes starrte auf die Schokolade, die neben ihm auf den Boden lag. Er rollte sich wieder auf den Boden und versuchte, sie mit dem Mund auszupacken; es gelang ihm nicht. Vor Verzweiflung kamen ihm die Tränen; wenn ihm nur etwas einfallen würde, wie er sich aus dieser misslichen Lage befreien konnte. Zugleich spürte er auch einen stärker werdenden Druck in der Hose, der aller-

dings inzwischen hauptsächlich daher rührte, dass er pinkeln musste. Zum Glück kam Kay schon kurze Zeit später wieder. „Und?“, fragte er, „Hast du noch nicht genug?“ „Ich bin immer noch kein Hosenscheißer, lieber verhungere ich hier.“ Kay nahm ihn an den Armen und zog ihn zur Wand, damit er sich wieder dort anlehnen konnte. Er packte die Schokolade aus und brach ein Stück ab, das er Johannes vor den Mund hielt; diesmal aber zog er sie nicht weg. Er gab ihm sogar Stück für Stück die ganze restliche Schokolade. Johannes war verwirrt darüber, wie sehr es ihn anregte, von Kay mit Schokolade gefüttert zu werden. Der Hunger, die Arme und der Rücken, die ihm weh taten, das alles verschwand unter einem berausenden Gefühl, das sich in ihm ausbreitete. Einzig das Gefühl, pinkeln zu müssen, wurde rasant stärker und der damit verbundene Druck unangenehmer. Nachdem er die Schokolade gegessen hatte, band ihm Kay die Hände los und stieg die Leiter hinunter. Johannes folgte ihm und rannte sofort los, als er unten war. Doch Kay holte ihn schnell ein und packte ihn an einem Arm. Er drehte ihm die Arme auf den Rücken und band sie so schnell zusammen, dass Johannes keine Chance hatte, sich dagegen zu wehren.

„Ich muss aber pinkeln“, sagte er schließlich, „Du musst mich wieder losbinden.“ Kay antwortete, „Kommt gar nicht in Frage“, führte ihn an einen Baum und zog ihm die die Hose herunter. Johannes bemerkte, dass seine Unterhose unübersehbar ausgebeult war. „Das ist bloß, weil ich pinkeln muss“, sagte er, während ihm Kay auch die Unterhose herunterzog. Er blieb neben ihm stehen, was es nicht gerade einfach machte zu pinkeln; dabei fiel Johannes auf, dass Kay unentwegt auf sein steifes Glied blickte. Auch wenn der Druck groß war, so konnte er unmöglich pinkeln. „Das geht nicht, wenn du zuschaust“, sagte er schließlich und Kay entfernte sich ein paar Schritte, „Du wirst mir ja schon nicht weglaufen.“ Johannes kam die Zeit ewig vor, die er mit den Händen auf dem Rücken die Baumrinde musterte und wartete, bis er endlich pinkeln konnte; die Hose bekam zum Glück nur ein paar Tropfen ab. „Fertig“, rief er und Kay kam und zog ihm die Unterhose und die Hose wieder hoch.

Während sie zum Lagerfeuerplatz gingen, musste Johannes daran denken, wie Kay sein steifes Glied angestarrt hatte. Wusste er, dass es vom Fesseln steif wurde? Fand er es ungewöhnlich oder bekam er womöglich selbst auch ein steifes Glied, wenn er gefesselt war? Johannes fand es richtig spannend, von Kay gefüttert, aus oder angezogen zu werden, während er gefesselt war;

„spannend“ war dabei noch reichlich untertrieben ausgedrückt. Fand Kay diese Situation auch spannend? Nach einer Weile sagte Kay, „Ich finde dich ganz in Ordnung. Die anderen haben alle Angst vor mir, aber du lässt dich so schnell nicht einschüchtern.“ „Ich bin eben kein Hosenscheißer“, sagte Johannes, um es sich noch einmal bestätigen zu lassen. Kay lachte und sagte, „Das bist du wirklich nicht.“ Johannes war erstaunt, dass Kay auch nett sein konnte, so wie es sein Vater gesagt hatte.

Als sie an der Feuerstelle ankamen, saßen dort schon drei weitere Gefangene nebeneinander auf einer Bank; alle hatten ihre Hände auf dem Rücken. Kay setzte Johannes zu den dreien auf die Bank. „Bist du auch gefangen worden?“, hörte Johannes plötzlich seinen Vater fragen. Er hatte nicht erwartet, seinen Vater an der Feuerstelle anzutreffen; offenbar hatte er die Aufgabe, die Gefangenen zu bewachen. Johannes war es ein wenig unangenehm, dass er als Gefangener zu seinem Vater gebracht wurde. „Dafür, dass er kein Pfadfinder ist, hat er sich gut geschlagen“, sagte Kay, „Aber als ich ihn aufgespürt hatte, hatte er halt keine Chance.“ Er erzählte nicht, dass er Johannes gleich zu Beginn des Spiels fing. Johannes war ganz froh darüber, dass ihm diese Niederlage erspart blieb; so hatte das Ausharren auf dem Hochsitz doch noch etwas gutes. „Ich nehm ihm die Fesseln gleich ab“, sagte Kay und Johannes fühlte sich augenblicklich erleichtert bei der Aussicht, endlich die Fesseln loszuwerden und seine Arme wieder bewegen zu können. Er fand, dass er lange genug gefesselt war. Mit Erstaunen hörte er aber seinen Vater sagen, „Das ist schon in Ordnung so; der Johannes braucht keine Extrabehandlung.“ Bis das Spiel zu Ende war, saß Johannes mit den anderen Gefangenen auf der Bank. Nach und nach kamen immer mehr Gefangene dazu, die sich bis zum Ende des Geländespiels auf eine Bank setzen mussten. Nur zwei von ihnen waren nicht gefesselt, aber auch sie blieben auf der Bank sitzen und versuchten nicht zu entkommen.

Während Johannes auf der Bank saß, wandelte sich das sonst angenehme, beruhigende Strömen zunehmend in eine unangenehm starke und fast schon unheimliche Erregung. Je stärker er an seinen Fesseln zerrte, umso stärker wurde diese Spannung in seinem Körper, bis er sich anfühlte, als würde er gleich explodieren. Dennoch konnte er nicht anders, als immer wieder zu versuchen, seine Hände auf dem Rücken zu bewegen. Als Johannes dann noch sah, dass deutlich zu erkennen war, wie dieser Druck seine Hose ausbeulte, wurde er ein wenig panisch. Die Vorstellung, dass es die anderen Pfadfinder

oder gar sein Vater auch sehen konnten, war mehr als unbehaglich. Er versuchte daher, ganz ruhig zu werden, sich nicht mehr gegen die Fesseln zu wehren und – vor allen Dingen – sich nichts anmerken zu lassen. Schließlich hatten sich alle Pfadfinder an der Feuerstelle eingefunden und das Spiel ging endlich seinem Ende entgegen. Johannes war inzwischen ziemlich erschöpft und bekam vom Ende des Ganzen kaum mehr etwas mit.

Zur Auszählung der Punkte kam jeder Gefangene zu der Gruppe, die ihn gefangen genommen hatte. Johannes kam zu Kays Gruppe, wo ihm Kay endlich die Hände losband. „War doch nicht so schlimm, oder?“, fragte Kay, während er Johannes das Halstuch wieder um den Hals legte. Johannes rieb sich die Handgelenke. Nach der Auszählung ging er schnurstracks in das Schlafzelt und legte sich auf seinen Schlafsack, um in seinen Gedanken zu versinken. Gedanken vor allen Dingen an diese spannenden Gefühle und diese Erregung, denen er sich auf dem Jägerhochsitz hingegeben hatte, daran, wie es sich anfühlte, als Kay ihm die Hände zusammenband und als er sie wieder auseinander knotete. Er träumte auch von den anderen Jungs auf den Gefangenenbänken, die fast alle auch ihre Hände auf den Rücken gebunden hatte. Er fragte sich, ob sie auch dieses angenehme Strömen spürten, dieses unheimliche, erregende Gefühl, und ob sie auch eine ausgebeulte Hose hatten? Er hatte gar nicht daran gedacht, nachzusehen. Johannes schlief nach einer Weile ein und verpasste sogar das Abendessen.

Am nächsten Tag erfuhr er, dass er in seiner Gruppe derjenige war, der die wenigsten Aufgaben gelöst hatte, nämlich nur eine. Aber das war in Ordnung; er war ja schließlich auch kein Pfadfinder. Johannes sah Kay den ganzen Tag nicht und musste die ganze Zeit an diesen großen und starken Jungen denken. Vor allen Dingen auch daran, wie er von ihm mit Schokolade gefüttert wurde, als er gefesselt war; das hatte ihn richtig fasziniert. Es fiel ihm nicht leicht, sich selbst gegenüber zuzugeben, dass es ihm wirklich gefallen hatte, von Kay gefesselt zu werden. Es verunsicherte ihn im Gegenteil ziemlich, festzustellen, dass er sich jetzt, nach dieser Begebenheit, regelrecht nach Kay sehnte. Am späten Nachmittag half Johannes mit, das Abendessen vorzubereiten und saß mit ein paar Pfadfindern an einem Tisch, um Brot, Käse und Wurst zu schneiden und auf verschiedene Teller zu legen. Plötzlich wurde er von hinten an den Armen gepackt und seine Arme nach hinten gedreht, auf seinen Rücken. Das konnte nur Kay sein, dachte er und befürchtete, wieder Opfer seiner derben

Späße zu werden. Mit einer schnellen Bewegung griff Kay seine Daumen und hielt sie hinter seinem Rücken mit einer Hand fest zusammen. „Gefangen“, rief er. Johannes verzog das Gesicht; so fest wie Kay die Daumen zusammen hielt, tat es richtig weh. „Sag, dass du ein Hosenscheißer bist“, sagte er dann, aber einer der anderen Jungs griff gleich ein und sagte, „Lass ihn los, Kay, du tust ihm ja weh.“ Kay ließ seine Daumen los und sagte, „War doch nur Spaß.“ Er fragte Johannes, „Ich habe dir doch nicht weh getan, oder?“ Johannes schwieg. Kay setzte sich neben ihn, sagte, „Ist ja ganz schön mutig, der Kleine“, und fing an zu erzählen, wie schwierig es war, Johannes zu fangen und wie heftig er sich gewehrt hatte. Johannes fühlte sich geschmeichelt, auch wenn das alles nicht stimmte, was Kay erzählte. Nach einer Weile klopfte er Johannes auf die Schulter und sagte, „Aus dem kann ein guter Pfadfinder werden, wirklich“, und lachte dabei. Dann stand er auf und ging wieder.

„Du hast dich wirklich gewehrt?“, fragte einer der Pfadfinder, die mit dem Abendessen vorbereiteten, „Gegen Kay? Da hat doch keiner von uns eine Chance.“ „Naja, ein bisschen schon“, sagte Johannes, „Aber am Ende hatte es doch nichts genutzt.“ Ein anderer Pfadfinder erzählte dann, dass Kay gerne andere Pfadfinder fesselte. „Letztes Jahr haben wir ihn dafür an einen Baum gebunden, mitten im Wald, da musste er stundenlang stehen, bis wir ihn wieder befreit haben“, erzählte er. Johannes war ein wenig erstaunt darüber, dass es ihm bei den Pfadfindern offenbar eine gewisse Anerkennung verschafft hatte, von jemandem wie Kay gefangen worden zu sein, vermutlich auch, weil es sich herumsprach, dass er sich gegen ihn gewehrt hätte, obwohl es nicht stimmte. Kay war an den folgenden Tagen nicht mehr ganz so grob zu ihm, auch wenn er das mit seinen Späßen nicht lassen konnte. Wenn er in seiner Nähe war, fühlte sich Johannes trotzdem gut, umso mehr, weil er den Eindruck hatte, dass Kay ihm mehr Aufmerksamkeit widmete als anderen Jungs. Irgendwie mochte er ihn, diesen starken Jungen, der ihn gefesselt und mit Schokolade gefüttert hatte. In Gedanken hörte er manchmal seinen Vater sagen, „Harte Schale, weicher Kern“.

Am Tag vor der Abreise gab es einen Wettbewerb in „pfadfinderischen Disziplinen“. Jeder Pfadfinder sollte etwas vorführen, entweder alleine oder zusammen mit ein oder zwei anderen. Als beim Frühstück erörtert wurde, wer was vorführen würde, tauchte die Frage auf, was denn Johannes vorführen sollte; er war ja nicht geübt in diesen Pfadfinderfertigkeiten und hatte eigentlich nichts zum

Vorführen. Kay sagte, dass er für seine Vorführung noch einen Assistenten brauchte und Johannes dafür genau der Richtige war. Johannes hatte keine Idee, was Kay vorführen wollte und worin er assistieren sollte, war aber froh, dass das Problem seiner Vorführung damit gelöst war. Er fragte einen Pfadfinder, ob er wusste, was denn Kay vorführen wollte, und erhielt als Antwort, „Na, Knoten wahrscheinlich; Kay ist schließlich unser Experte für Knoten.“

Nach dem Mittagessen wurden Bänke rund um eine Bühne herum aufgestellt, die mit Seilen auf dem Boden angedeutet wurde. Die Vorführungen begannen: Kompass lesen, Landkarten vermessen, Pfadfindersprüche aufsagen. Johannes war ziemlich aufgeregt wegen des bevorstehenden Auftritts und konnte sich daher kaum auf die Vorführungen konzentrieren. Kay hatte ihm zwar gesagt, es sei ganz einfach, er müsse nur machen, was er ihm dann sagen würde; dennoch war ganz schön aufgeregt. Wenn er wirklich Knoten zeigen würde, konnte sich Johannes schon vorstellen, was es bedeutete, sein Assistent zu sein. Schließlich waren sie an der Reihe; Kay ging mit einem Bündel Seile in der Hand in den Bühnenbereich und rief Johannes zu sich. Er referierte über die verschiedenen Knoten, die es gab, und erzählte, wie wichtig es war, die richtigen Knoten zu verwenden. Dann sagte er, „Ich zeige euch jetzt, wie es gemacht wird“, und zu Johannes, „Streck deine Arme aus und halte sie zusammen.“ Johannes gehorchte und Kay band ihm ein Seil um beide Handgelenke, das er mit einem einfachen Knoten zusammenknotete. Das Seil saß sehr fest. Nach und nach kamen die Zuschauer, begutachteten Johannes' Handgelenke und äußerten sich anerkennend; die Vorführung war scheinbar überzeugend. „Der Knoten sitzt bombenfest; probiert es aus“, sagte Kay, bevor er ihm die Hände wieder losband. Er fuhr fort zu erzählen, dass man zum Fesseln auch andere Knoten verwenden könnte, und demonstrierte jeden dieser Knoten an Johannes' Handgelenken. Johannes streckte ihm dabei jedes Mal unaufgefordert die Hände entgegen, um sie sich zusammenbinden und anschließend von den Pfadfindern begutachten zu lassen.

Johannes war erleichtert, dass seine Aufgabe am Ende doch sehr einfach war; es gefiel ihm eigentlich ziemlich gut, Kays Assistent zu sein. Dass die Fesselungen dann noch begutachtet wurden und die Pfadfinder seine Hände nahmen, um genau zu studieren, wie sie zusammengebunden waren, fand er ganz besonders spannend; so spannend, dass er dabei deutlich einen Druck in seiner Hose spürte. Schließlich kündigte Kay seine letzte Demonstration an und

Johannes streckte ihm wieder seine Hände entgegen. „Diesmal auf dem Rücken“, sagte Kay und erklärte dem Publikum, dass er zeigen wird, wie man die Hände richtig über Kreuz fesselt. „Auf dem Rücken ist es das Beste, die Hände über Kreuz zu fesseln“, erklärte er, „dann haben die Hände nicht genügend Spielraum, um sich frei zu winden.“ Johannes musste sich mit dem Rücken zum Publikum stellen und seine Hände auf den Rücken nehmen, die ihm Kay dann über Kreuz zusammenband. Nachdem diese Fesselung begutachtet wurde, sagte Kay, „Das war's“, verließ die Bühne und setzte sich zu den anderen Pfadfindern. Johannes stand dann alleine in dem Bühnenbereich mit den Händen auf den Rücken und fragte, „Und meine Hände?“ Erst als der nächste Junge kam, um zu demonstrieren, wie man nur mit trockenem Gras und zwei Stücken Holz Feuer machen konnte, sagte einer der Betreuer, „Kay, ich glaube du kannst deinen Assistenten wieder losbinden.“ Nachdem Kay ihm die Hände wieder losgebunden hatte, setzte sich auch Johannes wieder auf seinen Platz, neben Kay. Gebannt schaute er auf die Striemen, die die Vorführung an seinen Handgelenken hinterlassen hatte. Plötzlich bemerkte er, dass Kay auf seine Hose schaute und dabei grinste; es fiel ihm erst jetzt auf, dass sie wieder deutlich sichtbar ausgebeult war.

Am Abend gab es noch eine Abschlussfeier am Lagerfeuer. Johannes war fast schon ein bisschen traurig, dass die Woche schon vorbei war. Das Zeltlager war nun doch in einer unerwarteten Weise spannend gewesen und vor allen Dingen hatte Johannes das Gefühl, von den Pfadfindern akzeptiert zu werden. Er setzte sich abseits der anderen Jungs ans Feuer und dachte über seine Erlebnisse mit den Pfadfindern nach, während er die Flammen beobachtete. Nach einer Weile setzte sich Kay neben ihn und Johannes' Gedanken kreisten um den merkwürdigen Umstand, dass er ihn jetzt eigentlich richtig gerne mochte, während er ihn am Anfang richtig widerlich fand. Plötzlich flüsterte Kay ihm ins Ohr, „Du hast vorhin einen Ständer gehabt.“ Johannes erschrak und war sprachlos. „Als ich dir die Hände auf den Rücken gebunden hatte“, erklärte Kay, „Das war deutlich zu erkennen.“ Zweifellos war damit die ausgebeulte Hose gemeint; Johannes schwieg betreten. „Ist doch kein Problem“, setzte Kay fort, „Manche mögen es halt, gefesselt zu sein.“ Johannes dachte darüber nach, ob er es wirklich mochte, gefesselt zu sein. War es vielleicht ganz normal, diese Gefühlsschauer zu erleben, wenn man gefesselt war? Johannes hatte allerdings den Eindruck, dass es eher nicht normal war; genau genom-

men hatte er das Gefühl, dass es überhaupt nicht normal war. Er fühlte sich auf äußerst unangenehme Weise ertappt und dachte beunruhigt darüber nach, wer denn wohl sonst noch seine ausgebeulte Hose bemerkt haben konnte. „Ich habe keinen Ständer gehabt“, sagte Johannes dann etwas hilflos. „Das glaubst du doch selber nicht; ich habe es genau gesehen; und beim Geländespiel auch, das konnte man ja gar nicht übersehen.“ „Da musste ich pinkeln.“ Kay grinste ihn an, „Und danach, an der Feuerstelle? Gib's zu.“ Johannes suchte verzweifelt nach Erklärungen, aber es fiel ihm nichts überzeugendes mehr ein. Ihm schossen die unterschiedlichsten Gedanken durch den Kopf, die ihm völlig durcheinander gerieten.

Nach einer Pause flüsterte Kay ihm ins Ohr, „Es macht dich an, wenn du gefesselt bist, stimmt's?“ „Nein, wirklich nicht.“ Johannes wäre am liebsten im Boden versunken. „Wetten?“, sagte Kay, „Dann nimm doch mal deine Hände auf den Rücken.“ Johannes zögerte und dachte daran, einfach aufzustehen und weg zu laufen; doch das würde nichts daran ändern, dass Kay ihn durchschaut hatte. Womöglich würde er es den anderen Pfadfindern erzählen und dann auch noch seinem Vater. „Also stimmt es doch“, sagte Kay und grinste immer noch, „Sonst würde es dir jetzt nichts ausmachen, die Hände auf den Rücken zu legen.“ Das Spiel schien ihm zu gefallen. Johannes nahm dann die Hände hinter seinen Rücken und legte die Handgelenke über Kreuz zusammen. Sogleich spürte er einen Druck in seiner Hose und versuchte, sich ganz darauf zu konzentrieren, ihn nicht stärker werden zu lassen. Kay hielt dann seine Handgelenke mit einem festen Griff zusammen und der Druck wurde umgehend stärker; Johannes fühlte sich vollkommen machtlos. „Siehst du, es stimmt doch.“ Johannes schaute zwischen seine Beine und sah, dass die Hose wieder deutlich ausgebeult war. Kay ließ ihn los und flüsterte ihm zu, „Ich werde es auch niemanden verraten; versprochen.“ Johannes war ziemlich verwirrt und beunruhigt über dieses Geheimnis, das er jetzt mit Kay teilte. Er setzte sich nach einer Weile zu den anderen Pfadfindern und hielt sich den Abend über von Kay fern.

Am nächsten Morgen wurde alles gepackt, die Zelte abgebaut und gegen Mittag kamen schon die ersten Eltern, ihre Kinder abzuholen. Johannes musste bis zum Schluss warten, um dann mit seinem Vater nach Hause fahren. Am Nachmittag kam Kay zu ihm und sagte ihm, dass er sich jetzt von ihm verabschieden wollte. „War schön mit dir; vielleicht bist du ja das nächste Mal auch dabei.“ Johannes' Vater, der dabei stand, bemerkte, „Ihr habt euch wohl ange-

freundet in der Zeit hier.“ „Ja, das haben wir“, sagte Kay daraufhin zu seinem Vater, „Der ist wirklich in Ordnung, der Johannes.“ Dabei boxte er ihn zum Abschied an die Schulter und ging. Johannes überfiel ein merkwürdiges Gefühl, der Wunsch, bald wieder mit Kay zusammen sein zu wollen, und die Angst, ihn nicht mehr wieder zu treffen. Auch dass das Zeltlager jetzt zu Ende war, machte ihn traurig. Er kämpfte sogar ein wenig mit den Tränen, aber ließ sich nichts davon anmerken.

Freundschaft oder nicht?

Zuhause wurden Johannes und sein Vater von seiner Mutter mit einem bereits fertig gekochten Essen empfangen. Sein Vater erzählte, dass er das Zeltlager sehr schön fand, dass die Jungs alle völlig nett waren und bei allem mitgeholfen hatten. „Johannes hat sogar einen neuen Freund gefunden“, sagte er dann zu Johannes' Verwunderung. Er selbst war sich überhaupt nicht sicher, ob Kay wirklich ein Freund war; eigentlich wusste er gar nicht, was ein Freund sein sollte. Aber Kay faszinierte ihn, das stimmte, vor allen Dingen, weil er mit ihm so spannende Sachen gemacht hatte und Kay ein ziemlich heikles Geheimnis von ihm kannte. Auf der anderen Seite war er ihm auch ein wenig unheimlich, weil er deutlich größer und stärker war und gerne auf Kosten Schwächerer seine derben Späße trieb. „Tatsächlich, wen denn?“, fragte seine Mutter und Johannes antwortete, „Ich glaube, Papa meint Kay.“ „Kay, wirklich?“, fragte sie und sagte, „ich weiß nicht, ob das der richtige Umgang für dich ist.“ „Der ist schon in Ordnung“, entgegnete Johannes' Vater, „Dass er nach so einer Geschichte verstört ist, finde ich verständlich. Es wird aber besser, er gibt sich wirklich Mühe.“ Johannes wurde neugierig, „Was für eine Geschichte?“ „Du musst diese Geschichte jetzt nicht dem Jungen erzählen“, unterbrach seine Mutter, doch Johannes wollte sie unbedingt hören. Nach kurzem Zögern sagte sein Vater, „Er erfährt es doch so oder so; dann können wir es ihm auch gleich erzählen.“

Er erzählte dann, dass Kays Vater vor etwas mehr als zwei Jahren bei einem Autounfall gestorben war. „Seine Mutter hat den Tod ihres Mannes nicht so richtig verkräftet und dann alles an dem Jungen ausgelassen; das war nicht schön. Sie war halt völlig überfordert mit der Situation, alleine mit dem Jungen, der sicher auch nicht einfach war.“ Nach einer kurzen Pause fuhr er fort, dass „das mit Kay“ ein Jahr nach dem Tod seines Vaters herausgekommen war und

seine Mutter danach in eine Klinik kam. Kay zog zu seiner Großmutter, bei der er immer noch lebte. Johannes fand diese Geschichte ziemlich merkwürdig; was hatte Kay getan, dass seine Mutter in die Klinik musste? Sein Vater erklärte, „Sie hat ihn oft in sein Zimmer eingeschlossen, weil sie anders nicht mit ihm fertig wurde. Dabei hat sie ihn wohl auch mal geschlagen und festgebunden.“ „Nicht nur einmal“, setzte seine Mutter fort, „Deshalb ist er ja auch so aggressiv geworden. In der Schule haben sie irgendwann gemerkt, dass da etwas nicht stimmt, und das Jugendamt eingeschaltet. Seine Mutter ist krank, psychisch krank, und wurde auch eingewiesen.“ Sein Vater fügte noch hinzu, dass er es nicht in Ordnung fand, was Kays Mutter getan hatte, auch wenn sie eine schwierige Situation durchlebt hatte.

In Johannes' Gedanken tauchte wieder die Situation auf, als er mit diesem anderen Jungen auf der Bank bestraft wurde. Er sah sich und jenen Jungen nebeneinander auf der Bank sitzen, jeder ein Seil um den Bauch und die Arme gewickelt. Er sah sich selbst und den Jungen von außen und konnte auch sich selbst genau dabei beobachten, wie er festgebunden, mit ausgestreckten Beinen, auf dieser Bank saß und versuchte, seine Arme zu bewegen. Dann hatten Kay und er tatsächlich etwas gemeinsames? Johannes war fasziniert von diesem Gedanken; er versuchte sich vorzustellen, festgebunden in seinem Zimmer zu sitzen. Er fragte sich, wie Kay wohl festgebunden wurde und ob seine Hände dabei auch festgebunden waren. Ob es Kay auch mochte, festgebunden zu werden, oder mochte er es nur, andere Jungs zu fesseln? Das würde auf jeden Fall zusammen passen: Johannes mochte es, festgebunden zu werden, und Kay mochte es, andere Jungs festzubinden. Wahrscheinlich mochte Kay lieber andere fesseln als selbst gefesselt zu werden, weil er selbst schon oft genug gefesselt wurde – anders als Johannes, der erst ein einziges Mal in diesen Genuss gekommen war, richtig gefesselt zu sein. Seine Eltern würden ihn nie festbinden, dachte er, als er im Bett lag, schade eigentlich. Es musste ja nicht oft sein, ab und zu würde ja durchaus schon genügen.

Bevor er einschlief, dachte Johannes über Freundschaften nach; warum er keine Freunde hatte und ob Kay jetzt wirklich so ein Freund war. Andere Menschen, insbesondere Kinder, interessierten ihn eigentlich nicht; im Gegenteil, sie störten ihn, waren laut und grob, sodass er sich lieber von ihnen fern hielt. Daher hatte er auch nie das Bedürfnis verspürt, Freunde zu haben. Ganz selten war es aber doch vorgekommen, dass ihn jemand interessierte, um genau

zu sein, zwei Mal: Len und Kay. Obwohl er Len nur ein einziges Mal getroffen hatte, musste er oft an ihn denken. Ihn wieder zu treffen, ist einer seiner sehnlichsten Wünsche. Kay war ganz anders, aber mit beiden hatte es etwas besonderes auf sich: Mit beiden teilte er eine Art Geheimnis, etwas, was niemand sonst wusste. Johannes war sehr fasziniert von der Vorstellung, dass es solche besonderen Jungs gab, mit denen er etwas teilte, was er mit sonst niemandem teilen konnte; Dinge wie die Faszination, die Lens Parka mit der Kapuze auf ihn ausübte, oder diese unbeschreiblichen Gefühle, die sich einstellten, wenn er gefesselt war. Diese Vorstellung hatte etwas beruhigendes für ihn – er war scheinbar doch nicht ganz so alleine wie er sich fühlte. Während er über solche Zusammenhänge nachdachte, fiel ihm auf, dass er die Möglichkeit, dass es auch „besondere“ Mädchen gab, überhaupt nicht in Betracht zog. Es schien ein reines Jungsspiel zu sein.

Johannes freute sich, als er erfuhr, dass er auch zum Herbstzeltlager mitfahren durfte. Der Leiter der Pfadfindergruppe wollte es anfangs nicht, weil er der Meinung war, Johannes sollte entweder bei den Pfadfindern eintreten oder eben auch nicht mit zum Zeltlager fahren. Bei den Pfadfindern einzutreten kam aber überhaupt nicht in Frage; da hätte er an den regelmäßigen Gruppentreffen teilnehmen und Lieder singen müssen, was für ihn völlig indiskutabel war. Am Ende gab der Leiter der Gruppe nach und ließ Johannes ausnahmsweise mitfahren; ein letztes Mal, wie er sagte. Bereits am Abend, bevor es losging, hatte Johannes bereits seine Sachen gepackt. Er hatte diesmal ganz besonders darauf geachtet, dass er auch alles dabei hatte, was er brauchte, denn diesmal war er auf sich alleine gestellt. Sein Vater konnte nämlich nicht mitkommen, weil er sich am Fuß verletzt hatte und für eine Operation ins Krankenhaus musste. Johannes war ein wenig mulmig zumute, aber seine Mutter hatte extra den Leiter der Gruppe angerufen, um ihm das Versprechen abzurufen, auf Johannes besonders zu achten. Dabei erzählte sie auch, dass er sich gerne von anderen Kindern ärgern ließ und sich nicht wehren konnte.

Am nächsten Morgen brachte ihn seine Mutter zum Treffpunkt. Kay war auch schon da und kam gleich auf die beiden zu, „Toll, dass es doch noch geklappt hat und du auch mitkommen darfst.“ „Ich habe gehört, dass ihr euch das letzte Mal gut verstanden habt“, sagte Johannes' Mutter; Johannes hasste es, dass sich seine Mutter immer in seine Belange einmischen musste. „Ja“, sagte Kay, „Er ist echt in Ordnung, der kleine Johannes. Ein bisschen schüchtern, aber

wirklich nett.“ Dann fügte er mit einem Grinsen hinzu, „Ein guter Pfadfinder ist er auch.“ Zum Glück verzichtete Johannes' Mutter darauf, Kay auch noch aufzufordern, auf ihn aufzupassen. Stattdessen ging sie zum Gruppenleiter; Johannes blieb bei Kay stehen und beobachtete aus der Ferne, wie sie mit ihm redete. Endlich ging es los und nach zweistündiger Fahrt war der Platz erreicht, auf dem das Zeltlager errichtet werden sollte. Alle halfen mit, die Zelte aufzubauen, nur Johannes nicht; er wusste nicht, wie die Zelte aufgebaut werden, und wurde auch nicht aufgefordert mitzuhelfen. Er fand es blöde, einfach so herumzustehen, und seine Laune verschlechterte sich rapide, während er den anderen beim Aufbau zusah. Als er dann noch im aufgebauten Schlafzelt keinen Platz mehr bekam, nahm er seine Sachen und beschloss, wieder zurückzufahren. Doch der Gruppenleiter dachte nicht daran, ihn wieder zurückzubringen; er ging stattdessen mit Johannes zum Schlafzelt und rief die Pfadfinder zusammen. Er sagte, es sei mit den Pfadfinderprinzipien nicht vereinbar, Johannes keinen Platz im Zelt zu lassen. Einer der Pfadfinder erwiderte, dass Johannes beim Aufbauen nicht geholfen hatte und daher auch keinen Platz verdiente. Ein paar andere Pfadfinder pflichteten ihm bei. Der Gruppenleiter ließ diese Ansicht allerdings nicht gelten und forderte die Pfadfinder auf, Johannes umgehend einen Platz im Zelt freizumachen.

Dann kam Kay dazu und sagte, „Er kann bei mir schlafen; mein Zelt ist groß genug für zwei.“ Er hatte dieses Mal ein eigenes Zelt, weil er beim letzten Mal die anderen Pfadfinder zu viel geärgert hatte. Einige von ihnen hatten sich nach dem Sommerlager beschwert und weigerten sich, noch einmal mit Kay zusammen im Gruppenzelt zu schlafen. Johannes war froh über diese Lösung und nahm sogleich seine Sachen, um sie zu Kays Zelt zu bringen. „Die sind doch alle blöd“, sagte Kay, als Johannes seine Sachen auspackte. Johannes fragte ihn, wieso er denn bei den Pfadfindern sei, wenn er sie blöde fand. „Ich finde es gut, zelten und alles selbst organisieren“, antwortete Kay, „Lagerfeuer, Spiele spielen und Pfadfinder fesseln.“ Er grinste, als er das sagte. Johannes' Laune war bis zum Abendessen wieder besser geworden. Auch das letzte Zeltlager fing blöde an und war am Ende doch noch richtig spannend, vor allen Dingen wegen dem Geländespiel, das sicherlich wieder auf dem Programm stand. Vor allen Dingen hatte er mit Kay einen Freund gefunden.

Als Johannes nach dem Abendessen zum Zelt zurück ging, waren alle seine Sachen verschwunden; auch Kay war verschwunden. Johannes stand wie an-

gewurzelt vor dem Zelt und kämpfte mit seinen Tränen. Dann hörte er Kays Stimme, „Ein echter Pfadfinder wird doch wohl nicht heulen.“ Sie kam aus einem nahe gelegenen Gebüsch, aus dem dann Kay lachend hervor kam. Er gab dann Hinweise in Form von Rätseln, die Johannes lösen musste, um seine Sachen wieder zu finden. Es amüsierte Kay sichtlich, ihm zuzusehen, wie er seine Sachen aus den umliegenden Büschen fischte. Johannes verbrachte den restlichen Abend im Zelt und nahm sich vor, mit Kay kein Wort mehr zu reden. Solche Späße fand er überhaupt nicht lustig. Ihm kam der Gedanke, dass seine Mutter ihn vielleicht deswegen festgebunden hatte, weil er ständig solche üblen Streiche spielte. Er stellte sich Kay vor, wie er auf einer Bank saß und die Hände auf dem Rücken gefesselt hatte. Dabei fragte er sich, ob ihm seine Mutter die Hände wirklich auf den Rücken gebunden hatte. Vielleicht hatte sie ihm nur einfach zusammengebunden oder auch gar nicht. Wahrscheinlich hatte sie ihn nur mit einem Seil um den Bauch an eine Bank oder einen Stuhl gebunden, so wie er im Kindergarten angebunden wurde, dachte er.

Als Kay ins Zelt kam, schlief Johannes schon, und als Johannes am nächsten Morgen aufwachte, war Kay schon eine ganze Weile wach. Johannes redete mit ihm kein Wort, so wie er es sich vorgenommen hatte. Sie saßen lange schweigend nebeneinander im Zelt, bis Kay die Stille durchbrach. „Weißt du was? Du bist wirklich ein Spielverderber. Nur weil ich mir einen Spaß erlaubt habe, spielst du jetzt den Beleidigten; findest du das nicht übertrieben?“ Johannes beachtete ihn nicht. Nach einer Weile sagte Kay, „Gut, dann reden wir halt nicht mehr miteinander; ich sage jetzt auch nichts mehr.“ Johannes war sehr aufgewühlt und fing schließlich an, seine Sachen in die Taschen zu räumen, nur um sich mit irgendetwas zu beschäftigen. Plötzlich packte ihn Kay an beiden Handgelenken, zog ihn zu sich und sagte, „Wenn das so ist, dann geh halt zu den anderen. Wenn du sie untertänig darum bittest, machen sie dir bestimmt auch einen Platz frei.“ „Nein, nicht zu den anderen“, sagte Johannes, das wollte er nun wirklich nicht. Er sah Kay an; es gefiel ihm, wie er ihn an den Handgelenken festhielt. „Ich will schon hier bei dir bleiben. Es ist nur, ich fand das halt gar nicht lustig gestern Abend. Ich will nicht, dass du dich ständig über mich lustig machst.“ „Ok“, sagte Kay und ließ ihn los, „ich gebe mir Mühe, dich nicht mehr so sehr zu ärgern, ehrlich. Aber du gibst dir auch Mühe und nimmst nicht immer alles gleich so ernst, einverstanden?“ Johannes war einverstanden; er war erleichtert und froh, dass sich die Situation endlich gelöst hatte.

Seit diesem Morgen verstand er sich deutlich besser mit Kay, der sich mit seinen Späßen tatsächlich zurückhielt. Er verteidigte ihn sogar, als einer der Pfadfinder einmal sagte, dass Johannes kein richtiger Pfadfinder war und eigentlich nicht auf dem Zeltlager dabei sein sollte. Und er zeigte ihm vieles, was Pfadfinder können mussten. Johannes empfand ihn jetzt wirklich wie einen Freund und fand, dass es sich unerwartet gut anfühlte, einen Freund zu haben. Vor allen Dingen lernte er viele interessante Dinge und unternahm mit den Pfadfindern an jedem Tag so viel, dass es ihm auch nichts ausmachte, dass es diesmal kein Geländespiel gab und er auch nicht gefesselt wurde. Am besten gefiel ihm aber, abends zusammen mit Kay im Zelt zu sitzen; mit seinem neuen Freund.

Gegen Ende des Zeltlagers waren die Pfadfinder nach dem Mittagessen in heller Aufregung. Einer von ihnen hatte die restlichen Süßigkeiten, die für den letzten Abend gedacht waren, gestohlen. Es gab schnell einen Verdächtigen, der seine Tat zuerst leugnete, dann aber doch zugeben musste, weil in seinem Schlafsack der Rest der Süßigkeiten gefunden wurde. Johannes beobachtete das Treiben zuerst aus der Ferne, bevor er sich dem Pulk der Pfadfinder näherte, die dem Täter das Hemd auszogen. „Der hat fast alles aufgeessen; dafür wird er jetzt gepflocht“, sagte einer der Pfadfinder zu Johannes. „Gepflocht?“ „Ja, das ist die übliche Strafe für so etwas, das hat er auch verdient.“ Das hörte sich ja recht interessant an, fand Johannes, auch wenn er sich nichts darunter vorstellen konnte. Er stellte sich mit den Pfadfindern im Kreis auf und beobachtete, wie vier lange Zeltheringe in den Boden geschlagen wurden. Der Täter wurde währenddessen gleich von mehreren Pfadfindern an den Armen festgehalten und versuchte vergeblich, sich frei zu winden. Als die Heringe im Boden steckten, wurde er auf den Boden gedrückt und von vier Pfadfindern zugleich an Händen und Füßen daran festgebunden, sodass er ausgestreckt auf dem Boden liegen musste, wie ein X. Er zerrte an seinen Fesseln, hatte aber offensichtlich keine Chance frei zu kommen. Schließlich wurde er unter großem Gejohle mit Blättern und Erde beworfen und so liegen gelassen. Johannes blieb stehen und beobachtete gebannt den Jungen, der nicht aufhörte, gegen seine Fesseln anzukämpfen. Was für eine spannende Strafe; das Wort „gepflocht“ ging ihm nicht mehr aus dem Kopf.

„Das kommt davon, wenn man zu gierig ist“, hörte er plötzlich Kays Stimme; er hatte gar nicht bemerkt, dass Kay neben ihm stand. „Das juckt jetzt überall und

er kann sich nicht kratzen, so wie er festgebunden ist.“ Der Junge hatte inzwischen aufgehört, an den Fesseln zu zerren. Auf dem Weg zum Zelt sagte Kay, „Ich könnte den anderen ja sagen, dass du auch etwas von den Süßigkeiten geklaut hast; dann pflocken sie dich auch zur Strafe.“ Johannes ignorierte Kays Bemerkung. An Zeltheringe angebunden zu werden, wäre als Strafe noch in Ordnung, dachte Johannes, aber mit Blättern und Erde beworfen zu werden, war bestimmt nicht angenehm. Er stellte sich vor, wie das alles juckte und er sich nicht kratzen konnte. Als sie abends zusammen im Zelt waren, fragte ihn Kay, „Das stimmt doch, dass dir die Strafaktion heute gefallen hat, oder?“ „Wieso?“, fragte Johannes zurück, „Wie kommst du darauf?“ „Du hast doch zugegeben, dass dir sowas gefällt, beim letzten Zeltlager.“ Kay grinste unentwegt. Johannes fiel nichts ein, was er ihm noch entgegen konnte. Nach einer Weile sagte er, „Das geht dich nichts an, und außerdem habe ich gar nichts zugegeben“, doch Kay grinste nur.

Dass er sich über seine intimen Vorlieben lustig machte oder ihn damit womöglich vor den anderen Pfadfindern bloß stellen konnte, fand Johannes ziemlich beunruhigend. „Mir kannst du das ruhig sagen“, sagte dann Kay, „Schließlich sind wir befreundet und da gehört es dazu, ehrlich zu sein.“ Johannes zögerte; vielleicht hatte Kay recht und es gehörte wirklich zu einer Freundschaft, Geheimnisse miteinander zu teilen, auch wenn sie so heikel sind. „Also gut“, sagte er schließlich, „Ich gebe es zu. Dafür zeigst du mir ein paar Knoten, ja? Das mit den Knoten finde ich interessant; ich will auch lernen, verschiedene Knoten zu können, wie die Pfadfinder.“ „Gut, dann zeige ich dir mal was“, sagte Kay, „Wir fangen am besten mit den Schlingen an.“ Er holte eine Schnur aus seinem Rucksack, mit der er verschiedene Arten von Schlingen vorführte; Johannes fiel auf, dass er dabei unentwegt grinste. Nachdem Johannes sie alle nachgeknotet hatte, was ihm nicht schwer fiel, sagte Kay, „Jetzt zeige ich dir mal, wozu das gut ist. Streck deine Hände aus.“ Johannes streckte ihm seine Hände entgegen und hielt sie dabei so, dass sich die Handballen berührten. Kay knotete eine Schlinge und streifte sie über beide Hände. Mit einer einzigen Handbewegung wickelte er ein Ende zwischen den Händen um die Schlinge und zog das Ganze zusammen. Johannes zerrte an den Fesseln, die vollkommen fest saßen; er war fasziniert.

Dass Kay seine geheime Vorliebe kannte, gefesselt zu werden, fand er irgendwie spannend. Kay war der einzige, der davon wusste. Eigentlich war es nur

gerecht, wenn er auch von Kay etwas geheimes erfahren würde. Vor allen Dingen interessierte ihn, ob ihn seine Mutter wirklich gefesselt hatte, wie seine Eltern es angedeutet hatten. Kay hatte von sich aus nie über so etwas geredet; nicht einmal, dass er bei seiner Großmutter lebte, hatte er erzählt. Auch das wusste Johannes nur von seinen Eltern. „Darf ich dich auch mal was fragen?“, fragte Johannes und Kay antwortete, „Kommt auf die Frage an.“ „Stimmt es“, setzte Johannes an und kam dabei ins Stocken; dass seine Hände zusammengebunden waren, verunsicherte ihn noch mehr. „Stimmt was?“, fragte Kay. „Dass du bei deiner Großmutter wohnst, weil dich deine Mutter ständig in dein Zimmer eingesperrt hat?“ Kay sah ihn schweigend an; Johannes war richtig gespannt, was Kay ihm antworten würde. „Wer hat dir das erzählt?“ „Meine Eltern haben es mir erzählt.“ „Hast du keine andere Frage?“, erwiderte Kay und sagte dann aber, „Na gut, es stimmt. Zufrieden?“

Johannes schaute ihn schweigend an; natürlich war er mit dieser Antwort nicht zufrieden. Nach einer Weile fragte Kay, ob seine Eltern ihm auch erzählt hatten, dass sein Vater gestorben war. Er erzählte, dass er sich oft mit seiner Mutter gestritten hatte. „Ich habe ihre Ordnung gestört, deshalb hat sie mich in mein Zimmer gesperrt“, erklärte er, „Nachdem mein Vater nicht mehr da war, wurde es immer schlimmer. Wir haben uns jeden Tag gestritten und sie hat mich auch geschlagen. Sie war ganz schön kräftig.“ Nach einer Pause sagte er, „Das war alles richtig ätzend.“ „Bis das Jugendamt gekommen ist“, sagte Johannes. „Ja“, sagte Kay und lachte, „Das war richtig dramatisch. Ich hatte sie im Streit geschlagen und sie mich dann mit der Faust ins Gesicht.“ Kay sah auf den Boden und Johannes fragte, „Und dann?“ „Und dann hat sie mich festgebunden. Plötzlich klingelte es und meine Klassenlehrerin stand mit zwei Leuten vom Jugendamt vor der Tür. Meine Mutter wollte sie nicht in die Wohnung lassen, aber die haben gleich mit der Polizei gedroht. Dann haben sie mich gesehen, mit einem Veilchen gefesselt auf der Küchenbank, wie in einem Folterfilm. Die waren richtig geschockt und haben die Polizei gerufen.“ „Und dann kamst du zu deiner Oma?“ „Ja, klar“, antwortete Kay, „Meine Mutter ist krank; die haben sie auch gleich mitgenommen.“

„Jetzt habe ich dir ja alles erzählt, noch Fragen?“ Johannes überlegte kurz, „Ja, hat sich dich oft festgebunden?“ „Habe ich mir gedacht, dass du das wissen willst“, antwortete Kay, „Ja, hat sie; eigentlich immer, wenn ich gegen die Tür geschlagen hatte, als ich eingesperrt war. Ich habe halt versucht, mich zu weh-

ren.“ Nach einer Pause setzte er fort, „Aber ich hatte keine Chance; sie mich dann einfach festgebunden und gut war.“ „Hat sie dich richtig gefesselt?“, fragte Johannes. „Natürlich, sonst hätte ich mich gleich wieder losgemacht. Wenn du es genau wissen willst, sie hat mir die Hände auf den Rücken gebunden. Dir gefällt sowas ja, aber für mich hat sich das ganz schön beschissen angefühlt. So wehrlos zu sein; sie konnte alles mit mir machen und ich hatte keine Chance gegen sie. Das war schlimmer als geschlagen zu werden, wirklich.“ Johannes versuchte sich vorzustellen, wie sich Kay gefühlt haben musste. „Manchmal habe ich geweint und konnte mir noch nicht einmal die Tränen abwischen“, sagte Kay, „Aber das ist jetzt vorbei. Ich mag jetzt auch nicht weiter darüber reden, ok?“

Johannes nickte. Er konnte sich vorstellen, dass Kay sich schlecht gefühlt haben musste, so wie er misshandelt wurde. Allerdings hätte er es als deutlich schlimmer empfunden geschlagen als gefesselt zu werden. Aber ständig gefesselt zu sein und den Launen der Mutter so ausgeliefert zu sein, das stellte er sich richtig schlimm vor. Johannes hatte sich nie so heftig mit seinen Eltern gestritten; sie hatten ihn nie eingesperrt oder gar geschlagen oder festgebunden. Er konnte sich gar nicht vorstellen, dass seine Eltern so etwas tun würden, vor allen Dingen auch nicht festbinden. Allerdings hatte er auch noch nie gegen eine Tür geschlagen oder einen anderen Anlass gegeben, ihn festzubinden. Obwohl er den Gedanken spannend fand, gefesselt zu werden, hätte er es wahrscheinlich auch als unangenehm empfunden, wenn ihn seine Mutter gefesselt hätte. Er war sich nicht sicher. Aber auf jeden Fall nicht ständig; wenn überhaupt, dann nur ab und zu, ein oder zwei Mal im Monat vielleicht. Johannes fiel auf, dass seine Hände immer noch zusammengebunden waren.

„Bindest du mich wieder los?“ Er fand, er war jetzt lange genug gefesselt. Kay grinste, „Der Knotenunterricht ist noch nicht vorbei; du kannst dich nämlich selbst befreien.“ Johannes musterte seine Hände, die er Kay hin streckte. Das Seil lief einmal um jedes Handgelenk und seine Enden hingen von dem Knoten zwischen seinen Handgelenken herunter. Er zerrte noch mal kräftig daran, aber die Fesselung lockerte sich kein bisschen. „Geht nicht.“ „Dann musst du heute Nacht so schlafen.“ Johannes zerrte weiter an dem Seil, ohne seine Hände frei zu bekommen. „Es ist ganz einfach“, sagte Kay, „Denk mal ein bisschen nach, dann kommst du bestimmt drauf.“ „Das ist zu fest; ich komme nicht frei.“ Johannes war bereits ein bisschen verzweifelt; gefesselt zu schlafen war dann doch

zu viel des Guten. „Pass auf“, sagte Kay und zog mit einem kräftigen Ruck an einem der Seilenden, das von Johannes' Händen herunter hing. Zu Johannes größtem Erstaunen löste sich der Knoten dabei und seine Hände waren frei. „Siehst du?“ Es war wie ein Zaubertrick. Johannes bestand darauf, dass Kay ihm den Trick noch einmal genau zeigte und befreite sich diesmal selbst, indem er das Seilende in den Mund nahm und daran zog, bis der Knoten sich löste.

Johannes konnte lange Zeit nicht einschlafen. Ihm gingen die unterschiedlichsten Gedanken durch den Kopf, während er wach neben Kay lag, der bereits schlief. Die Vorstellung, dass ein so starker Junge, vor dem alle Angst hatte, wehrlos, mit den Händen auf den Rücken gebunden in seinem Zimmer saß und weinte, fand Johannes ziemlich spannend. Vor allen Dingen gefiel ihm aber, dass sie jeweils ein Geheimnis teilten; Kay kannte eines von ihm und er eines von Kay. Das war jetzt wohl eine richtige Freundschaft. Johannes fand es schön, einen Freund zu haben, vor allem einen, mit dem er ein so spezielles Geheimnis teilen konnte. Er träumte davon, dass er erwischt wurde, wie er Süßigkeiten aus dem Küchenzelt stahl, und die Pfadfinder beschlossen, ihn zur Strafe an die Zeltheringe zu binden. Wie Kay dann seine Hände und Füße so fest an die Heringe band, dass er sich kein bisschen mehr bewegen konnte und vollkommen wehrlos war, als er mit Erde und Blättern beworfen wurde. Im Traum kam immer wieder Kay zu ihm, um zu überprüfen, ob die Fesseln noch fest genug saßen. In Gedanken sah er dabei die Bilder, wie er im Kindergarten als Strafe an eine Bank gebunden wurde, und dachte über diese Merkwürdigkeit nach, dass etwas, was ihn derart anregte und faszinierte, in Wirklichkeit eine Strafe war. Ob es dem Jungen, der heute zur Strafe geflocht wurde, gefallen hatte, auf diese Weise bestraft zu werden? Mit solchen Gedanken schlief Johannes ein.

Schließlich war es soweit, dass das Herbstlager wieder abgebaut wurde und die Pfadfinder wieder zurückfuhren. Johannes war traurig, als das es zu Ende ging; er konnte sich vor allen Dingen gar nicht vorstellen, nicht mehr neben Kay im Zelt zu schlafen. Im Nachhinein fand er das Zeltlager auch diesmal wieder richtig schön, obwohl es damit anging, dass die Pfadfinder ihn nicht in ihrem Zelt schlafen lassen wollten, zumindest einige von ihnen. Als sie zurückkamen, wartete seine Mutter schon, um ihn abzuholen. „Er hat's überlebt“, sagte Kay zur ihr. „Ja?“, fragte sie Johannes, „Ist alles gut gelaufen?“ Als Kay darauf antwortete, „Manchmal war er ein bisschen wild, da mussten wir ihn festbinden,

aber sonst war er ganz brav“, wäre Johannes am liebsten im Boden versunken. Seine Mutter sah ihn erst erstaunt an, dann lachte sie aber. Johannes konnte Kays Witze beim besten Willen nicht lustig finden; aber er fand sie lange nicht mehr so schlimm wie am Anfang. Als er sich von ihm verabschiedete, sagte Kay, dass er sich wirklich freute, „einen neuen Freund“ gefunden zu haben und versprach, bald anzurufen. Johannes war regelrecht glücklich, so etwas zu hören; Kay war schließlich der erste Freund, den er überhaupt hatte. So eine Freundschaft fühlt sich richtig gut an, fand er, und spannend war sie auch.

Am liebsten festgebunden

Einige Zeit nach dem Herbstlager, es war schon kurz vor Weihnachten, klopfte Johannes' Mutter an seiner Zimmertür, weil Kay am Telefon war. Der lud ihn ein, am Nachmittag zu ihm zu kommen; er wohnte in einem Nachbardorf. Das passte; es war Sonntag und Johannes hatte nichts vor. Er ließ sich den Weg dorthin erklären und staunte, als er mit dem Fahrrad den Ort erreichte, wo Kay wohnte: Es war ein richtiger Bauernhof. Er fand zuerst keine Klingel und ging nach einigem Zögern in den Innenhof, der von mehreren Gebäuden umringt war. „Hier geht's rein“, hörte er Kays Stimme und fand nach kurzem Suchen den richtigen Eingang, der ihn gleich in eine Küche führte. Dort waren Kay und seine Großmutter, die Johannes gleich ein Stück selbst gebackenen Kuchen anbot. Ein richtiger Bauernhof; er war wirklich beeindruckt. Nachdem sie Kuchen gegessen hatten, führte ihn Kay über den Hof und zeigte ihm, was es dort alles gab. Am spannendsten fand Johannes den Trecker, mit dem Kay und er eine Runde fuhren. Dass es kalt war, machte ihnen nichts aus; Kay war mit einer dicken Jacke und Mütze warm angezogen und Johannes froh nie, egal wie kalt es war. Schließlich führte ihn Kay zu einer im Boden eingelassenen Treppe, die vor einer alten Holztür endete. Die Tür war mit einem Vorhängeschloss verschlossen. „Das ist die Grotte“, sagte er und schloss die Tür auf. Innen war es stockfinster und Johannes zögerte einen Moment, Kay in die Grotte zu folgen.

Kay zündete mehrere Kerzen an, die auf einer Kiste gleich neben dem Eingang lagen. „Das ist mein liebster Ort hier auf dem Hof“, sagte er. Johannes sah sich um; es war ein langgezogener Raum, der aus Ziegelsteinen gemauert war und eine halbrunde Gewölbedecke hatte. Die war in der Mitte mit Holzpfeilern abgestützt, von denen Querstangen bis zu den Wänden abgingen, die so niedrig

waren, dass auch Johannes aufpassen musste, sich nicht den Kopf daran zu stoßen, obwohl er deutlich kleiner war als Kay. Überall standen leere Kisten, an den Wänden sogar bis zur Decke gestapelt. Kay erklärte, dass hier früher Gemüse und Obst gelagert wurde. „Im Sommer ist das hier ein riesiger Kühlschrank“, erklärte er. Am anderen Ende des unterirdischen Gewölbekellers sah Johannes einen Durchgang, der noch weiter ins Dunkel führte. Kay nahm eine Kerze in die Hand und ging hinein; Johannes folgte dicht hinter ihm. Er fand diese „Grotte“ ziemlich unheimlich, vor allen Dingen, weil im Kerzenschein alles nur schemenhaft zu erkennen war. Der zweite Kellerraum sah ähnlich aus wie der erste. Auch hier gab es Pfeiler mit niedrigen Querstreben und Kisten, die überall herumstanden. Johannes bemerkte, dass die meisten Kisten mit Spinnweben überdeckt waren.

Vorsichtig gingen sie auch durch diesen Keller bis zu einer Holztür am anderen Ende, auf der mit großen Buchstaben „KAY“ eingeritzt war. „Das hier ist mein Reich“, sagte Kay; Kay mit y. Johannes hatte sich immer wieder gefragt, ob Kay mit y oder i am Ende geschrieben wurde. Zu Kay passte y auf jeden Fall besser als i; er war sich daher sicher, dass sein Name mit y geschrieben wurde. Y war für Johannes ein ganz besonderer Buchstabe; er kannte niemanden mit einem Namen, der ein y enthielt; außer Kay. Er folgte ihm durch die Tür in einen weiteren Raum, der ähnlich aussah wie die beiden vorderen, aber anders eingerichtet war: Hier standen keine alten Kisten herum und es sah überhaupt sehr aufgeräumt aus. Auf dem Boden lag ein Teppich, auf dem ein paar Kisten und ein kleiner Tisch standen, der aus einer Holzplatte bestand, die auf zwei großen Kisten lag. Es war hier deutlich wärmer als draußen. Neben dem Tisch stand ein Blecheimer mit Sand, in dem mehrere Kerzen steckten, die Kay nacheinander anzündete. Johannes war sprachlos, als er sich umsah, nachdem es heller wurde. Er sah ein Regal mit Heften, Werkzeugen und mehreren Schachteln. An einem so versteckten Platz ein eigenes Zimmer zu haben, fand er richtig aufregend. „Gefällt es dir?“, fragte Kay und Johannes nickte, „Du bist der einzige, dem ich diesen Raum gezeigt habe; nicht einmal meine Großmutter weiß davon.“ Johannes war sehr davon angetan, dass Kay ihm sein geheimes Versteck anvertraute.

Er fand es richtig gut, auf einem Bauernhof zu leben, mit den vielen Sachen, die überall herum standen und den Schuppen voller spannender Ecken und Winkel, die auf ihre Erkundung warteten. Und natürlich die Grotte, die das Bes-

te von allem war, neben dem Trecker natürlich. Nachdem er ihm den Bauernhof gezeigt hatte, schlug Kay vor, in den Wald zu gehen, wo er Johannes noch mehr geheime Plätze zeigen wollte. Der Wald grenzte direkt an den Bauernhof und war riesig; man konnte sich ohne Probleme darin verlaufen. Kay erklärte, was er dort alles sehen und an Spuren ablesen konnte, Plätze auf denen Rehe übernachtet hatten, Fuchsbauten und Fußabdrücke von Vögeln, Hasen und anderen Tieren. Besonders beeindruckte Johannes ein riesiger Ameisenhaufen, auf dem es von großen Waldameisen nur so wimmelte. „Das ist wie eine Großstadt, nur mit Ameisen statt mit Menschen“, erklärte Kay.

Plötzlich blieb er stehen und sagte, „Schau dich genau um; was siehst du?“ Johannes sah sich genau um, aber sah nichts ungewöhnliches. Neben ihnen war ein dichtes Gebüsch und ansonsten nur Wald zu sehen, in dem ihm nichts Außergewöhnliches auffiel. „Dann komm mal mit; du wirst staunen“, sagte Kay und zwängte sich ins Gebüsch, „Aber du musst aufpassen, wohin du trittst.“ Johannes erkannte, dass das Gebüsch über einer Mulde wuchs, die ziemlich tief und steil aussah. Als Kay dann ein paar Zweige beiseite schob, war in der Mulde ein schmaler Eingang zu einer Höhle zu sehen, die schräg nach unten führte. Kay zwängte sich hindurch und Johannes folgte ihm, bis sie in einer richtigen Höhle standen. „Da muss mal ein Haus gewesen sein, und das hier ist ein Keller, der noch übrig geblieben ist, schau“, sagte Kay und strich mit der Hand über die Wand. Jetzt erkannte Johannes, dass die Wände der Höhle aus Ziegelsteinen gemauert waren; er war begeistert. Kay erzählte, dass außer ihm keiner diese Höhle kannte und Johannes niemandem etwas darüber verraten durfte. Sie krochen wieder heraus und liefen weiter durch den Wald, während Kay erläuterte, wie die Sträucher und Bäume hießen, die hier wuchsen. Er zeigte Johannes noch weitere spannende Plätze, wie einen halb umgestürzten Jägerhochsitz, der an einem Baum lehnte, und einen hohlen Baum, den man von innen erklettern konnte.

Als sie schließlich zum Bauernhof zurückkamen, waren sie den ganzen Nachmittag unterwegs gewesen. Kays Großmutter lud Johannes zum Abendessen ein, aber vorher konnte er mit Kay noch auf dem Trecker fahren; Kay ließ ihn diesmal sogar ein kleines Stück selbst fahren. Johannes fühlte sich richtig glücklich, als er schließlich wieder nach Hause fuhr. Es war ein wirklich schöner Tag mit Kay; genau so stellte er sich eine Freundschaft vor. Dabei fiel ihm auf, dass es diesmal überhaupt nicht um Fesseln ging. Kay hatte nicht die leiseste

Andeutung dazu gemacht, noch nicht einmal eine beiläufige Bemerkung. Hatte Kay womöglich kein Interesse mehr, ihn zu fesseln? Oder war es unpassend, weil sie inzwischen befreundet waren und man Freunde nicht fesselt? Vielleicht hatte er einfach nicht daran gedacht oder gewartet, dass Johannes es anspricht. Hätte er es ansprechen sollen? Nach einigem Überlegen kam er zum Ergebnis, dass es besser war, es nicht anzusprechen.

In den folgenden Wochen wartete Johannes jeden Sonntag auf Kays Anruf, aber er kam nicht. Kurz vor seinem Geburtstag entschied er sich schließlich, ihn anrufen und zu seinem Geburtstag einzuladen. „Geburtstage mag ich nicht“, antwortete Kay, „aber du kannst gerne wieder zu mir kommen.“ Das musste er nicht zweimal sagen. Johannes fuhr schon vormittags zum Bauernhof und traf Kay in seinem Zimmer an, wo er gerade Flugzeugmodelle bastelte. Johannes war erstaunt, in dem Zimmer stand eine beachtliche Zahl von Flugzeugmodellen herum. Kay zeigte ihm die, die ihm am besten gefielen, und erklärte die Details dazu, wie das Flugzeug hieß und wie viel PS es hatte. „Komm, ich bin gerade dabei, ein Flugzeug zusammenzubauen.“ Johannes folgte ihm an den Tisch, wo noch ein halbfertiger Flugzeugrumpf und zahlreiche Einzelteile lagen. Kay zeigte ihm, wie die Teile zusammengesetzt werden und nach einiger Zeit half ihm Johannes, die Klebestellen zu verleimen. Sie waren gerade fertig geworden, als Kays Großmutter zum Mittagessen rief.

„Es ist gut, dass Kay auch mal Gesellschaft hat und nicht immer nur alleine ist“, sagte seine Großmutter beim Essen. „Ich finde es gut, alleine zu sein“, erwiderte Kay, „Außerdem fahre ich ja ab und zu mit den Pfadfindern weg; das reicht mir.“ Als sie mit dem Essen fertig waren, sagte er, „Wir gehen nach draußen, ich brauche ein bisschen Bewegung.“ Sie liefen eine ganze Zeit lang durch den Wald, bis es anfang zu regnen. Wieder zurück bemalten sie das Flugzeug; das war ganz schön aufwendig. Als sie fertig waren, gab es schon das Abendessen. „Das ist unser gemeinsames Werk“, sagte Kay, obwohl Johannes nur ein bisschen beim Kleben geholfen hatte und zwei kleine Stellen bemalen durfte. Nach dem Abendessen ging Johannes wieder. Sie trafen sich dann alle zwei bis drei Wochen; immer sonntags. Neben dem Mittag- und Abendessen gab es meistens einen frischen Kuchen, da Kays Großmutter sonntags immer backte. Mal bastelten sie Modellflugzeuge, mal gab Kay Knotenlektionen und meistens liefen sie zusammen durch den Wald oder verbrachten Zeit auf dem Bauernhof. Oft fuhren sie auch zusammen Trecker, was Johannes besonders gut ge-

fiel. Aber Fesseln war kein einziges Mal mehr Thema. Bei den Knotenlektionen band ihm Kay manchmal zur Demonstration die Hände zusammen. Aber er band sie dann gleich auch wieder los und machte keine Bemerkung dazu. Es war ganz anders als auf den Zeltlagern.

An Ostern blieb Johannes Samstag und Sonntag bei Kay und übernachtete bei ihm. Am Samstag regnete es und sie blieben den ganzen Tag in Kays Zimmer, außer zu den Mahlzeiten. Kay holte sich den Fernseher in sein Zimmer: Am Nachmittag gab es zwei Winnetou-Filme nacheinander. Als sie nach dem Abendessen das Holz für das Osterfeuer richteten und schließlich mit der Großmutter am Feuer saßen, musste Johannes über die Filme nachdenken, vor allen Dingen, wie es sich anfühlt, so richtig fest an einen Marterpfahl gebunden zu sein, sodass man sich überhaupt nicht mehr bewegen kann. Er fand es schade, dass Kay ihn nicht mehr fesselte. Am Sonntag schien schon morgens die Sonne. Es war noch früh, als er davon wach wurde, dass Kay über ihn aus dem Bett stieg. Beim Frühstück sagte Kays Großmutter, „Bei dem Wetter geht ihr nach draußen“, was sie ohnehin vorhatten. Kay hatte Streichhölzer und Kerzen eingepackt, damit die den verschütteten Keller im Wald erkunden konnten. Während sie durch den Wald liefen, musste Johannes ständig an den Marterpfahl aus dem Winnetou-Film denken. Am liebsten hätte er Kay gefragt, ob er ihn nicht an einen Baum fesseln wollte, aber das traute er sich nicht. Nach einiger Zeit kam ihm das Geländespiel in den Sinn, dass sie auf dem Zeltlager spielten. Er fragte Kay, ob er nicht ein Spiel mit ihm spielen wollte. „Was für ein Spiel?“ „Naja, vielleicht wie auf dem Zeltlager; das Geländespiel.“ „Das klingt ja nicht besonders spannend; vor allem, weil ich dich im Nu gefangen habe, das ist ja wirklich keine Kunst.“ „Sei dir da bloß nicht so sicher.“ „Na gut, wenn du unbedingt willst; du wirst sehen. Ich zähle bis hundert; ich zähle auch ganz langsam.“

Kay hielt sich die Hand vor die Augen und drehte sich einem Baum zu. Johannes rannte los, rannte eine Weile durch den Wald, änderte mehrmals die Richtung und versteckte sich schließlich im Unterholz. Dort harrte er aus, bis er tatsächlich nur kurze Zeit später Schritte hörte. Aus dem Unterholz heraus konnte er nichts erkennen, aber er hörte, wie sich die Schritte langsam näherten. Dann hörte er Kays Stimme, „Ich weiß, dass du hier bist; pass auf, gleich habe ich dich.“ Johannes kam sein Versteck plötzlich ziemlich unsicher vor, sodass er sich entschied, vorsichtig woanders hin zu schleichen. Plötzlich knackte ein tro-

ckener Ast unter seinen Füßen und Kay rief „Da“; Johannes erschrak und rann- te los. Doch kurz darauf hatte Kay ihn eingeholt und zu Boden gerissen. Johan- nes lag auf dem Bauch, während Kay auf seinem Rücken saß. „Siehst du? Das wäre ja gelacht gewesen, wenn ich dich nicht gleich gefunden hätte; der Wald hier ist wie mein Zuhause, hier kenne ich mich aus wie kein anderer.“ Kay war ganz schön schwer und Johannes stöhnte unter seinem Gewicht.

„Habe ich doch gesagt, im Nu“, triumphierte Kay, „und jetzt?“ „Jetzt bin ich dein Gefangener, oder?“, fragte Johannes in der Erwartung, gefesselt zu werden. „Mein Gefangener?“, fragte Kay, „Jetzt versteh ich das erst, natürlich.“ Er fing an zu lachen. „Da hast du ja Glück, dass ich immer auch etwas zum Festbin- den in der Tasche habe. Er hielt Johannes' Hände zusammen und drückte sie mit seinem Knie auf den Rücken, während er ein Seil aus seiner Tasche kram- te. Dabei war er ganz schön grob; es tat richtig weh, so fest drückte er auf die Hände. „Über Kreuz, das hält bombenfest. Und nach vorne kann man die Hän- de auch nicht bringen, so lange Arme hat niemand“, sagte er als er fertig war. Kay stand auf und Johannes wurde von diesen angenehmen, erregenden Ge- fühlen regelrecht überflutet. Kay half ihm aufzustehen und sagte, „Du bist ja ganz dreckig.“ Der Waldboden war feucht und die Blätter klebten nicht nur an Johannes' Kleidung, sondern auch in seinem Gesicht. Aber das machte ihm nichts aus. Kay wischte ihm die Blätter aus dem Gesicht und von seinem Ano- rak. „Selber kannst du dich ja nicht sauber machen“, sagte er und grinste. Al- lem Anschein nach hatte er immer noch Spaß dabei, ihn zu fesseln. Johannes genoss es, mit zusammengebundenen Händen neben Kay zu gehen, und zerr- te immer wieder an den Fesseln, was seine Erregung noch steigerte. Nach ei- niger Zeit fragte Kay, „Soll ich dich losbinden?“, und, als Johannes nicht ant- wortete, „Oder gefällt dir das so, mit den Händen auf dem Rücken?“

Johannes musste eine Zeit lang überlegen, was er antworten sollte, und stam- melte schließlich, „Ist ok so.“ Als sie wieder am Bauernhof angekommen wa- ren, sagte er, „Jetzt binde ich dich aber los. Was soll sonst meine Oma denken, wenn sie dich sieht?“ Während er ihn losband, lachte er und sagte, „Ich kann dir ja nachher nochmal die Hände auf den Rücken binden und dich so nach Hause schicken.“ Auf dem Bauernhof angekommen führte ihn Kay gleich in sei- ne Grotte und zündete die Kerzen an. Er ging zum Regal, um von dort ein paar Schachteln zu holen und auf den Tisch zu stellen. „Habe ich dir die schon ge- zeigt?“ In den Schachteln waren Gipsabdrücke von Tierspuren. Kay erzählte,

wie er sie angefertigt hatte und von welchen Tieren sie stammten. Nachdem er die Schachteln wieder weggeräumt hatte. Johannes dachte die ganze Zeit nur daran, wie er gefesselt neben Kay lief und wie ihn das angeregt hatte. Die Fesseln hatten deutliche Spuren an seinen Handgelenken hinterlassen. Als er schließlich abends zu Hause war, betrachtete er diese Striemen und wünschte sich, dass sie für immer bleiben würden, als Erinnerung an dieses Treffen. Das Gefühl, wirklich einen Freund gefunden zu haben, noch dazu einen, der so spannende Sachen mit ihm machte, versetzte ihn in eine Hochstimmung, wie er sie bis dahin nicht kannte. Die hielt noch einige Tage unvermindert an.

Es waren schon die ersten sommerlichen Tage, als Johannes Kay wieder besuchte und auf dem Hof antraf. „Komm mit“, sagte er zur Begrüßung und Johannes folgte ihm in die Grotte. Drinnen war es ziemlich kühl und er zog den Pullover wieder an, den er auf dem Weg zu Kay ausgezogen hatte. „Was hältst du von einer Knotenlektion?“, fragte Kay, während er die Kerzen anzündete, „Hol doch mal die Seile.“ Johannes nahm die Tasche mit den Seilen aus dem Regal und stellte sie auf den Tisch. Kay setzte sich auf eine Kiste. „So, dann zeig mir doch mal, was du noch alles kannst.“ Johannes setzte sich auch und nahm ein paar Seile aus der Tasche, die er erst auseinander wickeln musste, bevor er Kay die Knoten zeigen konnte, die er sich gemerkt hatte. Er konnte sie alle noch und Kay lobte ihn auch dafür. Er zeigte ihm noch ein paar weitere Knotenvarianten und schlug dann vor, Fesselungen auszuprobieren.

Wie üblich demonstrierte Kay eine bestimmte Fesselung an Johannes, der sie sich dann genau ansah und wie immer vergeblich versuchte, sich zu befreien. Johannes übte die Fesselung dann mehrmals mit Kays Händen, bis er sie sich gemerkt hatte. Ihm gefiel dieser Unterricht sehr. Ihm gefiel auch die Atmosphäre in Kays geheimer Höhle; obwohl draußen die Sonne schien, saßen sie hier in Kays dunklen und kühlen Versteck. Während der Lektionen hoffte er, dass Kay ihn nach einer Knotendemonstration einmal nicht gleich wieder losbinden würde. Aber das passierte nicht. „Zum Schluss zeige ich dir, wie man ein Seil fest an einen Balken knotet, sodass es nicht verrutscht.“ Er nahm zwei Seile und knotete eines an einen der Balken, die quer durch den Gewölbekeller gingen. „Jetzt du“, sagte er dann und reichte Johannes das andere Seil. Das war eine leichte Übung, denn diesen Knoten hatten sie schon längst durchgenommen. Er nahm das Seil und wollte es neben dem anderen an dem Balken festknoten. „Nein auf die andere Seite“, unterbrach ihn Kay, „mit dem Pfosten in

der Mitte, verstanden?“ Johannes befestigte das Seil auf der anderen Seite, eine knappe Armlänge vom Pfosten entfernt.“ „Perfekt“, sagte Kay und setzte sich wieder auf die Kiste.

Johannes ahnte, was Kay vorhatte, und wartete gespannt auf die Aufforderung, sich an den Pfosten zu stellen, die auch gleich kam. Doch anstatt aufzustehen und ihn anzubinden, blieb Kay sitzen und sagte, „Und die Arme ausstrecken.“ Johannes streckte seine Arme zur Seite aus, sodass seine Handgelenke auf beiden Seiten die Knoten der Seile berührten, die an dem Querbalken hingen. Er wartete darauf, dass Kay sie ihm anbinden würde, doch Kay sah ihn einfach nur an und grinste. „Willst du mich nicht festbinden?“, fragte Johannes nach einer Weile. „Soll ich dich denn festbinden?“, erwiderte Kay, „Nicht dass du dann wieder einen Ständer bekommst.“ Kay ging es offensichtlich eher darum, sich auf seine Kosten lustig zu machen. Als Johannes die Arme wieder herunter nehmen wollte, sagte er, „Wenn du die Arme nicht oben behältst, werde ich dich bestimmt nicht anbinden.“ Johannes streckte die Arme wieder aus und wartete darauf, angebunden zu werden.

„So bleibst du jetzt stehen und bewegst dich nicht“, sagte Kay und holte eine Schachtel aus dem Regal. Die Tasche mit den Seilen legte er wieder zurück und packte mehrere Papiertüten aus der Schachtel. „Ich habe letzte Woche wieder Tierspuren gesammelt“, erklärte er. Das hatte er auch schon mal mit Johannes zusammen gemacht. Die Spuren grub er vorsichtig aus und bewahrte sie in kleinen Papiertüten zum Trocknen auf, bevor er sie mit Gips ausgoss. Johannes beobachtete ihn, wie er in einem kleinen Eimer Gips anrührte und anfang, die getrockneten Erdstücke mit Tierspuren auszugießen. Dabei stand er wie gekreuzigt an dem Pfosten und kam sich ziemlich blöde dabei vor. Kay ermahnte ihn aber immer wieder, sich nicht zu bewegen. „Wenn du gefesselt werden willst, musst du jetzt geduldig sein.“ Mit der Zeit wurden seine Arme richtig schwer und er sagte schließlich, „Ich kann die Arme jetzt nicht mehr oben halten.“ Kay fragte ihn grinsend, „Soll ich sie dir anbinden?“ Johannes fand das Spiel ziemlich blöde und war irritiert darüber, dass es ihn dennoch erregte. „Und?“, fragte Kay, „Ja oder nein?“ „Ja, mach schon“, antwortete Johannes.

Kay band ihm dann endlich die Handgelenke an den Balken und setzte sich wieder zu seinen Tierspuren. Johannes spürte, wie die Erregung in seinem

Körper zunahm; er war überrascht, wie intensiv diese Gefühle waren. „Gefällt es dir?“, fragte Kay, „Ich kann ja noch ein bisschen nachhelfen.“ Er zog ein Seil aus der Tasche und band ihm damit die Fußgelenke zusammen und am Pfosten fest. Johannes spürte, wie sich mit Macht dieses zugleich beruhigende und erregende Gefühl in ihm breitmachte. Es fühlte sich einerseits richtig gut an, andererseits aber auch ein wenig unheimlich, weil es so stark war, dass Johannes es nicht kontrollieren konnte. Im Gegenteil, das Gefühl kontrollierte ihn. Schon spürte er überdeutlich den zunehmenden Druck in seiner Hose.

„Das macht dich ja wirklich ganz schön an“, bemerkte Kay. Johannes kam die Begebenheit auf dem Zeltlager in den Sinn, als er zugeben musste, dass es ihn erregte, gefesselt zu sein. „Mir gefällt das Spiel ja auch“, sagte Kay und grinste dabei, „ganz besonders, wenn ich daran denke, wie du nachher darum bittest, wieder losgebunden zu werden.“ Ganz wohl war Johannes in der Situation nicht, aber er fand es spannend, die Hände seitlich angebunden zu haben; es fühlte sich ganz anders an als mit den Händen auf dem Rücken, aber nicht weniger gut. „Und wenn ich nachher nicht darum bitte, dass du mich wieder losbindest?“ „Dann bleibst du da stehen; ganz einfach.“ Kay goss weiter Tierspuren. Nach einer Weile fragte er, „Glaubst du, dass Jesus gekreuzigt wurde, ich meine in Wirklichkeit?“ Johannes hatte darüber nie nachgedacht. „Ich glaube das nicht“, sagte Kay, „Wie soll man denn sterben, nur weil man an ein Kreuz angebunden wird? Auch wenn man angenagelt wird, stirbt man nicht daran; wie soll das denn gehen?“ Johannes konnte dazu nichts sagen; er konnte sich überhaupt kaum auf Kays Ausführungen konzentrieren. Zu sehr war er von dem eingenommen, was es in ihm auslöste, an den Balken gebunden zu sein.

Nach einiger Zeit steigerten sich die Gefühlsschauer und der Druck in der Hose so sehr, dass es richtig unangenehm wurde. Zudem wurde es zunehmend unbequem, auf einem Fleck zu stehen, ohne die Beine entlasten zu können. Immer wieder wurden seine Beine schwach, aber wenn er sich dann hängen ließ, zog es ganz schön an den Armen. Vielleicht kann man vom Kreuzigen nicht sterben, dachte Johannes, aber es tat auf jeden Fall weh, an einem Kreuz zu hängen. „Bindest du mich jetzt los?“, fragte er schließlich und Kay antwortete, „Erst wolltest du angebunden werden, jetzt wieder nicht; du weißt wohl auch nicht, was du willst.“ Er beschäftigte sich unbeirrt weiter mit seinen Tierspuren. „Kay, bitte; ich stehe jetzt schon eine Ewigkeit hier, ich kann nicht mehr.“ „Jetzt übertreib nicht so; so lange war das jetzt nicht. Und außerdem macht dich das

ja an, oder nicht?“ Johannes fand dieses Wort, „anmachen“, sehr merkwürdig und so gar nicht treffend für das, was Fesselungen in ihm auslösten. Nach einer Weile stand Kay endlich auf und band ihn los.

Er zeigte ihm noch die Tierspuren, die er gegossen hatte und erklärte ihm, von welchen Tieren sie stammten. Dann war es auch schon Zeit für das Mittagessen. Nach dem Vormittag in der Grotte kam es ihnen draußen gleißend hell vor. Beim Mittagessen hielt Kays Großmutter Johannes' Handgelenk und fragte, „Was hast du denn da gemacht?“ Die Spuren der Fesselung waren deutlich zu erkennen. „Ich habe ihm ein paar Knoten gezeigt“, sagte Kay, „Er kann das schon richtig gut, wie ein echter Pfadfinder.“ Die Großmutter bat sie, am Nachmittag den Schuppen auszuräumen. „Normalerweise arbeiten wir nicht am Sonntag“, sagte sie, „aber morgen früh kommt der Zimmermann, um sich den Schuppen anzusehen; da muss er leer sein.“ Der Schuppen war voll mit Holzlatten und Brettern, die sie mit dem Trecker nach und nach an einen Platz fuhren und anschließend mit Planen abdeckten. Sie waren den ganzen Nachmittag damit beschäftigt.

Johannes musste die ganze Zeit an die Gefühle denken, die es in ihm auslöste, gefesselt zu sein. Diese Mischung aus Beruhigung und Erregung und aus angenehmen und unangenehmen Gefühlen fand er ziemlich irritierend. Vor allen Dingen, weil sie so extrem waren. Ihn verunsicherte auch, wie Kay mit diesen Gefühlen spielen konnte. War es wirklich gut, so ein Geheimnis zu teilen? Kay war zumindest der einzige, mit dem sich Johannes vorstellen konnte, solche Geheimnisse zu teilen. Ihm gingen viele Fragen durch den Kopf; wieso gab es überhaupt solche Geheimnisse, wieso gefiel es ihm gefesselt zu sein? Dabei kam ihm in den Sinn, wie er Kay auf dem Zeltlager kennengelernt hatte. Wie es sich anfühlte, von ihm gefesselt zu werden und ihm ausgeliefert zu sein. Er sah sich dann auch im Kindergarten an die große Bank gebunden, neben – wie hieß er noch mal? Ias? „Träumst du?“, riss ihn Kay aus seinen Gedanken. „Nein, ich denke nach.“ „Man muss nicht immer über alles nachdenken; das ist nicht gut. Kommst du mit, was essen? Meine Oma hat bestimmt schon was für uns gerichtet.“ Bevor er wieder nach Hause fuhr, durfte Johannes noch einmal eine Runde mit Kay auf dem Trecker fahren.

Von Strafen und Konsequenzen

Sie trafen sich den ganzen Sommer über immer wieder und waren dabei meistens draußen. Johannes liebte es, mit Kay durch den Wald und über die Wiesen zu laufen. Vor allen Dingen, weil sie dabei oft kaum redeten, aber viel Spaß zusammen hatten. Nicht weit von Kays Bauernhof entfernt gab es einen See, wo sie zum Baden hingingen. Manchmal half Johannes Kay auch bei Arbeiten auf dem Bauernhof. An heißen Tagen verbrachten sie auch mal einen Nachmittag in der kühlen Grotte bei Kerzenschein. Darin war es immer so kühl, dass sie einen Pullover oder eine Jacke anzogen. Weil Sommerferien waren, blieb Johannes manchmal auch über Nacht. Er schlief dann bei Kay im Zimmer, allerdings auf dem Boden, weil Kay nicht mit ihm zusammen im Bett schlafen wollte. Aber das war kein Problem; es gab genügend Decken als Unterlage. Johannes hatte immer wieder den Wunsch, gefesselt zu werden, aber Kay dachte da scheinbar nicht daran; zumindest sprach er nicht davon.

Der Sommer war bereits zu Ende, als Kay sagte, dass er gerne mal zu Johannes kommen wollte. „Damit ich mal sehe, wie es bei dir aussieht“, sagte er; er war tatsächlich noch nie bei Johannes gewesen. Der Tag, an dem sie sich trafen, war ziemlich herbstlich, windig und regnerisch. Auch Kay hatte etwas von dem Regen abbekommen, als er kam. Sie verbrachten den Tag daher in Johannes Zimmer. „Da sind ja nur Bücher“, bemerkte Kay, als er sich in Johannes' Zimmer umsah. Dabei sah er sich die Bücher genau an, allerdings ohne darin zu blättern. Dann setzte er sich auf den Boden. „Und was machst du sonst so? Machst du auch etwas richtiges, ich meine basteln oder so etwas?“. Johannes fühlte sich von der Frage ein wenig überrumpelt und druckste zunächst, bis er dann sagte, „Ich interessiere mich für Astronomie.“ „Oh. Horoskope und Sterndeutung und so?“ „Astronomie, nicht Astrologie“, erklärte Johannes, „Da geht es um Planetensysteme und Galaxien zum Beispiel.“ „Und was machst du dann da?“ Johannes fing an, zu erzählen, dass er sich gerade mit den Keplerschen Gesetzen beschäftigte. Er fand es faszinierend, dass so einfache Formeln so komplexe Dinge wie die Planeten beschreiben können, inklusive der Erde mit all den Tieren und Pflanzen, die sich darauf befanden.

Kay unterbrach ihn und fragte, „Du liest wirklich nur Bücher? Ich mache ja lieber praktische Sachen, Lesen ist nicht so mein Fall.“ Johannes wusste nicht, was er antworten sollte. Er beschäftigte sich tatsächlich fast nur mit Lesen und

dem Berechnen von Formeln, wenn er alleine zu Hause war. Mit Kay machte er andere Dinge, praktische Dinge wie Basteln, Trecker fahren, Spuren lesen, wenn sie nicht zusammen draußen waren, im Wald oder am See. „Wir können ja Knoten üben“, sagte Kay, „Ich habe zum Glück meine Tasche mitgenommen.“ Nachdem er ein Seil aus der Tasche gekramt hatte, zeigte er ein paar von schwierigeren Knoten und sagte, „Das ist Profiligata, kannst du das?“ Johannes knotete die Knoten nach, was ihm bis auf einmal gelang. „Nicht schlecht“, sagte Kay, „Jetzt zeige ich dir etwas neues.“ Er knotete eine Schlinge, die er auf und zuzog, „Probier mal, die lässt sich ganz leicht auf- und zuziehen.“ Dann forderte er Johannes auf, die Hände auf den Rücken zu nehmen. Johannes spürte, wie er die Schlinge über die Hände streifte und zuzog. „Jetzt befrei dich“, forderte ihn Kay auf, aber es ging nicht; die Schlinge saß richtig fest. „Geht nicht“, sagte Johannes nach einer Weile, aber Kay grinste nur, „Du musst dich jetzt selbst befreien; ich mache dich nicht los.“ Johannes versuchte, die Hände frei zu winden, und spürte dabei den rasch zunehmenden Druck in seiner Hose.

Kay stand auf, zog ein Astronomiebuch aus dem Regal und legte es vor Johannes auf den Boden. Er blätterte darin und sagte, „Sind ja schöne Bilder da drin; ich wusste gar nicht, dass die Sterne von Nahem so schön aussehen.“ Johannes erklärte, dass es sich um Planeten handelte und die richtigen Sterne so weit entfernt waren, dass man sich gar nicht von Nahem sehen kann; nicht einmal mit einem Fernrohr. Mit den Händen auf dem Rücken über Astronomie zu reden und dabei den Druck zwischen den Beinen zu spüren, der wieder fast unerträglich stark war, fand Johannes ziemlich irritierend. „Was ist denn das?“, fragte Kay, als er eine Seite aufblätterte, auf der eine Galaxie zu sehen war. Während Johannes den Aufbau von Galaxien erläuterte, kam seine Mutter plötzlich ins Zimmer, „Johannes, gibst du mir deine gebrauchte Wäsche? Da ist noch Platz in der Waschmaschine.“ Johannes war starr vor Schreck. Er drehte sich, damit sie nicht seine gefesselten Hände sehen konnte. „Ja, gleich“, stotterte er. „Ich mach das“, sagte Kay und nahm den kleinen Haufen Kleidung, der neben dem Bett lag. Als er die Wäsche Johannes' Mutter gab, sagte er mit einem Grinsen, „Ihm sind gerade die Hände gebunden.“ Die sagte nur, „Ihr könnt auch demnächst zum Mittagessen kommen“, und ging wieder.

Als die Tür wieder zu war, fing Kay an zu lachen, „Das war ja knapp; du bist ganz bleich geworden eben. Ich dachte schon, du fällst gleich in Ohnmacht vor

Schreck. Ich wette, du hast jetzt auch keinen Ständer mehr.“ „Ich finde das nicht lustig“, sagte Johannes, aber Kay erwiderte, „Ich schon; sehr sogar. Und wenn du dich jetzt nicht gleich befreist, dann musst du gefesselt zum Mittagessen gehen. Ich kann dich dann ja füttern.“ Kay hatte offensichtlich viel Spaß an der Situation. „Ich mag keine Freunde, die sich über mich lustig machen“, sagte Johannes, „Bind mich jetzt wieder los!“ „Jetzt sei nicht gleich beleidigt“, sagte Kay, „Ich kann ja auch nichts dafür, dass du so eigenartige Vorlieben hast.“ „Was meinst du mit ‚eigenartige Vorlieben‘?“ „Dass es dich so anmacht, gefesselt zu werden; ich meine, ich finde es ja auch irgendwie spannend, aber es ist nicht so wie bei dir, dass mir dabei einer abgeht.“ „Einer abgeht?“ „Ja, dass du einen Ständer bekommst eben.“ Kay hatte merkwürdige Ausdrücke dafür, dachte Johannes, aber er hatte auch keine Idee, wie man es anders ausdrücken könnte. „Es ist halt schon“, sagte Kay und zögerte einen Moment, „ungewöhnlich.“ Johannes schwieg. Er wusste nicht, was er Kay entgegen sollte. Die Gefühle, die er spürte, wenn er gefesselt war, waren ja wirklich ungewöhnlich; deswegen konnte er sich auch überhaupt nicht vorstellen, dass seine Eltern etwas davon erfuhren. Bevor sie zum Mittagessen gingen, band ihn Kay dann doch los. Johannes spürte, dass er dabei nur auf den Konten drückte und sich die Schlinge dann löste. Er zog die Ärmel von seinem Pullover über die Handgelenke, damit die Abdrücke des Seils nicht zu sehen waren.

Kays Worte gingen Johannes nicht aus dem Kopf. Ihm wurde noch nie so deutlich vor Augen geführt, dass sein besonderes Verhältnis zu Fesselungen so ungewöhnlich war. Vor allen Dingen, dass es Kay so ungewöhnlich fand, beschäftigte ihn. Von Kay gefesselt zu werden, gehörte irgendwie mit zu ihrer Freundschaft, auch wenn es nur selten passierte. Er überlegte sich auch, ob er sich überhaupt noch einmal von Kay fesseln lassen sollte. Je mehr er darüber nachdachte, kamen ihm auch seine Fesselübungen problematisch vor, die er fast schon gewohnheitsmäßig praktizierte. Die hatte er inzwischen perfektioniert und konnte sich selbst so fesseln, dass er sich gerade noch wieder befreien konnte. Das tat er zwei bis drei Mal pro Woche, aber jetzt dachte er zum ersten Mal darüber nach, diese Gewohnheit abzulegen. Erst diese Geschichte mit dem Sexualekundeunterricht und jetzt noch Kays Anmerkungen zu seinen Vorlieben. Es war zwar nicht das erste Mal, dass Johannes der Gedanke kam, irgendetwas sehr grundlegendes stimmte nicht mit ihm und seinem Leben. Aber so deutlich wie jetzt hatte er diesen Gedanken noch nie vor Augen.

Schließlich kam ihm auch noch die Frage in den Sinn, ob es vielleicht nicht doch besser und sicherer wäre, keine Freunde zu haben. Je öfter er darüber nachdachte, desto überzeugender fand er den Gedanken, dass die Freundschaft mit Kay auf einem Missverständnis beruhte, weil Kay und er in Wirklichkeit etwas sehr unterschiedliches unter „Freundschaft“ verstanden. Er überlegte, ob er Kay seine Zweifel an der Freundschaft mitteilen sollte. Er sollte ihn zumindest noch einmal fragen, wie er das mit den „eigenartigen Vorlieben“ genau meinte. Aber wie sollte er das Thema ansprechen, ohne dass sich Kay darüber wieder lustig machte? „Ist was mit dir?“, fragte Kay schließlich, „Du bist so ruhig die ganze Zeit.“ „Nein, ich denke nur nach.“ „Und worüber denkst du nach? Du denkst immer viel zu viel nach.“ „Nichts besonderes.“

„Jetzt kommt doch endlich, das Essen wird kalt.“ Johannes' Mutter rief sie bereits zum dritten Mal. Im Ersten kommt gleich eine Dokumentation über Kinderheime; die möchte ich nicht verpassen“, sagte sie, als die beiden kamen. Während dem Essen sagte Kay, „Das mit den Kinderheimen würde mich auch interessieren.“ „Ah ja?“, fragte Johannes' Mutter, „Wenn du möchtest, kannst du dir den Film mit mir anschauen. Johannes kann sich gut auch alleine beschäftigen; er sieht nicht gerne fern.“ Als sie und Kay sich nach dem Essen vor den Fernseher setzten, setzte er sich aber trotzdem dazu. Es war ihm lieber, bei Kay zu bleiben, obwohl seine Mutter recht hatte; er sah nicht gerne fern. Von den Filmen blieb ihm hinterher immer nur ein Durcheinander von Bildern, Geräuschen und einzelnen Wörtern in Erinnerung, was zusammen nur schwerlich einen Sinn ergab. Nach dem Film über die Heime wusste er immerhin noch, dass die Kinder in dem Heim alle zusammen in einem Saal schlafen mussten und Brei zu essen bekamen. Vor allen Dingen konnte er sich an die Strafen erinnern, die in dem Film gezeigt wurden: Wer etwas verbotenes machte, bekam das Essen gestrichen, wurde in eine dunkle Kammer gesperrt, musste stundenlang in der Ecke stehen oder bekam Schläge mit einem Stock auf die flache Hand. Wer versuchte zu fliehen, wurde nachts am Bett festgebunden. „Zum Glück konnte ich zu meiner Oma gehen“, sagte Kay, „Das ist ja der reinste Horror in diesen Heimen.“

„Im Kindergarten bin ich auch mal zur Strafe festgebunden worden“, sagte Johannes, als sie wieder in seinem Zimmer waren, „weil ich ausgerastet bin und einen Jungen gewürgt hatte.“ Kay sah ihn an und lachte, „Du und ausgerastet? Das kann ich mir wirklich nicht vorstellen, vor allem nicht, dass man dich fest-

binden musste.“ Das war auch das einzige Mal, dass Johannes so wütend geworden war, dass er ein anderes Kind angriff. „Aber es stimmt, was sie in dem Film gezeigt haben“, sagte Kay, „Diese Kinderheime sind richtig schlimm. Nachdem mein Vater gestorben war, war ich auch in einem, weil es meiner Mutter so schlecht ging; zum Glück nur vier Wochen, aber das hat gereicht.“ Er erzählte, dass er nachts nicht schlafen konnte, weil es im Schlafsaal so unruhig war und schilderte das schlechte Essen. Am schlimmsten fand er, dass man selbst wegen der kleinsten Verfehlung bestraft wurde. „Dann kam man in die Beruhigungszelle, stundenlang, ohne Licht und ohne Matratze, nur der blanke Boden und ein Eimer zum Pinkeln. Und abends gab es dann nichts zu essen und man ging hungrig ins Bett. Ich war da ständig drin.“

„Im Dunkeln?“, fragte Johannes, „Das ist ja wirklich schlimm.“ „Aber nicht das Schlimmste“, sagte Kay, „Wer etwas richtig verbotenes getan hat, wurde noch härter bestraft. Die haben da alle Angst, deswegen kommt es auch nicht vor, dass jemand etwas richtig verbotenes macht, wie Weglaufen zum Beispiel.“ „Dann wurde man nachts angebunden“, sagte Johannes. „Dann gab es die Reitgerte“, sagte Kay, „Zwanzig Hiebe auf den Hintern; den spürst du danach noch tagelang. Oder das Strafsitzen. Da wurden Hände und Füße zusammengebunden und zwischen Arme und Kniekehlen kam noch ein Besenstiel, damit man sich nicht bewegen konnte. Da tun die Arme und Beine schon nach kurzer Zeit richtig weh.“ Er umklammerte seine Beine und zeigte, wie man dann sitzen musste, wenn Hände und Füße zusammengebunden waren. Johannes versuchte sich vorzustellen, auf diese Weise bestraft zu werden. Er fand es eigentlich spannend, konnte sich aber auch vorstellen, dass es schnell sehr unangenehm werden konnte. „Wirklich?“, fragte er, „Das ist doch Quälerei, das dürfen die doch gar nicht tun.“ „Gesehen habe ich es nicht“, antwortete Kay, „aber die anderen haben es erzählt und ich glaube auch, dass es stimmt.“

Das Strafsitzen ließ ihn nicht mehr los. Er stellte sich vor, wie er in diesem Heim war und beim Weglaufen erwischt wurde. „Dafür gibt es Strafsitzen“, sagte der Erzieher und zwei kräftige Männer packten ihn und drückten ihn auf den Boden. Einer hielt ihm Hände und Füße, während der andere sie zusammenband. Er kauerte wie ein Knäuel auf dem Boden und konnte sich kaum mehr bewegen. Dann steckte ihm einer der Männer noch einen Besenstiel zwischen Kniekehlen und Arme, die dann überhaupt keinen Bewegungsspielraum mehr hatten. Kay blätterte inzwischen wieder in dem Astronomiebuch und fragte,

„Was ist denn die Neigung gegen die Ekliptik?“ Johannes versuchte, es ihm, so gut er konnte, zu erklären. Er erklärte ihm auch die anderen Größen, die es für die Planeten gab und wie sie miteinander zusammenhingen. „Ich glaube, das ist nichts für mich“, sagte Kay schließlich, „Tabellen, Formeln und Zahlen, so etwas werde ich nie verstehen. Aber die Bilder sind schön, die mag ich wirklich. Es ist wie eine Traumwelt, die Planeten und die Milchstraße; eine Spirale, so etwas verrücktes.“ Johannes dagegen faszinierten die Formeln und Tabellen deutlich mehr als die Bilder, auf die er eigentlich auch verzichten konnte.

Nachdem Kay gegangen war, dachte Johannes immer wieder darüber nach, was Kay über das Heim erzählt hatte, in dem er gewesen war. Auch das Strafsitzen ging ihm nicht aus dem Kopf. Es interessierte ihn sehr zu erfahren, wie es sich genau anfühlte, so gefesselt zu sein. Er setzte sich auf den Boden und wankelte seine Beine an, um sie dann mit den Armen zu umfassen, so wie es Kay gezeigt hatte. So blieb er eine ganze Weile sitzen. Mit einem Besenstiel unter den Kniekehlen würde er sich selbst dann nicht befreien können, wenn die Hände nicht mit den Füßen zusammengebunden waren. Er beschloss, diese Fesselung abends auszuprobieren, bevor er ins Bett ging. Wie immer bei seinen Fesselübungen schloss er die Tür ab, um nicht dabei ertappt zu werden. Er band sich einem Bademantelgürtel die Füße zusammen und mit dem anderen die Hände, die er in die Schlaufe eindrehte, die er geknotet hatte. Die schob er dann um die Beine herum, bis sie die Fußgelenke umfassten, und blieb eine ganze Weile so sitzen. Es war ganz schön anregend, auf diese Weise zu einem Paket verschnürt zu sein. Während er so saß, überlegte er sich, ob er es nicht versuchen sollte, sich auch noch einen Besenstiel unter die Kniekehlen zu schieben. Ihn dann wieder herauszudrücken, um sich zu befreien, sollte nicht so schwierig sein.

Er schlich nach draußen in die Garage, um dort den Stiel von einem Besen abzuschrauben und mit in sein Zimmer zu nehmen. Den steckte er zwischen Matratze und Rost in sein Bett, was genau die richtige Höhe hatte. Nachdem er sich wieder die Füße und Hände zusammengebunden hatte, setzte er sich neben den Besenstiel und umfasste seine Beine. Der Besenstiel ließ sich leicht zwischen Kniekehlen und Armen schieben und zwischen beiden festgeklemmt aus dem Bett ziehen. Johannes war fasziniert; er war jetzt richtig gefesselt und konnte sich so ohne Weiteres auch nicht befreien. Er spürte lange und ausgiebig diesen angenehmen und erregenden Gefühlen nach und vor allen Dingen

auch den Druck zwischen seinen Beinen. Der wurde dadurch noch gesteigert, dass er seine Beine nicht ausstrecken konnte. Nach einer Weile fingen sie allerdings an zu schmerzen und Johannes wollte sich wieder befreien. Doch das war gar nicht so einfach; der Besenstiel ließ sich nicht so ohne Weiteres wieder herausdrücken. Es gab nichts, womit Johannes drücken konnte. Der Druck in seiner Hose stieg ins Unerträgliche, während er gegen die Fesseln ankämpfte. Er entlud sich geradezu wie eine Explosion, während der Johannes für kurze Zeit sein Bewusstsein verlor. Gleichzeitig bekam er einen Krampf in den Beinen, der ausgesprochen schmerzhaft war. Er fiel zur Seite und der Besenstiel rutschte aus seiner Stellung, sodass Johannes wieder frei war. Er lag noch eine ganze Zeit lang benommen auf dem Boden, die Füße und die Hände immer noch gefesselt. Dabei merkte er, dass seine Hose feucht war.

An den folgenden Tagen fühlte er sich außergewöhnlich gut; die innere Unruhe, die er oft verspürte, war völlig verschwunden. Er fühlte sich immer ein paar Tage lang ruhiger, nachdem er sich selbst gefesselt hatte oder auch von Kay gefesselt wurde. So deutlich und langanhaltend wie diesmal war dieser Effekt aber noch nie. Dass ihm etwas gegen seine innere Unruhe half, was für andere eine Strafe war, fand er ausgesprochen merkwürdig. Bei ihm lief offensichtlich einiges anders als bei anderen, auch als bei Kay.

Schon kurze Zeit später verabredeten sie sich wieder, diesmal wieder bei Kay. Der war in seinem Zimmer, als Johannes ankam, und bastelte Flugzeuge. „Da schau mal“, sagte er und zeigte Johannes ein Blatt Papier mit einer Tabelle, „Das kann man nicht nur mit Sternen machen.“ In der Tabelle waren die Flugzeuge mit Namen, Baujahr, Länge und Spannweite aufgelistet. Kay hatte außerdem noch die Größe der Modelle, die er hatte, eingetragen. Er zeigte Johannes die Flugzeuge, die jeweils dazu gehörten, und holte schließlich ein Buch, in dem Fotos von einigen der Originale zu sehen waren. Johannes betrachtete die Flugzeugmodelle und glich sie mit den Daten ab, die in Kays Tabelle standen. Dabei berechnete er jeweils das Größenverhältnis zwischen Modell und Original, wobei ihm auffiel, dass Kays Angaben nicht stimmen konnten, da meistens für das Verhältnis der Längen ein anderer Wert herauskam als für das der Spannweiten.

Gerade als er Kay auf diese Diskrepanz aufmerksam machen wollte, entglitt ihm plötzlich das Flugzeug, das er gerade in der Hand hielt, und fiel auf den

Boden. Dabei verlor es eine seiner Tragflächen. „Kannst du nicht aufpassen?“, fragte Kay, „So ein Mist, jetzt ist es kaputt.“ Johannes starrte auf das Flugzeug und stammelte, „Ich kann ja versuchen, es wieder zu reparieren.“ „Nein, du fasst am besten kein Flugzeug mehr an.“ Kay war sichtlich verärgert. Er hob das Flugzeug, die abgebrochene Tragfläche und weitere kleinere Teile, die ebenfalls abgebrochen waren, auf und legte alles auf seinen Basteltisch. Während er die einzelnen Teile betrachtete und an den entsprechenden Stellen zusammen hielt, fluchte er leise vor sich hin. „Es tut mir leid, das wollte ich wirklich nicht“, sagte Johannes, aber Kay fluchte leise weiter. Johannes hatte keine Idee, was er tun sollte; am liebsten wäre er einfach gegangen. Besonders blöde war, dass er den Schaden nicht mehr gutmachen konnte.

„Du kannst mich ja bestrafen“, rutschte ihm heraus. Aber er fühlte sofort, dass dieser Vorschlag wahrscheinlich nicht der Situation angemessen war. „Was? Komm mir jetzt nicht mit so etwas!“ Kay reagierte ziemlich gereizt. „Ich meine, weil ich das Flugzeug kaputt gemacht habe.“ „Ich weiß doch genau, worauf du hinaus willst. Womöglich hast du das Flugzeug absichtlich fallen lassen, weil du wieder gefesselt werden willst.“ Kay wirkte jetzt richtig verärgert und Johannes war darüber verzweifelt, dass er alles nur schlimmer gemacht hatte und sich dem Verdacht ausgesetzt hatte, Kays Flugzeug mit Absicht fallen gelassen zu haben. „Nein, bestimmt nicht. Das habe ich wirklich nicht absichtlich gemacht“, beteuerte er, „Wirklich nicht, Kay, glaube mir, das war keine Absicht. Das mit der Strafe habe ich auch nicht so gemeint, wirklich.“ „Ja, ja“, antwortete Kay, „Du kannst mir jetzt erzählen, was du willst. Es geht dir doch immer nur darum, festgebunden zu werden, weil dich das anmacht.“ Johannes konnte Kay nichts mehr entgegnen. Er verzichtete auf weitere Erklärungen und dachte, jede Strafe wäre besser gewesen als das, selbst zwanzig Hiebe mit der Reitgerte.

„Also gut, komm her und streck deine Arme nach vorne!“, hörte er Kay in Gedanken sagen. Der zog ein Seil aus seiner Tasche und band Johannes die Handgelenke so eng zusammen, dass sie sich berührten. Johannes musste sich dann auf den Boden setzen und seine Beine zwischen seine Arme zwängen, so wie Kay es ihm gezeigt hatte. Allerdings waren seine Hände so eng zusammengebunden, dass er seine Beine, so weit anwinkeln musste, wie es gerade noch möglich war, sie zwischen seine Armen zu zwängen. Schließlich sah er, wie Kay ihm einen Besenstiel zwischen Kniekehlen und Arme schob und sagte, „Der passt ja kaum mehr durch.“ Der Besenstiel drückte auf die Waden.

„Es soll ja schließlich eine richtige Strafe sein und nicht nur darum gehen, dass dir dabei einer abgeht“, sagte Kay. In Gedanken vergewisserte sich Johannes, dass er wirklich weder Arme noch Beine bewegen konnte, keinen einzigen Millimeter. Dabei spürte er einen deutlichen Druck in der Hose. Der ließ aber schnell wieder nach, weil er plötzlich einen Krampf in seiner rechten Wade bekam. Es war so schmerzhaft, dass es ihm die Tränen in die Augen trieb und er anfang zu stöhnen.

„Was ist los?“, fragte Kay. „Mein Bein“, stöhnte Johannes, „Ich habe einen Krampf im Bein.“ Kay sagte, dass er mit beiden Füßen fest auf den Boden treten sollte; der Krampf löste sich tatsächlich, nachdem Johannes mit seinem rechten Bein fest auftrat. Er war ziemlich irritiert, dass er auf diese Weise aus seinen Gedanken aufgeschreckt wurde und feststellen musste, dass er für einen Moment tatsächlich vergessen hatte, wo er war. Es dauerte einen Moment, bis ihm klar wurde, dass die Bestrafung lediglich in seiner Phantasie stattgefunden hatte. In Wirklichkeit stand er immer noch verloren in Kays Zimmer, während Kay an seinem Tisch saß und versuchte, das zerbrochene Flugzeug zu reparieren. „Das kommt davon, wenn man immer so blöde Gedanken hat“, sagte Kay, nicht ohne dabei zu grinsen, „Komm, setz dich zu mir.“ Offenbar hatte er sich inzwischen wieder beruhigt. Johannes setzte sich zu ihm an den Tisch und sah, dass das Flugzeug wieder zusammengeklebt war. Das hatte Kay erstaunlich schnell wieder hinbekommen. Allerdings war deutlich zu erkennen, wo die abgebrochene Tragfläche mit dem Rumpf verleimt war. „Das muss ich nur noch neu lackieren, dann ist es wieder ok.“

Schließlich ging Johannes wieder und als er zu Hause war, musste er unentwegt über diesen Nachmittag bei Kay nachdenken. Dass er das Flugzeug umgestoßen hatte, war wirklich blöde; er konnte verstehen, dass Kay darüber verärgert war. Wenigstens war es gelungen, den Schaden am Ende wieder zu reparieren. Noch blöder fand er das mit der Bestrafung; er hätte Kay wirklich nicht auffordern sollen, ihn zu bestrafen. Dass er dann noch diesen Wadenkrampf bekam, passte daher ganz gut – als wirkliche Strafe für seine blöden Phantasien. Dass es in dieser Phantasie so ungewöhnlich unangenehm war, gefesselt zu sein, fand er ziemlich merkwürdig. Bei seinen Selbstversuchen war diese Art der Fesselung am Anfang überhaupt nicht unangenehm gewesen; zumindest so lange nicht, bis er befürchtete, sich nicht mehr befreien zu können. Allerdings hatte er sich dabei seine Hände nicht so eng zusammenge-

bunden, dass sich die Handgelenke fast berührten. Beim Strafsitzen wurden den Kindern die Hände bestimmt so gefesselt, dass ein paar Zentimeter Schnur zwischen ihnen war; anders konnte es sich Johannes nicht vorstellen.

Alles in allem bestärkte ihn dieser Vorfall in der Einschätzung, dass es nicht gut war, sich von Kay fesseln zu lassen. Es führte meistens zu Situationen, die Johannes ziemlich verunsicherten. Auch wenn Kay am Ende wieder versöhnlich war, blieb das Gefühl, dass mit dieser Freundschaft irgendetwas nicht stimmte. Ihr Verhältnis war irgendwie schwierig geworden und Johannes fragte sich, ob es besser wäre, es zu beenden. Den Bauernhof und vor allen Dingen auch die Fesselungen würde er dann allerdings vermissen; Kay auch.

Aber Kay rief ein paar Wochen später wieder an, um sich mit Johannes zu verabreden. Als sie sich trafen, war es schon Ende Oktober und ziemlich regnerisch. Johannes fuhr schon vormittags zum Bauernhof und fand Kay in seinem Zimmer. „Du kommst jetzt schon?“, fragte er, „Wir sind doch erst nächste Woche verabredet.“ Johannes war unsicher; normalerweise verwechselte er keine Verabredungen, aber er konnte sich auch nicht mehr genau an das Telefongespräch erinnern. „Heute ist es wirklich ungünstig; ich muss noch mein Zimmer aufräumen und meiner Oma beim Saubermachen helfen.“ Dummerweise hatte es gerade angefangen richtig zu regnen. „Hier, schau mal!“, sagte Kay und zeigte ihm das Flugzeug, das er beim letzten Mal herunter gestoßen hatte. Es war neu lackiert und sah aus, als wenn es nie zerbrochen gewesen wäre. „Das war noch eine ganz schöne Arbeit. Ich musste es noch mal neu verkleben, weil die Klebestellen nicht richtig gehalten haben.“

„Jetzt muss ich aber weiter aufräumen und das geht nicht, wenn du da bist“, sagte er, „Bis es aufhört zu regnen, kannst du ja in die Grotte gehen und irgendwas machen vielleicht.“ „Ist schon in Ordnung“, sagte Johannes und folgte ihm in die Grotte. „Und was willst du solange machen, bis ich fertig bin?“, fragte Kay, „Das kann schon noch etwas dauern. Wenn du willst, kannst du auch etwas lesen; ich habe ein paar Bücher hier, nur nichts über Sterne. Was denkst du?“ Johannes hatte zumindest keine bessere Idee. Kay überlegte noch einen Moment und sagte dann, „Ich kann dich auch anbinden und du kannst versuchen, dich zu befreien.“ Johannes fand eigentlich, dass das keine gute Idee war, vor allem weil ihm Kays Grinsen nicht geheuer war. Auf der anderen Seite erregte ihn die Aussicht, gleich gefesselt zu werden, ziemlich. „Ganz wie du

magst“, sagte Kay und Johannes antwortete nach kurzem Zögern, „Nur wenn du mich auch wieder losbindest.“ „Natürlich“, sagte Kay, „keine Sorge. Verschimmeln lass ich dich hier nicht.“ Er forderte ihn auf, eine Kiste an den Pfosten zu stellen und sich darauf zu setzen. Nachdem er ihm die Hände hinter dem Pfosten zusammengebunden hatte, fragte er, „Bequem so?“

„Du kommst aber wieder“, sagte Johannes, als Kay ging. Im Nu breiteten sich wieder diese Gefühle in ihm aus, die stärker und stärker wurden. Er konnte es eine ganze Zeit lang genießen und ließ dabei seine Gedanken fließen, wie einen nicht enden wollenden Strom von Bildern. In denen ging es um die unterschiedlichsten Formen von Strafen, bis er in Gedanken Kay sah, wie er eingesperrt in seinem Zimmer saß und seine Tränen nicht abwischen konnte, weil er die Hände auf den Rücken gebunden hatte. Johannes zerrte dabei an seinen Fesseln, wodurch sich der Druck in seiner Hose massiv steigerte. Schließlich ging eine Kerze nach der anderen aus und er saß völlig im Dunkeln. In der Grotte war es richtig dunkel, nicht einmal Schemen waren zu erkennen. Er zerrte immer wieder an seinen Fesseln, aber die saßen richtig fest. Das Zerrn hatte eher den Effekt, dass sich die erregenden Gefühle auf richtig unangenehme Weise steigerten. Johannes befürchtete, dass Kay ihn richtig lange sitzen lassen konnte; das traute er ihm ohne Weiteres zu. Es machte ihm Spaß, ihn ein zu quälen, da war er sich sicher. Aber diesen Spaß wollte er ihm aber auf keinen Fall gönnen. Er entschlossen durchzuhalten, egal wie lange, und vor allen Dingen am Ende Kay nichts anmerken zu lassen.

Doch der kam einfach nicht. Johannes kam es vor, als würde er schon eine Ewigkeit auf der Kiste sitzen; das Sitzen war schon richtig unbequem geworden und beim Stehen war die Kiste im Weg. Auch die Arme spürte er nicht mehr; es fühlte sich an, als wenn er sie gar nicht mehr hätte. Zusammen mit den Gefühlsschauern, die in immer wieder durchströmten und dem auf- und abschwellenden Druck in der Hose, stellte sich eine Gemengelage an Gefühlen ein, das richtig unangenehm wurde. Als wenn das nicht schlimm genug gewesen wäre, musste Johannes dann auch noch pinkeln. Der Druck in seiner Blase wurde langsam aber stetig stärker und irgendwann, nach weiteren Ewigkeiten, die er schon gar nicht mehr zählen konnte, hielt er ihm nicht mehr stand und pinkelte in die Hose. Die nasse Hose wurde schnell kalt und machte es endgültig zu einer richtigen Qual, angebunden auf der Kiste zu sitzen.

Endlich hörte er jemanden in die Grotte kommen und sah auch gleich Kay, der mit einer Kerze in der Hand durch die Tür kam. „Und, gefällt's dir noch?“, fragte er und grinste dabei. „Das ist überhaupt nicht lustig“, sagte Johannes und fing an zu weinen. Er konnte gar nicht anders; die Gefühle, denen er ausgesetzt war, hatten ihn völlig überwältigt. Jetzt verstand er, wie sich Kay gefühlt haben musste, wenn ihn seine Mutter eingesperrt und gefesselt hatte. Kay steckte ein paar neue Kerzen in den Eimer und zündete sie an. „Du weinst ja“, sagte er, „Oh Mann, ich mach dich ja auch gleich los.“ Beim Losbinden bemerkte er, „Und nass geworden bist du auch.“ „Ich musste pinkeln“, schluchzte Johannes, der sich nur schwer beruhigen konnte, nachdem er wieder losgebunden war. Kay legte seinen Arm um ihn und sagte, „Jetzt übertreib nicht so. So lange habe ich dich doch gar nicht sitzen gelassen.“ Als Johannes wissen wollte, wie lange er gefesselt war, sagte er, „Naja, vier Stunden waren es schon, es ist jetzt drei. Meine Mutter hat mich einmal von mittags bis abends schmoren lassen, mehr als sechs Stunden gefesselt und eingesperrt. Dann kannst du dir ja jetzt vorstellen, wie das ist.“ Nachdem sich Johannes wieder beruhigt hatte, sagte Kay, „Tu nicht so, als ob es dir nicht gefallen hätte. War wahrscheinlich doof, dass du dir keinen runterholen konntest, aber mehrere Stunden lang einen Dauerständer zu haben, ist doch bestimmt auch nicht schlecht, oder?“ Dabei grinste er. Johannes konnte daran überhaupt nichts lustig finden.

Er wollte gleich nach Hause gehen, aber Kay sagte, dass er sich zuerst eine trockene Hose anziehen sollte. In seinem Zimmer gab er ihm eine Hose und eine Unterhose zum Umziehen. „Du bist jetzt sauer, stimmt's?“, fragte er. „Ich dachte, wir wären Freunde“, sagte Johannes, „aber in Wirklichkeit brauchst du mich nur, um dich auf meine Kosten lustig zu machen.“ „Das stimmt doch gar nicht. Du bist einfach zu empfindlich. Was kann ich denn dafür, dass es dich anmacht, gefesselt zu sein?“ Johannes ärgerte, dass Kay schon wieder dieses Argument anführte. „Dir geht es gar nicht um Freundschaft, sondern nur darum, jemanden zum Ärgern und Quälen zu haben“, sagte er, „Überhaupt brauchst du Schwächere, damit du dich stark fühlen kannst.“ „Und dir geht es nur darum, gefesselt zu werden, weil dir dabei einer abgeht“, erwiderte Kay. Johannes spürte in sich eine Wut wie im Kindergarten, als er den Jungen würgte, der ihn ständig geschubst hatte. Es war genau das zweite Mal, dass er so eine Wut spürte. Am liebsten hätte er Kay jetzt auch gewürgt oder geschlagen, aber er

war zu kräftig dafür. „Und dir geht einer ab, wenn du kleine Jungs fesselst“, sagte er und Kay forderte ihn auf zu gehen.

Als Johannes endlich zu Hause war, gingen ihm die Gedanken an diese Begebenheit nicht aus dem Kopf. Offensichtlich gab es außer ihm niemanden, bei dem diese angenehmen, beruhigenden und zugleich erregenden Gefühlsströme durch Festbinden ausgelöst wurden. Vor allen Dingen macht ihn das so verwundbar. Dass sich die Freundschaft mit Kay so entwickelt hatte, verletzte ihn; er hätte eine Freundschaft wirklich gebraucht. Es war ein Fehler, dass Kay von seinen geheimen Vorlieben wusste; er hätte es nie erfahren dürfen. Johannes war klar, dass er sein besonderes Verhältnis zu Fesselungen mit niemandem wirklich teilen konnte. Vor allen Dingen nicht mit Kay. Der mochte es, andere zu fesseln, vielleicht weil er es generell mochte, kleinere und schwächere Jungs zu ärgern, oder vielleicht, weil er selbst von seiner Mutter gefesselt wurde; auf keinen Fall aber mochte er es aus den Gründen, aus denen Johannes gefesselt werden mochte. Das war eindeutig ein Missverständnis und, wie sich herausstellte, ein sehr schwerwiegendes.

Warum musste nur alles bei ihm so anders sein? Warum konnte er nicht einfach Freunde haben, wie alle anderen auch? Warum löste es ihn ihm solche verwirrenden Gefühle aus, gefesselt zu sein? Womöglich stimmte es, was er im Sexualkundeunterricht erfahren hatte, und er war der Einzige, der so etwas empfand, der einzige, dem „einer abging“, wenn er gefesselt war, wie es Kay immer nannte. Alle anderen fanden dagegen ganz andere Dinge erregend, Dinge, die sich Johannes überhaupt nicht vorstellen konnte, noch nicht einmal ein bisschen. Aber das war normal, während es nicht normal war, gerne gefesselt zu sein; selbst für Kay, der ja auch nicht normal war, zumindest nicht richtig. Sonst wäre er nicht so ein Einzelgänger gewesen und so unbeliebt bei den anderen Kindern. Johannes war zu der beunruhigenden Einsicht gekommen, dass sogar jemand wie Kay nicht in der gleichen Weise anders war wie er. Kay war kein besonderer Junge, so wie er oder Len. Er war nicht in der Weise von den anderen isoliert, wie Johannes es war. Vor allen Dingen war er nicht in der gleichen Weise Ziel des Gespöchts anderer Menschen. Besonders zu sein, war alles andere als einfach; es machte vor allen Dingen auch sehr einsam.

Was ist eigentlich „normal“?

Erst kurz vor Weihnachten rief Kay wieder an, um sich zu verabreden. Johannes war ziemlich verunsichert, vor allen Dingen auch weil Kay sagte, dass er etwas mit ihm besprechen musste. Kay musste noch nie etwas besprechen. Johannes war sich sicher, dass es um ihre Freundschaft ging; wahrscheinlich wollte Kay sie aufkündigen. Er fand es eigentlich auch besser, die Freundschaft zu beenden. Aber dennoch machte ihn der Gedanke traurig; jetzt war er wieder ganz alleine, ohne jemanden an seiner Seite. Kay war auf dem Hof und mit Aufräumen beschäftigt, als Johannes ankam. Er schlug vor, in die Grotte zu gehen und sagte, dass er mit ihm über ihre Freundschaft reden wollte. Johannes setzte sich mit Kay an den Tisch und wartete beunruhigt darauf, was Kay jetzt sagen würde.

„Ja, wegen letztes Mal“, fing Kay an, „Du weißt schon.“ Dabei sah er Johannes an, um bestätigt zu bekommen, dass er auch wirklich verstanden wurde. Johannes hatte nur eine vage Idee, worauf Kay anspielte, nickte aber trotzdem. Nach einer Pause fuhr Kay fort, „Das mit dem Fesseln, das ist nicht in Ordnung, weißt du?“ Johannes konnte es nicht richtig nachvollziehen; was meinte Kay genau mit „nicht in Ordnung“? Es war zwar am Ende richtig unangenehm, vier Stunden lang gefesselt zu sein, aber dafür hatte er sich gleich mehrere Tage lang richtig entspannt gefühlt. Fesseln war für ihn mit widersprüchlichen Gefühlen verbunden; war es deswegen nicht in Ordnung? „So schlimm war das nicht“, erwiderte er. „Das meine ich nicht“, setzte Kay fort, „Ich meine, ich steh halt nicht auf Jungs. Verstehst du? Du bist dreizehn und ich bald sechzehn und überhaupt ist das mit dem Fesseln ganz schön eigenartig.“ „Wenn du es eigenartig findest, warum hast du mich dann gefesselt?“, fragte Johannes. „Naja, ich fand es halt irgendwie spannend, dass es dich so anmacht, gefesselt zu sein“, antwortete Kay und schloss nach einer Pause, „Das ist alles.“

Sie saßen eine ganze Weile schweigend in der Grotte, bis Johannes spürte, dass ihm Tränen die Wangen herunterliefen. „Ich meine, irgendwie mag ich dich ja und finde dich auch ok, obwohl du manchmal wirklich komisch bist“, sagte Kay weiter, „Aber ich habe das schon bemerkt, dass du manchmal ejakulierst, wenn du gefesselt bist. So eine Freundschaft haben wir nicht; das ist überhaupt nicht meine Sache.“ Johannes fand es selbst unheimlich, dass die Gefühle, die er verspürte, wenn er gefesselt war, im Extremfall Ejakulationen

auslösen konnten. Auch das Wort, das es dafür gab, „ejakulieren“, klang eigenartig und unheimlich; er hatte es im Sexualkundeunterricht gelernt. Manche Jungs aus seiner Klasse nannten es „einen runterholen“, was für Johannes ziemlich widersinnig klang. Was sollte das bedeuten? Er wusste, dass seine Klassenkameraden beim „Runterholen“ an nackte Frauen dachten. Zumindest redeten sie davon. Kay hatte aber nie so etwas erzählt; Johannes konnte sich überhaupt nicht vorstellen, dass Kay beim Ejakulieren an nackte Frauen dachte. Woran aber dann? Ejakulierte er überhaupt?

„Ich habe meinen Vater sehr gemocht“, fing Kay an zu erzählen, „Es war für mich eine Katastrophe, als er gestorben war; ich war danach meiner Mutter völlig ausgeliefert. Mein Vater hatte mich immer in Schutz genommen, aber nach seinem Tod gab es kein Halten mehr. Es war für sie sicher auch nicht einfach mit so einem Chaoten wie mir; sie mit ihrem Ordnungszwang.“ Nach einer kurzen Pause sagte er, „Am Tag der Beerdigung hatten wir uns wieder heftig gestritten und, als ich dann in meinem Zimmer randaliert hatte, öffnete sie die Tür und stand mit der Wäscheleine in der Hand vor mir.“ Er blickte auf den Boden und fuhr nach einer Weile fort, „Ich war wie gelähmt, ließ mir einfach die Hände auf den Rücken binden und setzte mich auf die Bank, ohne Protest. Es hat mich, naja, irgendwie angemacht, gefesselt zu werden, deswegen konnte ich mich dagegen auch nicht wehren, verstehst du?“ Kay legte wieder eine Pause ein. „Ich habe oft absichtlich randaliert, damit sie mich festbindet, wenn ich ehrlich bin, aber ich hatte dabei nie einen Steifen, so wie du“, erklärte Kay, „Es ist nicht gut; vor allen Dingen ist es nicht normal.“

Johannes war erstaunt, dass Kay es doch spannend fand, gefesselt zu sein. Das überraschte ihn wirklich. Aber warum fand er es nicht normal? Was fand er überhaupt normal? „Und was ist normal?“, fragte er. „Was halt normal ist, das weißt du doch; das weiß doch jeder, was normal ist.“ Johannes war ziemlich verwirrt; er konnte überhaupt nicht einschätzen, was Kay ihm damit sagen wollte. Spielte er auf die Dinge an, die im Sexualkundeunterricht behandelt wurden? Sollte das normal sein? „Nichts gegen dich“, erklärte Kay, „vielleicht ist es für dich ja auch ok, das mit dem Fesseln, aber für mich ist es nichts. So bin ich halt nicht drauf.“ Johannes fiel es schwer zu verstehen, was Kay meinte. Meinte er, er sei nicht so wie Johannes? Er meinte es bestimmt so, etwas anderes würde gar keinen Sinn ergeben. „Wie meinst du das, so bist du nicht drauf?“, fragte er und Kay antwortete, „Ich habe es zu spät verstanden; für mich war es

einfach nur Spaß, mehr nicht. Ich hätte mich nicht auf so etwas einlassen sollen, verstehst du? Einen kleinen Jungen zu fesseln, dem dann einer abgeht. Das geht einfach nicht.“

Kay saß schweigend auf dem Stuhl und Johannes wusste auch nicht, was er dazu sagen sollte. Er versuchte sich vorzustellen, wie es wäre, wenn ihm seine Mutter die Hände auf den Rücken binden würde, weil er in seinem Zimmer randaliert hatte. Aber er hatte noch nie in seinem Zimmer randaliert und seine Mutter hätte ihn dann auch bestimmt nicht gefesselt; höchstens ausgeschimpft. Er dachte darüber nach, was Kay wohl genau damit gemeint hatte, dass das mit dem Fesseln nicht normal wäre. Johannes hatte sich die Frage, ob es normal war, so eigentlich nie gestellt und wusste auch nicht, wie er sie beantworten sollte. Dass es in ihm solche Gefühle auslöste, gefesselt zu sein, fand er ja auch merkwürdig; aber das, was im Sexualkundeunterricht dargestellt wurde, war mindestens genauso merkwürdig. Wieso sollte dann das eine normal sein, das andere aber nicht? Johannes war sich sicher, dass es Jungs geben musste, für die das normal war, was für ihn auch normal war, auch wenn es vielleicht nur sehr wenige waren. Kay gehörte aber offenbar nicht dazu, wie sich gerade herausgestellt hatte. Obwohl er so etwas schon länger befürchtet hatte, fühlte sich Johannes enttäuscht von Kays Ausführungen; und irgendwie auch verraten. Das mit den Freundschaften hatte sich wohl endgültig erledigt, genauso wie das mit dem Gefesselt-Werden, was er fast noch schlimmer fand. „Dann gehe ich jetzt wieder“, sagte er; Kay nickte und begleitete ihn aus der Grotte. „Sei mir nicht böse, ja?“, sagte er, als Johannes auf sein Fahrrad stieg. Er war ihm nicht böse; eher überrascht darüber, wie viel traurige Gefühle dieses nun wohl definitive Ende seiner ersten Freundschaft in ihm aufkommen ließ.

Johannes' Geburtstag näherte sich mit beängstigender Geschwindigkeit. Seine Eltern, ganz besonders seine Mutter, drängten ihn Jahr für Jahr, auch mal Freunde, oder mangels dessen, einfach nur andere Kinder zum Geburtstag einzuladen; Johannes hasste es, ständig mit diesem Thema konfrontiert zu werden. Er hatte nun mal keine Freunde und andere Kinder mochte er erst recht nicht; seinetwegen bräuchten die Geburtstage gar nicht gefeiert werden. Bis vor Kurzem hatte er wenigstens noch einen Freund, den er hätte einladen können. Aber diese Freundschaft gab es nicht mehr und selbst wenn, Kay mochte auch keine Geburtstage. Johannes beschloss daher, dieses Mal keinen Geburtstag zu feiern, auch nicht mit seinen Eltern. Überhaupt wollte er von jetzt

an keinen Geburtstag mehr feiern. Der Geburtstag war dann tatsächlich ausgefallen – durch einen Streit hatte er durchgesetzt, dass auch seine Eltern auf jegliche Geburtstagsaktivitäten verzichteten, sogar auf das Geschenk.

An Ostern fand ein großes Pfadfinderfest statt. Johannes' Mutter war der Meinung, er sollte da hingehen, um Kontakt zu „anderen Gleichaltrigen“ zu finden, wie sie sich ausdrückte. Außerdem hatte sein Vater auch vor, zu dem Fest zu gehen, da er auch dieses Jahr wieder als Betreuer mit zum Zeltlager fahren wollte. Johannes hatte gar keine Lust auf das Pfadfinderfest; er mochte solche Feste nicht und fand es auch blöde, als Nichtpfadfinder unter lauter Pfadfindern zu sein. Vor allen Dingen befürchtete er, dort Kay zu treffen. Am Tag des Festes war aber ein warmes, sonniges Wetter, sodass seine Mutter überhaupt kein Verständnis für sein Wunsch hatte, zu Hause zu bleiben. So ließ sich Johannes schließlich überreden, zum Fest zu gehen. Als er dort ankam, war die Feier bereits in vollem Gange. Er konnte sich kaum an die Pfadfinder vom vorletzten Jahr erinnern und kam sich ziemlich fremd vor. Kay war zum Glück nicht da, obwohl er immer noch bei den Pfadfindern war.

Nachdem Johannes eine Weile verloren herumstand und sich dabei zunehmend unwohl fühlte, entschied er sich, heimlich wieder zu gehen, ohne dass sein Vater es bemerkte. Dann sprach ihn aber einer der Gruppenleiter an, „Du bist doch der Johannes. Die Pfadfinder gehen gleich auf Fährtsuche, da kannst du ruhig mitkommen; die meisten kennst du doch noch.“ Er rief einen der Pfadfinder zu sich und sagte. „Nehmt doch den Johannes mit, wenn ihr gleich losgeht.“ „Ja, klar“, antwortete der Pfadfinder, „wir wollten in den Wald gehen, um dort Tierfährten zu bestimmen.“ Johannes nickte; in den Wald zu gehen, um Fährten zu lesen, fand er tatsächlich spannend. Kurz darauf stand eine kleine Gruppe von Pfadfindern um ihn herum, alle in Pfadfinderuniformen, doch Johannes störte das nicht. „Warum bist du eigentlich nicht bei den Pfadfindern? Du warst doch schon zweimal mit auf einem Zeltlager“, fragte ihn einer aus der Gruppe. Johannes war um eine Antwort verlegen und bevor er antwortete, fragte ein anderer, „Oder hat es dir nicht gefallen, mit uns ins Zeltlager zu fahren?“ Johannes wusste nicht, was er sagen sollte und druckste, „Doch schon, aber“; Da unterbrach ihn ein anderer und sagte, „Das ist doch seine Entscheidung; wenn er nicht will, dann will er halt nicht. Es muss ja nicht jeder Pfadfinder werden.“ Der Pfadfinder, der zu Johannes' Erleichterung diese Befragung beendete, schien die Gruppe anzuführen, die sich zum Fährtsuchen

versammelt hatte. Er hielt ein Heft in der Hand, in dem eine schematische Landkarte der Umgebung aufgemalt war, und erklärte, welchen Weg sie durch den Wald nehmen sollten. Er erläuterte auch die Aufgabe der Gruppe, nämlich Tierfährten zu finden, abzuzeichnen und so genau wie möglich zu bestimmen. Dafür hatte er einen Zeichenblock und Stifte eingesteckt.

Nachdem der Pfadfinder alles erläutert hatte, gingen sie los. Schon nach kurzer Zeit hatte einer der Pfadfinder eine Fährte gefunden, die er als Hasenfährte deutete und auf den Block zeichnete. Es folgten Spuren von Rehen, Vögeln und immer wieder von Hasen. Fährten von Hunden und Menschen, die auch häufig zu sehen waren, spielten scheinbar keine Rolle und wurden nicht abgezeichnet. Johannes fand es spannend, die Spuren zu finden und mit den daraus angefertigten Zeichnungen zu vergleichen. Die Gipsabdrücke von Kay waren natürlich viel besser und originalgetreuer als solche Zeichnungen, dafür aber auch aufwendiger anzufertigen. Als einer der Pfadfinder mit dem Namen Jonas gerufen wurde, wurde Johannes aus seinen Gedanken gerissen; es war der Junge mit dem Heft. Es war das erste Mal, dass er bei den Pfadfindern einen mit einem Jo-Namen bemerkt hatte. Eigentlich mochte er die Jo-Namen nicht so, weil viele wie Jo-Hannes einfach nur Namen mit einem überflüssigen Jo davor waren, wie Jo-Achim oder Jo-Nathan. Aber Jonas klang gut, das war wirklich ein guter Name, besser auch als Jochen, der Johannes auch ganz gut gefiel.

Schließlich hatten die Pfadfinder genügend Spuren gefunden und abgezeichnet und gingen wieder zurück zum Fest. Plötzlich fragte einer der Pfadfinder, „Stimmt es, dass du es geil findest, gefesselt zu werden?“ Johannes war wie vom Blitz getroffen und brachte kein Wort heraus. „Das hat Kay erzählt“, ergänzte ein anderer, „Der ist doch mit dir befreundet und muss es wissen.“ Offensichtlich hatte Kay das Geheimnis, das Johannes mit ihm geteilt hatte, den Pfadfindern verraten, sodass es gar kein Geheimnis mehr war. Johannes wusste überhaupt nicht, wie er darauf reagieren sollte; es fiel ihm schwer, seinen Schrecken darüber zu verbergen. Als er immer noch nicht antwortete, sagte der Junge, „Das stimmt also: Du findest es wirklich geil, gefesselt zu werden.“ Johannes fühlte sich unfähig, überhaupt irgendetwas zu äußern, und brachte nach einigem Zögern heraus, „Das stimmt überhaupt nicht.“ Er fand selbst, dass es nicht sehr überzeugend klang, vor allen Dingen, weil seine Stimme versagte. Es war klar, dass der Junge nicht locker lassen würde.

„Wir können ja wetten“, schlug er vor, „Ich wette mein Fahrtenmesser, dass es stimmt.“ „Wir können es ja ausprobieren“, schlug ein anderer Pfadfinder vor, „Wir binden ihn an einen Baum und sehen nach. Wenn es wirklich nicht stimmt, dann bekommt er dein Fahrtenmesser und ich lege noch mein Halstuch drauf. Das ist doch fair.“ Dann mischte sich Jonas ein, „Lasst ihn in Ruhe; was ihr vorhabt, widerspricht dem Pfadfindercodex.“ „Du immer mit deinem Pfadfindercodex“, erwiderte der Pfadfinder, der die Wette vorgeschlagen hatte, und wandte sich an Johannes, „Wir zwingen dich ja nicht mitzumachen. Aber wenn du den Test nicht machen willst, dann ist schon klar, warum. Wenn Kay aber wirklich gelogen hat, kannst du es uns ja beweisen.“ Johannes hatte keine Chance mehr, der Situation zu entkommen. Es gab nur noch eine einzige Möglichkeit: Sich an einen Baum binden und dabei nichts anmerken zu lassen. Er beobachtete, wie ihn zunehmend eine Mischung aus erregenden und panischen Gefühlen in Beschlag nahm und regelrecht lähmte. Die Pfadfinder standen inzwischen in einem Kreis um Johannes herum und der, der die Idee hatte, ihn an einen Baum zu binden, fragte, „Also was ist; gibst du es jetzt zu oder beweist du uns, dass es nicht stimmt?“ Inzwischen hatte er sein Halstuch abgenommen und hielt es in der Hand.

Da sich Johannes vollkommen unfähig fühlte, etwas zu sagen, stellte er sich wortlos an einen Baum und hielt seine Hände auf den Rücken um den Baumstamm herum. Dabei biss er die Zähne zusammen, um sich ganz darauf zu konzentrieren, den Druck zu unterdrücken, den er augenblicklich in seiner Hose verspürte. Es gelang ihm aber nicht; er spürte deutlich, wie sich seine Hose in dem Moment richtig ausbeulte, als ihm die Hände mit dem Halstuch zusammengebunden wurden. „Es stimmt doch, er hat einen Steifen, schaut“, rief der Junge und die übrigen Pfadfinder standen um Johannes herum und schauten auf seine Hose. Sie hatten offensichtlich viel Spaß dabei. Johannes verstand nicht, was sie an dieser Situation so lustig fanden. Er riss an seinen Fesseln, was allerdings seine Erregung noch steigerte wie auch den Spaß, den die Pfadfinder bei diesem Spiel hatten. Schließlich hörte er Jonas rufen, „Hört jetzt endlich auf mit dem Unsinn und bindet ihn wieder los.“ Er war der einzige aus der Gruppe, der sich nicht an den Demütigungen beteiligte und diese Situation auch nicht witzig fand. Johannes mochte ihn irgendwie, vor allen Dingen weil er einen Jo-Namen hatte, der obendrein noch richtig gut klang.

Gleich nachdem er losgebunden wurde, rannte er zum Festplatz, wo er seinen Vater traf, der ihn fragte, „Was ist denn mit dir los? Du bist ja ganz außer dir.“ „Die sind alle so widerlich; deswegen wollte ich auch nie zu den Pfadfindern. Die sind alle nur blöd.“ Johannes fing an zu weinen und konnte sich kaum wieder beruhigen. Die anderen Pfadfinder der Gruppe waren inzwischen auch angekommen. Als Johannes' Vater sie fragte, was geschehen war, sagte der Junge, der das mit der Wette vorgeschlagen hatte, „Wir haben doch nur ausprobiert, ob er es wirklich mag, gefesselt zu werden.“ „Ja, wir haben nichts schlimmes gemacht“, sagte ein anderer Pfadfinder, „Es gefällt ihm ja wirklich, festgebunden zu sein. Dann kriegt er einen Steifen.“ Johannes' Vater schaute ihn irritiert an und Johannes fiel nichts anderes ein, als einfach loszurennen und nach Hause zu gehen.

Dort ging er gleich in sein Zimmer; er wusste nicht, wie er das alles seinem Vater erklären sollte. Was geschehen war, war so ziemlich das Schlimmste, was er sich ausdenken konnte; alle kannten jetzt sein Geheimnis, sogar sein Vater. Eigenartigerweise verlor dieser aber kein Wort mehr zu dieser Begebenheit. Überhaupt verhielt er sich so, als wäre nichts geschehen, was Johannes sehr recht war; er hätte ohnehin nicht gewusst, wie er das alles erklären sollte. Auch in der Schule tauchte dieses Thema nicht wieder auf, obwohl es Johannes eigentlich befürchtet hatte, weil einige der Pfadfinder in die gleiche Schule gingen wie er, einer sogar in seine Klasse. Der war aber nicht bei dieser Begebenheit auf dem Fest dabei.

Johannes musste immer wieder darüber nachdenken, wieso ihn Kay an die Pfadfinder verraten hatte. Wie konnte er ihm so etwas nur antun? Dabei kam ihm immer wieder in den Kopf, wie ihn Kay gefesselt hatte, aber auch die vielen anderen schönen Tage, die sie zusammen verbrachten. Kay war der erste und einzige Freund, den Johannes in seinem Leben hatte, und Johannes war sich sicher, dass es auch der letzte gewesen sein sollte. Eine ganze Zeit lang hatte er tatsächlich geglaubt, dass Kay ein besonderer Junge war wie Len, weil er mit ihm das Geheimnis teilen konnte. Aber das stellte sich als eine schwerwiegende Täuschung heraus und jetzt hatte Kay ihr Geheimnis auch noch verraten. Dass er sich dabei so grundlegend getäuscht hatte und dass diese Täuschung solche Auswirkungen hatte, verunsicherte Johannes zutiefst. Es schien doch eher zu ihm zu passen, alleine zu sein; er sollte besser auf Freundschaften verzichten. Er dachte oft darüber nach, warum andere Jungs sich auf seine

Kosten lustig machten, nur weil er nicht „normal“ war. Dass auch Kay normal war, so wie die anderen, konnte er nur schwer aushalten. Besonders beunruhigend fand er den Gedanken, dass vielleicht auch Len so war, normal, wie die anderen, dass er sich auch in ihm getäuscht haben konnte.

Die Zeit des Fesselns war nach dieser Erfahrung endgültig vorbei. Johannes fesselte sich nicht mehr selbst und ließ sich erst recht auch nicht mehr von anderen fesseln. Er lernte stattdessen zu onanieren, wie es die normalen Jungs vermutlich auch taten. Dabei dachte er immer an sich selbst, meistens wie er von Kay gefesselt wurde. Wenn er sich selbst in Gedanken gefesselt betrachtete, war es fast so, als hätte Kay ihn wirklich gerade gefesselt. Er konnte die Seile spüren, die seine Handgelenke festhielten, den Druck in der Hose und auch die angenehmen und zugleich erregenden Gefühle, die sich in ihm ausbreiteten. Irgendwann fiel ihm auf, dass er die Situationen so sah, wie sie Kay gesehen haben musste: Er sah in diesen Bildern immer nur sich, nie Kay. Manchmal waren diese Bilder ziemlich irritierend; ganz besonders eine Szene, die ihm immer wieder in den Kopf kam. Darin sah er, wie seine Mutter mit einer Wäscheleine in der Hand vor ihm stand und sagte, „Zur Strafe binde ich dir jetzt die Hände auf den Rücken“. Dann hielt er seine Hände hinter den Rücken und ließ sie sich zusammenbinden. Mit den Händen auf dem Rücken setzte er sich auf die Sitzbank in der Küche und beobachtete, wie ihn seine Mutter an der Lehne festband. Auch in diesem Bild sah er nur sich selbst, während er seine Mutter lediglich an ihrer Stimme erkannte.

Jan

Der Sportunterricht war eindeutig das Schlimmste, was die Schule zu bieten hatte. Diesmal fing er wieder damit an, dass Johannes seine Sportsachen vergessen hatte und zum Gespött mancher Klassenkameraden in Unterhose daran teilnehmen musste. Nach dem Aufwärmtraining stand Fußball auf dem Programm. Wie üblich war nach dem Aufstellen der Mannschaften Johannes übrig; niemand wollte ihn in der Mannschaft haben. In der Regel bestimmte der Sportlehrer dann die Mannschaft, die es auf sich nehmen musste, ihn aufzunehmen, doch diesmal durfte er sich auf die Bank setzen und zusehen. Er hasste Fußball und war froh darum, nicht mitspielen zu müssen. „Hallo Hannes“, hörte er plötzlich neben sich, „magst du weiße Schokolade?“ Es war Len; Johannes war völlig irritiert, wieso saß plötzlich Len neben ihm? Wieso nannte er ihn Hannes? Es nannten ihn zwar alle Hannes, alle bis auf seine Eltern und die Klassenlehrerin, aber sein richtiger Name war immer noch Johannes. Len hatte seinen Parka an und sah genauso aus wie vor viereinhalb Jahren, als sie sich im Supermarkt begegnet waren.

„Len?“, fragte Johannes, „Lennart Adrian?“ „Du kannst mich Adrian nennen, alle nennen mich Adrian“; er hörte seine Stimme immer wieder diesen Namen aussprechen, „Adrian“. Es klang gut, auch wenn der Name abgekürzt blöde klingt: Adi. Dann lieber Len. „Dich rufen ja auch alle Hannes, obwohl du Jo-Hannes heißt“, erklärte Len und sprach dabei Jo und Hannes getrennt aus, „Willst du jetzt was von der Schokolade?“ Len reichte ihm eine geöffnete Tafel Schokolade und ließ ihn ein Stück abbrechen. Len hatte recht, er wurde von allen Hannes gerufen, nicht Johannes und vor allem auch nicht Jan. Hannes und Adrian, das klang sehr gut zusammen. Er blickte in seine Augen, diese Augen, die zu ihm sprachen; niemals sonst hatten Augen zu ihm gesprochen. Sie saßen nebeneinander auf dieser Bank und aßen zusammen die Schokolade, Adrian und Hannes. Hannes vergaß alles andere um sich herum, den Sportunterricht, den Fußball, seine Klassenkameraden. Stattdessen war er von Adrians Gegenwart völlig eingenommen und musterte ihn genau, vor allen Dingen auch den Parka, den er trug.

„Lass uns gehen“, sagte er, nachdem Hannes das letzte Stück Schokolade genommen hatte. „Das geht nicht“, sagte Hannes, „Es ist doch Unterricht, da kann ich nicht einfach gehen.“ „Was für ein Unterricht?“, fragte Adrian, „Hier ist

doch niemand; wir sind alleine.“ Hannes schaute sich in der Turnhalle um: Da war tatsächlich niemand; außer Adrian und ihm, die beide auf der Bank saßen. Dann war wohl wirklich Zeit zu gehen. Hannes und Adrian standen auf gingen zusammen in den Umkleideraum, wo sich Hannes anzog. „Ist das alles was du an hast?“, fragte Adrian, nachdem sich Hannes Hose und Pullover angezogen hatte. „Ja, wieso?“ „Das ist viel zu wenig; es ist kalt draußen.“ Hannes fiel auf, dass Adrian tatsächlich sehr winterlich gekleidet war und einen dicken Wollpullover mit Rollkragen unter dem Parka trug. „Ich leih dir meinen Parka; ich habe ja noch einen dicken Winterpullover an und eine Mütze habe ich auch.“ Er holte seine Mütze aus einer Parkatasche und zog den Parka aus, um ihn Hannes zu geben. Hannes zog ihn sich an und spürte ein angenehmes Prickeln auf seiner Haut, als der Parka über seinen Pullover glitt. Es war ein unbeschreiblich gutes Gefühl, Adrians Parka zu tragen, ein Gefühl, das Hannes völlig einnahm. „Steht dir gut“, sagte Adrian, „Du siehst richtig gut aus mit dem Parka. Jetzt komm; gehen wir.“

Er setzte seine Mütze auf, und Hannes folgte ihm nach draußen. Es lag knöcheltief Schnee; Adrian hatte recht, es war kalt, es war Winter, wie damals, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren. Hannes streifte sich die Kapuze über den Kopf und genoss dabei das Gefühl eine Kapuze aufzuhaben; was für ein unbeschreiblich gutes Gefühl. Es war das erste Mal, dass er eine Kapuze aufgehakt hatte. Sie stapften nebeneinander durch den Schnee, Hannes in Adrians Parka mit der Kapuze auf dem Kopf, Adrian in seinem dicken Wollpullover mit Mütze. Hannes durchströmten angenehme, erregende Gefühle; mehr und mehr nahmen sie ihn in Beschlag. Und immer wieder hörte er in Gedanken Adrians Stimme, „Hallo Hannes“, und den unbeschreiblich schönen Klang, „Adrian-Hannes“, „Len-Jan“.

Plötzlich mischte sich etwas fremdes in diesen Klang, etwas ausgesprochen disharmonisches. Hannes wachte auf, es war der Wecker. Was für ein eigenartiger Traum, dachte er und sah in Gedanken Lens Gesicht, so klar und deutlich, als hätte er ihn gerade eben wirklich gesehen; so klar und deutlich, wie nur Lens Gesicht sein konnte. Hannes sah in Gedanken, wie er sich seine Mütze aufsetzte und die Kapuze seines Parkas darüber zog, und spürte den Schauern von Erregung nach, die bei diesen Gedanken durch seinen Körper gingen. Wieso nannte sich Len in dem Traum Adrian? „Len ist eine Abkürzung für Lennart Adrian“, hörte er in Gedanken. Langsam, sehr langsam verblassten diese

Bilder und ließen die wirkliche Welt durchscheinen; die wirkliche Welt, die eindeutig sagte, dass die Ferien zu Ende waren und die Schule wieder anfing. Ein neues Schuljahr, eine neue Klasse, die natürlich die alte war, aber einen neuen Namen bekam: „10a“ statt „9a“. „Johannes, du musst jetzt aufstehen, sonst kommst du zu spät in die Schule“, riss ihn seine Mutter aus den Gedanken.

Hannes‘ neuer Parka

Der erste Schultag im Schuljahr war für gewöhnlich ein ganz schwieriger Tag. Die Schule an sich war nicht verkehrt, den Unterricht fand Hannes durchaus interessant; er hatte auch gute Noten in den meisten Fächern; bis auf Sport. Sein Sportlehrer meinte, im Sport wäre er der schlechteste Schüler aller Zeiten. Hannes hasste es, immer derjenige zu sein, der nicht zustande brachte, was allen anderen leicht fiel, und immer derjenige zu sein, mit dem die anderen nicht spielen wollten. Er hasste es auch, in jedem Schuljahr wieder derjenige zu sein, neben den sich niemand setzen mochte. Egal wie die Sitzordnung ausfiel, am Ende war immer klar, dass er alleine an einem Tisch saß. In der Schule ging er an seinen Klassenkameraden vorbei, die noch vor der Tür standen, in das Klassenzimmer, wo er sich auf seinen Platz setzte. Er verspürte eine Erleichterung, als die Klassenlehrerin endlich kam; während des Unterrichts fühlte Hannes sich einigermaßen sicher vor seinen Klassenkameraden und ihren abfälligen oder unverständlichen Bemerkungen. Alleine schon, dass Hannes Sachen trug, die er schon viele Jahre hatte und die deswegen alt oder altmodisch aussahen, lieferte immer wieder Anlass zum Spott oder zu blöden Witzen. Als alle auf ihren Plätzen saßen, sagte die Lehrerin, „Eigentlich seid ihr dieses Jahr einer mehr, aber der Neue scheint gar nicht hier zu sein.“

Dann ging die Tür auf und zum Erstaunen der ganzen Klasse kam ein kräftig gebauter Junge herein, der mit zwei T-Shirts und Mütze bekleidet war. Es war zwar noch nicht kalt, aber zu kalt, um nur im T-Shirt herumzulaufen, und nicht kalt genug für eine Mütze. Nur zwei T-Shirts und Mütze, das war schon reichlich ungewöhnlich. Obendrein hatte er noch ein Armband um, ein breites, schwarzes Armband mit Metallnieten. Der neue Mitschüler wirkte regelrecht unwirklich, als käme er aus einer anderen Welt. „Bist du Jan May?“, fragte die Lehrerin und der Junge antwortete „Jan, mit kurzem a“; die Lehrerin hatte den Namen lang ausgesprochen. „Dann komm rein; wir haben dich schon vermisst“, sagte sie und erklärte, dass Jan aus Hamburg kam und nach Süd-

deutschland gezogen war. Jan grinste die ganze Zeit dabei. Er war groß und kräftig; er musste auf jeden Fall älter als die anderen in der Klasse gewesen sein. „Jan, mit kurzem a“, klang es in Hannes' Gedanken. Er lauschte dem Klang der Namen, die ihm wieder durch den Kopf gingen: „Len-Jan“.

Plötzlich zeigte die Lehrerin auf den Tisch, an dem er saß, „Neben Johannes ist noch ein Platz frei.“ Hannes erschrak und war wie versteinert, als dieser kräftige Junge kam und sich neben ihn auf den Stuhl setzte. „Die Mütze kannst du jetzt ausziehen“, sagte die Lehrerin, „so kalt ist es hier nicht.“ Die Schüler lachten und Hannes blickte gebannt auf die kurzen dunklen Haare, die zum Vorschein kamen, als sich Jan die Mütze von seinem Kopf nahm. Was für ein starker, kräftiger Junge, dachte sich Hannes; so wollte er auch sein. Erst als er bemerkte, wie ihm Jan in die Augen schaute, fiel Hannes auf, dass er Jan die ganze Zeit regelrecht angestarrt hatte. Er drehte hastig seinen Blick in Richtung Tafel. „Hallo Johannes“, sagte Jan, nachdem er seine Schulhefte und Stifte auf den Tisch gelegt hatte. Hannes antwortete, „Hannes, ohne Jo.“ Durch den Traum in der vergangenen Nacht war ihm klar geworden, dass Hannes der Name war, den er haben wollte. Johannes war er früher, jetzt wollte er Hannes sein; er war Hannes. „Jo-Hannes ohne Jo?“, fragte Jan laut, wobei er das Jo betonte, und ein allgemeines Gelächter brach aus. Das war ein ausgesprochen schlechter Start mit diesem neuen Klassenkameraden, dachte Hannes. Dass er so schnell einen Anlass zum Spott gefunden hatte, ärgerte ihn.

Er konnte nicht anders, als immer wieder zur Seite zu blicken und ihn sich anzusehen, den Neuen neben ihm. Es war kaum glauben, dass er jetzt nicht mehr alleine an seinem Tisch saß und sein neuer Tischnachbar obendrein ein Junge war, der eine so unglaubliche Stärke ausstrahlte und vor allen Dingen auch noch Jan hieß, ausgerechnet Jan. Hannes war verwirrt darüber, dass ihn dieser Junge derartig faszinierte; er kam sich vor wie in einem Traum. So verträumte Hannes den restlichen Unterricht und bemerkte nur sehr entfernt, dass sich scheinbar auch seine Klassenkameraden gut mit dem Neuen verstanden. Er kam auf Anhieb bei allen gut an. Hannes bekam auch mit, dass Jan einen von ihnen fragte, ob denn „dieser Hannes“ immer so komisch war. Sie sprachen die ganze Zeit nicht miteinander, aber Hannes spürte, wie ihn Jan immer wieder anschaute. So gut es ging, vermied er aber, ihn anzusehen, um nicht wieder Anlass für eine blöde Bemerkung zu geben. Als der Unterricht zu Ende

war, sprang er auf, warf sich seine Jacke um und rannte nach Hause; wie üblich.

Jan blieb das ganze Schulhalbjahr über neben Hannes sitzen. Er war tatsächlich der älteste in der Klasse, weil er einmal sitzengeblieben war. Hannes saß gerne neben ihm, nicht nur weil er nicht mehr alleine an einem Tisch saß, sondern weil er Jan zunehmend sympathisch fand. Er konnte ihn sich gut als Freund vorstellen. Allerdings machte Jan immer wieder Bemerkungen über Hannes, über die die anderen dann lachten. Dafür gab es scheinbar genügend Gelegenheiten, und wenn es Hannes' Name war oder sein alter Anorak. Danach sagte er jedes Mal, es wäre ja nicht so gemeint gewesen oder Hannes sollte doch nicht so humorlos sein. Es fühlte sich trotzdem gut an, neben so einem faszinierenden Jungen zu sitzen.

Nach einigen Wochen war Hannes völlig überrascht, als er morgens zur Schule kam. Vor der Tür standen wie immer die Jungs aus seiner Klasse und unterhielten sich angeregt miteinander. Jan war von Anfang an auch immer dabei, auch an diesem Morgen. Aber diesmal trug er einen Parka. Hannes dachte zuerst, er würde träumen, aber es war klar und deutlich zu sehen: Jan trug einen olivgrünen Parka mit Kapuze. Die Kapuze hatte er unten und stattdessen wie üblich seine schwarze Mütze auf. Die schien er immer zu tragen, im Sommer, im Winter, draußen, drinnen; außer im Unterricht, da musste er sie absetzen. Bis zu diesem Tag ging Hannes morgens immer schnurstracks an der Clique vorbei gleich in das Klassenzimmer. Er wusste nicht, was er mit den anderen Jungs aus seiner Klasse reden sollte, und wollte vor allen Dingen auch keine Anlässe für dumme Bemerkungen liefern. Die bekam er schon so oft genug zu hören. Diesmal aber blieb er bei den Jungs stehen. Er überlegte sich, Jan etwas zu fragen, um einen Anlass zu haben, stehenzubleiben, aber es fiel ihm keine passende Frage ein. So stand er nur da, sagte nichts und starrte auf das olivgrüne Kleidungsstück, das dieser starke, kräftige Junge trug.

In Gedanken sah er plötzlich Len und hörte er den Klang seines Namens, „Lennart Adrian“, „Len-Jan“. Ihm fiel auf, dass Jans Parka anders war als der, den Len trug; nicht viel anders, aber anders. Vor allen Dingen hatte er mehrere Aufnäher und innen kein Futter, das man herausnehmen konnte. Er war einfach nur olivgrün und hatte überhaupt kein Fell, noch nicht einmal so ein ange-deutetes wie Lens Parka. Er beobachtete, wie einer der Jungs die Aufnäher ge-

nau begutachtete und Jan fragte, woher er sie hatte. Jan nannte ein Geschäft in „der Stadt“; damit war Freiburg gemeint, die große Stadt in der Region. „So ein linker Laden“, sagte er, „da gibt es auch Armbänder und andere coole Sachen.“ Hannes hörte das Wort „cool“ zum ersten Mal. Auch wenn er nicht genau wusste, was es bedeutete, gefiel es ihm auf Anhieb. In Gedanken sah er, wie Len den Reißverschluss nach oben zog und den Parka zuknöpfte. Jans Parka hatte auch einen Reißverschluss, aber keine Knöpfe sondern Druckknöpfe. „Ich glaube, der Hannes träumt wieder mit offenen Augen“, sagte Jan plötzlich und zusammen mit dem prompt folgenden Gelächter hatte er Hannes tatsächlich sehr unsanft aus seinen Gedanken gerissen. „Der träumt immer“, bemerkte einer der anderen Jungs. „Idiot“, sagte Hannes und ging in das Klassenzimmer. Jan lief ihm hinterher und sagte, als er sich neben Hannes setzte, „Sei doch nicht immer gleich beleidigt. Du bist doch wirklich ein bisschen verträumt; das ist doch nichts schlimmes, ist doch völlig in Ordnung.“ Hannes beobachtete ihn, wie er den Parka auszog und über den Stuhl hängte und dann seine Mütze in die Kapuze legte. Er war so sehr fasziniert dass Jan einen Parka hatte wie Len, dass er kaum mehr an etwas anderes denken konnte.

Seit diesem Tag blieb er jeden Morgen bei den Jungs stehen, um Jan in seinem Parka zu bewundern. Jan zog sich nie die Kapuze auf, aber egal, es war ja so schon spannend genug. Wenn er dicht neben Jan stand, spürte Hannes immer wieder einen Druck in seiner Hose, was ihn reichlich irritierte. Auch wenn Jan es nicht lassen konnte, manchmal blöde Bemerkungen oder Witze über ihn fallen zu lassen, wurde er ihm immer sympathischer. Dennoch war er aber für Hannes unnahbar; er war stark und obendrein bei den anderen in der Klasse offensichtlich beliebt, während Hannes in der Klasse die Außenseiterrolle hatte. Das passte nicht zusammen, glaubte Hannes. Manchmal allerdings glaubte er zu spüren, wie etwas von Jans Stärke auf ihn abfärbte. Das war dann ein richtig gutes Gefühl.

Es war Ende November, als diese Ohrenscherzen das erste Mal auftauchten; es fing damit an, dass Hannes' Ohren jedes Mal anfangen, heftig zu schmerzen, sobald er eine Weile draußen herumlieft und sie kalt geworden waren. Das war sehr ungewöhnlich, da ihm Kälte nie etwas ausgemacht hatte. Er brauchte weder Mütze noch Kapuze; er schwamm sogar auch dann noch im Freien, wenn das Wasser für alle anderen zu kalt war. Zuerst ignorierte er die Schmerzen, weil sie nach kurzer Zeit wieder vergingen, wenn er wieder im Warmen war.

Aber nach einer Woche wurden sie so heftig, dass er mit seiner Mutter einen Arzt aufsuchte. Es stellte sich heraus, dass er inzwischen eine ausgewachsene Mittelohrentzündung hatte. Er bekam Medikamente und musste über Weihnachten und Neujahr im Bett bleiben. Nach Neujahr fühlte er sich wieder deutlich besser und hatte auch keine Schmerzen mehr. Eine Woche vor Schulbeginn fühlte er sich gesund genug, um wieder nach draußen zu gehen.

Als er aber das Haus das erste Mal wieder verließ, begannen seine Ohren wieder, heftig zu schmerzen, kaum dass er ein paar Minuten in der Kälte war. Die Schmerzen hielten lange an, obwohl er gleich wieder ins Warme gegangen war. Sie waren so heftig, dass sich Hannes noch eine ganze Zeit lang die Ohren mit seinen Händen zuhielt. Am nächsten Tag fuhr seine Mutter mit ihm wieder zum Arzt. Der erklärte, dass die Ohren nach einer Mittelohrentzündung manchmal empfindlicher werden, und empfahl ihm, eine Mütze zu tragen, vor allen Dingen weil es zum Jahreswechsel sehr kalt geworden war. Auf dem Weg zurück sagte seine Mutter, „Er hat recht; du bist ja immer ziemlich dünn angezogen. Komm, wir gehen gleich in die Stadt und besorgen dir eine Mütze.“ Im Kaufhaus zeigte sich, dass es nicht einfach war, eine passende Mütze zu finden. Die meisten Mützen fand Hannes farblich nicht passend oder sie kratzten. Schließlich fand er eine Mütze, die aussah wie Jans Mütze, ganz in Schwarz. Sie war so angenehm zu tragen, dass er sie gleich aufbehielt; es war ungewohnt, eine Mütze zu tragen, aber diese Mütze fühlte sich richtig gut an.

„Eigentlich brauchst du auch eine neue Winterjacke“, sagte seine Mutter plötzlich, „Dein Anorak hält ja nicht viel ab und sieht außerdem wirklich nicht mehr gut aus.“ Den Anorak hatte Hannes tatsächlich schon ein paar Jahre; von den Ausflügen mit Kay hatte er auch einiges abbekommen. Die Vorstellung aber, sich eine neue Jacke auszusuchen, überforderte ihn; darauf war er nicht vorbereitet. Es war ja schon schwierig genug, eine passende Mütze zu finden, und jetzt noch eine Jacke? Nicht weit von den Mützen entfernt stand eine Reihe von Garderobenständern mit unterschiedlichen Parkas. Doch die sah er nicht; stattdessen sah er sich selbst in einem gleißend hellen Raum, in einem Parka, der allerdings anders aussah als der von Len oder Jan. Vor allen Dingen hatte er innen ein Kunstfell, das sich richtig gut anfühlte, weich und warm. „Du kannst ihn gerne anprobieren“, sagte die Verkäuferin, die inzwischen dazu gekommen war, „Die Parkas sind bei den Jugendlichen sehr beliebt.“ Hannes erschrak ein wenig, als er bemerkte, dass er gerade die Fellkapuze eines Parkas befühlte,

der in einem der Ständer hing. Es war genau der Parka, den er in Gedanken gesehen hatte – als wenn er wollte, dass er sich für ihn entschied. Die Verkäuferin nahm den Parka vom Bügel und reichte ihn Hannes, „Probier ihn ruhig an. Hier an der Seite ist ein Spiegel, da kannst du sehen, ob er dir gefällt.“

„Er braucht immer ein bisschen länger“, hörte er seine Mutter sagen und die Verkäuferin erwiderte, „Das macht nichts, ich habe ja Zeit.“ Hannes zögerte und nahm dann den Parka mit dem Kunstfell. Es fühlte sich richtig weich an. „Der sieht ja richtig warm aus“, sagte seine Mutter und die Verkäuferin bestätigte, „Ja, in dem friert man nicht so leicht.“ Der Parka war wirklich sehr warm. Er hatte neben dem Reißverschluss Druckknöpfe und sah so ähnlich aus wie Jans Parka, nur ohne Aufnäher aber dafür mit einem richtigen Kunstfell innen. „Probier auch mal die Kapuze“, forderte ihn die Verkäuferin auf, als Hannes den Reißverschluss zuzog, „Die sollte auch mit einer Mütze drunter passen.“ Sie wandte sich wieder an seine Mutter, „Seine Mütze hat ja extra keinen Troddel, damit man eine Kapuze drüberziehen kann, wenn es richtig kalt ist.“ Dabei tippte sie mit einem Finger auf die Mütze, die er immer noch aufhatte, an die Stelle, wo normalerweise der „Troddel“ gewesen wäre. „Troddel“, was für ein eigenartiges Wort, dachte er. Er wusste aber auch kein anderes Wort dafür; er hatte nie darüber nachgedacht, wie das wohl heißt, was normalerweise an den Mützen dran hing. Dass es extra Mützen gab, an denen nichts hing, damit man eine Kapuze darüber ziehen konnte, erstaunte ihn zunächst, kam ihm aber nach ein paar Überlegungen doch plausibel vor.

Während er sich im Spiegel betrachtete, stellte er sich vor, wie er sich die Kapuze überzog, so wie Len damals im Supermarkt, mit einem Schwung. „Jetzt mach schon“, sagte seine Mutter, „Wir wollen der Frau doch nicht die Zeit stehen.“ Doch die Verkäuferin sagte nur, „Kein Problem; er soll sich das in Ruhe überlegen.“ Im Spiegel vor ihm sah er Len in seinem Bundeswehrparka mit Mütze und Kapuze auf; „Es ist kalt draußen“, hörte er ihn sagen, „Setz die Kapuze auf.“ Hannes zögerte noch kurz und setzte sich schließlich die Kapuze auf. Während die Kapuze mit dem Fell über die Mütze glitt, wurde er von einer Fülle unterschiedlichster Gefühle geradezu überflutet. Der Druck, den er in seiner Hose spürte, seit der den Parka angezogen hatte, wurde unerträglich stark. Seine Mutter erzählte der Verkäuferin, dass er eine Mittelohrentzündung hatte und deswegen jetzt eine Mütze brauchte, „damit seine Ohren warm bleiben. Er hat ja nichts warmes für den Winter.“ Hannes hasste es, wenn seine Mutter mit

anderen über ihn redete. „Dann ist ja so ein Parka mit Kapuze genau das Richtige“, stellte die Verkäuferin fest. „Ja, finde ich auch“, bestätigte seine Mutter, „Mir gefällt die Jacke und der Preis ist auch in Ordnung. Was meinst du? Du bekommst sie zum Geburtstag und wir hätten dann das mit dem Geschenk auch erledigt. Sonst haben wir ja immer das Gefühl, dass wir dir die Geschenke geradezu aufdrängen müssen.“ Für Hannes war die Entscheidung klar. Es war genau der Parka, den er haben wollte, auch wenn er nicht wie Lens oder Jans Parka aussah. Er behielt ihn an, als er der Verkäuferin zur Kasse folgte, setzte aber Kapuze und Mütze ab. „Das ist doch ein schönes Geschenk“, sagte die Verkäuferin, „Der Parka steht dir wirklich gut.“

An der Kasse bekam er eine Tüte, in die er seinen alten Anorak packen konnte. „Setz die Mütze auf und mach die Jacke richtig zu“, sagte seine Mutter, nachdem sie bezahlt hatten, „Draußen ist es kalt“. Der Parka legte sich wie eine Haut um seine Körper, wie eine zugleich schützende und erregende Haut. Das, was dieses Kleidungsstück in ihm auslöste, irritierte ihn ziemlich. Vor allen Dingen im Beisein seiner Mutter und der Verkäuferin, wo er die ganze Zeit befürchten musste, seine Erregung könnte auffallen. Obwohl er sich viel Mühe gab, sich nichts anmerken zu lassen, konnte er nie sicher sein, ob man ihm nicht doch irgendwie ansah, was er fühlte und dachte. Es kam ihm immer wieder so vor, als ob andere seine Gedanken lesen konnte; nichts war beunruhigender als das. Hannes sah wiederholt in Gedanken – wie in Zeitlupe – wie Len seine Mütze aus der Parkatasche nahm, sich aufsetzte und dann die Kapuze darüber zog. Dabei konnte er erkennen, dass Lens Mütze einen Troddel hatte, aber sie passte trotzdem unter die Kapuze. Dennoch war es gut, eine Mütze zu haben, die dafür gedacht war, unter einer Kapuze getragen zu werden, dachte Hannes. Er setzte sich die Mütze auf und zog sich nach nur kurzem Zögern die Kapuze darüber. Während sie zum Auto gingen, sah er sich in Gedanken zusammen mit Len auf dem Parkplatz Schokolade essen, beide in einem olivgrünen Parka mit einem warmen, weichen Fell innen und beide mit ihren Kapuzen auf; „Len-Jan“, klang es in seinen Gedanken. Der Parka fühlte sich richtig gut an; er und Hannes hatten sich gefunden, so wie er und Len sich gefunden hatten.

Obwohl er noch nie eine Fellkapuze auf dem Kopf gehabt hatte, schon gar nicht mit einer Mütze darunter, fühlte es sich vertraut an, eigentlich genauso wie er es sich immer vorgestellt hatte. Er setzte auch im Auto die Kapuze nicht ab und genoss dieses unbeschreibliche Gefühl mit der Fellkapuze auf dem

Kopf, bis sie zu Hause ankamen. Er saß dann eine Weile in seinem Zimmer und träumte vor sich hin, von seinem neuen Parka, und von Len, diesem Jungen, der nur für ein paar Minuten in seinem Leben auftauchte und dennoch einen so nachhaltigen Eindruck hinterlassen hatte. Er dachte auch an Jan und daran, dass er jetzt wie er einen Parka hatte. In Gedanken sah er sich neben Jan stehen, beide in einem olivgrünen Parka. Dabei wurde ihm klar, dass jetzt etwas neues in sein Leben gekommen war, etwas wirklich aufregend neues. Es war nicht nur dieses magische Kleidungsstück mit Kapuze; obendrein war er durch seine Ohrenentzündung geradezu gezwungen, sich die Kapuze aufzusetzen, wenn es kalt war, sogar mit seiner neuen Mütze darunter. Was für ein merkwürdiges Zusammentreffen: Jan, der in der Schule neben ihm saß, die Ohrenschmerzen und der neue Parka, „Len-Jan“.

Während er über all das nachdachte, rief ihn seine Mutter und fragte, ob er mit ihr einkaufen gehen würde, „Dann kannst du mir helfen, die Getränkekiste zu tragen.“ Im Flur war ein großer Spiegel, in dem er sich genau beobachten konnte, wie er in den Parka schlüpfte, Reißverschluss nach oben zog und die Druckknöpfe zudrückte. Er fand, er sah darin richtig gut aus; die dunkelbraune Hose und der olivgrüne Parka passten farblich gut zusammen. Ganz besonders gefiel ihm das Fellfutter, das genauso angenehm und weich aussah wie es sich anfühlte. „Das war eine gute Entscheidung“, sagte seine Mutter, „Die Jacke steht dir; vor allen Dingen hat sie eine dicke Kapuze, die du überziehen kannst.“ Hannes beobachtete sich im Spiegel, wie er sich die Mütze aufsetzte und mit einem leichten Schwung die Kapuze darüber. Er fand er, dass es gut zusammen passte, die Mütze unter der Kapuze; vor allen Dingen fühlte er sich in dem Parka Len und Jan nahe, so nahe, als wenn sie da gewesen wären.

Unnahbar nahe

Am Morgen des ersten Schultages wurde Hannes wieder von seinem Wecker geweckt. Während er krank war, konnte er immer ausschlafen, doch jetzt, nachdem die Mittelohrentzündung auskuriert war, musste er wieder in die Schule. Er war ganz schön aufgeregt; am liebsten wäre er gar nicht mehr zur Schule gegangen, obwohl wenn er in den meisten Fächern gut war – bis auf Sport; aber das war der reinste Horror. Nirgendwo sonst spürte er so deutlich, dass er nicht zu den anderen gehörte. Es war nicht schön, ein Außenseiter zu sein und nicht dazuzugehören; es war ihm überhaupt nicht klar, was es heißen,

sollte, „dazuzugehören“. Mit diesen Cliques konnte er nicht viel anfangen, auch nicht mit den Jungs in seiner Klasse, die sich ständig nur über Mädchen und „Möpsen“ unterhielten und über die neusten Gerüchte, wer es auf wen abgesehen hatte. Das alles interessierte ihn überhaupt nicht. Was ihn dagegen sehr interessierte, war Jan. Er freute sich geradezu, ihn wieder zu sehen.

Während er frühstückte, stellte er sich selbst in Gedanken vor, wie er mit dem Parka bekleidet an der Schule ankam. Er überlegte sich, ob er die Mütze tragen sollte, mit oder ohne Kapuze darüber; oder vielleicht lieber nur die Kapuze ohne Mütze. „Beeil dich, sonst kommst du zu spät“, rief seine Mutter und als er sich den Parka anzog, kam sie in den Flur und reichte ihm seine Mütze, „Vergiss die Mütze nicht; es ist kalt draußen.“ Hannes nahm die Mütze, setzte sie sich auf und warf sich mit einem Schwung die Kapuze über. So ging er los. Es war wirklich sehr kalt, aber eingehüllt in diesen Parka fühlte Hannes sich behaglich warm; vor allen Dingen schmerzten seine Ohren nicht. Er wurde auch von erregenden Gefühlen durchflutet, die sehr angenehm, aber auch etwas unheimlich waren. Er hatte etwa zwanzig Minuten Fußweg zur Schule und noch eine halbe Stunde Zeit; daher konnte er gemütlich laufen und dabei vor sich hin träumen. Kurz bevor er die Schule erreichte, zog er sich die Kapuze wieder herunter. In seiner Schule hatte er noch nie jemanden mit Mütze und Kapuze auf gesehen und befürchtete, dass seine Klassenkameraden blöde Bemerkungen machen könnten, wenn sie ihn so sahen.

Die Jungsclique aus seiner Klasse stand schon auf dem Schulhof zusammen, als er dort ankam; auch Jan war schon dort. Hannes fiel auf, dass Jan nicht der einzige war, der einen Parka trug; bis dahin war ihm nicht aufgefallen, dass auch die ein oder anderen Mitschüler einen Parka hatten. Als er die Gruppe erreichte, rief Jan, „Da kommt ja der Hannes. Du siehst aus, als wärst du auf einer Arktisexpedition.“ Die anderen lachten. Hannes wollte nicht mehr bei den Jungs stehen bleiben und ging an ihnen vorbei. Doch Jan fasste ihn am Arm und sagte, „Hey, war doch nicht böse gemeint. Sieht echt cool aus, dein neuer Parka, zeig mal!“ Die Blicke seiner Klassenkameraden waren auf ihn gerichtet, während Jan den Parka an unterschiedlichen Stellen berührte. „Ich finde, viel besser als der Skianorak, den du sonst immer anhast.“ Hannes spürte deutlich einen Druck in seiner Hose und dachte, dass er sich jetzt auf keinen Fall etwas anmerken lassen durfte. „Sieht wirklich gut aus“, bestätigte einer seiner Mitschüler.

Es fühlte sich gut an, mit Jan und den anderen zusammen ins Klassenzimmer zu gehen. Als er den Parka auszog und über den Stuhl hängte, fragte ihn Jan, ob er ihn mal anprobieren durfte, „Das fühlt sich bestimmt gut an, mit dem Fell innen“, sagte er, während er mit der Hand über das Fellfutter strich. Er zog seinen Parka aus, behielt aber seine Mütze auf, die er meistens erst abnahm, wenn ihn die Lehrerin dazu aufforderte. „Ja, darf ich?“, fragte er nochmal und Hannes nickte. Er beobachtete gebannt, wie Jan seinen Parka von der Stuhllehne nahm und sich mit einem leichten Schwung überzog, sodass dabei die Kapuze über seine Mütze auf den Kopf rutschte. Kaum hatte er den Reißverschluss zugezogen, kam dummerweise schon die Lehrerin und Jan zog den Parka und die Mütze wieder aus.

Während des Unterrichts konnte Hannes an nichts anderes mehr denken als an Parkas und Kapuzen. Wie Jan in seinem Parka ausgesehen hatte, wie ihm gleich beim Anziehen die Kapuze auf seinen Kopf fiel, über die Mütze, und mit welcher Selbstverständlichkeit er die Kapuze dann aufbehielt. Hannes dachte auch über diese unheimliche Erregung nach, die Kapuzen in ihm auslösten, darüber, dass für andere Jungs Parkas und Kapuzen offensichtlich nicht so eine Bedeutung hatten, und über die beunruhigende Frage, warum ausgerechnet Kapuzen? Er studierte ausgiebig das Bild, das er noch genau in Erinnerung hatte, von diesem Jungen, mit diesem klangvollen Namen, den er vor vier Jahren im Supermarkt traf, Lennart Adrian. Er musterte ihn genau, wie er hinter ihm an der Supermarktkasse stand; vor allen Dingen auch seinen olivgrünen gefütterten Parka mit der Kapuze, die seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Hannes dachte auch daran, wie er seinen Parka im Warenhaus gefunden hatte. Es war, als wenn der Parka ihn gefunden hatte und nicht umgekehrt, als wenn sie zusammengehörten; und das obwohl es ein anderer Parka war als Lens Bundeswehriparka. Hannes fragte sich auch, warum ihm dieser Junge nicht mehr aus dem Kopf ging; schließlich war die Begegnung mit ihm wirklich schon einige Zeit her.

Und immer wieder dachte er an Jan, diesen unerreichbaren, starken Jan mit seinem Parka, der neben ihm saß und ihm gleichzeitig so nah war und weit entfernt. So verging der Unterricht und plötzlich war schon Zeit für die „große Pause“. Hannes sah aus dem Fenster: Es schneite inzwischen. „Los, raus an die frische Luft“, sagte die Lehrerin; Hannes war noch als einziger im Klassenzimmer; er war fast immer der letzte, der in die „große Pause“ ging. Er schlüpf-

te in den Parka, setzte sich die Mütze auf und ging Richtung Ausgang. Er überlegte noch, ob er sich auch die Kapuze aufzusetzen sollte, als seine Klassenlehrerin ihm hinterherrief, „Setz die Kapuze auf, Hannes, du musst mit deinen Ohren jetzt vorsichtig sein.“ Das war ein gutes Argument, fand Hannes, zog die Kapuze über die Mütze und knöpfte den Parka ganz zu, bevor er nach draußen ging. Die meisten Jungs in der Schule hatten Mützen auf, ein paar eine Kapuze ohne Mütze und manche hatten gar nichts auf dem Kopf; zu denen gehörte er bis vor Kurzem auch. Nur ein einziger Junge an dieser Schule hatte eine Mütze mit Kapuze darüber auf, das war Hannes. Plötzlich kam ein Mädchen aus seiner Klasse und fragte, was denn mit seinen Ohren war. Offensichtlich hatte sie gehört, was ihm die Lehrerin vor der Pause hinterherrief. Er erzählte, dass er eine Mittelohrentzündung hatte und seine Ohren seitdem keine Kälte mehr vertrugen. „Deswegen habe ich auch eine neue Winterjacke“, erklärte er. Dass er jetzt aus gesundheitlichen Gründen geradezu gezwungen war, Kapuzen zu tragen, war wirklich eine eigenartige Fügung. In diesem Moment dachte er, die Welt könnte gar nicht merkwürdiger sein, als sie tatsächlich war.

Nach dem Unterricht setzte er sich die Mütze auf und zog gleich danach die Kapuze darüber, noch bevor er das Gebäude verlassen hatte; draußen schneite es immer noch. Nach einigen Metern holte ihn Jan ein und lief neben ihm. „Sag mal, das mit deinen Ohren; stimmt es, dass du wegen der Entzündung jetzt immer die Kapuze drüberziehen musst?“ Es hatte also die Runde gemacht. Hannes wusste nicht, was er dazu sagen sollte. „Ein Jo-Hannes ohne Jo, aber dafür mit Kapuze“, lachte Jan, „Du bist wirklich ein komischer Typ.“ Dabei betonte er wieder das Jo, was richtig blöde klang. „Ich kann nichts für meinen Namen“, antwortete Hannes, „Du musst ihn ja nicht aussprechen, wenn er dir nicht gefällt.“ Er wollte eigentlich nicht so abweisend auf Jan reagieren; in Wirklichkeit freute er sich, dass er mit ihm zusammen nach Hause lief. Er wusste aber nicht, wie er mit diesen Sticheleien umgehen sollte. Plötzlich blieb Jan stehen und hielt ihn am Arm, sodass er auch stehen blieb. „Ich finde deinen Namen ok und ich finde auch deinen Parka ok, auch dass du mit Kapuze herumläufst. Was ich allerdings nicht ok finde, ist, dass du keinen Humor hast und immer alles so ernst nimmst. Das ist das ganze Problem, wenn du mich fragst.“ Sie sahen sich eine Weile an, bis Jan sagte, „Ich muss jetzt hier abbiegen; wir sehen uns morgen wieder, ja?“ Dabei boxte er Hannes leicht auf die

Brust. Hannes beobachtete ihn, wie er auf die andere Straßenseite lief und dort in einen kleinen Weg einbog.

Jetzt war die Gelegenheit, Jan zu sagen, dass er mit ihm befreundet sein wollte, schoss es ihm durch den Kopf. Schließlich hatte er ja gerade gesagt, dass er ihn „ok“ fand; es klang sogar ein bisschen wie ein Freundschaftsangebot. Hannes dachte darüber nach, warum er sich von Jan derartig angezogen fühlte. Gerade jetzt, in diesem Moment, spürte er es so deutlich wie noch nie: Es war eindeutig, er fühlte sich von Jan angezogen und mochte als Freund haben. Er konnte ihn unmöglich gehen lassen, jetzt, nach so einer blöden Diskussion. Er zögerte noch einen kurzen Moment und rannte ihm dann hinterher, „Jan, warte.“ Jan blieb stehen und drehte sich um. Hannes war ein wenig außer Atem und brachte stockend hervor, „Ich wollte dir sagen, ich finde dich auch ok.“ Jan grinste, „Vielleicht können wir dann Freunde werden, wenn wir uns beide ok finden?“ Hannes kam die Situation ein wenig unwirklich vor: Sie sollen jetzt wirklich Freunde sein, der starke Jan, der „Insider“ schlechthin, und er, der Außenseiter, der „komische Typ“? „Ja, vielleicht“, antwortete er vorsichtig. „Jedenfalls finde ich dich cool“, bestätigte Jan, „Vor allem mit dem Parka siehst du cool aus, so mit Mütze und Kapuze drüber. Viel besser als mit deinem alten Anorak.“ „Ich finde dich auch cool“, bekräftigte Hannes und betrachtete diesen großen, starken Jungen mit der schwarzen Mütze und dem Parka, „auch deinen Namen, Jan mit kurzem n.“ Jan lachte, „Hannes ist aber auch cool.“

Jan fragte ihn, ob er ihn nicht ein Stück begleiten wollte. „Dann kann ich dir zeigen, wo ich wohne“, sagte er. Zu Hannes' Überraschung zog er sich auch die Kapuze über die Mütze und sagte, „Es ist ja wirklich ganz schön kalt heute.“ Während er neben ihm lief, spürte Hannes, wie sich mit Macht dieses erregende Gefühl in seinem Körper ausbreitete. Jan als Freund zu haben und neben ihm zu gehen, beide mit Mütze und Kapuze auf, das hätte er wirklich nie zu träumen gewagt. Um etwas zu sagen, erklärte Hannes, „Ich habe eine Mittelohrentzündung gehabt, das war ganz schön unangenehm.“ Er schilderte, wie seine Ohren seitdem schmerzten, wenn sie kalt wurden. „Früher hatte ich nie etwas auf, keine Mütze und auch keine Kapuze, selbst wenn es richtig kalt war.“ „Dann hatte das ja auch eine gute Seite mit deinen Ohren“, bemerkte Jan, „Sonst würdest du wahrscheinlich immer noch in diesem Skianorak herumlaufen.“ Damit hatte er wohl recht. „Hier wohne ich“, sagte Jan schließlich, „Das heißt, eigentlich wohnt meine Tante hier. Mein Vater und ich wohnen hier vor-

übergehend, weil mein Vater noch keine passende Wohnung für uns gefunden hat.“ „Und deine Mutter?“, fragte Hannes. „Ich habe keine Mutter mehr; meine Eltern sind geschieden und ich lebe bei meinem Vater“, erklärte Jan, „Aber das ist eine lange Geschichte; die erzähle ich dir ein andermal.“ Er schob sich die Kapuze wieder vom Kopf und ging ins Haus. Hannes ging weiter; zu sich nach Hause war es von hier nicht mehr weit. Auf dem Weg kam ihm immer wieder in den Sinn, wie Jan sagte, „Vor allem mit dem Parka siehst du cool aus.“ Hannes mochte das Wort „cool“, das er nur von Jan kannte. Er fand, dass Jan auch cool aussah mit seinem Parka, ganz besonders natürlich, wenn er die Kapuze aufhatte. Ob er auch ein besonderer Junge war, so wie Len?

Seit diesem Tag hatte Jan seine Unnahbarkeit verloren; Hannes stand morgens immer neben ihm bei den Jungs, verbrachte mit ihm die großen Pausen und ging nach der Schule zusammen mit ihm nach Hause. Dabei begleitete er ihn immer bis zu seiner Tante, obwohl es ein kleiner Umweg war. Auf dem Schulweg hatte er immer die Kapuze über der Mütze; er gewöhnte sich überraschend schnell daran, nicht mehr ohne Kopfbedeckung draußen zu sein. Sein Parka gab ihm ein ganz neues Lebensgefühl, eines, das ihm sehr gefiel. Jan erzählte, dass er nicht gerne mit seinem Vater aus Hamburg weggezogen war; Hamburg gefiel ihm viel besser als dieses Dorf in Süddeutschland. Aber sein Vater wurde von seiner Firma in eine Filiale nach Freiburg versetzt, wo er mehr Geld verdienen konnte als in Hamburg. Seine Tante hatte ein großes Haus und genügend Platz für drei, aber er und sein Vater wollten lieber eine eigene Wohnung haben, in Freiburg. Jan sehnte sich sehr nach Hamburg zurück, sagte er, „Das hier ist wirklich zum Versauern, findest du nicht?“ Hannes hatte darüber noch nicht nachgedacht. Er hoffte, dass sich Jan an das Dorf gewöhnen und bleiben würde. Er musste bleiben, denn er war zweifellos besonders, nicht nur weil er Jan hieß und einen Parka hatte. Hannes war sehr glücklich darüber, ihm begegnet zu sein, und noch viel mehr darüber, dass sie Freunde geworden waren, der starke Jan und er.

Seit dem letzten Herbst waren diese Erinnerungen wieder da, die Erinnerungen an diesen Jungen in dem Bundeswehriparka, dem er vor ziemlich genau fünf Jahren begegnet war; Len, Lennart Adrian. Hannes erinnerte sich genau an diesen Tag, seinem 11. Geburtstag, der ein besonderer Tag in seinem Leben war. Seitdem stand er an zwei weiteren Geburtstagen auf dem Supermarktparkplatz und aß eine Tafel Schokolade; und wartete auf Len. Im letzten Herbst

gab es in gewisser Weise eine Wiederbegegnung mit ihm, der nun Jan hieß, Jan mit kurzem a, genauso wie Len den Namen ausgesprochen hatte. Üblicherweise wird das a in Jan lang ausgesprochen, Jahn statt Jann. Hannes erinnerte sich genau, wie Len ihm sagte, dass Jan eine Abkürzung für Johannes sei. Ausgerechnet Jan; ausgerechnet ein Parka. Das konnte kein Zufall gewesen sein. Hannes wusste noch genau, wann er Len/Jan wiederbegegnet war; es war letztes Jahr am 19. Oktober genau um 7 Uhr 40 morgens. Nie würde Hannes dieses Datum vergessen, diesen Moment, als er vor dem Schulgebäude inmitten der Clique, die wie gewöhnlich dort stand, einen Parka sah, mit einem Jungen drin, von dem er im ersten Moment dachte, es sei Len. Aber es war Jan, der Neue in seiner Klasse, der neben ihm saß, auf dem Platz neben Hannes, der bis dahin meistens frei gewesen war.

Hannes wich ihm nicht mehr von der Seite. Morgens versuchte er, ihn schon auf dem Weg zur Schule abzupassen, was meistens gelang. Er fragte sich dabei immer wieder, was es genau bedeutete, dass sie jetzt Freunde waren. Sollte er sich mit Jan verabreden oder ihn einfach nachmittags besuchen? Er wusste ja, wo er wohnte. Aber was sollten sie dann tun? Sie waren täglich viele Stunden zusammen, aber saßen dabei meistens nur nebeneinander oder gingen zusammen zur Schule oder nach Hause; außer sonntags natürlich. Nach zwei Wochen, an einem Samstag, fragte ihn Jan auf dem Nachhauseweg, ob er auch vorhatte, zum Fußballturnier zu gehen. Hannes wusste nichts von einem Fußballturnier. „Beim Sportclub heute Nachmittag“, sagte Jan, „Ich glaube, da gehen alle hin.“ Hannes war noch nie bei einem Fußballturnier; er konnte sich nichts vorstellen, was ihn weniger interessierte. Aber zusammen mit Jan war es natürlich etwas ganz anderes. Sie verabredeten, dass er gleich nach dem Mittagessen zu Jan kam, denn das Turnier fing früh an.

Als er ihn abholte, fiel ihm auf, dass Jan seine Mütze aufhatte; offensichtlich trug er sie auch in der Wohnung. Er zog sich mit einem Schwung den Parka an, sodass die Kapuze über seine Mütze fiel, bevor er den Reißverschluss hochzog; die Kapuze behielt er auf. Beim Sportplatz hatten sich schon einige Leute versammelt, auch aus Hannes' Schule waren viele da. „Dort sind die Jungs aus unserer Klasse“, sagte Jan und ging zu ihnen. Bis das Turnier startete, redete er mit ihnen, während Hannes neben ihm stand und zuhörte. Jan und er waren die einzigen, die Mütze und Kapuze aufhatten. „Jetzt fangen sie an“, sagte Jan schließlich und setzte sich auf eine Bank. Das Fußballspiel war

wie erwartet völlig uninteressant, aber Hannes störte sich nicht daran. Er genoss es, neben Jan zu sitzen, der das Geschehen auf dem Platz verfolgte und immer wieder kommentierte. Plötzlich spürte Hannes, wie Jan so dicht an ihn heranrückte, dass sie sich berührten, und seinen Arm um seine Hüfte legte. Der Nachmittag verging wie ein Traum; von den Fußballspielen bekam er überhaupt nichts mit. In der folgenden Woche hielt ihn Jan immer wieder an der Hüfte, wenn sie morgens oder in der Pause nebeneinander standen. Und immer wieder setzte er sich auf dem Schulweg seine Kapuze auf.

Die Bilder von Len und Jan überlagerten sich, als er wach wurde – es war noch sehr früh am Morgen. Er dachte an den Arzt, der sagte, dass er sich wohl damit abfinden musste, dass seine Ohren wohl gegen Kälte empfindlich bleiben würden, an den fellbesetzten Parka, der sein vorgezogenes Geburtstagsgeschenk war, wie er sich fühlte, als er ihn in dem Kaufhaus anprobiert hatte. Auch wenn die Entzündung in seinen Ohren inzwischen vollständig abgeklungen war, markierte sie dennoch einen Wendepunkt in seinem Leben: Er musste jetzt im Winter seine Ohren schützen und hatte deswegen einen Parka mit Kapuze, so wie Len und Jan. Die Erinnerungen an Len waren erstaunlich deutlich; Hannes sah ihn vor sich, als wenn er ihn gestern erst gesehen hätte, in seinem graugrünen Parka mit der Kapuze auf und der braunen Mütze darunter. Hannes fragte sich, ob Len wohl auch empfindliche Ohren hatte und deswegen Mütze und Kapuze trug. Er fragte sich auch, warum er nicht schon eher die Idee hatte, selbst einen olivgrünen Parka mit Fellkapuze zu tragen. Erst musste Jan mit seinem Parka auftauchen und er diese Mittelohrentzündung bekommen. Selbst dann war es seine Mutter, die sagte, dass er eine neue Winterjacke brauchte, obwohl der Arzt hatte nur eine Mütze empfohlen hatte. Erst dann erkannte er, wie der Parka mit der Fellkapuze sein Leben verändern konnte.

Vielleicht schloss sich gerade ein Kreis, dachte er, irgendetwas geheimnisvolles, was ihn mit Len und Jan verband. Der Parka war dann das Merkmal, an dem sie sich erkennen konnten. Sie hatten zwar alle einen anderen Parka, aber sie hatten sich sofort erkannt, auf Anhieb. Während er im Bett lag und sich seinen Gedanken über Len, Jan und den Parka hingab, kam ihm diese seine Welt ziemlich merkwürdig vor. Vor allen Dingen, dass er sie mit niemandem teilen konnte, außer mit besonderen Jungs, die offenbar sehr selten vorkamen. Es wirkte alles so unwirklich, aber es war dennoch real, ganz ohne Zweifel. War Jan so ein besonderer Junge, weil er wie Len einen Parka trug? Er war ja

nicht der einzige an der Schule, der einen Parka hatte, aber inzwischen war er außer Hannes der einzige, der sich die Kapuze über die Mütze zog. War Kay ein besonderer Junge, weil er mit ihm das Geheimnis von den Fesselungen teilte? Ein Geheimnis, das er schließlich verraten hatte und das deswegen keines mehr war. Oder war das alles ein Missverständnis und Hannes lebte in Wirklichkeit ganz alleine in seiner eigenen, eigenartigen und abgeschlossenen Welt, genauso wie früher, bevor ihm Len begegnet war? Hannes fand diesen Gedanken ziemlich beunruhigend. Dass Jan in seine Klasse kam und seitdem neben ihm saß, dass er wie Len einen Parka hatte und Hannes einen Parka bekam, ohne etwas dafür zu tun – konnte das alles ein Missverständnis sein oder womöglich bloß ein skurriler Traum? Umgekehrt aber, konnte das alles wirklich sein, so unwahrscheinlich wie es war?

Hannes wurde aus seinen Gedanken gerissen, als seine Mutter in sein Zimmer kam, um ihn zu wecken; es war der Samstag nach seinem sechzehnten Geburtstag. Er ließ sich beim Waschen und Anziehen viel Zeit; als er zum Frühstückstisch kam, hatten seine Eltern längst gefrühstückt, aber setzten sich trotzdem zu ihm. „Du hast ja wieder niemanden eingeladen“, sagte seine Mutter, „So ein Geburtstag wäre doch eine gute Gelegenheit gewesen, Kontakte zu knüpfen.“ Hannes mochte nicht darüber reden. Letztes Mal kam es deswegen sogar zum Streit und er brach das Geburtstagsfrühstück mit den Eltern schließlich ab. „Kontakte braucht man im Leben“, sagte sein Vater, „So ist es nunmal, ohne Kontakte kommt man nicht weiter.“ Hannes ging nicht weiter darauf ein und aß schweigend seine Brote. „Aber heute Nachmittag feiern wir ein bisschen“, sagte seine Mutter schließlich, „in kleinem Kreis; dann backe ich auch einen Kuchen.“ Hannes schwieg; auf ein Kaffeetrinken mit seinen Eltern konnte er sich noch einlassen.

Als er wieder in seinem Zimmer war, hatte er die Idee, Jan einzuladen. Die Idee gefiel ihm gut und er ging gleich zu Jans Tante. Jan war aber nicht zu Hause, aber seine Tante versprach, ihm die Einladung auszurichten, wenn er wieder nach Hause kam. Hannes war richtig aufgeregt, vor allen Dingen weil er nicht wusste, ob er nun kam; bis er vor der Tür stand. „Wir können gleich Kaffee trinken“, sagte Hannes' Mutter, während Jan seinen Parka auszog, „Der Kuchen ist auch schon fertig.“ Auch bei Hannes behielt Jan seine Mütze auf. Als sie zusammen mit Hannes' Eltern am Tisch saßen, fragte Jan, „Kommt denn sonst niemand?“ „Johannes hat es schwer mit Kontakten zu anderen“, antwortete

Hannes' Mutter, „Das war schon immer ein Problem.“ „Ich brauche keine Kontakte“, widersprach Hannes. „Das verstehe ich nicht“, sagte Jan, „Du bist doch ein cooler Typ; anders halt als die anderen, aber das ist doch gerade cool.“ „Es hat keinen Zweck, mit ihm darüber zu reden“, erwiderte seine Mutter, „Zeig uns lieber mal dein Geburtstagsgeschenk; ich glaube, dein Vater hat dich noch gar nicht mit deiner neuen Jacke gesehen.“ Hannes stand auf, holte seinen Parka und zog ihn sich über; sein Vater wirkte allerdings nicht sonderlich interessiert. „Mit der Kapuze ist sie richtig warm, erklärte seine Mutter, „Zieh sie ruhig richtig an.“ Er zog den Reißverschluss hoch und streifte sich die Kapuze über. „Wenn es richtig kalt ist, kann er auch seine Mütze drunter tragen.“

Nach dem Kaffeetrinken ging er mit Jan auf sein Zimmer und zeigte ihm seine Astronomiebücher. Jan war sichtlich beeindruckt, „Das sind ja richtig schwierige Formeln, da verstehe ich überhaupt nichts mehr.“ Hannes erzählte ihm von der Voyager-Mission, die ein Jahr zuvor gestartet war und erklärte ihm das Swing-by Verfahren, mit dem die Sonden das äußere Sonnensystem erreichen konnten. „Eigentlich wollte ich dir etwas zum Geburtstag schenken“, sagte Jan plötzlich, „Ich wusste nur nicht, was. Magst du Schokolade?“ Als Hannes nickte, sagte er, „Dann gehen wir zum Supermarkt und ich gebe eine Runde Schokolade aus, einverstanden?“ Es lag zwar kein Schnee mehr draußen, aber es war trotzdem noch kalt genug für Mütze und Kapuze. Hannes dachte daran, wie aufgeregt er war, als er das erste Mal in seinem neuen Parka in die Schule ging, und wie er die Kapuze wieder absetzte, kurz bevor er die Schule erreichte. Diese Aufregung legte sich allerdings schnell und er behielt die Kapuze auch auf, während er mit Jan und den Jungs aus seiner Klasse morgens vor dem Schulgebäude stand. Er war erstaunt, wie schnell er sich an seinen neuen Parka gewöhnt hatte; schon nach kurzer Zeit kam es ihm vor, als wenn er ihn schon immer getragen hätte. Noch mehr erstaunte ihn, wie selbstverständlich es sich anfühlte, Mütze und Kapuze aufzuhaben, auch wenn er der Einzige in der Schule war. Vor allen Dingen fühlte er sich nicht mehr als Außenseiter; mit Jan als Freund gehörte er einfach dazu. Er hatte zwar nicht mehr Kontakt zu seinen Klassenkameraden als vorher, aber es fühlte sich anders an. Anstatt vor ihnen zu fliehen, blieb er bei ihnen stehen; er war jetzt jemand, Hannes mit Mütze und Kapuze auf, und Jan gab ihm die Deckung, die er dafür brauchte.

Jan setzte sich auf dem Weg zum Supermarkt die Kapuze nicht auf. „Findest du es nicht traurig, so ganz ohne Freunde?“, fragte er und als Hannes antwor-

tete, „Ich habe doch dich“, lachte er. „Es ist ja auch schwierig in so einem Dorf“, sagte Jan, „Da muss man mit denen klar kommen, die da sind, und kann es sich nicht aussuchen. Wenn man da ein bisschen anders ist, hat man es nicht leicht. Ich bin froh, dass ich in einer richtigen Stadt aufgewachsen bin.“ Im Supermarkt forderte er Hannes auf, sich die Schokolade auszusuchen, die er am liebsten mochte; es war eine Nussschokolade. „Dann nimm ich noch eine weiße; ich mag am liebsten weiße Schokolade“, sagte er. Er bezahlte an der Kasse und sagte, „Die essen wir gleich draußen vor der Tür.“ Als sie draußen waren, zog er sich die Kapuze über seine Mütze. Sie standen vor dem Supermarkt und aßen die Schokolade; Hannes träumte von einem Jungen, der seinen Parka anstarrte und mit dem er die Schokolade teilen konnte. In Gedanken sah dieser Junge aus wie er selbst; er hatte auch genauso einen Parka, wie er einen hatte, und auch genauso eine Mütze. „Willst du mal von meiner probieren?“, fragte Jan und gab ihm ein Stück weiße Schokolade. Hannes nahm es und brach ihm ein Stück von seiner Nussschokolade ab. Nachdem sie die Schokolade gegessen hatten, begleitete er Jan nach Hause zu seiner Tante. Es fühlte sich unglaublich gut an, ihm so nahe zu sein, beide im Parka mit Mütze und Kapuze auf. Bei seiner Tante angekommen fragte Jan, „Darf ich dich drücken?“ Hannes wusste nicht, was er sagen sollte, aber Jan wartete keine Antwort ab; er umarmte ihn und drückte ihn fest an sich.

Hannes war in Hochstimmung; alles war plötzlich so leicht, so schwerelos. Seine Gefühle bildeten ein einziges Durcheinander, das ihn so sehr aufwühlte, dass er kaum einen klaren Gedanken mehr fassen konnte. Bevor er nach Hause ging, ging er in den Wald und setzte sich dort auf eine Bank. Es fühlte sich so unglaublich gut an, einen Freund wie Jan zu haben, dachte er. Und es fühlte sich auch unglaublich gut an, den Parka anzuhaben mit der Kapuze auf. In Gedanken erschien ihm wieder Len, dem er direkt ins Gesicht sah.

Abends lag er noch lange wach. Immer wieder ging ihm durch den Kopf, wie er mit seiner Mutter in die Stadt ging, die Mütze und den Parka zu kaufen. Es war ein wahrhaft mystischer Tag, der nach einem von vornherein festgelegten Drehbuch abzulaufen schien. Er sah sich selbst mit der schwarzen Mütze auf in einer riesigen, gleißend hell beleuchteten Halle stehen, fast so als würde er in einem leeren Raum schweben. Plötzlich stand neben ihm Len in seinem Bundeswehrparka mit Mütze und Kapuze auf. „Schau hier ist dein Parka“, sagte er, „Zieh ihn an.“ Hannes sah einen Kleiderständer an dem als Einziges sein Parka

hing. Er beobachtete sich selbst, wie er in den Parka schlüpfte, den Reißverschluss hochzog und von unten nach oben die Druckknöpfe schloss. „Es ist kalt draußen“, sagte Len, „Setz die Kapuze auf.“ Dann verschwand er wieder; Hannes stand alleine in dem riesigen hellen Raum. Er sah gut aus in dem Parka, es war wirklich sein Parka, von allen Parkas der Welt genau der, der zu ihm gehörte, dachte er und zog sich die Kapuze über. „Seine Mütze hat ja extra keinen Troddel, damit man eine Kapuze drüberziehen kann“, hörte er die Verkäuferin sagen, die er allerdings nicht sehen konnte. Ganz langsam verblasste das Bild von ihm in dem Kaufhaus und es wurde wieder dunkel.

Seit der Geburtstagsfeier war inzwischen mehr als eine Woche vergangen, als Jan nach der Schule auf dem Weg stehen blieb und ihn am Arm hielt. „Ich muss dir was sagen“, fing er an, „Ich werde wieder zurück nach Hamburg ziehen.“ Für Hannes war es wie ein Schock; sie waren doch erst vor ein paar Wochen Freunde geworden und jetzt sollte es wieder vorbei sein? Die Verzweiflung, die in Hannes aufkam, kannte keine Grenzen – Hamburg war weit weg, unvorstellbar weit weg. „Warum?“, fragte er, „Wir sind doch gerade erst Freunde geworden und jetzt gehst du jetzt wieder weg?“ Jan erklärte, dass er Hamburg zu sehr vermisste. „Das ist nichts für mich, in so einem kleinen Dorf zu wohnen. Hier gehe ich ein wie eine Primel. Ich habe lange darüber nachgedacht und mir ist klar geworden, dass ich zurück muss.“ Er konnte in Hamburg bei seiner Mutter wohnen, bei der er aber nicht lange bleiben wollte. „Ich müsste mir so oder so eine eigene Wohnung mieten, weil es mit meinem Vater auch nicht so einfach ist“, erklärte er, „Ich werde ja bald achtzehn und bin sozusagen flügge.“ Hannes wusste nicht, was er sagen sollte. Er hatte ja auch das Gefühl, an einem falschen Ort zu leben, in einer Welt, in der er nicht gehörte; er dachte auch oft daran, weg zu gehen, weit weg und am besten für immer. Aber ausgerechnet jetzt, wo gerade diese Freundschaft begonnen hatte mit einem Jungen, der Jan hieß und einen Parka trug? „Hey, nicht traurig sein“, sagte Jan und blieb stehen. Er zog Hannes zu sich und umarmte ihn „Es fällt mir ja auch nicht leicht, weil ich dich irgendwie mag, wirklich. Ich werde dich bestimmt vermissen, glaub mir.“ Hannes legte seine Arme um ihn und drückte ihn fest an sich. Ihn so dicht bei sich zu spüren, fühlte sich wieder unbeschreiblich gut an, vor allen Dingen auch weil sie beide ihre Kapuzen aufhatten.

Jan würde schon bald wieder nach Hamburg ziehen. Dummerweise fuhr Hannes mit seinem Onkel und seinem Cousin in die Schweiz zum Skifahren. Dafür

hatte er extra eine Woche frei bekommen, weil sein Onkel ein gutes Verhältnis zum Schulleiter hatte. Normalerweise freute er sich immer über die Skiferien in den Bergen, aber diesmal dachte er jeden Tag nur an Jan; Jan, der nach Hamburg zog, kurz nachdem Hannes wieder zurückkam. Der einzige Trost war, dass er jeden Tag draußen im Schnee verbrachte und seinen Parka anhatte mit Mütze und Kapuze auf. Als er wieder zurück war, ging er mit Jan zum Abschied ins Kino. In einem kleinen Kino in Freiburg lief ein Film, den Jan sich unbedingt ansehen wollte. Der Film hieß „Die Konsequenz“ und handelte von jemandem, der im Gefängnis war und sich in einen Jugendlichen verliebte. Der Jugendliche kam am Ende in ein Kinderheim, weil es verboten war, Männer zu lieben. Während dem Film legte Jan immer wieder seinen Arm um Hannes' Schulter. „Das ist ja ein trauriger Film“, sagte er anschließend, „Zwischendrin kamen mir sogar die Tränen.“ Das war Hannes nicht aufgefallen. Er war davon fasziniert, wie besonders es war, wenn Männer andere Männer mochten. Dass es besonders war, dachte er sich schon, weil es im Sexualkundeunterricht nicht vorkam und alle wie selbstverständlich davon auszugehen schienen, dass sich nur Männer und Frauen mochten. Aber dass es so besonders war und man dafür ins Gefängnis oder Kinderheim gehen musste, war ihm bis dahin nicht klar. Offensichtlich gehörte er auch zu den Schwulen, dachte er; schließlich mochte er auch andere Jungs, Jan oder Kay. Im kam dabei in den Sinn, wie Kay ihm sagte, „Ich steh halt nicht auf Jungs.“ Jetzt verstand er, was Kay damit meinte. Wie war es wohl mit Jan? Stand er auf Jungs? Jan war auf der Rückfahrt sehr schweigsam. Beim Umsteigen verpassten sie den Bus, sodass sie recht lange brauchten, bis sie wieder im Dorf angekommen waren. Jetzt war die Zeit des Abschieds gekommen und Jan drückte ihn an sich, richtig fest diesmal. „Wir sehen uns wieder, bestimmt“, sagte er. Hannes fiel auf, dass er weinte. „Ist nur wegen dem Film“, erklärte Jan, „Der hat mich richtig mitgenommen.“

Ab da saß Hannes wieder alleine an seinem Tisch, blieb nicht mehr bei den Jungs morgens vor der Schule stehen, verbrachte wieder alleine die Pausen und ging nach der Schule wieder alleine nach Hause. Jans Verschwinden kam sehr unvermittelt und diese Freundschaft, die nur wenige Wochen andauerte, bekam dadurch etwas sehr unwirkliches, ähnlich wie die Begegnung mit Len. Der Horizont um Hannes schloss sich, schloss ihn wieder ein in seine vertraute Einsamkeit, in seine Welt. Als er nach der Schule seinen Parka anzog, war es für ihn, als wenn er sich Jans Haut, Lens Haut, überstreifte, fast so, als wenn

Jan ihn begleiten würde und er nicht alleine nach Hause gehen musste. Er versuchte sich vorzustellen, er wäre Jan und hätte seine Stärke, sein einladendes, freundliches Lächeln – aber es gelang ihm nicht. Was für eine grausame Welt, dachte Hannes, die ihn dazu verurteilt hatte, sein Leben lang sein zu müssen, was er war: Hannes, nicht Jan, nicht Len.

Am nächsten Tag war Hannes sehr verstört, so sehr, dass seine Mutter besorgt war, als er aus der Schule kam. Er saß auf seinem Bett und starrte in sein Zimmer: Sein Kopf war leer und in dieser Leere breitete sich diese unheimliche Verzweiflung immer weiter aus. Hannes hörte, wie seine Mutter durch die Tür sagte, dass sie noch einkaufen gehen musste, aber bald wieder zurück wäre. Nachdem er hörte, wie sie das Haus verließ, ging er aus seinem Zimmer in den Flur, in dem der große Spiegel hing. Während er sich im Spiegel betrachtete, kam er sich richtig fremd vor. Er betrachtete diesen merkwürdigen Jungen, der diesen merkwürdigen Gesichtsausdruck hatte, wenn er versuchte zu lächeln. Soll das wirklich das sein, was er „Ich“ nannte? Ihm fiel dabei das erste Mal auf, dass es das Lächeln war, was ihn an Lens Gesicht so fasziniert hatte. Auch Jan hatte dieses faszinierende Lächeln und damit – wie Len – ein Gesicht, das sich deutlich von allen anderen Gesichtern abhob. Er, dieser Hannes, konnte nicht lächeln – so sehr er sich bemühte, diesen Gesichtsausdruck bekam er nicht zustande. Hing das miteinander zusammen? Hatte es etwas zu tun mit dem Verschwinden der besonderen Jungs, dem Verschwinden Lens und Jans zumindest? Das mit Kay war ja doch eine etwas andere Geschichte, das hatte sich ja als Irrtum erwiesen.

Hannes nahm den Parka von der Garderobe und beobachtete im Spiegel, wie er ihn anzog und nacheinander Reißverschluss und Druckknöpfe schloss. Er sah sich zu, wie er die Kapuze überstreifte; es war nicht Len, auch nicht Jan; es war Hannes, da gab es keinen Zweifel. Er entschied sich, in den Wald zu fahren. Es war kalt und die Landschaft mit Schnee bedeckt. Hannes zog einen Pullover unter den Parka, einen Schal und die Schuhe an. Er beobachtete sich im Spiegel, wie er seine Mütze aus der Jackentasche zog, aufsetzte und die Kapuze überstreifte. „Hallo Hannes“, hörte er in Gedanken und erwiderte, „Hallo Adrian“. „Sag ruhig Len zu mir“, hörte er Lens Stimme sagen, „Es nennen mich zwar alle Adrian, aber ich möchte lieber Len genannt werden. Ich darf dich doch Jan nennen? Ich finde der Name passt zu dir, besser als Hannes.“ „Jan“, wiederholte Hannes, während er sich im Spiegel betrachtete, „Jan“.

Tief im Wald gab es einen Ort, an dem sich Hannes sehr gerne aufhielt; ein Jägerhochsitz, der an einer Lichtung aufgebaut war. Er fuhr eine ganze Weile, bevor er dort ankam. Als er die Leiter hinauf kletterte und sich oben auf den Absatz setzte, tobten seine Gedanken mit einer solchen Intensität in seinem Kopf, dass er den Blick über die verschneite Lichtung gar nicht wahrnahm. Ihn überfiel ein Gefühl unendlicher Traurigkeit und er fing an, heftig zu weinen. Es dauerte ziemlich lange, bis er seine Tränen wieder unterdrücken konnte, und dann wurde es mit einem Mal ganz still. Hannes lauschte dem Nichts an Geräuschen und fragte sich, ob sich auf diese Weise ein Wechsel in seinem Leben, eine nicht wieder rückgängig zu machende Wendung ankündigte.

Nach einiger Zeit wurde ihm kalt, und er setzte die Kapuze ab, um sich den Schal über Mund und Nase zu wickeln. Er genoss das Gefühl, die Kapuze anschließend wieder über seiner Mütze zu spüren, das angenehm warme und zugleich erregende Gefühl, das seinen dabei Körper durchströmte. Hannes war sehr gerne auf dem Hochsitz im Wald, wo ihm keine Menschen begegneten; besonders auch im Winter, wenn alles wie festgefroren war und der Schnee die Landschaft in Stille tauchte. Es war das erste Mal, dass ihm die Frage in den Sinn kam, ob das, was er für Jan empfand, etwas mit Liebe zu tun hatte. Vielleicht war auch das, was er früher für Kay empfunden hatte, Liebe – bevor Kay sein Geheimnis verraten hatte. Liebe und Freundschaft waren für ihn sehr rätselhaft Dinge; für andere Menschen hatten sie offensichtlich eine andere Bedeutung als für ihn. Für sie hatte es mit dem, was ihm dabei wichtig war, nichts zu tun, nichts mit Fesselungen und schon gar nichts mit Kapuzen oder Parkas. Für ihn aber bestanden diese Zusammenhänge; ohne Kapuzen oder Fesselungen machten Freundschaft und Liebe überhaupt keinen Sinn.

Und was war mit Len, liebte er ihn auch? Oder liebte er lediglich seinen Parka mit der Kapuze oder nur seinen klingenden Namen, Lennart Adrian? Liebte er Jan oder liebte er es einfach nur, neben einem starken Jungen zu sitzen, der einen Parka hatte und Jan hieß? Hannes fühlte sich oft einsam und wünschte sich, Freunde zu haben, aber er wusste nicht, was er mit Freunden anfangen sollte, wenn es nicht besondere Jungs waren. Mit den Jungs aus seiner Klasse oder gar mit den Mädchen war so etwas wie Freundschaft unvorstellbar. Es war für ihn klar, dass als Freunde nur besondere Jungs in Frage kamen, Jungs, die mit ihm Geheimnisse teilen konnten, wirkliche Geheimnisse. Len, Kay und Jan waren die einzigen, die diesem Kriterium auch nur nahe gekommen waren.

Aber Len hatte er nur ein einziges Mal gesehen, Kay hatte ihn am Ende verraten und Jan war jetzt einfach verschwunden. Hannes war davon fasziniert, dass ihre Namen dem Alphabet folgten: J, K, L. Am deutlichsten empfand Hannes ein Gefühl von „richtiger Freundschaft“ gegenüber Len, obwohl er ihm nur ein einziges Mal begegnet war. Eigentlich war es eine Freundschaft, die sich nur in seiner Phantasie abspielte, aber dennoch genau die Art von Freundschaft, nach der er sich sehnte. Mit Jan fing die Freundschaft gerade erst an, sogar eine reale Freundschaft. Aber jetzt war er wieder weg, sehr weit weg. Vielleicht sollte er sich auf die Suche nach Len begeben, ihn wieder finden und die Freundschaft mit ihm real werden lassen. Vielleicht aber hatte er ihn bereits wieder gefunden, nämlich in sich selbst. Mit sich selbst befreundet zu sein und sich selbst zu lieben, kam Hannes ziemlich plausibel vor; es passte zu ihm. Als er wieder nach Hause ging, war es schon längst dunkel geworden.

Als er am nächsten Morgen mit seinen Eltern am Frühstückstisch saß, sagte er, „Ich bin schwul.“ „Was soll denn das sein?“, fragte seine Mutter. „Das bedeutet homosexuell, aber wenn man selbst auch homosexuell sein möchte, sagt man schwul.“ „Was dir immer durch den Kopf geht; unfassbar. Das ist doch kompletter Unsinn, wieso solltest du homosexuell sein?“, entgegnete sie. „Weil ich einen Freund habe“, antwortete Hannes. „Das ist ganz normal Freunde zu haben“, erläuterte seine Mutter, „Für dich vielleicht nicht, aber für alle anderen ist es das Normalste überhaupt, Freunde zu haben. Deswegen ist doch niemand homosexuell.“ „Ich habe aber keine Freundin und will auch gar keine haben“, erwiderte Hannes. „Du bist doch noch viel zu jung dafür“, entgegnete seine Mutter, „Warte mal ab, in ein paar Jahren denkst du ganz anders darüber. Das mit dem ‚schwul‘, oder wie es heißt, vergisst du am besten gleich wieder, Johannes.“ „Jan ist eine Abkürzung für Johannes“, klang Lens Stimme in Hannes’ Kopf. Jan wäre eigentlich der richtige Name für ihn; aber er war noch nicht so weit, er war noch nicht der starke Jan. Immerhin war er aber auf dem Weg dazu, es zu werden. „Ich heiße Hannes“, antwortete er auf seine Mutter; beinahe hätte er sich versprochen und „Ich heiße Jan“ gesagt. Seine Mutter schüttelte den Kopf.

Len

Hannes war begeistert, als er aus dem Fenster sah: Es gab den ersten Schnee in diesem Jahr. Es hatte zwar schon Anfang Dezember geschneit, aber der Schnee war nicht lange liegen geblieben; heute aber war draußen alles mit Schnee bedeckt. Er beeilte sich an diesem Morgen, damit er auf dem Schulweg Zeit hatte, den Schnee zu genießen; er konnte es kaum erwarten, in seinen Parka zu schlüpfen, die Kapuze überzuziehen, mit Mütze darunter, und nach draußen zu gehen. Der Winter war schon immer Hannes liebste Jahreszeit gewesen, was gut dazu passte, dass er im Winter geboren wurde. Seit er den Parka hatte, hatte der Winter einen zusätzlichen Reiz erhalten: Er war die Jahreszeit, in der Hannes seinen Parka mit dem Kunstfell tragen und die Kapuze aufsetzen konnte; oft über seine Mütze. Und das war gleich in doppelter Hinsicht reizvoll: Zum einen war es ein angenehmes, erregendes Gefühl, die gefütterte Kapuze auf dem Kopf zu spüren, ein Gefühl, das durch die Mütze darunter deutlich gesteigert wurde. Den Parka anzuziehen war zum anderen, wie in Lenns Haut zu schlüpfen. Es war, wie Lenn zu werden. Als er schließlich durch den Schnee in Richtung Schule stapfte, fühlte er sich ungewöhnlich gut und zufrieden. Nach dem Unterricht zog er sich wieder den Parka über, setzte Mütze und Kapuze auf und lief aus dem Schulgebäude. Er freute sich schon darauf, nach dem Mittagessen in den Wald zu gehen.

Kaum hatte er die Schule verlassen, fiel ihm auf, dass er seine Sporttasche vergessen hatte, und ging wieder zurück, um sie aus dem Klassenzimmer zu holen. Dabei kam ihm ein Junge entgegen, der wohl zwei oder drei Jahre jünger war als er, so wie er aussah. Er trug einen blauen Anorak mit Kapuze und hatte eine gemusterte Mütze mit einem großen weißen Troddel auf. Genau in dem Moment, als Hannes an ihm vorbei ging, zog er sich die Kapuze über die Mütze. Hannes blieb stehen und beobachtete diesen Jungen in der Hoffnung, dass er sich umdrehte und Hannes sehen konnte, wie die Kapuze mit der Mütze darunter aussah. Das tat er aber nicht. Es war das erste Mal, dass er in der Schule einen anderen Jungen mit Mütze und Kapuze auf gesehen hatte; mit Ausnahme von Jan natürlich. Sofort musste er an Lenn denken, der ja auch eine Mütze mit so einem Troddel hatte. Der war allerdings nicht so groß wie der des Jungen, den er gerade gesehen hatte, sondern eher so, wie er für Mützen üblich war. Hannes fand das Wort „Troddel“ immer noch sehr eigenartig. Auf dem

Nachhauseweg kam ihm die Idee, sich auch eine solche „Troddelmütze“ zu kaufen, um auszuprobieren, wie gut so eine Mütze mit Kapuze zu tragen war. Scheinbar passte es selbst dann, wenn die Mütze einen ungewöhnlich großen Troddel hatte.

Er fuhr am Nachmittag in die Stadt und fand ziemlich schnell eine Mütze, die ähnlich wie Lens Mütze rotbraun gemustert war, einen Troddel hatte und nicht kratzte. Nachdem er die Mütze genau begutachtet hatte, setzte er sie auf und betrachtete sich im Spiegel. Er fand, er sah gut aus mit der „Troddelmütze“, es sah nach Len aus. Während er sich betrachtete, überlegte er, ob er gleich die Kapuze darüber ziehen sollte, entschied sich aber, es erst zu Hause auszuprobieren, wenn niemand zusah. Seine Eltern waren beide nicht zu Hause, sodass er sich dort ungestört der neuen Mütze widmen konnte. Er entfernte das Preisschild und probierte die Mütze vor dem großen Spiegel im Hausflur an. Genauso wie Len warf er in einem Schwung die Kapuze darüber. Mit seiner anderen Mütze glitt die Kapuze dann einfach darüber, aber jetzt blieb sie an dem Troddel hängen. Hannes musste ihn mit der Hand unter die Kapuze schieben, aber dann passte es. Er spürte, wie die Kapuze den Troddel leicht an seinen Kopf drückte, und fand dieses Gefühl ziemlich spannend.

Nach dem Abendessen ging Hannes in den Wald spazieren, um zu erfahren, wie es war, die neue Len-Mütze längere Zeit aufzuhaben. Er ging aber mit seiner alten Mütze los, der Jan-Mütze, damit seine Eltern nicht mitbekamen, dass er eine neue hatte. Nachdem er in die nächste Straße abgebogen war, tauschte er die Jan-Mütze gegen die Len-Mütze. Dabei musste er wieder den Troddel unter der Kapuze zurechtrücken. Mit dem Troddel spürte er deutlich die Mütze unter der Kapuze, was sich richtig gut anfühlte. Genauso musste sich Len gefühlt haben mit seiner Mütze. Der Gedanke, sich wie Len zu fühlen, erregte ihn regelrecht. So sehr, dass es ihn richtig verunsicherte, als er unterwegs eine Nachbarin traf, die sich nach ihm und seinen Eltern erkundigte. Sie schien ihm aber nichts anzumerken. Zufrieden kehrte er zurück; seine neue Len-Mütze durfte diese Nacht bei ihm im Bett schlafen – und der Gerechtigkeit halber auch die Jan-Mütze.

Kapuzenzeiten

Der Parka hatte eine neue Zeitordnung in Hannes' Leben gebracht. Das Kunstfellfutter war mit einem Reißverschluss befestigt, der um den ganzen Parka

ging, nur unten am Bund und an den Ärmeln nicht; da war es mit Druckköpfen befestigt. So konnte es herausgenommen werden, um den Parka auch tragen zu können, wenn es nicht so kalt war. Es gab nun vier verschiedene Zeiten im Jahr: Eine Zeit ohne Parka, eine Zeit mit dem Parka ohne Fellfutter, eine Zeit mit dem Fell, in der Hannes in der Regel auch die Kapuze aufsetzte, und schließlich seine Lieblingszeit, wenn es kalt genug war, zusätzlich seine Mütze darunter zu tragen. Hannes führte Buch über die Zeiten: Vor etwas mehr als einem Jahr hatte er ja seinen Parka bekommen. Das traf sich gut, weil dieser Winter besonders lang und schneereich war, sodass Hannes draußen bis in den April hinein Mütze und Kapuze aufhatte, am 17. das letzte Mal. Einen Monat später kam das Fell heraus; im Sommer hatte er in recht häufig getragen, weil es oft regnete und auch kühl war. Am 19. Oktober, genau ein Jahr, nachdem er Jan in seinem Parka gesehen hatte, kam das Fell wieder hinein. Bereits Anfang November gab es ein paar Tage mit Mütze und Kapuze und Mitte Dezember begann die Mütze-und-Kapuze-Zeit, die bis jetzt anhält.

Den Übergang zwischen den Zeiten ermittelte er anhand der Wetterlage und der jeweiligen Tageshöchsttemperaturen. Den Parka trug er nicht mehr, wenn die Temperatur 15 bis 20 Grad überstieg. 15 Grad bei sonnigem und windstillen Wetter, bis zu 20 Grad bei Regen oder Wind. Das war die parkalose Zeit. Fiel die Temperatur unter 10 bis 13 Grad, kam das Fell hinein, und stieg sie über 9 bis 12 Grad, wieder heraus. Für den Übergang zwischen zwei Zeiten wartete er immer den dritten Tag ab, bei dem die entsprechenden Wetterbedingungen nacheinander gegeben waren. Dabei konnte es vorkommen, dass er an dem ein oder anderen Tag im Sommer den Parka anzog, obwohl es die parkalose Zeit war. Bei Temperaturen unter 1 bis 5 Grad hatte er meistens die Mütze unter der Kapuze auf. Vorher zog er sich die Kapuze so über oder trug nur die Mütze, ohne Kapuze. Wenn die Sonne schien, konnte es sein, dass er auch bei unter 0 Grad nur die Mütze aufhatte. Das Thema hatte durchaus das Potenzial, zu einer Wissenschaft ausgebaut zu werden. Hannes überlegte sich immer wieder Formeln, mit denen er genau bestimmen konnte, was er auf seinem Kopf tragen sollte, unter Berücksichtigung natürlich aller relevanten Parameter, Temperatur, Windgeschwindigkeit und Feuchtigkeit.

Auf jeden Fall freute er sich, als er den Schnee sah: Die Mützenzeit war angebrochen; das war so eindeutig, dass auch seine Mutter beim Frühstück anmerkte, dass er seine Mütze tragen sollte, um nicht wieder Probleme mit sei-

nen Ohren zu bekommen. Sobald er das Haus verlassen hatte, kam auch die Fellkapuze darüber. Nachmittags war es schon nicht mehr kalt genug für Mütze und Kapuze und bereits am nächsten Tag auch morgens nicht mehr. Aber die beste Zeit des Jahres hatte sich bereits angekündigt und ließ dann auch nicht mehr lange auf sich warten; seit Anfang des Jahres war es endlich jeden Tag kalt genug für Mütze und Kapuze. Nachdem Hannes aufgewacht war, schaute er gleich aus dem Fenster, um sich zu vergewissern, dass der Schnee immer noch lag. Über Nacht war sogar noch mehr dazugekommen. Kurz dachte er daran, die Len-Mütze zu tragen, aber mit der Kapuze darüber löste sie zu viele vor allen Dingen auch erregende Gefühle aus. Das würde ihn in der Schule zu sehr verunsichern.

Wenige Tage später war wieder Geburtstag, der siebzehnte diesmal. Siebzehn war eigentlich eine gute Zahl: Sie war eine Primzahl, die obendrein die 7 enthielt und auch noch zu einem Pythagoreischen Zahlentripel gehörte:

$$\mathbf{8 \times 8 + 15 \times 15 = 17 \times 17}$$

Pythagoreische Zahlentripel gibt es viele, unendlich viele, wie Hannes wusste. Das Tripel mit der 17 als größte Zahl ist das dritte, genau genommen das dritte echte Tripel, das sich nicht kürzen ließ. Vorher gibt es als größte Zahlen noch die 5 und die 13, danach geht es mit der 25 weiter:

$$\mathbf{3 \times 3 + 4 \times 4 = 5 \times 5 \quad 5 \times 5 + 12 \times 12 = 13 \times 13 \quad 7 \times 7 + 24 \times 24 = 25 \times 25}$$

Interessanterweise ist die 25 zugleich auch die größte Zahl in einem unechten Tripel, nämlich $15 \times 15 + 20 \times 20 = 25 \times 25$. Gekürzt durch 5 ging dieses Tripel wieder in das mit der 5 über; die 25 ist die kleinste Zahl, mit der sich gleich zwei Pythagoreische Tripel bilden lassen. Die kleinste Zahl, mit der sich auf diese Weise zwei echte Tripel ergeben, ist die 65:

$$\mathbf{16 \times 16 + 63 \times 63 = 65 \times 65 \quad 33 \times 33 + 56 \times 56 = 65 \times 65}$$

Mit ihr kann man sogar zwei weitere unechte Tripel bilden:

$$\mathbf{39 \times 39 + 52 \times 52 = 65 \times 65 \quad 25 \times 25 + 60 \times 60 = 65 \times 65}$$

Am meisten faszinierte Hannes, dass jede Zahl ihre individuellen Eigenheiten hatte; keine Zahl war wie die anderen, jede war etwas besonderes. Das unterschied offensichtlich Zahlen und Menschen voneinander. Menschen waren alle

einander gleich, zumindest sehr ähnlich; bis auf ganz wenige Ausnahmen, zu denen sich auch Hannes zählte. Dass er zu den Ausnahmen gehörte, bekam er jeden Tag zu spüren, nicht, weil er verspottet oder gehänselt wurde – das geschah nur selten; er war vor allen Dingen deswegen auch oft alleine und auf sich selbst gestellt. Er fragte sich immer wieder, ob es außer ihm noch weitere Menschen gab, die ähnlich anders waren, so wie er; darüber konnte er nur Vermutungen anstellen, wissen konnte er es nicht.

Hannes konnte sich nicht so recht entscheiden, ob dieser Tag wirklich ein besonderer Tag war, aber er hoffte es insgeheim. Er hoffte eigentlich jeden Tag, dass er sich als besonderer Tag herausstellen würde, dass er Jan wieder treffen würde oder sogar Len oder – wer weiß – vielleicht sogar einen anderen besonderen Jungen mit einem anderen besonderen Namen. Nach einigen Überlegungen beschloss er einfach, dass dieser 17. Geburtstag ein besonderer Tag werden sollte, nämlich der Tag, an dem er seine neue Len-Mütze auch in der Schule trug, wo sie alle sehen konnten.

Auch wenn es sein Geburtstag war, war dieser Morgen wie jeder Morgen: Bevor sein Vater zur Arbeit und er in die Schule gingen, frühstückten sie zusammen. Sein Vater und er gingen meistens zusammen los. „Hast du eine neue Mütze?“, fragte seine Mutter, als er sich die Len-Mütze aufsetzte. Hannes wollte sich längere Erklärungen dazu sparen und sagte daher, „Nein, die habe ich schon länger.“ „Das ist ja merkwürdig; ich habe dich jedenfalls noch nie mit einer Mütze gesehen, die einen Troddel hat.“ Hannes ließ sich aber auf keine Diskussion ein und schob die Kapuze über die Mütze, wobei er den Troddel herunter drückte. „Ich muss jetzt los“, sagte er, bevor er ging. Auf dem Weg zur Schule spürte er deutlich den Troddel, auf den die Kapuze drückte. Das fühlte sich anfangs etwas merkwürdig an, aber schon nach kurzer Zeit spürte er zunehmend erregende Gefühle aufkommen; und er sah Len vor sich, im Parka mit Mütze und Kapuze auf. Dennoch irritierte es ihn ziemlich, besonders als er vor dem Schulgebäude bei seinen Klassenkameraden stand, was er inzwischen wieder öfter tat, auch ohne Jan an seiner Seite. Offenbar störten sie sich nicht an seiner Anwesenheit; manchmal machten sie eine scherzhafte Bemerkung über ihn, was aber in Ordnung war. Er gehörte dazu, irgendwie; irgendwie auch nicht, denn Freunde hatte er trotzdem keine. Morgen wird er wieder seine schwarze Jan-Mütze tragen. Für Kapuzen waren eindeutig die Mützen ohne Troddel gedacht, sie passen besser als die mit.

Als er nach der Schule nach Hause kam, konnte er aber seine schwarze Mütze nicht finden. „Ich habe sie in die Wäsche getan“, sagte seine Mutter, als er sie danach fragte, „Die ist ja schon ganz fettig. Du hast doch jetzt eine zweite Mütze, die du tragen kannst, bis ich sie gewaschen habe.“ Hannes hatte es noch nie gemocht, wenn sich seine Mutter in sein Leben einmischte. Jetzt musste er doch noch ein paar Tage lang die Len-Mütze tragen, bis die andere gewaschen und wieder trocken war. Doch er gewöhnte sich schnell daran, den Troddel unter der Kapuze zu spüren, und trug die neue Mütze deutlich länger als notwendig. Schließlich wechselte er aber wieder zu seiner gewohnten Mütze. Die Idee, ab und zu die Mütze zu wechseln, gefiel ihm. Seine Mutter hatte ja recht, auch Mützen müssen ab und zu gewaschen werden.

Nachdem er vor sechs Jahren Len begegnet war, hatte er sich vorgenommen, an seinem Geburtstag eine Tafel Schokolade im Supermarkt zu kaufen und sie auf dem Parkplatz zu essen – in der Hoffnung, Len auf diese Weise wieder zu begegnen. Seinen dreizehnten Geburtstag hatte er allerdings bei Kay verbracht und auch am fünfzehnten fiel das Schokolade-Essen aus, auch wegen Kay, der ihn so verunsichert hatte, dass an so etwas nicht zu denken war. Letztes Jahr war er mit Jan an seinem Geburtstag auf dem Parkplatz; beide mit Parka. Es war wie in einem Traum, ein Traum von einer Welt, in die Hannes gehörte, sein Zuhause. Jetzt stand er wieder hier mit seiner Nussschokolade. Wie zu erwarten, erscheint kein Len, kein Junge mit Parka und Kapuze, der mit ihm die Schokolade teilen wollte. Er fühlte sich dennoch richtig gut, während er – in seinem Parka mit Mütze und Kapuze auf – die Schokolade aß. Durch seinen Parka war er ihnen nahe, Len und Jan; näher als er ihnen in solchen Momenten war, konnte er einem Menschen gar nicht sein; außer sich selbst natürlich, aber das zählte nicht. In Gedanken hörte er Jans Stimme, „Willst du mal von meiner weißen Schokolade probieren?“ Kaum, dass er seine Augen geschlossen hatte, sah er ihn vor sich, in seinem Parka und mit seiner schwarzen Mütze auf. Er sah, wie er seine Kapuze mit einem Schwung über Mütze warf, und hörte, wie er sagte, „Vor allem mit dem Parka siehst du cool aus, so mit Mütze und Kapuze drüber.“ „Hallo Hannes, was machst du denn hier?“ Hannes erschrak; es war ein Mädchen aus seiner Klasse. „Sag mal, hast du nicht heute Geburtstag?“ Hannes fühlte sich ein bisschen ertappt und versuchte, sich mit dem Gedanken zu beruhigen, dass sie unmöglich wissen konnte, woran er gerade gedacht hatte. Ihm war überhaupt nicht danach, sich mit ihr länger zu unterhalten,

weswegen er nur knapp antwortete, „Ich feiere meinen Geburtstag nicht und muss jetzt nach Hause.“ Er ging aber nicht nach Hause, sondern fuhr in den Wald, zu dem Jägerhochsitz, auf dem er oft stundenlang saß, um seinen Gedanken nachzugehen.

Ein Jahr war es her, dass Jan aus seinem Leben verschwunden war. In dieser Zeit dachte er oft an ihn; er ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Hannes fing an, ihn zu zeichnen, wie er in seinem Parka vor dem Schulgebäude stand, wie er mit zwei T-Shirts und Mütze ins Klassenzimmer kam, wie ihm die Kapuze über den Kopf fiel, als er Hannes' Parka anzog. Er war mit den Zeichnungen allerdings nicht zufrieden; hauptsächlich, weil es ihm überhaupt nicht gelang, Jans Gesichtszüge treffend darzustellen. Dadurch dass im Gegensatz zu dem Gesicht alles andere auf den Zeichnungen sehr realistisch wirkte, hatten sie eine ausgesprochen merkwürdige Ausstrahlung. Er zerriss die Zeichnungen wieder, nachdem er sie ein paar Wochen lang ausgiebig studiert hatte. Er zerriss sie in so kleine Stücke, dass es unmöglich war, das Bild wieder zusammenzusetzen, sie sollten nicht wieder auftauchen.

In Gedanken erkannte er dagegen Jans Gesicht immer noch sehr klar, wenn er an ihn dachte. Auch Lens Gesicht; es waren die beiden einzigen Gesichter, die er sich in Gedanken klar und deutlich vorstellen konnte, wie Fotografien. Alle anderen Gesichter erschienen ihm dagegen sehr undeutlich und verschwommen. Selbst wenn er sie häufig sah, wie die seiner Eltern oder seiner Klassenkameraden; auch Kays Gesicht war in seiner Erinnerung deutlich verblasst. Aber zeichnen konnte er Lens und Jans Gesicht dennoch nicht. Es war, als wenn Len und Jan nur in dieser unwirklichen Welt in seinem Kopf leben wollten und sich verloren und verschwanden, sobald er versuchte, sie in der wirklichen Welt wieder zu finden. Dass es sie gab, diese besonderen Jungs, mit denen er auf eine besondere Weise verbunden war, war dennoch mit Abstand das stärkste Argument dafür, dass er doch nicht alleine in dieser Welt war. Hannes überlegte, dass es dann auch umgekehrt so sein müsste, dass Len und Jan sein Gesicht klar und deutlich erinnern könnten und dass sie gegenseitig ihre Gesichter deutlich erinnern würden, wenn sie sich einmal begegnen würden. Es müsste dann auch so sein, dass sie nach ihm suchen würden, so wie er nach ihnen suchte und hoffte, sie wieder zu treffen. Und dass sie ihn erkennen müssten, nicht zuletzt an seinem Parka. Das allerdings widersprach seiner Erfahrung, denn er war ihnen bisher nicht wieder begegnet; überhaupt waren die

Begegnungen von sehr kurzer Dauer. Immerhin: Er war ihnen begegnet; er war nicht nur einem besonderen Jungen begegnet, sondern gleich zwei von ihnen, und fast sogar noch einem dritten, nämlich Kay, aber das hatte sich ja dann doch als Missverständnis herausgestellt.

Es war sehr schön, in Gedanken bei Jan und bei Len zu sein, und dabei auch den Gefühlen nachzuspüren, die die Kapuze auf seinem Kopf auslöste; verstärkt noch durch die Mütze, mit oder ohne Troddel. Es war eine Mischung aus angenehm warmen, geborgenen Gefühlen, dieser Erregung und manchmal auch dem Druck in der Hose. Die Momente, die er im Winter auf dem Hochsitz verbrachte und seine Gedanken gehen ließ, waren die einzigen Momente, die ihm das Gefühl vermittelten, ganz bei sich zu sein. Das war seine Welt: Alleine in der gefrorenen Stille, da fühlte er sich zu Hause.

Nachdem Jan wieder nach Hamburg gezogen war, war Hannes oft hier auf dem Jägerhochsitz gewesen, um sich treiben zu lassen von seinen Gefühlen und Gedanken. Einer der am meisten erregenden Gedanken war der, in dem Len zu ihm sagte, „Es ist kalt; zieh dir doch die Kapuze über“, die Kapuze seines Parkas nahm und ihm über den Kopf zog. Es war schon einige Zeit her, dass ihm dieser Gedanke das erste Mal in den Sinn kam. Die Erregung, die ihn erfüllte, während er spürte, wie die Kapuze über seinen Kopf glitt, steigerte sich dabei ins Unermessliche, so sehr, dass er manchmal ejakulierte – ohne weiteres Zutun. Auch wenn darauf eine tiefe Entspannung folgte, mochte er es nicht, vor allen Dingen weil seine Unterhose dabei feucht wurde. Es irritierte und faszinierte ihn zugleich und so entschied er sich, diesem Phänomen auf den Grund zu gehen und sozusagen Forschung in diesem Feld zu betreiben. Er nutzte oft die Zeit, die er alleine zu Hause war, sich selbst ausgiebig mit dem Parka vor dem Spiegel zu betrachten; nachts tauchten diese Bilder dann in seiner Phantasie auf und manchmal ejakulierte er dabei. Er bemerkte, dass er immer nur dann ejakulierte, wenn er dabei an sich selbst dachte; wenn in seinen Gedanken Len oder Jan zu sehen waren, passierte so etwas nie.

Im letzten Sommer hatte Hannes Kay getroffen, zufällig auf dem Weg von der Schule nach Hause. Er hatte ihn zunächst gar nicht erkannt, bis Kay sagte, „Hallo Johannes, dich habe ich ja schon lange nicht mehr gesehen.“ Hannes erschrak im ersten Moment, da ihm sofort diese unsägliche Begebenheit in den Sinn kam, als ihn die Pfadfinder an einen Baum gebunden hatten, um festzu-

stellen, ob es ihn wirklich erregte, gefesselt zu werden. Doch Kay war sehr nett und sagte, dass er sich richtig freuen würde, ihn wieder zu sehen. Sie verabredeten sich für den Nachmittag und verbrachten ein paar Stunden bei Kay auf dem Bauernhof. Kay erzählte, dass er inzwischen die Schule abgeschlossen hatte und im Herbst eine Ausbildung zum Landwirt beginnen wollte, um danach den Hof seiner Großmutter zu übernehmen. Eine Freundin hatte er auch, sagte er. Er wirkte – Hannes musste unwillkürlich an dieses Wort denken – sehr „normal“. Hannes hatte ihn anders in Erinnerung, obwohl er sich nicht sehr verändert hatte. Er wusste nicht genau, wie, aber anders auf jeden Fall.

Hannes sprach auch dieses Ereignis auf dem Pfadfinderfest an und sagte, dass es sehr gemein war, anderen Pfadfindern zu erzählen, welches Verhältnis er zu Fesselungen hatte. „Das waren doch Dumme-Jungen-Geschichten“, wiegelte Kay ab, „Das hat niemand wirklich ernst genommen. Jungs in dem Alter sind doch alle so.“ Hannes hatte es allerdings ernst genommen; doch er sah auch keinen Sinn darin, mit Kay darüber zu diskutieren. Als Kay dann noch nachfragte, ob es ihn immer noch „anmachen“ würde, gefesselt zu werden, schüttelte er den Kopf. Tatsächlich erregte es ihn immer noch, wenn er daran dachte. Aber er hatte sich seitdem nicht mehr fesseln lassen und er fesselte sich auch nicht mehr selbst. Dennoch erinnerte er sich noch sehr gut daran, wie er von Kay gefesselt wurde, und fand es nach wie vor außerordentlich erregend, daran zu denken. Das Treffen mit Kay führte ihm deutlich vor Augen, dass Kay, wie vermutlich alle anderen oder zumindest fast alle anderen, eine Normalität leben konnten, die ihm im weitgehend unzugänglich war. Es blieb daher auch bei diesem einen Treffen.

Hannes fand es ziemlich rätselhaft, dass ihn Fesselungen und der Parka mit Fellkapuze offenbar in ähnlicher Weise erregten, „anmachen“, wie Kay es nannte. Wie hing das miteinander zusammen, gab es überhaupt einen Zusammenhang? Hannes' Gedanken verloren sich in dieser Frage und nach einiger Zeit tauchte wieder das Gefühl auf, das ihm die Fellkapuze vermittelte, mit der Len-Mütze darunter. Er schob sie herunter und setzte die Mütze ab, die er in die Tasche steckte. In Gedanken sah er, wie er der Kassiererin ein Markstück für die Schokolade gab und elf Pfennig wiederbekam. Er zog dann seine Mütze wieder aus der Parkatasche, setzte sie sich auf und zog die Kapuze darüber. In Gedanken sah er sich auf dem Parkplatz die Schokolade essen. „Hallo Hannes, was machst du denn hier? Sag mal, hast du nicht heute Geburtstag?“

Hannes drehte sich um und sah Jans Gesicht, Jan in seinem Parka mit seiner schwarzen Mütze auf. Er beobachtete, wie er seine Kapuze über die schwarze Mütze zog. Während er ihn gebannt ansah, Jan mit Mütze und Kapuze, sein Gesicht, sah er darin auf einmal Lens Gesicht, dann wieder Jans Gesicht und wieder Lens; es war ein Gesicht, das sowohl Lens als auch Jans Gesicht war. „Weiße Schokolade ist meine Lieblingsschokolade, willst du sie nicht mit mir teilen?“, fragte Jan und Hannes gab ihm ein Stück. „Du erkennst mich doch, oder?“, fragte er, weil Hannes noch mit keinem Wort geantwortet hatte. „Ja, natürlich; du bist Jan, du warst bei mir in der Klasse und wir saßen nebeneinander“, antwortete Hannes. Doch Jan sagte, „Denk mal genau nach, wir haben uns doch schon früher getroffen. In Wirklichkeit heiÙe ich nämlich gar nicht Jan.“ Hannes zögerte und fragte dann, „Len?“ „Ja, genau, Lennart Adrian, das ist mein wirklicher Name.“ „Wieso sagst du dann, dass du Jan heißt? Das ist doch ein ganz anderer Name.“ „Naja, weißt du“, Jan überlegte kurz und erklärte dann, „Das ist jetzt schon ein paar Jahre her, sechs Jahre, da stand ich hier mit einem Jungen und hatte mit ihm Schokolade gegessen. Und der hieß Jan, eigentlich Johannes, aber Jan passte viel besser zu ihm. Ich habe gemerkt, dass wir zusammengehören, und wollte ihn auch unbedingt wieder treffen. Ja, und weil er mich so fasziniert hatte, hatte ich beschlossen, dass ich so heißen möchte wie er, nämlich Jan. Seitdem heiÙe ich Jan.“ Jan nahm sich ein weiteres Stück von der Schokolade, „Nimm du den Rest, dann gehen wir, ok?“ Hannes nahm das restliche Stück und fragte, „Dann haben wir uns jetzt wieder getroffen?“ „Ja. Und ich heiÙe wieder Len und du heißt jetzt ab jetzt Jan.“ „Len-Jan“ klang es in Hannes' Gedanken; der Klang nahm ihn völlig ein und erfüllte seinen Körper bis in jeden Winkel. Er stand an der Schwelle dazu, Jan zu werden und damit er selbst; überhaupt ein Selbst.

Als das Len-Jan-Gesicht in seinen Gedanken langsam verblasste, bemerkte Hannes, dass es inzwischen dunkel geworden war und er angefangen hatte zu frieren. Es war Zeit, den Hochsitz wieder zu verlassen und nach Hause zu gehen.



Jan

Hannes erschrak, als er hörte, wie sein Name gerufen wurde; es war Jans Stimme. Er war auf dem Weg von der Schule nach Hause und es waren mehr als zwei Jahre waren vergangen, seit er Jan das letzte Mal gesehen hatte. In ihm tauchten die Erinnerungen an den Film auf, den er mit Jan gesehen hatte und wie Jan weinte, als sie sich verabschiedeten; im Februar vor zwei Jahren, vor genau zwei Jahren, zwei Monaten und siebzehn Tagen. Als er sich umdrehte, erkannte er ihn sofort: Es war tatsächlich Jan, der auf ihn zukam und rief, „Der Hannes mit dem coolen Parka.“ Jan sah aus wie ein Punk; er hatte seine Haare blondiert, trug Sachen voller Löcher, Armbänder und ein Hundehalsband. Hannes brauchte einen Moment, um sich zu vergewissern, dass es wirklich Jan war, der vor ihm stand. Diese unerwartete Begegnung kam ihm vor wie ein Traum. Jan erzählte, dass er nach die Lehre abbrechen musste, die er nach der Schule begonnen hatte. Er war in Hamburg „versumpft“, wie er es nannte, und wusste sich am Ende nicht mehr zu helfen. „Das war eine schwierige Zeit in Hamburg. Jetzt muss mich mein Alter unterstützen und der macht das nur, wenn ich zu ihm nach Freiburg komme“, sagte er, „damit er kontrollieren kann, was ich mit seinem Geld mache.“ Hannes lud ihn zum Mittagessen ein; seine Mutter war nicht zu Hause und sie kochten zusammen Nudeln mit Tomatensoße.

Nach dem Essen gingen sie spazieren. Jan eröffnete Hannes, dass er ihn nicht zufällig getroffen hatte. Er war bereits seit zwei Wochen bei seinem Vater in Freiburg, um dort eine günstige Wohnung zu finden. „Ich musste ständig an dich denken“, sagte er, „und heute habe ich gedacht, ich fahre mal hierher und schaue, ob ich dich nicht treffe.“ „Wirklich?“, fragte Hannes, „Du hast wirklich an mich gedacht?“ „Ja, du hast mich früher echt beeindruckt. Du bist einfach anders und machst dein eigenes Ding, egal, was andere denken.“ „Ich habe dich beeindruckt? Du machst Witze. Du warst doch der, der alle beeindruckt hat. Wie alle gestaunt hatten, als du das erste Mal in der Klasse aufgetaucht bist, zu spät und dann in diesen Klamotten und Mütze auf, im Sommer.“ Jan lachte und Hannes sagte, „Du warst der coole Jan und ich der komische Typ mit dem altmodischen Namen.“ „Altmodisch, findest du?“, fragte Jan, „Ich finde den Namen cool, Hannes.“ „Jo-Hannes ohne Jo“, sagte Hannes, „Ich würde gerne anders heißen.“ „Wie willst du denn heißen?“, fragte Jan. Hannes wusste

nicht, was er sagen sollte. Am liebsten würde er Jan heißen, so wie ihn Len damals genannt hatte, aber es kam ihm merkwürdig vor, Jan zu sagen, dass er Jan heißen wollte.

Er war überrascht, wie vertraut und freundschaftlich diese Begegnung war. Es war nicht zu merken, dass sie sich mehr als zwei Jahre lang nicht gesehen hatten. Hatte es Jan vielleicht doch ernst gemeint mit der Freundschaft, damals? Sie liefen durch das Dorf und ein Stück durch den Wald, während Jan schilderte, wie es ihm in Hamburg ergangen war. Nach einer Weile sagte er, dass er noch mit seinem Vater verabredet war. Sie verabschiedeten sich an der Bushaltestelle. „Sehen wir uns wieder?“, fragte er. „Ja, ich würde dich gerne wieder sehen“, sagte Hannes. „Dann gebe ich dir meine Telefonnummer; ruf mich doch morgen einfach an, wenn du Lust hast.“ Jan holte einen Zettel und einen Kugelschreiber aus seiner Jackentasche. Er schrieb „Jan“ und eine Telefonnummer auf und gab den Zettel Hannes. Hannes starrte auf den Zettel. „Jan“, sagte er; es war, als wenn seine Gedanken mit einem Mal laut vernehmbar wären, „Ich möchte Jan heißen.“ „Jan, im Ernst?“, fragte Jan. „Ist mir gerade so eingefallen“, wiegelte Hannes ab, „Jan ist halt auch eine Abkürzung für Johannes; aber ich habe mich inzwischen an Hannes gewöhnt.“ „Warum nicht; wenn du willst, heißt du für mich ab jetzt Jan. Jan und Jan, das hat doch was.“ Jan lachte. Dann kam schon der Bus und Hannes wartete noch, bis er mit Jan wieder abfuhr, bevor er nach Hause ging.

Hannes ging sofort in sein Zimmer; er konnte an nichts anderes mehr denken als an Jan. Seine Armbänder, die zerrissenen Klamotten, das Hundehalsband, Hannes war mehr als fasziniert. Den Parka trug Jan nicht, dafür war es auch schon zu warm. Aber er hatte zwei T-Shirts übereinander – genauso wie früher. Als Hannes abends im Bett lag und immer noch an Jan dachte, war er zugleich verwundert und beunruhigt über diese starken Gefühle, die Jan in ihm auslöste, vor allen Dingen auch die Erregung, wenn er Jan in Gedanken sah. Das Bedürfnis, in Jans Nähe zu sein, nahm ihn so sehr in Beschlag, dass er an gar nichts anderes mehr denken konnte. War das Liebe? Er musste daran denken, dass bei ihm alles scheinbar völlig anders funktionierte als bei anderen; Freundschaft, Liebe, Sex, nichts schien bei ihm auch nur ansatzweise wie bei anderen zu sein. War Jan auch jemand, bei dem alles anders funktionierte? War das der Grund, warum seine Zeit in Hamburg so schwierig gewesen war?

Trug er deswegen die Armbänder, die zerrissene Kleidung und das Hundehalsband? Weil er anders war, so wie Hannes?

Jan-Jan

Am nächsten Morgen war das Bett wie so oft völlig zerwühlt und nass geschwitzt; Hannes hatte Kopfschmerzen. Der Unterricht verging wie im Halbschlaf; Hannes saß immer noch alleine an einem Tisch und träumte von einem starken, blond gefärbten Jungen mit Armbändern und zwei zerrissenen T-Shirts übereinander, wie er die Tür des Klassenzimmers öffnete und sich neben ihn an den Tisch setzte. Als er wieder zu Hause war, verschwanden die Kopfschmerzen und er fühlte sich richtig munter; der Gedanke, gleich Jan anzurufen, versetzte ihn in helle Aufregung. Als sich am Telefon ein Mann meldete, der wohl Jans Vater war, brachte Hannes nur ein Stammeln heraus; er war unglaublich aufgeregt. Als sich dann schließlich Jan am Telefon meldete, fragte Hannes, „Jan?“, und fing wieder an zu stottern.

„Du bist es, Hannes. Ich habe gerade überlegt, ob du wohl schon zu Hause bist. Hast du am Wochenende Zeit? Dann könnten wir uns wieder treffen.“ Hannes war froh, dass er nur „Ja“ sagen brauchte und Jan danach das restliche Gespräch übernahm. Am Samstag wartete Hannes an der Bushaltestelle auf ihn; es war ein richtig warmer Tag. Jan war wie am Tag zuvor mit einer völlig zerrissenen Jeans und zwei löchrigen T-Shirts bekleidet. „Soll ich jetzt Hannes oder Jan zu dir sagen?“, fragte Jan, als sie durch das Dorf liefen. Hannes zögerte, es klang wirklich eigenartig, wenn Jan ihn Jan nannte; einerseits, andererseits gefiel es ihm richtig gut, denn genau das wollte er sein, Jan. „Ich finde die Idee ja spannend, dass wir den gleichen Namen haben; ungewöhnlich, aber das sind wir ja beide.“ Sie gingen wieder Richtung Wald spazieren; da war es angenehm kühl, zumindest im Vergleich zum Dorf. Jan erzählte spannende und erstaunliche Geschichten aus Hamburg; es schien ihm dort gut zu gefallen, obwohl die Zeit für ihn so schwierig war. Vor allen Dingen das „Versumpfen“ schien ihm gefallen zu haben, obwohl er deswegen in so viele Schwierigkeiten kam. Hannes hatte nicht so spannende Erlebnisse, von denen er erzählen konnte. Er war viel alleine, hatte Schlafprobleme und saß manchmal mehr als eine Stunde mit Bauchkrämpfen auf dem Klo. Die Schule ödete ihn an; er saß dort immer noch alleine an seinem Tisch. Er fühlte sich überhaupt nicht wohl in seiner Haut und wünschte sich oft, ein anderes Leben zu haben. Plötzlich blieb

Jan stehen und fasste ihn an der Schulter. „Da ist etwas, was ich dir erzählen möchte. Ich bin mir aber unsicher, wie du darauf reagieren wirst.“

Sie sahen sich eine Weile in die Augen, bis Jan sagte, „Ich bin schwul.“ Hannes dachte an den Film, den sie sich ansahen, bevor Jan nach Hamburg zog; da ging es auch darum, schwul zu sein. Aber wieso sprach Jan jetzt dieses Thema an? „Wie meinst du das?“, fragte Hannes. „Naja, ich stehe auf Jungs; ich finde eben Jungs erotisch anziehend, nicht Mädchen.“ Diese Antwort verwirrte Hannes. Was war denn so ungewöhnlich daran, Jungs anziehend zu finden? Was meinte er mit „erotisch“? Meinte er jene Erregung, die auch er verspürte, wenn er seinen Parka anhatte und dabei an Len dachte? „Du meinst, es erregt dich, wenn du an Jungs denkst?“ Jan ließ seine Schulter wieder los und schaute ihn verblüfft an, „Du weißt doch, was schwul bedeutet, oder nicht?“ Hannes wusste natürlich, was es bedeutete; sie hatten schließlich den Film zusammen gesehen, in dem es darum ging. Nach dem Film dachte er, selbst auch schwul zu sein wie der Junge in dem Film, und teilte das auch seinen Eltern und seinen Klassenkameraden mit. Aber die fanden alle diesen Gedanken ziemlich abwegig und Hannes kam schließlich zu dem Schluss, dass es doch etwas anderes bedeuten musste, schwul zu sein. Von seinem Biologielehrer erfuhr er schließlich, dass Schwulsein vor allen Dingen mit Sex zu tun hatte und das war ja wirklich nicht seine Sache. „Wenn du es genau wissen willst“, erläuterte Jan mit einem Grinsen, „erregt es mich, wenn ich an dich denke.“

Hannes fühlte sich wie gelähmt und starrte regungslos die Bäume an. Er dachte an gestern Abend, an die Gefühle, die in ihm aufkamen, als er an Jan dachte mit den Armbändern und den zwei T-Shirts übereinander. Wie sich die Bilder von Jan in seinen Gedanken mit einer so intensiven Erregung und Sehnsucht vermischten, dass er an nichts anderes mehr denken konnte. „Habe ich was falsches gesagt?“, weckte ihn Jan wieder aus seinen Gedanken. „Nein, nein“, stammelte Hannes, „Es ist nur so: Es erregt mich auch, wenn ich an dich denke.“ „Wirklich?“, fragte Jan, der offensichtlich nicht mit so einer Reaktion gerechnet hatte, „Das sagst du jetzt nur so, oder?“ Hannes war inzwischen richtig verwirrt und murmelte, „Ich weiß es nicht.“

„Da vorne ist eine Lichtung; lass uns dort in die Sonne setzen“, sagte Jan und löste die Situation damit erst einmal auf. Jan setzte sich auf den Boden und nach kurzem Zögern setzte sich Hannes so dicht neben ihn, dass sie sich be-

rührten. Jan legte seinen Arm um ihn. Es fühlte sich richtig gut an, Jan zu spüren; es fühlte sich richtig geborgen an. Der Biologielehrer musste sich getäuscht haben, als er sagte, dass schwul zu sein mit Sexualität zu tun hatte. Überhaupt hatte er keine Ahnung von solchen Dingen, dachte Hannes, das wurde bereits in seinem Sexualkundeunterricht deutlich. Wenn Jan schwul war, konnte es überhaupt nichts mit dieser Sexualität zu tun haben, von der im Sexualkundeunterricht die Rede war. Schwul zu sein bedeutete offensichtlich vielmehr, sich auf besondere Weise miteinander verbunden zu fühlen. Es konnte gar nichts anderes bedeuten. Er dachte dabei an Len, und fragte sich, ob womöglich auch Len schwul war und ob es genau das war, was sie miteinander verband, Len und Jan mit ihm? Vielleicht war das tatsächlich das ganze Geheimnis: Hannes war schwul, genauso wie Len und wie Jan. Das ergab Sinn; so muss es sein, dachte Hannes. „Meintest du das wirklich ernst eben? Ich meine, dass du auch schwul bist?“, riss ihn Jan aus seinen Gedanken. Hannes nickte, warum nicht? Das klang doch alles recht plausibel. „Weißt du das schon länger?“ „Das ist mir gerade eben klar geworden“, antwortete Hannes und Jan lachte laut auf, „Du bist ja wirklich ein eigenartiger Typ, weißt du das?“

Hannes spürte, dass er jetzt etwas erklären musste; er wollte schließlich nicht wieder als Idiot dastehen. Er erzählte, wie er Jan bewundert hatte, als er in seine Klasse kam, wie er von ihm fasziniert war und ihn mochte, obwohl er auch ab und zu blöde Bemerkungen über ihn fallen ließ. Dann erzählte er von gestern, dass er den ganzen Tag an ihn denken musste, und auch von dieser Erregung, die er am Abend spürte, und seiner Sehnsucht, ihn wieder zu sehen. „Du hast aber noch nie mit einem Jungen geschlafen, oder?“, fragte Jan. „Geschlafen?“ Hannes wusste nicht genau, worauf Jan hinaus wollte. „Ja, geschlafen. Oder hattest du schon einmal Sex mit jemandem?“ „Was meinst du damit, Sex?“ Hannes dachte bei dem Wort „Sex“ an den Sexualkundeunterricht und an diese Pornohefte mit den eigenartigen Fotos, die mal einer seiner Klassenkameraden mit in die Schule brachte. Aber das konnte Jan unmöglich meinen, wenn er von Sex sprach; um Kinderkriegen wie im Sexualkundeunterricht ging es ganz bestimmt nicht. Es konnte nur um jene unheimlichen und zugleich angenehmen und erregenden Gefühle gehen, die sich in den eigentümlichsten Situationen einstellten und seinen Körper durchfluteten. In Gedanken sah er, wie er seinen Parka anzog und die Kapuze überstreifte. Dabei konnte er nicht nur die Fellkapuze spüren, sondern auch einen leichten Druck in der Hose. Plötz-

lich musste er daran denken, wie er von Kay gefesselt wurde und mit den Händen auf dem Rücken in der Grotte saß. Der Druck in der Hose steigerte sich enorm und er musste daran denken, wie er dabei mehrmals hintereinander ejakulierte, bevor ihn Kay wieder befreit hatte. War es das, was Jan mit Sex meinte? Bedeutete Sex für Schwule etwas anderes als in der Sexualkunde?

„Naja, Sex eben“, sagte Jan und schaute ihn fragend an, „Du weißt doch, was Sex ist?“ „Ja, natürlich“, beeilte sich Hannes zu sagen, „erregende Erlebnisse. Ich habe mal bei den Pfadfindern jemanden kennengelernt; mit dem hatte ich solche Erlebnisse. Aber das ist lange her.“ „Erregende Erlebnisse“, wiederholte Jan mit einem Grinsen, „Das klingt ja spannend.“ Ob es Jan auch erregte, gefesselt zu sein oder jemanden zu fesseln, schoss es Hannes durch den Kopf. Würde Jan ihn womöglich fesseln, wenn er ihm erzählte, dass ihn so etwas erregte? Er stellte sich vor, wie Jan ein Seil aus der Hosentasche zog und sagte, „Dann nimm mal deine Hände auf den Rücken.“ Dabei spürte er, wie sich seine Hose deutlich ausbeulte. Solche Gedanken gingen ihm dann doch zu weit; eigentlich mochte er weder von Jan noch überhaupt von jemand anderem wieder gefesselt werden. Doch Jan hakte nach, „Darf ich fragen, was das für Erlebnisse waren?“ „Naja“, Hannes zögerte einen Moment, „er hat mich manchmal festgebunden.“ „Wie, festgebunden?“ „Gefesselt halt, an einen Pfosten zum Beispiel, oder manchmal nur die Hände auf den Rücken.“ Jan wirkte ziemlich verwundert, fast schon beunruhigt. „Ich meine, wieso hat er das gemacht; wolltest du das? Macht dich das an?“ Hannes war von Jans Reaktion etwas überrascht und rang vergeblich um eine Antwort. Doch bevor er etwas sagen konnte, sagte Jan, „Entschuldigung. Ich wollte dich jetzt nicht in Verlegenheit bringen. Ich bin manchmal ein bisschen zu neugierig.“

Er setzte sich dicht hinter Hannes, der sich anlehnte und seinen Kopf nach hinten auf Jans Schulter legte. Was für ein tolles Gefühl, dachte Hannes. Jan umarmte ihn und presste dabei seine Arme dicht an seinen Körper. Hannes wurde von einem wohligen, prickelnden Schauern in seinem Körper erfüllt, das ihn sofort wieder völlig eingenommen hatte, so sehr, dass er kaum noch spürte, wie sich Jans Backe an seine schmiegte. Er schloss die Augen und gab sich ganz diesen warmen angenehmen Gefühlen hin, die ihn durchfluteten. Ihm kam das alles sehr unwirklich vor; dass er Jan wieder getroffen hatte, dass Jan ihm dieses Geständnis machte und dass er in ihm solche unvorstellbar schönen Gefühle auslöste. Dazu mischte sich hin und wieder die Befürchtung, er könnte je-

den Moment aufwachen und müsste feststellen, dass es doch wieder nur ein Traum war, was er gerade erlebte.

„Ich muss dir noch etwas gestehen“, sagte ihm Jan leise ins Ohr. Er ließ Hannes los und strich ihm über seine Arme. „Ich bin schon seit über zwei Wochen in Freiburg und ich habe dich auch beobachtet, bevor ich dich vorgestern angesprochen hatte. Ich war ja schon ein bisschen in dich verliebt damals, als ich noch hier gewohnt hatte, und auch wenn es in Hamburg nicht so im Vordergrund stand, ich habe doch immer wieder an dich gedacht. Als ich jetzt wieder nach Freiburg kam, war ich natürlich neugierig, was aus dir geworden ist; ich meine, es ist ja eine Weile her, über zwei Jahre. Ich habe gehofft, dich zu sehen, wenn du aus der Schule kommst, und dann warst du da. Ich war wie verzaubert; was für ein bildhübscher Junge, dachte ich. Ich habe dann noch ein paar Anläufe gebraucht, bis ich mich getraut habe, dich anzusprechen. Das hätte ich schon vor zwei Wochen tun sollen.“ Hannes wurde hellhörig; hatte er wirklich „bildhübsch“ gesagt? Er fand sich selbst überhaupt nicht hübsch; er konnte noch nicht einmal lächeln, ohne dass es komisch aussah. „Ich muss immer wieder an den Tag denken, als du mir hinterher gelaufen bist – erinnerst du dich?“, setzte Jan fort und lachte, „Du in deinem Parka mit Mütze und Kapuze auf – da war ich hin und weg, wirklich. Dann ging ich ja wieder zurück nach Hamburg und ich hatte mich nicht getraut, dir zu sagen, wie sehr ich dich wirklich mag. Jetzt habe ich es getan und es fühlt sich richtig gut an.“

„Len-Jan“, klang es in Hannes' Kopf. Jan legte seine Arme wieder um ihn und flüsterte ihm ins Ohr, „Mein Jan“. „Len-Jan“, „Jan-Jan“.

„Lass uns gehen; es ist schon ziemlich spät, glaube ich.“ Hannes fühlte sich, wie aus einem Traum aufgeweckt; es kam ihm vor, als wäre die Zeit stehen geblieben. Jan stützte sich ein wenig auf seine Schultern und stand auf. „Ich würde gerne den Abend mit dir verbringen; du weißt ja, ich fahre morgen wieder nach Hamburg“, sagte Jan, „Aber bei meinem Vater geht es nicht und erst recht nicht bei meiner Tante. Bei dir wird es auch schwierig sein; du wohnst doch noch bei deinen Eltern, oder?“ Hannes gefiel die Idee, noch den Abend mit Jan zu verbringen. Eigentlich mochte er sich überhaupt nicht mehr von ihm trennen; nie mehr. „Meine Eltern haben bestimmt nichts dagegen“, sagte er, „im Gegenteil, sie sagen ja immer, ich soll doch mal Freunde mit nach Hause bringen. Und jetzt habe ich ja einen Freund, den ich mitbringen kann.“

Sie hatten noch einen langen Weg zurück ins Dorf. Jan erzählte von seinem Coming-out. Er sagte, dass Hannes dafür der Auslöser gewesen war. „Irgendwie war mir schon immer klar, dass mich Jungs mehr ansprechen als Mädchen. Aber erst als ich gemerkt hatte, wie sehr ich dich mochte, ist mir auch klar geworden, dass ich wirklich schwul bin“, erklärte er. Er erzählte, dass er in Hamburg bei den Punks war, mit denen er mehr anfangen konnte als mit anderen Menschen. „In der Stadt geht das, da hat man viele Möglichkeiten, Leute zu finden, die in Ordnung sind, aber hier auf dem Land, das ist doch völlig beschissen.“ Hannes fand diesen Gedanken ziemlich faszinierend. In Hamburg lebten viel mehr Menschen als in dem Dorf. Gab es dort vielleicht auch viel mehr besondere Menschen, womöglich auch solche, die – wie er – Parkas mit Kapuzen mochten? Über solche Möglichkeiten hatte er noch nie nachgedacht. „Sind die Punks auch schwul?“ Hannes wusste nicht, wieso ihm diese Frage in den Sinn kam. „Schön wär's ja“, lachte Jan.

Hannes war fasziniert von Jans zerrissenen Klamotten, der zerrissenen Jeans, den beiden T-Shirts; noch mehr gefielen ihm die Armbänder und vor allen Dingen das Hundehalsband. Jans offensichtliche Gleichgültigkeit darüber, wie andere über ihn dachten, fand Hannes bewundernswert. Er dachte, vielleicht ist das das Geheimnis von Jans Stärke. Je mehr er darüber nachdachte, desto deutlicher tauchte vor ihm die Frage auf, was es denn mit diesem „Coming-out“ auf sich hatte. Er hatte jetzt gelernt, dass er schwul war; aber es war ihm eigentlich auch schon immer klar, dass ihn Jungs faszinierten, vor allen Dingen, wenn sie Jacken mit Kapuzen trugen – oder wenn sie ihn festhielten oder sogar fesselten. Dass er sich überhaupt nicht für Mädchen interessierte, war ihm bereits vor vielen Jahren aufgefallen, eigentlich als Kay ihm sagte, dass er nicht auf Jungs stand. Seitdem hatte er wohl irgendwie die Vermutung, schwul zu sein; aber er wusste es nicht, weil er nur eine vage Vorstellung davon hatte, was dieses Schwulsein genau bedeuten sollte. Vor allem das mit der Sexualität fand er verwirrend und unplausibel. Was dieses „Coming-out“ sein sollte und wozu es gut war, hatte er genauso wenig verstanden. Für Jan war es scheinbar wichtig. Es half ihm offensichtlich dabei zu verstehen, was er für Hannes empfand, und es gab ihm vor allen Dingen den Mut, es Hannes auch zu sagen.

„Habe ich jetzt auch mein Coming-out gehabt?“, fragte Hannes. „Dein Coming-out? Ich habe ja noch nicht einmal den Eindruck, dass du dir wirklich sicher bist, schwul zu sein; es kommt mir eher so vor, als wüsstest du nicht einmal so

genau, was das heißt.“ „Wie meinst du das?“ Hannes hatte den Eindruck, dass er tatsächlich nicht verstanden hatte, worum es Jan ging. Da standen sie schon vor dem Haus, in dem er und seine Eltern wohnten. „Gehen wir doch erstmal rein“, sagte Jan und Hannes holte den Haustürschlüssel aus der Tasche. Seine Mutter war gerade dabei, das Abendessen vorzubereiten und fragte Jan, ob er zum Essen bleiben wollte. Mit seiner weltläufigen und witzigen Art schien Jan bei Hannes' Eltern gut anzukommen. Sie unterhielten sich auf jeden Fall sehr rege miteinander, während Hannes darüber nachdachte, was Jan wohl mit dem gemeint hatte, was er über ihn und sein Coming-out sagte. Hatte er wirklich nicht verstanden, was es bedeutet, schwul zu sein? Ging es dabei noch um etwas anderes, als darum, Jan als Freund haben zu wollen, einen anderen Mann? Nach dem Abendessen gingen sie in Hannes' Zimmer. Hannes setzte sich auf das Bett und Jan setzte sich neben ihn. „Die sind echt in Ordnung, deine Eltern“, sagte er.

Hannes wollte aber immer noch wissen, was sich genau hinter dem Coming-out verbarg. „Du hast da doch vorhin etwas gesagt, wegen meinem Coming-out; wie meintest du das?“ Jan schaute ihn mit ernstem Blick an, „Darf ich ehrlich sein?“ Hannes war sich unsicher, ob er ja sagen sollte, aber Jan wartete eine Antwort gar nicht erst ab. „Du bist ein bildhübscher, aber etwas verschrobener Typ und jemand wie du, der so aus dem Rahmen fällt, muss in einem Kaff wie diesem hier verdammt einsam sein.“ Hannes schaute ihn mit großen Augen an; ja, so konnte man es auch sehen. „Dann kommt jemand wie ich, einer der sagt, dass er dich mag, und – schwupp – bist du schwul“, er schnippte mit den Fingern. „Das kann ich nicht so richtig glauben; es wäre dann doch zu einfach und zu schön. Ich hoffe, du verstehst mich nicht falsch; ich bin da einfach skeptisch.“ Hannes schwieg; und wenn es so war, was sollte daran verkehrt sein?

Jan legte seinen Arm um ihn, „Ich mag dich ja trotzdem. Nicht nur weil du so gut aussiehst, ich mag dich auch, ja, weil du eben anders bist.“ Hannes stutzte; er hasste es, anders zu sein. Immer war es bei ihm anders, jetzt war noch sein Schwulsein anders und sein Coming-out offensichtlich auch. Warum konnte nicht irgendetwas so sein wie bei den anderen. „Ich will aber gar nicht anders sein. Ich will sein wie“, Hannes musste einen Moment nachdenken, „Wie du will ich sein.“ Jan lachte, „Glaubst du, dass ich nicht anders bin, schau mich doch an, sehe ich aus, wie alle aussehen?“ Das war ein berechtigter Einwand; Jan

mit seinen zwei T-Shirts, seinen Armbändern und dem Hundehalsband sah wirklich nicht wie die anderen aus. Hannes begann zu verstehen, worauf er hinaus wollte: Menschen, die anders sind, ziehen sich gegenseitig an und Menschen, die nicht anders sind, wohl auch; das klang plausibel. Er dachte dabei auch an Len: Len war anders, weil er einen Parka hatte mit einer gefütterten Kapuze, die er über seiner Mütze trug. Keiner der Jungs sonst hatte einen solchen Parka und zog sich die Kapuze über die Mütze, das wäre ihm ansonsten mit Sicherheit aufgefallen. Hatte Len womöglich auch auch Ohrenschmerzen? „Lennart Adrian“, klang es in seinen Gedanken, was für ein Klang, was für ein unglaublich voller Klang. Hannes war, als wäre er kurz davor, ein großes Geheimnis zu enträtseln.

„Das Problem ist vielleicht“, fuhr Jan fort, „dass die, die anders sind, alle eben anders anders sind.“ Hannes gefiel dieses Wortspiel, „anders anders sein“; er war nicht nur anders, sondern auch anders anders – warum nicht? „Du meinst, ich bin anders anders als du?“, versicherte er sich. „Wahrscheinlich schon. Du bist eher schüchtern und still und ein bisschen, naja, ich sage mal verschroben, das ist jetzt nicht negativ gemeint. Und ich bin eher vorlaut, schwul und eben ein bisschen ausgeflippt.“ „Verschroben“, wiederholte Hannes. „Ja“, sagte Jan, „anders halt. Ist doch völlig in Ordnung.“ Hannes beobachtete beunruhigt, wie die unterschiedlichsten Gedanken und Gefühle durch ihn hindurch strömten und sich zu etwas unauflösbarem verdichteten; es war alles in allem ein wirklich aufregender Tag.

Jan legte sich auf das Bett und streckte die Arme von sich. Hannes betrachtete ihn gebannt, wie er da lag mit ausgestreckten Armen, seinen Körper in der zerrissenen Hose und den zerrissenen T-Shirts. Er konnte seine Blicke nicht mehr lösen von diesem Körper, der da auf seinem Bett lag, den Armbändern, den blondierten Haaren und – vor allem – dem Halsband. Jan hatte die Augen geschlossen, sodass Hannes ihn ausgiebig betrachten und erforschen konnte. Er ist wirklich schön, dachte Hannes und das Wort „bildschön“ schoss ihm durch den Kopf. Sein Blick klebte regelrecht an Jans Hundehalsband. Nach einer Weile sagte Jan, „Leg dich doch neben mich.“ Hannes zögerte nicht lange und streckte wie Jan seine Arme aus. Jan drehte sich zur Seite, fasste mit seiner Hand unter Hannes' T-Shirt und streichelte ihn. Zuerst den Bauch, dann die Brust; Hannes zuckte jedes Mal leicht, wenn Jans Hand über seine Brustwarzen fuhr. Es fühlte sich ansonsten aber sehr angenehm an, von Jan gestrei-

chelt zu werden. Hannes fühlte sich wie elektrisiert und schloss die Augen, um die Gefühle zu genießen, die Jans Berührungen in ihm auslösten. Nach einer Weile begann Jan, Hannes' Beine zu streicheln. „Das gefällt mir wirklich gut, mit der kurzen Hose.“

Hannes gefiel die Hose überhaupt nicht; sie war von seinem Vater und er hatte sie nur angezogen, weil es so heiß war und er keine kurzen Hosen hatte. Plötzlich spürte er, wie sich Jans Hand in ein Hosenbein zwängte. Es war wie ein Stromschlag, der Hannes durch den Körper fuhr und ihn heftig zusammenzucken ließ. Jan zog die Hand zurück und fragte, „Was war denn das?“ „Es hat gekitzelt.“ Auch Hannes war erschrocken über diese heftige Reaktion seines Körpers. „Kitzeln will ich dich ja nicht“, sagte Jan und legte seine Hand auf Hannes' Bauch. Hannes versank mehr und mehr in einem chaotischen Strom unterschiedlichster Gefühle und Gedanken. Er bebte innerlich und fühlte sich zunehmend wie gelähmt. „Was hältst du davon, wenn ich bei dir übernachte?“, fragte Jan, „Ich müsste morgen dann aber ziemlich früh los.“ Hannes wusste nicht, wie er das Gefühlschaos in sich noch bändigen sollte. Es war, als wenn ein Tornado durch seine Gedanken und seinen Körper gerast wäre und alles durcheinander gewirbelt hätte. Er war noch nicht einmal in der Lage, zu antworten. „Ist dir nicht gut?“, fragte Jan. Hannes versuchte etwas zu sagen, brachte aber nur ein paar unverständliche Laute heraus. „War wohl alles ein bisschen viel für dich.“ Hannes nickte. Nach einer Weile hatte er sich wieder ein wenig gefasst und sagte, „Ich finde es gut, wenn du bleibst.“ „Wir können ja auch gleich schlafen. Ich bin auch schon müde und muss morgen früh aufstehen. Kann ich mir deinen Wecker stellen?“ Er stellte den Wecker und zog sich aus. Als er nackt neben Hannes lag, fragte er, „Du schläfst in Klamotten?“ Hannes zog sich auch die Hose und das T-Shirt aus und nach kurzem Zögern auch die Unterhose. Er schlüpfte dann sofort unter die Bettdecke, wobei er Jan den Rücken zudrehte. Jan schob sich auch darunter und schmiegte sich eng an an ihn heran. „Schlaf gut“, flüsterte er ihm ins Ohr.

Hannes studierte Jans Körper ausgiebig, den er an seinen Körper geschmiegt spürte; er lag noch nie nackt mit jemand anderem unter einer Bettdecke. In Gedanken sah er Jans nackten Körper, so wie er ihn erspürte; es war ein unwirkliches und zugleich erhebendes Gefühl, ihn zu spüren, Jans Stärke zu spüren, die jetzt in ihn strömte. Jan. Nach einer Weile legte Jan seinen Arm um Hannes' Bauch und Arm und drückte dabei den Arm eng an seinen Körper. Wieder

gewann das warme, angenehme Fluten in seinem Körper überhand und drang in jede einzelne Pore. In Gedanken hörte er Jans Stimme, die „Jan“ rief, und drehte sich um. Er sah, wie Jan ihm entgegen kam; er trug seinen Parka, hatte die Kapuze auf seinem Kopf und seine schwarze Mütze darunter. Hannes betrachtete ihn, bis das Bild schließlich verblasste und er einschlief. Als er am nächsten Morgen aufwachte, war er alleine im Bett; Jan war schon gegangen. Neben dem Bett fand er einen Zettel, auf dem stand, „Bis bald, Jan“, und eine Telefonnummer mit Hamburger Vorwahl. Beim Frühstück fragte er sich, ob seine Eltern mitbekommen hatten, dass Jan bei ihm übernachtet hatte. Auf jeden Fall erwähnten sie es nicht.

Der Unterricht ging an diesem Tag wie ein belangloser Traum an Hannes vorbei; auch die Zeit mit Jan war ihm wie ein Traum vorgekommen. Es war, als wenn sich wieder ein Schleier des Unwirklichen über ihm ausgebreitet hatte. Ein Gefühl, das er gut kannte. Seine Gedanken verdichteten sich einzig auf den Wunsch, Jan anzurufen, gleich nachdem er in Hamburg angekommen war. Er wusste zwar nicht, wann das sein sollte, aber hatte sich vorgenommen, es um 17 Uhr zu versuchen. Am Telefon meldete sich eine unbekannte Stimme und erklärte, dass Jan noch nicht angekommen war und erst gegen Abend erwartet wurde. Hamburg war weit weg; für Hannes unvorstellbar weit.

Aber Jan hatte gesagt, dass er im Sommer wieder nach Freiburg kommen würde. Er hatte eine Wohngemeinschaft gefunden, in die er im Oktober einziehen konnte. Im Sommer wollte er dort ein paar Wochen lang wohnen und seine zukünftigen Mitbewohner kennenlernen. Er sagte, dass sie alle schwul waren. Hannes konnte es nicht erwarten, dass Jan wieder kam. Als am Abend das Telefon läutete und seine Mutter rief, „Da ist Jan am Telefon“, war Hannes zuerst ganz aufgeregt. Es kam ihm merkwürdig vor, Jans Stimme zu hören, die von so weit weg kam – er musste während des ganzen Gespräches über das Wunder des Telefonierens nachdenken. Doch Jans lockere Art gab ihm schnell ein Gefühl von Vertrautheit wieder. Danach, beim Einschlafen, dachte er, er fühlte sich wirklich glücklich; er fühlte Jans Stärke, die Stärke, die ihm alleine schon der Gedanke gab, jetzt einen richtigen und wirklichen Freund zu haben. „Jan-Jan“, klang es in seinen Gedanken; es klang gut, harmonisch, stark, wirklich stark. Und dieses Gefühl der Stärke blieb noch viele Tage lang bestehen.

Schwulsein mit Hindernissen

Seit vielen Tagen fieberte er schon diesem Ereignis entgegen, und jetzt war es endlich soweit: Jan würde morgen nach Freiburg kommen. Zwei Monate war es inzwischen her, seit er Jan das letzte Mal gesehen hatte – an jenem denkwürdigen Tag, der sein Leben verändert hatte; das konnte ohne Übertreibung so ausgedrückt werden, dachte Hannes. Er war so aufgeregt, dass er in der Nacht nicht schlafen konnte. Jan legte die sechs Wochen, die er in Freiburg bleiben wollte, in die Schulsommerferien, um mit Hannes möglichst viel Zeit verbringen zu können. Der sollte ihn am Abend am Freiburger Bahnhof abholen. Der Bahnsteig war voll mit Menschen, obwohl es schon spät war. Hannes fragte sich, wie Jan und er sich jemals in dieser Menschenmenge finden sollten. Er stand schon eine ganze Weile verloren auf dem Bahnsteig, als er plötzlich Jans Stimme hörte, „Jan.“ Er schloss die Augen und sah Jan auf sich zukommen, im Parka mit Kapuze auf. „Jan“, hörte er noch einmal, „Hannes“, dann drehte er sich um. Jan stand direkt vor ihm, mit der zerrissenen Hose und den gleichen beiden T-Shirts wie beim letzten Mal. Diesmal hatte er seine schwarze Mütze auf, obwohl es sehr warm war. Er umarmte Hannes lange und ausgiebig, der in diesem Moment von Glücksgefühlen regelrecht durchflutet wurde. Sie fuhren mit der Straßenbahn zu Jans zukünftiger Wohnung. Hannes war so müde und erschöpft, dass er in der Straßenbahn einschief und von dem Buch über die Basler Straßenbahn träumte, das ihm seine Großmutter geschenkt hatte, als er noch in den Kindergarten ging.

Die drei anderen Mitbewohner saßen in der Küche, als sie ankamen. Jan kannte sie bereits; er war bereits das zweite Mal bei ihnen. In der Wohngemeinschaft wohnte noch ein vierter junger Mann, dessen Zimmer Jan übernehmen sollte. Er war den Sommer über verreist und hatte vor, im Oktober auszuziehen. Er wurde von allen Rube, genannt, weil er leuchtend rote Haare hatte, erklärte Jan. „Das ist übrigens der Jan“, stellte er Hannes vor, „Wir kennen uns noch von der Schule und ich glaube, wir mögen uns, oder?“ Hannes nickte. „Jan und Jan, das passt doch gut zusammen“, witzelte einer der Mitbewohner. Dann stellten sie sich der Reihe nach mit Namen vor, aber Hannes bekam davon vor lauter Müdigkeit kaum etwas mehr mit. „Du siehst ja ganz schön fertig aus“, wandte sich einer von ihnen an ihn. „Ich habe letzte Nacht schlecht geschlafen“, antwortete er und Jan lachte, „Ich glaube, ich bring ihn besser gleich ins Bett.“ „Seid ihr dann beide die ganzen sechs Wochen hier?“, fragte einer

der Mitbewohner und Jan antwortete, „Erstmal nur heute Nacht; er wohnt eigentlich nicht weit von hier, aber die Busverbindung ist da nicht so gut. Ich hoffe, es ist ok, wenn er ab und zu hier ist.“ „Kein Problem“, sagte der Mitbewohner, „Wegen uns kann er die ganze Zeit hierbleiben. Ein frisches Paar wie euch beide setzen wir hier bestimmt nicht vor die Tür.“

Das Zimmer war ziemlich leer. An der Wand standen einige Kartons und Kisten, in einer Ecke stand ein kleiner Tisch mit einem Stuhl, in einer anderen ein leerer Einkaufswagen und in der Mitte lag die Matratze ohne Bettlaken und Bettdecke. Hannes war das jetzt aber alles gleichgültig; für eine Bettdecke war es zu warm. Er ließ sich von Jan zur Matratze bringen und legte sich hin, ohne sich auszuziehen. Jan gab ihm einen Kuss auf den Mund, bevor er wieder in die Küche ging. Dabei piff er vergnügt vor sich hin wie schon vorher in der Straßenbahn. Hannes schlief sofort ein. Jans Pfeifen drang bis in seine Träume hindurch und gab ihm ein Gefühl von Vertrautheit und Wärme.

Als er wach wurde, weil er pinkeln musste, war es schon mitten in der Nacht: Jan lag nackt neben ihm und schlief. Er selbst war noch angezogen, bis auf die Schuhe, die ihm Jan wohl ausgezogen hatte. Erst als er das Klo nicht fand, realisierte er, dass er in einer fremden Wohnung war; so richtig geheuer war es ihm nicht. Nach dem Toilettengang stand er eine Zeit lang vor der Matratze und betrachtete Jans nackten Körper. Dabei ging ihm immer wieder dieses Wort, „bildschön“, durch den Kopf. Er zog sich dann aus – bis auf die Unterhose – und zögerte; die Frage, ob er die Unterhose ausziehen sollte oder nicht, lähmte ihn regelrecht für einige Momente. Er entschied sich schließlich, sie auch auszuziehen, und legte sich dann neben Jan. Eine ganze Weile betrachtete er Jans Rücken und seinen Kopf, während er hinter ihm lag; erst nach einer Weile fiel ihm auf, dass Jan seine Haare richtig kurz geschoren hatte; mit Mütze war das vorher nicht zu erkennen. Er strich mit der Hand über Jans geschorenen Kopf; es fühlte sich richtig aufregend an. „Cool, was? Habe ich selbst gemacht, mit meinem Schergerät“, flüsterte Jan und kuschelte sich an Hannes heran. Es fühlte sich richtig gut an, ohne Unterhose neben Jan zu liegen.

Ein Schauer nach dem anderen jagte Hannes durch den Körper, als ihm Jan mit einem Schergerät die Haare abrasierte. Nachdem Jan damit fertig war, duschte er sich die losen Haare vom Körper. Als er aus der Dusche kam, hatte Jan bereits seinen Parka an und sagte, „Los beeil dich.“ Hannes zog sich

schnell an, schlüpfte in seinen Parka und zog den Reißverschluss hoch. Jan zog sich die Kapuze über seine kurz geschorenen Haare, griff zu Hannes' Kapuze und zog sie ihm ebenfalls über den Kopf. Es war unbeschreiblich, was er fühlte, als die Fellkapuze über seine frisch geschorenen Haare glitt. „Hey, guten Morgen“, Hannes erschrak kurz und öffnete die Augen; er blickte direkt in Jans Gesicht, direkt in seine Augen. Ihm fiel in diesem Moment auch auf, wie seine Hand über Jans Kopf strich. „Fühlt sich klasse an“, sagte Jan, „Ich bin noch nie so schön geweckt worden.“ Er legte dann seinen Arm um Hannes, drückte ihn an sich heran und gab ihm einen sanften Kuss auf den Mund. Hannes war ziemlich verwirrt über den Traum, den er hatte. Er genoss aber zugleich, Jans Körper so dicht an seinem zu spüren und seine kurz geschorenen Haare mit seiner Handfläche. „Hast du Lust auf Sex?“, flüsterte Jan plötzlich und schreckte Hannes aus seinen Träumen auf. „Wie meinst du das?“ „War nur eine spontane Idee“, wiegelte Jan ab, „Ich koche uns erstmal einen Kaffee.“

Bevor er aufstand, strich er mit seiner Hand durch Hannes' Haare, „Du bist wirklich ein unglaublich hübscher Junge.“ „Ich finde dich auch“, Hannes zögerte einen Moment und sagte dann, „bildschön.“ Jan lachte und wiederholte, „bildschön.“ Er gab ihm wieder einen Kuss auf den Mund und hielt dabei Hannes' Kopf mit seiner Hand; diesmal küsste er ihn länger und befühlte seine Lippen ausgiebig mit der Zunge. Gebannt registrierte Hannes die Bewegungen der Zunge aufs Genaueste. „Bildschön bist du wirklich“, flüsterte Jan, stand auf und ging nackt in die Küche. Nach einer Weile kam er mit zwei Tassen Kaffee wieder. Am Frühstückstisch saß einer von Jans zukünftigen Mitbewohnern, der Kevin hieß, wie Hannes erfuhr. „Wir meinten es ernst“, sagte er, „Wenn ihr wollt, könnt ihr auch beide bleiben, bis Rübe wieder kommt.“ Hannes fand Rübe als Namen merkwürdig; wenn er rote Haare gehabt hätte, hätte er es bestimmt nicht zugelassen, Rübe genannt zu werden. „Ich weiß nicht, ob du dir das vorstellen kannst“, sagte Jan, „Mir würde es gefallen.“ „Da brauchst du gar nicht fragen, ob er sich das vorstellen kann“, lachte Kevin, „Das nenne ich echte Liebe.“ Hannes nahm den nächsten Bus nach Hause, um seine Waschsachen und Kleidung einzupacken und kam abends wieder zurück zu Jan. Seine Eltern hatten nichts dagegen, dass er bei Jan blieb. Sie hatten ohnehin nicht damit gerechnet, dass er mit ihnen in den Urlaub mitkommen würde.

Da es sehr warm war, fuhren Hannes und Jan jeden Tag schon vormittags mit dem Fahrrad an einen Badensee am Stadtrand. Abends gingen sie in einen

Biergarten und fielen dann müde ins Bett. Sie schliefen aneinander gekuschelt und träumten voneinander. Die Tage vergingen wie im Flug. Hannes war überwältigt davon, wie schön es war, mit Jan zusammen zu sein, wie entspannt und aufregend zugleich, und das Tag und Nacht. In der zweiten Woche fragte Kevin, ob er auch mitkommen durfte, und schlug einen anderen Badesee vor. „Nur, wenn ich die beiden Jans nicht störe in ihrer Zweisamkeit“, sagte er. Hannes hatte natürlich nichts dagegen, dass er mitkam. Auf dem Weg erzählte Kevin, dass der Badesee ein Treffpunkt für Schwule war. „Da sind nur Schwule“, sagte er, „Da kann man ungehemmt nackt baden, ohne dass da irgendwelche Mütter rummeckern.“ Hannes fühlte sich ein bisschen überrumpelt; auf Nacktbaden war er nicht eingestellt. Spontan überlegte er sich, wie er dieser Situation am besten entkommen konnte. Doch dabei kam er sich ein bisschen albern vor; mit Jan an seiner Seite musste er schließlich nichts befürchten.

Nach einem längeren Fußweg erreichten sie eine Wiese an einem See, auf der nur Männer zu sehen waren, fast alle nackt. Hannes fühlte sich ziemlich unbehaglich, als sie ankamen, noch viel mehr, da er den Eindruck hatte, dass alle Blicke auf ihn und Jan gerichtet waren. Er legte seinen Arm um Jans Hüfte, um deutlich zu machen, dass sie befreundet waren. Jan und Kevin fanden schnell einen Platz, legten das große Handtuch auf den Boden und zogen sich aus. Als ihn Kevin mit der Bemerkung, „Das hier ist ein FKK Strand“, aufgeforderte, zog sich Hannes auch aus; die Unterhose behielt er aber an. „Du kannst dich ruhig ganz ausziehen“, sagte Jan, „Hier kann dir wirklich nichts passieren.“ Dass Kevin daraufhin anmerkte, „Du, dein Jan ist wohl noch ein bisschen verklemmt“, fand Hannes richtig ärgerlich. „Verschroben, verklemmt“, ging es ihm immer wieder durch den Kopf; nach kurzem Zögern sagte er schließlich, „Ich will wieder gehen.“ „Das war doch nicht böse gemeint. Manchmal rede ich halt dummes Zeug“, versuchte Kevin zu beschwichtigen, aber es half nichts. Jan zuckte mit den Achseln und packte die Sachen wieder zusammen; Kevin zog es vor zu bleiben. Als sie gingen, legte Jan seinen Arm um Hannes' Hüfte. Hannes ärgerete sich über sich selbst. Wahrscheinlich hatte Kevin recht und er war wirklich „verklemmt“; auch wenn er es nicht wusste, ahnte er, was „verklemmt“ bedeutete. Die Vorstellung, dass andere so etwas wie Sexualität mit ihm praktizieren wollten, empfand er als ausgesprochen bedrohlich. Selbst wenn es Jan war, fühlte er sich dabei unbehaglich.

Sie fuhren wieder zu Jans Wohnung zurück, wo sich Hannes gleich auf die Matratze legte und seine Tränen nicht mehr zurückhalten konnte. Das mit seinem Schwulsein und dem Coming-out hatte er wohl wieder gründlich verpatzt, dachte er. Jan saß neben ihm auf der Matratze und streichelte sanft seinen Rücken. „Vielleicht bin ich gar nicht schwul“, wimmerte Hannes und fing dann richtig an zu weinen. Es war ihm ziemlich unangenehm, sich vor Jan so eine Blöße zu geben; doch Jan sagte nichts, sondern streichelte ihn nur, was ihm ein angenehm beruhigendes Gefühl gab. „Das ist manchmal nicht so einfach, schwul zu sein“, sagte Jan nach einer Weile in einem sehr sanften, beruhigenden Ton. Hannes hatte sich inzwischen gefasst und genoss es einfach, von Jan gestreichelt zu werden.

„Das werden wir aber hinbekommen“, setzte Jan nach einer Pause fort, „und wir können gleich heute damit anfangen. Ich habe nämlich ein richtig starkes Bedürfnis, endlich mal mit dir zu schlafen.“ Hannes erstarrte; ihm war klar, es ging um Sex, und er befürchtete, dass es nicht funktionieren würde. Er dachte daran, wie er gezuckt hatte, als Jan ihn zwischen den Beinen streicheln wollte. Die Befürchtung, an der Sexualität mit Jan zu scheitern, steigerte seine Anspannung ungemein. Womöglich stellte sich dabei heraus, dass er gar nicht schwul war, oder ganz anders schwul als Jan. Damit wäre wohl die Grundlage für ihre Freundschaft verschwunden; oder zumindest eine wichtige Grundlage. „Ich bin auch vorsichtig; es passiert nichts, was du nicht auch willst, da kannst du sicher sein.“ Hannes versuchte, sich von dem sanften Streicheln und Jans sanfter Stimme beruhigen zu lassen. „Jan hat nichts schlechtes im Sinn und er wird dir auch bestimmt nicht weh tun“, sagte er sich in Gedanken. Er war ein wenig überrascht, dass ihm ausgerechnet jetzt die Situation in den Sinn kam, wie er im Kindergarten festgebunden wurde und mit Erleichterung feststellte, dass es nicht weh tat, sondern sich richtig spannend anfühlte. Vielleicht verhielt es sich mit dem Sex genauso, vielleicht war es sogar so spannend wie gefesselt zu werden. „Jetzt gleich?“, fragte er. „Wenn du magst, gerne.“

Hannes gefiel es richtig gut, von Jan zärtlich gestreichelt und geküsst zu werden; es war ein schönes, erhebendes Gefühl, von einem starken und zugleich zärtlichen Jungen wie Jan so ausgiebig berührt und gestreichelt zu werden. Dass Hannes jedes Mal zucken musste, wenn Jan seine Leisten berührte, minderte seinen Genuss nur wenig. Doch dann hörte Jan damit auf und schaute ihn eine ganze Weile schweigend an. „Ist ein bisschen eintönig so, findest du

nicht?“ Hannes war ein wenig überrascht von Jans Reaktion. „Ich meine, zum Sex gehören schließlich mindestens zwei“, deutete er weiter an und erklärte, dass Hannes viel zu passiv war und ihn das ständige Zucken irritierte. Offensichtlich hatte Jan an Hannes Erwartungen, die er nicht angemessen erwiderte. Hannes war verzweifelt; warum gestaltete sich das mit dem Schwulsein und dem Sex so schwierig? Warum konnte das nicht so einfach und selbstverständlich funktionieren, wie bei allen anderen? Hannes war verzweifelt, obwohl Jan ihn beschwichtigte und erklärte, dass ihm das alles nicht so wichtig war. Wenigstens konnte er sich zusammenreißen und brach nicht noch einmal in Tränen aus. Nachdem er sich wieder beruhigt hatte, kochten sie zusammen Nudeln und schauten sich anschließend Videos an; Zeichentrickfilme, von denen Jan eine ganze Sammlung hatte. Währenddessen lagen sie nackt auf dem Bett und kuschelten sich eng aneinander. Nach und nach hörten sie Jans zukünftige Mitbewohner kommen.

Die folgenden Tage verbrachten sie wieder an dem gewohnten Badesee, gingen danach in den Biergarten und kuschelten sich abends erschöpft unter Jans Bettdecke. Morgens weckte Hannes Jan, indem er ihm über die geschorenen Haare strich. Er brachte dann zwei Tassen Kaffee und sie kuschelten ausgiebig, bevor sie sich an den Frühstückstisch setzten. Anders als Hannes hatte Jan beim Kuscheln immer einen „Steifen“. Manchmal versuchte er das Kuscheln vorsichtig in Sex überzuleiten. Auch wenn Hannes mit jedem Mal entspannter wurde, klappte es nicht. Jan machte sich einen Spaß daraus, genau die Berührungen zu finden, bei denen Hannes zuckte. „Vielleicht sollte ich es mal versuchen, dich dabei festzubinden“, sagte er einmal, aber dann auch gleich, „Keine Angst, das war nur Spaß.“ Hannes war sich nicht sicher, ob es ihm gefallen hätte, von Jan gefesselt zu werden. Ab und zu gingen sie zusammen mit Kevin zum Badesee für Schwule. Hannes störte sich zunehmend weniger daran, nackt zu sein; die Vorstellung, dass die Leute dort Kontakte für Sex suchten, fand er allerdings nach wie vor befremdlich.

Trotz der schwierigen Auseinandersetzungen mit der Sexualität und der Erkenntnis, dass Schwulsein scheinbar für alle Schwule außer Hannes etwas damit zu tun hat, war die Zeit mit Jan sehr schön. Kurz bevor Jan wieder nach Hamburg fuhr, gab es ein paar Regentage, an denen sie zu Hause blieben. Einmal wurden sie von einem Regenschauer erwischt, als sie in der Stadt waren. Sie saßen auf einer Bank im Park, als es anfang, und versuchten schnell

eine Stelle zu finden, wo sie sich unterstellen konnten. Der Regen war aber so stark, dass sie nach wenigen Minuten nass bis auf die Haut waren. Sie standen mitten auf einer Wiese, als Jan Hannes umarmte und ausgiebig küsste. Dann ließen sie sich auf das nasse Gras fallen und rangen miteinander. Als sie wieder in der Wohngemeinschaft ankamen, waren sie nicht nur nass sondern auch ziemlich ausgekühlt. „Ich habe mich noch nie so glücklich gefühlt“, sagte Jan und Hannes ging es genauso.

Dann fing wieder die Schule an. Der Sommer war wie ein Traum, der nun zu Ende war und einer bekannten Wirklichkeit wich. Hannes konnte kaum mehr an etwas anderes denken als an Jan. Ihm wurde bewusst, dass nun definitiv ein neues Wort in sein Leben gekommen war: Liebe. Er liebte Jan; und Jan liebte ihn. Sich im strömenden Regen wie zwei junge Hunde auf der Wiese zu balgen, das war das Bild, das er mit Liebe verknüpfte; es konnte kein besseres Bild dafür geben, fand er. Jan hatte das Wort Liebe zwar nie benutzt, aber er musste es genauso empfinden. Er war schließlich so zärtlich und liebevoll zu ihm und nannte ihn außerdem Jan, sodass sie den gleichen Namen hatten, „Jan-Jan“. Warum sonst sollte er das tun, wenn er ihn nicht liebte? Oder war das wieder eine von Hannes' Täuschungen? Die Vorstellung, es könnte sich herausstellen, dass er wieder etwas grundlegend missverstanden hatte, so wie es mit seinen Vorstellungen vom Schwulsein war, beunruhigte ihn ungemein. Bei seinem nächsten Telefonat mit Jan wollte er herausfinden, wie Jan darüber dachte. „Liebst du mich?“, fragte er und Jan bejahte nach kurzem Zögern und sagte, dass er oft an ihn gedacht hatte. Hannes erklärte ihm, dass er im Urlaub bemerkt habe, dass er ihn lieben würde, und bekräftigte dabei, „wirklich lieben“. Jan wirkte ein wenig erstaunt und wusste nicht, was er dazu sagen sollte. „Ich wünschte, ich könnte mich jetzt zu dir beamen“, sagte er schließlich.

Hannes hatte sich vorgenommen, seinen Eltern mitzuteilen, dass er schwul war und mit Jan einen Freund hatte. Im Grunde genommen hatte er es ihnen schon schon einmal gesagt, aber er hatte nicht den Eindruck, dass sie ihn ernst genommen hatten. Eigentlich wollte er das gleich nach den Sommerferien ansprechen, aber er war sich unsicher, weil er eigenartigerweise überhaupt nicht einschätzen konnte, wie sie wohl darauf reagieren würden. Doch jetzt, beim Abendessen, war es soweit, „Da ist etwas, was ich euch sagen sollte: Ich bin schwul.“ „Das ist nicht dein Ernst“, reagierte seine Mutter sofort, „Was für eine blöde Idee.“ Sein Vater führte es noch weiter aus, „Ich glaube, du solltest über-

prüfen, ob du dir da wirklich sicher bist. Du bist ja noch jung und in solchen Sachen überhaupt nicht erfahren. Wir wissen ja, dass du in dieser Beziehung unsicher bist.“ „Ich wollte es euch lediglich mitteilen und nicht darüber diskutieren; ich habe mir genügend Gedanken darüber gemacht“, antwortete Hannes, stand auf und ging in sein Zimmer.

Nach einer Weile kam sein Vater zu ihm und sagte, „Es ist ja für uns kein Geheimnis: Du magst ihn sicherlich sehr, diesen Jan.“ Hannes bestätigte, „Ja, er ist mein Freund.“ „Er ist dir ganz bestimmt ein guter Freund und ich finde es auch gut – damit du mich nicht missverstehst, gerade weil du bisher nur sehr selten Freunde gehabt hast. Aber, darüber solltest du nachdenken, Schwulsein hat in erster Linie etwas mit Sexualität zu tun. Alleine, dass du jetzt einen Freund hast, muss nicht zwangsläufig heißen, dass du schwul bist.“ Hannes fühlte sich wie vom Blitz getroffen: Was wusste sein Vater über seine Sexualität? Er konnte sich nicht vorstellen, woher seine Eltern wissen konnten, wie es um seine Sexualität bestellt war. Vielleicht hatte sein Vater auch nur zufällig mit seiner Argumentation ins Schwarze getroffen. Hannes hielt dies allerdings für unwahrscheinlich und war sehr beunruhigt. Immerhin hatte er sich über genau diesen Einwand schon reichlich Gedanken gemacht und glücklicherweise eine Argumentation gefunden, die ihn überzeugend entkräftete: In seinen erotischen Phantasien ging es vielleicht nicht direkt um schwulen Sex, aber ganz bestimmt auch nicht um Mädchen. „Darüber habe ich mir auch schon Gedanken gemacht“, antwortete Hannes nach einer Weile. Daraufhin erklärte ihm sein Vater, dass er in einem liberalen Elternhaus lebte und dass es auch akzeptiert würde, wenn es wirklich so wäre. Als er schließlich wieder ging, fragte er, „Ist Jan homosexuell?“ Hannes nickte und sagte, „schwul.“

Hannes ging das Argument mit dem schwulen Sex nicht aus dem Kopf. Mit dem gleichen Argument war er allerdings auch nicht heterosexuell. Aber irgendetwas musste er ja sein. Er fand es schließlich sehr angenehm, Jans Körper zu spüren, auch wenn ihm ansonsten die Vorstellung, mit irgendeinem Jungen oder gar einem Mädchen in einem Bett zu schlafen, eher unheimlich war. Jan war da die einzige Ausnahme. Hannes war trotz dieser Irritation zufrieden mit dem Verlauf, den sein Gespräch mit seinen Eltern nahm; er war sich sicher, dass es ihn seinem Coming-out entschieden näher gebracht hatte.

Liebe ist wirklich etwas großartiges

Als Jan anrief, war er schon ein paar Tage in Freiburg; er war inzwischen in das Zimmer eingezogen, in dem vorher Rube wohnte. Gleich am Samstag fuhr Hannes nach Freiburg, um ihn zu besuchen. Der Bus blieb unterwegs mit einem Motorschaden liegen, sodass die Fahrgäste auf einen Ersatzbus warten mussten und mehr als eine Stunde verspätet ankamen. Jan wollte Hannes abholen, aber er würde bestimmt nicht eine ganze Stunde auf dem Bahnsteig warten. Hannes zog sich seinen Parka über und sprang aus dem Bus, gleich nachdem er anhielt. Er lief den Busbahnhof mehrmals in ganzer Länge ab, konnte aber Jan nicht entdecken. Selbst, wenn er da gewesen wäre, der Bahnhof war so voll mit Leuten, dass Hannes kaum eine Chance gehabt hätte, ihn zu finden. Er suchte eine Telefonzelle auf und rief bei Jan an. Am Telefon war einer seiner Mitbewohner und sagte, dass Jan noch nicht zurückgekommen war. Hannes ging noch einmal zurück zum Busbahnhof um nach ihm zu suchen. Eigentlich konnte er gleich zu Jans Wohnung gehen; Jan war sicherlich auch schon auf dem Weg dorthin.

Plötzlich wurde er von hinten an beiden Schultern gehalten und eine Stimme flüsterte in sein Ohr, „Für Jugendliche ohne Begleitung ihrer Eltern ist es gefährlich an einem Ort wie diesem.“ Es war Jans Stimme; er hatte tatsächlich die ganze Zeit am Busbahnhof gewartet. „Ich hatte schon befürchtet, du wärst mir unterwegs verloren gegangen“, sagte er und nahm Hannes an der Hand ging mit ihm zur Straßenbahnhaltestelle. Er trug seine schwarze Mütze und eine Bomberjacke ohne Kapuze; Hannes war sehr neugierig, ob seine Haare immer noch so kurz waren wie das letzte Mal. Hannes' Haare waren inzwischen ziemlich lang, so lang, dass sie die Ohren ganz bedeckten, was er überhaupt nicht mochte. Es war überfällig, sie wieder schneiden zu lassen, aber Hannes mochte keine Frisöre und wartete daher mit dem Haarschneiden immer, bis die Haare unangenehm lang geworden waren. Als sie aus der Straßenbahn ausstiegen, zog sich Hannes wieder die Kapuze darüber. Jan kündigte an, dass er vorhatte, an diesem Abend zu einem Punkkonzert zu gehen, und Hannes gerne mitnehmen wollte. Hannes dachte nur noch an Jans kurz geschorene Haare, die ihm sehr gefallen hatten. Er hatte sich vorgenommen, sich von Jan die Haare scheren zu lassen. Er war noch ein wenig unsicher, weil er noch nie so kurze Haare hatte. Was würden wohl seine Eltern und Klassenkameraden dazu sagen, wenn er mit kurz geschorenen Haaren zurückkäme?

Gleich nachdem sie in Jans Wohnung ankamen, zog Hannes Jan die Mütze vom Kopf und strich ihm mit der Hand über die Haare, die tatsächlich ganz kurz geschoren waren. „Das gefällt dir wohl?“, Hannes nickte und Jan antwortete, „Mir auch.“ „Ich habe mir überlegt, die Haare auch so kurz zu scheren. Was meinst du?“, fragte Hannes dann vorsichtig, „Die sind jetzt wieder viel zu lang und ich müsste sonst sowieso zum Frisör.“ „Wirklich?“, fragte Jan, „Bist du sicher, dass du es willst?“ Hannes war alles andere als sicher und schwieg, da ihm keine adäquate Antwort dazu einfiel. „Ich meine“, setzte Jan nach kurzer Pause fort, „mir würde es auch gefallen, keine Frage, aber ich bin mir nicht sicher, ob kurz geschorene Haare so deinem Typ entsprechen.“ Er fing dabei an, laut zu lachen. „Jetzt habe ich mich wohl wieder zum Deppen gemacht“, sagte Hannes, aber Jan beschwichtigte, „Nein, gar nicht, entschuldige, das ist mir einfach so herausgerutscht. Ich fände es wirklich geil: Du mit geschorenen Haaren, wirklich.“ Jans Zimmer sah ähnlich aus wie vorher, als Rube noch darin wohnte. Statt der Kartons und Kisten standen jetzt ein paar Regale an der Wand und der Einkaufswagen war mit Jans Kleidung gefüllt. Vor allen Dingen hatte Jan ein richtiges Bett und nicht nur eine Matratze, die auf dem Boden liegt. Sie setzten sich auf sein Bett und Jan legte seinen Arm um Hannes. „Wenn du willst, können wir gleich jetzt die Haare schneiden; meine Mitbewohner sind alle ausgeflogen und wir können das Bad besetzen.“ Hannes gefiel die Idee. „Dann zieh du dich mal aus und ich bereite das Schergerät vor“, sagte Jan und stand auf.

Hannes zog sich aus – bis auf die Unterhose – und folgte dann Jan ins Badezimmer. Dort setzte er sich auf einen Stuhl, den er aus Jans Zimmer mitgenommen hatte. Schon als Jan das Gerät anschaltete, fing es unter Hannes' Kopfhaut an, heftig zu kribbeln; ein Kribbeln, das sich über den Nacken entlang der Wirbelsäule in seinem ganzen Körper ausbreitete. Als Jan das Gerät ansetzte, wurde das Kribbeln unerträglich; es fühlte sich an wie eine Überdosis erotischer Gefühle und verbreitete sich überall unter der Haut. Hannes zuckte immer wieder und klammerte sich mit beiden Händen am Stuhl fest. „Wenn du so zappelst, schneide ich dir noch aus Versehen ein Ohr ab“, sagte Jan, „Kannst du nicht ein bisschen ruhiger sitzen?“ Nach einer kurzen Pause fragte er, „Oder muss ich dich womöglich am Stuhl festbinden?“ Hannes war zu sehr mit dem Kribbeln beschäftigt, um eine Antwort geben zu können. Er versuchte, sich ganz darauf zu konzentrieren, ruhig zu sitzen, und schloss die Augen. Dabei

sah er sich auf dem Holzstuhl sitzen; er war daran festgebunden, die Hände hinter der Lehne, mit Seilen um Brust und Bauch, während Jan ihm mit dem Schergerät die Haare rasierte. Er spürte, wie seine Haare von seinem Kopf auf die Schulter und auf seinen Schoß fielen; er spürte auch, wie sich seine Unterhose ausbeulte, was ihn ein wenig irritierte.

„So, fertig“, sagte Jan nach einer Weile und strich mit seiner Hand über Hannes' Kopf. Hannes war wie elektrisiert von diesem unglaublichen Gefühl; er war richtig benommen von der Prozedur und bemerkte erst nach einer Weile, dass Jan auf seine Unterhose blickte, die immer noch ausgebeult war. „Sieht richtig gut aus“, sagte er, „Willst du noch duschen?“ Hannes genoss das Gefühl, das warme Wasser auf seiner Kopfhaut zu spüren; die Gefühle der Erregung schienen gar nicht mehr vergehen zu wollen. Als er aus der Dusche in Jans Zimmer kam, war seine Unterhose immer noch ausgebeult. Jan lag nackt auf seinem Bett und grinste ihn an. „Magst du dich zu mir aufs Bett legen? Nur zum Kuscheln.“ Hannes legte sich neben Jan auf das Bett und zog nach kurzem Überlegen die Unterhose aus. „Das hat dich ganz schön an gemacht, das Haarscheren“, sagte Jan und fing an, Hannes auf dem Kopf zu streicheln. Hannes fühlte sich vor Erregung unfähig zu bewegen. Nach einer Weile fing er sich wieder ein wenig und begann, Jan zu streicheln. Jan drückte ihn ganz eng an sich und auch Hannes kuschelte sich eng an Jans Körper heran.

Er war erstaunt, wie geborgen er sich an Jans Seite fühlte und versank immer mehr in seine Gedanken. Er dachte daran, wie er zuckte, als Jan ihn scherte, und hörte dann in Gedanken Jan sagen, „Das geht so wirklich nicht, ich muss dich festbinden.“ „Nein, bitte nicht festbinden“, rief Hannes und wollte aufstehen, doch Jan drückte ihn auf den Stuhl zurück und rief seine Mitbewohner. Die hielten ihn dann fest, während Jan ihm die Hände hinter der Stuhllehne zusammenband. Nachdem er ihn an den Stuhl gebunden hatte, setzte Jan das Schergerät an seinem Ohr an und schaltete es ein, um es abzuschneiden. Hannes schreckte auf und sah, dass ihn Jan fragend ansah. „Ich habe wohl schlecht geträumt“, sagte er. Inzwischen war auch Zeit, aufzustehen und sich für das Konzert vorzubereiten. Hannes stand auf und zog sich an. Als er seine Hose nahm, sagte Jan, „Mit dieser braunen Cordhose siehst du aus, als kämst du von einem Bauernhof.“ Hannes wusste, dass seine Hosen etwas altmodisch wirkten, aber er mochte sie, weil sie bequem zu tragen und angenehm weich auf der Haut waren. „Ich habe nur Cordhosen“, antwortete er, „weil sie so be-

quem sind“. „Mir gefallen Military-Hosen eindeutig besser“, erklärte Jan, „und bequem sind sie auch.“ Er zog eine olivfarbene Armeehose aus dem Einkaufswagen, „Die zum Beispiel passt doch gut zu deinem Parka; probier mal.“ Er warf sie Hannes zu, der sie sich anzog. Sie fühlte sich richtig gut an, zum einen weil sie wirklich bequem war, aber vor allen Dingen weil es Jans Hose war. Anders als seine Cordhosen hatte sie Taschen an den Hosenbeinen und Knöpfe statt Reißverschluss, was Hannes beides ziemlich praktisch fand. „So wie du jetzt aussiehst, muss ich ja aufpassen dass dich mir niemand wegschnappt“, sagte Jan, „Mit den Haaren und den Klamotten könntest du glatt Coverboy in einem Schwulenmagazin werden.“ Hannes ging in den Flur und betrachtete sich im Spiegel. Im ersten Moment erschrak er ein wenig, dieser Junge mit kurz geschorenen Haaren und Armeehose, das soll er sein? Aber er fand, dass er gut aussah; er sah aus wie Jan – fast, die Armbänder und das Hundehalsband fehlten noch.

„Was hast du denn geträumt, als du so aufgeschreckt bist?“, fragte Jan. „Ich weiß es nicht mehr genau. Ich glaube, das mit dem Haarescheren, das fand ich ganz schön spannend.“ „Das war auch wirklich nicht zu übersehen“, ergänzte Jan; Hannes nickte und grinste dabei. Bevor sie gingen, aßen sie noch ein paar Brote. Nachdem er sich den Parka übergezogen hatte, musterte sich Hannes noch einmal im Spiegel. Er fand, er sah richtig gut aus mit den Stoppelhaaren; vor allen Dingen auch mit Jans Hose und dem Parka, beide in der gleichen Farbe. Er konnte sich ohne weiteres in sich selbst verlieben, dachte er. Während er sich in dem Spiegel betrachtete, umarmte ihn Jan von hinten und flüsterte ihm ins Ohr, „Du bist wirklich ein ganz besonders Hübscher. Überhaupt bist du ein ganz Besonderer; es ist ein unglaubliches Glück, dass ich dich kennengelernt habe.“ Es war wirklich ein unglaubliches Glück, dachte Hannes, es war ein neues Leben, das für ihn begonnen hatte.

Nachdem sie aus dem Haus gegangen waren, zog sich Hannes die Kapuze über den Kopf; über den kurz geschorenen Haaren fühlte sie sich unbeschreiblich gut an, selbst ohne Fell. Hannes befand sich nach kurzer Zeit in einem Zustand der Dauererregung und befürchtete, gar nicht mehr herauszukommen. Das Konzert fand im Freien statt und Hannes konnte die Kapuze die ganze Zeit über aufbehalten. Die Musik dröhnte so laut, dass er sich mit niemanden hätte unterhalten können, selbst wenn er es gewollt hätte. So konnte er sich ganz seinen Gedanken und Träumen über Haarescheren und Kapuzen hingeben.

Jan kannte bereits einige von den Punks; es sah so aus, als wäre es eine Clique, zu der auch Jan gehörte. Da waren einige mit geschorenen Haaren dabei und sogar welche, die Parkas trugen, aber Hannes nahm das alles kaum wahr; durch das Bier versank er immer tiefer in seinen Gedanken. Als er endlich mit Jan zu Hause ankam, ließ er sich ins Bett fallen und schlief sofort ein, ohne sich vorher auszuziehen.

Als er nachts aufwachte, hatte er immer noch den Parka an und sogar noch die Kapuze auf; dazu kamen ziemliche Kopfschmerzen. Jan schnarchte – er hatte sich wenigstens noch die Jacke ausgezogen, bevor er einschlief. Hannes zog sich aus und legte sich wieder neben Jan ins Bett. Er fühlte sich den ganzen nächsten Tag über krank; dass es Jan nicht anders erging, war nur ein schwacher Trost. Ein stärkerer Trost war dann schon, dass sie beiden bis auf kurze Unterbrechungen den ganzen Tag zusammen im Bett verbrachten. Abgesehen von seinen Kopfschmerzen fühlte sich Hannes so gut, wie er sich noch nie in seinem Leben gefühlt hatte, jedenfalls konnte er sich nicht daran erinnern. Er hatte sich wirklich sehr verändert seit gestern Nachmittag, dachte er, nicht nur äußerlich. „Ich bin auch richtig glücklich, dass ich dich kennengelernt habe“, sagte er Jan, der ihm als Antwort den Kopf streichelte.

Am Sonntagnachmittag fuhr Hannes wieder zurück zu seinen Eltern. Die waren richtig erschrocken, als sie ihn mit den geschorenen Haaren sahen. Auch in der Schule blieben die Reaktionen auf seine neue Frisur nicht aus, aber das war Hannes egal. In den Wochen bis zu den Herbstferien verbrachte er immer den Sonntag bei Jan. Meistens fuhr er schon Samstagabend nach Freiburg; vorher musste er noch lernen, weil seine schulischen Leistungen nachgelassen hatten und er ein schlechtes Abitur befürchtete. Eigentlich hatte er ziemlich gute Noten und gehörte immer zu den Klassenbesten, doch das hatte sich im letzten Schuljahr deutlich geändert. Drei Wochen später ließ er sich die Haare noch einmal scheren, was ihn ähnlich intensiv erregte wie beim ersten Mal.

Endlich begannen die Herbstferien, die Hannes bei Jan verbringen wollte. Er fuhr schon am letzten Schultag abends nach Freiburg, wo sie einen Videofilm anschauten, den Jans Mitbewohner mitgebracht hatte. Als Hannes am nächsten Morgen aufwachte, hielt ihn Jan so fest an sich, dass er sich kaum bewegen konnte. Als er versuchte, sich aus seinen Griffen zu befreien, wurde Jan wach und bat ihn, liegen zu bleiben. Hannes musste aber aufs Klo, legte sich

jedoch anschließend wieder zu ihm ins Bett. Jan streichelte ihn zuerst und fing dann an, ihn zwischen den Beinen zu kraulen; Hannes gingen dabei die merkwürdigsten Dinge durch den Kopf; er bemerkte gar nicht, dass er stocksteif wurde. „Hey, werd wieder locker; ich tue dir doch nichts“, flüsterte ihm Jan ins Ohr und streichelte ihm den Rücken, „Was ist denn das Problem?“ Hannes war verlegen; ihm fiel keine Antwort auf diese Frage ein. „Es klappt irgendwie nicht“, sagte er schließlich. „Egal“, antwortete Jan, „Kuscheln ist ja auch schön“. Das taten sie dann auch recht ausgiebig. Trotzdem beunruhigte ihn der Gedanke, dass Jan scheinbar mehr von ihm wollte als Kuscheln; das wurde bereits im Sommer deutlich. „Darf ich mir einen runterholen?“, fragte Jan plötzlich. Hannes nickte nach kurzem Zögern. Während Jan sich an ihm schmiegte und sich dabei einen runterholte, überlegte sich Hannes, was mit seinem Schwulsein nicht in Ordnung war. Warum konnte er keinen schwulen Sex, obwohl er ganz klar und eindeutig schwul war? Diese Frage schien auf etwas sehr grundsätzliches zu verwiesen, auf ein bizarres Geheimnis, das weder er noch andere zu lösen in der Lage waren.

Tagsüber führte ihn Jan an interessante Orte in Freiburg, wie besetzte Häuser oder einen Bauwagenplatz. Hannes kannte das alles noch nicht, aber war so sehr mit den Fragen zu seiner Sexualität beschäftigt, dass er davon nur wenig wirklich wahrnahm. Selbst das Gefühl der Kapuze auf seinem Kopf trat dabei in den Hintergrund, obwohl er inzwischen den Parka mit Fell trug. Am Abend gingen sie zu einem Treffen einer Schwulengruppe. Diese Treffen fanden wöchentlich statt und Jan ging inzwischen regelmäßig dorthin. Hannes fand die Vorstellung, auch mal mit anderen Schwulen als mit Jan zu reden, recht spannend und überlegte sich auch schon ein paar Fragen, die er stellen konnte. Er überlegte sich auch Antworten, um sie auf Fragen zu geben, die dort möglicherweise aufkamen. Vor allen Dingen das mit seinem Coming-out bei seinen Eltern wollte er erzählen; er hatte es ja noch nicht einmal Jan erzählt. Sie kamen dort ein wenig zu spät an, sodass bereits eine Diskussion zum Thema „Schwule Sexualität und AIDS“ begonnen hatte. Hannes wurde schnell klar, dass in der Gruppe weithin die Meinung vertreten wurde, es sei Ausdruck eines freien Schwulseins, mit möglichst vielen Männern möglichst oft sexuelle Abenteuer zu erleben. Eine Vorstellung, die ihm ein tiefes Unbehagen bereitete. Er verzichtete darauf, etwas zur Diskussion beizusteuern, zumal auch die Fragen und Antworten, die er sich vorher ausgedacht hatte, nicht zum Thema passten.

„Kommen die zwei Jans noch mit?“, hieß es zum Schluss, und sie gingen anschließend in eine Schwulenkneipe, in der laute Discomusik dröhnte. Hannes klammerte sich an sein Glas Orangensaft, in der Hoffnung, nicht von irgendjemanden angesprochen zu werden, während sich Jan angeregt mit den ein oder anderen Schwulen aus der Schwulengruppe unterhielt. Plötzlich fragte ihn eine Stimme, „Gehörst du auch zu den verklemmten Politschwuchteln?“ Hannes war verwirrt; sah man es ihm tatsächlich an, dass er „verklemmt“ war? Das hatte ja bereits Kevin angemerkt. Er schaute den Fragenden verwundert an. „In den Schwulengruppen sammeln sich doch die Schwestern, die es mit dem Sex nicht richtig hinbekommen. Warum soll man sonst über Politik labern, wenn nicht aus Frust?“ Hannes war erstaunt, so etwas zu hören; hieß das womöglich, dass Jan das mit dem Sex auch nicht richtig hinbekam und etwa auch „verklemmt“ war? Auf dem Nachhauseweg fragte Hannes Jan, ob er denn auch mit vielen Männern sexuelle Abenteuer erlebt hatte. Jan verneinte, „Keine zehn, je nachdem, was man unter sexuellen Abenteuern versteht.“ Er fügte hinzu, dass Sex für ihn nicht das Wichtigste war.

Das Thema Sexualität ging Hannes nicht mehr aus dem Kopf. Er sprach auch immer wieder mit Jan darüber und es war eine unumgängliche Tatsache: Seine sexuellen Vorstellungen – was immer sie waren, das wusste er auch nicht so genau – unterschieden sich ziemlich von den „typisch schwulen“ Vorstellungen und auch von Jans. Jan machte allerdings immer wieder deutlich, dass für ihn andere Dinge wirklich wichtig waren. Dennoch fehlte ihm etwas in seinem Verhältnis mit Hannes, das verschwieg er nicht. Hannes fiel auf, dass ihn Jungs erregten, weil sie Jacken mit Kapuzen an hatten oder weil sie ihn fesselten; zumindest früher – inzwischen war ihm die Vorstellung, gefesselt zu werden, eher unheimlich geworden. Jan fand Jungs wegen ihrer Körper erregend und ganz besonders wenn sie nackt waren und steife Glieder hatten. Für ihn gehörte es auch dazu, sexuelle Erfahrungen miteinander zu teilen, während Hannes einfach nur in ihrer Nähe sein wollte, um mit und von ihnen zu träumen. In seinen Träumen wurden sie er – oder er sie; am Ende ging es immer um ihn selbst. In allem, was ihn erregte, ging es nur um ihn, nicht um andere. Dennoch, so aufregend und verwirrend wie sie war, so schön und wohltuend empfand er die Wochenenden mit Jan; die Zeit der zwei Jans. Er hatte mehrmals mit Jan besetzte Häuser besucht, Punks und Schwule getroffen und vor allen Dingen viel gekuschelt. Dabei trug er immer Jans Armeehose, passend zu seinem Parka,

und fühlte sich selbst so stark wie er früher Jan empfunden hatte; mindestens, wenn nicht noch stärker.

Nach seiner Rückkehr fiel Hannes so deutlich auf wie noch nie, dass das Dorf, in dem er wohnte, wesentlich enger war als eine Stadt wie Freiburg und mit Sicherheit auch wie Hamburg. Es war offensichtlich, dass er hier nicht hingehörte. Er war in seiner Freizeit oft alleine; auch in der Schule war es nach wie vor schwierig, mit den anderen Schülern überhaupt in irgendeinen Kontakt zu kommen; er war allerdings daran auch zunehmend weniger interessiert. Bei Jan war er nicht alleine, im Gegenteil, er war nicht nur mit Jan zusammen, sondern traf auch andere Schwule, Punks und Hausbesetzer. Bei Jan war er Jan, glücklich, geborgen und stark. Hier im Dorf war er dagegen Hannes, einsam, „verschroben“ und wehrlos. Hier gab es keine Punks und auch keine Schwulen, keine besetzten Häuser, keine Punkkonzerte und keine Schwulenkneipen. In Hannes wuchs der Gedanke, ganz zu Jan nach Freiburg zu ziehen. Am besten gleich nachdem er nächstes Jahr die Abiturprüfungen hinter sich gebracht hatte und die Schule endlich vorbei war. Dort, bei Jan in Freiburg, würde er dann endgültig Jan werden; niemand würde ihn mehr Hannes nennen.

Die Armeehose blieb immer bei Jan, es war schließlich Jans Hose. Aber er hätte sie gerne auch zu Hause und in der Schule getragen, um zu zeigen, dass er in Wirklichkeit nicht mehr Hannes war, nicht mehr der Hannes, wie ihn alle und auch er selbst kannten. Stattdessen zog er zwei T-Shirts übereinander an, so wie es Jan oft tat. Sein Parka war so warm, dass er keinen Pullover brauchte, dachte er. Irgendwann wurde es schließlich doch zu kalt dafür und Hannes bekam eine richtige Erkältung, weswegen er eine Woche lang nicht in die Schule ging. Gleich danach bekam er auch noch eine Mittelohrentzündung und musste eine weitere Woche im Bett verbringen, bis sie wieder abgeklungen war. Seit er den Parka bekommen hatte, war es das erste Mal, dass er wieder mit seinen Ohren Probleme hatte. Wahrscheinlich kam es daher, dass seine Haare so kurz und seine Ohren weniger geschützt waren. Seine Mutter war der Meinung, dass eine Mütze seine Ohren besser schützte als die Kapuze. Mit den kurz geschorenen Haaren kratzten aber seine beiden Mützen, obwohl sie nicht aus Wolle waren. Mit langen Haaren war es nie ein Problem gewesen, aber so kurz geschoren war seine Kopfhaut offenbar zu empfindlich für seine Mützen geworden. Die Kapuze seines Parkas fühlte sich dagegen richtig gut an, viel intensiver als mit langen Haaren.

Als ihm seine Mutter vorschlug, einfach eine Mütze zu kaufen, die nicht kratzte, konnte er nicht mehr widersprechen. Tatsächlich waren seine Ohren wieder so empfindlich, dass sie sogar schmerzten, wenn er die Kapuze aufhatte, obwohl die Entzündung inzwischen abgeklungen war. Die Gespräche mit seiner Mutter lösten in ihm wieder die unterschiedlichsten Gedanken zum Thema Kapuzen aus. Auf der einen Seite war ihm seine Vorliebe für die Fellkapuze seines Parkas unheimlich, auf der anderen mochte er aber auch nicht darauf verzichten, die Kapuze aufzusetzen, wann immer sich die Gelegenheit dazu bot. Jan hatte seinen Parka offenbar nicht mehr; zumindest hatte er ihn nicht mehr an und trug stattdessen immer seine Bomberjacke. Er hatte auch früher immer nur seine schwarze Mütze auf und nur selten die Kapuze übergezogen, eigentlich nur, wenn es schneite oder richtig kalt war. Es war vielleicht eine gute Idee, wieder eine Mütze zu tragen; er konnte ja wie früher die Kapuze darüber ziehen. Eine Mütze zu kaufen, die nicht kratzte und trotzdem warm war, war gar nicht so einfach. Es gab Mützen, die nicht kratzten, aber die waren aus Baumwolle und alle sehr dünn. Erschwert wurde der Mützenkauf auch noch dadurch, dass Hannes auf jeden Fall eine schwarze Mütze haben wollte, am besten genauso eine, wie Jans. Hannes verbrachte einen ganzen Nachmittag in den Kaufhäusern, bis er eine schwarze Mütze fand, in der innen ein angenehm weicher Stoff wie eine zweite Mütze eingenäht war, ein „Fleece-Futter“, wie ihm die Verkäuferin erläuterte. Sie war richtig warm. Auf dem Weg nach Hause setzte er sie gleich auf und auch die Kapuze darüber. Die Mütze war tatsächlich beides, angenehm zu tragen und warm und es fühlte sich unerwartet gut an, mit den kurzen Haaren Mütze und Kapuze aufzuhaben. Vor allen Dingen taten ihm die Ohren in der Kälte nicht mehr weh.

Seit den Herbstferien war er eigentlich an jedem Wochenende bei Jan. Wegen seiner Erkältung und der Mittelohrentzündung war er aber jetzt seit über einem Monat nicht mehr bei ihm gewesen. Immerhin hatte ihn Jan in dieser Zeit einmal besucht. Er freute sich schon richtig darauf, das Wochenende mit ihm zu verbringen. Doch diesmal war Jan erkältet und Hannes blieb nur kurz. Am folgenden Wochenende ging es Jan immer noch nicht gut, aber die Weihnachtsferien rückten immer näher. Hannes' Eltern waren überhaupt nicht damit einverstanden, dass er Weihnachten nicht zu Hause verbrachte, aber er war ja volljährig und damit alt genug, so etwas selbst zu entscheiden. In der Woche vor Weihnachten gab es den ersten Schnee und es war das erste Mal in die-

sem Winter kalt geworden. Die „Mütze-und-Kapuze-Zeit“ war angebrochen; Hannes hatte sie bereits sehnsüchtig erwartet, denn er hatte seit Wochen keine Kapuze mehr auf seinem Kopf gespürt. Bevor er sich an diesem Morgen auf den Weg zur Schule machte, beobachtete er sich im Spiegel, wie er sich die Mütze aufsetzte und anschließend die Fellkapuze des Parkas darüber.

Der Schnee schmolz schon während des Vormittags und die Temperaturen wurden die folgenden Tage wieder ein wenig milder, aber Hannes zog sich trotzdem immer die Kapuze über die Mütze. Er dachte viel darüber nach, wieso ihm das Gefühl der Kapuze auf seinem Kopf so sehr gefiel, wieso es ihn „anmachte“, so sehr, dass er sich dem nicht entziehen konnte. An einem Morgen traf er auf dem Weg zur Schule einen der Jungen aus seiner Klasse, der ihn dann den restlichen Weg zur Schule begleitete. So etwas geschah ausgesprochen selten. Sein Klassenkamerad sagte, dass er es übertrieben fand, Mütze und Kapuze zu tragen; „Mütze kommt überhaupt nicht in Frage, das kann ich nicht auf dem Kopf haben. Auch die Kapuze setze ich nur selten auf; dafür muss es schon richtig kalt sein.“ Hannes war zuerst verunsichert, als er das hörte; bevor er seinen Parka bekommen hatte, hatte er auch nie etwas auf dem Kopf getragen, noch nicht einmal selten sondern überhaupt nicht. „Ich habe halt diese Ohrenentzündung“, erklärte er, „Da ist es besser, Mütze und Kapuze aufzuhaben.“ Bei ihm war es eben anders als bei den anderen Jungs.

Hannes fuhr am ersten Ferientag zu Jan, ein Tag vor Heilig Abend. Jan holte ihn vom Busbahnhof ab; er trug wieder seine Bomberjacke und seine schwarze Mütze. Als sie aus der Straßenbahn stiegen und Hannes sich die Fellkapuze über die Mütze zog, bemerkte Jan, „Du und deine Kapuze; so kalt ist es doch gar nicht.“ Hannes erklärte, dass seine Ohren immer noch sehr empfindlich waren, obwohl sie nicht mehr entzündet waren. „Das tut tierisch weh, wenn sie kalt werden; da pack ich sie lieber gut ein.“ „Ohne Parka und Kapuze würde ich dich wahrscheinlich gar nicht wiedererkennen“, lachte Jan. Mit ihm zusammen sein fühlte sich wieder sehr vertraut und nah an. Hannes trug wieder Jans Armeehose und bekam die Haare wieder geschoren, die seit dem letzten Mal deutlich gewachsen waren. An den folgenden Tagen verzichtete er auf die Mütze, weil es nicht mehr so kalt war, aber vor allen Dingen auch weil sich die Fellkapuze auf seiner frisch geschorenen Kopfhaut unglaublich gut anfühlte. Er war durch und durch glücklich bei Jan; in seiner Nähe war er wirklich wie verwandelt, Jan, eben.

Sein Glück war ungebrochen, bis zum diesem denkwürdigen Abend nach den Weihnachtsfeiertagen, als wieder ein Treffen der Schwulengruppe stattfand. Nachmittags hatte es wieder angefangen zu schneien und war auch deutlich kälter geworden, sodass Hannes wieder seine Mütze unter der Kapuze trug. In der Schwulengruppe wurden die beiden freundlich begrüßt, „Jan wieder im Doppelpack“, und Hannes wurde diesmal aufgefordert, ein wenig von sich zu erzählen. Als er die Geschichte von seinem Coming-out bei seinen Eltern erzählte, schaute ihn Jan erstaunt an, „Das hast du mir ja noch gar nicht erzählt.“ Hannes spürte mit Genugtuung, dass in der Gruppe nicht der leiseste Zweifel an seinem Schwulsein aufkam; er war sogar ein wenig stolz, es offenbar geschafft zu haben, als ein „richtiger Schwuler“ zu gelten. Das Thema Sex war weitgehend aus seinem Bewusstsein verschwunden, zumal es von Jan diesmal überhaupt nicht angesprochen wurde. Es war zu einer Selbstverständlichkeit geworden, dass es beim Kuscheln blieb, und das taten sie – wie sonst auch – sehr ausgiebig.

Nach dem Treffen ging es wieder in diese Schwulenkneipe mit der lauten Discomusik. Anders als beim letzten Mal fühlte sich Hannes klar genug, um dort alles genau wahrzunehmen, auch weil er kein Bier trank. Er hielt sein Glas Orangensaft fest und betrachtete neugierig die Schwulen in der Kneipe, wie sie miteinander redeten, sich manchmal auch küssten und tanzten. Dabei fiel ihm auf er, dass sich Jan mit einem jungen Punk unterhielt, der einen grün gefärbten Irokesen-Haarschnitt hatte; Er hatte gelernt, dass so ein Haarschnitt bei den Punks „Iro“ hieß. Die Kleidung des Punks war noch viel zerrissener als Jans; durch die Löcher seiner Jeans konnte man sehen, dass er eine zweite darunter trug. Dazu noch einen Nietengürtel und ein Hundehalsband mit Nieten. Immer wieder schweifte sein Blick zu Jan und dem Punk, die sich angeregt miteinander unterhielten. Nach einiger Zeit legte Jan seinen Arm um dessen Hüfte und schmiegte sich eng an ihn.

Hannes war irritiert, dass Jan den Abend mit diesem Punk mit dem grünen Iro und den löchrigen Hosen verbrachte. Vielleicht weil sich Hannes bei der lauten Musik ohnehin nicht unterhalten konnte; das schien Jan und dem Punk – und überhaupt den meisten in der Disco – nicht so zu gehen. Schließlich ging er zu Jan und sagte, dass er nach Hause gehen wollte; den Weg zu Jan würde er inzwischen finden. „Ist ja auch schon spät; lass uns zusammen gehen“, sagte Jan und zeigte auf den Punk. „Das ist übrigens Lasse.“ Dann wandte er sich

dem Punk zu, „Das ist Jan, wir kennen uns noch aus der Schule.“ „Jan und Jan? Das ist ja klasse“, sagte der Punk, der jetzt einen Namen hatte, Lasse. Hannes hatte diesen Namen noch nie gehört; es faszinierte ihn, wenn jemand einen so seltenen Namen hatte. „Lasse“, dachte er immer wieder und versuchte herauszufinden, welchen Klang dieser Name für ihn hatte, aber der Name klang nicht, Lasse hatte keinen Klang. Auf dem Weg nach Hause lief Hannes schweigend neben Jan und war in Gedanken mit der Frage beschäftigt, ob Jan diesen Lasse womöglich auch so mochte wie ihn. Ihm fiel dabei auf, dass Lasse mit seinem Iro weder Mütze noch Kapuze tragen konnte. Die Kälte schien ihn nicht zu stören, obwohl seine Haare an den Ohren so kurz geschoren waren wie Jans oder seine Haare.

Kurz bevor sie zu Hause ankamen, fragte Jan, „Ist was mit dir oder bist du einfach nur müde?“ „Müde bin ich nicht“, antwortete Hannes. „Es ist nur“, Hannes wusste nicht, was er sagen sollte; seine Gedanken verwickelten und verknotteten sich zunehmend. „Wegen Lasse?“, fragte Jan. Hannes nickte, „Du magst ihn, oder?“ „Es ist nicht, wie du denkst“, sagte Jan, „Er ist nett und ich finde ihn auch sehr attraktiv, ja, aber es hat nichts mit dir zu tun. Du weißt, dass ich dich ganz besonders mag.“ „Wirklich?“, fragte Hannes unsicher. „Ja, wirklich, ich würde dich doch nicht belügen.“ Hannes legte einen Arm um Jans Hüfte und Jan blieb stehen, um Hannes zu umarmen. Er schob Hannes die Kapuze herunter, schmiegte seine Wangen an Hannes' Wangen und flüsterte ihm ins Ohr, „Du weißt doch, dass ich nur dich liebe.“ Dann zog er Hannes die Kapuze wieder über die Mütze und sagte, „Wir sind gleich zu Hause; dann können wir noch kuscheln, wenn du magst.“ Hannes mochte.

Am nächsten Morgen schlug Jan vor, sich mit Lasse zum Frühstück zu verabreden, damit Hannes ihn auch kennenlernen konnte. Lasse hatte Zeit und stand schon kurz darauf vor der Tür. Er erzählte unentwegt von seinem Leben auf dem Bauwagenplatz, den Demonstrationen, an denen er teilnahm, dass er den Kontakt zu seinen Eltern abgebrochen hatte und auch die Schule. Hannes musterte währenddessen fasziniert seinen grünen Iro und fragte sich, wie das wohl ging, dass die Haare immer gerade nach oben standen. Als Jan in die Küche verschwand, um frischen Kaffee zu kochen, zog Lasse Hannes an sich heran und flüsterte ihm ins Ohr, „Im Bett ist er ja wirklich großartig; ich habe noch nie so geilen Sex erlebt, wie mit Jan.“ Hannes war wie versteinert. Lasse ließ ihn wieder los, als Jan mit dem Kaffee aus der Küche kam. In Hannes'

Kopf vermischten sich die unterschiedlichsten Gedanken zu einem einzigen Durcheinander. Schweigend frühstückte er mit den beiden und war erleichtert, als Lasse sagte, dass er jetzt gehen wollte.

Nachdem er gegangen war, fragte Jan, ob etwas nicht in Ordnung war. „Hat Lasse irgendetwas blödes gesagt?“, fragte er. Hannes war, als würde ein Tornado durch seinen Kopf ziehen; er war gar nicht in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen, geschweige denn, etwas zu antworten. Jan machte schließlich den Vorschlag, spazieren zu gehen. Hannes zog sich wortlos Schuhe und den Parka an, setzte sich die Mütze auf und zog die Kapuze darüber, während Jan noch dabei war, seine Sachen zu suchen. Mütze und Kapuze gaben ihm ein angenehmes Gefühl von Geborgenheit, während in seinem Kopf gerade alles in sich zusammenfiel, seine Träume, seine Sehnsüchte, seine Gefühle. Draußen lag Schnee, es war ein unwirklich schöner Tag, der in einem ziemlichen Kontrast zu dem Gefühlschaos stand, in dem sich Hannes befand. Nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander her gingen, sagte Jan schließlich, „Er hat dir bestimmt erzählt, dass wir zusammen geschlafen haben.“ Hannes nickte. „Und du bist jetzt eifersüchtig“, setzte Jan fort. Hannes verstand nicht ganz, was er damit meinte; was ihn am meisten verunsicherte, war, dass das mit dem Sex offenbar mit Lasse klappte, mit ihm aber nicht.

„Lasse ist nicht so verklemmt wie ich, stimmt's?“, fragte er. „Ja“, antwortete Jan, „Lasse ist überhaupt nicht verklemmt. Er ist halt anders als du; in vielerlei Hinsicht. Mit ihm habe ich sehr spannenden Sex erlebt, das stimmt. Aber trotzdem: Dich liebe ich wirklich; Lasse könnte ich gar nicht lieben, er ist mir viel zu ausgeflippt, heute so, morgen wieder so. Glaub mir, unser Verhältnis ist wirklich etwas ganz besonderes.“ Hannes schwieg. Was sollte er dazu sagen; Jan hatte ganz offensichtlich ein Bedürfnis nach „richtigem Sex“, und das konnte er ihm nicht geben. Daher war es eigentlich auch in Ordnung, wenn er jemanden kannte, der es ihm geben konnte. „Lasse“, klang es plötzlich in Hannes' Kopf; es war das erste Mal, dass dieser Name einen Klang hatte. Es war eindeutig ein neuer Klang, einer den Hannes bis dahin nicht kannte. Er fand Lasse auch irgendwie attraktiv; der grüne Iro, der Nietengürtel, die zwei löchrigen Hosen, die er übereinander trug und dann dieser Name, Lasse. Ihm kam wieder der Gedanke in den Sinn, dass Lasse wohl mit seinen Haaren niemals eine Kapuze aufsetzen würde und erst recht keine Mütze. Was für eine eigenartige Vorliebe, das mit der Kapuze, dachte er, und plötzlich kam ihm Len in den Sinn;

„Lennart Adrian“ klang es in seinen Gedanken und gleich danach, „Lasse Adrian“. Das klang allerdings sehr dissonant, die beiden Namen passten überhaupt nicht zueinander. Der Klang von „Lennart Adrian“ war wirklich ein besonderer Klang. Was für eine eigenartige Begegnung mit diesem Jungen, mit Len, was für eine eigenartige Bedeutung, die das alles hatte.

Jan riss Hannes aus seinen Gedanken, indem er anfang zu erzählen, wie er Lasse kennengelernt hatte. Lasse lebte auf dem Bauwagenplatz, den Hannes auch schon zweimal mit Jan besucht hatte. Jan erzählte, dass Lasse ihn vor ein paar Wochen angesprochen hatte, als er dort war, um mit den Leuten zu essen; das tat er ab und zu, wenn in seiner WG nicht gekocht wurde. „Lasse saß neben mir und plötzlich fragte er ‚Hast du Lust, mit mir zu schlafen?‘“, sagte Jan, „Dabei kannten wir uns gar nicht. Ich war so perplex, da konnte ich nicht anders.“ Sie gingen in Lassés Bauwagen, um sich zusammen ins Bett zu legen, und Jan war fasziniert, wie prickelnd und unverkrampft es war. „So guten Sex hatte ich noch nie“, sagte er. „Mit mir ist es dagegen nicht prickelnd und unverkrampft“, hielt Hannes fest, aber Jan erwiderte, „Dafür aber kuschelig“, und lachte. Hannes war nicht so richtig zum Lachen zumute, aber Jan legte ihm seinen Arm um die Hüfte. Sie gingen noch eine Weile spazieren und Hannes entschloss sich, hart daran zu arbeiten, das mit dem schwulen Sex zu lernen. Er erzählte Jan von diesem Vorhaben und bat ihn, wie ein Lehrer ihm alles zu zeigen. Im ersten Moment fand Jan diese Idee amüsant, willigte aber schließlich ein und bemerkte dazu, „Das wäre doch gelacht, wenn wir das nicht hinbekämen.“

Hannes war über die Entwicklung mit Lasse ziemlich beunruhigt; er hatte aber großes Vertrauen in Jan. Tatsächlich zeigte Jans „Unterricht“, der noch am gleichen Tag begann, schon nach kurzer Zeit deutliche Effekte; Hannes wurde spürbar unverkrampfter und sein Zucken verschwand sogar ganz. Bevor Jan mit einer „Lektion“ anfang, erklärte er immer genau, worum es dabei ging, was er vorhatte zu tun und was er von Hannes erwartete. Hannes war von sich selbst überrascht, wie gut es klappte und fand nach den ersten Malen sogar richtigen Gefallen daran, mit Jan diese Spiele zu spielen. Eine Hürde überwand er allerdings nicht: Nicht ein einziges Mal hatte er dabei eine Erektion, nicht ansatzweise. Ihn selbst störte es zwar nicht, aber eine Erektion zu bekommen, war Bestandteil des Unterrichts und gehörte vor allem auch zu dem, was Jan

von ihm erwartete. Jan äußerte es zwar nicht, aber Hannes spürte, dass es ihm sehr wichtig war.

Einmal kam es aber doch dazu, dass Hannes eine Erektion bekam, als Jan nach einigem vergeblichen Bemühen plötzlich sagte, „Jetzt kitzle ich dich so lange, bis du einen steifen Schwanz hast“, und tatsächlich anfang, Hannes zu kitzeln. Hannes wehrte sich mit Händen und Füßen, aber Jan war eindeutig stärker, warf ihn schließlich auf den Rücken und setzte sich auf ihn. Dabei drückte er seine Arme mit den Beinen fest an seinen Körper, damit er sie nicht mehr bewegen konnte. Hannes spürte, wie sein „Schwanz“ sich augenblicklich aufrichtete und gegen Jans Po drückte, der auf ihm saß. Dabei dachte er darüber nach, warum es wohl „Schwanz“ hieß; ihm kamen Katzen in den Sinn, die mit steil nach oben aufgerichteten Schwänzen herum liefen. „Was ist denn das?“, fragte Jan und lehnte sich ein Stück nach hinten, um Hannes' Schwanz mit seinen Pobacken einzuklemmen. Hannes spürte, wie er zucken musste und versuchte, es mit aller Kraft zu unterdrücken. Dabei half es ihm zuerst, dass Jan auf ihm saß und seine Arme so fest an seinen Körper drückte, dass er sich kaum bewegen konnte, aber am Ende zuckte er doch mehrmals. Jan legte sich schließlich neben Hannes und streichelte ihn und seinen „Schwanz“, der inzwischen nicht mehr erigiert war. Wie ein Echo wiederholte sich dieses Wort in Hannes' Kopf, „Schwanz“. Jan grinste ihn an, „Geht doch; ich muss dich wohl nur öfter mal kitzeln.“ „Bitte nicht“, erwiderte Hannes; angenehm oder entspannend war es wirklich nicht, so kräftig durchgekitzelt zu werden.

Nach fast drei Wochen waren die Ferien vorbei und Hannes musste wieder in seinen gewohnten Alltag zurückkehren. Er hatte jetzt auch ein Armband aus Leder um sein linkes Handgelenk; Jan hatte es ihm auf einem Flohmarkt gekauft. Auf dem Weg zurück quälte ihn die Vorstellung regelrecht, wieder in sein „normales Leben“ zurückkehren zu müssen. Er beschloss, ab jetzt Jan zu sein; schließlich hatte er sich bereits daran gewöhnt, Jan genannt zu werden. Im Geiste stellte er sich vor, wie er seinen Eltern, seinen Klassenkameraden und seinen Lehrern sagte, „Übrigens, ich bin jetzt Jan, nicht mehr Hannes.“ Er beschloss noch einiges mehr, nämlich richtig schwul zu werden, das mit dem Sex zu lernen und vor allen Dingen nach Freiburg zu ziehen, zu Jan, sobald die Abiturprüfungen vorbei waren. Er beschloss auch, das mit den Kapuzen zu beenden, da er zu dem Schluss kam, dass es nicht zu seinem Schwulsein und zu

seinem Liebesverhältnis mit Jan passte. Genau wie Jan wollte er nur noch seine Mütze im Winter tragen, ohne Kapuze darüber.

Als er zu Hause ankam, kam ihm schon seine Mutter entgegen, „Johannes, wie wir uns freuen, dass du wieder hier bist.“ „Ich heiße jetzt Jan, nicht mehr Johannes“, erwiderte Hannes und seine Mutter entgegnete erstaunt, „Du heißt Johannes, das weiß ich genau.“ Dabei betonte sie das Jo so, dass es richtig blöde klang, „Jo-Hannes“. Wieso haben ihm seine Eltern einen solchen Namen gegeben? Hannes spürte in diesem Moment eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen. Am Zwischenzeugnis war deutlich zu erkennen, dass er im vergangenen Schulhalbjahr zu wenig für die Schule getan hatte. Es war das schlechteste Zeugnis, das er überhaupt bekommen hatte und seine Eltern warfen ihm vor, er würde sich sein Abitur versauen, indem er sich nur noch mit Jan, seinem Schwulsein und den Punks beschäftigte. Er musste ihnen versprechen, bis zu den Abiturprüfungen Jan nur noch selten, am besten gar nicht zu besuchen. Als Hannes Jan am Telefon davon erzählte, gab er seinen Eltern recht. „Es lohnt sich, sich für einen guten Abschluss anzustrengen“, sagte er, „Schau mich an: Jetzt ärgere ich mich, weil ich mich in der Schule habe gehen lassen.“ Hannes besuchte Jan einige Wochen nicht mehr und telefonierte stattdessen immer wieder mit ihm. Allerdings fiel ihm das Telefonieren schwer und oft kam das Gespräch schon nach wenigen Minuten ins Stocken. Er schrieb auch Briefe an Jan, die er aber nicht abschickte. Er schrieb darin über die Enge, die er hier verspürte, über die Entfremdung von seinen Eltern und seine Einsamkeit. Als er einmal am Telefon sagte, dass er vorhatte, nach dem Abitur zu Jan zu ziehen, schwieg Jan eine ganze Weile und sagte schließlich, „Da müssen wir drüber reden, wenn du wieder mal bei mir bist.“

Im März meldete er sich für ein paar Tage in der Schule krank, um Jan besuchen zu können. Als Hannes fuhr, war es richtig kalt und windig. Trotz Mütze schmerzten seine Ohren, kaum dass er das Haus verlassen hatte, um zur Bushaltestelle zu gehen. Seit seinem letzten Besuch bei Jan war es das erste Mal, dass er wieder die Kapuze aufsetzte. Hannes war überwältigt davon, wie sehr es ihn erregte, die Fellkapuze über seiner Mütze zu spüren, nachdem er sie einige Wochen nicht mehr gespürt hatte. Es beunruhigte ihn auch ein wenig, wie vertraut und geborgen es sich nach wie vor anfühlte, in Mütze und Kapuze eingepackt zu sein, obwohl er sich vorgenommen hatte, das hinter sich zu lassen, um richtig schwul zu werden.

Als er auf dem Busbahnhof die vertraute Stimme hörte und in die Richtung blickte, aus der sie kam, erstarrte er vor Überraschung. Jan trug einen Parka und hatte die Kapuze auf, mit seiner schwarzen Mütze darunter. Es war der Parka, den er früher schon hatte; Hannes dachte, dass er ihn gar nicht mehr hatte, denn er hatte Jan seither nicht mehr damit gesehen. Jan umarmte ihn fest und Hannes befühlte ausgiebig die Kapuze auf Jans Kopf. „Den hattest du früher schon, den Parka“, merkte er an. Jan erklärte, dass er das Wärmste war, was er anzuziehen hatte. „Mir gefällt er“, sagte Hannes, aber Jan erwiderte, dass er ihn inzwischen gar nicht mehr gerne anzog und nur deswegen trug, weil es so kalt war. „Dir steht es aber gut, mit so einem Parka, du gefällst mir damit“, sagte er. Hannes zog sich dann auch die Kapuze über die Mütze und war sehr verwirrt über das Chaos an Gefühlen und Gedanken, das auf ihn einströmte, während sie zu Jan gingen. Jan setzte auch in der Straßenbahn die Kapuze nicht ab und Hannes behielt seine daher auch auf. Er war so verwirrt, dass es auch Jan bemerkte und sagte, „Du bist ja ziemlich durch den Wind.“

Bei Jan angekommen sah Hannes, dass er einen kurzen Iro hatte, was richtig gut aussah, besser fast als die geschorenen Haare. Er bekam seine Haare wieder geschoren, nicht ohne dass sich Jan darüber amüsierte, wie sehr ihn diese Prozedur erregte. Er sprach mehrmals seine Idee an, mit Jan zusammenzuziehen, aber Jan reagierte sehr ausweichend darauf. Er sagte zwar, dass ihm die Idee auch gut gefiel, sprach aber nur über die Bedenken, die er hatte. Er meinte, es wäre vielleicht nicht gut für ihre Beziehung, wenn Hannes zu ihm in die Wohnung ziehen würde. Es war das erste Mal, dass Jan davon sprach, dass sie eine Beziehung hätten. Hannes gefiel es sehr, auch wenn er dieses Wort, „Beziehung“, ziemlich eigenartig fand. Die Gespräche, die sie über Hannes' Umzugsabsichten führten, endeten jedes Mal damit, dass Jan sagte, „Du kannst auf jeden Fall erst mal hierher kommen. Dann können wir ja weitersehen, wie wir alles regeln.“ Hannes konnte sich damit schließlich anfreunden. Zunächst war er schon enttäuscht, weil er erwartet hatte, dass Jan von der Vorstellung, mit ihm zusammenzuwohnen, begeistert wäre. Doch er konnte auch Jans Bedenken verstehen, vor allen Dingen, dass es auch für ihn wichtig war, sein eigenes Leben zu leben, wenn er aus seinem Elternhaus auszog. Jan sollte ja schließlich nicht zum Ersatz für seine Eltern werden.

Den Unterricht zum Thema Sex nahm Jan nicht wieder auf und Hannes wollte nicht danach fragen. Auch weil er dabei das Gefühl hatte, Jan etwas aufzudrän-

gen, was er eigentlich nicht so richtig spannend fand. Dafür kuschelten sie viel und ausgiebig. Und sie gingen oft spazieren – beide im Parka und mit Mütze und Kapuze auf. Die ganze Zeit über war es sonnig aber eiskalt und windig. Jan liebte solche Wintertage genauso wie Hannes. Am Samstagabend stand Lasse vor der Tür. Es war Hannes' letzter Tag bei Jan, am nächsten Tag musste er wieder zurückfahren. Lasse wollte mit Jan in die Kneipe gehen, in die Schwulenkneipe. Jan fragte Hannes, ob er denn auch noch mitkommen wollte, doch Hannes zog es vor, nicht mitzugehen. Lasse hatte selbst bei diesen eisigen Temperaturen nichts auf dem Kopf. Hannes beobachtete genau, wie sich Jan seinen Parka anzog, seine schwarze Mütze aufsetzte und die Kapuze darüber zog, bevor er mit Lasse ging. Er legte sich dann auf Jans Bett und gab sich seinen Gedanken hin. Er fühlte sich aber viel zu unruhig, um im Bett zu liegen, und ging spazieren; das angenehme Gefühl, in seinem Parka eingepackt zu sein und die Kapuze über der Mütze zu spüren, vertrieb nach einiger Zeit seine beunruhigenden Gedanken. Als er wieder zurückgekommen war, war er müde genug, um sich schlafen zu legen. Jan war noch nicht zurückgekommen, und so schlief er ohne Jan an seiner Seite ein.

Als er am nächsten Morgen aufwachte, war Jan immer noch nicht da, was Hannes sehr verwirrte. Schließlich fuhr bald sein Bus und Jan war nicht da, um sich zu verabschieden. Er konnte sich überhaupt nicht vorstellen, dass Jan ihn einfach vergessen hatte; es musste etwas passiert sein, was ihn daran hinderte, rechtzeitig zu kommen. Als Hannes in die Küche ging, um Kaffee zu kochen, saß dort einer von Jans Mitbewohnern, Kevin. Während Hannes schweigend den Wasserkessel beobachtete, fragte er, „Jan ist nicht hier, oder?“ Hannes schüttelte den Kopf. „Ich finde es ja nicht fair, dass er dir davon nichts erzählt; das habe ich ihm schon gesagt, als du das letzte Mal hier gewesen bist.“ Hannes schaute ihn fragend an, wovon sollte ihm Jan erzählen? „Na, Lasse. Da funkt es ganz schön zwischen den beiden, das ist ja kaum zu übersehen.“ Hannes dachte an den Iro, den Jan jetzt hatte; den hatte er bestimmt wegen Lasse. Dass es den beiden gefiel, miteinander Sex zu erleben, fand er allerdings nicht ganz so schlimm, wie es Jans Mitbewohner darstellte. Bei ihnen klappte es halt mit dem Sex ganz gut und warum sollte Jan das nicht auch genießen können? Hannes fühlte sich dadurch im Gegenteil sogar von dem Gefühl entlastet, Jan etwas schuldig zu sein, was er ihm nicht geben konnte.

Was er aber schlimm fand, war, dass Jan nicht rechtzeitig kam, um ihn zu verabschieden. Er nahm den Bus auch nicht, sondern entschied sich, erst am nächsten Tag nach Hause zu fahren, da er unmöglich gehen konnte, ohne Jan noch einmal zu sehen. Dass er deshalb auch den Montag unentschuldig in der Schule fehlte, nachdem er sich bereits in der Woche davor krank gemeldet hatte, war ein Risiko, das er eingehen musste. Schließlich kam Jan nach Hause; ihm war die Situation sichtbar unangenehm. Es war bereits Nachmittag und Jan blieb angesichts dieser Situation nichts anderes, als mit Hannes offen über Lasse zu reden. Er erzählte, dass der Sex mit Lasse unglaublich gut war und er eine berauschte Nacht mit Lasse erlebt hatte. Auch dass er Lasse regelmäßig traf und sie sich beide sehr mochten. Als er das sagte, stiegen in Hannes Befürchtungen auf, irgendwann von Jan nicht mehr so gemocht zu werden, oder womöglich für ihn uninteressant geworden zu sein. Da halfen auch Jans Erklärungen nicht viel, dass sein Verhältnis mit Lasse etwas ganz anderes war als das mit ihm, und dass Hannes ihm ja auch viel geben würde, was Lasse ihm nicht gab. Als sie abends aneinander gekuschelt im Bett lagen, sagte Jan, „Bei dir fühle ich mich zu Hause, so werde mich ich bei Lasse nie fühlen.“ Ja, genauso fühlte sich Hannes bei Jan auch, zu Hause. Das war genau das, was Hannes hören wollte; in Gedanken fühlten sich diese Worte an wie ein wohltuendes, warmes Bad, „Bei dir fühle ich mich zu Hause“. Es war ihr gemeinsames Zuhause, was sie beide fühlten.

Im freien Fall

Am Montag fuhr Hannes wieder zu seinen Eltern. Während der Fahrt ging Hannes dieser letzte Tag bei Jan nicht aus dem Kopf; vor allen Dingen auch nicht dieser Satz, „Bei dir fühle ich mich zu Hause“, den er in Gedanken immer wieder wiederholte. Er dachte an Lasse mit seinem Iro, daran, dass Jan ihm etwas verheimlicht hatte, dass es keine Lektionen mehr zum Thema Sex gab und dass Jan seinen Parka von früher getragen hatte, mit Kapuze auf. Er versuchte zu verstehen, was Jan meinte, als er immer wieder sagte, es sei wichtig, dass Hannes sein „eigenes Leben“ lebte, wenn er zu ihm nach Freiburg ziehen würde. Bei Jan in Freiburg war er, was er sein wollte, Jan, nicht Hannes; er wollte Jans Leben leben, nicht Hannes' Leben. Er konnte aber verstehen, dass Jan auch seine eigenen Bedürfnisse und Wünsche hatte, dass er mit Lasse „spannende Nächte“ verbringen wollte, auch wenn er sich überhaupt nicht vorstellen konnte, was genau in diesen Nächten geschah. Überhaupt konnte er sich nicht

vorstellen, wie Jans Leben war, ohne ihn, ohne „Jan-Jan“. Er lauschte den Klängen der Namen, „Jan-Jan“, „Len-Jan“, „Lennart Adrian“. „Lasse Adrian“, lärmte es plötzlich in Hannes' Gedanken; diese Kombination klang so schrill, dass es schmerzte. Wie unterschiedlich Namen klingen können, dachte er; er hatte den Eindruck, dass dabei es nur eine wirkliche Harmonie gab, nämlich den Gleichklang.

In der Schule wurde Hannes gleich zu Beginn des Unterrichts ins Sekretariat gerufen. Ihm wurde eröffnet, dass er in der Woche zuvor in Freiburg gesehen wurde und offensichtlich nicht krank gewesen war. Dafür erhielt er einen Verweis vom Schulrektor, was ihn aber nicht weiter störte. Im Gegenteil: Er fühlte sich richtig gut dabei, hatte er es doch für Jan getan. Das frostige Wetter hielt noch über eine Woche an und damit auch die Mütze-und-Kapuze-Zeit. Immer wieder tauchte Jan in Hannes' Gedanken auf, wie er am Bahnsteig stand in seinem Parka, die Kapuze über seine schwarze Mütze gezogen. Hannes erinnerte sich dabei sehr genau, wie sich die Kapuze anfühlte, als sie sich zur Begrüßung umarmten, und wie sich Jans Kopf anfühlte, durch die Kapuze und die Mütze hindurch; es war, wie wenn er es gerade eben spüren würde. Hannes dachte viel über seinen bevorstehenden Umzug zu Jan nach und über sein „eigenes Leben“, das er dann beginnen würde. Er sprach es bei jedem Telefonat mit Jan an, doch der reagierte sehr zurückhaltend darauf. Er ermahnte Hannes, nicht zu viel zu erwarten und auf die unterschiedlichsten Schwierigkeiten vorbereitet zu sein. Hannes hatte nur vage Vorstellungen von den Schwierigkeiten, die Jan andeutete; eigentlich gar keine.

In den Osterferien hatte er vor, Jan noch einmal zu besuchen; wenigstens an den Osterfeiertagen, denn die Ferien musste er für seine Abiturvorbereitungen nutzen. Er wollte sich vor allen Dingen vergewissern, dass sein Umzug zu Jan auch wirklich stattfinden würde, zumal ihn Jans ausweichende Antworten zunehmend verunsicherten. Doch Jan erklärte, dass er in dieser Zeit weg fuhr und Hannes ihn deswegen nicht besuchen konnte. Hannes' Verunsicherung wuchs umso mehr, weil Jan nur vage Andeutungen machte, wohin er vorhatte zu fahren – und mit wem. Immer wieder tauchte der Gedanke auf, Jan würde die Zeit mit Lasse verbringen, aber Hannes verwarf ihn jedes Mal gleich wieder. Jan und er – da war er sich sicher – hatten ein besonderes Verhältnis; eines, das Jan mit niemandem sonst haben konnte, auch nicht mit Lasse. Die Verunsicherung wich dennoch nicht, so sehr sich Hannes auch bemühte, sie zu igno-

rieren. Die restliche Schulzeit ging an Hannes vorbei, wie ein belangloser Film, an dessen Inhalt er sich daher am Ende auch nicht mehr erinnern konnte. Immerhin hatte er am Ende ein gutes Abitur; deutlich besser als erwartet.

Die Aufregung über den bevorstehenden Umzug zu Jan wuchs ins Unermessliche, je näher er rückte. In sie mischten sich Freude und Unsicherheit über die bevorstehenden Veränderungen. Es war zweifellos ein Schritt in ein neues Leben, von dem er allenfalls nur vage Vorstellungen hatte. Aber die Entscheidung stand fest, so fest, dass sie sogar seine Eltern inzwischen akzeptierten, auch wenn sie keinen Hehl daraus machten, sie alles andere als gut zu finden. Vor dem Umzug telefonierte er fast täglich mit Jan und war von dessen zögerlichen Haltung sehr irritiert. Jan sagte immerhin zu, dass Hannes erst einmal bei ihm wohnen konnte, und sie dann „weitersehen“ würden. Hannes verstand nicht, was es da „weiterzusehen“ gab; für ihn war klar, dass er bei Jan bleiben wollte. Für ihn gab es nichts weiteres, es gab noch nicht einmal eine vage Idee, was er machen sollte, sollte es nicht funktionieren, mit Jan zusammenzuwohnen. Daher versuchte er, seine Verunsicherung zu zerstreuen, indem für Jans Reaktionen Erklärungen suchte. Wahrscheinlich war Jan, genauso wie er selbst auch, einfach aufgeregt, weil sich etwas neues anbahnte und solche Neuerungen immer auch mit Unsicherheiten verbunden waren.

Der Umzug selbst verlief sehr unproblematisch. Was Hannes benötigte, passte gut in eine Reisetasche, bis auf den Parka, den er extra getragen hatte. Seine Mutter weinte, als sie sich an der Bushaltestelle verabschiedeten; das war eigentlich das Einzige, was diese Fahrt nach Freiburg von den vorangegangenen Fahrten unterschied. In Freiburg erwartete ihn Jan bereits am Busbahnhof. Er erzählte, dass ihn Hannes' Mutter anrief und aufforderte, gut auf Hannes aufzupassen. Das fand Hannes ein wenig peinlich; aber so war eben seine Mutter. „Ist das alles, was du an Gepäck hast?“, Jan blickte verwundert auf Hannes' Tasche. „Ich dachte, das soll ein Umzug sein.“ „Ich brauche nicht mehr“, sagte Hannes, aber Jans Bemerkung machte ihn nachdenklich: Es fühlte sich tatsächlich nicht wie ein Umzug an, sondern wie sonst auch, wenn er Jan besuchte. Erst recht fühlte es sich nicht wie ein neuer Lebensabschnitt an, der gerade für ihn beginnen sollte. „Ich habe ja dich“, sagte Hannes und war verwundert, dass ihm diese Bemerkung herausrutschte. Jan rang spürbar um eine Erwiderung und sagte dann, „Du bist wirklich unglaublich“, wobei er seinen Arm um Hannes' Schultern legte.

Jans Iro war inzwischen länger geworden; nicht viel, aber genug, um aufzufallen. Hannes kam gleich auch Lasse in den Sinn, dem Jan immer ähnlicher wurde. Aber er fand, dass es gut zu Jan passte. Mit dem Iro gefiel ihm Jan tatsächlich besser als mit ganz rasierten Haaren. Er hatte sich eigentlich darauf eingestellt, dass ihm Jan wieder die Haare scheren würde, die inzwischen wieder ziemlich gewachsen waren. Jetzt hatte er aber die Idee, dass ihm Jan auch so einen Iro rasieren sollte. Der wäre dann zwar noch ein bisschen kürzer als Jans, aber nur ein bisschen.

Als sie in Jans Wohnung, in Hannes' neuem Zuhause, ankamen, sagte Jan in einem ernsten Ton, „Ich denke, wir müssen jetzt erst einmal darüber reden, wie das mit deinem Umzug überhaupt funktionieren soll.“ Hannes beschlich ein un gutes Gefühl. Er hatte keine Idee, was Jan damit meinen könnte, aber seine Stimme klang, als wenn es nichts gutes wäre. Sie setzten sich auf Jans Bett und Jan fing an, „Ich bin mir ja wirklich nicht sicher, ob das so eine gute Idee ist, dass du hier einziehst. Das Einzige, was du hier hast, bin ich und ich lebe hier eben auch mein Leben; ich kann nicht die ganze Zeit für dich da sein.“ Hannes fühlte sich, wie von einem Blitz getroffen; in Gedanken sah er sich in einen Trichter fallen, in dem es nach unten hin immer dunkler wurde. Dann fühlte er Jans Arm auf seiner Schulter, „Ich meine ja nicht, dass du nicht hier wohnen kannst, sondern nur, dass du dir auch überlegen musst, was du hier überhaupt willst, in Freiburg.“ Das Einzige, was Hannes wollte, war bei Jan zu sein, aber er spürte, dass er genau das jetzt besser nicht sagen sollte. „Willst du mich rasieren? Vielleicht auch einen Iro, so wie du einen hast?“ Jan schwieg und Hannes lehnte seinen Kopf an seine Schulter. Der restliche Tag war wieder sehr vertraut, sie kuschelten, gingen spazieren und sahen abends noch ein Video zusammen mit Jans Mitbewohnern.

Am nächsten Morgen fragte Hannes noch einmal, ob Jan ihm die Haare scheren würde. „Na gut. Dann gehen wir am besten ins Bad“, antwortete er nach einigem Zögern. Hannes konnte das Gefühl, wie das Schergerät über seine Kopfhaut glitt, kaum genießen; zu sehr beschäftigten ihn Jans Bedenken. Er ahnte, dass sie mit Lasse zu tun haben mussten; dass Jan und Lasse sich mochten, war schon bei seinem letzten Besuch kaum zu übersehen gewesen. Nach dem Scheren betrachtete sich Hannes im Spiegel und war ganz beeindruckt, wie sehr er sich selbst gefiel, mit Iro. Er dachte daran, dass er früher immer richtig unzufrieden über sein Aussehen war; aber schon mit den ganz ge-

geschorenen Haaren gefiel er sich viel besser, und noch besser jetzt mit Iro – es war eigentlich kaum zu steigern. Bestimmt würde er auch Jan gut gefallen, besser als Lasse. Jan stand hinter ihm und strich ihm über den Iro, während er vor dem Spiegel stand. Hannes beobachtete, wie Jan ihn durch den Spiegel ansah. „Du bist wirklich unglaublich schön“, sagte er.

Jan ging nachmittags in einem Café arbeiten und kam zwischen sechs und sieben Uhr abends wieder. In dieser Zeit war Hannes meistens in einem Park oder an einem See. Dabei nahm er Zettel und Stifte mit und beschäftigte sich mit mathematischen Fragestellungen. Er hatte ein Buch, in dem 100 bedeutende Fragen der Mathematik dargestellt waren, manche von ihnen noch ungelöst. An einem Abend, Hannes wohnte noch keine Woche in der WG, eröffnete ihm Jan, dass er später noch verabredet war, als er von der Arbeit zurückkam. „Das ist doch in Ordnung, wenn du heute Abend alleine hier bist, oder?“ Vorher wollte er aber noch mit Hannes kuscheln. Hannes spürte der eigenartigen Mischung aus Verunsicherung und tiefer Zufriedenheit nach, die ihn überkam, während sie nebeneinander lagen und er Jans Körper fühlte. Es war deutlich anders als sonst; es drängte sich Hannes regelrecht auf, obwohl er alles versuchte, dieses Gefühl zu unterdrücken. „Liebst du mich?“, rutschte es ihm plötzlich heraus; noch bevor er sie richtig ausgesprochen hatte, fand er diese Frage ziemlich blöd. Was sollte das schon heißen, „Liebst du mich?“, entscheidend war doch, dass sie zusammen in Jans Bett lagen und einander spürten. „Ich mag dich wirklich sehr gerne“, antwortete Jan. Hannes hakte nach, „Und Lasse?“ „Lasse mag ich auch; er ist wirklich ein faszinierender Mensch. Du wirst ihn bestimmt auch mögen, wenn du ihn erst näher kennengelernt hast.“ Hannes fand es eigentlich in Ordnung, dass Jan nicht nur ihn, sondern auch Lasse gerne mochte. Schließlich gab es auch für ihn neben Jan noch Len, der zwar nicht so real war wie Lasse, aber für Hannes dennoch sehr wichtig. Das Kuscheln war nicht so ausgiebig wie gewohnt, aber dennoch sehr schön. Es war ein wahrer Genuss, mit der Hand über Jans Iro zu streichen und umgekehrt Jans Hand auf seiner frisch geschorenen und empfindlichen Kopfhaut zu spüren.

„Ich muss jetzt langsam losgehen, sonst verpasse ich meine Verabredung“, sagte Jan schließlich und stand auf. Hannes blieb liegen und sah zu, wie Jan sich anzog. Zum Abschied legte sich Jan noch einmal neben ihn, gab ihm einen Kuss und drückte ihn an sich, „Bis später.“ Nachdem Jan eine Weile schon weg war und Hannes sich von seinen Gedanken treiben gelassen hatte, ent-

schied er sich aufzustehen. Er hatte vor, Jans Sachen anzuziehen, die in dem Zimmer verteilt herumlagen, und schon der Gedanke daran erregte ihn sehr. Er suchte sich zwei T-Shirts aus, die er sich übereinander anzog, eine Unterhose und schließlich die Armeehose, die er schon öfter getragen hatte. Er betrachtete sich im Spiegel, und es kam ihm vor, als würde er darin Jan sehen, in ihm, in diesem Jungen, der Jans Kleidung trug und sogar einen Iro hatte, genauso wie Jan. Das Einzige, was fehlte, war das Hundehalsband. Plötzlich hörte er Stimmen vor der Wohnungstür und dann gleich, wie die Tür aufgeschlossen wurde. Jans Mitbewohner kamen und hatten Besuch mitgebracht. Sie hatten vor, sich Videos anzusehen und luden Hannes auch dazu ein.

Von den Filmen bekam Hannes kaum etwas mit, dafür hatten ihn die Geschehnisse der letzten Tage zu sehr beschäftigt, vor allen Dingen das schwierige Ankommen hier, in seinem neuen Zuhause. Er wurde früh müde und legte sich dann in Jans Bett, ohne sich auszuziehen. Als er am nächsten Morgen aufwachte, lag er immer noch alleine im Bett; Jan war nicht zurückgekommen. Hannes blieb noch eine Weile im Bett liegen, bevor er sich entscheiden konnte aufzustehen. Er versuchte, Erklärungen dafür zu finden, dass Jan offensichtlich bei Lasse übernachtet hatte, damit er sich sagen konnte, dass er keinen Grund hatte, verletzt zu sein. Je mehr er aber darüber nachdachte, desto stärker wurde aber genau dieses Gefühl, verletzt zu sein. Seine Begegnung mit Jan, der Umzug, es war alles sehr anders, als er sich es vorgestellt hatte.

Er hörte, dass Jans Mitbewohner in der Küche waren, und entschied sich nach einigem Zögern, zu ihnen in die Küche zu gehen. Kevin saß auch da; den hatte er seit seinem Einzug noch nicht gesehen. „Guten Morgen, Jan“, sagte er, „Ich habe gehört, du wohnst jetzt hier?“ Hannes nickte und nahm den Kaffee, den er ihm anbot. „Willst du mit uns frühstücken? Wir haben gerade erst angefangen.“ Der andere Mitbewohner, dessen Namen Hannes immer noch nicht kannte, fragte, ob Jan (der andere) auch schon wach wäre. „Mit zwei Jans, das wird nicht einfach werden“, merkte er an. Hannes sagte, dass Jan gar nicht da war. Die beiden sahen sich an und Kevin sagte nach einer Weile, „Du liebst ihn so richtig, nicht wahr?“ Hannes nickte und merkte, dass ihm inzwischen regelrecht zum Heulen zumute war. „Das ist ja bitter“, sagte dann Kevin, „Ich mag ihn ja gerne, den Jan, er ist wirklich ein Guter. Aber zu dir ist er nie ganz ehrlich gewesen und das finde ich nicht in Ordnung. Es ist dir gegenüber einfach nicht fair. Ich habe ihm immer wieder gesagt, dass er es gar nicht erst soweit kom-

men lassen darf, dass du hier einziehst, aber er ist ja der Meinung, dass sich alles irgendwie finden wird. Das sieht man ja jetzt schon, wie es sich finden wird.“ Hannes starrte in die Kaffeetasse und kämpfte gegen die Tränen an.

Kevin hatte vermutlich recht, wenn er sagte, dass Jan nicht ehrlich war; es war offensichtlich, dass er die Nacht bei Lasse verbracht hatte, aber gesagt hatte es Jan nicht. Überhaupt hatte ihm Jan kaum etwas von Lasse erzählt, und ihn ganz seinen Vermutungen und Befürchtungen überlassen. Warum? Als Hannes schließlich zu weinen anfang, nahm ihn Kevin in den Arm und sagte, „Wir werden dich hier nicht hängen lassen. Das gibt sich schon wieder; du wirst sehen. Freiburg hat auch ohne Jan einiges zu bieten.“ Für Hannes klang es allerdings wenig tröstlich, was Kevin ihm sagte. Er aß ein Brot und ging dann wieder in Jans Zimmer, wo er sich auf das Bett legte. Seine Gedanken überschlugen sich, als er darüber nachdachte, ob er überhaupt länger hier bei Jan bleiben konnte. Er fragte sich, ob er besser wieder zu seinen Eltern zurückgehen sollte, oder ob es vielleicht noch weitere Möglichkeiten gab; etwas anderes, was sein Zuhause werden könnte. Zurückgehen kam eigentlich nicht in Frage, diese Blöße konnte er sich vor seinen Eltern nicht geben. Mit Jan zusammenzuwohnen, während er eine Beziehung mit einem anderen hatte, den er womöglich mehr liebte als ihn, war für ihn allerdings auch schwer vorstellbar.

Am frühen Nachmittag hörte er, wie die Wohnungstür aufgeschlossen wurde, und gleich danach Kevins Stimme, „Das Häuflein Elend liegt da drin; kümme dich mal darum.“ Hannes spürte Jans Zögern, bevor er ins Zimmer kam und sich auf das Bett setzte, in dem Hannes immer noch lag. „Hallo Jan“, sagte er, und Hannes drehte sich auf die Seite, von ihm weg, damit er nicht sah, dass er ganz verheult war. Jan setzte sich neben ihn und strich ihm mit der Hand über den Kopf, „Hey, ist jetzt ein bisschen blöd gelaufen; eigentlich wollte ich gestern Abend wieder kommen, aber dann lief das dann doch anders als geplant.“ „Du warst bei Lasse“, schluchzte Hannes, „Warum hast du nicht gesagt, dass du zu Lasse gehst? Warum bist du nicht ehrlich zu mir gewesen?“ „Ich habe dich nicht belogen“, antwortete Jan, „Ich habe dir doch gesagt, dass Lasse und ich uns mögen; ich glaube, ich habe dir sogar auch gesagt, dass ich ihn liebe.“ „Und ich?“ „Dich liebe ich auch, wirklich, aber es ist halt anders als mit Lasse; ziemlich anders sogar.“

Sie schwiegen dann beide eine ganze Zeit lang, während Jan hinter Hannes auf dem Bett saß. Hannes blieb mit dem Rücken zu Jan gedreht liegen und beobachtete, wie der Puls seine Finger bewegte; die Zeit kam ihm ewig vor. Dann sagte Jan, „Es ist vielleicht ein Fehler gewesen, dass du zu mir gezogen bist. Ich finde es ja gut, dass du weg bist aus diesem Dorf und jetzt hier in Freiburg wohnen willst; aber hier bei mir, das wird nicht einfach.“ „Warum? Du hast gesagt, du liebst mich, und du hast mir auch gesagt, dass du es nicht erwarten kannst, mich wieder zu sehen. Was ist denn daran schwierig?“ „Dass ich eben auch mein eigenes Leben und andere Bedürfnisse habe. Natürlich freue ich mich, dass du hier bist; ich mag dich auch wirklich mehr, als du es dir vielleicht vorstellen kannst. Aber es ist auch so, dass ich mit dir bestimmte Sachen machen kann und andere eben nicht. Ich habe schließlich auch gemerkt, dass du dich nicht so wohl fühlst, wenn ich unterwegs bin und mich mit Schwulen oder mit den Punks treffe, aber das ist halt auch mein Leben.“ „Und“, Jan zögerte einen Moment, „und ich will vor allem auch nicht auf Sex verzichten. Es ist schön mit dir zu kuscheln und mit dir im Bett zu liegen und sich einfach gut zu fühlen, aber es reicht mir nicht. Hast du dir denn mal überlegt, wie ich mir vorkomme, wenn ich merke, wie dir einer abgeht, wenn ich dir die Haare schere, und dann alles vorbei ist, wenn ich deinen Schwanz anfassen will, und du dabei auch noch zuckst?“

Jan legte sich dann neben Hannes ins Bett und legte seinen Arm um ihn. „Ich will dich nicht verlieren, Jan, wirklich nicht. Ich finde, wir sollten Freunde sein, gute Freunde; aber du musst akzeptieren, dass ich jetzt eine Beziehung mit Lasse habe und dass er mir auch sehr wichtig ist.“ Jetzt war es ausgesprochen. In der ganzen Verzweiflung, in der Hannes das Gefühl hatte zu ertrinken, verspürte er jetzt fast eine Erleichterung. Seine schlimmste Befürchtung, das, wogegen er sich immer gewehrt hatte sich vorzustellen, war jetzt ausgesprochen: Jan hatte eine Beziehung mit jemand anderem. Jan kuschelte sich eng an ihn heran und sie lagen noch eine ganze Zeit lang aneinander geschmiegt im Bett. Hannes gelang es, sich wieder zu beruhigen, indem er sich ganz darauf konzentrierte, Jans Körper zu spüren. Was sollte es bedeuten, dass Jan mit Lasse eine Beziehung hatte? Was hieß es, gute Freunde zu sein, was würde sich dadurch ändern? Hatten sie bisher eine Beziehung und Jan hatte sich jetzt von ihm getrennt, oder waren sie schon immer nur gute Freunde gewesen? Konnte Jan eine Beziehung mit ihm und zugleich auch eine mit Lasse haben?

Dass Jan Lasse mochte, weil sie guten Sex miteinander hatten, wusste Hannes ja bereits – das hatte ihn auch eigentlich nicht gestört, zumal er ja wusste, wie wichtig Jan der Sex war. Doch was bedeutete das mit der Beziehung? Er spürte, dass etwas grundlegend anders war, hatte aber keine Idee, was genau.

„Lass uns nach draußen gehen“, schlug Jan dann vor, „Ich glaube, frische Luft tut uns beiden jetzt gut.“ Draußen war bestes Sommerwetter; es war geradezu heiß. Sie gingen in einen Park, der nicht weit von Jans Wohnung entfernt war, und setzten sich dort auf eine Wiese. „Wir haben noch ein Zimmer über“, sagte Jan, nachdem sie, wie es Hannes vorkam, eine Ewigkeit lang schweigend nebeneinander saßen. „Das ist zwar nicht groß und wir verwenden es zum Wäschetrocknen, aber da könntest du einziehen; das habe ich auch schon mit den anderen abgesprochen. Ich finde nämlich, du solltest dein eigenes Zimmer haben.“ Hannes blieb wohl nichts anderes übrig, als damit einverstanden zu sein, vor allem weil Jan auch sagte, dass er sich keine Sorgen machen sollte; es würde sich bestimmt alles einrenken.

Am nächsten Tag räumten sie zusammen das kleine Zimmer leer, in dem zwei Wäscheständer und ein paar Kartons standen, die Jans Mitbewohner zu sich nahmen. Die Wäscheständer kamen ins Badezimmer. Kevin hatte noch eine Matratze und ein paar Decken über, die er vom Dachboden holte und Hannes gab. Zuletzt stellte Hannes seine Tasche in das Zimmer; das war jetzt also sein neues Zuhause. Danach aß er zusammen mit Jan und seinen Mitbewohnern, die jetzt auch Hannes' Mitbewohner waren. Sie kochten zusammen und saßen nach dem Essen zusammen und unterhielten sich. Hannes fühlte sich inzwischen wesentlich besser als noch am Nachmittag. Eigenartiger Weise spürte er Jan gegenüber wieder annähernd ein Gefühl von Vertrautheit, das erste Mal seit er eingezogen war.

Es war schon einigermaßen spät, als Jan sagte, dass er sich ins Bett legen wollte, und ins Badezimmer ging. „Ich bin auch schon müde“, sagte dann Hannes und ging in sein neues Zimmer. Es kam ihm sehr merkwürdig vor, alleine in seinem neuen Zimmer auf seiner neuen Matratze zu liegen, und nach einigen Überlegungen entschied er sich, aufzustehen und zu Jan zu gehen. „Darf ich bei dir schlafen?“, fragte er und befürchtete insgeheim, abgewiesen zu werden. Aber Jan sagte, „Ja, komm her; ich bin aber wirklich schon ziemlich müde.“

Das war Hannes auch; er legte sich neben Jan, schmiegte sich an ihn und schlief gleich ein.

Hannes schlief auch in den folgenden Nächten bei Jan. Jan wachte meistens vor ihm auf und weckte ihn, nachdem er Kaffee gekocht und zwei Kaffeetassen neben das Bett gestellt hatte. „Gut geschlafen?“, fragte er meistens und legte sich wieder neben Hannes. Hannes kam die Situation ein wenig unwirklich vor; es war, wie es immer war mit Jan, als ob es die Tage nach dem Einzug und die Probleme wegen Lasse nicht gegeben hätte. Er fühlte sich wohl, während sie zusammen im Bett lagen und Kaffee tranken. An einem Morgen sagte Jan, „Du hattest recht, als du sagtest, dass ich nicht ehrlich zu dir gewesen bin. Ich hätte dir von Anfang an sagen sollen, was mit mir und Lasse ist. Aber ich habe mich halt auch nicht getraut, weil ich dachte, ich würde dir weh tun, wenn ich dir das alles erzähle.“ Jan schien auf eine Antwort zu warten, aber Hannes starrte nur in seine Kaffeetasse. „Ich wollte dir nicht wehtun und am Ende habe ich dich wohl mehr verletzt, als wenn ich gleich alles gesagt hätte.“ Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu, „Lasse kommt heute wieder und wird mich heute Nachmittag besuchen. Er dann wird er auch hier übernachten; wir haben uns über eine Woche nicht gesehen. Er weiß, dass du hier bist, aber er ist ein bisschen eifersüchtig. Du darfst es ihm nicht übel nehmen, wenn er ein bisschen komisch ist.“ Hannes wusste zu all dem nichts zu sagen; was sollte das heißen, dass Lasse „ein bisschen eifersüchtig“ und „ein bisschen komisch“ war? Er konnte sich nichts darunter vorstellen. Nachdem sie eine Weile im Bett gelegen und ausgiebig miteinander gekuschelt hatten, standen sie auf und frühstückten. Jan ging los, um ein paar Dinge zu erledigen und Hannes spazierte alleine durch die Stadt.

Als er zurückkam, saßen Jan und Lasse zusammen in der Küche. „Ihr kennt euch ja“, sagte Jan, als Hannes in die Küche schaute. Lasse hatte immer noch einen grünen Iro und den Nietengürtel; er nickte wortlos. Hannes fühlte sich ziemlich unbehaglich, da er überhaupt nicht wusste, wie er sich verhalten sollte. Er setzte sich nach kurzem Zögern zu den beiden und beobachtete, wie Lasse mit der Hand über Jans Oberschenkel strich. „Jan wohnt jetzt schon zwei Wochen hier“, sagte Jan, wohl um die Stimmung ein wenig aufzulockern, „Es tut ihm gut, aus dem Kaff weg zu sein, in dem er gelebt hat.“ Sie schwiegen sich eine Zeit lang an, die Hannes wie eine Ewigkeit vorkam. „Er kennt ja außer mir niemanden in Freiburg“, erklärte Jan. Um dieser Situation, die er als sehr

angespannt empfand, zu entkommen, sagte Hannes, dass er müde wäre und sich hinlegen wollte. Dann ging er in Jans Zimmer und legte sich auf das Bett. Müde war er eigentlich nicht, aber die Begegnung mit Lasse nahm ihn derart in Beschlag, dass er nichts anderes tun konnte, als im Bett zu liegen und seine Gedanken schweifen zu lassen.

Plötzlich wurde er aus seinen Gedanken herausgerissen, als er Lasses Stimme hörte, „Wohnt er jetzt in deinem Zimmer?“, und nachdem Jan verneinte, „Warum liegt er dann in deinem Bett?“ Hannes hatte erst jetzt mitbekommen, dass die beiden ins Zimmer gekommen waren. Lasse schien es offenbar nicht zu gefallen, ihn in Jans Bett liegen zu sehen. „Ist es ok, wenn du in dein Zimmer gehst?“, fragte daraufhin Jan, und nachdem Hannes aufgestanden und aus dem Zimmer gegangen war, schloss Lasse gleich die Tür hinter ihm. Dann hörte er wieder Lasses Stimme, „Erzähl mir nicht, dass er immer noch mit dir im Bett schläft; du hast mir doch gesagt, dass es vorbei wäre mit Jan.“ Hannes fiel wieder in diesen dunklen Trichter, genauso wie vor ein paar Tagen nach dem Gespräch mit Kevin. Dieses Gefühl, in einen Trichter zu fallen, kannte er von Kindheit an. Meist ließ es nach kurzer Zeit wieder nach, und Hannes konnte sich vergewissern, noch immer in dieser zwar ungeliebten, aber dennoch vertrauten Welt zu leben, doch diesmal schien es kein Halten zu geben. Er lag auf seiner Matratze und fiel und hörte nicht mehr auf zu fallen.

Nach etlichen Stunden war er eingeschlafen und als er wieder aufwachte, war es drei Uhr morgens. Er hörte Geräusche, die aus Jans Zimmer drangen, die er erst nach einer Weile als Jans Stöhnen erkannte. Die beiden waren wohl noch wach und gaben sich offenbar ihren sexuellen Abenteuern hin. Hannes lag eine Weile auf seiner Matratze und lauschte ihnen. Die Geräusche aus Jans Zimmer klangen eigenartig weit weg, und nach und nach merkte Hannes, dass er sich fühlte, als wenn er ganz und gar in Watte eingepackt wäre. Als er dann noch diese Traurigkeit in sich aufsteigen spürte, entschied er sich, spazieren zu gehen. Er ging in den nahe gelegenen Park und setzte sich dort auf eine Bank. „Jetzt bin ich am Ende des Trichters angekommen“, dachte er und sagte diesen Satz mehrmals hintereinander vor sich hin. So nahm er sich jetzt wahr: Alles schien unendlich weit entfernt, die Geräusche klangen dumpf, die Farben erschienen blass – bis hierhin war er noch nie gelangt, ans untere Ende des Trichters.

Als er zurück ging, in sein neues Zuhause, war es schon längst wieder hell geworden. Im Treppenhaus begegnete er Kevin, der auch gerade auf dem Weg in die Wohnung war. „Wie siehst du denn aus, geht es dir nicht gut?“ Hannes war unfähig etwas zu sagen; stattdessen spürte er, wie seine Wangen feucht wurden, und hörte, weit entfernt, sein eigenes Schluchzen. Kevin legte seinen Arm um ihn und führte ihn schließlich in die Küche, wo er Wasser für Kaffee aufsetzte. Nachdem Hannes sich wieder ein wenig gefangen hatte, erzählte er Kevin von der Begebenheit mit Lasse und vor allen Dingen davon, dass Jan Lasse offenbar versprochen hatte, dass es mit ihm vorbei wäre, mit Jan und Jan. Als er das sagte, brach er wieder in Tränen aus. Kevin schwieg zu seinen Ausführungen. Nach einer Weile sagte er, „Ich glaube, auf Dauer tut es dir gar nicht gut, hier zu wohnen. Ich kenne ein paar Leute aus einem besetzten Haus, nicht weit von hier, da kannst du vielleicht für eine Weile unterkommen. Die sind auch ganz in Ordnung dort.“ Er sagte ihm zu, dort nachzufragen, ob sie „einem gebrochenen Herzen Asyl gewähren“.

Lasse kam an den folgenden Tagen nicht mehr zu Besuch, aber Jan war jeden zweiten Abend nicht zu Hause. Nach zwei Wochen sagte Kevin, dass es in dem besetzten Haus ein freies Zimmer gab und Hannes es sich ansehen konnte. Sie gingen zusammen dorthin; es war in der Nähe des Bahnhofs. Hannes kam alles vor wie ein absurder Traum; er war erschrocken über die Distanz, die er jetzt zu den Geschehnissen verspürte. Es war, als würde man ihn zu seiner Hinrichtung bringen, aber es machte ihm überhaupt nichts aus; es ließ ihn wortwörtlich kalt. Das Haus war innen wie außen bunt bemalt und überall lag Müll und Schrott herum; die Leute dort waren aber sehr freundlich. Als Kevin erzählte, dass Hannes eine Bleibe brauchte, am besten sofort, boten sie ihm ohne zu zögern an, bei ihnen unterkommen zu können. Sie zeigten ihm ein Zimmer und sagten, dass er es noch ein wenig renovieren musste; die Fenster hatten keine Scheiben und der Boden war völlig verdreckt. Hannes sagte, dass er das Zimmer in Ordnung fand, und bedankte sich leise dafür, hier wohnen zu dürfen. In dem Zimmer musste wirklich noch einiges renoviert werden. Kevin sagte ihm zu, dabei zu helfen, und war zuversichtlich, dass das meiste in ein paar Tagen zu bewerkstelligen war. Sie sahen sich noch ein wenig in dem Haus um und gingen dann wieder zurück, nach Hause, zu Jan, der in der Küche saß.

Kevin sagte ihm, dass Hannes sich entschieden hätte, in das besetzte Haus zu ziehen, in dem sie gewesen waren. Jan zeigte sich zuerst etwas überrascht,

sagte dann aber, „Vielleicht ist es wirklich das Beste; so wie die letzten Tage geht es ja auch wirklich nicht.“ „Ich lass euch jetzt besser alleine“, sagte Kevin und ging in sein Zimmer. Jan und Hannes verbrachten die nächsten Stunden zusammen, ohne miteinander zu reden. „Bist du mir böse?“, fragte Jan und brach damit die Stille, die sie die ganze Zeit umgeben hatte. Hannes konnte nicht behaupten, dass er Jan böse war; irgendwie verstand er ihn sogar und fand es eigentlich auch in Ordnung, wie er mit dieser schwierigen Situation umging. Dennoch war er verletzt, sehr verletzt sogar. „Das wollte ich nicht“, sagte Jan und Hannes konnte sehen, wie ihm Tränen die Wangen herab liefen.

Ende Juli hatte Jan Geburtstag und gab eine Party. Er war auf den Tag genau eineinhalb Jahre älter als Hannes. Hannes stellte sich vor, dass von außen betrachtet die Positionen, die die Erde an ihren jeweiligen Geburtstagen im Sonnensystem einnahm, die größte mögliche Distanz voneinander hatten; zumindest fast. Wäre sein Geburtstag nur etwa vier Wochen früher gewesen, Anfang Januar zum Periheldurchgang der Erde, und Jans ein halbes Jahr später Anfang Juli, dann wäre die Distanz zwischen ihnen tatsächlich die größtmögliche gewesen. Das hatte er früher nie bedacht. Die Geburtstagsfeier war eine richtige Party. Die Wohnung war voll von Leuten, die Hannes nicht kannte; Lasse war natürlich auch da. Hannes fing sehr schnell an, sich unwohl zu fühlen, und ging, ohne etwas zu sagen. Zuerst lief er ziellos durch die Stadt und ging dann zu dem besetzten Haus, in sein neues, schmutziges und fensterloses Zimmer. Dort schlief er irgendwann ein.

In der folgenden Zeit verbrachte er jeden Tag in dem besetzten Haus, um sein neues Zimmer herzurichten. Anfangs wurde er von Kevin begleitet, der ihm auch beim Renovieren half. Aber es waren auch im Haus immer genügend Leute da, die halfen, sodass Hannes die Renovierungen gut auch ohne Kevin abschließen konnte. Im Hinterhof des besetzten Hauses standen viele alte Möbel und andere Dinge, die er gebrauchen konnte. Hannes ging jeden Tag früh morgens schon los und kam erst abends wieder in Jans WG zurück. In dem besetzten Haus wurde jeden Tag gekocht und es war selbstverständlich, dass Hannes dort aß. Manchmal half er beim Kochen und schnitt das Gemüse oder bereitete einen Salat. Seine neuen Mitbewohner fand er alle richtig nett; er fühlte sich schon nach wenigen Tagen einigermaßen wohl in dem Haus und in seinem neuen Zimmer – bereits während dem Renovieren fühlte er sich dort eigentlich schon mehr zu Hause als bei Jan, wo er sich nur noch zum Schlafen

aufhielt. Lasse hatte er in der ganzen Woche nicht mehr bei Jan angetroffen, in der er sein neues Zimmer renovierte. Wenn Jan zu Hause war, kuschelten sie abends und schliefen zusammen in Jans Bett; doch meistens war Jan bei Lasse und Hannes schlief alleine in seinem kleinen Zimmer.

Es dauerte zwei Wochen, bis das Zimmer fertig renoviert war und Hannes einziehen konnte. Zum Umzug begleitete ihn Kevin und half ihm, das Zimmer zu fegen. „Jetzt holen wir auch gleich deine Sachen, und dann ist der Umzug auch schon perfekt“, sagte er und sie gingen wieder zurück in Hannes' altes Zuhause, um dort seine Sachen einzusammeln, die schnell gepackt waren. Kevin half ihm, die Matratze zu tragen, die er mitnehmen durfte. Genauso schnell, wie er aus seinem alten Zimmer ausgezogen war, hatte sich Hannes in seinem neuen Zimmer eingerichtet. Abends beim Essen waren fast alle versammelt, die in dem Haus wohnten, um ihren neuen Mitbewohner zu begutachten. „Ich heiÙe Jan“, sagte Hannes und dann stellten sich seine neuen Mitbewohner vor. Doch davon bekam er kaum etwas mit; ihm war, wie wenn das Gesagte einen Bogen um ihn machen und ihn nicht mehr erreichen würde. Erst nachdem er eine ganze Zeit lang schweigend in der Küche gesessen hatte, fiel ihm auf, wie müde er geworden war. Er ging in sein neues Zimmer und legte sich auf die Matratze.

Jan war nicht zu Hause gewesen, als Hannes seine Sachen dort abgeholt hatte; Hannes war ausgezogen, ohne sich von ihm zu verabschieden. Er lag noch lange auf dem Bett und dachte über seinen Umzug zu Jan nach, darüber, dass alles so völlig anders kam, als er es erwartet hatte, und dass er eigentlich keine Idee hatte, wie es weitergehen sollte. Was er in Freiburg ohne Jan tun sollte, darüber hatte er sich nie Gedanken gemacht. Am nächsten Morgen fühlte er sich unendlich schwer. Obendrein hatte er schlecht geschlafen; er musste sich erst an die neue Umgebung gewöhnen. Er kochte sich einen Kaffee in der Küche und nahm ihn mit in sein Zimmer. Dann klopfte es an seine Tür und einer seiner neuen Mitbewohner schaute herein, „Bist du Jan? Ich glaube, du hast Besuch.“ Dann schaute Jan durch den Türspalt und fragte, ob er hereinkommen durfte. Hannes nickte, „Willst du auch einen Kaffee?“ Er ging in die Küche, um für eine zweite Tasse Kaffee zu holen, und als er wieder kam, saÙ Jan auf seiner Matratze. Er sagte, „Ist ja eigentlich ganz schön hier.“ Hannes nickte und setzte sich neben ihn.

„Ich wollte mich noch verabschieden, aber du warst gestern nicht da, als ich meine Sachen geholt habe“, sagte er leise und musste sich richtig zusammenreißen, um nicht gleich wieder in Tränen auszubrechen. „Tut mir leid, wirklich“, sagte Jan, „Ich hatte nicht daran gedacht, dass es schon soweit war.“ Nach einer Pause setzte er fort, „Das ist für mich gerade auch nicht leicht, glaub mir.“ Hannes brachte kein Wort hervor. Er überlegte, ob er Jan jetzt umarmen durfte; er wusste eigentlich noch nicht einmal, ob er ihn überhaupt umarmen wollte. Jan schien nicht weniger verunsichert zu sein; auch er brachte kaum ein Wort hervor. Nachdem sie sich – wie es Hannes vorkam – eine Ewigkeit angeschwiegen hatten, sagte Jan, „Es ist wohl besser so, dass du jetzt hier bist. Ich hoffe nur, dass du mir deswegen nicht für immer böse bist.“ Hannes schwieg und starrte auf den Boden; dabei fiel ihm auf, dass er trotz des intensiven Feigens noch lange nicht sauber war. Schließlich konnte er seine Tränen nicht mehr zurückhalten und Jan nahm ihn in den Arm, als er anfangen zu weinen. Hannes fühlte sich fremd dabei, es war nicht er, der weinte; er war dafür viel zu weit entfernt, tief im Innern des Trichters. Niemand konnte ihn mehr erreichen, auch Jan nicht. Der ließ ihn nach einer Weile wieder los und stand auf, um zu gehen. „Hey, das schaffst du schon, wirst du sehen“, sagte er noch, bevor er das Zimmer verließ. Hannes blieb in seinem Trichter zurück und konnte kaum noch die Trauer spüren, die jetzt eigentlich da sein musste. Er fühlte sich sehr alleine und fing sogar schon an, sich an dieses Gefühl zu gewöhnen.

Jan kam in der folgenden Zeit immer wieder, um Hannes zu besuchen und Hannes besuchte ihn auch regelmäßig. Sie trafen sich etwa zwei bis dreimal in der Woche, meistens nur kurz; manchmal aber verbrachten sie auch einen ganzen Nachmittag miteinander. Es kam sogar vor, dass Hannes die Nacht bei Jan verbrachte und sie miteinander kuschelten, was sich beinahe so anfühlte wie früher. Doch Hannes fiel es immer schwerer, sich auf diese Art von Verhältnis mit Jan einzulassen, zumal er auch wusste, dass sich Lasse und Jan fast jeden Tag trafen. Er wurde bei jedem Treffen von einer zunehmenden und zugleich gefühllosen Trauer überwältigt; er brauchte hinterher jedes Mal einige Zeit, sich wieder davon zu erholen. Das merkte auch Jan. „Ich glaube, es tut dir nicht so gut, wenn wir uns treffen“, sagte er bei einem dieser Treffen. Hannes wohnte inzwischen schon über einen Monat nicht mehr bei ihm, aber für ihn fühlte es sich dennoch an, als wenn er erst am Tag zuvor ausgezogen wäre. Immerhin geschah es nur noch selten, dass er heulen musste, während sie

noch zusammen waren, und Jan ihn dann in den Arm nahm. Aber diese distanzierten und eigenartig tauben Gefühle von Schmerz und Traurigkeit nahmen mit der Zeit deutlich zu. Jan sagte, dass er ein wenig besorgt war um Hannes, und schlug vor, dass sie sich in Zukunft nicht mehr so oft trafen. So sollte Hannes lernen, ohne Jan zu leben. Es fiel ihm schwer, es sich einzugestehen, aber Hannes fand es auch vernünftig, es so zu handhaben. „Du musst lernen, dein eigenes Leben zu führen; du kannst nicht ewig Dingen nachtrauern, die es nicht mehr gibt“, sagte Jan und hatte irgendwo auch recht damit.

Hannes fühlte sich schwerer und schwerer, je mehr er darüber nachdachte. „Mein eigenes Leben“, kam ihm immer wieder in den Sinn. Er hatte überhaupt keine Vorstellung, was das sein sollte, sein „eigenes“ Leben. Jan war sein Leben und vor Jan war Len sein Leben gewesen; jetzt war da nichts mehr, einfach nichts. Hannes sagte schließlich, dass Jan recht hatte und dass er selbst schon so etwas gedacht hatte. Vielleicht war es besser, sich nicht mehr so häufig zu sehen. Er wünschte sich, noch einmal bei Jan zu übernachten, mit ihm in seinem Bett, und versprach, dass es das letzte Mal sein würde. „Jetzt werde nur nicht dramatisch“, sagte Jan, aber er willigte ein. Eigentlich war er am Abend mit Lasse verabredet, aber er rief ihn an und sagte die Verabredung ab. „Deswegen werden wir uns morgen bestimmt wieder ganz schön streiten, aber das bin ich dir, glaube ich, schuldig.“ Hannes genoss es, Jan neben sich zu spüren, und tat in der Nacht kein Auge zu.

Als Jan schon längst eingeschlafen war, stand er auf, um in die Küche zu gehen. Dafür zog er sich Jans Armeehose an, betrachtete sich im Spiegel und genoss es, Jan zu spüren, indem er seine Hose spürte. Er saß schon eine Weile in der Küche, als Jan hereinkam, „Du kannst nicht schlafen?“ Hannes nickte. Jan setzte sich neben ihn und legte seine Hand auf seinen Oberschenkel, „Das ist doch meine Hose. Ich finde, die passt gut zu dir.“ Hannes schmiegte sich an ihn. „Möchtest du sie haben?“, fragte Jan, „Ich schenke sie dir.“ Nach einer Weile legten sich beide wieder ins Bett. Am nächsten Morgen ging Hannes, gleich nachdem sie noch zusammen einen Kaffee getrunken hatten.

Obwohl es ihm anfangs nicht leicht fiel, meldete er sich nur noch ein Mal alle ein bis zwei Wochen bei Jan. Jans Hose trug er jeden Tag, seit er sie bekommen hatte; durch sie fühlte er sich Jan immer nahe. Jans Namen hatte er auch endgültig erhalten. In Freiburg kannten ihn alle nur als Jan und außer Jan

wusste hier niemand, dass er in Wirklichkeit Hannes oder Johannes hieß. Er hatte sich selbst so an Jan als Namen gewöhnt, dass es ihm inzwischen richtig merkwürdig vorkam, wenn ihn seine Eltern am Telefon Johannes nannten. Johannes oder Hannes, das war er nicht mehr. Jetzt war er Jan, der eine Armeehose und zwei T-Shirts übereinander trug und in einem besetzten Haus in Freiburg wohnte. Vielleicht war ja das sein neues „eigenes Leben“.

Jan und Lasse zogen im kommenden Frühjahr zusammen nach Hamburg. Lasse kam ursprünglich aus Norddeutschland und Jan hatte in Hamburg einen Job gefunden. Jan sagte, dass es beide wieder in den Norden zog. Hannes hatte inzwischen auch eine Arbeit gefunden, bei der er zweimal die Woche eine Nachtschicht in einer Fabrik arbeitete. Er bekam die Arbeit recht gut bezahlt und weil er nur wenig Geld brauchte, genügte ihm dieser Job zum Leben. Erst als Jan und Lasse weggezogen waren, kam Hannes allmählich wieder aus dem Trichter heraus. Die Welt bekam wieder Farben und hörte sich weniger dumpf an. Es gab ein Leben nach Jan, ein „eigenes Leben“; aber es fühlte sich ziemlich bedeutungslos an.

Len

„m, 24 Jahre alt, sucht unkomplizierten m mit einem Faible für Fesselungen. Kein Sex“. Jan las diese Anzeige immer wieder; er hatte sie den Tag zuvor in einem Schwulenmagazin gefunden. Insbesondere, dass da stand, „kein Sex“, klang sehr vielversprechend. Das mit dem schwulen Sex hatte noch nie richtig funktioniert; Jan hatte inzwischen einige, vor allem auch einige unangenehme Erfahrungen damit gemacht. Es schien nicht seine Sache zu sein, was ziemlich misslich war, da im Umgang mit Schwulen Sex eine nicht unwichtige Rolle spielte. In der Schwulengruppe hatte er sogar mal jemanden kennengelernt, der bereit war, es mit ihm zu üben, den schwulen Sex, aber das brachte Jan am Ende auch nicht weiter. Mit jeder neuen Erfahrung wurde immer deutlicher, dass er dafür in keiner Weise kompatibel war und dem Ganzen auch eigentlich nicht viel abgewinnen konnte. Er war sich inzwischen ziemlich sicher, dass sich das nicht mehr ändern würde. Gerne hätte er hin und wieder mal mit jemandem gekuschelt oder einfach nur zu zweit in einem Bett gelegen – seine Ansprüche waren wirklich nicht hoch. Aber so etwas scheiterte regelmäßig an diesem Anspruch nach Sex, der immer früher oder später im Raum stand, wenn er einen anderen schwulen Mann kennenlernte.

Besonders reizvoll fand er hin und wieder auch den Gedanken, sich von jemandem fesseln zu lassen. Die Vorstellung, gefesselt zu werden, hatte seit seiner Kindheit an Ausstrahlung nichts verloren, im Gegenteil. Jan lebte aber in dieser Hinsicht völlig abstinent, wodurch seine Lust danach und die Erregung, die die entsprechenden Phantasien in ihm auslösten, sich zuweilen bis ins Unerträgliche steigerten. Seine wenigen Versuche, in der Schwulenszene Leute zu finden, von denen er sich fesseln lassen konnte, scheiterten ebenfalls alle daran, dass auch diese Treffen immer mit der Erwartung nach Sex verbunden waren; nach „normalem“ schwulen Sex, bei dem Fesseln eher als Beiwerk gesehen wurde. Daher kam es kein einziges Mal dazu, zum Fesseln.

Diese Anzeige dagegen stellte Jan etwas in Aussicht, was er insgeheim lange gesucht, aber nicht gefunden hatte. Er hatte noch nie auf eine Kontaktanzeige geantwortet und war sich auch unsicher, ob so etwas wirklich funktionieren konnte oder am Ende nicht doch einfach blöde würde. Aber diese Anzeige sprach ihn wirklich an, vor allem der Zusatz, „Kein Sex“. Auch der Ausdruck „Faible für Fesselungen“ gefiel ihm gut; er fand, so wie es formuliert war, muss-

te es von jemandem stammen, der Fesselungen ähnlich erlebte wie er, als etwas, das kaum etwas mit dem „normalen“ Sex zu tun hatte. Er entschied sich am Ende, spazieren zu gehen und sich dabei zu entscheiden, ob er antworten würde oder nicht; Spaziergänge waren für ihn das beste Mittel, auf klare Gedanken zu kommen.

Er musste sich überwinden aufzustehen, denn es war eisig kalt in seinem Zimmer. Das Fenster isolierte so gut wie gar nicht und der Ofen war irgendwann in der Nacht ausgegangen. Er zog sich mehrere Pullover über, zwei lange Unterhosen, Strümpfe, Hose und am Ende noch seine Mütze, seine schwarze Jan-Mütze. Und natürlich noch seine Halskette und das Armband für das rechte Handgelenk; an seinem linken trug er immer noch das Armband, das ihm Jan geschenkt hatte und das er seither Tag und Nacht umhatte, ohne Unterbrechung. Auch die Hose war noch Jans Hose, Jans dunkelgrüne Armeehose. Die Erinnerung an die Zeit mit Jan tat immer noch weh und tauchte immer noch häufig auf, wenn auch mit abnehmender Intensität. Es war ja schließlich schon ein paar Jahre her, seit sich Jan von ihm getrennt hatte, mehr als drei Jahre.

Bevor er ging, feuerte Jan den Ofen an und trank einen Kaffee, bis die Kohle im Ofen richtig glühte. Morgen war sein Geburtstag, der dreiundzwanzigste. Auch dieser Geburtstag wird, wie die Geburtstage zuvor, ein ganz normaler Tag sein, ein Tag wie jeder andere auch, dachte Jan, während er über seinen Geburtstag nachdachte. Er konnte an dem Tag, dem Jahrestag seiner Geburt, nichts besonderes entdecken. Im Gegenteil, es wäre ihm einiges erspart geblieben, wenn es diesen Tag nicht gegeben hätte. Es war Sonntag und daher sehr ruhig auf der Straße; Jan hatte nur seine Pullover an und genoss die frische Luft, die er an seinem ganzen Körper spürte.

Seinen Parka trug er nicht mehr, nicht mehr, seit sich Jan von ihm getrennt hatte. Die Frage, warum sein Kontakt zu Jan, dem anderen Jan, nach dessen Umzug nach Hamburg so schnell abgebrochen war und sie sich seither nicht mehr begegneten, beschäftigte ihn seit ihrer Trennung sehr. Sie hatten sich einige Wochen nach dem Umzug noch einmal gesehen, weil Jan nach Freiburg kam, um etwas zu erledigen, aber das war es. Sie hatten dann noch ein paar Mal telefoniert, aber das war für beide unangenehm, weil das Gespräch immer schnell ins Stocken kam. Für Jan war klar, dass sich Jan am Ende deswegen für Lasse entschieden hatte, weil es bei ihm mit dem Sex klappte, anders als

bei ihnen, den beiden Jans. Auch wenn Jan es damals bestritten hatte oder vielleicht gar nicht wahrhaben wollte, das Thema Sex war auch für ihn wichtig und am Ende entscheidend. Seit der Trennung dachte Jan oft über diese Diskrepanz nach, die zwischen seiner inneren und der äußeren Welt bestand. Seine innere Welt mit den Begegnungen mit Len vor allen Dingen und den damit verbundenen Sehnsüchten, in denen sein Parka mit Fellkapuze eine besondere Rolle spielte; und die äußere Welt, in der es Jan gab und in der er wirkliche Freundschaft erlebt hatte, auch wenn sie nur von begrenzter Dauer war. In dieser äußeren Welt war Jan fremd und die Vorstellung, dass Jan, der andere, den er immer noch liebte, dass er auch zu dieser äußeren Welt gehörte, war schwer erträglich. Da, wo er zu Hause war, tief in sich selbst, da war er alleine, ganz alleine. Er kam zu der Überzeugung, dass die Beziehung, die er mit Jan hatte, eigentlich an der Unvereinbarkeit dieser Welten scheiterte, seiner inneren und der äußeren Welt. Er kam zu dem Schluss, dass als Konsequenz aus dem Scheitern der Freundschaft mit Jan das Ende der Zeit mit Len kommen musste, das Ende der Diskrepanzen, der heimlichen Leidenschaften und eben auch das Ende der Zeit des Parkas und der Fellkapuze. Stattdessen sollte sein Leben in der wirklichen Welt stattfinden, in einer Welt, in der auch andere Menschen lebten als er. Letzten Endes stellte sich aber gerade dieser Effekt nicht ein; sein Leben fand hier nicht statt, es passte nicht hierher.

Auf jeden Fall war der Herbst nach der Trennung, der Herbst 1982, der Herbst gewesen, in dem Jan beschloss, seinen Parka nicht mehr zu tragen und keine Fellkapuze mehr auf seinem Kopf zu spüren. Jan trug von diesem Herbst an überhaupt keine Jacken mehr, sondern nur noch Pullover, von denen er im Winter mehrere übereinander schichtete. Auf eine Mütze konnte er wegen seiner empfindlichen Ohren nicht verzichten; meistens genügte sie, nur wenn es sehr kalt war, bekam er auch mit Mütze Ohrenschmerzen, die aber schnell wieder nachließen, wenn er wieder im Warmen war. Er hatte diesen kalten Novembertag Ende 1982 noch genau in Erinnerung, den Tag, an dem er sich endgültig von Len verabschiedete und ein letztes Mal noch seinen Parka trug. Bevor er ihn anzog, befühlte er ausgiebig das Fell, mit dem er gefüttert war, und genoss die Fellkapuze auf seinem Kopf. Er erinnerte sich, wie schwer ihm die Entscheidung fiel, ob er die schwarze Jan-Mütze oder die Len-Mütze, die mit dem Troddel, unter der Kapuze tragen sollte. Am Ende dachte er sich ein kompliziertes Auslosungsverfahren aus und das Los fiel auf die Len-Mütze.

Er lief eine ganze Weile durch die Stadt, bis er in einem Park einen Winkel fand, wo er stundenlang ungestört sitzen und seinen Gedanken folgen konnte. Die Gefühle, die ihm damals der Parka vermittelte und vor allen Dingen auch die Kapuze über der Len-Mütze, waren überwältigend. Sie waren so stark, dass er sich sogar jetzt noch, mehr als drei Jahre später, so genau daran erinnern konnte, als wenn es gerade ein paar Tage her gewesen wäre. Aber Len erschien nicht, noch nicht einmal in seiner Phantasie; zu stark war der Schmerz über den Verlust seiner Freundschaft mit Jan, seines besonderen Verhältnisses mit ihm. Es fühlte sich gut an, den Parka zu tragen und die Kapuze auf dem Kopf zu spüren, wirklich gut, aber die Zeit für solche Dinge, die Len-Jan-Zeit, war nun endgültig vorbei. Stattdessen kam eine Zeit, in der er nicht nur im wirklichen Leben, sondern auch in seiner eigenen, inneren Welt alleine war, ganz auf sich selbst gestellt, und sein eigenes Leben leben musste, von dem er nicht die geringste Vorstellung hatte, was es sein sollte. Als er schließlich wieder zurückkam in sein Zimmer, sein neues Zuhause, verpackte er den Parka in eine Reisetasche und legte die Len-Mütze und die Jan-Mütze, die er zusammen mit dem Parka bekommen hatte, dazu. Er legte sie in die Kapuze des Parkas, damit wenigstens sie sich in dem Fell wohlfühlen konnten. Da waren sie jetzt, nach über drei Jahren, immer noch, der Parka und die beiden Mützen.

Jans neuer Kapuzenpullover

Während er durch die Stadt spazierte, dachte Jan intensiv über die Kontaktanzeige nach. Er überlegte sich, was für ein Mensch sich wohl dahinter verbergen konnte, wie er wohl aussah, wie er wohl hieß. Besonders reizvoll erschien ihm der Gedanke, dass es wirklich jemand sein könnte, der ihm sehr ähnlich war, der ähnlich fühlte wie er und ähnliche Sehnsüchte hatte. Noch nie hatte er jemanden gefunden, mit dem er auch nur annähernd solche Ähnlichkeiten verspürte. Die einzigen, mit denen er sie zumindest zeitweise glaubte zu spüren, waren Len, Kay und Jan. Aber bei Kay hatte sich dieser Glaube schnell als ein fatales Missverständnis herausgestellt. Auch Jan war anders, wie er feststellen musste; vor allen Dingen hatte er andere Vorlieben, Bedürfnisse und Sehnsüchte als er. Bei Len war das natürlich unüberprüfbar; Len war im Grunde genommen er selbst. Manchmal war er sich sogar unsicher, ob er Len wirklich getroffen hatte oder ob diese Begegnung nur in seinen Träumen stattfand. Es machte eigentlich keinen Unterschied: Len war so oder so Teil seiner Traumwelt und damit unwirklich.

Plötzlich wurden seine Gedanken durchbrochen; er sah am Rand des Gehwegs etwas schwarzes auf dem Boden liegen. Er betrachtete es im Augenwinkel, während er daran vorbei lief, um zu erkennen, was es wohl war. Nachdem er ein paar Schritte weiter gegangen war, blieb er stehen; es war offensichtlich ein Pullover. Jan liebte es, Kleidung auf der Straße zu finden. Alles, was er trug, stammte entweder noch aus seiner Jugendzeit, was inzwischen das wenigste war, oder er hatte es geschenkt bekommen, wie die Armeehose von Jan oder seine Schuhe von einem seiner Mitbewohner in dem besetzten Haus, oder er hatte es auf der Straße gefunden. Die meisten Sachen, die er hatte, hatte er auf der Straße gefunden, so auch sämtliche Pullover, die er jetzt übereinander trug. Er ging wieder zurück und hob den Pullover auf, der völlig verdreckt und gefroren war. Als er den Pullover in der Hand hielt, durchfuhr es ihn wie ein elektrischer Schlag: Der Pullover hatte eine Kapuze; es war ein schwarzer Kapuzenpullover.

Das einzige Kleidungsstück mit Kapuze, das Jan hatte, war sein Parka, den er seit über drei Jahren nicht mehr getragen hatte. Er kam sich vor wie in einem Traum und war überwältigt von den Bilderkaskaden, die ihn durchströmten, während er den Pullover mit Kapuze anstarrte und ausgiebig die gefrorene Kapuze befühlte. Er versuchte sich vorzustellen, wie er wohl in dem Kapuzenpullover aussah und wie sich wohl diese Kapuze auf seinem Kopf anfühlte. Dabei beobachtete er genau die erregenden Gefühle, die dabei in ihm aufkamen. Schließlich nahm er ihn mit nach Hause, wo er ihn gleich gründlich in heißem Wasser gewaschen und zum Trocknen in seinem Zimmer aufgehängt hatte. Er musste immer wieder die feuchte Kapuze des Pullovers befühlen und an dem Pullover riechen; es war fast wie ein Zwang. Immer wieder kam ihm der Gedanke, dass ihn der Geruch des Pullovers an Len erinnerte, und in seiner Phantasie spielte er die unterschiedlichsten Möglichkeiten durch, wer wohl diesen Pullover einmal getragen haben könnte.

In seiner Euphorie hatte er dann auch keine Mühe mehr, sich dafür zu entscheiden, auf die Kontaktanzeige zu antworten. Er war überrascht, wie leicht es ihm fiel, einen Antworttext zu schreiben, den er ähnlich knapp hielt, wie die Anzeige formuliert war: „Hallo, ich heiße Jan, bin fast 23 Jahre alt und habe auch ein Faible für Fesselungen. Ich wohne in einem besetzten Haus, trage gerne Armbänder und bin genauso wie du nicht an Sex interessiert. Über eine Antwort würde ich mich freuen.“ Zu diesem Brief legte er ein Foto von sich, das er

vor einigen Monaten in einem Fotoautomaten gemacht hatte. Gleich nachdem er den Antwortbrief geschrieben hatte, ging er noch einmal los, um Briefmarken zu kaufen und ihn abzuschicken – mit doppeltem Umschlag, genauso wie es in dem Schwulenmagazin beschrieben war. Nachdem er wieder zurückkam, verbrachte er den restlichen Tag in seinem Zimmer, zusammen mit seinem neuen Kapuzenpullover. Er konnte sich nicht erinnern, wann er sich das letzte Mal so zufrieden gefühlt hatte wie an diesem Tag. Es war zweifellos ein ganz besonderer Tag.

Jan wohnte immer noch in dem Haus, in das er zog, nachdem er nicht mehr bei Jan wohnen konnte. Es war auch immer noch das gleiche Zimmer, das sein Zuhause bildete, in dem er allerdings nie richtig heimisch wurde. Eigenartigerweise hatte sich das Verhältnis zu seinen Mitbewohnern seit seinem Einzug nicht geändert. Sie waren immer noch nett und unkompliziert, aber er war keinem von ihnen näher gekommen und fühlte sich einsam, obwohl er in einem großen Wohnprojekt lebte. Ab und zu ging er mit seinen Mitbewohnern zu der einen oder anderen Demonstration, deren Reiz für ihn hauptsächlich in der Aussicht bestand, dabei einmal verhaftet und in Handschellen abgeführt zu werden. So etwas war aber bislang nicht geschehen. Diese Demonstrationsgruppen erinnerten ihn aber zu sehr an die Cliquen früher in der Schule, so wie die Leute miteinander umgingen. Daher konnte er damit nicht allzu viel anfangen. Im Gegenteil, auch sie vermittelten ihm auf eine ähnlich subtile aber deutlich wahrnehmbare Weise das Gefühl, nicht dazu zu gehören und ein Außenseiter zu sein, so wie er es seit seiner Kindheit kannte. Egal wo er war, schien es seine Bestimmung zu sein, diese Rolle als Außenseiter. Bei den Punks war es nicht anders; auch da gab es keine Annäherung, nicht das leiseste Gefühl, dazu zu gehören, obwohl er Punk als Lebensform so konsequent lebte wie vermutlich kaum ein anderer. Aber immerhin, die Hausbesetzer- und Punkbewegung war ein Ort, an dem er geduldet wurde und an dem sein Anderssein akzeptiert und manchmal sogar bewundert wurde.

Seit er in dem besetzten Haus lebte, hatte er keine richtigen Kontakte zu anderen Menschen und lebte es ganz für sich, „sein eigenes Leben“, wie Jan es ausgedrückt hatte. Es war nicht schön, sein eigenes Leben zu leben, aber es funktionierte immerhin irgendwie. Nach seinem Einzug in das besetzte Haus fand er einen Job, der vergleichsweise gut bezahlt war, sodass er nur wenig arbeiten musste, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Er begann auch zu

studieren, Mathematik und Physik, was er immerhin bis zum Vordiplom durchhielt. Danach ließen seine psychischen Krisen kein Studium mehr zu, was sehr schade war, weil es gerade anfang, interessant zu werden, vor allen Dingen die Quantentheorie. Aber die Depressionen nahmen zu, wurden heftiger und machten ihm zusammen mit seinen Angstzuständen sein Leben immer unerträglicher und schwerer zu planen. Oft kam er tagelang nicht aus seinem Zimmer heraus, aß nichts mehr, weil er keinen Appetit mehr auf irgendetwas verspürte, und konnte nur noch auf niedrigstem Niveau überhaupt so etwas wie einen Alltag aufrecht erhalten.

Das „eigene Leben“ war in Wirklichkeit ein Leben am Boden des Trichters, in den er getrudelt war, als er damals aus Jans Zimmer verbannt wurde. Auch wenn er immer wieder für kurze Zeit aus diesem Trichter herauskam, kam er nicht richtig heraus; halb steckte er noch drin und es war dann eine Frage von wenigen Wochen oder Monaten, bis er wieder hineinfiel. Auf dem Grund des Trichters drang nichts mehr zu ihm durch, gar nichts; es war ein Leben in fast vollkommener Isolation. Erstaunlich war, wie sehr er sich daran gewöhnt hatte, wie routiniert er dieses Leben lebte. Nachdem er sein Studium abgebrochen hatte, brach er auch den ohnehin nur losen Kontakt mit seinen Eltern endgültig ab. Er war einfach zu sehr mit sich selbst, mit seinen Depressionen und seiner Isolation, beschäftigt, als dass er sich noch hätte auf irgendjemanden einlassen können. Selbst wenn Jan wieder gekommen wäre und ihm wieder seine Freundschaft angeboten hätte, wäre er wahrscheinlich nicht in der Lage gewesen, darauf einzugehen. Dennoch hatte er irgendwie das Gefühl, die schlimmste Zeit überstanden zu haben. Wenigstens die Angstzustände hatten schon deutlich nachgelassen und die Depressionen, die ihn eine ganze Zeitlang regelrecht erdrückt hatten, wichen langsam einem Gefühl der Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit. Es kam ihm manchmal vor, als hätte er die Fähigkeit verloren, Schmerzen zu spüren, dafür aber die Fähigkeit erworben, alles erdulden und überstehen zu können, was das Leben an Schmerzhaftem und Verletzendem bereithielt, wirklich alles.

Das Schwierigste an allem waren die Erfahrungen, die Jan mit Schwulen und der Schwulenszene machte. Er besuchte immer wieder die Schwulengruppe, mit der ihn Jan früher bekannt gemacht hatte, und ging auch ab und zu in Kneipen, in denen sich Schwule aus dem linken politischen Spektrum und auch schwule Punks trafen. Dabei stellte er sich immer vor, wie Jan gleich hineinkä-

me und sie sich wie früher begegneten. Jan ärgerte sich jedes Mal darüber, wenn er sich dabei ertappte, dass er über Jan nachdachte, was oft, viel zu oft, geschah. Er hatte sich viel vorgenommen, als er nach der Trennung von Jan Len aus seinem Leben verbannte und den Parka. Er wollte alles hinter sich lassen, was zwischen ihm und einem wirklichen Leben zu stehen schien: seine abstrakten und unerfüllbaren Sehnsüchte, Jan, den Parka und die Kapuzen. Er hoffte, dass es sich dann von alleine ergeben würde, dass er irgendetwas wurde, ein ganz normaler schwuler Punk etwa; irgendetwas auf jeden Fall, was ihn nicht so von anderen Menschen isolieren würde. Es konnte gar nicht sein, dachte er sich, dass er etwas war, was sonst kein anderer war, was auch immer das sein sollte. Er fühlte sich, als wenn er von einem entfernten Planeten durch irgendwelche unglücklichen Zufälle in diese ihm äußerst fremde Welt kam, und seine Erfahrungen schienen dieses Gefühl ausnahmslos zu bestätigen. Dieses Gefühl begleitete ihn fast sein ganzes Leben lang, seit er sich erinnern konnte auf jeden Fall. Er fand es irgendwie faszinierend und beängstigend zugleich, aber es ließ ihm keinen Ausweg; es bedeutete, immer fremd und isoliert zu bleiben. Die Wirklichkeit konnte nicht so sein, sie durfte einfach nicht so sein.

Jans größtes Anliegen war, endlich das Problem mit der schwulen Sexualität zu lösen. Schließlich war dieses Problem sehr wahrscheinlich entscheidend an dem Scheitern seines Verhältnisses mit Jan beteiligt. Aber es erwies sich als sehr hartnäckig gegen jeden Versuch, es zu lösen; Jan hatte im Gegenteil das Gefühl, sich immer mehr von einer Lösung zu entfernen, je mehr er sich damit beschäftigte. Die Bücher, die er zu diesem Thema las, waren ziemlich ernüchternd, da sie ausnahmslos Dinge darstellten, die er aus dem Sexualkundeunterricht in der Schule kannte und die ihm nach wie vor sehr befremdlich vorkamen. Auch seine Versuche, sich durch praktische Erfahrungen dem schwulen Sex anzunähern, blieben erfolglos, oft sogar kontraproduktiv, da sie ziemlich frustrierend und demotivierend waren. Seine Bemühungen förderten obendrein immer mehr zutage, was ihn von dieser „normalen“ Sexualität trennte. Er konnte mit dem, was scheinbar alle Schwule als sexuell erregend empfanden, nicht nur nichts anfangen und war stattdessen eher an Fesselungen oder Kapuzen interessiert. Obendrein hatte er eine verengte Vorhaut. Dadurch gerieten seine Experimente mit schwulem Sex häufig obendrein zu sehr unangenehmen oder sogar schmerzhaften Erfahrungen. Das mit der Vorhaut war ihm erst vor Kurz-

em klar geworden, als ihm sein Sex-Lehrer aus der Schwulengruppe erklärte, dass es nicht normal sei, eine Vorhaut zu haben, die sich nicht über die Eichel ziehen lässt. Bis dahin dachte Jan, es wäre bei allen so und wunderte sich darüber, wie Schwule und Heteros Gefallen daran finden konnten, ihr Glied irgendwo hineinzustecken.

Als Schwuler unfähig zu schwulem Sex zu sein, fand Jan schon ziemlich absurd; überhaupt fand er sein Leben reichlich absurd, so absurd, dass es im Grunde genommen niemandem vermittelbar war. Darin bestand vermutlich seine Isolation: Es war schlicht nicht möglich, zwischen ihm und der wirklichen Welt zu vermitteln; weder konnte er sie verstehen, noch sie ihn. Nichts brachte diese Tatsache, die er bereits als Kind deutlich gespürt hatte, so auf den Punkt, wie seine Auseinandersetzungen mit schwulem Sex. Es war eine hoffnungslose Tatsache, ohne Aussicht, dass sie sich je ändern ließe, aber er war dennoch entschlossen, einen Ausweg zu finden; wie, wusste er allerdings nicht.

Als Jan am nächsten Morgen aufwachte, fiel sein Blick sofort auf den neuen schwarzen Kapuzenpullover, der an der Wäscheleine hing. Er sah trocken aus, was gut dazu passte, dass dieser Tag sein Geburtstag war, der dreiundzwanzigste. Die Zahl 23 sagte ihm allerdings nichts. Die 19 war die letzte Zahl, die eine besondere Bedeutung hatte und sein 19. Geburtstag war der letzte mit einem Geburtstagsritual. Bis dahin war es ihm in jedem Jahr immer wichtig gewesen herauszufinden, dass die Zahl, die diesen Tag, den Geburtstag, markierte, auch wirklich eine besondere Zahl war. Bis einschließlich der 19 waren die Zahlen auch immer besondere Zahlen, nicht zuletzt deswegen, weil jede Zahl eine besondere Zahl war und es nur darauf ankam, jeweils eine Eigenschaft zu finden, die diese Zahl auszeichnete. Die 20, die 21, die 22 und jetzt die 23 hatten sich allerdings nicht als besondere Zahlen herausgestellt, schon alleine deswegen nicht, weil sich Jan gar nicht erst bemühte, es herauszufinden. Das hatte er bei seinem 19. Geburtstag zum letzten Mal getan.

23

Er stand auf, um nachzusehen, ob der Kapuzenpullover wirklich schon trocken war; er war fast trocken und Jan zog ihn sich über. In seinem Zimmer war es eisig kalt, da der Ofen wieder einmal nicht die Nacht durchgebrannt hatte. Jan zog den Kapuzenpullover wieder aus, um sich mehrere Pullover darunter zu ziehen; zwei lange Unterhosen und die Armeehose – der Tag konnte beginnen.

Jan war erstaunt, wie gut es sich anfühlte, diesen schwarzen Kapuzenpullover zu tragen, vor allem mit der Kapuze, die er auf dem Kopf hatte statt, wie üblich, die Mütze. So ein intensives Gefühl der Erregung, das durch seinen ganzen Körper ging, hatte er schon lange nicht mehr verspürt. Nach einer Weile kam ihm der Gedanke, dass es in seinem Zimmer eigentlich so kalt war, dass er gut auch noch die Mütze unter der Kapuze tragen konnte. Als er sich die Kapuze über die Mütze zog, steigerte sich die Erregung ins Unerträgliche. Jan war ein wenig überrascht festzustellen, was es in ihm auslöste, Mütze und Kapuze aufzuhaben. Der Kapuzenpullover stand dem Parka dabei um nichts nach.

Spontan kam ihm in den Sinn, dass er ja noch die Mütze mit Troddel hatte, die Len-Mütze, die in seiner Sporttasche, in der weichen Fellkapuze seines Parkas, ihren mittlerweile mehr als drei Jahre andauernden Winterschlaf hielt. Es kostete ihn durchaus etwas Überwindung, die Sporttasche zu öffnen, und als er die beiden Mützen in der Kapuze liegen sah, wurde er von Erinnerungen regelrecht überflutet. Erinnerungen an Len, an Jan, an sich selbst mit Mütze und Kapuze auf dem Hochsitz und vor der Schule. Es war, als wenn diese Erinnerungen in der Sporttasche begraben waren und er sie nun exhumieren würde. Nach einigem Zögern probierte er es aus, die Len-Mütze unter der Kapuze zu tragen, aber sie fühlte sich doch ziemlich irritierend an; nicht nur wegen diesen Erinnerungsfetzen, die durch seinen Kopf jagten, sondern auch weil die Mütze auf seiner Kopfhaut kratzte. Der Troddel störte dagegen nicht unter der Kapuze, fast als wenn die Kapuze für Troddel-Mützen gemacht wäre. Jan ging dieses Wort „Troddel“ immer wieder durch den Kopf, zusammen mit den Bildern, wie er mit seiner Mutter den Parka gefunden, anprobiert und gekauft hatte. Er konnte sich genau daran erinnern, wie ihn die Verkäuferin aufforderte, die Kapuze über die Mütze zu ziehen, um zu sehen, ob sie groß genug dafür war. Schließlich kam die Len-Mütze wieder an ihren Platz zurück, neben die Jan-Mütze in die Fellkapuze, und die Tasche wurde wieder verschlossen. Jan zog sich schließlich die Kapuze ohne Mütze über den Kopf.

Er dachte daran, wie er einige Jahre lang an seinen Geburtstagen Schokolade kaufen ging, um auf dem Supermarkt Parkplatz auf Len zu warten, der dann zumindest in seinen Gedanken erschien. Bis zu seinem neunzehnten Geburtstag hatte er es getan, bis sich Jan von ihm getrennt hatte; jedes Mal in seinem Parka, mit Mütze und Kapuze. Ob es außer ihm überhaupt Menschen gab, die so etwas nachvollziehen konnten, die Liebe und Sexualität womöglich ähnlich

erlebten wie er? Jan entschied sich, das Ritual, das Len-Ritual, an diesem Geburtstag, dem dreiundzwanzigsten, wieder fortzuführen. Allerdings nicht im Parka und auch nicht mit der Len-Mütze, sondern in seinem neuen, schwarzen Kapuzenpullover mit seiner schwarzen Mütze, der zweiten Jan-Mütze, die nicht kratzte, und in Jans Armeehose. Vorher trank er aber noch einen Kaffee und feuerte den Ofen an.

Draußen zu sein und sich zu bewegen, fühlte sich lange nicht so kalt an, wie in einem Zimmer zu sitzen, das nur unwesentlich wärmer war, vor allen Dingen weil er nicht nur seine Mütze aufhatte, sondern auch eine Kapuze darüber. Jan war sehr zufrieden mit seinem neuen Kapuzenpullover. Nicht nur, dass es sich so unerwartet gut anfühlte, ihn zu tragen, der Pullover war mit seiner Tasche auch ein sehr praktisches Kleidungsstück und Jan fand, dass er richtig gut darin aussah. Ähnlich wie früher an seinem Parka faszinierte ihn an dem Kapuzenpullover die Kombination aus Wärme und erregenden Gefühlen, die er ausstrahlte. Eine Kapuze auf dem Kopf zu spüren war schon etwas sehr besonderes. Jan mochte den Pullover wirklich; es war sozusagen eine Liebe auf den ersten Blick. Er lief schon einige Zeit durch die Stadt, bis ihm einfiel, dass er eigentlich auf dem Weg zu einem Supermarkt war, um dort das Geburtstagsritual zu vollziehen. Es war nicht leicht, einen Supermarkt zu finden, der wenigstens eine vage Ähnlichkeit mit dem in seinem Dorf hatte und vor allen Dingen auch einen geeigneten Parkplatz. Schließlich fand er einen, für den er sich nach einigen Überlegungen entscheiden konnte.

Auch das mit der weißen Schokolade war ein wenig schwierig. Eigentlich mochte Jan keine weiße Schokolade, aber sie gehörte zum Ritual dazu; er hatte es immer mit weißer Schokolade vollzogen, weil Len mit ihm eine weiße Schokolade geteilt hatte. Er verbrachte Ewigkeiten vor dem Schokoladenregal, bis er sich endlich dazu entscheiden konnte, diesmal eine Nussschokolade zu kaufen. Die bezahlte er an der Kasse mit einem Markstück – er bekam einen Pfennig zurück, nahm dann sich die Mütze aus der Tasche, die der Kapuzenpullover praktischerweise hatte, zog sie sich auf und die Kapuze darüber. Dann ging er an den Rand des kleinen Parkplatzes, um dort die Schokolade mit sich selbst zu teilen.

Während er die Schokolade aß, kamen ihm die Bilder in den Sinn, wie er Len getroffen hatte, Len an der Kasse, auf dem Parkplatz, mit Mütze und Kapuze,

sein Parka und seine Stimme, „Lennart Adrian“, „Ganz heiÙe ich Lennart Adrian.“ Jan war fasziniert, wie deutlich er Lens Stimme hören konnte, und vor allem wie deutlich er sein Gesicht erkennen konnte; nach so vielen Jahren. Dieses Gesicht war so deutlich und so klar in seiner Erinnerung wie kein anderes; Jan konnte sich nicht daran erinnern, jemals ein Gesicht so deutlich und so klar gesehen zu haben, wie er jetzt in Gedanken Lens Gesicht sah. Weder als Erinnerung noch in der wirklichen Welt. Er fand den Gedanken faszinierend, dass sich die Wirklichkeit offenbar dadurch auszeichnete, dass sie ganz und gar unwirklich wirkte. Da es noch recht früh am Morgen war, kam es Jan ziemlich merkwürdig vor, auf dem Supermarkt Parkplatz Schokolade zu essen, noch dazu ohne vorher etwas gefrühstückt zu haben. Nachdem er die Hälfte der Tafel gegessen hatte, steckte er den Rest in die Tasche des Kapuzenpullovers und ging wieder nach Hause.

Inzwischen war sein Zimmer einigermaßen warm geworden und er konnte den Kapuzenpullover alleine tragen, ohne weitere Pullover darunter. Die Kapuze behielt er aber auf. Jan frühstückte und entschied sich, den restlichen Tag im Wald zu verbringen. Er richtete sich ein paar Brote und fuhr mit der Straßenbahn an den Stadtrand, um in den Wald zu gehen. Den Tag im Wald zu verbringen, vor allem auch die ganze Zeit mit Mütze und Kapuze, war für ihn ein wirklich besonderes Erlebnis, eines, das er schon lange nicht mehr gehabt hatte. Eingetaucht in seine Welt, seine eigene Welt, in seine Gedanken und Bilder, fühlte er sich richtig wohl, fast schon zu Hause. Er hatte sich schon viel zu lange nicht mehr wohl gefühlt, dachte sich Jan, als er schließlich abends über diesen unerwartet ungewöhnlichen Tag nachdachte.

Gut verschnürt

Ein paar Tage später erhielt er eine Antwort von dem Autor der Kontaktanzeige, auf die er geantwortet hatte. Malte hieß er, „Malte“, ein Name, den Jan noch nicht kannte; das machte ihn auf jeden Fall ziemlich interessant. Er schrieb Jan ausführlich über seine Interessen und Hobbys, dass er die Schwulenszene nicht mochte und dass er wirklich kein Interesse an Sex hatte, sondern ausschließlich an Fesselungen. Ein Foto hatte er auch mitgeschickt. Jan fand, er sah gut aus auf dem Foto, mit kurzen, roten Haaren und graublauen Augen. Er schrieb, dass ihm Jan einen Vorschlag für ein Treffen machen sollte, was er auch umgehend tat. Weil er sich dabei sicherer fühlte, lud er Malte zu sich ein.

Malte sagte zu und schrieb, dass er sehr gespannt war, vor allen Dingen, weil er noch nie in einem besetzten Haus gewesen war.

Jan war sehr aufgeregt und die Aufregung steigerte sich immer mehr, bis es endlich soweit war. Gegen Mittag klopfte Malte an Jans Zimmertür und fragte, als er hereinkam, „Bist du Jan?“ „Ja, und du bist bestimmt Malte.“ „Ich bin schon in drei Zimmern gewesen; das ist gar nicht so einfach, dich hier zu finden.“ Er sah wirklich so aus wie auf dem Foto und trug eine graublaue Daunenjacke, passend zu seiner Augenfarbe. Jan war allerdings irritiert von dem Geruch, den er verbreitete. Er konnte ihn nicht richtig zuordnen, vielleicht eine Mischung aus Schweiß und Deo, auf jeden Fall fand er den Geruch ziemlich irritierend.

Er ging in die Küche und kochte Tee, weil Malte lieber Tee mochte als Kaffee. Als sie zusammen in Jans Zimmer saßen und Kaffee beziehungsweise Tee tranken, wollte zunächst kein Gespräch aufkommen; Jan war viel zu aufgeregt, um irgendetwas erzählen zu können. „Du bist ja ziemlich schweigsam“, stellte Malte schließlich fest, „Ist aber auch ok; wir sind ja nicht zum Reden verabredet.“ Jan pflichtete ihm bei. Malte fragte ihn daraufhin, ob er sich denn häufig in der Schwulenszene aufhalten würde, und er verneinte. „Die finde ich alle ziemlich aufgesetzt, die Szeneschwulen; die tun so, als wären sie unglaublich frei und locker, und am Ende steckt da meistens nichts dahinter“, erklärte Malte und fragte weiter, „Wie hältst du es denn so mit Fesselungen?“ Jan wusste nicht, was Malte mit dieser Frage meinte. „Ich meine“, erklärte er, „es ist sehr wichtig, dass dabei auch alles stimmt. Irgendwelche Inszenierungen brauche ich nicht, so etwas interessiert mich überhaupt nicht, aber die Fesselungen müssen richtig sitzen. Es ist gar nicht so einfach, jemanden richtig zu fesseln.“ Er bekräftigte noch einmal, dass er absolut keine sexuellen Interessen hegte und es überhaupt nicht mochte, wenn Fesseln nur als Beiwerk zum Sex angesehen wurde.

Jan war fasziniert von der Klarheit, die Malte ausstrahlte. Sie vermittelte ihm ein Gefühl von Sicherheit, allerdings auch die Befürchtung, zu versagen und als Anfänger entlarvt zu werden. Nach einer kurzen Pause fragte Malte, „Und was hast du denn so für Erfahrungen gemacht?“ Jan gab zu, dass er nicht so sehr erfahren war; er verschwieg aber, dass die einzigen Erfahrungen, die er überhaupt mit Fesselungen gemacht hatte, aus seiner Kindheit stammten. Mal-

te schien die Antwort nicht zu gefallen, „Das hättest du ruhig schreiben können, dass du eher unerfahren bist. Naja, macht auch nichts. Vielleicht zeigst du mir einfach mal dein Equipment, dann können wir langsam mal anfangen.“ Jan war von Maltes Fragen und Reaktionen ziemlich verunsichert und spürte, wie er aus Angst, irgendetwas falsch zu machen, zunehmend verkrampfte. „Equipment?“ „Sag bloß, du hast nichts. Das wäre ja blöd; dann hätten wir uns lieber bei mir getroffen.“ „Ich habe ein Seil, das mag ich ganz gerne“, sagte Jan und holte ein langes, raues Hanfseil unter seinem Bett hervor. Es war fast 20 Meter lang; Jan hatte es kurz nach seinem Einzug in dem besetzten Haus im Keller gefunden und mochte es, weil es so intensiv roch und sich so rau anfühlte.

„Das ist ja stark“, sagte Malte, der sichtlich beeindruckt war, „Mit so einem Seil, das finde ich ja ehrlich gesagt am besten.“ Malte nahm das Seil in die Hand und begutachtete es. „Wollen wir anfangen? Das Beste wird wohl sein, wenn ich dich fessele; dann siehst du mal, wie es richtig gemacht wird.“ Jan war erleichtert, dass sein Seil bei Malte so gut ankam. Zugleich verunsicherte ihn die Vorstellung, gleich von jemanden gefesselt zu werden, den er nicht kannte. Einen kurzen Moment lang überlegte er sich, ob er sich nicht lieber der Situation entziehen sollte; aber er verwarf den Gedanken auch gleich wieder. Nach kurzem Zögern sagte er, „Ok.“ „Ja, dann fangen wir an.“ Jan war sich unsicher, was Malte von ihm jetzt erwarten würde, und fragte, „Soll ich mich aufs Bett setzen?“ „Am besten gehst auf die Knie, das ist eine gute Position für den Anfang. Aber du ziehst dich vorher aus, das ist dann bequemer für dich und einfacher für mich. Die Unterhose kannst du ja anbehalten.“ Jan zog sich den Kapuzenpullover und die Armeehose aus, während Malte das Seil begutachtete. Obwohl noch nichts passiert war, fühlte sich Jan von der Situation reichlich erregt. Die Spannung war eigentlich kaum mehr zu steigern, genauso wenig wie der Druck in seiner Hose.

Schließlich hatte er nur noch seine Unterhose an, stieg auf sein Bett und kniete sich hin. „Das Seil ist wirklich gut“, sagte Malte, dessen Stimme jetzt viel leiser und ruhiger geworden war. Er strich mit einem Seilende über Jans Rücken, „Fühlt sich gut an, was?“ „Ja.“ Es fühlte sich unbeschreiblich gut an, das raue Seil auf dem Rücken zu spüren; nach und nach lösten sich dabei die Verkrampfungen, bis Jan spürte, wie Malte ein Seilende wohl zu einer Schlinge verknotete und danach mit seinen Händen über seine Arme strich, die er seitlich herunter hängen lies. Er musste sich dabei sehr konzentrieren, um nicht

wieder verkrampft zu sein. Als Malte an seinen Handgelenken angekommen war, sagte er, „Die finde ich wirklich geil, deine Armbänder, aber jetzt muss ich sie abnehmen“, und nahm Jan die Armbänder ab. Auch das Jan-Armband an seinem linken Handgelenk, das er seit vier Jahren trug und seither nicht ein einziges Mal abgenommen hatte.

Danach führte Malte mit sanftem Druck Jans Hände auf seinen Rücken und legte sie dort über Kreuz zusammen, sodass die Handflächen nach Außen zeigten. Jan konzentrierte ganz darauf zu spüren, wie er ihm die Schlinge, die er in das Seil geknotet hatte, um die Handgelenke legte und zuzog. Dann wickelte er das Seil mehrmals um die Handgelenke und knotete es zusammen. Jans Hände waren fest über Kreuz zusammengebunden, richtig fest. „Ist es ok so?“, fragte Malte und erklärte mit einer sanften und beruhigenden Stimme, „Es muss fest sein, damit es gut kommt. Aber eben gerade nicht so fest, dass die Hände davon taub werden.“ Jan bewegte seine Hände; sie waren nicht taub. Dann band ihm Malte das Seil um seinen Bauch, sodass seine Hände fest auf seinem Rücken fixiert waren, so fest, dass er sie nun gar nicht mehr bewegen konnte.

Malte ging wieder zum Tisch zurück und schenkte sich eine Tasse Tee ein. Während er den Tee trank und dabei Jan ununterbrochen beobachtete, spürte Jan, wie er langsam anfang zu schwitzen, obwohl es in seinem Zimmer gar nicht so warm war und er außer seiner Unterhose nichts anhatte. Malte redete die ganze Zeit über kein einziges Wort und Jan konzentrierte ganz sich darauf, die Fesselung zu spüren und die unglaublich erregenden Gefühle, die sie in ihm auslöste. Diese Mischung aus Beruhigung und Erregung, die durch seinen Körper flutete, empfand er als sehr angenehm. Er kniete bestimmt schon eine halbe Stunde mit gefesselten Händen auf dem Bett, als Malte ihn fragte, „Kannst du noch?“, und mit dem T-Shirt, das neben dem Bett lag, Jan den Schweiß vom Körper wischte. Als Jan bejahte, gab er ihm einen sanften Stoß, sodass er vornüber auf das Bett fiel und auf dem Bauch liegen blieb.

Malte strich ihm zuerst mit dem langen Seilende über den Rücken und die Oberschenkel und fasste dann Jans Fußgelenke, um seine Beine anzuwinkeln. Malte band ihm mit dem langen Seilende die Füße zusammen und verkürzte die Verbindung zu seinen Händen so, dass Jans Körper richtig gespannt war. Jan lag auf dem Bauch, Hände und Füße auf dem Rücken aneinander gebun-

den, und konnte sich kein bisschen mehr bewegen. Die erregenden Gefühle, die in Wellen in ihm aufkamen und ihn erfüllten, überwältigten ihn völlig. Er fing auch richtig kräftig an zu schwitzen und spürte nach kurzer Zeit, wie er ejakulierte, ohne dass er es hätte unterdrücken können. Die Spannung in seinem Körper fühlte sich so stark an, als wenn sie das Bewusstsein aus Jans Körper drängen würde. Was Malte währenddessen machte, bekam er überhaupt nicht mehr mit; lediglich, dass er immer wieder kam, um ihm den Schweiß abzutrocknen, seine Hände und Füße zu befühlen und zu fragen, ob alles noch in Ordnung war. Jan konnte kaum mehr richtig antworten und nickte bloß. Malte ließ ihn sehr lange so liegen; zwei bis drei Stunden bestimmt. Am Ende kam sich Jan wie völlig berauscht vor und sein ganzer Körper war von einem beständigen Beben erfüllt; er hatte dabei einige Male ejakuliert.

„Ich denke, das ist jetzt genug“, sagte Malte schließlich und fing an, ihn nach und nach loszubinden, wobei er sich Zeit ließ. Diese berauscheden Gefühle und das Beben in seinem Körper nahmen Jan auch dann noch völlig ein, als er vollständig befreit war. Er blieb eine Weile noch auf dem Bett liegen, bis er sich fähig fühlte, wieder aufzustehen. Schließlich zog er sich die Armeehose und seinen Kapuzenpullover an und setzte sich zu Malte an den Tisch. „Und fandest du es gut?“ „Ja. Das heißt, ich fand es unglaublich, ich habe es, glaube ich, noch nie so intensiv erlebt, gefesselt zu sein“, antwortete Jan. Malte erklärte, dass es eine Kunst sei, jemanden richtig fest zu fesseln, ohne dass ihm dabei die Hände oder Füße einschliefen. „Dein Seil ist aber auch wirklich gut; es ist optimal für Fesselungen.“

Dann saßen beide schweigend am Tisch; Jan dachte an seine Erlebnisse mit Kay, damals, und versuchte sich zu erinnern, ob er es als Kind auch so empfunden hatte wie jetzt, gefesselt zu sein. Er war etwas irritiert, als ihm plötzlich einfiel, wie er einmal im Kindergarten an eine Bank gebunden wurde und dass er es damals schon ziemlich spannend fand. Es war ihm gar nicht so bewusst gewesen, dass seine Vorliebe für Fesselungen so weit in seine Kindheit zurückreichte. „Ich fand es auch ganz schön, dich so daliegen zu sehen; du siehst wirklich gut aus, wenn du gefesselt bist“, sagte Malte in die Stille. „Aber sei mir nicht böse, ich bin eben ein ehrlicher Typ, der sagt, was er denkt. Ich finde dich nett und du siehst wirklich gut aus, aber du bist nicht mein Typ; zu kompliziert irgendwie. Außerdem hättest du schreiben sollen, dass du Anfänger bist, dann hätte ich mich besser darauf einstellen können. Das war zwar schon ok heute,

wirklich, aber wir sollten es dabei belassen.“ Jan war überrascht, so etwas zu hören, bis ihm einfiel, dass in der Anzeige tatsächlich etwas von einem „unkomplizierten“ Fesselungspartner stand. Das hatte er nicht bedacht.

Aber genau genommen war Malte auch nicht ganz Jans Typ; vor allen Dingen das stark und nicht gerade angenehm riechende Deo, das er benutzte, fand Jan ziemlich störend; zumindest als sie zusammen am Tisch saßen. Während er gefesselt war, war es ihm nicht so sehr aufgefallen. „Ok, kein Problem“, sagte er, „Kann ich dir noch was anbieten?“ „Danke nein; ich werde jetzt wieder gehen. So viel haben wir uns ja auch nicht zu sagen.“ Jan gefiel es, dass Malte so direkt und scheinbar locker mit der Situation umging. Er bedankte sich für den spannenden Nachmittag, als er ihn zur Tür brachte, und Malte antwortete mit einem Lächeln; das einzige Mal, dass er lächelte. Nach einer Weile fühlte sich Jans Körper zunehmend verkatert an, vor allem seine Arme und Beine. Er entschied sich, den restlichen Tag zusammen mit dem Seil im Bett zu verbringen und in seinen Gedanken dem Gefühl nachzuspüren, fest zusammengeschnürt zu sein. Eine derartig extreme Erregung hatte er schon sehr lange nicht mehr gehabt, eigentlich nicht mehr, seit Kay ihn stundenlang in der Grotte gefesselt sitzen ließ.

Die Erinnerung an diese Fesselung war ihm noch einige Tage sehr präsent gewesen; er dachte darüber nach, wie schön es wäre, wenn er öfter in den Genuss kommen würde, gefesselt zu sein. Einige Tage später entschied er sich, Handschellen zu kaufen, die er in einem schwulen Sexshop im Schaufenster gesehen hatte. Das war ziemlich spannend, weil er bis dahin noch nie in einem Sexshop war. Aber letztlich stellte sich dieser Kauf dann doch als überraschend unspektakulär heraus. Er übte dann, sich selbst die Handschellen so anzulegen, dass er sich mit dem Schlüssel auch selbst wieder befreien konnte. Zuerst mit den Händen vorne und dann, als es zuverlässig funktionierte, mit den Händen auf dem Rücken. Dabei konnte er sich eben gerade wieder befreien, wobei er immer mehrere Anläufe brauchte, um mit dem Schlüssel das Schloss zu finden. Mit den Händen auf dem Rücken war es nicht einfach, aber es ging – zumindest bislang. Dieser kleine Rest an Unsicherheit gab diesen Selbstfesselungen zwar einen zusätzlichen Reiz, aber es wäre ihm doch sehr unangenehm gewesen, wenn er seine Mitbewohner hätte darum bitten müssen, ihm die Handschellen aufzuschließen.

Niklas

Jan lag, wie häufig, abends im Bett und konnte nicht einschlafen. Eigentlich war es mitten in der Nacht, kurz nach zwei Uhr morgens, und er hatte bereits letzte Nacht höchstens drei bis vier Stunden geschlafen. Müde zu sein und gleichzeitig nicht schlafen zu können, fühlte sich ziemlich unangenehm an. Wie immer in solchen Nächten kam Jan zunehmend ins Grübeln, vor allen Dingen über die Frage, was sein Leben zu dem machte, was es war. Warum ihm viele Dinge so schwer fielen, die alle anderen scheinbar mühelos bewältigten, und warum er sich so unentrinnbar in seiner Isolation gefangen fühlte, in sich selbst. Wie jedes Mal, wenn er über solche Fragen nachdachte, stand am Ende die Erkenntnis im Raum, dass es in seinem Leben ein sehr grundlegendes und scheinbar auch unlösbares Problem gab. Eines, das sich als sehr unzugänglich zeigte und das er eigentlich nicht kannte, allenfalls vielleicht erahnen konnte. Vor allen Dingen machten ihm die Gefühle der Isolation und des Fremdseins zu schaffen. Die kannte er von Kindheit an und es war ihm auch klar, dass sie etwas anderes waren, etwas grundsätzlich anderes, als die Gefühle von Isolation und Fremdsein, die mehr oder weniger alle Menschen manchmal empfinden.

Es schien auch ein Zusammenhang zu bestehen zu der übermächtigen Rolle, die sein Denken in seinem Leben spielte, und zu den ein oder anderen Eigenheiten seiner Wahrnehmung. Eigenheiten, wie das mit den Gesichtern oder, dass ihm die Orientierung besonders schwer fiel, wenn es um ihn herum viele Geräusche gab, vor allem wenn zu viele Leute redeten. Er lebte irgendwie in einer anderen Welt, die allerdings nicht ein Produkt seines Denkens war, sondern eher seiner Wahrnehmung; er lebte zweifellos in derselben Welt wie alle anderen auch, aber sie stellte sich ihm offensichtlich ganz anders dar. In Wirklichkeit, so kam es ihm vor, lebte er in zwei Welten, die voneinander unvorstellbar verschieden waren. Die eine Welt war seine eigene, die Welt, in der er zu Hause war, aber zugleich auch vollkommen alleine und isoliert, wie von einer unsichtbaren Wand umgeben. Dagegen war die andere Welt eine wirkliche, die Welt, in der er mit Menschen kommunizieren konnte, in der er allerdings auch sehr fremd war und in die er offensichtlich nicht so richtig hinein passte.

Dies alles verdichtete sich zunehmend in solchen Nächten, in denen Jan müde im Bett lag und nicht schlafen konnte. Er dachte auch daran, wie viel Mühe es ihn kostete, seinen Alltag aufrecht zu erhalten, obwohl er bereits auf das Aller-

notwendigste reduziert war. Eigentlich, dachte er, war er nicht überlebensfähig; was er lebte, war kein Zustand, der dauerhaft aufrecht erhalten werden konnte. Plötzlich kam ihm in dieser Nacht der Gedanke, dass er jemanden brauchte, um seinem Leben eine Wendung zu geben; jemanden, der eigentlich nichts anderes zu tun hatte, als seine Isolation zu durchbrechen, als gewissermaßen eine Störung in dem Kräftefeld zu sein, das ihn in sich gefangen hielt. In diesem Gedanken drückten sich genau die Hoffnungen aus, die er auch schon in Kay und in Jan gelegt hatte, und die am Ende dann doch enttäuscht wurden. Aber diesmal hatte er die Idee, einen anderen Ansatz zu versuchen: Nicht die „großen Gefühle“ sollten ihn diesmal leiten, sondern einzig und alleine der Verstand. Dieser Gedanke war neu.

Seit sich Jan von ihm getrennt hatte, dachte er überhaupt nicht mehr ernsthaft daran, in einer Beziehung leben zu wollen. Er empfand sich selbst als zu eigen, zu „verschroben“, um in eine Beziehung zu passen. Im Gegenteil, er war überzeugt, dass er viel Freiraum brauchte, um seine Eigenheiten so leben zu können, dass er sich nicht ständig fremdbestimmt fühlte. Aber das Argument, dass er mit einem passenden Partner seine jetzige Situation überwinden könnte, was ihm alleine offensichtlich nicht so richtig gelang, dieses Argument war sehr stark; es war unumgänglich.

Seit letztem Sommer ging er regelmäßig abends in eine Schwulenkneipe; die Freiburger Schwulenszene war nicht sehr groß und bereits nach kurzer Zeit wurde er von dem Wirt wie ein Stammgast begrüßt. Er besuchte die Kneipe in der vagen Hoffnung, dort einen geeigneten Partner zu finden; er hatte aber keine Idee, wie er es bewerkstelligen sollte. Überhaupt mochte er keine Kneipen, vor allen Dingen auch weil er nicht wusste, was er da tun sollte. Einfach nur herumzusitzen war blöde und unterhalten mochte er sich meistens auch nicht, weil er sich in einer solchen Umgebung nicht auf ein Gespräch konzentrieren konnte, mitten in einem Gewirr aus Stimmen und Musik. Aber es gab ansonsten nur noch die Schwulengruppe, um einen potenziellen Partner zu finden; oder die Disco und die Parks, aber das kam für ihn nicht in Frage. Es war ihm ein Rätsel, wie es die anderen Schwulen hinbekamen, sich kennenzulernen, ihm gelang es auf jeden Fall nicht. Wenn er mal mit jemandem ins Gespräch kam, war es nur eine Frage der Zeit, bis klar wurde, dass es ihm vornehmlich um Sex ging. Die Art von Partnerschaft, die Jan suchte, schien außer ihm niemand zu suchen. Jan fand seine Erlebnisse in der Schwulenkneipe ziemlich

frustrierend und fragte sich dabei auch das eine oder andere Mal, ob er wirklich schwul war.

Sein Schwulsein war eher negativ definiert, dachte er, denn es war die Konsequenz daraus, dass er auf keinen Fall hetero sein konnte; davon war er auf jeden Fall noch weiter entfernt als davon, schwul zu sein. Was sollte er aber sein, wenn er weder schwul noch hetero war? Am Ende war es doch besser schwul zu sein, auch wenn es vielleicht nicht in jeder Hinsicht passte; es passte zumindest besser als alles andere. Und als Schwuler sollte er eigentlich in der Lage sein, andere Schwule kennenzulernen; was machte es sonst für einen Sinn, schwul zu sein? Wenn er Glück hatte, zeigten sich die miteinander unvereinbaren Vorstellungen über den weiteren Verlauf des Abends bereits beim Gespräch in der Kneipe. Häufiger wurde es aber erst dann deutlich, wenn er mit seiner neuen Bekanntschaft im Bett lag und sich erst dort die ganze Unterschiedlichkeit ihrer sexuellen Vorstellungen offenbarte. Jan probierte anfangs unterschiedliche Strategien, mit diesem Problem umzugehen, fand aber keine, die zu befriedigenden Erlebnissen führte. Es einfach zu verbergen, ging definitiv nicht. Vom Thema abzulenken und darauf zu hoffen, dass es vielleicht doch einen schönen Abend ohne Sex gab, funktionierte immer nur kurze Zeit. Offensiv über seine Sexualität zu reden, kam in der Regel auch nicht gut an.

Jan hatte mit der Zeit eine Strategie entwickelt, die die Chancen, jemand passendes zu finden, erhöhen sollte. Gleich wenn er kam, sah er sich um, ob jemand da war, den er vom Sehen kannte und ansprechend fand, um sich dann zu ihm zu setzen. Wenn er niemand geeigneten sah, ging er meistens gleich wieder oder blieb höchstens auf ein Bier. Er beließ es in der Kneipe bei einem flüchtigen Kennenlernen und tauschte Adressen oder Telefonnummern aus, um sich ein oder zwei Tage später nachmittags bei dem Betreffenden zum Kaffeetrinken einzuladen. Da ging es nicht gleich darum, miteinander ins Bett zu gehen, und die Treffen nahmen daher oft einen anderen, deutlich weniger komplizierten Verlauf. Allerdings war Jan zugegebenermaßen kein guter Gesprächspartner, da ihm in der Regel nicht viel einfiel, worüber er reden konnte. Auf diese Weise verebbten die Gespräche oft schon nach kurzer Zeit und die Treffen führten auch nicht zu den gewünschten Ergebnissen. Dennoch war er fest entschlossen, sich nicht von seinem Vorhaben abbringen zu lassen. Er war sich sicher, dass ihm irgendwann ein geeigneter potenzieller Partner begegnen würde.

Neuanfang

Er ging wieder einmal in die Kneipe und diesmal gab es dort niemanden, zu dem er sich setzen wollte. Er blieb aber trotzdem und bestellte sich ein Bier, obwohl es ihm nicht besonders gefiel. Das Treffen mit Malte in der Woche zuvor hatte ihn ermuntert, weiterzusuchen; offensichtlich gab es Schwule, denen es nicht um diese Art der sexuellen Abenteuer ging, die scheinbar fast alle suchten. Obendrein spürte er bereits an seinem Geburtstag, dass für ihn andere Zeiten anbrechen würden; als er den schwarzen Kapuzenpullover gefunden hatte und ihm Len wieder erschienen war.

An diesem Abend saß er aber wieder einmal alleine an einem Tisch und trank sein Bier. Als er schon daran dachte, wieder aufzubrechen, setzte sich jemand, der ungefähr in seinem Alter war, zu ihm an den Tisch. „Ist doch ok, wenn ich mich zu dir setze, oder?“, fragte er. Jan hatte eigentlich bereits beschlossen, zu gehen, sobald er das Bier zu Ende getrunken hatte, sagte aber, „Ja, ist ok.“ „Kommst du öfter hierher?“ „Nö, eigentlich nicht.“ Jan war sich noch nicht sicher, ob er sich auf ein Gespräch einlassen wollte. Das war bestimmt wieder einer der Schwulen, denen es nur um Sex ging und die er dann wieder abwimmeln musste, nachdem er sich auf sie eingelassen hatte. Andererseits verspürte er an diesem Abend durchaus ein Bedürfnis, mal wieder mit jemandem zu reden; inzwischen redete er kaum noch mit anderen Menschen. „Ich finde es ziemlich öde hier“, sagte er, um überhaupt etwas zu sagen, und sein Gegenüber antwortete, „Öde ist genau das richtige Wort. Überhaupt kann ich mit dieser schwulen Subkultur und auch mit dieser typischen Anmache nichts anfangen. Ich fühle mich hier reichlich deplatziert; auch wenn ich schwul bin, sollte ich mir sowas eigentlich nicht antun.“ Das empfand Jan nicht anders.

„Ich heiße übrigens Niklas“, sagte er schließlich und Jan antwortete, „Nick“. Dabei hörte er Lens Stimme, „Nick ist eine Abkürzung für Niklas.“ Dass Nick vier Buchstaben hatte fand Jan etwas störend; richtige Abkürzungen von Namen sollten drei Buchstaben haben, fand er, so wie Len und Jan. Namen, die sich mit drei Buchstaben abkürzen ließen, waren besondere Namen, Namen mit einem besonderen Klang. Trotzdem war Niklas ein guter Name, fand Jan, zumindest klang er: „Jan-Nick“, „Sekouick“. „Niklas ist ganz ok“, erwiderte Niklas, „Ich weiß nicht, warum mich alle immer Nick oder Nico nennen; nur weil es amerikanisch oder italienisch klingt; das ist doch bescheuert. Mein Name ist Niklas

und nicht Nick oder Nico oder sonst etwas.“ „Ok, Entschuldigung, Niklas“, antwortete Jan, der etwas erstaunt war, dass sich Niklas so vehement gegen eine Abkürzung seines Namens wehrte. „Schon in Ordnung. Es ist nur, weil; Niklas ist mir einfach lieber. Und wie heißt du?“ „Jan.“ Es stellte sich heraus, dass Niklas noch nicht sehr viele Erfahrungen als Schwuler hatte, sondern gerade dabei war, sich der Schwulenszene anzunähern. Von „Coming-out“ hielt er nicht viel. „Eigentlich ist es doch völlig egal, ob ich mich jetzt als schwul oder hetero oder als was auch immer bezeichne“, sagte er, „In jedem Fall ist es schließlich nichts weiter als ein gesellschaftliches Konstrukt.“ Jan stimmte zu und ließ sich nach und nach in eine interessante politische Diskussion verwickeln.

Niklas war der Meinung, dass auch das mit der Individualität bloß ein solches Konstrukt darstellte; in Wirklichkeit waren die Menschen alle mehr oder weniger gleich und unterschieden sich in erster Linie durch die ökonomischen Bedingungen, in denen sie lebten. Das empfand Jan allerdings anders. „Du kannst dir den Luxus leisten, dich als individuell zu empfinden und dich entsprechend zu verhalten“, sagte Niklas, „weil du eben in einer Gesellschaft lebst, die dir die ökonomischen Voraussetzungen dafür schafft. Wenn du von früh bis spät arbeiten müsstest, um zu überleben, würdest du gar nicht auf solche Gedanken kommen.“ Jan beharrte aber auf seinem Standpunkt, dass, egal wie die Umstände auch sein mochten, sein Anderssein und damit seine Individualität deutlich hervortreten würde – ob er wollte oder nicht.

Niklas stellte sich als wirklich angenehmer und interessanter Gesprächspartner heraus. So lange wie an diesem Abend war Jan noch nie in der Schwulenkneipe geblieben. Er erfuhr auch, dass Niklas Sozialwissenschaften studierte und erst seit letztem Sommer in Freiburg wohnte. Jan hatte bereits an diesem Abend keinen Zweifel: Niklas war genau die Begegnung, auf die er gewartet hatte. Es konnte gar nicht anders sein. Jemand, mit dem er sich angeregt und entspannt unterhalten konnte, der keine irritierenden sexuellen Anspielungen machte und obendrein mit beiden Beinen auf dem Boden der Wirklichkeit zu stehen schien. Es passte gut, überraschend gut. „Es ist schon spät“, sagte Niklas schließlich, „Ich denke, ich werde nach Hause gehen.“ Jan sagte, dass es auch für ihn Zeit wäre zu gehen, und sie brachen zusammen auf. Als sie vor der Tür standen, zeigte Niklas nach links, „Ich gehe jetzt in diese Richtung; und du? Wohin gehst du?“ Jan war unsicher, ob er das als Einladung verstehen sollte, mit zu ihm nach Hause zu kommen. „Ich weiß nicht“, sagte er, „Vielleicht

gehe ich einfach ein Stück mit dir?“ Zu dem besetzten Haus, in dem er wohnte, war es genau die andere Richtung, aber er wollte jetzt auf keinen Fall loslassen; wer weiß, ob sie sich sonst noch einmal treffen würden. „Ok“, sagte Niklas, „Du kannst natürlich auch bei mir übernachten, aber ich muss dich vorwarnen: Es ist eng bei mir.“ Jan zog sich die Kapuze über und folgte Niklas zu seiner Wohnung.

Er wohnte in einer WG, die zu Fuß keine fünf Minuten von der Kneipe entfernt war. Die Wohnung war voll von politischen Plakaten und Aufklebern und Niklas' Zimmer war winzig klein. Mit dem kleinen Schreibtisch, einem Stuhl und einem sehr schmalen Bett war es komplett ausgefüllt. Obendrein stand das Fenster offen und im Zimmer war es daher auch nicht wärmer als draußen. Jan behielt seine Pullover an und die Mütze auf, bis sich Niklas ausgezogen und ins Bett unter die Decke gelegt hatte. „Und das Fenster?“, fragte er. „Das kann ruhig offen bleiben. Hier unter der Decke ist es warm, du wirst schon nicht erfrieren.“ Jan zog sich schnell seine Sachen aus, um dann gleich unter die dicke Bettdecke zu kriechen, die Niklas bereits ein wenig aufgewärmt hatte. Das Bett war so schmal, dass sie sich eng aneinander kuscheln mussten, um darin Platz zu finden. „Magst du dich nicht umdrehen?“, fragte Niklas, als Jan im Bett lag. Er hatte ihm den Rücken zugekehrt, weil er befürchtete, sonst aus dem Bett zu fallen, wenn er die Kante nicht sehen konnte.

Als er sich umdrehte, sah er in ein Gesicht, das ein Lächeln zeigte, das ihn unmittelbar an Len und an Jan erinnerte. „Lass uns noch was kuscheln, ok?“, sagte Niklas und fing an, Jan zu streicheln. Jan spürte deutlich, dass Niklas einen „Steifen“ hatte, und dachte, dass jetzt der Moment der Wahrheit gekommen wäre. Wie würde er wohl reagieren, wenn er merkte, dass Jans Sexualität nicht dem entsprach, was bei Schwulen üblich war? „Du musst ein wenig vorsichtig sein“, fing Jan an zu erklären, „Das mit dem Sex ist ein bisschen schwierig, weil, naja, weil ich eine Phimose habe.“ Jan hatte erst vor Kurzem gelernt, dass eine verengte Vorhaut „Phimose“ hieß, und fand, dass dieses Wort gut geeignet war, die Eigenheiten seines sexuellen Empfindens kurz und prägnant zu beschreiben. Niklas' Gesicht zeigte unbeirrt dieses gewinnende Lächeln und seine Reaktion wischte alle Befürchtungen, die Jan hatte, einfach weg. „Ist schon in Ordnung“, sagte er, „Ich bin ganz vorsichtig.“ Seine sanfte Stimme und sein Lächeln wirkten auf Jan sehr beruhigend; es fühlte sich unge-

wöhnlich vertraut an, neben Niklas im Bett zu liegen und sich seinen Berührungen hinzugeben.

Ungewöhnlich war auch, dass Jan dabei kein einziges Mal zuckte – es war, als würden die beiden sich schon sehr lange kennen. Niklas fragte, ob er sich „einen runterholen“ durfte, was er dann auch tat. Danach sagte er, dass es Zeit war zu schlafen. Jan durfte seinen Platz mit Niklas tauschen und an der Wand schlafen, um nicht aus dem schmalen Bett heraus zu fallen. Er lag auf der Seite, eingequetscht zwischen der Wand, Niklas' Körper und einer schweren Daunendecke, sodass er sich kaum mehr bewegen konnte. Er lag noch eine ganze Weile wach und dachte über diese unerwartete Begegnung an diesem Abend nach. Er war erstaunt darüber, wie viel Vertrautheit und auch Vertrauen er gegenüber Niklas verspürte. So etwas hatte er noch nie mit jemandem erlebt, nicht annähernd; eigentlich noch nicht einmal mit Jan, damals. Keine irritierenden Gedanken, keine unangenehmen oder schmerzhaften Berührungen, kein Zucken; stattdessen einfach nur die Berührungen dieser Hand zu genießen und diesen Körper zu erforschen, wie er sich anfühlte. Es war ein wahrer Zauber; es passte so gut, dass es sich schon wieder ziemlich unwirklich anfühlte, wie ein Traum.

Die entscheidende Hürde war mit Niklas also überwunden; eine Nacht zusammen im Bett ohne Irritationen. Jans Versuche, einem schwulen Menschen nahe zu kommen, waren bisher spätestens an dieser Stelle gescheitert. Wenn es um Sex oder auch nur um Berührungen ging, zeigte sich nicht nur, dass er ein anderes Empfinden hatte, als offenbar üblich war und allgemein erwartet wurde. In der Regel erwiesen sich diese unterschiedlichen Sensibilitäten obendrein als überhaupt nicht kompatibel. Jan wusste oft nicht, wie er sich verhalten sollte, wann von ihm was erwartet wurde, und fühlte sich nach kurzer Zeit wie gelähmt von dieser Unsicherheit. Umgekehrt lösten die Reaktionen, die er wahrnahm, in ihm zusätzliche Verunsicherungen aus, sodass er am Ende so sehr damit beschäftigt war, sich auf das Geschehen zu konzentrieren, dass er dabei nichts mehr genießen konnte, sondern stattdessen immer mehr verkrampfte. Das waren im Wesentlichen seine sexuellen Erfahrungen. Selbst wenn es mal gelang, dabei nicht ganz so angespannt zu sein, waren oft die Berührungen, die er spürte, alles andere als angenehm; mal kitzelte es, mal zuckte er zusammen. Und auch umgekehrt schien die Art und Weise, wie er sein Gegenüber berührte, oft nicht wirklich passend zu sein. Es war so, als wenn die Weise, wie er Be-

rührungen empfand, sich ziemlich von dem unterschied, wie Berührungen von anderen empfunden wurden, von scheinbar allen anderen.

Mit Niklas war das alles wohltuend anders: Jan fühlte sich völlig entspannt dabei, sich von Niklas streicheln zu lassen, es tauchten auch keinerlei Irritationen auf; es hatte im Gegenteil etwas sehr selbstverständliches. Selbst das mit seiner Vorhaut stellte überhaupt kein Problem dar. Normalerweise wurde es als eigenartig oder sogar abstoßend empfunden, dass Jans Vorhaut zu eng war, um beispielsweise so etwas zu praktizieren wie „Geschlechtsverkehr“. Schon dieses Wort drückte aus, dass es ganz und gar unnormal war, wie Jan daran keinerlei Interesse zu zeigen. Immerhin aber war die Phimose, wie eine verengte Vorhaut medizinisch hieß, ein konkreter und handfester Ausdruck der Andersartigkeit von Jans Sexualität. Deswegen führte er sie auch immer an, wenn es darum ging, im Vorfeld die vorhandenen sexuellen Differenzen zu erklären. Jan war sehr glücklich, dass diesmal seine Erklärungen nicht zu Irritationen geführt hatten, dass Niklas' Berührungen ihn nicht kitzelten und zucken ließen, sondern im Gegenteil sehr angenehm waren, und dass er sich dabei so unerwartet entspannt fühlen konnte. Es fühlte sich vor allem auch richtig gut an, eingeklemmt zwischen Niklas und der Wand zu liegen, unter der schweren Bettdecke, unter der es angenehm warm war, im Gegensatz zum restlichen Zimmer. Während Jan einschlief, bemerkte er, wie der Druck zwischen seinen Beinen stärker wurde und sich zu seinen Gefühlen tiefster Zufriedenheit zunehmend auch erregende Gefühle mischten. Niklas schlief schon längst und hielt ihn dabei mit seinem Arm fest.

Als Jan am nächsten Morgen aufwachte, war er alleine im Bett. Niklas saß in der Küche und war gerade dabei zu frühstücken, als er dazu kam. „Hast du gut geschlafen?“, fragte er, als sich Jan zu ihm setzte. „Ich muss gleich zur Uni; du kannst aber in Ruhe frühstücken.“ Dann stand er schon auf, um ein paar Sachen in eine Tasche zu packen und sich seine Jacke überzuziehen. „Ich fand's schön mit dir“, sagte er, „Wenn du magst, kannst du dich gerne wieder bei mir melden; du weißt ja, wo ich wohne.“ Dann ging er. Jan frühstückte noch zu Ende und wusch das Geschirr ab, bevor er nach Hause ging. Er hatte in dieser Nacht nicht viel geschlafen und war so müde, dass er sich zu Hause gleich in sein Bett legte und ausschlief. Die Begegnung mit Niklas ging Jan nicht mehr aus dem Kopf; seit dieser Nacht dachte er an nichts anderes mehr und je mehr er über Niklas nachdachte, desto glücklicher fühlte er sich dabei. Er schien

wirklich genau der zu sein, den Jan suchte, genau die Begegnung, auf die er schon lange gewartet hatte. Jan war verblüfft, wie unspektakulär das alles am Ende war, wie ihn Niklas einfach angesprochen hatte und wie es sich ebenfalls einfach so ergeben hatte, auf Anhieb eine so wundervolle Nacht mit ihm zu verbringen. Es gab keinen Zweifel: Jan war verliebt. Am liebsten hätte er Niklas schon am selben Tag wieder getroffen, aber es war wohl besser, ein paar Tage abzuwarten, um am Ende nicht als aufdringlich zu erscheinen.

Eine Woche später war es dann soweit und Jan entschied sich, ihn am frühen Nachmittag zu besuchen. „Oh, du. Komm rein“, sagte Niklas, als er die Tür öffnete, „Du hast Glück, dass ich hier bin. Normalerweise wäre ich jetzt an der Uni, aber heute ist das Seminar ausgefallen.“ Jan setzte sich in die Küche und beobachtete Niklas, wie er Kaffee kochte. Er wusste nicht so recht, wie er das Gespräch beginnen sollte, und fühlte sich ein wenig unbehaglich, weil Niklas auch nichts sagte. „Was machst du eigentlich? Studierst du auch?“, fragte Niklas, als der Kaffee fertig war. „Nein, ich habe mal studiert, Mathe und Physik, aber das habe ich abgebrochen.“ „Mathe und Physik? Das hätte ich vermutlich auch abgebrochen. Da finde ich die Sozialwissenschaften wesentlich interessanter; da geht es um Wissen, das wichtig ist, wenn man politisch etwas bewegen will.“ „Ich finde eigentlich nicht so wichtig, was man weiß und was man gelernt hat; entscheidend ist doch, wie man lebt und was man lebt, oder nicht?“, erwiderte Jan. „Das sehe ich anders; für mich ist Bildung das Wichtigste überhaupt. Es ist der Schlüssel zu gesellschaftlichem Einfluss; ohne bleibt man bedeutungslos.“ Niklas war entschlossen, sein Studium als Doktor zu beenden, um dann seine Ideen in gesellschaftliche Veränderungen umzusetzen. Dafür bekam er Bafög. Jan hatte für sein Studium keine Unterstützung erhalten, weil sein Vater dafür zu viel verdient hatte. Seine Eltern hatten ihn aber trotzdem nicht unterstützt; vielleicht, weil er sie gar nicht darum gebeten hatte, vielleicht auch aus anderen Gründen, die er nicht kannte.

Während des Gespräches dachte Jan darüber nach, wie er Niklas erklären sollte, dass er in ihn verliebt war; er war sich unsicher, ob es überhaupt gut war, es zu erwähnen, da sie sich eigentlich noch gar nicht richtig kannten. Schließlich fragte er, „Hast du eigentlich schon mal einen Beziehungspartner gehabt?“ „Beziehungspartner? Nein, ich halte nicht viel von Beziehungen. Ich finde es ganz gut so, auf meinen eigenen Beinen zu stehen. Du? Hattest du schon einmal einen Freund?“ „In gewisser Weise ja; ist aber schon ein paar Jahre her.“ Niklas‘

Antwort, dass er von Beziehungen nichts hielt, irritierte Jan; er war ja im Gegensatz zu Niklas sehr an einer Beziehung interessiert. Nach einigen wenigen Überlegungen kam er zu dem Schluss, dass er diese Unsicherheit nicht bestehen lassen konnte. Er sollte Niklas eröffnen, dass er darauf aus war, einen Partner zu finden, und Niklas für einen idealen Kandidaten hielt.

„Nick“, sagte er, „Ich muss dir was sagen.“ „Warum nennst du mich eigentlich Nick? Du weißt doch, dass ich Niklas heiße; Jan fiel ein, dass Niklas sich schon in der Schwulenkneipe daran störte, Nick genannt zu werden. „Mir gefällt Nick“, versuchte er zu erklären, „Ist halt 'ne Abkürzung, so wie Jan auch.“ „Ach, tatsächlich? Wofür denn?“ „Meine Eltern haben mich Johannes genannt.“ „Johannes?“, Niklas lachte, „Jan soll eine Abkürzung für Johannes sein?“ Jan wusste nicht, was er erwidern sollte. Sein eigentliches Ansinnen, Niklas zu sagen, dass er ihn liebte, war irgendwie verpufft. Stattdessen nahm das Gespräch einen Verlauf an, der ihm ganz und gar nicht gefiel. „Johannes“, wiederholte Niklas, „Ich muss ehrlich sagen, Johannes gefällt mir besser als Jan. Das ist doch eigentlich ein schöner Name, finde ich.“ Danach saßen beide schweigend am Tisch. Jan nahm sich vor, Niklas' Wunsch, Niklas genannt zu werden, in Zukunft zu respektieren; schließlich wäre er auch nicht damit einverstanden gewesen, von Niklas Johannes genannt zu werden, nur weil es ihm besser gefiel als Jan. „Ich wollte dir jetzt nicht auf den Schlips treten“, sagte Niklas, um das Schweigen zu durchbrechen, „Wenn du magst, können wir ein bisschen kuscheln; das fand ich ja letztes Mal ganz schön.“

Jan fand die Idee auch gut und sie gingen in Niklas' Zimmer, in dem das Fenster wie in jener Nacht offen war. Aber es kam ihm lange nicht so kalt vor wie beim letzten Mal. Niklas hatte sich schnell ausgezogen und lag schon im Bett, als Jan noch dabei war, seinen Kapuzenpullover auszuziehen. „Was ist denn mit deiner Sexualität?“, fragte Niklas. „Mit meiner Sexualität?“ „Ja, was du letztes Mal erzählt hattest. Ich habe es nicht richtig verstanden.“ Jan war inzwischen ausgezogen und kuschelte sich zu Niklas ins Bett. „Ach so, ja, ich habe eine Phimose, das habe ich gesagt.“ „Eine was?“ „Eine Phimose; das ist eine verengte Vorhaut. Es tut weh, wenn man versucht, sie zurückzuziehen.“ „Oh; naja, macht ja nichts, oder?“ In Niklas' Gesicht sah Jan wieder dieses Lächeln, das er von Len und Jan kannte. Es war also wirklich wahr: Auch Niklas hatte ein besonderes Gesicht, zumindest wenn er lächelte. „Ich finde es ok. Aber es gibt Schwule, die es nicht ok finden“, antwortete Jan und Niklas sagte, „Mir ist

es egal, ehrlich gesagt. Ich habe mir über so etwas noch nie Gedanken gemacht.“

Mit Niklas zu kuscheln war wieder sehr entspannend und vertraut; Jan fühlte sich richtig wohl dabei. Es war genau das Gefühl, das er jetzt brauchte, genau die Energie, die notwendig war, um ein neues Leben zu beginnen, dachte er. „Ich glaube, ich mag dich“, sagte er. Niklas erwiderte, „Ich mag dich auch“, und fügte hinzu, „so wie du bist.“ Jan war über Niklas' Reaktion sehr glücklich, vor allen Dingen auch, weil er sagte, „so wie du bist.“ Es war wie ein Zauberwort. „Vielleicht sollten wir eine Beziehung anfangen?“, fragte Jan weiter. „Eine Beziehung? Ich glaube, das ist ein bisschen voreilig; wir kennen uns ja noch gar nicht richtig“, antwortete Niklas, „Außerdem kommt für mich eine Beziehung eher nicht in Frage. Ich fühle mich ganz wohl so, wie es jetzt ist, um ehrlich zu sein. Das muss ja aber nicht heißen, dass wir nicht befreundet sein können.“ „War ja auch nur ein Gedanke; ich weiß selbst auch nicht, ob eine Beziehung für mich das Richtige ist.“ Jan sah ein, dass sein Vorschlag, eine Beziehung zu beginnen, tatsächlich ein wenig voreilig war. Niklas hatte vollkommen recht, sie sollten sich überhaupt erst kennenlernen, bevor sie eine solche Entscheidung fällten.

Für das nächste Treffen hatten sie verabredet, dass Jan warten sollte, bis sich Niklas bei ihm meldete. Obwohl mehr als zwei Wochen vergingen, bis er an seiner Tür klopfte, widerstand Jan der Versuchung, sich entgegen der Verabredung bei ihm zu melden. „Ist ja nicht einfach, dich hier zu finden“, sagte Niklas, als er ins Zimmer kam. Es war Sonntagvormittag und Jan war noch nicht lange wach. Über Nacht hatte es geschneit und Jan hatte eigentlich vor, noch vor dem Frühstück durch den Schnee zu spazieren, mit dem grünen Kapuzenpullover, den ihm erst vor ein paar Wochen einer seiner Mitbewohner geschenkt hatte. Der wollte ihn wegwerfen, weil er mit Farbe bekleckert war, aber Jan hatte ihn mehrere Tage lang eingeweicht und anschließend gründlich gewaschen. Nach dem Waschen waren nur noch leichte dunkle Schatten zu erkennen, wo vorher die Farbe war, was Jan aber nicht störte. Im Gegenteil, die Flecken sahen aus, als wären sie beabsichtigt und hatten genau den gleichen Farbton wie seine Armeehose, während der Pullover sonst einen etwas helleren Grünerton hatte. In dem neuen, grün gefleckten Kapuzenpullover zusammen mit seiner Armeehose gefiel sich Jan extrem gut.

„Hast du schon gefrühstückt? Ich hatte die Idee, dich zum Frühstück einzuladen“, sagte Niklas und schlug vor, dazu in eine alternative Kneipe zu gehen, wo es für wenig Geld ein gutes Frühstück gab. „Das passt gut“, antwortete Jan, „Ich wollte gerade an die frische Luft und gefrühstückt habe ich auch noch nicht.“ Er zog sich noch einen Pullover unter den grünen Kapuzenpullover, die schwarze Mütze auf und ging mit Niklas los. Als sie zur Haustür herausgegangen waren, zog er sich die Kapuze über die Mütze. Niklas hatte eine dicke Daunenjacke an, ohne Kapuze und ohne Mütze. Am meisten wunderte sich Jan darüber, dass er gar nichts anderes erwartet hatte. Im Gegenteil, er wäre wahrscheinlich sehr erstaunt gewesen, Niklas mit Kapuze oder gar Mütze und Kapuze zu sehen; irgendwie passte es in seiner Vorstellung nicht zusammen, Niklas und Kapuzen. „Ist dir kalt?“, fragte Niklas. „Es geht; wieso?“ „Weil du zwei Mützen aufhast.“ Jan war etwas irritiert, dass Niklas „zwei Mützen“ sagte. Er überlegte sich kurz, ob es wirklich übertrieben war, Mütze und Kapuze aufzuhaben; schließlich lag Schnee. Dann erklärte er aber, dass er als Jugendlicher eine Mittelohrentzündung hatte und seither seine Ohren gegen Kälte empfindlich waren und sich leicht entzündeten, wenn sie kalt wurden.

Während sie frühstückten, erzählte Niklas ausgiebig von seinen Erfahrungen mit Schwulen und schwulem Sex. Er hatte schon in früher Jugend Erfahrungen mit einem seiner Klassenkameraden, mit „richtigem Sex“, so wie es im Sexualkundeunterricht dargestellt wurde. Trotzdem wurde ihm erst vor einem Jahr richtig klar, dass er schwul war. Jan erzählte von seinen Erfahrungen, hauptsächlich von denen mit Jan, und auch von seinen Problemen mit Sex, dass seine Sexualität offensichtlich nicht zu den Erwartungen anderer Schwuler passte. Von Kay erzählte er nichts, überhaupt erzählte er nichts davon, dass er sich gerne fesseln ließ. Er glaubte nicht, dass Niklas etwas mit Fesselungen anfangen konnte; wahrscheinlich fand er so etwas eher merkwürdig, so wie Jan damals. Niklas war weder der Typ für Kapuzen noch für Fesselungen; Jans Vorstellungen über ihn waren in dieser Hinsicht erstaunlich deutlich. Nach dem Frühstück gingen sie noch spazieren. Jan genoss es, nicht nur seine Kapuze über der Mütze zu spüren, sondern auch mit grüner Hose und farblich passendem Kapuzenpullover neben Niklas durch den Schnee zu laufen. Solange bis Niklas sagte, dass es ihm kalt wurde und er wieder zurück zu Jan gehen wollte. Als sie dort angekommen waren, sagte er, „Lass uns gleich ins Bett kuscheln; ich bin schon richtig durchgefroren und brauche Körperwärme.“ Wie schon die

beiden Male davor, war es sehr schön und angenehm, Niklas zu spüren. Es gab Jan viel Kraft.

In den Frühjahrsferien fuhr Niklas zu seiner Mutter. Das kündigte er sehr kurzfristig an, zwei Tage, bevor er losfuhr. Er wollte die ganzen sechs Wochen bis zum Semesterbeginn dort bleiben, weil er auch vorhatte, alte Schulfreunde, seine Geschwister und andere Verwandte zu treffen. Offenbar hatte er eine große Familie und einen großen Freundeskreis. Auch das war bei ihm anders als bei Jan, der lediglich seine Eltern als Familie hatte und auch keine Schulfreunde; abgesehen von Jan – und Kay. Von Niklas' Verwandten und Schulfreunden wusste niemand, dass er schwul war; er war dort, bei sich zu Hause, einfach „normal“. Das war bei Jan ebenfalls anders. Alle wussten früher, dass er schwul war, vermutlich sogar länger als er es selbst wusste; zumindest dass er nicht „normal“ war, war allen klar, denn das war schon immer unübersehbar. Der Johannes eben, dem „einer abgeht“, wenn er gefesselt wird; Jan bekam immer noch eine Gänsehaut, wenn er an diese Begebenheit auf dem Pfadfinderfest dachte. Oder der verträumte Hannes mit den empfindlichen Ohren und der Fellkapuze; und „zwei Mützen auf“.

Jan dachte oft darüber nach, dass er und Niklas doch ziemlich verschieden waren. Das, was sich mit Niklas anbahnte, war etwas anderes als Len oder Jan, etwas sehr anderes. Doch gerade dadurch hatte es etwas wirkliches, etwas, was sich nicht plötzlich, von einem Moment auf den anderen, einfach als Traum erweisen und verschwinden konnte; so wie es mit Jan damals war, als sich zeigte, dass ihre Beziehung nicht funktionierte. Bei Niklas spürte er einen Widerstand, anders als bei Jan oder Len. Bei ihnen gab es keinen Widerstand; im Gegenteil, er durchdrang sie, ohne es wirklich zu spüren, und sprach mit ihnen, wie er im Traum sprach, mit sich selbst. Die Wirklichkeit setzte sich im Traum fort und der Traum in der Wirklichkeit, sodass es ihm schwer fiel, beides auseinander zu halten. So erlebte er die Zeit mit Jan; mit Len war es nicht anders, da waren Traum und Wirklichkeit eigentlich gar nicht mehr voneinander zu trennen. Niklas und Jan dagegen sprachen aber ganz offensichtlich nicht die gleiche Sprache und sprachen auch nicht miteinander wie im Traum. Niklas war wirklich, anders wirklich als das, wohin Jan seine Sehnsüchte ansonsten getrieben hatten. Er hatte diesen Gedanken noch nie so klar vor Augen gehabt: Die Wahrheit war, dass seine Sehnsüchte ihn in die Irre geführt hatten. Aber jetzt gab es eine andere Sehnsucht, die mit den Sehnsüchten aus seiner Kindheit

konkurrierte, aber ganz anders in der Wirklichkeit verankert war: Die Sehnsucht nach Niklas. Ob Niklas auch so eine Sehnsucht nach ihm hatte?

Etwa eine Woche nachdem er gefahren war, rief Niklas an, um sich zu erkundigen, wie es Jan ging. Er sagte, dass er sich freuen würde, ihn wieder zu sehen, und dass er Sehnsucht nach ihm hatte. Dennoch waren ihm die sechs Wochen bei seiner Familie wichtiger, als diese Sehnsucht; so etwas war für Jan unvorstellbar. Er hätte keinen Augenblick gezögert, alle seine Planungen umzustellen, nur um bei Niklas zu sein. Niklas war auch in dieser Hinsicht anders und Jan nahm sich vor, es zu akzeptieren. Nach dem, was er die Jahre zuvor erlebt hatte, drängte sich ihm die Notwendigkeit regelrecht auf, sich auf etwas neues und anderes einzulassen, wie eben Niklas. Und es fühlte sich überhaupt nicht schlecht an, wenn auch noch ziemlich ungewohnt. In der Zeit ohne Niklas war Jan oft alleine, was er durchaus auch genießen konnte. Er fühlte sich gut, so gut wie schon lange nicht mehr, und konnte es kaum erwarten, Niklas wieder zu sehen. Er träumte jeden Abend von ihm, beim Einschlafen, und erforschte dabei das Gesicht, das er in seinen Gedanken sah. War es wirklich ein besonderes Gesicht, so wie Lens oder Jans? War es eines, das er sich für Jahre ins Gedächtnis einprägen konnte, ganz anders als alle anderen Gesichter, die bereits nach wenigen Wochen völlig verblassten und undeutlich wurden? Niklas' Lächeln war zweifellos ein besonderes Lächeln, aber sein Gesicht? Jan konnte sich bis zuletzt, bis er Niklas schließlich wieder sah, nicht zu einer endgültigen Antwort durchringen.

Jan war schon frühzeitig am Bahnhof, um Niklas abzuholen. Der Zug hatte eine ganze Stunde Verspätung, sodass er mehr als anderthalb Stunden am Bahnhof warten musste. Auf dem Bahnsteig war es windig und für April auch recht kühl. Jan wartete mit Mütze und Kapuze auf einer Bank und las in einer Zeitung, die er im Müll gefunden hatte. Er trug seine grüne Armeehose und seinen grünen Kapuzenpullover; so würde er Niklas sicher am besten gefallen, da war er sich sicher. Endlich kam der Zug und es stiegen auch nur wenige Leute aus, sodass Jan ihn gleich erkannte und begrüßen konnte. Die Begrüßung war nicht besonders herzlich; Niklas wirkte ziemlich angespannt und fluchte über die Verspätung und über sein Gepäck. Er sagte, dass er noch ein Referat für die Uni vorbereiten musste und dass er überhaupt die Zeit bei seiner Familie ziemlich anstrengend fand.

Als sie in seiner Wohnung ankamen, sah Niklas, dass seine Mitbewohner gerade verreist waren und obendrein die Wohnung in einem ziemlich unaufgeräumten Zustand hinterlassen hatten; vor allen Dingen die Küche, in der sich schmutziges Geschirr türmte. „Ich habe es satt, mich ständig um andere kümmern zu müssen“, schimpfte er, „Nicht genug, dass ich mich bei meiner Familie immer um alles kümmern muss, hier ist es auch nicht anders. Schau dir das an; ich bin doch hier nicht die Putzfrau.“ Er fing gleich an zu staubsaugen und hörte dabei nicht auf, vor sich hin zu schimpfen. Jan traute sich nicht, irgendetwas zu sagen, und hoffte, dass sich Niklas' Laune wieder bessern würde. Er kam sich blöde vor, Niklas beim Saubermachen und Schimpfen zuzusehen, und fing an, das Geschirr abzuwaschen.

„Was machst du da?“, fragte Niklas, als er in die Küche kam und Jan beim Abwaschen sah. „Ich spüle das Geschirr.“ „Aber doch nicht so, mit den Töpfen zuerst.“ Jan hatte die Töpfe zuerst abgewaschen, weil sie am meisten Platz brauchten und mehr Platz für das übrige Geschirr vorhanden war, nachdem sie gespült waren. „Du hast deinen Eltern wohl nie viel im Haushalt helfen müssen“, sagte Niklas, „Lass es am besten stehen; ich mache es dann schon selbst.“ Jan ging in Niklas' Zimmer und setzte sich dort auf das Bett, um weiter in der Zeitung zu lesen. Schließlich kam Niklas auch in das Zimmer und sagte, dass Jan aufstehen sollte, damit er das Bett ausschütteln konnte. Jan wollte in die Küche gehen, um sich dort an den Tisch zu setzen. „Nicht in die Küche“, rief Niklas, „Da habe ich gerade den Boden gewischt.“ „Wohin dann“, fragte Jan verzweifelt. Er fand das Gefühl, Niklas im Weg zu stehen, unerträglich. Als Niklas antwortete, „Ich weiß auch nicht“, entschied sich Jan zu gehen. „Dann gehe ich wieder nach Hause“, sagte er und Niklas antwortete, „Ja, ist vielleicht das Beste.“

Das war für Jan zu viel; er hatte sich so sehr gefreut, Niklas wieder zu sehen, und jetzt war er in eine so blöde Situation gekommen. Als er sich angezogen hatte und gehen wollte, kamen ihm die Tränen. „Was ist denn jetzt?“, fragte Niklas. „Ich habe mich so gefreut, dich zu sehen, und jetzt sowas.“ „Ich habe halt noch andere Sachen zu tun“, erwiderte Niklas, „Da kann ich mich nicht auch noch um dich kümmern. Schließlich kann ich ja nicht für alle unselbstständigen Männer um mich herum die Mutter spielen.“ „Ich brauche keine Mutter und so eine wie dich schon gar nicht“, sagte Jan und öffnete die Tür. Er kämpfte gegen den Drang an, vor Wut und Enttäuschung richtig loszuheulen. „Warte“, sagte

dann Niklas und fasste ihn am Arm, „Das habe ich nicht so gemeint. Ich freue mich ja auch, dass du hier bist.“ „Davon habe ich noch nicht viel gemerkt“, entgegnete Jan, der sehr froh war, dass Niklas ihn doch nicht einfach gehen ließ. Niklas sagte nur, „Komm“, und zog ihn wieder in die Wohnung. Er hielt ihn an der Hand und ging mit ihm in sein Zimmer, wo sie sich auf das frisch ausgeschüttelte Bett setzten.

Niklas fing an, Jan auszuziehen, wobei ihn Jan unterstützte. Es fühlte sich gut an, wieder neben Niklas unter der Bettdecke zu liegen. Während sie kuschelten, ejakulierte Niklas schon nach kurzer Zeit und fragte dann, „Und du?“ „Was meinst du?“ „Willst du nicht auch? Du hast noch nie abgespritzt bei mir; noch nicht mal einen steifen Schwanz hast du bekommen. Mache ich etwas verkehrt? Du musst mir sagen, was ich tun soll, damit du auch auf deine Kosten kommst.“ Jan wusste nicht so recht, was er antworten sollte; der Ausdruck „steifer Schwanz“ gefiel ihm irgendwie, weil er eine Lawine von merkwürdigen Assoziationen in seinen Gedanken auslöste. Er war versucht zu sagen, dass Niklas ihn fesseln sollte, aber er sagte dann doch lieber, dass er durchaus „auf seine Kosten“ kam, wenn er mit ihm im Bett lag. „Ich finde es wirklich schön, mit dir zu kuscheln“, ergänzte er und Niklas antwortete, „Dann lass es mich auch spüren.“ Dabei zeigte er wieder sein Lächeln, das Jan an Len und an Jan erinnerte, sein Len-Jan-Nik-Lächeln; Nik mit drei Buchstaben. Genau danach sehnte sich Jan die letzten sechs Wochen jeden Tag. Einen „steifen Schwanz“ bekam er allerdings auch diesmal nicht.

Über die Überwindung von Widerständen

Seit Niklas wieder von seinem Familienbesuch zurückgekehrt war, sahen sie in der Regel am Wochenende und oft auch noch einmal in der Woche. Meistens trafen sie sich bei Niklas, weil er sich in Jans Zimmer nicht so wohl fühlte, da es nicht sehr aufgeräumt und auch nicht sauber war. „Du hast es nie gelernt, deinen Alltag richtig zu organisieren“, sagte Niklas häufig. Er war dagegen wirklich ausgesprochen gut organisiert, nicht nur, was seinen Haushalt anging, auch in seinem Studium und bei seinen anderen Aktivitäten. Jan war beeindruckt, wie leicht es Niklas fiel, sein Leben zu regeln und all die Dinge zu machen, die ihm selbst sehr schwer fielen, sei es Putzen und Waschen oder Einkaufen und Kochen oder das Einhalten von Terminen. Niklas machte keinen Hehl daraus, dass er Jan als ziemlich unpraktisch empfand. „Du glaubst, dass du Probleme

nur durch Nachdenken lösen kannst“, sagte er gerne, „Aber durch Nachdenken alleine wäscht sich keine Wäsche und kocht sich kein Essen.“

Jan kam sich manchmal vor wie ein kleines Kind, dem erklärt werden musste, wie die Welt funktionierte. Es ging dabei aber um jene Welt, in der Niklas mit beiden Beinen stand, und nicht um seine Welt. In Niklas' Welt fühlte sich Jan fremd, sie war nicht sein Zuhause; aber sie war immerhin für ihn offen. Niklas konnte erklären, wie sie funktionierte und Jan konnte es verstehen. Jans Welt war dagegen überhaupt nicht offen für andere; Jan hatte keine Idee, wie er sie erklären sollte, und wenn er es versuchen würde, würde Niklas sie bestimmt nicht verstehen können. Niemand konnte sie verstehen, davon war er überzeugt. Niklas konnte Jans Welt einfach ignorieren; er brauchte davon nichts zu wissen und wusste wahrscheinlich auch nicht viel davon. Umgekehrt kam aber Jan nicht an Niklas' Welt vorbei. Es war eindeutig Niklas' Welt und nicht Jans, die den Anspruch erheben konnte, wirklich zu sein. Und das tat sie auch.

Jan fand diese Ungleichheit ungerecht, auch wenn er es durchaus interessant fand, sich mit Niklas' Welt auseinander zu setzen. Besonders dann, wenn diese Auseinandersetzungen kontrovers waren, was nicht selten der Fall war, fiel Jan diese Ungleichheit ganz besonders auf. Er war immer das kleine Kind, dem Niklas erklären musste, wie dies oder jenes funktionierte, wie man sich in welcher Situation verhalten sollte – es war nie umgekehrt. Besonders wenn Niklas sagte, das sei jetzt wieder einmal „typisch Jan“, oder wenn er sich so aufregte, dass er ihn Johannes statt Jan nannte, war Jan über diese Rollenverteilung ziemlich verzweifelt. Dann kam es manchmal auch vor, dass er einfach anfangen zu weinen, weil ihm nichts Besseres einfiel, womit er Niklas' Vorwürfen begegnen konnte. Dann sagte Niklas aber immer, dass es nicht so gemeint war und dass er in Wirklichkeit Jan mochte, und zwar genau so, wie er war.

Niklas hatte schon lange geplant, zu Beginn der Semesterferien mit zwei seiner Schulfreunde ans Mittelmeer zu fahren; gleich für vier Wochen. Da sich Jan überhaupt nicht vorstellen konnte, mit Leuten wegzufahren, die er nicht kannte, ging er davon aus, nicht mitzukommen. Bis ihm Niklas sagte, dass er bei dem Urlaub fest eingeplant war. Niklas hatte nämlich vor, den Urlaub mit seinem Coming-out zu verbinden und den Schulfreunden seinen neuen Freund vorzustellen. Es war das erste Mal, dass Niklas andeutete, er und Jan hätten eine Beziehung. Ihm war es sonst immer wichtig zu betonen, dass ihr Verhältnis unver-

bindlich und jederzeit aufkündbar war. Jan war gerne Niklas' neuer Freund. Allerdings fand er die Vorstellung, mit Niklas' Schulfreunden, die er ja überhaupt nicht kannte, vier Wochen lang unterwegs zu sein, zunehmend unbehaglich, je näher das Semesterende rückte. Als er kurz vorher sagte, dass er lieber nicht mitfahren wollte, reagierte Niklas ärgerlich. Jan sah schließlich ein, dass ein Coming-out mit Freund besser war als ohne. Als sie losfuhren, wurde schnell deutlich, dass Niklas zusammen mit seinen Schulfreunden völlig anders war, als Jan ihn kannte. Für Jan war es, wie mit drei fremden Leuten zu verreisen. Interessanter Weise war Niklas' Coming-out oder überhaupt sein Schwulsein für seine Schulfreunde kein Thema; sie nahmen es kommentarlos hin und sprachen es nicht mehr an.

Sie fuhren mit dem Auto ans Mittelmeer und es war geplant, sich beim Autofahren abzuwechseln. Auch Jan sollte fahren. Er hatte bis dahin noch nie längere Strecken am Stück gefahren, nie mehr als eine halbe Stunde auf einmal. Nach etwa drei Stunden konnte er von einem Moment zum anderen nichts mehr erkennen. Mit einem Mal, während er auf die Fahrbahn vor sich schaute, war das Bild verschwunden, wie wenn man das Antennenkabel aus einem Fernseher herauszog. Statt der Fahrbahn mit ihren Begrenzungen sah er von einem Augenblick zum nächsten nur noch eine Art Rauschen, abstrakte, bedeutungslose Konturen, eine Collage aus Linien, Farben und Flächen. Den Straßenrand konnte er nur noch aus seiner Erinnerung extrapolieren und, bevor er abgebremst hatte, hatte er ihn schon überfahren. Das muss die Überanstrengung gewesen sein. Jan waren solche Effekte nicht unbekannt, wenn er überanstrengt, übermüdet oder überfordert war. Aber so extrem und so deutlich wie jetzt hatte er es noch nie erlebt. Vor allen Dingen hatte er so etwas noch nie beim Autofahren erlebt. Zum Glück fuhr er nicht schnell und konnte gleich abbremsen; so war die Situation nicht wirklich gefährlich. Einer von Niklas' Freunden fragte lediglich, warum er denn in den Graben gefahren war; die anderen sagten nichts. Jan stieg aus und sagte, dass er nicht mehr fahren wollte. Erst am Abend wurde er noch einmal gefragt, was da genau geschehen war. Niklas und seine Freunde waren offenbar ziemlich irritiert, dass er ohne erkennbaren Grund von der Straße abkam und es vor allen Dingen auch nicht erklären konnte. Er fuhr das Auto den restlichen Urlaub über nicht mehr.

Obwohl er Niklas' Schulfreunde nicht kannte und das Verhältnis zu ihnen wie zu Niklas eher distanziert war, war der Urlaub überraschend entspannt. Für Jan

war es wie eine Forschungsexpedition in Niklas' Welt. Er empfand den Unterschied zwischen der Welt, in der lebte, und der, in der Niklas und seine Freunde scheinbar lebten, als unüberbrückbar groß. Viele ihrer Verhaltensweisen machte in seinen Augen keinen Sinn und es war auch deutlich zu erkennen, dass für sie viele seiner Verhaltensweisen keinen Sinn machten. Er fragte sich dabei oft, in welcher Welt Niklas wohl lebte, womöglich in beiden? Vor allen Dingen dachte er darüber nach, dass Niklas sich während dem Urlaub so anders und fremdartig verhielt, nur weil seine alten Freunde dabei waren. Niklas schien die Gabe zu haben, in verschiedene Welten zumindest soweit einzutauschen, dass er sich jeweils angemessen verhalten konnte. Scheinbar war er ein Vermittler, weil ihm alle Welten vertraut – oder vielleicht auch fremd – waren. Interessant fand Jan auch, dass sie während dem Urlaub keine Auseinandersetzungen hatten; ganz anders als wenn sie zu zweit und sich nahe waren. Aber auch seine Freunde gingen sehr gelassen mit diesen Unterschieden und den nicht seltenen Irritationen um; auf diese Weise konnte sich auch Jan in Gelassenheit üben.

Als sie wieder zurück waren, erzählte Niklas wie beiläufig, dass er während dem Urlaub die Zusage für sein Auslandsstudium erhalten hatte. „Jetzt ist es definitiv“, sagte er, „Im Februar geht es los.“ Jan fühlte sich wie vom Blitz getroffen; Niklas hatte ihm nichts von einem Auslandsstudium erzählt. „Was meinst du damit?“, fragte er, „Was für ein Auslandsstudium?“ „Ich werde für ein Jahr nach Australien gehen, um dort zu studieren“, antwortete Niklas, „Ich warte schon seit einiger Zeit auf eine Antwort und jetzt habe ich sie: Das Auslandsbafög ist bewilligt.“ In diesem Moment brach in Jan alles zusammen, was er sich für seine Zukunft ausgemalt hatte. Februar, das war noch ein halbes Jahr und dann war Niklas ein ganzes Jahr weg; weit weg. „Jetzt fehlt nur noch die Bestätigung von der Uni in Sydney“, erläuterte Niklas, „aber die ist eigentlich sicher; da kann nichts mehr schiefgehen.“ „Nach Australien?“ Jan fühlte sich sehr hilflos, „Du kannst doch nicht einfach nach Australien gehen. Was ist dann mit mir?“ „Siehst du? Das ist genau das, was ich immer meine. Genau so eine Beziehung möchte ich nicht, mit dir nicht und auch mit niemand sonst. Natürlich kann ich einfach nach Australien gehen und daran wird sich auch nichts ändern.“ Jan sah ein, dass Niklas auch damit irgendwie recht hatte; „So wie du bist“, das musste natürlich auch für ihn gelten. Niklas beruhigte ihn, indem er erläuterte, dass es ja nichts daran ändern würde, dass sie sich mochten. Wenn

sie sich wirklich mochten, dann würde ihre Freundschaft auch funktionieren, wenn sie sich ein Jahr lang nicht sehen. „Und das funktioniert bei uns, da bin ich mir ziemlich sicher.“

Niklas fing dann an, etwas zu essen zu kochen; Jan half ihm dabei. Sie redeten währenddessen kein Wort miteinander, auch beim Essen nicht. Jan dachte darüber nach, was er von Niklas' Vorhaben halten sollte, ein ganzes Jahr lang nach Australien zu gehen. Je mehr er aber darüber nachdachte, desto mehr kam er zu dem Schluss, dass es vielleicht gar nicht so schlecht war. Auf diese Weise hatten beide die Gelegenheit, genau zu überprüfen, ob es für sie wirklich das Richtige war, miteinander eine Beziehung einzugehen. „Wenn du dann wieder kommst, dann sind wir aber eine richtige Beziehung, ok?“, fragte Jan in die Stille und Niklas antwortete, „Mal sehen.“ Nach einer Pause sagte er, „Eigentlich habe ich eine Beziehung nicht so richtig eingeplant. Ich bin mir wirklich nicht sicher, ob das zu meinem Leben passt.“ Er schlug vor, eine Flasche Wein zu öffnen und beim Wein darüber zu reden, was Jan und er für ihr Leben geplant hatten. „Wenn wir uns auf so eine Beziehung einlassen, darf sie uns ja nicht im Weg sein.“ Beim Weintrinken erklärte Niklas, dass er eigentlich auch vorhatte, nach dem Auslandssemester in eine andere Stadt zu gehen und dort weiter zu studieren. Welche Stadt wusste er noch nicht; Frankfurt oder Berlin vielleicht.

Jan fiel dabei sofort Hamburg ein, weil Jan ja dort wohnte. Er dachte immer wieder daran, wie es wohl wäre, ihn wieder zu treffen. Nicht dass er sich etwas davon erhofft hatte. Dass die Gefühle, die er Jan gegenüber empfunden hatte, viel intensiver waren als das, was er bei Niklas empfand, beschäftigte ihn aber immer wieder. Die Gefühle Jan gegenüber waren nicht nur intensiver, sondern überhaupt ganz anders. Sie waren so, dass der Unterschied zwischen ihnen regelrecht zerfloss und Jan sie in gewisser Weise als eins wahrnahm, Jan-Jan; manchmal zumindest. Das Gefühl, eins zu sein, kam dagegen bei Niklas nicht ansatzweise auf. „Und Hamburg?“, fragte er. „Meinetwegen auch Hamburg“, sagte Niklas, „Das soll ja auch ganz schön sein. Ich kann mich ja an verschiedenen Unis bewerben und wir können dann immer noch entscheiden.“ „Wir?“, fragte Jan. „Ja; wenn du mitkommst, natürlich“, antwortete Niklas, „Ich gehe einfach mal davon aus, dass wir dann immer noch zusammen sind.“ Sie tranken viel Wein an dem Abend und erzählten sich aus ihrem Leben. Jan er-

fuhr dabei, dass Niklas schon einmal ein Jahr lang im Ausland lebte, in England, wo er gleich nach seinem Abitur einen Auslandszivildienst leistete.

Im Spätsommer fand in Freiburg eine Großdemonstration statt. Diese Demonstration war auch in dem besetzten Haus, in dem Jan wohnte, bereits seit Tagen das Gesprächsthema gewesen. Es wurde von allen erwartet, dass sie sich zu einer heftigen Auseinandersetzung mit der Polizei entwickeln würde. Daher war es günstig, möglichst frühzeitig dort zu sein. Jan ging ganz in schwarz, schwarze Hose, schwarzer Kapuzenpullover, schwarze Mütze und schwarzes Tuch, um damit sein Gesicht zu verdecken. Als er zu Niklas aufbrach, war es noch dunkel draußen; schließlich wollten sie noch zusammen frühstücken, bevor sie sich in die Schlacht begaben. Der Frühstückstisch war bereits gerichtet, als Jan bei Niklas ankam. Niklas war sich unsicher, ob sie wirklich an der Demonstration teilnehmen sollten. Er hatte Bedenken wegen dem großen Polizeiaufgebot, mit dem zu rechnen war, und weil von allen Seiten erwartet wurde, dass die Situation eskalieren würde. Am Ende entschied sich Niklas aber dennoch, wie geplant zu gehen. Dafür kleidete er sich genauso wie Jan ganz in schwarz; allerdings ohne Kapuze oder Mütze, dafür aber mit einem großen Palästinensertuch. Als sie an dem Ort eintrafen, wo die Demonstration beginnen sollte, waren schon einige Leute versammelt, obwohl der offizielle Beginn erst in einigen Stunden war. Um sie herum war bereits ein beachtliches Polizeiaufgebot zu sehen. Niklas wickelte sich das Palästinensertuch um Mund und Nase und auch Jan verummte sich mit seinem Tuch und zog sich die Kapuze über. So beobachteten sie das Treiben um sie herum, wobei Niklas immer wieder Bekannte traf, mit denen er sich unterhielt. Jan traf dagegen niemanden, während die Menschenmenge, in der sie sich befanden, rasant anwuchs.

Als die Demonstration offiziell begann, hatte es bereits Rangeleien mit der Polizei gegeben, und schon kurz nach Beginn war die Lage ziemlich unübersichtlich. Immer wieder gelang es einzelnen Polizeieinheiten, in den Demonstrationsszug einzudringen und auf diese Weise für allgemeinen Aufruhr zu sorgen. Niklas und Jan befanden sich mitten in diesem Getümmel. Plötzlich drang so ein Polizeitrupp auch zu ihnen durch und riss Jan zu Boden, als er versuchte, sich ihm entgegenzustellen. Als Jan wieder aufstand, waren die Polizisten wieder weg, Niklas aber auch. Den sah er dann außerhalb des Demonstrationsszuges zusammen mit anderen Demonstranten umringt von Polizisten. Er beobachtete, wie ihm Handschellen angelegt wurden und er gefesselt, mit den Hän-

den auf dem Rücken, in einen Polizeibus bugsiiert wurde. Das alles zu beobachten, fand Jan reichlich spannend; er fand, dass Niklas mit Handschellen überraschend gut aussah. Allerdings war es ein wenig ungerecht, dass die Polizisten ihn nicht auch ergriffen und dann gefesselt hatten; jetzt neben Niklas zu sitzen, beide mit Handschellen, so hätte es eigentlich sein sollen.

Dummerweise fühlte er sich alleine in dem allgemeinen Schlachtengetümmel ziemlich unsicher. Nicht dass er befürchtet hätte, auch verhaftet zu werden, im Gegenteil; nichts wäre spannender gewesen, als ebenfalls in Handschellen in einen Polizeibus verfrachtet zu werden. Dennoch nutzte er die nächste Gelegenheit, um sich von der Veranstaltung zu entfernen und nach Hause zu gehen. Dort waren einige seiner Mitbewohner bereits beschäftigt, sich um die Festgenommenen zu kümmern; sie erwarteten, dass die Betroffenen recht schnell wieder freigelassen wurden. Jan war immer noch ziemlich enttäuscht darüber, dass er nicht wie Niklas das Glück hatte, in den Genuss einer sogenannten „amtlichen“ Fesselung zu kommen. Am späten Nachmittag kam endlich Niklas zu ihm ins besetzte Haus, gleich nachdem er wieder freigelassen wurde. Er erzählte lediglich, dass das Ganze ziemlich unspektakulär gewesen war und außer der Aufnahme seiner Personalien nichts geschah. Er war dennoch ziemlich erschöpft und fragte Jan, ob er nicht Lust hatte, mit ihm zu kuscheln. Jan war auch ein bisschen müde, zumal er ja sehr früh aufgestanden war, und legte sich zusammen mit Niklas ins Bett.

Das regelmäßige Kuscheln war zweifellos das Schönste in ihrem Verhältnis. Es war zu einem festen Bestandteil ihrer Treffen geworden, jedes Mal, wenn sie sich sahen. Niklas hatte sich in den Kopf gesetzt, Wege zu finden, die Jan dazu brachten, einen „steifen Schwanz“ zu bekommen und auch „abzuspritzen“, wie Niklas es nannte. Jan fand nach wie vor den Ausdruck „ejakulieren“ besser und vor allen Dingen auch angemessener; „abspritzen“ war ihm zu vulgär. Er entwickelte die Strategie, sich beim Kuscheln weniger auf das Kuscheln zu konzentrieren und sich stattdessen in Gedanken vorzustellen, gefesselt zu werden; das funktionierte ganz gut, so bekam er oft einen „steifen Schwanz“. Wenn er sich selbst einen runterholte, dachte er schließlich auch gerne daran, gefesselt zu werden, und ejakulierte meistens in dem Moment, in dem er in Gedanken die Hände auf dem Rücken hatte und an den Fesseln zerrte. Es passierte aber auch oft, dass sich andere Bilder in diese Phantasien mischten, beispielsweise wie er von den Pfadfindern an den Baum gebunden wurde, die sehen wollten,

ob es ihn erregte, gefesselt zu sein, oder wie Kay ihm sagte, dass es nicht normal sei, von Fesselungen erregt zu werden. Manchmal kamen ihm auch ziemlich absurde Bilder in den Sinn, etwa wie seine Mutter ihn an einem Stuhl festband oder wie er in der Uni gefesselt ein Referat halten musste. Dann nahm die Erregung rapide ab und hinterließ ihn in einem ziemlich unbefriedigenden Zustand. Zusammen mit Niklas war es nicht anders, eher noch schwieriger, weil sich Jan sehr leicht irritieren oder ablenken ließ. Dann konnte er sich nicht mehr richtig darauf konzentrieren, zu verhindern, dass die Bilderfolgen in seinen Gedanken einen unerwünschten Verlauf nahmen. Oft genügte eine unvorhergesehene Berührung, oder dass Niklas dabei irgendetwas unerwartetes sagte oder die Bettdecke verrutschte, um den Fluss der Bilder in seinen Gedanken zu unterbrechen. Mit der Zeit klappte es aber immer besser, der Sex, und nach einiger Zeit gelang es sogar, dass Niklas ihm einen runterholte und er dabei „abspritzte“. Zumindest manchmal.

Niklas hatte die Idee, dass Jan auf einem Zettel die Erfolge und Misserfolge beim Sex notieren sollte: Ein Strich bedeutete, dass es nicht geklappt hatte, ein Kreuz, dass er einen steifen Schwanz hatte und es auch genießen konnte, und ein Kreuz in einem Kreis, dass er sogar ejakuliert hatte. Der Zettel sah nach kurzer Zeit schon aus, als wenn er eine Fieberkurve darstellen würde, da Jan das Symbol auf einer fünfstufigen Skala umso höher malte, je intensiver er das jeweilige Erlebnis empfand. Das wirklich Besondere war aber, dass Niklas ihn anfassen konnte, ohne dass es sich unangenehm anfühlte und ohne dass Jan zucken musste, und zwar überall, an jeder Stelle seines Körpers. Zwar blieb es für Jan einfacher, sich selbst einen 'runterzuholen, so wie er es gewohnt war, aber er fand es dennoch sehr gut, sich mit Niklas' Hilfe dem schwulen Sex anzunähern, und zwar deutlich weiter, als er es bis dahin geschafft hatte.

Der Anlass für die Einführung des Sex-Protokolls war eine Begebenheit, die Jan extrem spannend fand: Niklas war sehr kitzelig und er brauchte ihn nur ein wenig zu kitzeln, um einen Ringkampf mit ihm zu provozieren. Mit Niklas zu ringen, fand er ziemlich erregend, vor allen Dingen weil Niklas meistens stärker war als er. Ganz besonders spannend war es an jenem Abend, an dem der Ringkampf damit endete, dass Niklas auf ihm saß, ihm die Hände festhielt und neben seinem Kopf auf das Bett drückte. „Was spüre ich denn da?“, fragte er, während er Jan festhielt, „Das macht dich wohl an, wenn ich dich ein bisschen härter anfasse?“ Jan spürte dabei deutlich den Druck zwischen seinen Beinen

und nickte; von Niklas so festgehalten zu werden, erregte ihn wirklich unheimlich – und Niklas auch.

„Hey, nicht einschlafen“, sagte Niklas und Jan schreckte auf. Er war tatsächlich so sehr in seinen Gedanken versunken, dass er nicht mehr an Niklas dachte, der neben ihm lag und mit ihm kuscheln wollte. „Zeig mir lieber mal, wie ich es schaffen kann, dich anzumachen.“ Niklas hatte dabei das Len-Jan-Lächeln, das er immer zeigte, wenn er Jan danach befragte. Üblicherweise kuschelte sich Jan als Antwort eng an ihn heran, doch diesmal fiel seine Antwort anders aus. Er legte sich auf den Rücken und hielt dabei seine Hände neben seinen Kopf. Niklas fing an, ihn zu kitzeln, und der Ringkampf endete nach kurzer Zeit damit, dass er auf ihm saß und ihm die Hände festhielt, so wie Jan es ihm vorher gezeigt hatte. Jan hätte in diesem Moment am liebsten gesagt, dass Niklas ihn so festbinden sollte, die Hände rechts und links an den Bettpfosten, aber er traute sich dann doch nicht. Er befürchtete, dass Niklas damit doch nicht so viel anfangen konnte und ihn am Ende noch nicht einmal festhalten würde, wenn ihm klar wurde, dass für ihn das Fesseln im Zentrum seiner sexuellen Phantasien stand. Stattdessen dachte er an ihn, wie er in Handschellen abgeführt wurde; Niklas in Gedanken so zu sehen, war außerordentlich reizvoll. Noch reizvoller war allerdings die Vorstellung, selbst verhaftet zu werden und dabei Handschellen angelegt zu bekommen. Jan konnte es sich lebhaft vorstellen, mit den Händen auf dem Rücken in der Polizeiwache zu sitzen, zusammen mit anderen Demonstranten, die alle gefesselt waren, und natürlich zusammen mit Niklas. Das Kuscheln war diesmal wieder ganz besonders spannend; auf dem Zettel notierte Jan, wie schon beim letzten Mal, als Niklas ihn festhielt, ein Kreuz mit zwei Kreisen, ganz oben.

Nach den Semesterferien erzählte Niklas, dass er sich bei der Universität Hamburg wegen einem Studienplatz erkundigt hatte. „Die meinten, es wäre kein Problem; ich müsste mich nur rechtzeitig bewerben und könnte ziemlich sicher mit einer Zusage rechnen. Was meinst du?“ Jan war überrascht, dass Niklas seine Idee aufgegriffen hatte, nach Hamburg zu ziehen, obwohl er ursprünglich Frankfurt oder Berlin anvisiert hatte. „Ein Schulfreund von mir wohnt auch in Hamburg“, erklärte Niklas, „Den habe ich schon lange nicht mehr gesehen, aber wir können ja mal hinfahren und uns bei ihm erkundigen, wie das ist mit Wohnung und so.“ Kurz darauf fuhren sie nach Hamburg. Henry, Niklas' Schulfreund, wohnte alleine in einer Wohnung, die dafür recht groß war; so groß,

dass eines der Zimmer unbewohnt war. Lediglich ein Staubsauger und ein Wäscheständer standen darin. „Ihr könnt auch erstmal hier wohnen“, sagte Henry, als Niklas von seinen Plänen erzählte, „Platz genug ist ja.“ „Zusammenwohnen werden wir auf keinen Fall“, sagte Niklas und lachte, „Das geht keine zwei Wochen gut. Wir brauchen schon etwas Abstand voneinander.“ Auch wenn Jan fand, dass Niklas recht hatte, störte es ihn, dass er ein Zusammenwohnen so kategorisch ablehnte. Henry arbeitete tagsüber und lernte abends für eine Weiterbildung, die er gerade machte. Daher bekamen sie ihn nur wenig mit.

Niklas besuchte auch die Uni. Es gefiel ihm dort sehr gut; der Fachbereich hatte eine viel deutlichere politische Ausrichtung als in Freiburg. An der Uni gab es auch eine ganze Wand mit Wohnungsangeboten, die zu einem großen Teil überraschend günstig waren. Offenbar war es kein Problem, in Hamburg eine Wohnung zu finden. Niklas war bereits nach wenigen Tagen geradezu euphorisch, was den Umzug nach Hamburg anging. Eine richtige Großstadt mit einer U-Bahn, das war ganz nach seinem Geschmack. Obendrein konnte er sich gut vorstellen, zu Henry zu ziehen, der nicht nur ruhig sondern offensichtlich auch sehr ordentlich war. Für Jans Geschmack war die Stadt doch sehr groß und laut; vor allen Dingen war es schade, dass es keine Straßenbahn gab. Immerhin fand er den Hafen mit den vielen Kränen ausgesprochen spannend. Vor allem aber die Aussicht, ein neues Leben zu beginnen, zusammen mit Niklas, gefiel ihm sehr. Es war genau das, was er brauchte.

Seitdem das Semester wieder begonnen hatte, war Niklas viel mit seinen Referaten und Hausarbeiten beschäftigt, während Jan bei ihm war und ein Buch las oder manchmal auch Texte schrieb. Diese Texte sollten seine Welt beschreiben, die unsichtbare, unerklärbare Welt, in der er lebte und die seine Heimat war. Dadurch, dass er über seine Welt schrieb, wurde sie wirklich; genau genommen erst dadurch, dass er las, was er zuvor geschrieben hatte. Es war eine geheimnisvolle Magie, die seine Welt veränderte, indem sie zu Buchstaben wurde und die Buchstaben dann wieder zu Lauten; auch wenn er still las, klangen sie in seinem Kopf. Obwohl Niklas viel zu tun hatte, unternahmen sie immer wieder etwas zusammen. Sie gingen zusammen mit Freunden von Niklas oder mit seinen Mitbewohnern aus, oder auf eine Demonstration oder auch spazieren. Anders als Jan war Niklas allerdings kein begeisterter Spaziergänger. Da er obendrein weder Mütze noch Kapuze trug, wurde es ihm immer nach kurzer Zeit zu kalt und er drängte ihn, wieder nach Hause zu gehen. Den

Genuss, beim Gehen die Gedanken schweifen zu lassen, die frische Luft und den Wind zu spüren und die Kapuze auf dem Kopf zu haben, das schien er alles nicht zu kennen. Das war definitiv Jans Welt; aber immerhin, Niklas verweigerte sich ihr nicht, auch wenn er sich ihr nur sehr zögerlich annäherte.

Über Weihnachten und Silvester fuhr Niklas wieder zu seiner Familie. Jan fuhr nicht zu seinen Eltern, sondern blieb in Freiburg. Es tat ihm gut, ein paar Tage alleine zu sein; es war geradezu erholsam. Er genoss es, ausgiebig spazieren zu gehen und warm eingepackt mit Mütze und Kapuze auf draußen zu sein. Zwei Mal fuhr er mit dem Zug in den Schwarzwald; er fühlte sich an diesen Tagen so gut wie schon lange nicht mehr – obwohl Niklas nicht dabei war. Nachdem Niklas wieder zurückgekommen war, war er viel mit seinen Vorbereitungen beschäftigt, sodass er für Jan nicht mehr viel Zeit hatte. Die wenigen Wochen, bis Niklas nach Australien ging, vergingen sehr schnell. Zwei Tage nach Jans Geburtstag war es schon soweit. An Jans vierundzwanzigsten Geburtstag fuhren sie zusammen in den Schwarzwald, um zu wandern. Das war Jans Wunsch gewesen.

Auf den Bergen lag viel Schnee und Jan war richtig gut gelaunt; obwohl Niklas übermorgen schon fliegen würde. „Eigentlich haben wir jetzt eine Beziehung“, sagte er, „So oft, wie wir zusammen sind.“ Niklas wehrte diesen Gedanken vehement ab, „Wir sind ja schließlich keine gegenseitigen Verpflichtungen eingegangen. Wer weiß, was ist, wenn ich in einem Jahr zurückkomme? Vielleicht hast du dann einen neuen Partner oder ich habe einen; das kann ja alles sein.“ Jan konnte sich überhaupt nicht vorstellen, einen anderen Partner zu haben. Er war davon überzeugt, dass es für ihn keinen besser geeigneten Partner geben konnte als Niklas. Nach einer längeren Diskussion einigten sie sich darauf, dass sie eine Beziehung auf Probe hatten, aus der vielleicht eine richtige Beziehung werden konnte, wenn sie es nach Niklas' Rückkehr immer noch wollten. Nach nicht allzu langer Zeit begann Niklas zu frieren und schlug vor, im nächsten Dorf ein Café aufzusuchen. „Kein Wunder, dass dir nicht kalt ist, du hast ja zwei Mützen auf“, sagte er.

Niklas' Flugzeug flog ab Frankfurt und Jan begleitete ihn zum Bahnhof. Er war sehr irritiert zu sehen, dass Niklas beim Abschied weinte und sagte, „Ich werde dich vermissen.“ Es passte irgendwie gar nicht zu Niklas, zu weinen und Jan so etwas zu sagen. Als er wieder zu Hause war, in seinem Zimmer, überfiel ihn mit

aller Wucht die Trauer darüber, dass diese intensive Zeit mit Niklas jetzt vorüber war. Er hielt es nicht lange in seinem Zimmer aus und ging spazieren, ganz in grün, mit Mütze und Kapuze; er kam erst wieder zurück, als es dunkel wurde. Ihm fiel mit aller Deutlichkeit auf, wie sehr er sich verändert hatte im letzten Jahr, wie sehr ihn vor allen Dingen Niklas verändert hatte. Er hatte das Gefühl wiedergefunden, wirklich zu leben, ein Gefühl, das er zuvor lange Zeit nicht hatte; zu leben und nicht einfach nur zu überleben. Mit Niklas war etwas in sein Leben gekommen, was ihm entsprach, was er durch und durch bejahen konnte, aber dennoch kein Traum war sondern wirklich. Niklas war wie eine Brücke zwischen den beiden Welten in ihm, die ansonsten miteinander unvereinbar und unvermittelbar waren.

Sie hatten verabredet, dass Niklas gleich nach seiner Ankunft versuchen würde, ihn anzurufen. Jan wartete in der Küche schon eine ganze Weile neben dem Telefon, als Niklas endlich anrief. Seine Stimme klang sehr weit weg. In Sydney war es zu dieser Zeit sehr heiß, während in Freiburg frostige Temperaturen vorherrschten. Diese Vorstellung faszinierte Jan; wie relativ Kälte und Wärme sein konnten – abhängig von Zeit und Raum. Er musste sich lediglich in eine andere Zeit oder einen anderen Raum versetzen, um die Temperatur zu ändern, nach Sydney etwa. Er probierte es aus und ging ohne etwas auf dem Kopf durch die Kälte, wobei er sich vorstellte in Sydney zu sein; nicht lange, etwa eine halbe Stunde. Er bekam aber schon nach kurzer Zeit im heftige Ohrenschmerzen und wenige Tage später sogar eine ausgewachsene Mittelohrentzündung, die erst nach zwei Wochen wieder abklang. Eigentlich war Jan ganz froh darüber, dass es nach wie vor handfeste Gründe gab, Kapuzen zu tragen, und wenn es kalt war, am besten auch noch mit einer Mütze darunter, mit seiner Jan-Mütze.

Max

Niklas war seit fast zwei Monaten in Australien, als Jan von seinen Mitbewohnern aufgefordert wurde, zu einer Hausversammlung zu kommen. Er ging selten zu Hausversammlungen, weil er sie ziemlich uninteressant fand; obendrein fühlte er sich unwohl, wenn er mit so vielen Leuten in einem Raum war. Er hatte auch nicht den Eindruck, dass ihn die besprochenen Themen etwas angingen, zumal er sie oft auch gar nicht richtig verstand. Diese Treffen empfand er daher als Zeitverschwendung. Diesmal, so wurde ihm mitgeteilt, wäre es aber wichtig, dass er käme. Auf der Hausversammlung sagte dann einer seiner Mitbewohner, „Wir haben uns überlegt, dass wir mal über dich sprechen müssen, Jan“, und ein anderer, „Du wohnst jetzt mehr als vier Jahre hier und wir finden, das geht so nicht weiter.“ Jan war ziemlich überrascht, so etwas zu hören; er hatte keine Idee, was damit gemeint sein konnte und warum es so nicht weitergehen sollte. „Obwohl du jetzt so lange hier bist, bist du uns immer irgendwie fremd geblieben; es ist eigentlich immer noch so, als wenn du gerade bei uns eingezogen wärst.“ „Wir sind uns überhaupt nicht näher gekommen und du beteiligst dich fast gar nicht an den gemeinsamen Aktionen.“ „Es ist, wie wenn du ein Geist wärst. Ich habe auch nicht den Eindruck, dass du dich hier richtig wohl fühlst.“ Bis eben hatte sich Jan in dem Haus recht wohl gefühlt, aber nachdem er mit diesen Vorhaltungen konfrontiert wurde, fühlte er sich tatsächlich ziemlich unwohl. Vor allen Dingen auch, weil er nicht verstand, was ihm seine Mitbewohner genau vorhielten. Was hatte er falsch gemacht; was hätte er anders machen sollen? „Verstehe uns nicht falsch, wir wollen dich nicht rausschmeißen. Aber wir denken, du solltest dich entscheiden, ob du dich hier mehr einbringen willst oder ob es vielleicht doch besser wäre, woanders zu wohnen. Vielleicht solltest du dir überlegen, ob unser Haus wirklich der richtige Platz für dich ist.“ Jan war ziemlich irritiert über diese Aufforderung; er konnte sich vor allen Dingen überhaupt nicht vorstellen, was seine Mitbewohner von ihm erwarteten. Dass sie etwas von ihm erwarteten und sich in ihren Erwartungen enttäuscht fühlten, war jetzt offensichtlich geworden. Bis er mit Niklas nach Hamburg ziehen würde, waren es noch neun Monate; so lange konnte Jan sich nicht vorstellen, in dem Haus zu bleiben. In Freiburg für ein paar Monate eine Wohnung zu suchen, macht auch keinen Sinn, sodass es das Beste wäre, gleich nach Hamburg zu ziehen. Das einzige Problem, das es dabei gab, war das Geld. Davon brauchte Jan nicht viel, aber dennoch musste er in Hamburg

erst einen Job finden. Einige Tage später telefonierte er mit Niklas, der ihm ebenfalls riet, gleich nach Hamburg zu ziehen. „Dann kennst du dich schon ein bisschen aus, wenn ich nachkomme“, sagte er. Einer von Jans Mitbewohnern vermittelte ihm einen Kontakt zu einem Bauwagenplatz, auf dem er wohnen konnte. Jan fuhr nach Hamburg und empfand die Leute auf dem Bauwagenplatz als unerwartet offen; sie boten ihm sogar einen Bauwagen an, den er einfach übernehmen konnte. Sein früherer Bewohner war scheinbar nicht mehr an dem Wagen interessiert.

Der Umzug fand bereits kurze Zeit später statt; keine vier Wochen nach dem denkwürdigen Haustreffen wohnte Jan in Hamburg. Doch schon wenige Wochen, nachdem er auf den Platz gezogen war, traf er auch dort auf Erwartungen, denen er scheinbar nicht genügend nachkam. Sie betrafen vor allen Dingen sein politisches Engagement, das nicht dem entsprach, was auf dem Bauwagenplatz üblich war. Die Bewohner des Platzes forderten ihn aber nicht auf zu gehen; es waren vielmehr einzelne Bemerkungen und Gespräche, die ihm zunehmend vermittelten, auch hier nicht richtig „dazuzugehören“; obwohl sie anfangs so offen wirkten. Jan fühlte sich daher zunehmend unwohl auf dem Platz und vermied es, sich tagsüber dort länger als nötig aufzuhalten. Stattdessen war er viel unterwegs und ging in der Stadt spazieren, besonders gerne im Hafen. Er schaffte sich ein gebrauchtes Fahrrad an und unternahm Fahrradtouren durch die Stadt, in der er sich immer besser orientieren konnte.

Insgeheim hatte Jan damit gerechnet, aber er war trotzdem erschrocken, als er Brief mit dem Einzugsbefehl zur Bundeswehr sah. Mit dem Umzug wurde er in Freiburg exmatrikuliert und dadurch wieder wehrpflichtig. Jetzt war Eile geboten; zur Bundeswehr zu gehen, konnte er sich überhaupt nicht vorstellen, daher verweigerte er den Wehrdienst. Auf der Suche nach einer geeigneten Zivildienststelle besuchte er auch eine Tagesförderstätte für schwerst-mehrfach behinderte Jugendliche. In einem schäbigen und heruntergekommenen Pavillon waren dort zehn Jugendliche untergebracht, die nicht laufen und nicht sprechen konnten. Der Tag bestand im Wesentlichen darin, sie zu füttern oder ihre Windeln zu wechseln. Eigentlich hatte Jan vorgehabt, sich eine einfache Stelle zu suchen. Aber der Besuch in dieser Tagesstätte beschäftigte ihn so sehr, dass er am Ende dort zusagte, vermutlich einer der schwierigsten Stelle für Zivildienstleistende, die er finden konnte. Es war, als hätte diese Aufgabe ihn gesucht und gefunden.

Eine unwirkliche Begegnung

Gegen Ende des Sommers lernte er auf dem Bauwagenplatz jemanden kennen, mit dem er Leute besuchte, die in einer Landkommune in der Nähe von Hamburg wohnten. Dort war es richtig erholsam. In der Kommune wurde man aufgenommen, als wenn man dort schon immer gewesen wäre. Den Leuten in der Kommune gefiel es, Besuch aus Hamburg zu bekommen. Und Jan gefiel es, eine Möglichkeit zu haben, mal aus Hamburg heraus zu kommen. Die Stadt strengte ihn ziemlich an mit ihrem permanenten Lärmpegel und den oft unangenehmen Gerüchen. Er musste sich davon immer wieder erholen, im Hafen etwa, wo er stundenlang spazieren ging, ohne einen Menschen zu treffen, auf seinen Stadtfahrradtouren oder eben in der Landkommune. Dort traf er zwar auch auf Menschen, aber konnte trotzdem viel alleine sein. Er kam dadurch auch in Kontakt zu einem besetzten Haus, in dem er immer wieder in einem Gästezimmer übernachten konnte, wenn er nicht auf dem Bauwagenplatz sein wollte. Es war vom Bauwagenplatz nicht weit entfernt. Er führte ein richtiges Nomadenleben, dachte er, ein Leben ohne ein richtiges Zuhause und ohne Planung, einfach so, von Tag zu Tag. Das passte zu ihm, heimatlos, haltlos. Einzig sein Job gab ihm zweimal pro Woche eine festgelegte Struktur.

Kurz vor Weihnachten 1987 war Jan wieder ein paar Tage bei der Landkommune zu Besuch. Auf dem Weg zurück nach Hamburg hatte der Bus Verspätung, sodass Jan seinen Anschlusszug verpasste; der nächste fuhr erst in zwei Stunden. Es war ein kleiner Bahnhof mit einem kleinen, verschlossenen Warteraum und Jan war der einzige, der dort auf einen Zug wartete; es war Heiligabend. Er war schon nach kurzer Zeit ziemlich durchgefroren und band sich das Halstuch so um, dass es Mund und Nase bedeckte. Mit den beiden dicken Pullovern und dem braunen Kapuzenpullover, den er einige Monate zuvor auf einem Flohmarkt gefunden hatte, war er wirklich warm angezogen, zumal er auch Mütze und Kapuze aufhatte. Trotzdem war es bei Weitem nicht warm genug, um auf dem windigen Bahnsteig so lange zu warten; Jan kam es ewig vor, bis der Zug endlich kam.

Als der Zug zum Stehen kam, sah er durch das Fenster vor ihm einen Jugendlichen, der ihm direkt in die Augen sah. Er faszinierte ihn so sehr, dass er nicht anders konnte, als ihm ebenfalls direkt in die Augen zu sehen. Er war so gebannt von dem Gesicht, das ihn durch das Fenster hindurch ansah, dass er

nicht anders konnte, als es genau zu mustern, obwohl ihm diese Situation fast schon unangenehm war. Jan wunderte sich darüber, wie sehr er sich von dem Gesicht dieses Jungen angezogen fühlte, der wohl keine zwanzig Jahre alt war, so wie er aussah. Er war vor allem auch deswegen verunsichert, weil er noch nie einem Menschen begegnet war, der ihn spontan derartig faszinierte, mit Ausnahme von Len. Es war wie damals in seiner Kindheit, als er an der Supermarktkasse Lens Gesicht erblickte; mit seinen blonden Haaren sah der Junge fast so aus, wie Jan Len in Erinnerung hatte. Wahrscheinlich war es alleine die Tatsache, dass ihn jemand so direkt in die Augen sah, was in ihm eine solche Faszination auslöste. Er musste in das Gesicht dieses Menschen starren, das durch die verdreckte Scheibe geradezu unwirklich wirkte, wie eine Fata Morgana. Der Junge hinter der Scheibe starrte ihn allerdings genauso an, ohne seinen Blick auch nur einen Moment von seinen Augen zu lösen. Jan kam es vor, als wäre die Zeit stehen geblieben, während sie sich direkt in ihre Augen sahen. Nur mit Mühe konnte er sich davon lösen und in den Zug steigen.

Die Begegnung mit diesem Gesicht hatte ihn ganz schön durcheinander gebracht. Ihm gingen Fluten von Bildern und Erinnerungen durch den Kopf, vor allen Dingen Erinnerungen an Lens Gesicht und an Jans Gesicht, an die vertrauten Gesichter in seiner vertrauten Welt, die so weit, so unvorstellbar weit entfernt war von der wirklichen Welt. Vor allen Dingen dachte er an seine Sehnsucht danach, sie nicht nur in seinen Träumen sondern in einer wirklichen Welt wiederzufinden, die Gesichter, die ihm Vertrautheit und Nähe vermittelten, weil sie ihm eben nicht fremd waren. Die scheinbar unüberbrückbare Distanz, die er zwischen sich selbst und der Welt verspürte, in der er lebte, war wie eine Wunde, in die seine Sehnsüchte und Träume ihre Finger legten. Ganz besonders in Momenten wie diesem, als ihn auf dem Bahnsteig dieses jugendliche Gesicht anblickte. Ihm kam bereits die Wartezeit ziemlich unwirklich vor, alleine auf dem Bahnhof, der eigentlich nur ein Bahnsteig war mit einem kleinen abgeschlossenen Gebäude. Während er auf den Zug wartete, hatte er den Gedanken, dass niemals ein Zug kommen würde, während er dick eingepackt immer mehr mit der kalten, unwirklichen Winterlandschaft verschmolz. Spätestens jetzt, nachdem dieses Gesicht aufgetaucht war, das ihn so direkt angesehen hatte und spontan eine so eigenartige Faszination in ihm auslöste, fühlte er sich endgültig wie in einen Traum versetzt, als wäre er nicht auf dem Weg nach Hause, sondern auf einer surrealistischen Reise in seine Traumwelt.

Der Zug war ziemlich leer und so ging Jan zunächst an dem Abteil vorbei, in dem der Junge saß, und setzte sich in das leere Abteil daneben – wie er es üblicherweise tat. Doch kaum setzte sich der Zug in Bewegung, kam es ihm außerordentlich merkwürdig vor, im Abteil neben diesem Jungen zu sitzen, mit dem er diesen außergewöhnlichen Blickkontakt hatte. Vielleicht hatte dieser Blickkontakt ja wirklich eine besondere Bedeutung. Womöglich war es Len, den er da gesehen hatte? Das würde erklären, warum ihn sein Gesicht so faszinierte; und der Junge hatte wie Len hellblonde Haare. Schließlich stand er auf und ging zum Abteil nebenan. Durch die Abteiltür beobachtete er den Jungen, der aus dem Fenster sah; ihn Gedanken sah er sein Gesicht vor sich, das ihm direkt in die Augen blickte. Er öffnete die Tür und sagte, „Hallo“. Der Junge sah ihn an und erwiderte lächelnd ein betont lockeres „Hi“. Er hatte kurze, blonde Haare, und sah mit seiner Jeans und dem blauen langärmeligen Polohemd, das er bis oben zugeknöpft hatte, ziemlich schick aus. Seine Kleidung passte überhaupt nicht zu einem Len, fand Jan. Vor allen Dingen nicht die blaue Farbe; sogar die Jacke, die neben ihm hing, war blau; alles im gleichen Farbton, einem hellen Blau. Jan konnte sich keine unpassendere Farbe vorstellen.

Der erste Eindruck war nun doch ein wenig ernüchternd; Jan fand diesen Jungen durchaus faszinierend und attraktiv, aber seine Kleidung signalisierte deutlich, dass er überhaupt nicht sein Typ war. Jan musste darüber nachdenken, wieso er eine solche Distanz gegenüber Menschen spürte, die wie dieser Junge schick angezogen waren. Leute, die sich ästhetisch am Punk orientierten wie er selbst früher Jan zeigten damit auch ihr Gefühl, anders zu sein. Niklas drückte das auch aus, wenn auch nicht so sehr durch seine Kleidung, und Len erst recht mit seinem Bundeswehrparka und der Kapuze über der Mütze. Doch von alledem hatte der Junge in dem Abteil wirklich gar nichts. Trotzdem war es Jan kaum möglich, seinen Blick von ihm zu lösen; das Gefühl, dass irgendetwas besonderes an diesem Jungen war, lies ihn eigenartiger Weise nicht los. „Setz dich doch“, sagte der Junge. Jan stand bestimmt schon eine Weile in dem Abteil, noch komplett angezogen und mit Mütze und Kapuze auf. Er sich die Kapuze vom Kopf, nahm die Mütze ab und zog seine Pulloverschichten aus; alle auf einmal, sodass er nur noch sein Sweatshirt und das T-Shirt mit dem keltischen Muster darüber anhatte.

Er setzte sich dem Jugendlichen gegenüber ans Fenster und versuchte, die Gedanken zu verbergen, die mit ihm durchgingen, indem er beharrlich aus dem

Fenster in die vorbeiziehende Landschaft schaute. Jan befürchtete, dass er ihn fragen könnte, warum er ihn die ganze Zeit so angestarrt hatte, dachte aber, er könnte ihn ja dann umgekehrt genau das Gleiche fragen. Die Blicke seines Gegenübers wichen keinen Moment von ihm; er konnte sie spüren und es war ihm fast schon unangenehm, so intensiv gemustert zu werden. Um aus Verlegenheit irgendetwas zu sagen, sagte Jan, „Ganz schön kalt heute.“ Eigentlich hatte er den Impuls, den Jungen nach seinem Namen zu fragen. Dabei ertappte er sich bei dem Gedanken, er könnte sich daraufhin als Len zu erkennen geben, „Erinnerst du dich denn nicht mehr an mich? Ich bin es doch, Len, Lennart Adrian.“ Die Bemerkung über das Wetter fand er in dieser Situation aber auch passend; er war fast etwas stolz darauf, dass ihm etwas derartig unverfängliches eingefallen war. Der Junge antwortete, „Du bist auch gut eingepackt gewesen.“ Er hatte recht, Jan hatte sich auf dem Bahnsteig wirklich ver mummt, das Halstuch bis zur Nase gezogen mit Mütze und Kapuze auf, aber es war schließlich auch kalt und vor allen Dingen windig draußen. Bevor ihm dazu eine Antwort einfiel, fügte der Junge hinzu, „Ich meine, du siehst gut damit aus; du trägst geile Klamotten, wirklich.“ Er führte dies dann auch gleich weiter aus, „Das Sweatshirt mit nem T-Shirt drüber; aber ganz besonders gefällt mir der Kapuzensweater. Das sieht echt klasse aus, vor allem auch weil du die Kapuze aufhattest. Läufst du immer so rum?“

Jan fiel spontan keine Antwort ein; natürlich hatte er im Sommer nicht Mütze und Kapuze auf, aber einen Kapuzenpullover trug er fast immer, wenn es dafür nicht zu warm war. Er hatte den Jungen darauf hin wohl ziemlich verduzt angesehen, sodass dieser nachhakte, „So mit nem Kapuzensweater und Pullovern drunter statt Jacke, meine ich. Ist doch ok, wenn ich das frage, oder? Ich finde Kapuzensweater geil.“ Tatsächlich fühlte sich Jan auf merkwürdige Weise ertappt, zumal er ja Kapuzenpullover wirklich anziehend fand, nicht nur wenn sie von anderen Jungs getragen wurden, sondern auch wenn er sie selbst trug. War es das, was dieser Junge mit „geil“ meinte? Bis dahin hatte ihn noch niemand auf seine Vorliebe für Kapuzenpullover angesprochen; es war wie seine ganz private, intime Leidenschaft und er glaubte auch nicht, dass es sonst jemanden gab, mit dem er sie teilen konnte. Es war ein Geheimnis, das er ganz für sich hatte und er war überzeugt, dass es außer ihm niemanden mit einem ähnlichen Geheimnis gab. Len war der einzige, von dem Jan sich zumindest vorstellen konnte, dass er es mochte, Kapuzen aufzuhaben. Aber auch das

wusste er nicht; sehr wahrscheinlich malte er es sich lediglich in seiner Phantasie so aus. Jans Vorliebe für Kapuzen war eine, die er mit niemandem teilen konnte. Er lebte diesen Aspekt seiner Erotik ausschließlich, indem er selbst Kapuzenpullover trug, was im Winter natürlich am besten war, weil sich die Kapuzenpullis mit mehreren Pullovern darunter besonders gut anfühlten. Vor allen Dingen aber, weil er sich die Kapuze aufsetzen konnte; mit einer Mütze darunter war es das Größte.

Jetzt hatte er im Zug jemanden getroffen, der es nicht nur schaffte, ihn zu verunsichern, indem er ihn – wie es so schön heißt – mit seinen Blicken förmlich auszog, sondern sich obendrein von seiner eigenartigen Vorliebe für Kapuzenpullover angesprochen fühlte. „Ja, natürlich ist das ok“, antwortete Jan. Er erzählte, dass ihm Kapuzenpullover tatsächlich sehr gefielen und er eigentlich immer welche trug. „Jacken mag ich nicht so“, erklärte er, „Pullover finde ich auch im Winter wesentlich angenehmer, außer natürlich, wenn es regnet.“ Mit mehreren Pulloverschichten und vor allen Dingen auch Mütze und Kapuze, war er immer warm genug angezogen. Beim Erzählen fiel ihm auf, dass er selten jemanden im Winter gesehen hatte, der wie er immer nur mit Pullovern bekleidet war. So etwas schien nicht üblich zu sein, auch bei den Punks nicht. Jan erklärte schließlich, dass er Kapuzenpullover praktisch und angenehm zu tragen fand, „und man sieht damit gut aus.“ Dabei musste er grinsen.

„Ja, in dem Kapuzensweater siehst du echt gut aus; ganz besonders wie eben, wenn du Mütze und Kapuze aufhast. Das sieht richtig geil aus“, bekräftigte der Junge. Dass er so direkt sagte, ihn mit Mütze und Kapuze „geil“ zu finden, steigerte Jans Irritationen ungemein. Es kam ihm vor, als wenn sich seine Traumwelt und die andere, die wirkliche Welt, wieder einmal in unerlaubter Weise mischten. Ihm fiel es schwer, beide Welten auseinander zu halten und nicht miteinander zu verwechseln. Solche Verwechslungen kannte er zu gut, um nicht misstrauisch zu werden; zu schnell lösten sich solche Traumwirklichkeiten in einem Nichts aus Missverständnissen auf und waren dann so schnell wieder verschwunden wie sie aufgetaucht waren. Jan wusste nicht, was er antworten sollte. Das Erste, was ihm nach einigem Überlegen schließlich einfiel, war, sein Gegenüber nach dem Namen zu fragen.

„Max“, sagte er, „eigentlich Maximilian; ich mag den Namen nicht, der klingt so nach Bayern. Aber meinen Alten ist scheinbar nichts besseres eingefallen; man

kann es sich ja leider nicht aussuchen. Und du, wie heißt du?“ „Jan.“ „Jan ist ja ein cooler Name, der gefällt mir.“ Jan dachte, es wäre fair zu erwähnen, dass er eigentlich auch einen weniger schönen Namen hatte und sich selbst in Jan umbenannt hatte. „Eigentlich heiÙe ich Johannes, aber alle sagen Jan zu mir“ sagte er „und Johannes klingt auch nicht viel besser als Maximilian“. Dennoch dachte er, dass Max als Name schon etwas eigenartig klang; wie kann man nur einen Jungen Maximilian nennen? Auch wenn sein „richtiger“ Name, Johannes, nicht gut klang, hatte er wenigstens mit Jan eine Abkürzung, mit der er sich gut arrangieren konnte.

Max erzählte, dass er dabei war, nach Hamburg zu ziehen, um Design zu studieren, was von seinen „Alten“, wie er sie nannte, finanziert wurde. Er hatte in Hamburg wohl ein Zimmer, war aber noch oft bei seinen Eltern in Lübeck. Da fuhr er gerade hin. Ein Design-Studium, das von den Eltern finanziert wurde, passte in Jans Bild von ihm. Jan musste sich nach der Schule selbst seinen Unterhalt verdienen, was ihm seitdem auch eher schlecht als recht gelungen war; von den Eltern gab es kein Geld. Selbst, wenn sie ihm welches gegeben hätten, hätte Jan es nicht haben wollen. Ihm war seine Unabhängigkeit immer wichtig gewesen. Auch wenn vieles in seinem Leben nicht richtig funktionierte, war es immer sein eigenes Leben gewesen, für das er selbst die volle Verantwortung trug. Er erzählte Max, dass er vor einem dreiviertel Jahr aus Süddeutschland nach Hamburg gezogen war und zurzeit teils auf einem Bauwagenplatz, teils in einem besetzten Haus lebte. Er genoss es ein wenig, Max mit seinen Erzählungen von einem freien und ungebundenen Leben zu beeindrucken. Dass es dabei auch Tiefpunkte gab, und davon nicht wenige, ließ er dabei in den Hintergrund treten. Max schien von Jans freiem und obendrein aufregendem Leben fasziniert zu sein; er sagte, dass ihn das beeindruckte, er sich aber überhaupt nicht vorstellen konnte, so zu leben.

Umgekehrt war Jan davon fasziniert, wie Max so ungezwungen erzählte, dass er Kapuzenpullover „geil“ fand und dass es ihm gefiel, jemanden mit Mütze und Kapuze zu sehen. Einen so lockeren Umgang mit einem solchen Thema konnte sich Jan kaum vorstellen. Er dachte darüber nach, dass er zwar überhaupt keine Probleme damit hatte, offen schwul zu sein, sich aber in Bezug auf seine Vorliebe für Kapuzenpullover doch eingestehen musste, eigentlich etwas verklemmt zu sein. Niemals würde er sich beispielsweise trauen, jemanden anzusprechen und zu sagen, dass er seinen Kapuzenpullover „geil“ fand oder dass

es ihm gefiel, ihn in Mütze und Kapuze zu sehen. Diesen Gedanken fand Jan ziemlich bemerkenswert: Auf Kapuzenpullover „abzufahren“ war scheinbar etwas anderes als schwul zu sein – für ihn jedenfalls. Eine Situation wie die jetzt im Zug, von jemanden derartig direkt und zwanglos auf seine Kleidung angesprochen zu werden, fand er einerseits ziemlich erregend, andererseits aber auch mit einer fast abgrundtiefen Furcht durchzogen, sein Innerstes einem Menschen preiszugeben, der es nicht, oder noch schlimmer, miss-verstand. Etwas provozierend fragte er, „Und du verbringst jetzt Weihnachten im Schoß deiner Familie?“ Max nickte, „Ja, ich hatte gerade jemanden in Lüneburg besucht, meinen Onkel.“ Als der Zug hielt, fragte er, „Musst du hier nicht umsteigen? Ich meine nach Hamburg?“ Eigentlich hätte Jan tatsächlich wieder umsteigen müssen, aber er hatte sich bereits entschieden, den Umweg über Lübeck zu fahren, um noch ein Stück bei Max zu sein. „Ich fahre über Lübeck“, sagte er, „Da muss ich nicht so lange auf den Anschluss warten.“

Max erzählte dann, dass er schon lange den Wunsch hegte, einen Kapuzensweater zu haben und zu tragen, aber seine Eltern einen solchen Kleidungsstil nicht akzeptieren würden. „Die sind ziemlich konservativ und ich darf sie auch nicht zu sehr vor den Kopf stoßen; schließlich bekomme ich ja Geld von ihnen.“ Schade, dachte Jan, mit Kapuzenpullover würde er ihm entschieden besser gefallen als mit dem Polohemd. Dann fragte Max, „Darf ich ihn mal ausprobieren?“ Jan musste einen Moment darüber nachdenken, ob er jetzt tatsächlich meinte, dass er seinen Pullover anziehen wollte, aber Max bekräftigte sogleich, „Deinen braunen Kapuzensweater meine ich; ich würde gerne mal ausprobieren, ob er mir steht. Darf ich?“ Jan zog dann die Pullover, die noch darin steckten, aus dem Kapuzenpullover heraus und gab ihn ihm, „Steht dir ganz sicher gut.“ Er war zu dieser Zeit sein Lieblingspullover, den er zusammen mit seiner schwarzen Hose, einem schwarzem Halstuch und der schwarzen Mütze in diesem Jahr den ganzen Winter über trug, fast ohne Ausnahme. Als er den Pullover im letzten Herbst auf dem Flohmarkt entdeckt hatte, konnte er es kaum fassen. Es war sofort klar, dass er sein liebstes Kleidungsstück werden würde; ein echtes Fundstück, in das er sich regelrecht verliebt hatte.

Nachdem sich Max den Pullover übergezogen hatte, sagte er, „Das fühlt sich ja richtig geil an“, und zog sich dabei die Kapuze über den Kopf. Es sah wirklich gut aus – „gut“ war gar kein Ausdruck dafür. In Jans Augen war Max durch den Kapuzenpullover wie verwandelt; dieser Anblick ließ ihn förmlich Schauer durch

den Körper jagen. Das Gefühl, in einem Tagtraum gelandet zu sein, in dem seine Phantasien wie wilde Pferde mit ihm durchgingen, verdichtete sich langsam aber sicher zu einer Gewissheit. Das, was er hier erlebte, konnte gar nicht mehr wirklich sein; es war zweifellos ein Traum. Jan versuchte aber, sich aber davon nicht zu sehr verunsichern zu lassen. Es war das Beste, diese merkwürdige Begegnung mit diesem merkwürdigen Jungen einfach nur zu genießen. Wenn es wirklich nur ein Traum war, dann war es ein extrem schöner Traum, in dem Jan möglichst lange bleiben wollte – vor dem Aufwachen. Max roch an dem Pullover, den Jan schon lange nicht mehr gewaschen hatte, und lehnte sich behaglich zurück; dabei sah er Jan die die Augen und grinste. Jan lachte und sagte, „Viel fehlt nicht mehr und du siehst aus wie ein echter Punk.“ Er konnte es sich auch nicht verkneifen, ihm zu erklären, dass er, wenn er das wirklich leben und ungebunden sein will, auch auf das Geld seiner Eltern verzichten musste und wohl auch auf das Studium. Das passte beides nicht dazu, ein Punk zu sein. Gleichzeitig stellte er sich vor, wie Max auf dem Bauwagenplatz auftauchte, in seiner Jeans, der man sofort ansah, dass sie teuer gewesen sein musste, und – ganz stolz – mit einem nagelneuen, leuchtend blauen Kapuzenpullover und der Kapuze über einer blauen Mütze. Wie er dann in den Bauwagen kam und Jan ihn an den Hüften hielt und an sich drückte; Max mit Mütze und Kapuze.

Max erklärte, dass er gar nicht vorhatte, Punk zu werden, sondern dass er es vielmehr vorzog, wie er sagte, „verantwortlich“ zu leben, vor allem auch sich selbst gegenüber. „Was machst du denn in zehn Jahren zum Beispiel? Hast du dir darüber schon mal Gedanken gemacht?“, fragte er, „Es ist doch wichtig, eine vernünftige Ausbildung und einen Beruf zu haben, oder nicht?“. Jan wusste wirklich nicht, wie er in zehn Jahren leben würde. Er hielt es für besser, das Thema zu wechseln und sagte, „Du siehst trotzdem gut aus in dem Pullover.“ „Ja, kommt wirklich gut“, antwortete Max und stellte dann überraschend die Frage, „Hast du eigentlich 'ne Freundin?“ Jan antwortete mit einem entschiedenen „Nein“ und dem Hinweis, dass er schwul war. „Oh“, sagte Max, „So etwas hatte ich schon vermutet. Aber fairerweise sollte ich dir sagen, dass du dir besser keine Hoffnungen machen solltest; ich bin nämlich stockhetero.“ Obwohl es nicht stimmte, sagte Jan, dass er sich keine Hoffnungen auf irgendetwas machte. Er war allerdings etwas erstaunt darüber, dass Max sich so eindeutig als he-

tero einstufte. „Dafür dass du stockhetero bist, gehst du doch ganz schön offensiv auf andere Männer zu.“

Max machte ein ernstes Gesicht; die ganze Zeit über hatte er ständig gelächelt oder gegrinst, aber jetzt sah er richtig ernst und nachdenklich aus. „Dich finde ich ja auch anziehend irgendwie“, sagte er dann, „vor allem in diesen Klamotten. Das macht mich schon an, wie du aussiehst; und, naja, nett bist du ja eigentlich auch. Aber das heißt eben überhaupt nicht, dass ich schwul bin.“ Nach einer Pause schloss er, „Ich finde dich einfach sympathisch und das ist alles; mehr gibt es dazu nicht zu sagen.“ Jan hatte den Eindruck, dass Max sich über seine sexuelle Orientierung eher unsicher war und nur versuchte, seine Unsicherheit zu verbergen. Er entgegnete, dass die Frage, ob schwul oder hetero, vielleicht nicht das Entscheidende war, sondern es eher darauf ankam, ob man Lust aufeinander hat. „Dann kann man ja sehen, was sich daraus ergibt; eine Freundschaft vielleicht oder auch etwas anderes.“ Max brach das Thema an dieser Stelle ab und sagte, dass er nicht weiter darüber reden wollte. „Bei mir wird sich da nicht viel ergeben. Ich habe dir ja gesagt, dass ich hetero bin; da möchte ich auch nicht drüber diskutieren – es ist einfach so.“ Er zog dann den Kapuzenpullover wieder aus und gab ihn Jan zurück.

Nun gut, dachte Jan, das musste er wohl so hinnehmen. Sie saßen dann schweigend in dem Abteil und Jan schaute aus dem Fenster, um sich nicht den Vorwurf einzuhandeln, aufdringlich zu sein. Er spürte durchaus das Bedürfnis, Max näher kennenlernen zu wollen, und dachte darüber nach, wie er es ihm mitteilen könnte, ohne dass er seine Ambitionen als Anmache verstehen würde. Es fiel ihm aber nichts passendes ein. Max sprach weiterhin kein Wort und sah ebenfalls aus dem Fenster; er kam Jan dabei plötzlich sehr distanziert vor. Es sah also ganz so aus, als würde es bei dieser einen Begegnung hier im Zug bleiben, dachte Jan; wie ein Traum eben, aus dem er jetzt aufgewacht war. Um die Konversation wieder zu beginnen, sagte er schließlich, „Wenn ich dir zu nahe getreten bin, tut es mir leid. Es geht mir wirklich nicht darum, dich anzubaggern.“ Er war froh, dass ihm etwas eingefallen war, um das Gespräch mit Max fortzusetzen. Der zeigte aber keine Reaktion und Jan ergänzte nach einer Weile, „Ich bin nicht so einer, der gleich mit allen ins Bett geht; so bin ich wirklich nicht drauf.“ Als er dann noch sagte, dass er ihn einfach nur nett fand und mehr nicht dahinter steckte, lächelte Max ihn wieder an und meinte, „Ist schon gut; ich bin da halt ein bisschen empfindlich, das ist alles.“

Der Gesprächsfaden war danach allerdings wieder abgerissen, kaum dass er aufgenommen wurde. Obwohl er angestrengt nach einem geeigneten Thema suchte, fiel Jan absolut nichts mehr zu sagen ein und Max schien es nicht anders zu gehen. Er sah Max immer wieder an und war verwundert über das, was er in ihm auslöste: Ein Typ mit blöden Ansichten, einem eigenartigen Namen, in einer Hose, die bestimmt mehr kostete, als er in seinem ganzen Leben für Kleidung ausgegeben hatte, und dann noch dieses blaue, bis oben zugeknöpfte Poloshirt, das Jan überhaupt nicht gefiel. So gesehen entsprach Max eigentlich gar nicht seinen Vorstellungen von jemandem, den er erotisch anziehend fand – wenn er nicht offensichtlich eine Art Vorliebe für Kapuzenpullover gehabt hätte, was Jan derartig faszinierte, dass ihm die Vorstellung, diesen Jungen nicht wieder zu sehen, keine Ruhe ließ.

Nach einiger Zeit fiel ihm ein, dass er noch einen Kapuzenpullover eingepackt hatte, einen hellgrauen. Den hatte er in der Landkommune bekommen; man war dort der festen Überzeugung, dass Jan ihn beim letzten Mal vergessen hatte. Das war aber mit Sicherheit nicht der Fall gewesen, denn er hatte noch nie einen grauen Kapuzenpullover besessen. Er mochte die Farbe nicht so richtig; hellgrau passte nicht zu ihm, fand er. Aber zu Max würde so ein grauer Kapuzenpullover gut passen, dachte er. Es würde vor allen Dingen besser mit seiner blauen Kleidung harmonieren als sein brauner Pullover. Der graue Kapuzenpullover war sogar frisch gewaschen. Jan gefiel die Idee, seinem Gegenüber den grauen Kapuzenpullover zu schenken; vielleicht war das ja ein Weg, den Kontakt über die Zugfahrt hinaus zu halten. Er packte ihn aus seiner Tasche aus, reichte ihn Max und fragte, „Gefällt er dir? Ich habe ihn geschenkt bekommen, aber ich trage eigentlich keine hellen Sachen; das passt nicht zu mir. Aber zu dir würde er gut passen, finde ich, magst du ihn mal ausprobieren? Du kannst ihn haben, wenn er dir gefällt.“ Er glaubte, ein Leuchten in Max' Augen erkennen zu können, der aber antwortete, „Das ist nicht dein Ernst. Nein, das kann ich nicht annehmen, wirklich nicht.“ Jan bekräftigte aber, „Ich würde ihn ohnehin nicht tragen. Zieh ihn doch mal an.“ Mit einem fast schon förmlichen „Danke, ist wirklich sehr nett von dir“ nahm Max nach kurzem Zögern den Kapuzenpullover und zog ihn sich über.

So sah er wesentlich besser aus als mit diesem Poloshirt, dachte Jan. Er wartete darauf, dass Max sich wieder die Kapuze über den Kopf zog, was er allerdings nicht tat. „Und? Ich finde, du siehst gut damit aus.“ „Ja, fühlt sich gut an;

er gefällt mir wirklich, aber ich weiß nicht.“ Max behielt den Pullover an und schaute wieder aus dem Fenster. Jans Blick klebte förmlich an diesem Jungen in dem grauen Kapuzenpullover; er überlegte sich immer wieder, was es war, was ihn an ihm derart faszinierte. Nach einer Weile fragte ihn Max, „Kann ich ihn wirklich haben, den Kapuzensweater?“ „Ja“, antwortete Jan, „allerdings nur, wenn du ihn auch trägst.“ „Ja, klar. Den werde ich gleich anbehalten. Ich kann es gar nicht fassen, dass ich jetzt so einen Kapuzensweater habe.“ Max erzählte, dass er gespannt war, wie seine „Alten“ es darauf reagierten, ihn mit Kapuzenpullover zu sehen. „Die werden aus allen Wolken fallen, wenn sie mich so sehen. Aber ich bin ja jetzt in Hamburg; da können die mir eigentlich keine Vorschriften mehr machen, was ich tragen darf und was nicht.“

Jan träumte vor sich hin und genoss die Gefühle, die in ihm aufkamen, während er daran dachte, dass er mit einem Jungen in einem Abteil saß, der Kapuzenpullover „geil“ fand. Max sah in seinem neuen Pullover ausgesprochen gut aus und wirkte darin auch richtig zufrieden. Nach kurzer Zeit brach er plötzlich die Stille und sagte, „Jetzt sind wir gleich in Lübeck.“ Er stand auf, nahm seine Tasche aus dem Gepäcknetz und kramte eine Mütze heraus, die tatsächlich blau war. Max hat wirklich einen Blau-Tick, dachte Jan. Ihm fiel sofort auf, dass die Mütze einen weißem Troddel hatte. Jan dachte an seine Len-Mütze, die er allerdings auch als Jugendlicher nicht so oft getragen hatte, weil es ihn störte, dass der Troddel auf der Mütze drückte, wenn er die Kapuze seines Parkas darüber zog. Er hatte sie immer noch. Er beobachtete gebannt, wie sich Max seine Jacke überstreifte, sich die Mütze aufsetzte und gleich danach auch die Kapuze des Pullovers darüber zog, den er ihm geschenkt hatte. Jan war erstaunt, wie sehr Max sich für ihn veränderte, wenn er einen Kapuzenpullover trug und obendrein die Kapuze aufhatte. Während er ihn – mit Mütze und Kapuze – betrachtete, spürte er einen deutlichen Druck in seiner Hose.

Er sah Max an, als ob er dieses Bild als Erinnerungsfoto in seinem Gedächtnis haften lassen wollte. Dieser Mensch, der auf unerwartete Weise seine geheimen erotischen Phantasien ansprach. Und das, obwohl Max' Kleidung überhaupt nicht seinen Vorstellungen entsprach, vor allen Dingen auch nicht die Farbe: blaue Jeans, blaue Jacke, blaue Mütze und die hellgraue Kapuze darüber; dass es ausgerechnet Blau sein musste. Max setzte sich wieder und Jan überlegte sich, wie er einen Weg finden könnte, sich vielleicht mit ihm zu verabreden. Es konnte nicht sein, dass er gleich wieder und womöglich für immer

aus seinem Leben verschwinden würde. Jans Blick haftete regelrecht an diesem Gesicht und an der Kapuze, unter der die blaue Mütze zu sehen war. Der Troddel von Max' Mütze beulte die Kapuze erkennbar aus; Jan kam dabei der Gedanke, dass er sich mit diesem Wort, „Troddel“ nie anfreunden würde. Dennoch war ihm immer noch kein anderer Begriff für das begegnet, was beispielsweise an Max' Mütze hing.

Jan traute sich nicht so recht, sein Bedürfnis auszusprechen, ihn wieder zu sehen, aber er war dennoch entschlossen, es zu tun. Nachdem er sich seine Pull-over übergezogen hatte, sagte er, dass er ihn gerne wieder treffen wollte und bekräftigte sogleich, „Ohne irgendwelche Hintergedanken, das verspreche ich dir.“ „Ich weiß nicht so recht; vielleicht treffen wir uns ja mal in Hamburg“, antwortete Max. „Naja; dass wir uns zufällig treffen, ist wohl nicht sehr wahrscheinlich. Ich gebe dir einfach eine Adresse und eine Telefonnummer, über die du mich erreichen kannst; das ist das besetzte Haus, die schreiben mir dann eine Nachricht. Was du damit machst, ist dann deine Sache, ok?“ Jan schrieb Max schließlich die Adresse und Telefonnummer des besetzten Hauses auf, in dem er immer häufiger als Gast übernachtete. Er setzte sich dann seine Mütze auf und zog die Kapuze darüber. „So siehst du richtig cool aus“, sagte Max, „Wenn ich dich so sehe, könnte ich glatt schwul werden.“

Dann fing der Zug schon an zu bremsen. Max stand auf und zog den Reißverschluss seiner Jacke bis oben hin zu. Im Bahnhof verabschiedeten sie sich und Max sagte, „Mach's gut und danke noch mal für den Kapuzensweater“, bevor er weiterging. Jan sah ihm nach, wie er den Ausgang ansteuerte und war dabei fast ein wenig erschrocken über die Sehnsucht, die er spürte, und den Wunsch, diesen Jungen wieder zu treffen. Dabei ging ihm immer wieder Max' Name durch den Kopf, Maximilian. Der drehte sich noch einmal um, winkte ihm kurz zu und rief, „Hey, wie heißt du noch mal? Johannes? Jan? Danke für den coolen Kapuzensweater.“ Er sah richtig gut aus, dachte Jan, so mit Mütze und Kapuze. Er bekam kurz darauf den Anschlusszug und hatte noch etwas über eine halbe Stunde zu fahren. Die restliche Fahrt über war er in Gedanken ganz bei dieser Begegnung. Er dachte dabei auch die Begegnung mit diesem Jungen im Parka, die er als Kind hatte, mit Len. Das Bild von Len und das von Max mit der grauen Kapuze auf überlagerten sich, genauso wie sich die Klänge ihrer Namen überlagerten, „Lennart Adrian“, „Maximilian“. Die Zugfahrt mit Max hatte etwas ähnlich flüchtiges, irreales und traumartiges wie seine Begegnung mit

Len, dachte er. Er konnte auch die folgenden Tage kaum an etwas anderes denken, als an Max, der so plötzlich wieder aus der Welt seiner intimen Phantasien verschwand, wie er darin aufgetaucht war, „Maximilian“.

Zwischen Tag und Traum

In der Zeit zwischen Weihnachten und Silvester war Jans Stimmung ziemlich gedämpft. Es war in dieser Zeit ausgesprochen regnerisch. Das Gästezimmer in dem besetzten Haus war belegt und Jan musste die Zeit in seinem zugigen und unbeheizten Bauwagen verbringen; er konnte nicht den ganzen Tag heizen, weil er dafür nicht genügend Holz hatte. An manchen Tagen, die er im Bauwagen verbrachte, fühlte er sich so schlecht, dass ihm zu heulen zumute war. Die Silvesterzeit war immer eine Zeit schlechter Stimmung; er nannte es seine Silvesterdepression. Den Silvesterabend wollte er wie die anderen Abende auch im Bett zu verbringen und dabei lesen oder Musik hören. Um seine depressive Stimmung etwas aufzuhellen, wollte er für diesen Abend Haschisch besorgen; damit konnte er auch bei dem Lärm, der zu erwarten war, besser schlafen. Haschisch hatte auf seine Gedanken eine sehr wohltuende, entspannende, aber auch klärende Wirkung; das gefiel ihm sehr gut. Dennoch rauchte er es nur selten, nicht zuletzt, weil er es sich nicht leisten konnte.

Als er an Silvester nach dem Duschen im besetzten Haus zu seinem Bauwagen ging, sah er an der Tür einen Zettel hängen. Ein „Schickie mit blauer Jacke“ hatte nach ihm gefragt und wollte es später nochmal versuchen. Jan war sofort klar, wer damit gemeint war, und war mit einem Mal in helle Aufregung versetzt. Ob dieser Abend noch eine unerwartete Wendung nehmen würde? Er ging los, um das Haschisch zu besorgen, und dachte darüber nach, wie er noch schnell den Bauwagen aufräumen und vor allen Dingen den Müll wegbringen konnte; den konnte er zur Not unter dem Bauwagen verstauen. Max wäre sonst sicher entsetzt, den Bauwagen von innen zu sehen. Plötzlich entdeckte er einige Meter vor sich eine Gestalt von hinten, ganz in blau: eine blaue Jeans, eine blaue Jacke ohne Kapuze und eine blaue Mütze mit weißem Tordel; aus der Jacke hing eine helle Kapuze heraus. Jan beschleunigte seinen Schritt und war sich nach kurzer Zeit ganz sicher, es konnte nur Max sein. Als er nach ihm rief, drehte Max sich um und grinste ihn an, wie er es schon im Zug getan hatte. „Der Jan mit dem coolen Kapuzensweater“, sagte er zur Be-

grüßung. Jan hatte tatsächlich denselben braunen Pullover an, den er bei seiner ersten Begegnung mit Max getragen hatte.

Jan sagte, dass er in der Nähe noch etwas besorgen musste, „Du kannst ja kurz mitkommen; und anschließend gehen wir zu mir, ok?“ Max wartete auf der Straße, während Jan das Haschisch besorgte; als er wieder kam, hatte sich Max die Kapuze seines grauen Kapuzenpullovers übergezogen. Jan war erstaunt, wie anziehend er ihn fand und musste daran denken, wie er anfangs im Zug Zweifel hatte, ob Max überhaupt zu ihm passte. Wie schnell sich so etwas ändern konnte. Er fragte ihn, ob er eine gute Zeit bei seinen Eltern gehabt hatte, und Max erzählte, wie es schon gleich bei seiner Ankunft zu einem Streit gekommen war, „Wegen dir!“ Jan fiel nicht so recht ein, was er damit meinte und fragte ganz erstaunt, „Wieso denn wegen mir?“ „Meine Alten haben vor dem Bahnhof gewartet und mich gleich richtig angemacht, als sie mich sahen.“ Jan musste lachen. „So mit Mütze und Kapuze“, setzte Max fort, „das fanden sie überhaupt nicht lustig.“ Er erzählte, dass ihn seine Eltern unentwegt genervt hätten. „Sie meinen, dass es mir nicht gut täte, in Hamburg zu wohnen, wegen dem schlechten Einfluss, dem ich hier ausgesetzt wäre. Und dann forderten sie mich tatsächlich auf, den Kapuzenpullover wegzuworfen. Stell dir das mal vor.“ Jan zuckte mit den Achseln; eigentlich konnte er sich so etwas nicht vorstellen. „Das ist mir dann doch zu viel geworden und ich bin einfach wieder nach Hamburg gefahren. Einfach ‚Tschüß‘ und weg.“ Max erklärte, dass diese Geschichte sein Verhältnis zu seinen Eltern wahrscheinlich ziemlich belasten würde, aber das war ihm egal.

„Und du?“, fragte er, aber wartete keine Antwort ab, „Eigentlich wollte ich Silvester bei meinen Alten verbringen, aber das hat sich ja jetzt erledigt. Da habe ich gedacht, ich schaue mal, was du so vorhast.“ Jan bereitete ihn auf dem Weg schon auf den Zustand vor, in dem er den Bauwagen vorfinden würde. Max sollte nicht den Eindruck bekommen, er würde immer im Dreck leben; zurzeit aber tat er es und es ließ sich auch kaum verbergen. Obendrein war es feucht und kalt im Wagen. Jan feuerte gleich den Ofen an und sammelte diverse Mülltüten und schmutzige Kleidung auf, die er einfach unter den Wagen warf. Nach kurzer Zeit wurde es spürbar wärmer wurde. Max zog seine Jacke aus und setzte sich auf das Bett; die Kapuze und die Mütze behielt er aber auf. Auch Jan behielt seine Pullover zunächst an, weil er ziemlich durchgefroren war, und setzte sich dicht neben ihn, „Jetzt ist mir vielleicht kalt.“ Dabei legte

sich sein Arm auf Max' Schulter. „Ist ok so mit deinem Arm“, sagte Max. Er wandte sich Jan zu, mit diesem ernsten Blick, den er im Zug schon hatte, als Jan Zweifel an seinem Heterosein äußerte. Dabei zog er sich die Kapuze und die Mütze vom Kopf. „Jan, ich muss dir was sagen“, sagte er und klang dabei sehr förmlich. „Das, was du im Zug gesagt hast, das stimmt. Als ich dich da auf dem Bahnhof gesehen habe, dann noch in diesen Klamotten, so mit Kapuze und Mütze, ich wusste wirklich nicht, wie mir geschieht. Klar habe ich gehofft, dass du dich zu mir ins Abteil setzt. Als du dann einfach vorbei gelaufen bist, dachte ich, ‚Mist‘, und habe mir sogar überlegt, ob ich einfach zu dir kommen soll. Aber dann bist du ja doch zu mir gekommen. Und dann bei meinen Eltern musste ich ständig an dich denken. Naja, was soll ich sagen, ich glaube, ich habe mich ein bisschen in dich verliebt.“ Damit hatte er Jan wirklich überrascht. Er sah ihm ins Gesicht und legte im Geiste das Bild von ihm darüber, das er im Zug „abfotografiert“ hatte: Max mit seiner blauen Mütze und der hellen Kapuze darüber lächelt ihm zu: es passte. Jan überlegte, was Max wohl damit meinte, „ein bisschen verliebt“; „verliebt sein“ kannte er nur als etwas, was man war oder nicht, aber ein bisschen? Darunter konnte er sich nichts vorstellen. Dennoch, fand er, klang es gut; es klang gut, weil es gut zu diesem Jungen passte.

Max erzählte, dass er einen Zwillingenbruder hatte, der ihm und seinen Eltern im Herbst eröffnete, dass er schwul war und einen Freund hatte. In seiner Familie hatte das ein regelrechtes Erdbeben ausgelöst und er war auch sehr davon getroffen, weil er ein sehr enges Verhältnis zu seinem Bruder hatte. „Wir waren wie ein Herz und eine Seele. Wir haben uns geliebt und ich liebe ihn immer noch, ich weiß es nicht“, sagte Max. „Jedenfalls als Matze mir erzählte, dass er einen Freund hat, das hat mich regelrecht umgeworfen.“ „Matze? Max und Matze?“, fragte Jan. Zwei schwule Zwillingenbrüder, die auch noch beide einen Ma-Namen hatten; das fand Jan wirklich spannend. „Ja, Max und Matze; da schau.“ Er zog ein Foto aus seinem Portemonnaie; sein Bruder sah ihm überhaupt nicht ähnlich, obwohl sie Zwillinge waren. Auf dem Foto stand „Mathias Marquart“. „Ja, Mathias. Wahrscheinlich hatten meine Eltern so ein Buch mit Vornamen und dann die Seite mit Ma aufgeschlagen.“ Max erzählte weiter, dass sie im Herbst eigentlich vorgehabt hatten, zusammen nach Hamburg ziehen. Mathias ist dann aber mit seinem Freund nach Hamburg gezogen und er wohnte übergangsweise bei Bekannten seiner Eltern zur Untermiete. „Als er sagte, dass er mit seinem Freund zusammenziehen wollte, hat mich das richtig

getroffen; ich fühlte ich mich von ihm völlig im Stich gelassen. Im Streit habe ich ihm sogar gesagt, dass ich ihn nicht mehr wieder sehen wollte. Für mich ist es , wie wenn wir ein Paar gewesen wären und er sich von mir getrennt hätte; komisch, nicht?“

Max schwieg und starrte auf den Boden. „Das ist alles ganz schön schwierig“, sagte er leise. „Du meinst, ich könnte jetzt dein neuer Zwillingbruder sein?“, hörte Jan sich nach einer Weile fragen. Er war ein wenig darüber verwundert, dass ihm so etwas herausgerutscht war, aber dieser Gedanke drängte sich ihm förmlich auf. Auch Max schien ein wenig verwundert über diese Frage zu sein und schaute ihn an. „Damit hast du vielleicht sogar recht“, sagte er leise und nach kurzem Zögern, „Mein Bruder fehlt mir sehr, das stimmt.“ Jan gingen viele Dinge gleichzeitig durch den Kopf, eine Mischung aus dem Gefühl, einfach nur glücklich zu sein, und der Befürchtung, sich emotional auf eine schwierige Geschichte einzulassen, die am Ende sehr verletzend für ihn ausgehen könnte. Dass Max ihm eröffnete, in ihn „ein bisschen verliebt“ zu sein, versetzte ihn aber dennoch in eine ausgesprochen euphorische Stimmung.

„Und demnächst ziehe ich in eine Schwulen-WG“, sagte Max plötzlich und grinste dabei, „Wie findest du das?“ Jan wusste nicht, was er dazu sagen sollte und wiederholte, „In eine Schwulen-WG?“ Max erzählte, dass er einen Schulfreund hatte, der gleich nach dem Abitur nach Hamburg gezogen war. „Und als ich dann Oskar angerufen und das mit Matze erzählt habe, hat er mir gesagt, dass er auch schwul ist und in einer WG mit lauter Schwulen wohnt. Ich war echt sprachlos; mein Bruder und mein bester Freund, beide schwul. Er hat mir sogar angeboten, in die WG einzuziehen, weil da zum Jahreswechsel ein Zimmer frei wird; aber das fand ich zuerst völlig abwegig.“ Jan war über Max und seine Geschichten ziemlich erstaunt; das hatte er ihm wirklich nicht zugetraut. „Aber jetzt ist mir so einiges klar geworden und letzte Woche habe ich gleich Oskar angerufen“, erzählte Max, „Demnächst ziehe ich bei ihm ein; in eine Schwulen-WG; verrückt, oder?“ Das fand Jan allerdings auch.

Es war inzwischen richtig warm geworden und Jan zog sich seine Pullover-schichten aus. Auch Max zog den Kapuzenpullover aus; darunter trug er graues Poloshirt mit kurzen Ärmeln, das er anders als im Zug nicht zugeknöpft hatte. Als ihn Max fragte, warum er Punk geworden war, erzählte ihm Jan, dass er das freie, ungebundene Leben mochte und vor allen Dingen auch die Ästhetik,

die damit zusammenhing. „Kultig finde ich das ja irgendwie auch“, sagte Max; „kultig“, was für ein merkwürdiges Wort, dachte Jan. „Aber so leben möchte ich nicht. Gar nicht mal, weil es so schmutzig ist, sondern, weil ich es wichtig finde, an die Zukunft zu denken und für sich selbst auch Verantwortung zu tragen. Nur einfach so in den Tag hinein leben, das kann doch nicht richtig sein.“ Schon wieder diese Argumentation mit der Verantwortung; das ärgerte Jan ein wenig. Er antwortete, dass Verantwortung für ihn aber auch hieß, den eigenen Bedürfnissen entsprechend zu leben und nicht einfach nur das zu tun, was andere von einem erwarteten. Max brach die Diskussion dann ab, indem er sagte, „Ja, ist natürlich deine Sache, was du machst. Letztlich muss jeder seinen eigenen Weg finden.“

Er fragte Jan, was er denn an diesem Abend vorhatte, und Jan antwortete, „Nichts, eigentlich war ich überhaupt nicht gut drauf, bis ich dich vorhin getroffen hatte, und hatte einfach nur vor, im Bett zu bleiben. Und worauf hast du Lust?“ „Mit dir hier abzuhängen ist ganz ok, glaube ich“, antwortete Max, „Ich bin heute den ganzen Tag unterwegs gewesen, da ist Abhängen ganz gut.“ „Dass du gekommen bist, finde ich wirklich klasse“, sagte Jan. „Um ehrlich zu sein, nachdem wir uns im Zug kennengelernt haben, habe ich zwar gehofft, dich wieder zu treffen, aber ich habe nicht ernsthaft damit gerechnet.“ „Bist du denn in mich verliebt?“, fragte Max. Jan wusste nicht, was er darauf antworten sollte; ihm fiel dazu „ein bisschen“ ein, aber sagte, dass er auf jeden Fall sehr fasziniert von ihm war und seit ihrer ersten Begegnung ständig an ihn gedacht hatte. „Ich weiß nicht so genau, was Liebe sein soll, vielleicht ist es ja“, erklärte er, „dass man sich irgendwie anziehend findet.“ Im Scherz sagte er, er wäre ja davon ausgegangen, dass Max „stockhetero“ war. Max antwortete, er hatte das früher auch geglaubt, bis er erfahren hatte, dass sein Bruder schwul war. „Das war ein echter Schock. Ich meine, wir haben oft gekuschelt und lagen zusammen im Bett; wir waren schon ein bisschen wie ein Liebespaar. Und dann sagt er plötzlich, dass er schwul ist und einen Freund hat.“ Er erzählte, dass ihn die Ringkämpfe mit seinem Bruder richtig angemacht hatten. „Eigentlich ist mir da schon alles klar geworden, aber ich konnte es mir nicht eingestehen – bis ich dich getroffen habe. Das ist ja nicht so einfach, vor allem auch mit so konservativen Eltern, die so etwas überhaupt nicht akzeptieren.“

Das war bei Jan anders; ihm war schon sehr früh klar, dass sich seine erotischen Phantasien und Gefühle ausschließlich mit Jungs beschäftigten, und er

hatte eigentlich überhaupt keine Probleme, sein Schwulsein zu akzeptieren. Jan erzählte ihm von seinem schwulen Coming-out und von der Beziehung, die er mit Jan, seinem Schulfreund, gehabt hatte. „Stehst du denn auf Kapuzensweater?“, fragte ihn Max. Wie schon im Zug war Jan von dieser Frage etwas peinlich berührt und fragte ausweichend, „Und du?“ Max erzählte, dass vor ein paar Jahren einer seiner Klassenkameraden anfing, sich für Rap zu interessieren. „Der trug dann nur noch solche Kapuzenteile, und ich muss sagen, das hatte mich richtig angemacht. Eine Zeit lang dachte ich nur noch an Jungs in Kapuzensweatern und träumte sogar nachts sogar davon, wirklich. Aber das war nur eine kurze Phase, das legte sich dann wieder.“ Selbst einen Kapuzenpullover zu tragen, kam für ihn nie ernsthaft in Frage: Seine Eltern waren sehr konservativ, besonders auch was Kleidung anging. So war es nie dazu gekommen, dass er selbst mal einen getragen hatte – bis er Jan traf. „Bis vor Kurzem hätte ich mich gar nicht getraut, was anzuziehen, was meine Alten nicht gut fanden. Und jetzt; ich hab dir ja erzählt, wie sie reagiert haben. Wahrscheinlich finden die es ähnlich schlimm, dass ich im Kapuzensweater durch die Gegend laufe, wie wenn sie wüssten, dass ich auch schwul bin, so wie mein Bruder.“ Er lachte, „Dann kann ich mich bestimmt nicht mehr dort blicken lassen.“ „Und du?“, fragte er dann, „Du stehst doch auch drauf, oder?“ „Naja“, sagte Jan, „ich finde es ganz angenehm und mag auch das Gefühl mit der Kapuze auf dem Kopf.“ „Ganz angenehm“, wiederholte Max und grinste dabei.

Jan fand es in diesem Moment ziemlich eigenartig, dass er es nicht fertigbrachte, zu sagen, wie es wirklich war, nämlich, dass er Kapuzenpullover nicht nur ganz angenehm, sondern richtiggehend erregend fand. „Naja, angenehm ist nicht der richtige Ausdruck“, sagte er nach einigem Überlegen. „Und wenn ich ehrlich bin: Es stimmt schon, es macht mich an; vor allem auch mit Mütze und Kapuze drüber.“ „Ich finde, du siehst richtig cool aus in deinen Klamotten“, sagte Max, „nicht nur der Kapuzensweater, auch die Hose, eine richtige Military-Hose. Ich habe noch nie so etwas angehabt. Würde mich ja schon mal interessieren, wie es ist, solche Klamotten zu tragen.“ Jan trug eine grüne Hose mit braunschwarzem Tarnmuster. Ihm gefiel sie auch gut, obwohl er lieber die einfarbige grüne Armeehose trug, die er von Jan bekommen hatte. Die Vorstellung, Max in Armeehose und passendem Kapuzenpullover zu sehen, fand er ziemlich spannend, aber zugleich auch etwas merkwürdig. Ihm fiel mit einem Mal die Situation damals bei Jan ein, als er zum ersten Mal Jans Sachen ange-

zogen hatte, um zu einem Punkkonzert zu gehen. In seiner Erinnerung war das der Beginn seines neuen Lebens als Punk; da war er ungefähr in Max' Alter. „Willst du es wirklich ausprobieren?“, fragte er und Max antwortete, „Da musst du nicht zweimal fragen.“

Jan zog die grüne Armeehose, die von Jan bekommen hatte, aus seiner Kleiderkiste. Er beobachtete dabei im Augenwinkel, wie Max sich seine Hose herunterzog. Dabei kam eine weiße lange Unterhose zum Vorschein, eine von diesen altmodischen weißen Feinripp-Unterhosen. Jan fiel dabei die Begebenheit ein, wie er einmal in einer solchen Unterhose am Turnunterricht teilnehmen musste, weil er seine Turnsachen wieder einmal vergessen hatte. Noch Wochen später machten sich seine Klassenkameraden über die langen Unterhosen lustig, die er damals getragen hatte. „Für eine lange Unterhose ist es hier drin eindeutig zu warm“, sagte Max und zog sich auch die lange Unterhose aus. Jan beobachtete ihn genau und spürte einen starken Impuls, ihn berühren zu wollen. In Gedanken zog er ihm das Poloshirt über den Kopf und befühlte dann mit beiden Händen die Seiten seines Körpers, seine Brust, die Taille, seine Lenden; es war, wie wenn er wirklich seine Haut berühren würde. Das war ein gänzlich neues Gefühl, das in ihm auftauchte; bislang hatte er noch nie das Bedürfnis verspürt, einen nackten Körper anzufassen. Männerkörper fand er eigentlich nur erotisch anziehend, wenn sie in der passenden Kleidung steckten. Dieses neue Gefühl verunsicherte ihn zu sehr, sodass er sich nicht traute, Max zu berühren, obwohl es ihn ziemlich dazu drängte. Stattdessen setzte er sich auf das Bett, um Max dabei zuzusehen, wie er seine Hose anzog und zuknöpfte. Dann steckte er sein Poloshirt in den Bund. In Jans Gedanken legten sich die Bilder übereinander, Max in seiner Jeans über dieser langen Feinripp-Unterhose und Max in Jans Armeehose; wirklich spannend. Er sah ihn sich von oben bis unten an: mit Armeehose und diesem grauen Poloheemd. Er konnte sich nicht erinnern, sich von jemanden auch nur annähernd derartig erotisch angezogen gefühlt zu haben, noch nicht einmal von Jan, seiner großen Jugendliebe. Max, selbst dieser Name klang inzwischen in seinen Ohren, „Max-Jan“; naja, zumindest ein bisschen.

Max stand auf und sagte, „Das ist ja super bequem so eine Hose, viel bequemer als eine Jeans.“ „Sieht auch besser aus, finde ich“, ergänzte Jan, „Obwohl ich mich erst noch daran gewöhnen muss, dich in einer Armeehose zu sehen.“ Er konnte aber kaum verbergen, wie sehr es ihm gefiel, Max in Jans Armeeho-

se zu sehen. Er spürte einen solchen Druck in seiner Hose, dass er sich sicher war, Max konnte es gar nicht entgehen, wie ausgebeult sie war. „Es ist wirklich ungewohnt, so eine Hose zu tragen“, erklärte Max, „aber es fühlt sich auf jeden Fall gut an. Wie sie mir steht, kann ich nicht sagen; es gibt ja keinen Spiegel hier.“ Max steckte seine Hände in die Hosentaschen. Jan hatte den Eindruck, dass auch seine Hose ausgebeult war; sicher war er sich allerdings nicht. „Das macht schon einen Unterschied, was für Klamotten man trägt; wenn ich mir vorstelle, dass meine Alten mich so sehen würden – sie wären starr vor Schreck, ganz sicher.“ Max lachte. „Vor ein paar Monaten hatte ich mich noch nicht einmal getraut, so etwas heimlich anzuziehen. Jetzt hätte ich eigentlich kein Problem damit, so herumzulaufen. Zumindest in Hamburg nicht; bei mir zu Hause wäre das natürlich was anderes.“

Jan fand, dass es jetzt Zeit wurde, einen Joint zu rauchen. Er hatte diesen Moment lange herausgezögert, weil er ein wenig Max' Reaktion fürchtete, wenn er mitbekam, dass er gerne auch mal Haschisch rauchte. Er rauchte es ja wirklich nicht oft, aber er hatte sich schon den ganzen Tag darauf gefreut und fand, dass es zu dieser traumhaften Begegnung mit Max eigentlich auch gut passte. Er holte das Stück, das er am Nachmittag erstanden hatte, packte es aus und fing an, den Joint zu drehen. „Was machst du da?“, fragte Max und setzte sich dabei neben ihn auf die Bettkante. „Ich drehe einen Joint.“ „Einen was?“ „Eine Zigarette mit Haschisch drin.“ „Oh“, sagte Max, „Hast du ein Drogenproblem?“ Genau das hatte Jan befürchtet, dass er zu so einer Diskussion genötigt wurde. „Nein“, antwortete er, „Ich rauche lediglich gerne ab und zu mal einen Joint; das ist alles.“ Max machte dann keine weiteren Anmerkungen und sah Jan beim Drehen genau zu. Nachdem er sich den Joint angezündet hatte, sagte Max, „Ich finde so etwas ja problematisch, aber es ist schließlich deine Sache, was du machst und wie du lebst.“ „Ja genau, das ist es“, dachte Jan.

Er überlegte sich, ob jemand wie Max es wohl schaffen konnte, ihn und sein Leben umzukrempeln. Er war zwar jünger als Jan, aber dennoch irgendwie stärker und offensichtlich wesentlich selbstsicherer. Seiner direkten Art, wie er mit ihm umging, fühlte sich Jan fast hilflos ausgeliefert; je mehr er sich von ihm angezogen fühlte, desto wehrloser fühlte er sich dabei. Jan kam sich ein wenig komisch vor, den Joint zu rauchen, während Max ihm mit ernstem Blick dabei zusah und wahrscheinlich dachte, „Was für ein Idiot, dass er sein Leben so ruiniert.“ Er fragte, „Du hältst es vermutlich nicht für besonders verantwortungs-

voll, dass ich ab und zu kiffe?“ Max antwortete, „Nein, überhaupt nicht, du solltest es bleiben lassen. Egal, wie man darüber denkt, gesund ist es auf keinen Fall.“ Um vom Thema abzulenken, fragte Jan, „Was magst du denn überhaupt an mir? Meine Art zu leben ist es ja offensichtlich nicht.“ „Deine Klamotten“, antwortete Max und fing an zu lachen. Er legte seinen Arm um Jans Hüfte und sagte, „Deine Art mag ich irgendwie auch; wie du drauf bist, so offen und nett. Ich weiß nicht warum, aber ich finde, du bist schon ein besonderer Typ, nicht nur weil du Kapuzensweater magst.“

Jan war wie benommen, als ihn Max an sich drückte; er hatte sich schon lange nicht mehr so gut gefühlt, wie jetzt mit ihm. „Aber ich finde trotzdem, dass du dich nicht so gehen lassen solltest. Warum studierst du nicht noch mal oder machst wenigstens eine vernünftige Ausbildung. Du kannst ja trotzdem Punk bleiben und deine geilen Klamotten tragen. Aber so wie du jetzt lebst, das kann doch auf Dauer nicht gut gehen; dann noch mit Drogen.“ Irgendwo hatte Max auch recht, dachte Jan; aber Studium oder gar eine Lehre – das war für ihn beides nicht vorstellbar. Er zog so etwas nicht ernsthaft in Erwägung; es passte einfach nicht zu dem was er lebte und wie er es lebte. Aber eigentlich hatte er keine Lust, mit Max dieses Thema auszudiskutieren. Er mochte den Blick lieber auf das richten, was sie miteinander verband, als auf ihre Unterschiede. Um das Thema zu wechseln, zeigte er Max seine beiden anderen Kapuzenpullover, den schwarzen und den grünen. Er erzählte, wie er seinen schwarzen Kapuzenpullover vor zwei Jahren gefunden hatte, den ersten von seinen Kapuzenpullovern. „Und vorher hast du keine Klamotten mit Kapuze gehabt?“, fragte Max. „Früher hatte ich einen Parka mit Kapuze, aber den habe ich schon lange nicht mehr angehabt.“ „So einen richtigen Parka?“, fragte Max, „Das ist ja schade, dass du den nicht mehr hast.“

Jan erwiderte, dass er ihn noch hatte, und zog die Sporttasche unter seinem Bett hervor. Als er den Parka mit den beiden Mützen in der Kapuze sah, kamen ihm lauter Bilder und Erinnerungen in den Sinn, an Jan und an Len. Er legte die Mützen in die Tasche zurück, nachdem er den Parka herausgenommen hatte. „Der ist ja klasse“, sagte Max und nahm den Parka. „richtig cool mit Fell innen; der sieht aus wie Adrians Parka.“ „Adrian?“, fragte Jan und augenblicklich hörte er Lens Stimme in seinem Kopf, „Lennart Adrian“. „Das ist Matzes Freund“, erklärte Max, „sein früherer Nachhilfelehrer. Der läuft auch immer mit Kapuze rum wie du, auch mit Mütze drunter; er hat sogar eine echt coole Fliegermütze.“

Adrian steht auch auf Kapuzen, da bin ich mir ziemlich sicher. Matze aber nicht; ich glaube, der findet das eher komisch.“ Dabei strich er mit seiner Hand über das Fell, „Kunstfell, aber richtig weich.“ „Ich mochte den Parka früher auch sehr gerne, gerade wegen dem Fell“, erklärte Jan, „Aber ich habe ihn jetzt schon lange nicht mehr getragen.“ Er sah sich in Gedanken selbst mit dem Parka und der Fellkapuze auf dem Kopf; dabei konnte er das weiche Fell spüren und wurde von angenehmen, erregenden Gefühlen durchflutet. Max zog sich den Parka über und fragte, „Warum trägst du den nicht mehr? Das kann ich gar nicht verstehen; im Winter er ist das doch genau das Richtige.“ „Ich trage jetzt gar keine Jacken mehr“, antwortete Jan, „sondern nur noch Pullover.“

„Ich glaube, du würdest mir damit richtig gut gefallen“, erwiderte Max und zog den Parka wieder aus. „Zieh du ihn mal an; ich will mal sehen, wie du darin aussiehst.“ Jan hatte den Parka seit über fünf Jahren nicht mehr angehabt. Er kam sich vor wie in einem skurrilen Traum: Dieser Junge in Jans Armeehose experimentierte mit diesem magischen Kleidungsstück, das für seine Begegnung mit Len und seine Liebe zu Jan stand. Die magische Verbindung zwischen seiner Innen- und seiner Außenwelt, die eigentlich vollkommen getrennt sein sollten. Jan zog sich den Parka über, fädelt den Reißverschluss ein und zog ihn nach oben. „Mach ihn richtig zu“, forderte ihn Max auf und in Gedanken hörte Jan Lens Stimme, „Mach ihn richtig zu und setz die Kapuze auf. Es ist kalt.“ Er schloss die Druckknöpfe und zog sich die Kapuze über den Kopf. Das Fell der Kapuze auf seinem Kopf zu spüren, versetzte ihn in eine unerwartet intensive Erregung. Sein Gefühle gegenüber seinem Parka hatten sich auch nach all den Jahren kein bisschen geändert. In seinen Gedanken tauchten die Erinnerungen an den Kauf des Parkas auf. Der Rausch, in den ihn diese erregenden Gefühle und die Bilder aus seiner Jugend versetzten, wurden von dem Haschisch ins Unermessliche gesteigert. „Wow, das gefällt mir“, sagte Max, „Mit dem Parka siehst du richtig cool aus. Den solltest du wirklich wieder tragen.“ Jan fühlte sich von dieser Wiederbegegnung mit seinem Parka und den damit verbundenen Erinnerungen ziemlich überrumpelt; so sehr, dass er den Parka gleich wieder auszog.

„Hast du nicht auch noch Lust auf einen Spaziergang?“, fragte Max, als Jan den Parka wieder ausgezogen hatte. „Nachdem du uns hier mit deinem Haschisch eingeräuchert hast, ist frische Luft sicher nicht verkehrt. Dann können wir auch gleich lüften.“ Jan war sich aber nicht sicher, ob es eine gute Idee war:

Draußen war Silvester schon in vollem Gange und die Straßen waren voll von Leuten in Partystimmung. „Ins Getümmel stürzen mag ich jetzt aber nicht“, sagte er und überlegte, „Wir könnten vielleicht zur Elbe gehen; da gibt es ein paar Ecken, wo auch heute Abend bestimmt nicht so viel los ist.“ Max stand auf und sagte, „Dann ziehe ich mich wieder um. Ich meine, deine Hose ist echt cool, aber ich fühle mich in meinen Sachen doch wohler. Außerdem habe ich bei den Temperaturen draußen lieber noch eine lange Unterhose an.“ Jans Tarnhose war auch ohne lange Unterhose dick genug; auch die Armeehose, die Max gerade noch anhatte, wäre dick genug gewesen, aber unter einer Jeans war eine lange Unterhose wohl nötig, dachte Jan. Er beobachtete, wie Max die Armeehose aufknöpfte und auszog und dann in seine lange weiße Unterhose und in die Jeans schlüpfte. Als sich Max seinen Kapuzenpullover überzog, verdichtete sich in Jan wieder das Gefühl, in eine Traumwelt eingetaucht zu sein. Es hätte ihn überhaupt nicht erstaunt, wenn Max jetzt so etwas wie, „Ganz heiße ich Lennart Adrian“, gesagt hätte, „Ganz heiße ich Mathias Maximilian, aber nenne mich einfach nur Max.“

„Träumst du?“, fragte Max, „Komm, zieh dich an.“ Jan sah, dass Max schon seine blaue Jacke an und seine Mütze aufgesetzt hatte. Er zog sich ein Sweatshirt über und griff nach seinem Kapuzenpullover, in dem noch zwei weitere Pullover steckten. „Warum ziehst du nicht den Parka an?“, fragte Max, „Ich fände es echt cool, wenn du deinen Parka anziehen würdest.“ Jan zögerte. Das, was der Parka an Erinnerungen und Gefühlen in ihm auslöste, würde ihn mit Sicherheit überfordern. In seinen Gedanken sah er, wie sich ein Tor zu seiner Traumwelt öffnet und eine Silhouette aus dem Nebel erschien. „Ganz heiße ich Maximilian“, hörte er und konnte langsam erkennen, dass es Max war. Er trug eine grüne Armeehose und einen Bundeswehrparka, den er bin obenhin zugeknöpft hatte; allerdings ohne Kapuze auf. „Na komm“, sagte Max, „Ich finde wirklich, dass er zu dir passt.“ Jan zögerte noch kurz und zog sich schließlich den Parka über. Ihm war, als konnte er sich selbst beobachten, wie er den Reißverschluss nach oben zog und die Druckknöpfe schloss. Als er sich die Mütze aufsetzte, fragte Max, „Darf ich?“, und zog ihm die Kapuze darüber. „Das macht dich richtig an, stimmt's?“, bemerkte Max und grinste dabei, „Mich auch, vor allem der Parka.“

Er zog sich dann auch die Kapuze über und sagte, „Los, gehen wir“; dann gingen sie. So eingepackt zu sein, mit der Fellkapuze und Mütze darunter, fühlte

sich unglaublich gut an; dann noch mit Max neben ihm, diesem wirklich hübschen Jungen, der mit ihm seine Vorliebe für Kapuzen teilte – es wirkte alles extrem unwirklich. Max war eindeutig etwas, was zu Jans Traumwelt gehörte und nicht in die wirkliche Welt. Jan spürte deutlich den Wunsch, dass dieser Traum nie aufhören sollte; er fragte sich, ob sein Leben vielleicht nicht doch in Wirklichkeit ein Traum war. Sie liefen eine Weile wortlos nebeneinander her, während um sie herum Silvester unüberhörbar auf seinen Höhepunkt zuging. Nach einiger Zeit erreichten sie die Elbe und blickten schweigend auf den Fluss. Max durchbrach das Schweigen, „Schau mal, wie sich der Mond im Wasser spiegelt.“ Tatsächlich schien gerade der Mond durch eine Wolkenlücke und sein Spiegelbild brach sich in den Wellen, übertönt von Silvesterböllern. Max stand dicht hinter ihm und steckte seine Hände in Jans Parkataschen, wo sie Jans Hände berührten.

„Ich glaube, ich habe mich noch nie so gut gefühlt wie jetzt gerade mit dir“, sagte er. Jan antwortete ohne nachzudenken, „Genau das Gleiche wollte ich gerade sagen. Es ist wie ein Traum.“ „Ja“, sagte Max, „du hast recht, es ist wirklich wie ein Traum. Vielleicht träumen wir beide aus irgendwelchen Gründen den gleichen Traum, aber in Wirklichkeit ist alles ganz anders. In Wirklichkeit lebst du in deiner Welt und ich in meiner; und wir sind uns total fremd. Nur weil wir beide das Gleiche träumen, kommt es uns so real vor. Aber irgendwann wacht einer von uns auf, und dann ...“ Jan fand diese Vorstellung sehr beunruhigend. Er drehte sich um und spürte deutlich diese magische Anziehungskraft, die dieses Gesicht mit Mütze und Kapuze darüber auf ihn ausübte. So ein merkwürdiger Junge, dachte er und berührte sein Gesicht, „Ich hoffe ja nicht, dass du nur ein Traum bist.“ Dabei kam er ihm genau in diesem Moment ganz und gar so vor, als wäre er ein Traum; als wäre Max Len, der seinen Gedanken entsprungen war. Len und der Klang dieses Namens, „Lennart Adrian“, das war alles tief in seinen Erinnerungen vergraben.

Und an diesem Abend tauchte alles wieder aus den Tiefen seiner Erinnerungen auf mit einer Klarheit, die Jan erschreckte. Zu erkennen, wie sich bestimmte Momente, bestimmte Verdichtungen im Leben wiederholten, wie sich Träume und das so genannte Reale ineinander verschränkten und auf strategische Weise ineinander wirkten. Das erschreckte Jan und ließ in ihm ein starkes Gefühl der Unentrinnbarkeit aufkommen. Unentrinnbar gefangen in seiner eigenen Welt, den eigenen Phantasien, der eigenen Isolation. Seine Begegnungen mit

Len waren immer einsame Begegnungen gewesen, es waren alleine seine Begegnungen, seine Träume. Dass ihn jetzt jemand dabei begleitete und dass Max sich obendrein als sehr umsichtiger und sensibler Begleiter erwies, irritierte Jan ungemein. Sie gingen schließlich weiter und liefen noch einige Zeit durch die Nacht und ihren gemeinsamen Traum, bis sie wieder auf dem Bauwagenplatz ankamen.

„Jetzt bin ich hundemüde“, sagte Max, als Jan die Bauwagentür öffnete. Sie waren auch einige Zeit unterwegs gewesen. Jan legte noch ein paar Stücke Holz in den Ofen, sodass es schnell wieder warm wurde. Danach zog er den Parka aus und setzte sich auf das Bett. „Ich kann ich bei dir übernachten?“, fragte Max, „Jetzt bin ich zu müde, um nach Hause zu gehen.“ „Ja, klar“, sagte Jan und beobachtete, wie er sich auszog und in Unterhose und T-Shirt ins Bett legte. Jan zog sich ganz aus und schlüpfte zu Max unter die Decke. „Willst du dich nicht auch ausziehen?“, fragte er. Max zog sich T-Shirt und Unterhose aus und drehte sich zur Seite, mit dem Rücken zu Jan, der sich eng an ihn herankuschelte. „Hast du schon viele Erfahrungen mit Sex?“, fragte Max und Jan fragte zurück, „Wie meinst du das?“ „Na, mit Jungs eben.“ Wie sollte er Max seine Erfahrungen mit Sex erklären? „Wenn du mit Sex das meinst, an was die meisten denken, wenn sie an schwulen Sex denken, dann muss ich sagen, nein.“ „Was meinst du denn, wenn du an schwulen Sex denkst?“ „Du meinst meine Vorlieben?“ „Ja.“ „Naja.“ Jan war ein wenig zögerlich, was er ihm jetzt erklären sollte. Er befürchtete, dass Max die bei Schwulen üblichen Vorstellungen zu Sex hatte. „Das, was man landläufig unter Sex versteht, Analverkehr, Blasen und so weiter – das wirst du ja auch kennen – das interessiert mich alles nicht. Was ich mag ist kuscheln, so wie jetzt, oder zum Beispiel miteinander zu ringen, sich zu berühren und so.“ Das mit den Fesselungen verschwieg er allerdings lieber. „Und Kapuzen“, ergänzte Max, wobei er sich plötzlich aufsetzte und fragte, „Kuscheln und ringen: Das ist für dich Sex, wirklich? So etwas habe ich immer mit meinem Bruder gemacht.“

„Ich dachte, das ist bei Schwulen anders. Bei Matze ist es ganz bestimmt anders“, ergänzte Max, „Er hat mit Adrian sicher richtigen Sex.“ Jan hatte so eine Reaktion schon befürchtet. In Bezug auf Sex hatte Max dieselben Vorstellungen wie alle anderen Schwulen. „Bestimmt“, antwortete Jan, „Ich habe ja gesagt, dass es bei mir anders funktioniert.“ „Bei dir funktioniert wohl alles anders“, antwortete Max und lachte dabei. Jan fragte sich, ob das als Vorwurf ge-

meint war. „Ja; das habe ich mir aber nicht ausgesucht. Du hast wahrscheinlich keine Vorstellung davon, was das heißt, in fast jeder Beziehung anders zu sein. Ich habe mir schon oft gewünscht, einfach normal zu sein, aber es klappt noch nicht einmal, ganz normal schwul zu sein, oder ganz normal Punk, oder was auch immer.“ Max strich ihm über die Haare und grinste, „Jetzt übertreibst du aber.“ Er schob die Bettdecke zurück und begann, Jan zu streicheln. Der schloss die Augen und genoss es, Max' Hand zu spüren. Nach einer Weile hörte Max mit Streicheln auf und legte sich unter die Decke. „Ich bin müde“, sagte er dabei und Jan sagte, „Ich auch.“ Er kuschelte sich wieder eng an Max heran.

Jan war schon im Halbschlaf, als er Max' Stimme hörte, „Jan“. Er sagte leise „Max“, um zu zeigen, dass er noch zuhörte. „Ist ja schon irgendwie blöd, das mit deiner Sexualität.“ „Wie meinst du das?“, fragte Jan. „Naja, ich weiß nicht“, sagte Max und nach kurzem Zögern, „Ich glaube, ich bin jetzt einfach nur müde.“ Er war auch gleich danach eingeschlafen. Jan war zu sehr aufgewühlt, um schlafen zu können, und dachte über „das mit deiner Sexualität“ nach; wie Max sich ausgedrückt hatte. Er stand auf, drehte einen extra starken Joint und legte sich wieder neben Max ins Bett, nachdem er den Joint geraucht hatte.

„Jan, Jan“, Jan hörte diese Stimme immer näher kommen und sah nach einer Weile ein verschwommenes Gesicht vor seinen Augen, „Jan, wach auf.“ Es war Max' Stimme und Max' Gesicht; Jan realisierte, dass er halb aufrecht im Bett saß und Max ihn an den Schultern stützte. „Was ist?“, fragte er. „Du hast wohl schlecht geträumt. Du hast am ganzen Körper gezittert und geschwitzt und gewimmert hast du auch.“ „Gewimmert?“ „Ja.“ Max hatte recht, Jan war völlig nass geschwitzt und das Bett auch. Er wusste, dass er manchmal Angstträume hatte und manchmal sogar im Schlaf aktiv wurde, was an den Spuren zu erkennen war, die seine Aktivitäten hinterlassen hatten. Erinnern konnte er sich hinterher nie an etwas. Er dachte eigentlich, es wäre inzwischen besser geworden. Dass Max so etwas mitbekam, war ihm ziemlich unangenehm. „Was hast du denn geträumt?“, fragte Max, „Ist alles ok bei dir?“ „Ja, ist ok; das kommt ab und zu mal vor“, sagte Jan, „Keine Ahnung, was ich geträumt habe.“ In seinen Gedanken herrschte ein wildes Durcheinander, und immer wieder tauchte dieser Satz auf, „Bei dir funktioniert wohl alles anders“. Er fühlte sich, als müsste er gleich losheulen, und versuchte, mit aller Kraft dieses Gefühl zu unterdrücken. Max legte ihn vorsichtig wieder hin und deckte ihn zu. Er legte sich unter die Decke und kuschelte sich an Jan. „Hey, bist du wirklich ok?“, fragte er noch

einmal, und für Jans Tränen gab es kein Halten mehr. Max drückte ihn fest an sich und flüsterte, „Wein doch nicht. Du bist doch so stark.“ Er hielt Jan richtig fest, was ihn so sehr entspannte, dass er gleich danach wieder einschlief.

Als er aufwachte, hatte er rasende Kopfschmerzen und fühlte sich ziemlich ver-spannt; er machte die Augen gar nicht erst auf, spürte aber, dass Max wohl nicht mehr im Bett lag. Es war kalt geworden im Bauwagen; er zog sich die Bettdecke über den Kopf. „Bist du wach?“, hörte er Max' Stimme und antwor-te, dass er sich schrecklich fühlte. „Das kommt von dem Haschisch“, hörte er und spürte, wie Max sich auf die Bettkante setzte; er spürte deutlich seine Nähe. „Was kommt von dem Haschisch?“ „Na, deine Alpträume und, dass du dich so schrecklich fühlst; du hast geschwitzt und am ganzen Körper gezittert. Woher soll das denn sonst kommen?“

Jan nahm sich wieder die Decke vom Gesicht und versuchte, vorsichtig die Au-gen zu öffnen; sein Kopf dröhnte und anfangs sah er alles völlig verschwom-men. Dann sah er Max dicht neben ihm sitzen. Er hatte seine Jacke an und den Kapuzenpullover mit der Kapuze über seiner blauen Mütze. „Ich habe Kopfschmerzen“, sagte Jan. Max strich ihm sanft über den Kopf und fing an, seine Stirn zu massieren. Jan schaute ihm dabei ins Gesicht und betrachtete die Kapuze, die von dem Troddel seiner Mütze ausgebeult war. „Das mit diesen Alpträumen ist seit meiner Kindheit so, seit ich denken kann“, fing er dann an zu erklären. „Es ist auch schon immer so gewesen, dass ich mich danach am nächsten Morgen so mies fühle wie jetzt. Das kommt nicht vom Haschisch.“ Er war sich allerdings nicht sicher, ob das stimmte. Tatsächlich fühlte es sich so an, als wäre er nach einem ausgiebigen Rausch verkatert. Max hörte sich die Erläuterungen kommentarlos an. „Geht's dir jetzt besser?“ „Wenn du in meiner Nähe bist und mich obendrein so liebevoll streichelst und massierst, dann kann es mir nur besser gehen.“ Jan lachte und fühlte sich wirklich besser.

„Ich glaube, ich gehe jetzt“, sagte Max nach einer Weile, während er Jan noch weiter massierte. „Du kannst gerne noch bleiben“, erwiderte Jan. „Das war jetzt ganz schön viel gestern“, erklärte Max, „und ich denke, ich muss das erst mal richtig verarbeiten.“ Er hatte recht; es war wirklich ganz schön viel – auch für Jan. Er betrachtete Max mit seiner blauen Jeanshose, der blauen Jacke und der blauen Mütze mit Kapuze darüber. Was für ein toller Junge, dachte Jan. „Dass du letzte Nacht so geweint hast, hat mich schon ziemlich mitgenommen“,

erklärte Max, „Du bist so ganz anders, als ich mir es vorgestellt habe, so sensibel und verletzlich. Gar nicht so der starke Jan, den ich im Zug kennengelernt habe, eher der kleine schüchterne Johannes.“ Max grinste und strich Jan über den Kopf. Er zog den Reißverschluss seiner Jacke bis obenhin zu. Jetzt war er wieder ganz in blau – bis auf die graue Kapuze. „Ich gehe jetzt“, sagte er. Die Situation wirkte auf Jan ziemlich merkwürdig, wie wenn ein Traum vor dem Aufwachen sagen würde, „Ich bin jetzt zu Ende.“ Bevor er ging, sagte Max, „Hey, was ich noch sagen wollte: Pass auf dich auf; ich mag dich wirklich gerne.“ Er schaute Jan mit einem ernsten Gesicht an und wartete wohl auf eine Antwort. „Ich mag dich auch gerne“, sagte Jan; etwas anderes fiel ihm nicht ein. Nach kurzem Zögern sagte er noch „Maximilian“ hinterher. Der Name hatte wirklich Klang bekommen, „Max“, „Maximilian“. Max grinste und sagte „Johannes“.

Nachdem Max gegangen war, stand Jan auf, um den Ofen anzuheizen. Im Nu war der Bauwagen warm, aber auch vollgequalmt. Jan legte sich wieder ins Bett und träumte im Halbschlaf von diesem Jungen, wie er seine Kapuzenpull-over und seinen Parka mit der Fellkapuze trug; der irgendwie wie er war, wie Jan, und irgendwie auch wieder nicht.

Was verbindet zwei Einzelgänger?

Inzwischen war über ein Monat vergangen, ohne dass sich Max wieder gemeldet hatte. Jan lag schon eine Weile wach im Bett und dachte darüber nach, warum Max seit Silvester nicht wieder aufgetaucht war. Er hatte keine Möglichkeit, ihn zu kontaktieren, da er vergessen hatte, ihn nach einer Adresse oder wenigstens nach einer Telefonnummer zu fragen. Im Bauwagen war es kalt und Jan hatte obendrein schlecht geschlafen, so schlecht, dass er sich krank fühlte. Es kostete ihn einige Überwindung, um aufzustehen und den Ofen anzufeuern. Der Bauwagen sah richtig schlimm aus, alles lag auf verschiedenen Haufen verteilt auf dem Boden. Jan beschloss, den Wagen aufzuräumen und sich den ganzen Tag dafür Zeit zu nehmen. Gleich nachdem er sich einen Kaffee gekocht hatte, begann er, die Haufen auf dem Boden zu sortieren. Das meiste davon war seine Kleidung, die üblicherweise in verschiedenen Kisten unter seinem Bett verstaut war. Einiges davon musste gewaschen werden, was er in der Regel in dem besetzten Haus tat und heute definitiv anstand. Der Parka lag auch auf dem Boden, immer noch, seit Silvester. Dass er da lag und nicht in der Sporttasche, war für Jan ein Beweis dafür, dass jener Abend mit

Max auch wirklich stattgefunden hatte und nicht nur ein Traum war. Ansonsten kam ihm diese Begegnung mit Max tatsächlich wie ein Traum vor.

Jan war erstaunt darüber, welche Sehnsucht dieser Junge in ihm geweckt hatte und wie schwer es ihm inzwischen fiel, an etwas anderes zu denken als an Max. Er überlegte sich, was er davon halten sollte, dass immer wieder Jungs, die in irgendeiner Weise besonders waren, in seinem Leben auftauchten – und meistens ziemlich schnell wieder verschwanden. Max, Jan, Len und auch Kay. Diese Begegnungen hatten vor allen Dingen auch den Effekt, dass sie Jan seine Isolation überdeutlich vor Augen führten; und seine damit verbundene Sehnsucht. Ein Leben ohne diese Begegnungen konnte er sich nicht vorstellen. „Liebe heißt Isolation“, ging ihm durch den Kopf, so ließen sich seine Erfahrungen treffend zusammenfassen; ihm gefiel der Satz. Er nahm den Parka in die Hand und setzte sich auf das Bett. Vielleicht, dachte er, war es mal wieder Zeit für ein Len-Ritual auf einem Supermarktparkplatz, ein richtiges diesmal, mit Parka. Sein Geburtstag war zwar schon einige Tage her, aber das war für das Ritual nicht so wichtig. Jan brauchte nicht lange überlegen, was er dafür anziehen würde: Die Hose, die er von Jan hatte, den Parka und die Len-Mütze mit dem Troddel. Während er sich die Hose überzog und zuknöpfte, kamen ihm die Bilder in den Kopf, wie sich Max an Silvester diese Hose angezogen hatte. In Gedanken konnte er genau sehen, wie sich Max die Hose anzog und zuknöpfte. Es war, wie wenn er sich selbst im Spiegel dabei beobachten würde, als blondes Spiegelbild. Als er sich schließlich den Parka überzog, versetzte es Jan genau wie an Silvesterabend in eine starke innere Aufruhr. Er fand diese Verbindung, die dieses Kleidungsstück zu Jan und zu Len herstellte, ziemlich geheimnisvoll. Aber ohne Zweifel gab es diese Verbindung und sie war auch lange nicht das Einzige, was er an seinem Leben geheimnisvoll fand.

Er riss sich schließlich aus seinen Gedanken, setzte sich die Mütze auf den Kopf, die Kapuze darüber und ging aus dem Bauwagen. Unterwegs konnte er an nichts anderes mehr denken, als an die Kapuze seines Parkas, die er auf seinem Kopf spürte – über einer Mütze, die genau wie Lens Mütze aussah und einen Troddel hatte, der unter der Kapuze ein wenig drückte. Das störte ihn aber nicht; da störte ihn viel mehr, dass die Mütze auf seiner Kopfhaut ziemlich kratzte. Er fragte sich, warum ihn das früher nicht gestört hatte. Die Mütze irritierte ihn nach kurzer Zeit so sehr, dass er entschied, auf den Rest des Rituals zu verzichten und wieder zurückzugehen, ohne eine Schokolade gekauft und

gegessen zu haben. Nachdem er wieder zurückgekommen war, räumte Jan seinen Wagen gründlich auf und war am Ende sehr zufrieden darüber; er hatte sogar Wäsche gewaschen und zum Trocknen aufgehängt. Der Parka kam endgültig wieder in die Sporttasche, genauso wie die beiden Mützen, die zusammen mit ihm Winterschlaf gehalten hatten.

Wenige Tage später klopfte es an der Bauwagentür und Jan war sprachlos vor Erstaunen, als er die Tür öffnete: Es war Max, ganz in weiß, in weißer Jeans, weißen Turnschuhen und einem weißem Anorak mit Kapuze. Der Anorak hatte ein paar dünne, hellgraue Streifen vorne und auf den Ärmeln; wie fast alles, was Max trug, sah er so aus, als wenn er richtig teuer gewesen wäre. Die Kapuze, die er aufhatte, war so groß, dass Jan nicht erkennen konnte, ob er eine Mütze darunter trug. „Ich hätte dich ja fast nicht wieder erkannt“, begrüßte er Max. „Der ist klasse nicht? Schau mal“, sagte Max und nahm die Kapuze ab, unter der keine Mütze zum Vorschein kam, „Mit Fell innen“; der Anorak hatte innen tatsächlich ein hellgraues Kunstfell. Max ging in den Bauwagen und zog sich den Anorak aus, bevor er sich auf das Bett setzte. Jan musterte ihn genau; in der leuchtend weißen Hose und dem grauen Kapuzenpullover, sah Max richtig gut aus. Obwohl er mit so schicker Kleidung nichts anfangen oder verbinden konnte, gefiel ihm Max in genau so einer Kleidung; etwas anderes würde zu ihm gar nicht passen. Jans Freude, ihn wieder zu sehen, mischte sich deutlich mit seiner Enttäuschung darüber, dass er sich über einen Monat lang nicht gemeldet hatte; er hätte wenigstens mal anrufen und eine Nachricht hinterlassen können. „Ich hatte ja gar nicht mehr damit gerechnet, dass du noch mal kommst“, sagte Jan nach einer Weile. „Du bist doch nicht sauer, weil ich mich so lange nicht gemeldet habe, oder?“ „Sauer bin ich nicht, nein. Aber gewundert habe ich mich schon. Ich meine, ich fand's wirklich extrem schön an Silvester und dachte, dir hätte es auch gefallen. Aber scheinbar war es wohl nicht ganz so.“ Jan spürte jetzt erst, wie sehr er sich verletzt fühlte. „Nein“, antwortete Max, „überhaupt nicht. Ich fand das unglaublich toll, wirklich. Ich war auch schon mal hier, vor zwei Wochen, aber da warst du nicht zu Hause. Anrufen wollte ich nicht; ich kenne ja die Leute nicht, die dann ans Telefon gehen.“ „Ist ja auch ok“, sagte Jan. Es kam ihm dann doch ein bisschen blöde vor, Max zu einer Rechtfertigung zu nötigen.

„Ich hatte halt keine einfache Zeit“, fing Max an zu erzählen. „Das war echt schwierig mit meinen Eltern, die haben sich noch ganz schön angestellt, weil

ich nach Weihnachten einfach abgehauen bin. Aber jetzt ist das Thema endlich ausdiskutiert.“ „Und sie finanzieren dich trotzdem weiter?“, fragte Jan. „Ja.“ „Hast du ihnen auch erzählt, dass du schwul bist?“ „Natürlich nicht. Wenn ich das getan hätte, dann wäre jetzt alles vorbei, nach dem, was mit meinem Bruder passiert ist. Wenn die wüssten, dass ich in einer Schwulen-WG wohne.“ Max schwieg eine ganze Zeit lang und sah dabei sehr ernst und nachdenklich aus. „Ich muss dir was sagen“, setzte er schließlich an, „Ich bin mir nicht so sicher, was dich angeht. Ich meine, ich finde dich cool, aber ob es wirklich Liebe ist?“ Jan war für einen Moment irritiert; ob er Max wirklich liebte, konnte er tatsächlich auch nicht sagen. „Das klingt an Silvester aber noch ein bisschen anders“, antwortete er. „Naja, das war für mich auch ziemlich aufregend: einen echten Punk auf einem Bauwagenplatz zu besuchen, der obendrein noch schwul ist und auf Kapuzen steht.“ Max lachte, „Wenn ich an Silvester denke, du mit deiner Tarnhose und dem Parka mit der Fellkapuze; da bekomme ich immer noch eine Gänsehaut.“ „Aber trotzdem“, sagte er nach einer Pause, „Es ist halt nicht meine Welt. Ich bin kein Punk; das passt irgendwie auch nicht zu mir, einer zu sein.“ „Ist doch eigentlich egal“, sagte Jan, „Ich find's jedenfalls schön, dass du dich wieder hast blicken lassen.“

Egal war es Jan allerdings überhaupt nicht. Max hatte durchaus recht, sie lebten wirklich in verschiedenen Welten und es gab keinen Anlass für die Erwartung, er würde in seine Welt kommen und womöglich ein schwuler Punk werden. Warum auch? So toll war es schließlich auch wieder nicht, ein schwuler Punk zu sein, zumal, wenn man sich weder der Schwulen noch der Punkszene wirklich zugehörig fühlte. Angesichts der Unterschiede, die es zwischen ihnen beiden gab, schien die gemeinsame Vorliebe für Kapuzenpullover reichlich unbedeutend zu sein – zumindest bei nüchterner Betrachtung. Jan überlegte, ob die Gefühle, die er Max gegenüber empfand, nicht vielleicht auf der falschen Vorstellung beruhten, dass die Vorliebe für Kapuzen eine alles entscheidende Gemeinsamkeit darstellte, ähnlich wie er auch bei Kay über das Fesseln gedacht hatte. Auch da hatte sich am Ende alles als Irrtum herausgestellt. „Ich mache mir nicht so viele Gedanken über unterschiedliche Welten. Wahrscheinlich leben alle Menschen in Welten, die voneinander viel verschiedener sind, als sie es sich vorstellen können“, sagte er schließlich, hauptsächlich um seine eigenen Bedenken zu vertreiben. „Das hast du schön gesagt. Ich glaube, du hast recht“, antwortete Max und legte dabei seine Hand um Jans Hüfte. Er

stand aber gleich wieder auf und zog sich die Hose und den Kapuzenpullover zurecht. „Ich kann leider nicht lange bleiben. Ich fahre nachher noch zu meinen Eltern, mein Vater hat morgen Geburtstag.“ Jan saß noch auf dem Bett und betrachtete diesen Jungen in weißer Hose und hellgrauem Kapuzenpullover, der ihm mit jedem Mal besser gefiel, an dem er ihn sah. Max nahm seine Jacke in die Hand, „Du hast noch gar nichts zu meinem neuen Anorak gesagt.“ Er zog ihn sich über, „Ich finde ihn jedenfalls klasse, in weiß und zusammen mit der weißen Hose, das gefällt mir gut.“ „Ja, schick. Weiß ist zwar nicht meine Farbe“, antwortete Jan und überlegte erst einen Moment, bevor er fortfuhr, „aber zu dir passt es, finde ich, du siehst wirklich gut aus damit.“

„Vielleicht hast du Lust, mich ein Stück zu begleiten?“, fragte Max, „Dann kann ich dir zeigen, wo ich jetzt wohne. Das ist gar nicht so weit weg von hier.“ Jan war einverstanden, „Ich muss mich aber erst mal für draußen anziehen.“ Er zog sich dann eine lange Unterhose unter die Hose und zwei Wollpullover und seinen braunen Kapuzenpullover über. „Den trägst du immer“, bemerkte Max, „den braunen Kapuzensweater. Sieht auch wirklich cool aus und passt farblich gut zu der Tarnhose.“ „Eigentlich nicht“, entgegnete Jan, „Manchmal ziehe ich aber auch den grünen an oder den schwarzen; ich trage alle gerne, aber, du hast recht, den braunen mag ich besonders gerne.“ Dabei setzte er sich seine Mütze auf und zog die Kapuze darüber, „Ich bin soweit.“ Er beobachtete, wie Max sich die weiße Kapuze mit dem grauen Fell über den Kopf zog. „Gehen wir“, sagte er und öffnete die Bauwagentür.

Als sie schon eine Weile unterwegs waren, fragte Max, „Sag mal, bist du eigentlich wirklich in mich verliebt?“ Jan fühlte sich von dieser Frage ein wenig überrumpelt; er hatte das Gefühl, nur etwas falsches sagen zu können. „Warum fragst du das?“ „Es kommt mir so vor und ich weiß nicht so richtig, was ich davon halten soll.“ „Was soll das heißen, verliebt?“, fragte Jan, „An Silvester hast du gesagt, dass du es wärst, und jetzt sagst du wieder etwas anderes. Ich verstehe das nicht, ehrlich gesagt.“ „Naja, das sagt mal halt so, wenn man jemand mag. Und mögen tue ich dich, wirklich.“ „Ok, ich mag dich auch“, versuchte Jan das Thema abzuschließen, aber Max entgegnete, „Das glaube ich dir nicht. Das ist mehr als nur mögen.“ Jan konnte tatsächlich nicht sagen, was es war; mögen, verliebt sein, lieben, war das nicht alles das Gleiche, zumindest annähernd? „Ich weiß es nicht“, sagte er schließlich, „Aber es stimmt schon: Ich habe oft an dich gedacht und wenn ich ehrlich bin, habe ich mich auch da-

nach gesehnt, dich wieder zu sehen. Zufrieden?“ „Ich hab ja nur nachgefragt“, erwiderte Max, „Ich fühle mich bei dir ja auch gut, es ist einfach cool und du machst mich auch an, nicht nur wegen deinen Klamotten oder, weil du Punk bist. Aber ich bin mir unsicher; wir sind halt schon sehr unterschiedlich.“

Jan kam plötzlich die Idee, zusammen mit ihm aufs Land zu fahren. Die Vorstellung, wieder mit Max in einem Zug zu sitzen, so wie er ihn kennengelernt hatte, fand er dabei überaus reizvoll. „Vielleicht hast du ja Lust mit mir am Wochenende wegzufahren, an die Ostsee vielleicht. Ich kann mich dabei immer richtig gut erholen, ein paar Stunden lang keinen Lärm und Gestank um mich herum zu haben.“ Max zögerte eine Weile, bis er sagte, „Warum nicht? Das ist eigentlich keine schlechte Idee. Ich bin immer viel an der Ostsee gewesen; von Lübeck aus ist es ja nicht weit.“ Sie verabredeten sich gleich für den folgenden Sonntag. „Hier ist es“, sagte Max kurze Zeit später und blieb stehen, „Hier wohne ich jetzt.“ Zu Fuß war es vielleicht eine Viertelstunde von Jans Bauwagenplatz entfernt, es war wirklich nicht sehr weit. Jan gab ihm zum Abschied einen Kuss und lief beschwingt wieder zurück zu seinem Bauwagen. Auf dem Platz wurde er von einem der Platzbewohner gefragt, „Was hast du denn da für einen aufgegabelt?“ Er gab keine Antwort.

Sie hatten sich am Sonntag sehr früh verabredet, bei Max. Max hatte eine Zugverbindung herausgesucht, mit der sie nicht ganz eineinhalb Stunden unterwegs waren. Das Schwierigste war an diesem Morgen die Entscheidung, was Jan für diesen Ausflug anziehen sollte. Zuerst hatte er, wie in letzter Zeit üblich, seine Hose mit Tarnfarbenmuster und den braunen Kapuzenpullover angezogen. Dann fiel ihm ein, wie Max bemerkte, dass er immer den gleichen Pullover anhatte, und er entschied sich für den schwarzen Kapuzenpullover und eine schwarze Hose. Aber eigentlich wollte er lieber die grüne Hose tragen, die er von Jan hatte. Passend dazu hatte er seinen grün gefleckten Kapuzenpullover und ein schwarzes T-Shirt zum Überziehen, das einen roten Stern aufgedruckt hatte. Jan stellte den Spiegel auf, der sonst hinter dem Bett verstaut war, um zu sehen, wie er aussah; es war perfekt. Bevor er losging, beobachtete er sich im Spiegel, wie er seine schwarze Mütze aufsetzte und die Kapuze darüber zog. Er fand, er sah aus wie Jan früher.

Max stand schon auf der Straße, als er bei ihm ankam, mit einer leuchtend blauen Kapuze auf dem Kopf. Ansonsten war er wie beim letzten Mal ganz in

weiß gekleidet. „Als ich den gesehen hatte, konnte ich nicht widerstehen; ist das nicht eine grelle Farbe?“, fragte er, als ihn Jan auf den neuen Kapuzenpull-over ansprach. Blau war immer noch nicht Jans Farbe, genauso wenig wie weiß; er konnte sich überhaupt nicht vorstellen, blaue oder weiße Sachen zu tragen, aber er musste zugeben, dass Max damit wirklich gut aussah. Es passte zu ihm. Max zeigte ihm auch die Mütze mit einem schwarzweißen Norweger-Muster, die unter der blauen Kapuze zu sehen war und die ebenfalls neu war. „Die hat keinen Bommel, der drückt, wenn ich die Kapuze darüber trage; das hat mich bei meiner Mütze immer ein bisschen genervt“, erklärte er. „Bommel?“ „Ja, so heißt das doch, oder?“ Max zog die Kapuze herunter, um zu zeigen, dass an der Norweger-Mütze nichts dran hing, und warf sie gleich wieder mit einem Schwung darüber. Jan fand das Wort „Bommel“ ungefähr genauso komisch wie „Troddel“; er dachte darüber nach, wieso es Dinge gibt, für die die deutsche Sprache scheinbar kein adäquates Wort kannte.

Als sie endlich im Zug saßen, packte Jan die Käsebröte aus, die er für die Fahrt vorbereitet hatte. „Ich muss die ganze Zeit daran denken, wie ich dich auf diesem Bahnhof gesehen hatte, als wir uns kennenlernten“, sagte Max, „Ich hatte da aus dem Fenster geschaut und so ein bisschen vor mich hin geträumt und plötzlich sehe ich so einen Typen mit Mütze und Kapuze, der mich anstarrt, als hätte er eine Erscheinung gesehen.“ Dabei lachte er. „Du hattest mich angestarrt“, entgegnete Jan und Max erwiderte, „Du mich aber auch; ist ja auch ok. Sonst hätten wir uns ja nicht kennengelernt. Es hat da auf jeden Fall gefunkt zwischen uns.“ Die Fahrt verging recht schnell. Anders als in Hamburg lag auf dem Land überall Schnee, nicht viel, aber genügend, um die Landschaft in ein winterliches Weiß zu kleiden. „Warum wohnst du denn nicht in einer richtigen Wohnung?“, fragte Max, „Ich meine, es ist doch ganz schön eng in so einem Bauwagen.“ Jan wusste nicht, was er antworten sollte. „Es hat sich irgendwie so ergeben“, sagte er schließlich, „Ich finde es spannend, so selbstorganisiert zu leben; niemand schreibt einem etwas vor.“ „Ich könnte ja nicht so leben“, bemerkte Max, „Aber ich finde es faszinierend, dass so etwas auch wirklich funktioniert. Das hätte ich früher nie geglaubt.“ Jan war sich nicht sicher, ob es wirklich funktionierte; für ihn traf es zumindest nur sehr bedingt zu.

Als Erstes suchten sie eine Bäckerei auf, um einen Kaffee zu trinken. Danach gingen sie zum Ostseestrand, der fast komplett leer war. Jan fand die Ostsee im Winter ausgesprochen malerisch. Mit Max am Strand zu spazieren, sich ab

und zu auf einen Stein zu setzen und im Sand nach Muscheln zu suchen, war richtig erholsam; und es fühlte sich ungemein vertraut an. Jan war trotz Kaffee ziemlich müde und genoss es, sich ganz seinen Gedanken hinzugeben, während sie das Meer auf sich einwirken ließen. Auch Max war in Gedanken versunken und hatte ebenfalls nicht das Bedürfnis, viel zu reden. Nach etwa zwei Stunden sagte Max, „So langsam werde ich hungrig. Was meinst du, wollen wir ein Restaurant suchen?“ Jan konnte auch etwas zu essen vertragen und zum Bahnhof zurück war es noch eine gute Strecke zu laufen. Der Strand war mit einer dünnen Eisschicht überzogen, auf dem eine dünne Schicht Schnee lag, eine weiße Fläche, die riesig wirkte. Jan spürte sehr deutlich eine Sehnsucht nach der Ruhe und Unaufgeregtheit, die solche Landschaften auf ihn ausstrahlten. Das war etwas ganz anderes als die Stadt. Auf der anderen Seite sah er auf dem Land gar keine Chance, den Lens, Jans und Max' zu begegnen, die Ausdruck einer sehr viel stärkeren und tiefer liegenden Sehnsucht waren. Oder gar einem Niklas, der ihn durch einen Neuanfang in seinem Leben begleiten sollte. Er legte seinen Arm um Max' Hüfte und spürte zufrieden, wie auch Max seinen Arm um seine Hüfte legte.

„Wie viele Kapuzensweater hast du eigentlich?“, fragte Max, als sie den Ort erreicht hatten. „Vier“, antwortete Jan, „Einen braunen, den grünen, den ich jetzt an habe und neuerdings zwei schwarze. Den zweiten habe ich erst letzte Woche in einem Secondhand-Laden gekauft.“ „Mir gefällt der braune am besten. An den olivgrünen, den du jetzt trägst, habe ich mich erst gewöhnen müssen. Mit der grünen Hose sieht es fast so aus, als wenn du ein Jäger wärst.“ „Ein Jäger?“, fragte Jan und lachte. Nach einigem Suchen fanden sie eine Pizzeria, die einigermaßen günstig war. Nach dem Essen gingen sie zu einem nahegelegenen See, den Max vorgeschlagen hatte. „Das ist der schönste Platz in der ganzen Lübecker Bucht“, sagte er, „Die Leute gehen alle immer an den Strand, aber im Hinterland gibt es die wirklich schönen Stellen.“ Sie hielten sich die meiste Zeit an den Händen, während sie zum See gingen. Sie liefen einen Rundweg um den See, den sie dabei nur ab und zu sahen. Das war eine ganz schön lange Strecke; da sie immer wieder pausierten und aneinandergeschmiegt die Landschaft genossen, war es schon spät, als sie den Bahnhof erreichten und in den Zug nach Hamburg zurück stiegen.

Im Zug zog Max seinen Anorak aus und legte sich auf den Sitz. „Ist ja ganz schön dreckig hier“, sagte er und Jan antwortete, „Ich find's ok; mich stört das

nicht so.“ „Mich stört es gerade auch nicht. Dafür bin ich zu müde“, erwiderte Max und setzte sich wieder auf, „Zieh doch den Kapuzensweater wieder an. Die Pullover kannst du ja weglassen.“ Jan zögerte kurz, bevor er aufstand und den Pullover nahm. Als er den Pullover angezogen und sich wieder gesetzt hatte, zog Max ihm die Kapuze über dem Kopf, „Das sieht echt gut aus so.“ Es fühlte sich auch gut an, in diesem Moment sogar außerordentlich gut. Die Fahrt verging wie in einem Traum; Jan behielt die Kapuze auf, bis sie in Hamburg ankamen. In Hamburg fragte er, ob er noch mit zu Max kommen durfte. Max zierte sich aber und schlug vor, lieber zu Jan in den Bauwagen zu gehen. „Am Ende findest du mein Zimmer spießig oder so“, sagte er und lachte. Auf dem Weg zum Bauwagenplatz legte Max wieder seinen Arm um Jans Hüfte. Jan genoss es, ihn zu spüren und betrachtete im Augenwinkel diesen hübschen Jungen mit der leuchtend blauen Kapuze über der schwarz weiß gemusterten Mütze. Im Bauwagen war es kalt und Max zog sich schnell aus, bevor er unter die Bettdecke kroch; den Kapuzenpullover behielt er aber an. Jan zündete noch den Ofen an, bevor er sich ebenfalls auszog und zu Max ins Bett legte.

„Weißt du, was ich komisch finde?“, fragte Max nach einer Weile, „Dass du schwul bist und keinen schwulen Sex magst.“ „Ich steh halt auf Jungs, deswegen bin ich schwul. Das hat mit meinen sexuellen Vorlieben erst mal nicht viel zu tun, oder?“, entgegnete Jan, aber Max ließ nicht locker, „Ich dachte immer, für Schwule ist das mit dem Sex besonders wichtig. Ich meine, wieso sollte man schwul sein, wenn man sowieso keinen Sex mag, dann ist es doch egal. Mir ist es auf jeden Fall auch wichtig und alle Schwule, die ich kenne, finden Sex wichtig, selbst Matze, der in solchen Dingen eher zurückhaltend ist.“ „Bei mir ist es aber nicht so. Es müssen ja nicht alle Schwule gleich sein. Es sind ja auch nicht alle Schwule gleich Punks oder stehen auf Kapuzenklamotten.“ „Da hast du auch wieder recht.“ Max wirkte ziemlich nachdenklich und fragte weiter, „Und was gefällt dir an mir? Ich meine, wenn es dir gar nicht um Sex geht?“ „Deine Klamotten“, antwortete Jan und lachte, „Ich weiß es wirklich nicht; das Gefühl, dass uns irgendwas verbindet, vielleicht. Aber frag mich nicht, was es genau ist – außer natürlich dass wir beide Kapuzenpullover mögen. Ich fühle mich einfach gut, wenn du in meiner Nähe bist, richtig gut, so gut, wie ich mich sonst nur sehr selten fühle. Aber warum? Keine Ahnung.“

„Vielleicht weil wir beide eher Einzelgänger sind; ich meine, so vom Typ her“, antwortete Max. Daran hatte Jan noch nicht gedacht, aber spontan kam ihm

diese Erklärung plausibel vor. „Bist du das?“, fragte er, „ein Einzelgänger?“ „Ja, schon. Ich wirke vielleicht nicht so, weil es mir leicht fällt, Leute kennenzulernen. Aber mit Freunden und Cliquen und so, das ist überhaupt nicht meine Welt; und ich brauche viel Zeit für mich. Mein Bruder war eigentlich der einzige richtige Freund, den ich hatte. Aber der hat ja jetzt seinen Adrian.“ Jan dachte über die Möglichkeit nach, dass sie sich vielleicht tatsächlich deswegen voneinander angezogen fühlten, weil sie beide Einzelgänger waren. Er fragte sich, ob sich Menschen auch freiwillig dazu entschieden, Einzelgänger zu sein. Für ihn war es auf jeden Fall nicht so. Er hatte sich nie dafür entschieden, einsam und isoliert zu sein; es fühlte sich auch überhaupt nicht gut an. Aus irgendwelchen Gründen fiel es ihm sehr schwer, Leute kennenzulernen. Einzelgänger zu sein, ist nicht etwas, was man sich aussucht. Es ist einfach so und man muss sich damit arrangieren, irgendwie. Zumindest bei ihm war es so.

Max war nach kurzer Zeit eingeschlafen. Jan betrachtete ihn ausgiebig, diesen Jungen mit seinem leuchtend blauen Kapuzenpullover. Neben ihm zu liegen war richtig entspannend; mehr als das: Es vermittelte ihm ein Gefühl tiefster Zufriedenheit. Er spürte, wie ihn alleine schon der Gedanke ziemlich erregte, Max' Haut zu berühren, seine Brust und seinen Bauch zu streicheln. Es war wie an Silvester, als er beobachtete, wie sich Max seine Jeans auszog, um seine Armeehose anzuziehen. Eine solche Erregung hatte bei mit niemandem sonst bis dahin verspürt; weder mit Jan noch mit Niklas; allerdings mit Kay, aber nur, weil er dabei gefesselt war. Er kuschelte sich eng an Max heran und schob seine Hand unter seinen blauen Pullover. Es irritierte ihn ziemlich festzustellen, dass sich seine Erregung dabei deutlich steigerte und er spürte, wie sein „steifer Schwanz“ an Max' Po drückte. „Steifer Schwanz“, dachte er mehrmals; es klang für ihn immer noch ziemlich eigenartig. Max schlief wohl tief und fest und es schien ihn dabei nicht zu stören, dass sich Jan so eng an ihn heran drückte und ihn streichelte. Im Bauwagen wurde es schnell warm und Max wachte schließlich wieder auf. Er zog sich den Pullover aus und legte sich wieder ins Bett, um weiterzuschlafen. Jan drehte sich von dem Haschisch, das noch von Silvester übrig war, einen Joint, zog sich an und rauchte ihn vor der Tür. Danach legte er sich wieder neben Max. Im Halbschlaf ging ihm dabei immer wieder der Klang dieses Namens durch den Kopf, „Maximilian“. Er war erstaunt darüber, wie gut er klang und wie sehr ihm dieser Name inzwischen gefiel.

Niklas

Jan wachte plötzlich auf, während Max noch neben ihm im Bauwagen lag und schlief. Ihm fiel ein, dass Niklas heute mit dem Nachtzug ankam und er ja versprochen hatte, ihn vom Bahnhof abzuholen. Der Wecker zeigte sechs Uhr morgens an und um sieben Uhr sollte Jan spätestens am Bahnhof sein; das konnte er noch schaffen. Er stand auf und zog sich hastig an. Dabei wurde Max wach und fragte, „Was machst du denn?“ „Ich muss gleich los. Ich habe einem Freund versprochen, ihn vom Bahnhof abzuholen. Das hatte ich völlig vergessen; zum Glück bin ich noch rechtzeitig wach geworden.“ Max schaute auf den Wecker, „Es ist viertel nach sechs; du bist verrückt. Was für ein Freund denn?“ „Niklas. Der war jetzt ein ganzes Jahr weg, in Australien.“ Max schlief gleich darauf wieder ein und Jan lief los zur nächsten U-Bahnhaltestelle. Am Bahnhof war er überrascht, wie viele Leute morgens schon unterwegs waren. Er wusste auch nicht, auf welchem Gleis der Zug ankam, und fand erst nach einiger Zeit den Bahnstein, an dem der einzige Nachtzug hielt, der an dem Morgen ankommen sollte. Der Zug stand schon da und war leer; die Leute waren offensichtlich schon alle ausgestiegen. Jan suchte den Bahnsteig mehrmals ab und dann nochmal die Bahnhofshalle. Er war sich ziemlich unsicher, ob er Niklas überhaupt erkennen würde, wenn er ihm begegnete; es war immerhin ein ganzes Jahr her, als er ihn das letzte Mal gesehen hatte. Jan rannte verzweifelt durch den Bahnhof und nach einiger Zeit wurde ihm klar, dass er eigentlich keine Chance mehr hatte, Niklas zu treffen. Er war sich sehr unsicher, was er jetzt tun sollte, und verzweifelt obendrein. Schließlich gab er auf und machte sich wieder auf den Heimweg. Das hätte nicht passieren dürfen, dass er Niklas am Bahnhof verpasste.

Erst vor ein paar Tagen hatte er extra deswegen noch einmal angerufen und Jan gemahnt, dass er nicht vergessen sollte, ihn abzuholen; er hatte so viel Gepäck, dass er es nicht alleine tragen konnte. „Ich wette, du vergisst es“, hatte Niklas gesagt, „Ich kenne dich doch.“ Es war richtig blöde, dass Jan ihn am Bahnhof nicht getroffen hatte. Dass immer alles so kompliziert sein musste; es war definitiv nicht seine Welt, in der er lebte, in die er verbannt wurde – so fühlte es sich oft an und ganz besonders an diesem Morgen. Jan wollte gleich zu Henry fahren, da sie vorgehabt hatten, nach Niklas' Ankunft zusammen zu ihm zu gehen. Allerdings fand er es riskant, nach diesem Missgeschick völlig unvor-

bereitet auf Niklas zu treffen. Es ist besser, ihn vorher anzurufen; dann wusste er wenigstens, wie übel er es ihm nahm und wie sehr er verärgert war. Er hatte ja Henrys Telefonnummer und fuhr zuerst zum Bauwagen zurück, um ihn erst einmal anrufen.

Als Jan in den Bauwagen kam, lag Max noch im Bett, war aber inzwischen wach. „Da war eben so ein Typ hier“, sagte er, „Ich glaube es war der, den du vom Bahnhof abholen solltest. Jedenfalls hat er so etwas gesagt.“ Es war wieder so ein Tag, an dem wohl alles schief ging. Jan hatte sich wirklich auf Niklas' Rückkehr gefreut und jetzt war alles gründlich verpatzt; nicht genug, dass er ihn verpasste, Niklas traf auch noch auf Max – in seinem Bett. Jan ging gleich weiter in das besetzte Haus, um ihn anzurufen. Es stellte sich heraus, dass er sich in der Zeit vertan hatte und Niklas' Zug bereits um sechs Uhr angekommen war. „Das habe ich mir doch gleich gedacht, dass es nicht klappt“, sagte Niklas, „Das ist typisch Du, aber was soll's. Ich habe mir halt ein Taxi geleistet und so ging es dann auch.“ Jan war froh, dass sich Niklas am Ende doch verständlich zeigte und sogar sagte, dass er ihn vermisste, „trotzdem“.

Es war ziemlich genau ein Jahr her, als Niklas nach Australien gegangen war. Jan und er schrieben sich immer wieder Briefe; zweimal hatten sie auch telefoniert, aber jeweils nur kurz. Niklas erzählte von seinen Erlebnissen auf der anderen Seite der Welt und Jan schrieb über seinen Alltag und über seine Gedanken. Niklas schrieb in fast jedem Brief auch, dass er Jan vermissen würde und sich darauf freute, ihn wieder zu sehen. Am meisten schienen Niklas die Briefe zu gefallen, in denen Jan von seinen Alltagserlebnissen schrieb. Auf die antwortete er immer ausführlich und meistens auch, dass ihm das, was Jan geschrieben hatte, ziemlich „typisch“ vorkommen würde. Am meisten irritierte Jan Niklas' Reaktion auf den Brief, in dem er schrieb, wie er aufgefordert wurde, aus dem besetzten Haus auszuziehen, in dem er in Freiburg gewohnt hatte. Niklas konnte die Haltung seiner Mitbewohner durchaus nachvollziehen und antwortete, dass es typisch wäre für Jan, solche Konflikte nicht auszutragen sondern einfach davonzulaufen. Niklas hatte von vornherein die Einschätzung, dass Jan auf dem Bauwagenplatz bestimmt nicht besser mit seinen Mitbewohnern zurecht kommen würde. Damit behielt er irgendwie recht.

Auf die Briefe, in denen Jan versuchte, seine innere Welt, seine Einsamkeit und Isolation zu beschreiben, ging er dagegen nicht ein. Solche Probleme

kannte er scheinbar überhaupt nicht; im Gegenteil, seinen Briefen war vielmehr zu entnehmen, dass er in Australien keine Probleme hatte, Leute kennenzulernen und auch Freundschaften zu finden. Niklas engagierte sich auch dort politisch und fand recht schnell passende Gruppen, in denen er sich wohl fühlte. Anders als Jan stand er dort, in Australien, genauso wie auch vorher in Freiburg, mit beiden Beinen auf dem Boden. Am meisten beschäftigte Jan, dass es Dinge gab, über die er Niklas noch nicht einmal etwas mitteilen konnte; dass er in seinen braunen Kapuzenpullover regelrecht verliebt war, oder auch was er mit Max erlebt hatte. Er war sich sicher, dass Niklas das alles nicht verstehen würde, weil es aus einer Welt kam, die Jan nicht mit ihm teilen konnte; zumindest nicht uneingeschränkt. Aber es war für Jan auch in Ordnung so, denn dafür kam Niklas aus einer wirklichen Welt. Er war nicht wie ein Traum, aus dem Jan einfach irgendwann aufwachen konnte, so wie es mit Jan früher war oder mit Len. Auch Max würde irgendwann auf diese Weise aus seinem Leben verschwinden, da war sich Jan sicher, Niklas aber nicht.

Obwohl Niklas so weit weg war, schöpfte Jan viel Kraft aus dem Verhältnis mit ihm; auch als Brieffreundschaft war es für ihn fast wie eine wirkliche Beziehung und gab ihm vor allen Dingen das Gefühl, nicht gänzlich alleine zu sein. Er fand Gefallen am Schreiben und schrieb auch immer wieder Texte, die nur für ihn selbst gedacht waren und die niemand sonst lesen sollte. Er glaubte fest daran, dass sich mit Niklas sein Leben genauso entwickeln sollte, wie er es sich wünschte. Allerdings beunruhigte ihn manchmal die Frage, wie es wohl nach Niklas' Rückkehr werden würde. Niklas schrieb zwar, dass er ihn mochte und vermisste, aber er wollte sich dennoch nicht darauf festlegen, eine richtige Beziehung einzugehen. Jan dachte oft darüber nach, wie so eine Beziehung aussehen könnte; es sollte vor allen Dingen eine Beziehung sein, die ihre Verschiedenheit berücksichtigte und es ihnen ermöglichen sollte, jeweils ihr eigenes Leben zu führen. Das war schließlich beiden sehr wichtig.

Jan empfand genau das als eine entscheidende Veränderung im Vergleich zu früher: Früher, mit Jan, da wollte er gar nicht sein eigenes Leben leben, er wusste noch nicht einmal, was es bedeuten sollte, „sein eigenes Leben“ zu leben. Jetzt hatte er ein wesentlich deutlicheres Gespür für sein Leben, sein „eigenes“ Leben, und obendrein noch ein klares Bedürfnis, es zu erhalten, auch in einer Partnerschaft. Er hatte manchmal sogar das Gefühl, es war das einzige, was er hatte und was nur ihm gehörte. Wenn er es aufgeben würde, hätte er

nichts mehr für sich. Niklas ging es scheinbar nicht viel anders. Auch er wollte seine Eigenständigkeit nicht aufgeben. Daher waren seine Reaktionen auf Jans Beziehungswünsche eher verhalten. Seiner Meinung nach sollten sie erst einmal sehen, ob es überhaupt funktionieren würde mit einer Beziehung und ob ihre Vorstellungen wirklich zusammenpassten. Er befürchtete auch, dass Jan sich zu sehr von ihm abhängig machen könnte und am Ende zu viel Verantwortung auf ihm lastete. Doch davon ließ sich Jan nicht verunsichern. Sein Gefühl gegenüber Niklas und seinem neuen Leben war so stark und so deutlich, dass er eigentlich keinen Zweifel daran hegte; es musste einfach funktionieren.

Er ging zu seinem Bauwagen zurück, um sich von Max zu verabschieden und ein paar Sachen einzustecken, die er zu Niklas mitnehmen wollte. Max saß inzwischen auf dem Bett, mit Mütze und Kapuze auf. Es war auch recht kalt im Bauwagen; wie üblich war der Ofen in der Nacht ausgegangen. „Ist es ok, wenn ich dich jetzt hier alleine sitzen lasse?“, fragte Jan, während er ein paar Sachen zusammenpackte, „Du kannst ja auch noch einen Kaffee trinken oder frühstücken.“ „Ich wollte jetzt ohnehin gehen“, antwortete Max, „Was war denn das für ein Typ vorhin, der aus Australien?“ „Ein Freund; erzähle ich dir ein andermal. Ich muss jetzt wirklich los.“ Jan legte seine Hand auf Max' Kapuze und gab ihm einen Kuss, bevor er ging. Mit der gemusterten Mütze unter der leuchtend blauen Kapuze sah er wirklich unglaublich gut aus, dachte er.

Im letzten Moment war Jan eingefallen, dass er ja ein Geschenk für Niklas hatte, nämlich die Handschellen. Jan musste immer wieder über den Abend nachdenken, an dem ihm Niklas zum ersten Mal die Hände neben seinem Kopf festgehalten hatte und dabei bemerkte, dass es ihn spürbar erregte, so festgehalten zu werden. Er dachte gerne daran, wie es sich anfühlte, als Niklas auf ihm saß und seine Hände so festhielt, dass er keine Chance hatte, sich aus seinem Griff zu befreien. Alleine daran zu denken, erregte ihn ziemlich. Er hätte viel deutlicher sagen sollen, wie sehr es ihm gefiel; nicht nur die Ringkämpfe, sondern vor allem auch, festgehalten zu werden. Er hätte auch sagen sollen, dass es ihm noch viel mehr gefallen würde, wenn ihm Niklas die Hände nicht nur festhalten sondern festbinden würde. Doch dafür war er sich zu unsicher, wie Niklas wohl darauf reagieren würde. Insgeheim war Jan sogar davon überzeugt, dass er damit, mit Fesseln, nicht viel anfangen konnte. Aber immerhin war Niklas zumindest davon angetan, dass Jan so deutlich darauf reagierte, festgehalten zu werden, und auf diese Weise mit Sicherheit einen „steifen

Schwanz“ bekam. „Jetzt weiß ich endlich, was ich tun muss, damit du auch auf deine Kosten kommst“, hatte er gesagt. Dieser Satz ging Jan immer wieder durch den Kopf. Immer wieder dachte Jan über diese Begebenheit nach, als ihn Niklas festgehalten hatte. Und je mehr er darüber nachdachte, desto naheliegender fand er den Gedanken, Niklas' Anmerkungen auch so zu verstehen, dass er es vielleicht doch spannend finden konnte, ihn festzuhalten oder gar zu fesseln. Schließlich kam er zu dem Schluss, dass Niklas durchaus wissen sollte, wie er noch mehr „auf seine Kosten“ kommen würde, nämlich gefesselt. Dabei kam ihm die Idee, Niklas zu seiner Rückkehr Handschellen zu schenken, solche, wie er selbst hatte. Diese Idee brauchte einige Zeit, um soweit zu reifen, dass daraus ein richtiger Entschluss wurde und Jan tatsächlich Handschellen für Niklas kaufte. Er kaufte sie in demselben Geschäft, in dem er bereits die anderen gekauft hatte, und probierte sie gleich nach dem Kauf aus. Es waren zwar recht einfache Handschellen, mit Sicherheit nicht so gute, wie Malte sie hatte, aber für ihren Zweck waren sie auf jeden Fall geeignet. Zumindest konnte Jan sich ohne Schlüssel nicht aus ihnen befreien; das hatte er getestet. Schließlich packte er sie in Geschenkpapier ein, und so eingepackt lagen sie jetzt seit einigen Monaten in seinem Bauwagen unter seinem Bett. Er hatte sie schon fast vergessen, aber zum Glück war es ihm gerade noch rechtzeitig eingefallen, das Geschenk für Niklas.

Als er das Geschenk in die Tasche steckte, wurde Jan wieder sehr unsicher, wie es bei Niklas wohl ankommen würde. Vielleicht fand er es sehr merkwürdig, dass Jan ihn auf diese Weise aufforderte, ihn zu fesseln. Würde er überhaupt sich überhaupt darauf einlassen, Jan die Handschellen anzulegen? Andererseits machte Niklas auch keinen Hehl aus seinen Vorlieben; überhaupt schienen die Menschen in der Regel kein Problem zu haben, anderen ihre Vorlieben mitzuteilen, vor allen Dingen auch nicht Schwule. Jans Vorlieben waren vielleicht etwas ungewöhnlich, aber das war ja kein Grund, sie zu verheimlichen. Es war auf jeden Fall einen Versuch wert; die Vorstellung, von Niklas Handschellen angelegt zu bekommen, war schließlich extrem spannend. Bevor er ging, sah er Max in die Augen, „Entschuldige, dass ich jetzt so abrupt verschwinde. Keine Ahnung, wie ich vergessen konnte, dass Niklas heute kommt.“ „Alles in Ordnung“, beruhigte ihn Max, „Wir hatten doch einen schönen Ausflug gestern. Du kannst dich ja melden.“ „Maximilian“ klang es in Jans Kopf, als er ging.

Was willst du mit mir teilen?

Jan war noch ganz in Gedanken versunken, als Niklas ihm die Tür öffnete. Es gab keinen Kuss zur Begrüßung, keine Umarmung, noch nicht mal ein „Hallo“, sondern ein barsches „Komm rein“. Jan erklärte, dass er davon ausgegangen war, der Zug würde erst um 7 Uhr und nicht schon um 6 Uhr ankommen. Niklas entgegnete, dass sie ganz sicher 6 Uhr verabredet hatten. „Ich habe dich doch extra letzte Woche angerufen. Warum hast du dir das nicht aufgeschrieben, wenn du dir es nicht merken kannst. Obendrein hättest du ja einfach in dem Brief nachsehen können, in dem ich das auch nochmal geschrieben habe. Schriftlich und mündlich; mehr geht wirklich nicht.“ Niklas hatte recht. Daran gab es nichts zu beschönigen: Jan hatte es einfach vergessen, weil er zu sehr mit sich und den Erlebnissen mit Max beschäftigt war. Er war in seine Traumwelt abgetaucht, wo ihn ein Niklas nicht mehr erreichen konnte.

„Ist ja auch egal“, setzte Niklas fort, „Das ist jetzt so gelaufen, wie es gelaufen ist. Wer war denn eigentlich dieser Typ vorhin in deinem Bett?“ Jan fühlte sich ziemlich in die Ecke gedrängt; er hatte überhaupt keine Idee, wie er das mit Max jetzt plausibel erklären konnte. „Welcher Typ?“ „Na, der in deinem Bett lag. Oder war ich womöglich im falschen Bauwagen?“ „Das war Max, den habe ich kurz vor Weihnachten zufällig kennengelernt, im Zug.“ „Ich glaube, das interessiert mich jetzt nicht, wie du ihn kennengelernt hast“, sagte Niklas. „Ich meine, wir haben ja keine feste Beziehung und ich habe auch wirklich nicht die Erwartung, dass du monogam lebst. Meinetwegen hättest du letztes Jahr jede Nacht mit jemand anderem in deinem Bett schlafen können; damit hätte ich wirklich kein Problem gehabt. Aber ausgerechnet in der Nacht, in der ich zurückkomme. Dass ich auch noch zu dir gehe und dann dieses Jüngelchen in deinem Bett sehe, das mir erzählt, dass du ‚irgend so einen Typen‘ vom Bahnhof abholst, das gibt mir ja schon zu denken.“ „Ich habe einfach nicht dran gedacht.“ „Wie an so vieles nicht. Überhaupt scheinst du ja nie über naheliegende Dinge nachzudenken, sondern immer nur über Sachen, die niemandem sonst in den Sinn kämen.“

„Niklas, bitte“, Jan war verzweifelt, weil er keine Idee hatte, wie er mit Niklas' Verärgerung umgehen sollte, „Wenn du mich so schlimm findest, dann sag mir einfach, dass ich gleich wieder gehen soll, aber hör jetzt mit diesen Vorhaltungen auf.“ „Ja ok, ich will mich ja auch nicht ärgern. Wenigstens kann ich mich

darauf verlassen, dass außer Kuschnern wohl nicht viel zwischen euch gelaufen ist.“ Niklas ging dann in die Küche, um das Frühstück zu richten. Jan fühlte sich wie gelähmt und stand noch in Niklas' Zimmer, als Niklas aus der Küche rief, „Jetzt zieh dich aus und komm. Du hast bestimmt auch noch nichts gegessen.“ Jan fiel erst jetzt auf, dass er immer noch seine Pullover anhatte und sogar noch Mütze und Kapuze auf. Nachdem er sich ausgezogen hatte, zog er die beiden Wollpullover aus dem Kapuzenpullover, den er sich anschließend wieder überzog. Den brauchte er jetzt, um sich geborgen zu fühlen.

Als er sich an den Tisch setzte, stellte sich Niklas hinter ihn und begann, seine Schultern zu massieren. „Weißt du was“, fing er an und machte eine Pause; Jan war sehr gespannt, was Niklas wohl sagen würde. „Manchmal denke ich mir, dass du mir irgendwie autistisch vorkommst, ein bisschen so wie Rainman vielleicht. Ich bin in Sydney ab und zu mal in einer WG gewesen, da wohnt auch einer, der autistisch ist. Ein ziemlich intelligenter Typ, vielleicht sogar hochbegabt. Alleine kriegt der seinen Alltag nicht so richtig geregelt, aber in der WG klappt es eigentlich ganz gut. Der hat mich in so mancher Hinsicht an dich erinnert.“ Jan hatte diesen Gedanken tatsächlich auch schon gehabt, irgendwie autistisch zu sein – was immer es bedeuten sollte. Die Isolation, die er spürte, dieses Gefühl, wie unter einer Glasglocke zu leben, diese vertrackte und verwirrende Kommunikation mit anderen Menschen. Das hatte ihn in den letzten Monaten schon mehrmals zu diesem Begriff, „Autismus“, geführt. Es war ungefähr ein halbes Jahr her, als dieses Wort das erste Mal in seinen Gedanken auftauchte. Jan konnte sich nicht mehr genau an den Anlass erinnern, aber es war nach seinem Umzug nach Hamburg. Er verband es auf jeden Fall mit diesem Gefühl, fremd und unpassend in dieser Welt zu sein, als wenn er durch einen blöden Zufall, quasi durch einen Unfall, hierher gekommen wäre.

Es ist natürlich möglich, dass mehr oder weniger alle Menschen ihr Verhältnis zu ihrer Welt so empfinden, aber Jan glaubte es nicht. Dafür hatten zumindest die Menschen, die er bislang kennengelernt hatte, viel zu wenig mit der Art von Problemen zu kämpfen, die seinen Alltag bestimmten. Jan hatte definitiv das Gefühl, dass in seinem Leben etwas sehr grundlegendes nicht stimmte, ganz besonders an einem Tag wie diesem. Aber was das sein konnte, darüber hatte er kaum eine Vorstellung. Das Wort „Autismus“ hatte einen Klang; es klang ganz besonders dann, wenn er dabei über sein Grundgefühl in seinem Leben nachdachte, über dieses Fremdsein und diese Isolation, die ihn begleiteten,

seit er sich überhaupt an etwas erinnern konnte. Deswegen fühlte sich Jan von diesem Wort irgendwie angezogen. Auf der anderen Seite fand er die Vorstellung, autistisch zu sein, ziemlich absurd. Das hätte doch irgendjemand bemerken müssen, seine Eltern oder die Lehrer in der Schule. Jan konnte sich nicht vorstellen, dass jemand autistisch sein konnte, ohne dass es auffallen würde. Vielleicht war es auch so, dachte er sich, dass er als Kind autistisch gewesen war, später aber wohl nicht mehr. Es würde erklären, warum er sich an seine Kindheit wie an einen weitgehend verblassten Traum erinnerte. Es wäre auch eine Erklärung dafür, dass seine Eltern früher oft geheimnisvolle Andeutungen gemacht hatten, wenn es in Gesprächen um seine Kindheit ging; er hatte eigentlich schon immer das Gefühl, dass damit irgendetwas nicht stimmte, mit seiner Kindheit.

„Kaffee?“, fragte Niklas; Jan nickte. Es war ziemlich merkwürdig, nach einem Jahr Niklas wieder zu begegnen. Auf der einen Seite fühlte es sich sehr vertraut an, fast so als wären sie seit vielen Jahren zusammen und Niklas nie weg gewesen. Aber gleichzeitig kam es Jan auch vor, als wenn sie sich gerade erst kennengelernt hätten; es war zumindest ähnlich aufregend. Dieses Gefühl, richtig glücklich zu sein, wie er es nach der ersten Begegnung mit Niklas vor über einem Jahr empfand, war wieder sehr präsent. Da war es seit langer Zeit das erste Mal gewesen, dass Jan auch nur annähernd so etwas wie Glück verspürt hatte, mindestens seit er nicht mehr bei seinen Eltern wohnte. Das Gefühl, verstanden und wahrgenommen zu werden, einfach so, ohne Erklärungen, das war mehr, weit mehr, als er sich je zu erträumen wagte. Niklas konnte ein Ausweg aus seiner Isolation sein, der sich im Grunde genommen völlig unerwartet gezeigt hatte. Jan beobachtete, wie diese Gefühle in ihm aufkamen und wie er sich dabei zunehmend wie in einem Traum fühlte; aber es war kein Traum, es konnte kein Traum sein, diesmal ganz bestimmt nicht.

Jan dachte darüber nach, dass Niklas ihm gegenüber eine erstaunliche Sensibilität zeigte und wusste, wie er mit ihm umgehen und wie er ihn anfassen konnte, obwohl sie so unterschiedlich waren. Und das alles, ohne dass darüber geredet werden musste; es war einfach selbstverständlich. Er fragte sich, wie so Niklas sich so gut in ihn einfühlen konnte, obwohl er so anders war, und wie so sie trotz aller Unterschiedlichkeit scheinbar so gut zueinander passten. Gerade auch, dass Niklas ein so feines Gespür für seine Sensibilität hatte, obwohl sie in fast allen Bereichen deutlich anders zu sein schien als die der anderen

Menschen, fand er ziemlich erstaunlich. Offensichtlich kannte Niklas das alles, woher auch immer. Er kannte es, obwohl er weder mit Len noch mit Jan, Jans „Jugendliebe“, Ähnlichkeiten hatte, obwohl er weder Kapuzenpullover trug noch Jacken mit Kapuzen, kein Punk war und auch kein Einzelgänger, ganz im Gegenteil. Niklas hatte viele Freunde, befand sich mitten in seinem Studium und hatte klare Perspektiven für seine Zukunft. Sehr viel von dem, was bei Jan nicht oder nur sehr schwer funktionierte, bekam er mit einer faszinierenden Leichtigkeit hin. Das betraf auch seine Sexualität. Und dennoch spürte und akzeptierte er Jans Empfindlichkeiten und Eigenheiten einfach so, ohne dass sie darüber viel geredet hatten, sogar seine verengte Vorhaut.

Jan musste an die Auseinandersetzungen denken, die er dennoch immer wieder mit Niklas hatte. Vor allem, dass Niklas der Meinung war, Jan würde sein Anderssein zu sehr in den Vordergrund stellen; er hielt Jans Umgang mit den alltäglichen Dingen nicht nur für unkonventionell sondern vor allem auch für unpraktisch. Wenn solche Auseinandersetzungen eskalierten, nannte ihn Niklas meistens Johannes, was ihn ziemlich ärgerte. Jan sah aber auch ein, dass er tatsächlich oft sehr auf sich selbst konzentriert war und Niklas mit seinen Vorwürfen zumindest nicht ganz unrecht hatte. Häufig endeten solche Auseinandersetzungen damit, dass Jan sagte, „Wahrscheinlich sind wir einfach zu unterschiedlich“, und Niklas daraufhin erwiderte, dass er es nicht so sah. Seiner Meinung nach müssten sie sich lediglich aufeinander einstellen, was er selbst tat, Jan aber nicht. Trotz allem sagte er schließlich meistens, „Ich mag dich so, wie du bist.“ Das klang für Jan wie eine Zauberformel, die am Ende alles wieder in Ordnung brachte. Er wollte von ihm lernen, lernen, mit beiden Beinen im Leben zu stehen und dabei die Leichtigkeit zu spüren, die Niklas nach außen zeigte. Lernen, wie das mit dem schwulen Sex funktionierte und wie Jan seine Isolation durchbrechen konnte. Er war wirklich ein Geschenk, dachte Jan, eines, für das er nicht dankbar genug sein konnte.

„Träumst du?“, fragte Niklas. „Was?“ „Träumst du?“ „Ich denke nur nach“, antwortete Jan, „Ich freue mich, dass du wieder hier bist.“ „Weißt du, was ich mir überlegt habe?“, begann Jan nach einer kurzen Pause, „Wir sollten unsere Probezeit beenden und eine richtige Beziehung beginnen.“ Das mit der „Probezeit“ war Niklas' Idee, die er Jan in einem seiner Briefe unterbreitet hatte. Auf mehr als sich erst einmal nur auf eine Partnerschaft auf Probe einzulassen, ganz unverbindlich, konnte sich Niklas nicht durchringen. Dennoch wurde gerade in der

Zeit, als Niklas in Australien war, immer deutlicher, dass sie auf zumindest etwas ähnliches wie eine Beziehung zusteuerten. Nachdem Jan dieses Thema immer wieder in seinen Briefen ansprach, verständigten sie sich auf diesen Kompromiss der „Partnerschaft auf Probe“.

„Das sagst du nach dem, was du dir heute schon alles geleistet hast?“, fragte Niklas. „Vielleicht gerade deswegen“, antwortete Jan. „Ok, in Ordnung“, sagte Niklas zu Jans Überraschung. „Wenn ich ehrlich bin, habe ich eigentlich vorgehabt, dich dasselbe zu fragen. Aber das heute Morgen hat mich dann doch davon abgehalten. Das Schlimmste war ja gar nicht mal, dass du es verpatzt hast, sondern dass ich nichts anderes erwartet habe. Aber, in Ordnung, dann beenden wir die Probezeit – allerdings unter einer Bedingung, dass wir gleich nach dem Frühstück zusammen kuscheln. Ich bin vollkommen ausgehungert, nachdem ich ein ganzes Jahr darauf warten musste.“ Jan dachte darüber nach, was es genau war, was er für Niklas empfand. Er würde es ohne Weiteres auch „Liebe“ nennen, obwohl es etwas ganz anderes war, als das, was er vor Jahren für Jan empfunden hatte; auch etwas ganz anderes als die Gefühle, die Max in ihm auslösten. Es war diesmal keine Liebe, die den Anspruch hatte, sich selbst im Anderen wiederzufinden; es war eine Liebe, die den Grundsatz hatte, sich gegenseitig in seinem Anderssein zu akzeptieren. Jan fühlte sich sehr gut damit. Es war, als ob sich ein Knoten gelöst hatte. „Einverstanden“, sagte er, „auf Kuscheln habe ich auch Lust.“

Dass Niklas so auf seinen Wunsch nach einer Beziehung reagiert hatte, fühlte sich richtig gut an. Jan kamen die Erinnerungen in den Kopf, wie Niklas und er zusammen auf diese Demonstration gegangen waren, bei der Niklas verhaftet wurde; wie Niklas ihn vorher abgeholt hatte und er etwas enttäuscht darüber war, dass Niklas selbst zu einem derartigen Anlass nichts mit Kapuze anhatte. Wie die Demonstration sich schon nach kurzer Zeit in ein einziges Schlachtengetümmel mit der Polizei verwandelte und dass er ihn für einen Augenblick aus den Augen verloren hatte, als sie mitten in ein Handgemenge mit Polizisten gerieten, obwohl er sehr darauf achtete, immer in Niklas' Nähe zu sein. Ihm kamen die Bilder in den Sinn, wie er Niklas kurz danach noch gesehen hatte, wie ihm hinter einer Polizeikette Handschellen angelegt wurden und er mit den Händen auf dem Rücken in ein Polizeiauto verfrachtet wurde. Er dachte, er hätte vielleicht doch nicht gleich wieder nach Hause gehen sollen, dann wäre er vielleicht auch verhaftet und in Handschellen abgeführt worden. Aber es war

natürlich auch blöde, alleine, ohne Begleitung, auf so einer Demonstration zu sein. Er versuchte sich vorzustellen, wie es sich wohl anfühlte, wenn ihm von einem Polizisten Handschellen angelegt würden. Auch die Vorstellung, mit den Händen auf den Rücken gefesselt in ein Polizeiauto bugsiert zu werden, fand er ziemlich erregend. Er erinnerte sich daran, wie Niklas nach seiner Freilassung zu ihm kam und von seiner Verhaftung erzählte. Vor allen Dingen, wie chaotisch es auf der Polizeiwache zuging. Er stellte sich vor, wie er die ganze Zeit gefesselt war, bis seine Personalien aufgenommen wurden und er schließlich nach Hause gehen konnte. Jan war wirklich fasziniert; an Niklas' Handgelenken waren sogar noch leicht die Abdrücke der Handschellen zu erkennen. Warum konnte ihm so etwas nicht passieren, mit auf den Rücken gefesselten Händen in einer Polizeiwache zu sitzen und zu warten, bis seine Personalien aufgenommen wurden?

„Bist du fertig mit Frühstück?“, fragte Niklas. „Dann lass uns zum nächsten Programmpunkt übergehen, bevor du dich gänzlich in deinen Gedanken verloren hast.“ Niklas stand auf, nahm Jan an der Hand und führte ihn zum Bett. Jan entging nicht, dass Niklas' Hose deutlich ausgebeult war. Niklas zog ihm die Hose und die Unterhose herunter und schob ihn aufs Bett, wo er sich den Kapuzenpullover auszog. Bei ihm beulte sich nichts aus, aber er wusste, dass sich Niklas davon nicht irritieren ließ. Der zog sich dann ebenfalls aus und legte sich neben Jan unter die Bettdecke. Es fühlte sich sehr vertraut an, neben Niklas im Bett zu liegen und mit ihm zu kuscheln. Jan fühlte sich richtig wohl und vor allen Dingen auch sehr entspannt. Er dachte immer wieder an das Geschenk, das er für Niklas mitgebracht hatte; es lag neben dem Bett in seiner Hosentasche. Jetzt war genau der richtige Moment gekommen, es zu überreichen, aber Jan hatte keine Idee, wie er es ansprechen sollte. Vielleicht hätte er es lieber übergeben sollen, bevor sie sich hingelegt hatten; er war sich sehr unsicher. „Jetzt musst du mir sagen, was ich tun kann, um das Ganze auch für dich spannend zu gestalten“, sagte Niklas schließlich. Das war für Jan die Gelegenheit, endlich sein Geschenk zu überreichen, sein Stichwort sozusagen.

„Warte mal“, sagte er und holte die eingepackten Handschellen aus der Hosentasche, „Ich habe dir was mitgebracht.“ Niklas nahm das Geschenk und befühlte es, bevor er es öffnete. „Da bin ich ja gespannt, was du dir ausgedacht hast.“ Er war sichtlich erstaunt, als er die Handschellen in der Hand hielt, „Oh, Handschellen. Und was soll ich jetzt damit tun?“ „Du könntest sie mir vielleicht anle-

gen“, sagte Jan und spürte deutlich, wie ihn diese Situation erregte. „Das macht dich wirklich an, wenn ich dir Handschellen anlege?“, fragte Niklas. Jan nickte, „Ich dachte, vielleicht findest du es ja auch spannend.“ „Naja, ich weiß nicht so recht; ich glaube, fesseln ist nicht so mein Fall.“ Niklas fing an zu grinsen, „Aber ich merke schon, dich macht es wirklich an.“ Er schob die Bettdecke ein Stück zurück, sodass Jans Erektion deutlich zu sehen war, und setzte sich auf. „Dann streck mal deine Hände aus.“ Jan setzte sich auch auf, drehte dann aber Niklas den Rücken zu und nahm seine Hände nach hinten, „Auf den Rücken.“ „Auf den Rücken? Wirklich?“ „Ja.“

Jan spürte, wie Niklas ihm die Handschellen erst um das eine, dann um das andere Handgelenk legte und zudrückte. Er drückte sie ziemlich fest zu, zu fest, sodass sich Jans rechtes Handgelenk darin verkantete. „Zu fest?“, fragte er. Jan überlegte sich kurz, was er sagen sollte, und entschied sich, die ohnehin nicht ganz einfache Situation lieber nicht zu verkomplizieren. „Ist schon ziemlich fest, aber noch ok“, sagte er. Tatsächlich aber war es nicht nur unangenehm, sondern wirklich schmerzhaft; der Schmerz, den Jan an seinen Handgelenken spürte, konkurrierte mit der Erregung, die die auf dem Rücken gefesselten Hände auslösten. „Und das macht dich wirklich an?“, fragte Niklas noch einmal und Jan nickte.

Niklas konnte offensichtlich nicht viel damit anfangen, dass Jan gefesselt war. Er berührte ihn zaghaft und fragte schließlich, „Und jetzt?“ Jan dachte darüber nach, dass er eigentlich erst einmal mit ihm üben musste, die Handschellen richtig anzulegen. „Wie und jetzt?“, fragte er zurück. „Naja, ich meine, was soll ich jetzt mit dir machen?“, erklärte Niklas, „Da fehlt doch vielleicht so etwas wie eine Inszenierung. Dass du jetzt Handschellen trägst, kann es ja alleine noch nicht sein, oder?“ Für Jan war es aber tatsächlich genau das, worauf es ankam, Handschellen zu tragen, und das genügte auch. „Ich weiß nicht“, sagte er; ihm fiel auch keine passende Inszenierung ein, zumal er sich darüber noch nie Gedanken gemacht hatte. Vermutlich fände er eine solche Inszenierung eher irritierend. Obendrein war er auch darauf konzentriert, seine Hände so zu halten, dass die Handschellen nicht gar so sehr drückten. Er fand es ziemlich unglücklich, dass Niklas so ungeschickt im Anlegen von Handschellen war. „Ich glaube ich mache dich wieder los, oder?“, sagte Niklas nach einer Weile. Jan war erleichtert, wieder aus den Handschellen befreit zu werden; sie hatten deutliche Spuren an seinen Handgelenken hinterlassen.

Sie kuschelten dann noch ausgiebig miteinander und Jan war dabei auch deutlich erregter als sonst. Schließlich lagen sie entspannt und auch erschöpft nebeneinander im Bett; sie hatten beide in der vergangenen Nacht nicht viel geschlafen. „Wie bist du denn auf den Gedanken gekommen, mir Handschellen zu schenken?“, fragte Niklas. „War einfach eine Idee“, antwortete Jan, „Mir gefällt so etwas und ich dachte, vielleicht magst du es ja auch.“ „Ich bin mir da nicht so sicher; irgendwie kommt mir das schon merkwürdig vor. Auf jeden Fall werden wir aber noch üben müssen“, sagte Niklas und spielte dabei mit den Handschellen. „Ja, das stimmt“, antwortete Jan, „Vor allem darfst du sie nicht zu fest zudrücken; das sollten wir wirklich üben.“ Er setzte sich auf und legte seine Hände auf den Rücken, „Probier doch noch mal.“ Niklas zögerte kurz, legte ihm dann aber die Handschellen an und drückte sie diesmal nicht so fest zu, sodass es sich wesentlich besser anfühlte als beim ersten Mal. „Sitzen sie gut so?“ „Ja, perfekt.“ „Diesmal lasse ich sie aber dran“, sagte Niklas, „Als Strafe für den tollen Empfang, den du mir heute Morgen bereitet hast.“ Es fühlte sich richtig gut an, gefesselt neben Niklas zu sitzen und von ihm dabei ausgiebig gestreichelt zu werden. Jedes Mal wenn Jan versuchte, die Hände hinter seinem Rücken zu bewegen, wurde er von erregenden Gefühlen geradezu überflutet. Niklas wartete noch eine ganze Weile, bis er die Fesseln wieder abnahm. Er drückte Jan fest an sich heran. Jan genoss es, so eng neben Niklas im Bett zu liegen und dabei von ihm festgehalten zu werden.

In Gedanken sah Jan sich selbst auf einer Bank sitzen, mit seinen Händen auf dem Rücken. Das Bild war wie in einen hellen Nebel getaucht, der alle Konturen verwischte und die ganze Szenerie ziemlich unwirklich wirken ließ. Allmählich zeichneten sich die Konturen von jemandem ab, der neben Jan auf der Bank saß. Jan konnte nicht erkennen, wer es war; war es Niklas oder Max oder gar Jan, der andere Jan, oder Len? „Wenn du nicht weißt, was du mit mir teilen willst, kann ich auch mit dir nichts teilen“, sagte der andere plötzlich und stand auf. In diesem Moment erkannte ihn Jan an seiner Stimme: Es war er selbst. Er sah sich tatsächlich selbst zwei Mal. Sein „anderes Ich“ ging in den Nebel, blieb nach ein paar Schritten stehen, drehte sich um und sagte, „Diesmal lasse ich die Handschellen aber dran, als Strafe.“ Dann ging er weiter und verschwand schließlich im Nebel. Jan sah sich wieder alleine auf der Bank sitzen, mit den Händen auf dem Rücken. Er war ziemlich darüber irritiert, dass in seinen Gedanken so ein Bild auftauchte: Er selbst zwei Mal auf dieser Bank.

Noch viel mehr irritierte ihn diese merkwürdige, unverständliche Bemerkung, „Wenn du nicht weißt, was du mit mir teilen willst, kann ich auch mit dir nichts teilen.“ Immer wieder ging ihm dieser Satz durch den Kopf, den er hörte und zugleich auch sah. Er verdichtete sich dabei, wie wenn er sich zu einer Spirale aufrollen würde. Dabei wurde er durch seine eigenen Echos zunehmend zu einem unverständlichen Klangbrei verzerrt. Am Ende mündete er in die Gedankenkette „Einmal im Leben einem Menschen begegnen, wirklich begegnen, einem wirklichen Menschen wirklich begegnen.“ Dass er jetzt, wo er neben sich Niklas spürte und eigentlich über alle Maßen glücklich sein müsste, einen solchen Gedanken hatte, stimmte ihn irgendwie traurig.

Beziehungsalgebra



Max

Seit Niklas wieder aus Australien zurückgekehrt war, hatte sich Jans Leben ziemlich verändert. Niklas und er verbrachten mindestens jeden zweiten Tag miteinander, zumindest die Zeit des Tages, die Niklas nicht an der Uni war. Die anderen Tage verbrachte Jan damit, zu arbeiten, spazieren zu gehen oder einfach nur darauf zu warten, dass Niklas wieder Zeit für ihn hatte. Jan fühlte sich richtig gut in dieser neuen Beziehung; es gab überhaupt keinen Zweifel, dass er in Niklas verliebt war. Besonders dass Niklas so gerne mit ihm kuschelte und dabei auf diese ganz spezielle Weise lächelte, fand er schöner als alles andere, woran er sich erinnern konnte. Dieses Lächeln, das Len-Jan-Nik-Lächeln, das ihn unmittelbar an Jan und Len denken ließ; es war wirklich etwas ganz besonderes. Dennoch war Niklas ganz anders als Len, jener Junge mit dem Parka und der Kapuze, dem Jan nur ein einziges Mal als Kind begegnet war; und auch anders als Jan, seiner ersten wirklichen Liebe, von dem er seinen Namen hatte. Niklas kam eindeutig aus einer anderen Welt als er, aber eigenartigerweise fiel es nicht besonders ins Gewicht, eigentlich überhaupt nicht. Jan dachte oft darüber nach, ob Niklas zwar in einer anderen Welt lebte als er, Len oder Jan, aber trotzdem nicht in der „normalen“ Welt. Das war die „Viele-Welten-Hypothese“, die mit der „Zwei-Welten-Hypothese“ konkurrierte und bei genauer Betrachtung die Passendere zu sein schien. Vielleicht war das Problem damals mit Jan, seiner ersten Liebe, dass er dem Trugschluss unterlag, Jan und er lebten tatsächlich in derselben Welt. Das würde ja aus der „Zwei-Welten-Hypothese“ folgen, weil ganz offensichtlich weder Jan noch er selbst in der „normalen“ Welt lebten. In Wirklichkeit aber lebten sie in zwei verschiedenen Welten, die eben beide nicht die „normale“ Welt waren; sie waren anders, aber jeweils anders anders. „Anders anders“ ging es Jan mehrmals durch den Kopf. Er erinnerte sich dabei genau daran, wie Jan auf seinem Bett saß damals, als er noch bei seinen Eltern wohnte, und es aussprach: „anders anders“. Dass Niklas anders war, daran gab es keine Zweifel, genauso wenig wie daran, dass er anders anders war als Jan. Aber es spielte keine Rolle; auch dass Niklas keine Kapuzen aufsetzte und am Fesseln keinen Gefallen fand, spielte keine Rolle.

Die Handschellen waren seit dem Tag, an dem Jan sie ihm geschenkt hatte, nicht mehr zum Einsatz gekommen. Aber das verminderte Jans euphorische Gefühle Niklas gegenüber nicht; wenn auch das Kuscheln gefesselt bestimmt

wesentlich spannender gewesen wäre – und vermutlich auch das mit dem „steifen Schwanz“ einfacher. Dafür hatten Niklas und er wieder angefangen, schwulen Sex zu trainieren und Jan zeichnete seine entsprechende Fieberkurve immer weiter. Ab und zu kam es vor, dass Niklas seine Hände festhielt, nachdem sie miteinander gerungen hatten. Diese Begebenheiten markierten dann die Spitzen von Jans Kurve. Jan fühlte sich in Niklas' Gegenwart wirklich geborgen. Er hatte in Niklas darüber hinaus einen angenehmen und anregenden Gesprächspartner gefunden, einen Lehrer, der ihm so viele Dinge beibringen konnte. Niklas war jemand, der es vermochte, Jan Dinge nahe zu bringen, die ihm bis dahin verschlossen waren; er war der einzige, der so etwas konnte. Vor allen Dingen ließ ihn Niklas auch an seiner sozialen Welt teilhaben, seinen Freunden, Bekannten und manchmal auch Mitstudenten. Jan fühlte sich lange nicht mehr so einsam wie noch ein paar Wochen zuvor, bevor Niklas aus Australien zurückgekommen war. Es fühlte sich gut an, wie diese Beziehung Jans Leben schon nach kurzer Zeit verändert hatte. Es war wirklich die Erfüllung seiner Sehnsüchte, auf die er seit seiner Begegnung mit Len gewartet hatte. Dabei wurden seine Sehnsüchte und Träume sogar weit übertroffen, denn es spielte sich nicht in seiner eigenen, isolierten und traumartigen Welt ab sondern in der Wirklichkeit.

Über die Unterschiedlichkeit der Liebe

Er hatte eine ganze Zeit lang nicht mehr an Max gedacht, als er ihm an einem Abend plötzlich wieder in den Sinn kam. Er tauchte in seinen Gedanken unvermittelt auf, als Bild, wie er ihn aus dem Zugfenster heraus anstarrte. Jan war ein wenig überrascht, denn es kam einfach so, ohne dass es dafür einen Anlass gegeben hatte. Dabei war er noch mehr darüber überrascht, dass Max eine Zeit lang völlig aus seinem Gedächtnis verschwunden war, als hätte es ihn gar nicht gegeben. Jan fühlte sich deswegen richtig schlecht; Max einfach so zu vergessen, das war wirklich nicht in Ordnung. Es entsprach vor allen Dingen ganz und gar nicht den Gefühlen, die er ihm gegenüber verspürte, Max; ganz im Gegenteil, er hatte ihn wirklich ganz schön lieb gewonnen. Aber es zeigte ihm, dass es wohl nur für Niklas oder Max Platz in seinem Leben gab, nicht für beide. „Max und Matz“, kam Jan in den Sinn und er musste lachen. Er spürte eine starke Sehnsucht in sich aufkommen, Max wieder zu treffen. Es war eigenartig, eine Sehnsucht zu spüren, die wie aus dem nichts auftauchte und dann gleich so stark war und danach drängte, sofort erfüllt zu werden.

Er dachte daran, wie er das erste Mal Max in seinem neuen Zuhause, der Schwulen-WG, besuchte. Wie er eine ganze Weile zögerte, als er vor dem Haus stand, in dem Max wohnte, weil er unsicher war, wo er klingeln sollte; auf dem Klingelschild standen nur Nachnamen. Es gab aber nur eine Klingel mit mehreren Namen und es war eigentlich klar, dass es die richtige gewesen sein musste. Trotzdem zögerte er, bis ihm endlich Max' Nachname wieder einfiel: Marquart. Ihm öffnete schließlich jemand, der ungefähr in Max' Alter war, und Max kam gleich aus seinem Zimmer, als Jan nach ihm gefragt hatte. Er war sichtlich erstaunt, Jan zu sehen. „Damit habe ich ja nicht gerechnet“, sagte er, „dass du mich besuchst.“ Immer wieder wiederholte sich dieser Satz in Jans Gedanken, „Damit habe ich ja nicht gerechnet, dass du mich besuchst.“

Seine Gedanken an Max wurden immer wieder von dem beunruhigenden Gedanken unterbrochen, dass seine Gefühle Max und Niklas gegenüber einen Konflikt darstellten, den er irgendwie lösen musste. Es war völlig klar, dass Niklas auf Max eifersüchtig wäre, wenn er erfahren würde, was er Jan bedeutete. Seine Reaktion an dem Tag, als er aus Australien zurückkam und Max in Jans Bett vorgefunden hatte, war eindeutig. Seither haben sie nicht mehr darüber gesprochen und Jan spürte, dass es besser so war. Daher besuchte er Max auch immer dann, wenn Niklas davon nichts mitbekam. Wie Max darauf reagieren würde, wenn er ihm erzählen würde, dass er einen Beziehungspartner hatte, konnte sich Jan überhaupt nicht vorstellen. Schon alleine bei diesem Gedanken war ihm ziemlich unwohl. Es war zweifellos ein konflikträchtiges Thema, sowohl Niklas als auch Max gegenüber. Aber Max hatte ein Recht, es zu erfahren, fand Jan. Die Beziehung mit Niklas zu verheimlichen, wäre irgendwie unfair gewesen, dachte er, auch wenn er nicht genau wusste, warum. Jan nahm sich vor, sich gleich am nächsten Morgen bei Max zum Frühstück einzuladen. Das passte ganz gut, da Niklas schon früh zur Uni musste und dort bis zum späten Nachmittag beschäftigt war.

„Das ist ja witzig, dass du heute kommst“, sagte Max, „Beim Aufwachen habe ich an dich gedacht und mir vorgenommen, dich zu besuchen. Allerdings muss ich erst noch den WG-Einkauf erledigen, vielleicht am besten jetzt gleich; wenn du Lust hast, kannst du ja mitkommen und mir dabei helfen.“ Jan fiel erst nach einiger Zeit auf, dass Max keinen Kapuzenpullover anhatte. Stattdessen trug er einen grauen Rollkragenpullover aus Wolle; und seine weiße Hose. Jan überlegte, ob er gleich sein Vorhaben ankündigen sollte, mit ihm ein ernstes Ge-

sprach zu führen. Es fiel ihm aber schwer, dafür eine geeignete Formulierung zu finden; in Max' Gegenwart wirkte es sehr unwirklich, von Niklas zu erzählen. Es war, als wenn es zwei völlig verschiedene Welten wären, die Niklas-Welt und die Max-Welt. Wenn sie zuerst einkaufen gingen, dachte Jan, hätte er auch noch Zeit, darüber nachzudenken und nach passenden Worten zu suchen. „Ok, dann lass uns zuerst den Einkauf erledigen“, sagte er schließlich. Er hatte seine Pullover ohnehin noch nicht ausgezogen. Max stand auf und ging aus dem Zimmer. Von der Garderobe im Flur nahm er seine weiße Jacke mit dem grauen Fell und zog sie sich über. Jan beobachtete gebannt, wie ihm dabei die Kapuze auf den Kopf fiel und er den Reißverschluss der Jacke einfädelt und hochzog. Dann schob er sich die Kapuze wieder herunter, zog seine Mütze mit dem Norweger-Muster aus der Jackentasche und setzte sie sich auf. Jan hatte seine Mütze noch in der Hand. Auf dem Weg zur Tür setzte er sie sich auf und gleich danach die Kapuze darüber.

Heute war er ganz in schwarz: Hose, Kapuzenpullover und Mütze. Max dagegen war ganz in weiß gekleidet; weiß und hellgrau. „Heute sind wir wirklich schwarz-weiß“, bemerkte er, wobei er „schwarz“ und „weiß“ betont auseinander sprach. Er zog sich auch die Kapuze über, unter der seine Mütze fast vollständig verschwand. Jan war fasziniert; so, mit Kapuze auf, war Max tatsächlich völlig in weiß. Es fiel ihm schwer, ihn nicht unentwegt anzustarren; er fand, dass dieser Kontrast, er in schwarz und Max in weiß, ganz schön auffiel. „Ich finde ja, schwarz passt ganz gut zu dir“, setzte Max fort, „Aber ich würde mich so ganz in schwarzen Klamotten unwohl fühlen. Ich bin eindeutig ein Typ für helle Farben.“ Dabei lachte er. „Und ich bin wohl einer für dunkle Farben“, antwortete Jan, „Selbst würde ich nie etwas weißes tragen, keine Frage. Aber trotzdem finde ich, dass du damit richtig gut aussiehst.“

Jan legte seinen Arm um Max' Hüfte, „Deine Jacke gefällt mir wirklich, ganz besonders mit dieser großen Kapuze.“ Er war erstaunt, wie vertraut es sich anfühlte, mit Max unterwegs zu sein, obwohl sie sich schon einige Wochen nicht gesehen hatten. Der Supermarkt war nicht sehr weit entfernt von der Wohnung, aber der Einkauf war dafür recht umfangreich. Zu zweit ging es gut, aber Jan fragte sich, wie Max das alles alleine besorgen wollte. Auf dem Rückweg schlug Max vor, spazieren zu gehen, nachdem sie den Einkauf zurückgebracht hatten. „Es ist ja lange nicht mehr so trüb draußen, wie es vorhin noch ausgesehen hat“, bemerkte er und fügte hinzu, „Wer weiß, wie lange es noch kalt ge-

nug dafür ist, diese Jacke zu tragen. Die ist ganz schön warm mit dem Fell.“ Max hatte recht. Es war schon Ende März und absehbar, dass die Tage nicht mehr so winterlich sein würden. Da war ein Parka, bei dem man das Fell heraus nehmen konnte, wirklich praktisch, dachte Jan. Er sah sich dabei in Gedanken, wie er als Jugendlicher seinen Parka trug, wie er im Frühjahr, wenn es wärmer wurde, das Fell herausnahm und es im Herbst wieder hereinkam. So konnte er ihn fast immer tragen, außer im Hochsommer natürlich. Als sie in Max' Wohnung angekommen waren, stellten sie lediglich die Tüten in die Küche und gingen gleich wieder. Max nahm seine Kapuze dabei nicht ab, Jan auch nicht.

Sie liefen eine Weile schweigend nebeneinander her. Das mochte Jan an Max, dass es völlig selbstverständlich war, mit ihm spazieren zu gehen, ohne dabei reden zu müssen. „Meine Mitbewohner sind richtig nett alle“, sagte Max, „Wir unternehmen auch viel zusammen; nicht nur Schwulenkneipen, sondern auch Kino und Konzerte, Kultur eben.“ Wie wenn es abgesprochen gewesen wäre, gingen sie zum Elbufer und standen schließlich an der Stelle, an der sie schon in der Silvesternacht gewesen waren. Jan sah in Max' Gesicht, mit der weißen Kapuze und der Norweger-Mütze darunter, die er nur erahnen aber eigentlich nicht sehen konnte. Dabei musste er an die Zugfahrt denken, während der sie sich kennenlernten, wie Max sich anzog, bevor er schließlich aus dem Zug ausstieg, seine blaue Mütze mit „Bommel“ und die blaue Daunenjacke; und wie er sich schließlich die graue Kapuze über die Mütze zog.

„Ich muss dir was sagen“, begann Jan. Er hatte schon viel zu lange gezögert, das zu anzusprechen, weswegen er Max eigentlich aufgesucht hatte. „Niklas“, fuhr er fort, „Du weißt, den ich neulich vom Bahnhof abgeholt hatte.“ „Den du abholen wolltest“, sagte Max und lachte, „Das hatte ja wohl nicht so richtig geklappt. Wo kam der nochmal her, aus Australien?“ „Aus Sydney; da hatte er ein Jahr lang studiert.“ „Australien ist sicher interessant; nur gibt es da keinen Schnee, oder?“, bemerkte Max, „Komm, lass uns weitergehen.“ „Niklas ist mein Freund“, erklärte Jan, als sie gerade ein paar Schritte gegangen waren. Max blieb stehen. „Wie meinst du das, dein Freund?“ „Naja, wir haben eine Beziehung, er ist mein Partner.“ Max blieb stehen und starrte in Jans Gesicht; er hatte sichtlich Mühe, etwas zu sagen. „Meinst du das jetzt ernst?“, fragte er schließlich, „Du hast wirklich einen Freund?“. Jans Eingeständnis hatte ihn offensichtlich überrascht. Nach einer Pause, die Jan endlos vorkam, erklärte er,

„Das hätte ich nie vermutet. Ich meine, warum hast du das nicht gleich gesagt, dass du einen Freund hast?“

Jetzt war es ausgesprochen und Jan wusste nicht, wie er seine Erläuterungen fortsetzen sollte. Es war ihm wichtig, Max deutlich zu machen, dass er ihn nicht belogen hatte, zumindest nicht richtig. Bis Niklas wiederkam, war er ja sehr unsicher, ob sie wirklich eine Beziehung hatten oder nicht. „Ich habe ihn erst kennengelernt, kurz bevor er nach Australien ging. Mir war überhaupt nicht klar, was dann geschieht, wenn er wiederkommt, ob da überhaupt etwas draus wird. Deswegen habe ich nichts von ihm erzählt. Aber seit er zurück ist, ist uns beiden klar geworden, dass wir zusammen sein wollen.“ Max sah ihn ungläubig an. „Er kommt aus Australien zurück, wird von dir versetzt, findet mich in deinem Bett und macht dir dann einen Heiratsantrag? Der muss dich ja wirklich sehr mögen“, bemerkte er. Er hatte recht, dachte Jan, Niklas musste ihn tatsächlich sehr mögen. Max starrte ihn immer noch an, allerdings ohne weiter etwas zu sagen. Jan fiel auch nichts mehr ein, was er sagen sollte. „Ich dachte, es wäre unfair, wenn ich es dir nicht sagen würde“, erklärte er, „Ich hoffe, dass du mir deswegen nicht böse bist. Ich meine, ich mag dich ja trotzdem; daran hat sich jetzt überhaupt nichts geändert.“

Max ging weiter und Jan lief schweigend neben ihm. Nach einer Weile sagte er, „Nein, böse bin ich dir nicht; wir haben ja keine Beziehung und du musst mir nicht treu sein. Ich habe dich nur eben anders eingeschätzt. Ich dachte, naja, ich dachte wirklich, du bist ein Einzelgänger, ich meine jemand, der sich nicht auf andere so richtig einlassen kann – oder will. Ein Punk, der sein eigenes Ding macht und sich von niemanden etwas vorschreiben lässt.“ Dann stieß er Jan leicht in die Seite und sagte, „Du und Beziehung, das finde ich ja schon ein bisschen absurd; für mich passt das ja überhaupt nicht zusammen.“ Als sie schon fast bei Max' neuer Wohnung angekommen waren, fragte Max, „Steht er eigentlich auch auf Kapuzen, dein Niklas?“ „Niklas? Nein, der steht ganz und gar nicht auf Kapuzen; leider.“ Max sah mit seiner weißen Kapuze auf dem Kopf wirklich gut aus, dachte Jan. Er hatte inzwischen den Reißverschluss ein wenig geöffnet, sodass die gemusterte Norweger-Mütze unter der Kapuze zu sehen war. Das gab dem Ganzen noch etwas sehr besonderes, fand Jan. Max sagte zum Abschied, dass er das mit Jans neuem Freund erst einmal verdauen musste, aber sich bestimmt bald bei ihm melden würde.

Nachdem Max im Haus verschwunden war, stand Jan noch eine Weile vor der Haustür und überlegte, was er jetzt tun sollte. Es war noch recht früh am Nachmittag, aber er hatte noch nichts gegessen und war ein wenig hungrig. Eigentlich hatte er geplant, mit Max zu frühstücken, was ihm allerdings aus dem Blickfeld geraten war. Während er vor Max' Wohnung stand, spürte er, dass ihn diese Begegnung ziemlich unangenehm berührt hatte. Er konnte sich nicht erklären wieso, aber es fühlte sich an, als wenn er sich gerade von Max getrennt hätte. Jan fand es ziemlich merkwürdig, sich so zu fühlen, da er weder mit Max in einer Beziehung lebte, noch ihr Verhältnis sich geändert hatte. Im Grunde genommen hatte Max die Geschichte mit Niklas recht gelassen aufgenommen; von Trennung konnte wirklich keine Rede sein. Dennoch fiel es ihm schwer, dieses Gefühl zu vertreiben.

Als ihm dann noch Max' Gesicht in den Sinn kam, wie er sich die weiße Kapuze mit dem grauen Fell über seine Norweger-Mütze zog, konnte er kaum noch seine Tränen unterdrücken. Seine Gefühle mündeten schließlich in eine richtig unangenehme Mischung von Verwunderung und Traurigkeit. Jan fühlte sich an seine Glasglockenzeiten erinnert. Zurzeit lebte er nicht in einem solchen abgeschlossenen Zustand, aber er wusste, dass er jederzeit wieder hineingeraten konnte, in so eine Glasglocke. Schließlich entschied er sich, in einer Bäckerei zwei Brötchen zu kaufen und dann noch einmal spazieren zu gehen. Dabei dachte er unentwegt an Max, daran, wie aufgeräumt sein Zimmer aussah und wie gut es zu ihm gepasst hatte, zu diesem Jungen in weißer Hose und Rollkragenpullover. Als er aus seinen Gedanken wieder aufwachte, merkte Jan, dass er wieder an der Stelle am Elbufer angekommen war, an dem er ein paar Stunden zuvor Max eröffnet hatte, in einer Beziehung zu leben. Das war eindeutig der Max-Platz. Jan ging zurück in seinen Bauwagen; die Trauer in ihm war inzwischen einer Nachdenklichkeit gewichen. Insbesondere musste er darüber nachdenken, dass er sich sehr einsam fühlte, obwohl er es gar nicht war. Er hatte einen Freund, der ihn – wie Max bemerkt hatte – wirklich mochte, und er hatte auch noch Max, mit dem er seine Vorliebe für Kapuzen teilen konnte. Max hatte in dieser Hinsicht recht: Er war kein Einzelgänger. In anderer Hinsicht war er es doch; man konnte einsam sein und dennoch viel mit Menschen zu tun haben, dachte er.

Auf dem Weg zu seinem Bauwagen konnte er es auch wieder genießen, die Kapuze seines Pullovers auf dem Kopf zu spüren; mit seiner schwarzen Mütze

darunter. Das war ihm die ganze Zeit über entgangen, weil er zu sehr in seinen Gedanken bei Max war. Er lief stundenlang mit Mütze und Kapuze durch die Stadt, ohne es zu bemerken; so sehr hatte ihn das Treffen mit Max in Beschlag genommen. Jetzt spürte er es wieder, dieses unsagbar gute, angenehme Gefühl. Er war sich sicher, dass sich die schwarze Kapuze anders anfühlte als die anderen, die grüne und die braune. Nicht sehr anders, aber deutlich genug, um es zu bemerken. Und das obwohl sich seine Kapuzenpullover eigentlich nur in ihrer Farbe unterschieden. Jan war verwundert, dass ihm das bislang noch nicht aufgefallen war, aber die Farben fühlten sich tatsächlich anders an; zumindest schwarz, braun und grün. Er überlegte sich, dass er auf jeden Fall Max' blauen Kapuzenpullover ausprobieren sollte, um herauszufinden, wie der sich anfühlte. Dabei war er sich allerdings sicher, dass er das Gefühl nicht mögen würde; blau war wirklich nicht seine Farbe.

Als Jan endlich in seinem Bauwagen saß, war er richtiggehend erschöpft. Er war einige Stunden unterwegs gewesen und hatte außer den beiden Brötchen den ganzen Tag nichts gegessen. Um den Abend noch ungestört verbringen zu können, rief er gleich darauf Niklas an, um ihm zu sagen, dass er ihn nicht mehr sehen wollte. „Es geht mir nicht gut“, erklärte er, was nicht notwendig gewesen war, da Niklas ohnehin nicht damit gerechnet hatte, ihn zu treffen. Der Tag war alles in allem ziemlich verwirrend gewesen. Jan hatte nicht erwartet, dass es ihn derartig aufwühlen würde, Max von seiner Beziehung mit Niklas zu erzählen. Er hatte eher damit gerechnet, dass Max vielleicht traurig werden konnte, oder gar verärgert, nicht aber, dass stattdessen ihn selbst das alles so berührte. Was er für diesen Jungen empfand, war wirklich sehr viel. Wahrscheinlich war es durchaus etwas wie Liebe; es musste Liebe sein. Obwohl es etwas ganz anderes war, als das, was er für Niklas empfand, war es aber für ihn auch Liebe. „Liebe“ schien tatsächlich ein Begriff zu sein, der extrem unterschiedliche Dinge bezeichnen konnte. So unterschiedliche Dinge etwa wie seine Gefühle zu Jan, Max oder Niklas. Jan wurde schnell müde und schlief schließlich mit diesen Gedanken ein.

Am nächsten Morgen ging er zu Niklas, gleich nachdem er aufgestanden war. Als sie zusammen am Frühstückstisch saßen, fragte Niklas plötzlich, „Was ist denn mit dir? Stimmt etwas nicht?“ „Was soll mit mir sein?“, erwiderte Jan. Niklas sagte daraufhin, „Tu jetzt nicht so; irgendetwas ist im Busch. Ich spüre es genau.“ „Ich bin nur ein bisschen nachdenklich, das ist alles.“ „Du hast jeman-

den getroffen, stimmt's?", bohrte Niklas nach einer kurzen Pause weiter nach. „Ja“, sagte Jan schließlich, „Ich habe gestern Max getroffen.“ „Und deswegen bist du jetzt so nachdenklich? Ihr habt zusammen übernachtet, stimmt's?“ „Nein, wir waren nur spazieren und haben geredet; sonst war da nichts.“ „Du verlangst ja wirklich einiges von mir, wenn du meinst, dass ich dir das glauben soll.“ „Niklas, da war wirklich nichts; es gibt überhaupt keinen Grund für dich, eifersüchtig zu sein.“ Das stimmte allerdings so nicht; es war eigentlich gelogen. Jan spürte die Lüge und war verwirrt darüber, wie leicht sie ihm über die Lippen gegangen war. Es stimmte zwar, dass Max und er nicht miteinander geschlafen hatten und auch nicht zusammen übernachteten; es war noch nicht einmal ansatzweise etwas in dieser Art geschehen. Es stimmte aber nicht, dass Niklas keinen Grund zur Eifersucht hatte. Ganz im Gegenteil; Jan hatte sich seit Niklas' Rückkehr aus Australien nicht so sehr von Max angezogen gefühlt, wie an diesem Tag, als er ihm gestand, eine Beziehung mit Niklas zu haben. Er überlegte sich, ob es ihm nicht erst dabei klar geworden war, wie sehr er Max in Wirklichkeit mochte. Dass er ihn „liebte“, traute sich Jan selbst in Gedanken nicht zu sagen. Was für ein schwieriges Thema.

Niklas sagte nichts mehr und beschäftigte sich schweigend mit seinem Frühstück. Jan war in dieser Situation sehr verunsichert; gelinde ausgedrückt. Natürlich liebte er Niklas, da gab es überhaupt keine Zweifel. Dass er Max gegenüber so intensive Gefühle verspürte, änderte daran gar nichts; das war eindeutig etwas ganz anderes und stand mit seiner Beziehung zu Niklas in keinerlei Konkurrenz. Jan stand auf, stellte sich hinter Niklas und fing an, ihm den Nacken zu massieren. Niklas' Muskeln spannten sich dabei deutlich an und Niklas beeilte sich, das Brot, das er gerade kaute, herunterzuschlucken. „Danach ist mir jetzt wirklich nicht zu Mute“, sagte er und schob Jans Hände von seiner Schulter. Jan blieb hinter Niklas stehen; er spürte der Traurigkeit nach, die sich in ihm breit machte, ähnlich der Traurigkeit, die er verspürte, als sich am Tag zuvor von Max verabschiedet hatte. Irgendwie war diese Situation in eine Sackgasse geraten und er hatte keine Idee mehr, wie er damit umgehen sollte. „Ich glaube, ich kann mich jetzt auf dich nicht einlassen“, sagte Niklas, „Vielleicht wäre es das Beste, wenn wir heute nicht zusammen sind.“ Jan stand immer noch hinter Niklas und wusste nicht, was er tun sollte. „Da war wirklich nichts“, stammelte er. Mittlerweile musste er mit den Tränen kämpfen – wie bei Max

fühlte er sich traurig, ohne genau zu wissen, wieso, was sein Gefühl der Hilflosigkeit nur noch verstärkte.

„Jetzt mach hier bloß keine Szene“, sagte Niklas und drehte sich dabei um. „Ich muss jetzt einfach darüber nachdenken; nichts weiter. Vielleicht tut es dir auch ganz gut, darüber nachzudenken. Wie das ist mit mir und mit, wie heißt er nochmal?“ „Max.“ „Max, na gut.“ Jan konnte seine Tränen nicht mehr zurückhalten und sagte nach kurzem Zögern, „Ich gehe jetzt.“ Niklas brachte ihn zur Tür und sagte noch, „Ich ruf dich an, ok?“ Was für merkwürdige Gefühle tauchten da in seinem Leben auf, dachte Jan, als er zu seinem Bauwagen ging. Als er dort angekommen war, war dieses Gefühl tiefer Traurigkeit, gepaart mit einer ziemlichen Verwirrung, immer noch sehr präsent. Den Tag mit Nachdenken zu verbringen, war eigentlich keine schlechte Idee, dachte Jan, und das konnte Jan am besten, während er spazieren ging. Es war vor allen Dingen noch einmal eine Gelegenheit, einen Mütze-und-Kapuzen-Tag zu verbringen. Immerhin war schon Ende März und es hatte bereits einige Tage gegeben, die für Mütze und Kapuze zu warm waren. An diesem Tag war die Temperatur zwar deutlich im Plusbereich, aber es war bewölkt und ziemlich windig, sodass es durchaus gerechtfertigt war, Mütze und Kapuze aufzuhaben.

Jan entschied sich für den grünen Kapuzenpullover, den er schon seit einiger Zeit nicht mehr getragen hatte. In letzter Zeit trug er immer nur einen der beiden schwarzen. Es kam ihm die Idee, seine grüne Armeehose dazu anzuziehen, die er von Jan hatte – die trug er meistens zusammen mit dem grünen Kapuzenpullover. Es fühlte sich ausgesprochen gut an, die Mütze mit der grünen Kapuze darüber. Jan bemerkte nach kurzer Zeit, dass die Traurigkeit verfliegen und diesen angenehmen, warmen und zugleich prickelnden Gefühlen gewichen war. Mit dieser Kleidung war ein unergründlicher, geheimnisvoller Zauber verbunden, dachte er; vor allen Dingen bestand der Zauber darin, die Kapuze aufzuhaben, vor allen Dingen mit der Mütze darunter. In Gedanken sah er Lens Bundeswehrparka, seinen Parka mit der Fellkapuze und seine Kapuzenpullover; dabei konnte er die Kapuzen auf dem Kopf spüren. Während Jan darüber nachdachte, blitzte in ihm das Bild auf, wie Len, mit Mütze und Kapuze, ihn ansah und sagte, „Es ist wirklich kalt, willst du dir nicht die Kapuze überziehen?“ Dann sah er sich selbst, wie er seinen Bundeswehrparka zuknöpfte und die Kapuze über seine Mütze zog. Er sah sich als Jugendlichen, so wie er ausgesehen hatte, kurz nachdem er seinen Parka bekommen hatte. Das Bild verblasste

langsam und es kam ihm vor, als würde er wirklich einen Bundeswehrrparka tragen und die gefütterte Kapuze auf seinem Kopf spüren. Er sah an sich herunter, um sich zu versichern, dass er seinen grünen Kapuzenpullover anhatte und nicht Lens Parka.

Nach einiger Zeit fand er sich an der Stelle wieder, an der er am Tag zuvor Max eröffnet hatte, in einer Beziehung mit Niklas zu leben, dem Max-Platz. Er verbrachte den ganzen restlichen Tag an der Elbe, in seinen Gedanken. Als er abends zurück in seinen Bauwagen kam, fühlte er sich durch und durch gut und zufrieden. Niklas rief am nächsten Tag nachmittags an, um sich zu verabreden. Jan ging gleich darauf zu ihm und Niklas zögerte nicht, sein Bedürfnis zu äußern, mit ihm zu kuscheln. Er wirkte dabei sehr entspannt; seine Eifersucht schien sich wieder gelegt zu haben. Jedenfalls erwähnte er nichts mehr davon und vermittelte auch sonst nicht den Eindruck, dass irgendetwas nicht in Ordnung gewesen wäre.

Eine Zwillingsgeschichte

Wenige Wochen später fand Jan an seiner Wagentür einen Zettel, dass „ein Max“ angerufen hatte. Weiter stand nichts darauf. Da es schon abends war, zögerte Jan kurz, bis er sich entschied, zu Max zu gehen; er hatte immer noch keine Telefonnummer von ihm. Er klingelte und fand eine offene Wohnungstür vor, als er in das Stockwerk gekommen war, in dem Max wohnte. Nachdem er an seiner Zimmertür klopfte, hörte er ihn sagen, „Komm rein.“ Er öffnete die Tür und erschrak derartig über das, was er sah, dass er wie gelähmt in der halb geöffneten Tür stehen blieb. Er sah zwei Max; das heißt, er sah natürlich einen Max und jemand anderes, der Max aber zum Verwechseln ähnlich sah. Nicht nur ähnlich, sondern fast gleich; hätte Max' Double nicht längere Haare gehabt, wäre es selbst für Jan fast unmöglich gewesen, beide voneinander zu unterscheiden.

„Was ist?“, fragte Max und grinste dabei, „Willst du nicht reinkommen?“ Jan war verwirrt; so wie er aussah, musste es Max' Zwilling Bruder sein, aber er hatte ja ein Foto von Mathias gesehen, auf dem er ganz anders aussah als Max. War das auf dem Foto womöglich jemand anderes? Hatte er Max vielleicht missverstanden? „Komm doch rein und setz dich“, wiederholte Max, „Das ist Ingve, Oskars Freund; du weißt doch, Oskar, mein ehemaliger Schulkamerad, der hier wohnt.“ „Hi“, sagte Ingve und Max ergänzte, „Ingve ist noch nicht

lange hier und spricht auch nicht so gut Deutsch. Er kommt aus Norwegen. Aber Englisch kann er sehr gut.“ Jan setzte sich zu den beiden, war aber immer noch kaum fähig, irgendetwas zu sagen. Mit Mühe gelang es ihm, das „Hi“ zu erwidern. Er war also nicht Max' Zwillingsbruder; Jan war wirklich verwirrt. Er konnte es gar nicht fassen, dass sich zwei Menschen so ähnlich sehen, obendrein noch, ohne miteinander verwandt zu sein.

„That's Jan“, sagte Max, „His real name is Johannes, but he prefers to be called Jan.“ „Oh, that's nice, Johannes“, antwortete Ingve, wobei er das a fast wie ein o aussprach, „It sounds like a real German name and I like German names.“ Jan ärgerte sich ein wenig, dass Max das mit seinem „wirklichen“ Namen ansprach. Vor allen Dingen ärgerte er sich darüber, dass er wie paralysiert war und sich außer Stande fühlte, mit dieser Situation umzugehen. Plötzlich fragte Ingve, „Do you think it's cold here?“ Jan erschrak, weil er in diesem Moment bemerkte, dass er ihm die ganze Zeit ins Gesicht gestarrt hatte. Ihm fiel auch erst jetzt auf, dass er seine Pulloverschichten noch nicht ausgezogen und sogar noch seine Mütze aufhatte. „Germans like to bundle up even if it's not so cold“, fuhr Ingve fort, „In Norway it's much colder but people don't bundle up themselves like they do in Germany.“

Ingve hatte einen deutlichen skandinavischen Akzent, den Jan sehr sympathisch fand. „Ich glaube, Ingve versteht das mit den Kapuzen nicht“, erklärte Max und Jan zog sich die Mütze und die Pullover aus. „What are you studying?“, fragte Ingve. Jan saß immer noch starr da und fühlte sich nach wie vor unfähig, irgendetwas zu sagen. Als er antworten wollte, kamen ihm lediglich unzusammenhängende Silben über die Lippen, aber dann antwortete Max bereits und erklärte, dass Jan „aus politischen Gründen“ nicht studierte. Ingve war darüber sichtlich erstaunt, während Max vor sich hin grinste. Ihm schien es zu gefallen, Jan so verunsichert zu erleben. Er ließ es sich auch nicht nehmen, Ingve zu erzählen, dass ein „echter Punk“ wie Jan es grundsätzlich ablehnte, einen Beruf zu lernen, sondern lieber von Sozialhilfe lebte. Ingve antwortete, dass er eine solche Haltung für nicht sehr verantwortungsvoll hielt, und bat Jan, seine Gründe dafür zu erklären.

Jan kam sich vor wie in einem Traum, in dem er von zwei Max ins Kreuzverhör genommen wurde. Seine Unfähigkeit, mit dieser Situation umzugehen, ärgerte ihn immer mehr. Schließlich entschied er sich, wieder zu gehen, und fing an,

seine Pullover anzuziehen. Dabei fiel ihm auf, dass Max aufgehört hatte zu grinsen. „Das war doch nur Spaß; sei doch nicht gleich sauer.“ „Ich gehe jetzt trotzdem“, stammelte Jan. Er hatte sich wirklich schon lange nicht mehr so unwohl und verunsichert gefühlt, wie in dieser Situation. Max brachte ihn zur Tür und sagte, „Ich ruf dich an, ok?“ „Ok.“ Jan versuchte, nicht verärgert zu wirken, spürte aber deutlich, dass er völlig angespannt war. Er setzte seine Mütze auf und ging los, zurück zu seinem Bauwagen.

Die Mütze-und-Kapuzen-Zeit war vorbei; die Luft war mild und roch schon stark nach Frühling. Als er vor die Tür trat, warf sich Jan fast wie in einem Reflex die Kapuze über die Mütze und zog sie sich gleich danach wieder herunter. Nach ein paar Schritten nahm er die Mütze von seinem Kopf und zog sich die Kapuze über, ohne Mütze. Zurück im Bauwagen blieb er noch lange wach und dachte über Max und Ingve nach und darüber, wie zwei Menschen sich derartig gleichen können, ohne Zwillinge zu sein. Max rief ihn schon am nächsten Tag an. Jan sah es, als er nach der Arbeit zu seinem Bauwagen zurückkam. Diesmal hatte Max eine Telefonnummer hinterlassen, sodass Jan ihn gleich zurückrufen konnte. „Du warst ja ziemlich schweigsam gestern Abend“, bemerkte Max und fragte, ob er wirklich sauer gewesen war. „Ja“, antwortete Jan, „Nein, eigentlich nicht. Es hat mich nur überfordert, dich gleich zweimal zu sehen.“ Max lachte, „Ja, das ist gut mit Ingve, nicht? Du kannst dir wahrscheinlich nicht vorstellen, wie perplex ich war, als ich ihn das erste Mal gesehen hatte. Ich dachte, ich schaue in einen Spiegel.“ „Zuerst glaubte ich, es wäre dein Bruder.“ „Mein Bruder? Nein, der sieht mir ja überhaupt nicht ähnlich, obwohl wir Zwillinge sind. Er hat noch nicht mal blonde Haare.“ Jan sagte, dass er Max gerne alleine sehen würde und schlug vor, ihn zum Essen auf dem Bauwagenplatz einzuladen. Max war damit einverstanden und sie verabredeten sich für den kommenden Samstag. Nach dem Telefongespräch ging Jan zu Niklas, der gerade angefangen hatte, Nudeln zu kochen. Der Abend mit Niklas war sehr entspannt; nach dem Essen legten sie sich zusammen ins Bett und Niklas erzählte von seinem Studium. Er war ziemlich frustriert darüber, dass seine Mitstudenten größtenteils sehr anspruchslos waren, vor allem in politischer Hinsicht.

An dem Samstag der Verabredung erledigte Jan bereits vormittags die Einkäufe für das Essen. Es war noch nicht sehr spät, als es an seiner Bauwagentür klopfte. Max trug seinen leuchtend blauen Kapuzenpullover ohne eine Jacke darüber. „Ich dachte, ich komme ein wenig früher, damit ich dir beim Kochen

helfen kann.“ Max setzte sich neben Jan auf das Bett. „Du siehst wirklich gut aus“, sagte Jan und war erstaunt, dass ihm das so über die Lippen kam. „Ich meine mit dem blauen Kapuzenpullover.“ Max grinste und sagte, „Lass uns anfangen. Ich bin schon hungrig. Was hast du denn vor zu kochen?“ Jan hatte sich etwas besonderes ausgedacht: Mit Hackfleisch gefüllte scharfe Peperoni und Bratkartoffeln. Dazu sollte es einen grünen Salat geben – mit viel Zwiebeln; Jan aß gerne rohe Zwiebeln.

Es war genau das zweite Mal, dass Jan im Küchenwagen auf dem Bauwagenplatz kochte. Das erste Mal kochte er für seine Mitbewohner, die von seinen Kochkünsten nur mäßig begeistert gewesen waren. Überhaupt wurde auf dem Platz nur zu bestimmten Anlässen gekocht, zu den Plenumtreffen beispielsweise, an denen Jan nie teilnahm. Bevor sie anfangen konnten, musste der Küchenwagen erst gesäubert werden. „Ich könnte ja in so einem Dreck nicht leben“, sagte Max, während er zusah, wie Jan den Herd und den Tisch schrubberte. Plötzlich kam einer von Jans Mitbewohnern in den Wagen und sagte, „Oh kochst du heute? Das ist ja ganz was neues, dass du zum Plenum kommst.“ „Zum Plenum?“, fragte Jan. Damit, dass an diesem Abend ein Bauwagenplenum stattfand, hatte er überhaupt nicht gerechnet. „Was für ein Plenum?“, fragte Max, „Davon hast du ja gar nichts gesagt, ich dachte wir sind heute zu zweit.“ Jan wusste nicht, was er dazu sagen sollte und war froh, als sein Mitbewohner schließlich sagte, „Schon gut, ich mach das schon; ich bin schließlich auch regulär an der Reihe mit Kochen.“ Jan war etwas verwirrt darüber festzustellen, dass er fast ein Jahr schon auf dem Bauwagenplatz wohnte und dennoch nicht mitbekommen hatte, dass es scheinbar Vereinbarungen für die Plenumtreffen und das damit verbundene Kochen gab.

Als sie wieder alleine im Küchenwagen saßen, fragte Max, „Und jetzt? Sollen wir zu mir gehen?“ „Ja, lass uns zu dir gehen.“ Jan war die Situation einigermaßen peinlich. Er packte die Sachen ein, die er für das Essen gekauft hatte, und ging mit Max los. Es war ein ausgesprochen milder Abend, aber er zog sich dennoch die Kapuze über den Kopf, einfach nur, um sie zu spüren und sich dabei gut zu fühlen. Insgeheim hoffte er, dass sich Max auch seine Kapuze überziehen würde, was er aber nicht tat. „Die sind jetzt bestimmt sauer, dass du einfach gehst, obwohl da ein Plenum stattfindet“, bemerkte Max. Jan schwieg dazu; er wusste nicht, ob die anderen Bauwagenplatzbewohner darüber verärgert waren oder ob es ihnen vielleicht doch egal war. Es verunsicherte ihn,

dass es offenbar grundlegende Dinge gab, die auf dem Platz irgendwie selbstverständlich waren, von denen er aber bislang nichts mitbekommen hatte, obwohl er fast schon ein Jahr dort wohnte. Das fand er ziemlich befremdlich.

Ganz anders als auf dem Bauwagenplatz war die Küche in Max' WG sehr sauber und aufgeräumt. Max' Mitbewohner waren beide nicht zu Hause, auch Inge nicht, Max' Doppelgänger. Während Jan das Essen zubereitete, sah ihm Max zu und erzählte von seinem Studium, das inzwischen begonnen hatte. Er schien damit sehr zufrieden zu sein, vor allen Dingen, weil er den Eindruck hatte, dass viele seiner Mitstudenten schwul waren. Plötzlich sagte er, „Das mit deinem Freund, du weißt schon, der aus Australien, das hat mich ziemlich beschäftigt.“ Jan wusste nicht, was er antworten sollte, sodass sich beide schweigend ansahen, bis Max fortfuhr, „Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll.“ Jan war zum Zerreißen gespannt, was er jetzt wohl sagen würde. „Ich meine, ich mag dich wirklich gerne und muss zugeben, dass es schon mehr ist, dass ich sogar ein bisschen in dich verliebt bin. Aber ich war mir immer auch unsicher, ob wir wirklich zusammen passen. Wir haben ja schon sehr unterschiedliche Vorstellungen, wie wir leben wollen zum Beispiel. Das lässt sich nur schwer in Einklang bringen.“

Jan fühlte wieder diese Traurigkeit in sich aufsteigen. Das geschah in letzter Zeit sehr oft, so oft, dass er zunehmend beunruhigt war, ob er diese Häufung als Zeichen deuten sollte. Als Zeichen dafür vielleicht, dass sich etwas sehr Ungutes in seinem Leben anbahnte. „Max“, sagte er, „ich möchte dich nicht verlieren. Es ist vielleicht nicht leicht zu verstehen, aber“, Jan machte eine kurze Pause, weil er sich unsicher war, ob er es wirklich so sagen sollte, „ich liebe dich – wirklich. Da ändert sich auch durch meine Beziehung zu Niklas nichts daran.“ „Doch“, erwiderte Max, „das ändert schon was. Es ist für uns beide nicht gut, wenn wir uns auf eine Liebesgeschichte miteinander einlassen. Das ist mir inzwischen einfach klar geworden.“ Jan stand wie gelähmt vor dem Topf, in dem das Hackfleisch brät. Er wollte etwas sagen, aber er brachte nur ein heiseres „Max“ hervor.

Das, was Max gesagt hatte, hatte ihn ziemlich getroffen, obwohl er dachte, dass es sehr vernünftig klang; vielleicht gerade deswegen. Es war in der Tat unrealistisch zu glauben, dass sie beide zusammen in einer Liebesbeziehung leben konnten; es war geradezu absurd. Max stand auf, stellte sich hinter Jan

und hielt ihn an den Hüften. „Tue jetzt nicht so, als wenn die Welt unterginge. Du hast schließlich einen anderen Beziehungspartner und nicht ich.“ Jan war fasziniert von der Klarheit, die Max ausstrahlte. Er empfand sie in einem deutlichen Kontrast zu der Unsicherheit, die ihn immer begleitete, vor allen Dingen, wenn es um solche Dinge wie Freundschaften und Liebe ging. „Wir bleiben einfach nur Freunde“, sagte Max, „so, wie es bis jetzt gewesen ist. Das ist das Beste für uns beide. Warte mal, ich zeige dir was.“ Max ging aus der Küche und kam kurz darauf wieder mit einem dunkelblauen Sweatshirt in der Hand. Jan sah sofort, dass es ein Kapuzenpullover war. „Das ist Ingves“, sagte Max und zog ihn sich über. Der Pullover hatte vorne einen großen roten Aufdruck und auch die Kapuze war innen rot. Max setzte sie sich auch gleich auf und sagte, „Der gefällt mir richtig gut. Ich glaube, Ingve trägt ihn gar nicht; vielleicht gibt er ihn mir.“ Max mit Kapuze sah immer umwerfend gut aus, dachte Jan. Er vergaß bei diesem Anblick sogar die Traurigkeit, in die er eben noch getaucht war. Max zog den Pullover wieder aus und brachte ihn zurück.

Als das Essen fast fertig war, war zu hören, wie jemand zur Haustür herein kam. Max war sichtlich überrascht, als Ingve in die Küche schaute und „Hallo“ sagte. „Oh Johannes“, sagte Ingve gleich danach, „hi.“ „My name is Jan“, sagte Jan und Max erläuterte, „He doesn't like to be called Johannes.“ Ingve erwiderte, dass er Johannes sehr schön fand, dass ihm überhaupt deutsche Namen gefielen. „What I really like most is Mäximilion“, „Maximilian“ schien ein echter Zungenbrecher für ihn zu sein. Max lachte und sagte, „Just call me Max“, wobei er Max englisch aussprach, „Mäx“. Ingve erzählte, dass er mit Oskar, seinem Freund, auf einer Geburtstagsfeier gewesen war und sich ziemlich langweilte, weil dort niemand englisch reden wollte. Deswegen war er alleine zurückgekommen und froh, auf Max zu treffen.

Ingve aß auch ein wenig, sagte dann aber, dass ihm das Essen viel zu scharf war. Die Peperoni waren wirklich sehr scharf, aber Jan mochte scharfes Essen und Max schien auch nicht davon abgeneigt zu sein. Zumindest ließ er sich nichts anmerken. Jan war wieder völlig eingenommen von seiner Faszination darüber, Max sozusagen zweimal zu sehen. Er war froh, dass Ingve ein richtig geselliger Typ war und an dem Abend für die Konversation sorgte. Er erzählte davon, wie groß die Schwulenszene in Hamburg war, vor allem im Vergleich zu Oslo, und dass er Deutschland mag, weil die Leute hier nicht so konservativ waren wie in Norwegen. Jan und Max lauschten interessiert seinen Geschich-

ten. Schließlich fragte er, ob sie nicht Fotos sehen wollten, aus Norwegen. Er holte mehrere Umschläge und zeigte ihnen Bilder aus Oslo und von Bergen und Fjorden. Jan war ganz fasziniert davon, wie schön es da aussah, sowohl in Oslo als auch in der Natur. Vor allen Dingen die Fjorde mit den Bergen gefielen ihm. Es gab auch Bilder, die Ingve mit seinen norwegischen Freunden in tief verschneiter Landschaft zeigten. Er hatte dabei nie etwas auf dem Kopf, genauso wie die meisten seiner Freunde. Manchmal war jemand mit Norwegermütze zu sehen, ähnlich wie Max eine hatte, aber nie mit Kapuze. Jan erinnerte sich, wie Max ihm sagte, dass Ingve das mit den Kapuzen nicht so verstehen würde. Kapuzen schienen in Norwegen generell nicht üblich zu sein, obwohl es dort offensichtlich sehr kalt werden konnte. Schließlich hatte Jan das Gefühl, nach Hause gehen zu wollen.

„Ich bin auch schon ein bisschen müde“, sagte Max, „Ich bin heute Morgen schon früh wach geworden.“ Es war gerade elf Uhr, also eigentlich nicht spät, aber dennoch fühlte sich Jan richtiggehend erschöpft. Auf dem Weg nach Hause ging ihm immer wieder durch den Kopf, wie Max ihm sagte, dass er es für besser hielt, einfach nur Freunde zu bleiben. „Einfach nur Freunde“, dachte er immer wieder, bis ihm Jan einfiel, seine erste wirkliche Liebe. Er überlegte sich, ob Jan auch diese Redewendung verwendet hatte, „Einfach nur Freunde“. Bei diesen Gedanken stieg wieder dieses Gefühl von Trauer in ihm auf und nach kurzer Zeit entschied er sich, nicht nach Hause, in seinen Bauwagen, zu gehen, sondern zu Niklas. Er fühlte sich in seinem Bauwagen ohnehin nicht „zu Hause“; das Gefühl, zu Hause zu sein, war bei Niklas viel stärker. Selbst in Max' WG, obwohl er erst zwei Mal dort gewesen war und erst einen von Max' Mitbewohnern überhaupt einmal gesehen hatte, selbst da fühlte er sich eher zu Hause, als in seinem Bauwagen.

„Du kommst aber spät“, sagte Niklas, als er ihm die Tür öffnete. Er hatte offenbar erwartet, dass Jan abends zu ihm kam, obwohl sie nicht konkret verabredet waren. Niklas wirkte verärgert und verhielt sich betont distanziert. Erst nach einer Weile erzählte er, dass er am frühen Abend auf dem Bauwagenplatz war und dort erfuhr, dass Jan mit einem „Schickie“ unterwegs gewesen war. „Ja, ich war bei Max“, sagte Jan und Niklas erklärte, dass er sich von ihm hintergangen fühlte. „Wir müssen ja keine Beziehung haben“, sagte er, „Wenn du das Bedürfnis hast, dich ausleben zu wollen, kannst du das ja tun – aber dann eben ohne mich.“ Jan war sehr überrascht, dass Niklas so heftig wurde und gleich ihre Be-

ziehung in Frage stellte. „Ich gebe ja zu, dass ich in Max verliebt gewesen bin, aber das ist vorbei. Außerdem ist da wirklich so gut wie nichts passiert. Und jetzt sind wir einfach nur Freunde.“ In diesem Moment fing er an zu heulen und schluchzte, „einfach nur Freunde“. Was für eine böartige Redewendung, dachte er sich. Er setzte sich auf das Bett und vergrub sein Gesicht in seinen Händen. Niklas schaute ihm hilflos zu und rang sich schließlich durch, sich neben Jan zu setzen und seinen Arm um ihn zu legen. „Ich weiß wirklich nicht, was ich dir glauben soll“, sagte er, „Du weißt, dass ich dich wirklich mag, und du weißt auch, dass es mir weh tut, wenn ich das Gefühl habe, du verheimlichst mir etwas.“ Jan war unfähig, etwas dazu zu sagen. Es schien, als ob sich die ganze Trauer, die sich seit Tagen, vielleicht schon seit Monaten und Jahren in ihm angesammelt hatte, in diesem Moment hervorbrechen wollte. Niklas saß schweigend neben ihm.

Jan sah sich in Gedanken, wie er Niklas den Vorschlag unterbreitete, ihn zu bestrafen. „Wenn ich dir wirklich weh getan habe, dann bestraf mich dafür.“ „Ich finde allerdings auch, dass du eine Strafe verdient hast“, antwortete Niklas und holte die Handschellen. „Nimm die Hände auf den Rücken“, befahl er ihm, „Zur Strafe musst du heute gefesselt schlafen.“ Jan nahm seine Hände auf den Rücken und hörte die Handschellen klicken. Jetzt würde alles wieder gut werden, dachte er, die Strafe machte alles wieder ungeschehen. „Jetzt beruhige dich doch wieder“, hörte er Niklas sagen und die Stimme klang wirklich ziemlich hilflos, fast schon verzweifelt. Jan hatte immer noch sein Gesicht in seinen Händen vergraben und heulte. Nach kurzer Zeit gelang es ihm dann doch, sich wieder zu beruhigen. Er legte seinen Arm um Niklas und flüsterte ihm ein „Danke“ ins Ohr. Am liebsten hätte er tatsächlich das mit der Strafe vorgeschlagen, aber er traute sich nicht. Er fühlte sich außerdem richtig erschöpft; es war ein ganz schön anstrengender Tag.

„Zieh dich aus“, sagte Niklas mit einer sanften Stimme, „Dann kuscheln wir noch ein bisschen, ok?“ Jan sah in Niklas' Gesicht dieses Lächeln, das in der Lage war, ihn wieder mit allem zu versöhnen. Er stand auf und während er sich auszog, sagte Niklas, „Ich möchte, dass du mir versprichst, ehrlich zu sein, egal, was passiert. Versprichst du mir das?“ Jan nickte und legte sich unter die Bettdecke. Niklas zog sich auch aus und legte sich neben Jan. Er streichelte ihm die Wangen und sagte, „Eigentlich hast du es verdient, bestraft zu werden.“ Jan war wirklich verblüfft, so etwas zu hören, und dachte angestrengt

darüber nach, wie er Niklas in diesem Gedanken bestärken konnte. Aber er war einfach zu müde und zu erschöpft, um sich auf eine Bestrafung einzulassen. Stattdessen schlief er ein, während Niklas ihn streichelte.

Als er am nächsten morgen aufwachte, fühlte sich Jan richtig verkatert. Und das, obwohl er keinen Alkohol getrunken hatte, was inzwischen nicht mehr die Regel war. Er trank meistens am Abend Bier oder Wein; nicht viel, aber dafür recht häufig. Den Abend zuvor hatte er gar nichts getrunken, aber er fühlte sich, als wenn er richtig viel getrunken hätte. Niklas schlief noch, doch als Jan aufstehen wollte, hielt er ihn fest und sagte, „Halt hier geblieben. Gestern Abend bist du gleich eingeschlafen, bevor ich auf meine Kosten kommen konnte. Das müssen wir jetzt nachholen.“ „Ich muss pinkeln; ich komme aber gleich wieder, ok?“ „Ok.“ Als sich Jan wieder neben Niklas ins Bett legte, bemerkte er, dass Niklas' Schwanz richtig erigiert war, „steif“. „Wo waren wir gestern Abend stehen geblieben?“, fragte er. „Du wolltest mich bestrafen“, antwortete Jan. „Ja“, sagte Niklas, „Zur Strafe musst du dich jetzt auf Sex mit mir einlassen.“ Dabei grinste er. Dann fing er an, Jan durch zu kitzeln und saß gleich darauf auf ihm, wobei er ihm die Hände festhielt und über dem Kopf auf das Bett drückte. Jan spürte, wie sein Schwanz dabei steif wurde und an Niklas' Pobacke drückte. „Vielleicht sollte ich dir dabei auch die Handschellen anlegen“, flüsterte Niklas. Der Druck, den Jan zwischen seinen Beinen spürte, wurde immer stärker. Doch Niklas beließ es bei der Ankündigung und legte Jan doch nicht die Handschellen an. Dennoch war der Sex diesmal ausgesprochen schön und erhielt den höchsten Platz auf Jans Fieber Kurve. Als er danach neben Niklas lag und vor sich hin träumte, fühlte sich Jan so gut wie schon lange nicht mehr. Niklas war wirklich sein Zuhause, dachte er sich, allen Schwierigkeiten zum Trotz.

Mitte April begann Jans Zivildienst mit einem vierwöchigen Lehrgang in Kiel. Während dieser Zeit in der Zivildienstschule würde er nur am Wochenende nach Hause gehen können. Jan fand den Gedanken, sich eine solchen Erfahrung auszusetzen, ziemlich beunruhigend. Er hatte versucht, den Zivildienst mit allen Mitteln abzuwehren, indem er sich immer wieder Atteste ausstellen ließ und Widerspruch gegen die Bescheide einlegte. Am Ende hatte das alles nichts genutzt. Er konnte es sich überhaupt nicht vorstellen, fünf Tage die Woche zu arbeiten, und dann noch eine so anstrengende Arbeit. Zunächst war Jan ein wenig verzweifelt darüber, dass es ihm nicht gelungen war, den Zivildienst ab-

zuwehren, inzwischen hatte er sich aber mit diesem Gedanken abgefunden. Er spürte auch, dass es ihm nicht wirklich gut getan hatte, so viel freie Zeit zu haben. Eine Zeit lang war es sicher in Ordnung gewesen, aber in letzter Zeit hatte Jan durchaus den Eindruck, dass er sich mehr mit sich selbst beschäftigte, als für ihn gut war.

Nach der Zivildienstschule verbrachte er zwei Wochen auf einer Freizeit mit der Tagesförderstätte an der Schlei. Die Freizeit und auch danach die Arbeit in der Tagesförderstätte war eine echte Herausforderung. Die Pflege der Jugendlichen war nicht nur körperlich anstrengend, sie erforderte auch höchste Aufmerksamkeit die ganze Zeit über. Aber es gab auch immer wieder entspannende Stunden, in denen die Betreuerinnen mit den Jugendlichen in den Wald gingen und dort den Nachmittag verbrachten. Nicht selten machte dabei ein Joint die Runde. Es war das erste Mal, dass Jan vierzig Stunden in der Woche arbeitete; und das in einem Job, der alles andere als einfach war. Aber er war außerordentlich spannend. Jan war gerne mit den durchweg sehr schwer behinderten Jugendlichen zusammen. Überhaupt fiel ihm erst durch den Zivildienst auf, dass er gerne mit behinderten Menschen zusammen war. Es war viel eher seine Welt als die Welt der nichtbehinderten Menschen. Ganz besonders mochte er seine Arbeit, weil dabei manchmal stundenlang nicht geredet wurde.

Jan versuchte immer wieder vergeblich, Max anzutreffen. Doch er schien sehr oft unterwegs zu sein, zumindest abends und am Wochenende. Dass Max ihn auch nicht zurückrief, enttäuschte ihn und machte ihn auch traurig. Schließlich hatte er ihn tatsächlich am Telefon, an einem Sonntagnachmittag. Max sagte, dass er auch ein paar Mal versuchte, Jan zu erreichen, und den ein oder anderen Bauwagenplatzbewohner gebeten hatte, eine Nachricht zu hinterlassen. Bei Jan war aber nichts angekommen. Vielleicht waren seine Mitbewohner tatsächlich verärgert und schrieben deswegen auch keine Nachrichten mehr für ihn auf. Es war ein ausgesprochen warmer Sonntag und Max schlug vor, zusammen zu einem Flohmarkt zu gehen. „Das ist auch nicht weit von hier; da können wir hinlaufen.“ Jan sollte ihn abholen.

Als er in die Wohnung kam, standen Max und Ingve im Flur. „Ingve möchte mitkommen; das ist doch in Ordnung, oder?“, fragte Max. Jan war nicht nur erstaunt, dass Ingve, der ja eigentlich nur zu Besuch war, immer noch da war. Viel mehr erstaunte ihn, dass Max und Ingve genau die gleiche Kleidung tru-

gen, die gleiche Jeans und das gleiche T-Shirt; beide ganz in blau. Obendrein hatte Max jetzt längere Haare und somit auch fast die gleiche Frisur wie Ingve. Sie waren definitiv nicht mehr auseinander zu halten. Wenn Max nicht gesprochen hätte, wäre es Jan kaum mehr möglich gewesen zu unterscheiden, wer von den beiden Max und wer Ingve war. „Ja, natürlich kann Ingve mitkommen“, antwortete er. Auf dem Weg zum Flohmarkt erzählte Max, dass ihm das Studium immer besser gefiel. „Es ist viel besser, etwas zu tun zu haben, als immer nur rumzuhängen“, sagte er. Dabei übersetzte er alle zwei bis drei Sätze für Ingve ins Englische, was er gerade gesagt hatte.

Als er sagte, dass Ingve sich entschieden hätte, erst einmal in Deutschland zu bleiben, zuckte Jan zusammen. Irgendwie gefiel ihm das gar nicht, vor allen Dingen auch nicht die Aussicht, Max nur noch quasi doppelt mitzubekommen. Ingve erklärte, dass er vorhatte, Germanistik zu studieren. Er demonstrierte auch, dass er inzwischen ein paar Worte Deutsch gelernt hatte und sogar Maximilian richtig aussprechen konnte. Jan war bereits aufgefallen, dass Ingve inzwischen Max wie „Max“ und nicht mehr wie „Mäx“ aussprach. Er fühlte sich nach kurzer Zeit aus ihrem Gespräch, in dem es nur ums Studieren ging, ziemlich ausgeschlossen. Es gefiel ihm mittlerweile überhaupt nicht, mit Max und Ingve unterwegs zu sein. Max hatte sich deutlich verändert; er war ganz anders als Jan ihn kennengelernt hatte. Jan versuchte, genau zu benennen, was anders war an Max; es war ihm aber nicht möglich. War es lediglich deswegen, weil er doppelt vorhanden war und sich Jan dadurch zu sehr irritieren ließ? Oder hatte es auch damit zu tun, dass es nicht mehr Winter war und Max T-Shirt statt Kapuzenjacke trug? Jan konnte sich diese Fragen nicht beantworten. Klar war nur, dass er sich in dieser Situation sehr unwohl fühlte, zusammen mit Ingve und Max. Auf dem Flohmarkt angekommen hörte er den beiden gar nicht mehr zu, sondern beobachtete die Leute an den Ständen und ließ sich in seine Gedanken versinken. Nachdem er einige Zeit lang schweigend neben den beiden her gegangen war, beschloss er, den Ausflug zu beenden, „Ich gehe jetzt nach Hause.“ „Jetzt schon?“, antwortete Max, „Nein; lass uns noch einen Kaffee trinken gehen.“ Er schlug ein Schwulencafé in der Nähe vor.

Im Café fragte er, ob Jan immer noch auf dem Bauwagenplatz leben würde; es war während des Ausflugs das erste Mal, dass Max ihn etwas fragte. Jan bejahte und erzählte von seinem Zivildienst. Nachdem Max seine Antwort übersetzt hatte, fragte Ingve, was Jan vorhatte zu studieren, nachdem er den Zivil-

dienst beendet hatte. „Jan doesn't want to study; you know that. We already talked about it“, erklärte Max und Ingve sagte, „Oh yes I remember. You don't like schooling and working and stuff like that.“ Dabei fing er an zu lachen. Max erklärte, dass er auch der Meinung war, dass Jan wenigstens eine Berufsausbildung machen sollte und dass er ja trotzdem Punk bleiben konnte. Jan mochte diese Diskussion nicht und antwortete nur ausweichend. Schließlich hatten sie ihren Kaffee ausgetrunken und brachen danach gleich auf. Als sie sich verabschiedeten, sagte Max, dass er es sehr schön fand, gemeinsam mit Jan und Ingve etwas zu unternehmen. Jan sah den beiden noch einen Moment nach, bis er zu seinem Bauwagen ging. Dort legte er sich auf das Bett und dachte über die beiden Max nach, die sich mehr für sich als für ihn zu interessieren schienen.

Plötzlich klingelte das Telefon. Jan nahm im Halbschlaf den Hörer ab, „Hallo?“ „Hallo?“, klang es aus dem Telefonhörer, „Ist da Jan?“ „Ja.“ „Du wirst dich bestimmt nicht daran erinnern, aber wir haben uns mal getroffen, vor ziemlich langer Zeit.“ Jan fand, dass die Stimme sehr angenehm, vor allen Dingen auch so merkwürdig vertraut klang. „Ah ja?“ fragte er, „Und wer bist du?“ „Jan.“ „Jan?“ War es der Jan, in den Jan während seiner Abiturzeit verliebt gewesen war? Nein, der war es bestimmt nicht; die Stimme passte nicht einmal annähernd. Aber um welchen Jan konnte es sich sonst handeln? „Das hilft dir bestimmt nicht, dich an mich erinnern. Aber, wenn du mich siehst, dann weißt du sofort, wer ich bin. Vielleicht komme ich am besten zu dir. Ich finde ohnehin, wir sollten uns unbedingt wieder treffen.“

Jan fühlte sich richtig verunsichert über diesen eigenartigen Anruf. Aber es war auch klar, dass er erfahren musste, was dahinter steckte. Er hatte sogar das Gefühl, dass es etwas sehr Bedeutsames auf sich hatte mit diesem Anrufer, der vorgab, Jan zu heißen, und so eine sympathische, ja vertraute Stimme hatte. „Ja, in Ordnung. Wann kommst du?“ „In zehn Minuten kann ich bei dir sein; ist das ok?“ „Ja, ok.“ Jan legte den Hörer auf und sprang aus dem Bett. Es war sehr kalt in dem Bauwagen, sodass er sich einen weiteren Pullover unter seinen Kapuzenpullover zog und sich die Kapuze aufsetzte. Erst nach einer Weile fiel ihm auf, dass er diesem Jan gar nicht gesagt hatte, wo er wohnte. Woher wusste er es dann? Jan kam aber gar nicht dazu, sich viele Gedanken dazu zu machen, bevor es an der Tür klopfte, so schnell waren die zehn Minuten vergangen.

Als er öffnete blickte er in ein Gesicht, das ihm sehr vertraut war; es war sein eigenes Gesicht. Es war obendrein eingerahmt von einer Fellkapuze, unter der eine hellbraune Mütze zu sehen war. Ja, das musste er sein, der, den er schon seit seiner Kindheit gesucht hatte. Da war er also, dachte er, sein Zwillingbruder, jetzt endlich hatte er ihn gefunden. Er hatte es schon immer gewusst, dass es ihn geben musste, ihn, Jan. Er hatte einen Parka an, genauso einen, wie er ihn früher hatte, mit einer Mütze unter der Kapuze, die aussah wie die, die er damals zusammen mit seinem Parka bekommen hatte. „Darf ich reinkommen?“, fragte er und Jan ging einen Schritt zur Seite. Nachdem Jan den Parka und die Mütze ausgezogen hatte, war es unübersehbar: Er sah genauso aus wie Jan; sie waren identisch. „Du wusstest nicht, dass du einen Zwillingbruder hast, nicht wahr? Ich habe es auch erst vor ein paar Wochen erfahren, und mich dann auf die Suche gemacht.“ „Nein, ich wusste es nicht“, antwortete Jan, „Aber geahnt habe ich es. Ich habe immer wieder davon geträumt, dich zu treffen.“

Plötzlich sagte Jans wieder gefundener Zwillingbruder, „Johannes. So heißt du doch in Wirklichkeit, stimmt's? Jan ist ja mein Name, nicht deiner.“ „Ich mag Johannes als Namen aber nicht“, antwortete Jan, „Vielleicht können wir ja beide Jan heißen?“ „In Ordnung“, sagte der echte Jan, der aber nicht Jan war, nach einer Pause, „Aber, wenn ich mit dir meinen Namen teile, was teilst du dann mit mir?“ In diesem Moment schreckte Jan auf und saß schweißgebadet auf seinem Bett. Er schaute sich um, um sich zu vergewissern, dass er gerade geträumt hatte und nicht etwa ein Zwillingbruder von ihm im Bauwagen war. Er brauchte eine Weile, bis er wieder das Gefühl hatte, aus dem Traum erlöst und in der „realen“ Welt wieder angekommen zu sein.

Wie funktioniert das mit dem Sex?

Inzwischen war es richtig Sommer geworden. Jan hatte sich seit der Verabredung auf dem Flohmarkt nicht mehr mit Max getroffen. Sie hatten allerdings ein paar Mal telefoniert; zwei Mal, um genau zu sein. Max erzählte im Wesentlichen von seinen Erlebnissen mit Ingve und davon, wie glücklich er sich mit ihm fühlte; die Semesterferien hatten begonnen, sodass die beiden viel Zeit miteinander verbringen konnten. Jan schlug beide Male keine Treffen vor, aber er hoffte, dass Max den Wunsch äußerte, ihn zu sehen. Doch Max traf keine Verabredungen und so blieb es bei den Telefonaten. Jan war hin und her gerissen,

auf der einen Seite Max gerne wieder sehen zu wollen, auf der anderen aber nicht noch einmal so ein Erlebnis mit den zwei Max zu haben, wie zuletzt, als sie zusammen auf dem Flohmarkt waren.

Obendrein fühlte er sich zurzeit mit Niklas gut; wirklich gut. Er war nur noch selten in seinem Bauwagen, weil er sich fast nur noch in Niklas' Wohnung aufhielt. Sie war inzwischen gänzlich sein neues Zuhause geworden, obwohl er dort kein eigenes Zimmer hatte. Das störte ihn eigentlich nicht. Zum einen waren Niklas und er viel zusammen unterwegs und zum anderen waren auch Henry, Niklas' Mitbewohner, wirklich nett und umgänglich. Oft unternahmen sie zu dritt etwas, gingen etwa zusammen ins Freibad oder zu einer Demonstration, bastelten Transparente oder diskutierten einfach nur über politische und philosophische Themen.

Am schönsten aber waren die Tage, an denen Jan nur mit Niklas zusammen war. Dann kuschelten sie oft ausgiebig, was jedes Mal in Jans „Fieberkurve“ durch eine hohe Bewertung festgehalten wurde. Am spannendsten war es, wenn Niklas ihn festhielt oder zum Spaß androhte, ihn festzubinden, was er allerdings nie wahr gemacht hatte. Niklas' Lächeln, seine Stimme, wenn er sagte, „Ich mag dich so wie du bist“ – meistens nachdem er gesagt hatte, dass er ihn ziemlich verrückt fand. Das vermochte Jan wie nichts anderes mit dieser Welt zu versöhnen, die ihm immer sehr fremd geblieben war. Er war überzeugt, dass es ein außerordentlicher Glücksfall war, Niklas kennengelernt zu haben. Auch wenn Niklas weder mit Kapuzen noch mit Fesselungen etwas anfangen konnte; das war wirklich zweitrangig.

Einer der wenigen Anlässe, zu denen Jan sich noch in seinem Bauwagen aufhielt, waren seine Fesselungsexperimente. Er hatte sich damit abgefunden, dass Niklas keinen Gefallen daran finden konnte, ihn zu fesseln. Um dennoch ab und zu in den Genuss dieser angenehmen und entspannenden Gefühle zu kommen, schloss er sich in seinem Bauwagen ein und fesselte sich mit seinen Handschellen selbst und genoss es anschließend, gefesselt zu sein. Damit hatte Jan erst vor einigen Wochen begonnen und er tat es seitdem vielleicht einmal in ein bis zwei Wochen. Bereits nach kurzer Zeit hatte sich Jan an diese Selbstfesselungen gewöhnt, als wenn es das morgendliche Zähneputzen wäre. Es entspannte ihn spürbar und tat ihm auch ansonsten sehr gut.

Beim ersten Mal hatte er sich einfach nur die Handschellen auf dem Rücken angelegt und verbrachte so, mit den Händen auf dem Rücken, gut drei Stunden im Bauwagen. Anschließend übernachtete er auch im Bauwagen, damit Niklas nicht die Abdrücke an seinen Handgelenken sah. Bereits für das nächste Mal hatte er sich Ketten und Karabinerhaken besorgt, damit er sich noch fester fesseln konnte. Er kettete sich seine Beine zusammen und auch noch an einem Stuhl fest, damit er nicht mehr aufstehen konnte. Und dann wieder die Hände auf den Rücken, wobei die Handschellen zusätzlich mit einem Karabinerhaken am Stuhl befestigt waren. Es fühlte sich wirklich gut an, er konnte sich kaum mehr bewegen. Jan fragte sich dabei immer wieder, ob das, was er dabei verspürte, erotische Gefühle oder doch etwas ganz anderes war. Er kam zum Schluss, dass Fesselungen und Sex vielleicht doch so unterschiedliche Dinge waren, dass es gar nicht passte, beides miteinander zu vermischen. Sehr wahrscheinlich war diese Form der Selbstfesselung die angemessenste Art und Weise, sich die ersehnten Gefühle und Entspannung zu verschaffen.

Als er sich – wiederum nach längerer Zeit – wieder befreien wollte, merkte er, dass es deutlich schwieriger war, als sich nur aus den Handschellen zu befreien. Darin, die Handschellen zu öffnen, war er routiniert, auch mit den Händen auf dem Rücken. Aber so, an den Stuhl gekettet, war es etwas anderes, obwohl er mit seinen Händen kaum weniger Bewegungsspielraum hatte als sonst. Irgendwie machte sich dabei bemerkbar, dass in seinem Körper viel mehr Spannung war als sonst. Er brauchte etliche Anläufe, bis es ihm endlich gelang, seine Hände zu befreien. Bis dahin hatte er zwei Mal ejakuliert und sich die Handgelenke richtig wund gescheuert. Üblicherweise kam es aber bei den Fesselungen nicht zu einem Samenerguss. Es war vielmehr so, dass Jan, während er gefesselt war, einfach nur die Gefühle beobachtete, die durch seinen Körper fluteten, und genoss, ihnen nachzuspüren. Aber diesmal war es viel intensiver als sonst; vor allen Dingen, während er versuchte, sich wieder zu befreien. Danach empfand er eine unglaublich tiefe Entspannung, die noch mehrere Tage spürbar anhielt.

Das Risiko, sich nicht mehr selbst befreien zu können, war ohne Zweifel ein besonderer Reiz. Jan plante seine Fesselungen immer so, dass die Selbstbefreiung gerade noch möglich war; dass sein Bewegungsspielraum es gerade eben noch zuließ, den Schlüssel zu greifen und die Handschellen zu öffnen. Die Befreiung aus der Fesselung war daher ein sehr spannender Teil der Übung.

Manchmal sogar ein richtig aufregender, wenn Jan mehrere Versuche benötigte und befürchten musste, sich gar nicht mehr befreien zu können. Dann entlud sich die Spannung in der Regel in einer Ejakulation. Jan mochte das Wort „ejakulieren“ immer noch; viel lieber als „abspritzen“ beispielsweise.

Diesmal hatte er sich überlegt, etwas anderes auszuprobieren, und dafür Niklas' Handschellen mitgenommen. Er hatte noch keinen genauen Plan, wie er sich fesseln wollte, aber es sollte etwas anderes sein, als die Hände auf dem Rücken zu haben. Auf dem Weg zum Bauwagen fiel ihm ein, wie er – als er noch ein Kind war – von seinem Freund Kay an den Pfosten in der Grotte gestellt wurde. Wie ihm dabei die Hände rechts und links neben seinem Kopf an einem Balken festgebunden waren. Und wie er sich fühlte, als Kay ihn einmal fast einen ganzen Nachmittag lang so stehen ließ. Es war, wie wenn es erst vor ein paar Tagen geschehen war; bis auf Kays Gesicht, an das konnte er sich nicht erinnern. Das war doch eine gute Idee, dachte er sich, und als er ankam, hatte bereits einen Plan im Kopf, wie er so eine Fesselung in seinem Bauwagen realisieren konnte.

Der hatte, wie sich schnell herausstellte, die optimale Breite dafür, sodass Jan nur noch zwei Haken an die Wände schrauben musste, um die Handschellen daran zu befestigen. Entscheidend war dabei, den Schlüssel so zu deponieren, dass er ihn mit dem Mund erreichen konnte, während seine Hände an die jeweils gegenüberliegenden Wände gefesselt waren. Dann musste er natürlich noch eine der beiden Handschellen mit dem Schlüssel im Mund öffnen können. Er bemaß alles so, dass dies gerade noch möglich war und übte vorher, die Handschellen mit dem Mund zu öffnen; das war gar nicht so einfach. Dann schloss er zuerst seine linke Hand an die dafür vorgesehenen Handschellen und legte seine rechte in die andere, um sie dann an der Wand zuzudrücken.

Gleich darauf machte sich ein angenehmes, beruhigendes Gefühl in seinem Körper breit. Jan schloss die Augen und sah Kay vor ihm stehen, der sagte, „Wenn dir langweilig ist, kannst du dir ja einen runterholen“, bevor er sich umdrehte und ging. Jan fiel auf, dass Kays Gesicht vollkommen unscharf war, während er seine Stimme dagegen deutlich hören konnte. An die Stimme konnte er sich erstaunlich gut erinnern, obwohl diese Geschichte mit Kay wirklich sehr lange her gewesen war; Jan konnte sich noch nicht einmal erinnern, wie lange, es waren auf jeden Fall deutlich mehr als zehn Jahre. Nachdem er eini-

ge Zeit lang vor sich hin geträumt hatte, wurden ihm zunehmend die Arme schwer. Die Entfesselung stellte sich als ein fast unmögliches Unterfangen heraus. Jan war schon kurz davor, aufzugeben und um Hilfe zu rufen. Schließlich gelang es ihm, den Schlüssel mit dem Mund in das Handschellenschloss zu bugsieren und herumzudrehen. Erschöpft von dieser Anspannung und einigen Samenergüssen, ließ er sich danach gleich auf sein Bett fallen. Bevor er einschlieft, träumte er von dem kleinen Johannes, der in einem dunklen, unterirdischen Keller an einem Balken festgebunden war.

Jan war gerade auf dem Weg zu seinem Bauwagen und lief am Küchenwagen vorbei, als einer seiner Mitbewohner auf dem Platz ihn rief. „Jan, Telefon für dich.“ Jan kam sofort in den Kopf, dass es Max sein musste, und wunderte sich aber auch über diesen Gedanken. Max hatte er schon lange nicht mehr gesehen oder gesprochen. „Hi Jan“, sagte er, „Wir haben ja wirklich schon lange nichts mehr voneinander gehört.“ „Über zwei Monate“, antwortete Jan, „Und gesehen haben wir uns das letzte Mal im Mai; da kann ich mich gar nicht mehr daran erinnern.“ „Ja, tut mir leid.“ „Da braucht dir nichts leid tun“, entgegnete Jan. Er fühlte sich gerade außergewöhnlich gut. Max sagte, dass er ihn gerne wieder einmal sehen wollte und lud Jan zum Essen ein. „Aber ohne Ingve“, sagte Jan. „Wieso? Hast du etwas gegen ihn?“ Jan erklärte, dass er gerne mit Max etwas alleine unternehmen wollte. Max schlug dann den kommenden Samstag Abend vor. Da hatte ein Freund der WG eine Geburtstagsfeier, zu der alle eingeladen waren – auch Ingve.

Als Jan an diesem Samstag bei Max ankam, waren seine Mitbewohner noch alle da. Max sagte ihm aber gleich, dass sie demnächst aufbrechen würden. Max' Haare waren immer noch genauso lang wie Ingves; sie sahen beide wieder völlig gleich aus und trugen obendrein die gleichen Sachen. Sie hatten beide ein Hemd an, das Jan an Max noch nie gesehen hatte. Eigenartigerweise fand er, dass es gut zu Ingve passte, aber gar nicht zu Max; abgesehen davon, dass Jan generell Hemden eigentlich nicht mochte. Objektiv betrachtet sahen aber beide absolut gleich damit aus; es musste also auch gleich gut oder gleich schlecht zu beiden passen. Dass es aber nicht so war, fand Jan ziemlich verwirrend.

Ingve sprach mittlerweile ein wenig Deutsch und begrüßte Jan mit „Hi Jan, wie geht's dir?“ Der skandinavische Akzent machte ihn irgendwie sehr sympa-

thisch, fand Jan. Vielleicht war Ingve sozusagen der bessere – oder besser passende – Max? Sollte Jan vielleicht eher Ingve kennenlernen, als die Zeit mit Max zu verbringen? Jan war ziemlich irritiert darüber, dass ihm solche Gedanken in den Sinn kamen. „Komm mit in mein Zimmer“, sagte Max, „Ich hab da was leckeres, als Aperitif.“ Er schloss die Tür, nachdem ihm Jan in sein Zimmer gefolgt war. Jan setzte sich auf Max' Bett und sah Max zu, wie er eine Flasche Sherry und zwei Gläser aus dem Schrank holte. „Dry“, sagte er, bevor er die Flasche öffnete. „Dry“, echote Max' Stimme immer wieder in Jans Kopf, während Max den Sherry einschenkte und sich neben Jan auf das Bett setzte; „Dry“, wiederholte Jan und Max antwortete, „Ja, dry“.

Sie saßen schweigend nebeneinander und tranken den Sherry, der wirklich sehr gut war. Nachdem sie lange Zeit auf dem Bett saßen und ihre Sherrygläser ansahen – Max hatte mittlerweile schon einmal nachgeschenkt – hörten sie, wie Max' Mitbewohner endlich die Wohnung verließen. Ingve klopfte, schaute in das Zimmer und sagte „Tsüß.“ Das hörte sich ausgesprochen komisch an. Dann hörten sie, wie die Wohnungstür sich schloss. „Er ist wirklich süß, nicht?“, sagte Max und Jan fing an zu lachen, wobei er Ingve nachmachte, „Tsüß“. Max lachte auch und mit einem Mal, ganz plötzlich fühlte es sich für Jan richtig vertraut an, neben Max zu sitzen. Jan legte seinen Arm um Max' Hüfte und berührte mit seinem Gesicht Max' Haare, an deren Länge er sich nicht gewöhnen konnte. Sie gingen Max bis über die Ohren und Jan fand, dass sie überhaupt nicht zu ihm passten, genauso wenig wie das Hemd; kurze Haare und Kapuzenpullover standen ihm eindeutig besser.

„Gehen wir in die Küche“, sagte Max, „Ich habe schon Hunger.“ Auf dem Weg in die Küche spürte Jan schon deutlich die zwei Gläser Sherry, die er getrunken hatte. Max hatte die Flasche mitgenommen und in der Küche ein drittes Mal nachgeschenkt. Er hatte sich aus einem Kochbuch ein Fischgericht ausgesucht. Jan mochte Fisch ja überhaupt nicht, aber er konnte eigentlich alles essen, wenn es sein musste; er entschied sich, nichts deswegen zu sagen. Der Fisch war glücklicherweise schon bratfertig zubereitet und hatte weder Kopf noch Flossen und auch nur wenig Gräten. Zum Essen öffnete Max eine Flasche Weißwein. Er erzählte von seinem Studium und davon, dass er zwei Wochen lang bei seinen Eltern war. Jan erzählte von seinem Zivildienst. Die Erfahrungen, die er mit den behinderten Jugendlichen machte, beschäftigten ihn sehr. Ohne, dass er wusste warum, berührte ihn seine Arbeit unerwartet tief.

Plötzlich fragte Max, „Und dir geht es wirklich gut?“ Jan konnte das wirklich so sagen. Er verschwieg auch nicht, dass er sich gerade sehr gut mit Niklas verstand und in der Beziehung richtig gut fühlte. „Das ist ja schön“, sagte Max, „Ich fühle mich mit Ingve auch richtig gut; es ist wie ein neues Leben, wirklich. Es ist doch schön, dass wir beide jeweils einen guten Weg für uns gefunden haben, nicht?“ Ja, Jan fand es eigentlich auch schön. Max hatte recht; für eine richtige Beziehung waren sie wirklich zu verschieden. Außerdem war auch völlig klar, dass Jan für ihn unmöglich den Zwillingenbruder spielen konnte. Da war Ingve eindeutig besser geeignet.

„Und der Sex?“, fragte Max. „Der Sex? Was meinst du damit?“ „Naja, so die Probleme, die du da hast; klappt das mit Niklas?“ „Ich habe keine Probleme mit Sex“, erwiderte Jan, „Das funktioniert bei mir halt ein bisschen anders. Das hat mit Problemen nichts zu tun.“ „Ach so“, sagte Max, „Naja, ich meinte auch eher das mit dem schwulen Sex; mit dem richtigen Sex.“ „Niklas und ich kommen ganz gut damit klar.“ Das stimmte so uneingeschränkt zwar nicht, aber Jan wollte nicht, dass Max ihn als jemanden einordnete, der Probleme mit Sex hatte. Er fühlte sich auch nicht so; seine Sexualität funktionierte einfach nur anders als bei vielen anderen. Das war auch alles. „Sex mit Ingve ist wirklich großartig“, sagte Max, „Es spielt doch eine wichtige Rolle, mit wem man es versucht. Ingve und ich haben so ein unglaublich gutes Gespür füreinander. Es ist faszinierend; es ist, als wenn wir wirklich Zwillinge wären.“

Jan trank den Rest aus seinem Weinglas und fragte Max, ob er nicht noch eine Flasche hatte. Max hatte natürlich noch eine, die er auch gleich holte und öffnete. „Ihr liebt euch wirklich, ihr beiden, nicht wahr?“, fragte Jan und Max antwortete, „Ja. Ich kann es gar nicht beschreiben.“ „Nur mit den Kapuzen hat er es nicht so, habe ich den Eindruck“, entgegnete Jan. Ihm fiel auf, dass er inzwischen so betrunken war, dass er Mühe hatte, sich deutlich zu artikulieren. Max lachte, „Jetzt ist es ohnehin zu warm für Kapuzen. Und außerdem habe ich dafür ja dich.“ Jan trank noch einen Schluck von dem Wein und fühlte sich danach endgültig zu betrunken, um das Gespräch weiter zu führen. Es war höchste Zeit zu gehen. „Ja, du hast recht“, sagte Max, „Ich muss jetzt auch dringend ins Bett.“ Als Jan aufstand, bemerkte er erst, wie betrunken er wirklich war. Er musste sich am Tisch festhalten, um nicht umzukippen und setzte sich dann lieber wieder. „Bist du sicher, dass du jetzt noch nach Hause kommst?“, fragte Max. „Nein, ich glaube nicht; ich habe doch zu viel getrunken.“ Max half

Jan, in sein Zimmer zu kommen, und ließ ihn in sein Bett sinken. Jan blieb liegen, ohne sich auszuziehen; er bemerkte noch, dass Max sich auch nicht ausgezogen hatte, als er sich neben ihn legte, und schlief dann gleich ein.

Als Jan am nächsten Morgen aufwachte, lag er alleine in Max' Bett. Er hatte ziemlich starke Kopfschmerzen und fühlte sich auch sonst richtig verkatert. Max öffnete vorsichtig die Tür und setzte sich zu ihm, „Geht's dir gut?“ „Nein, überhaupt nicht.“ „Ich habe auch einen Kater“, sagte Max, „Aber jetzt geht es wieder. Ich bring dir eine Aspirin.“ Dann ging er und kam mit einem Glas Wasser wieder. Jan nahm gleich zwei Tabletten; dass Max seinen Kopf in die Hand nahm und abstützte, während er die Aspirin einnahm, tat ihm richtig gut. „Wir frühstücken gleich“, sagte Max, „Meinst du, du bist in der Lage aufzustehen?“ Jan versuchte zu lachen und sagte, „Naja, so schlimm ist es auch wieder nicht. Gib mir noch zehn Minuten, ok?“ Max war richtig bunt angezogen; er trug seine Designer-Jeans und ein rotes T-Shirt.

Als Jan in die Küche kam, saßen schon alle am Tisch. Es war das erste Mal, dass er Max' Mitbewohner alle auf einmal sah. Ingve saß zwischen Max und Oskar und hatte wie Max eine blaue Jeans und ein rotes T-Shirt an. Jan fragte sich, ob Ingve und Oskar immer noch eine Beziehung miteinander hatten, oder ob Ingve schon ganz zu Max gewechselt war. Der schien sich auf jeden Fall wohl zu fühlen, seinen verliebten Zwilling auf der einen und seinen Partner, oder vielleicht auch ehemaligen Partner, auf der anderen Seite zu haben.

Nach dem Frühstück ging Jan zu seinem Bauwagen und legte sich dort noch einmal ins Bett. Die Kopfschmerzen waren dank der Aspirin Tablette einigermaßen abgeklungen, aber gut fühlte er sich dennoch nicht. Während er auf dem Bett lag, überlegte er sich, was Max wohl unter „richtigem Sex“ verstand. Klar war auf jeden Fall, dass es weder mit Kapuzen noch mit Fesselungen zu tun haben konnte. Er fragte sich, ob Max und Ingve wohl das praktizierten, was er in der Schule als „Geschlechtsverkehr“ kennengelernt hatte und wer von den beiden dabei wohl welche Rolle spielte. Während er versuchte, sich Max und Ingve beim Sex vorzustellen, spürte er zwischen seinen Beinen den stechenden Schmerz, der immer dann auftrat, wenn seine Vorhaut zu sehr zurückgezogen wurde. Obwohl so etwas erst zwei Mal passiert war, genügte es offenbar, bei Jan einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen; so nachhaltig, dass der

Gedanke daran schon genügte, das Schmerzerlebnis mit aller Deutlichkeit in Erinnerung zu rufen.

Jan empfand den Umstand, dass Max im Gegensatz zu ihm durchaus in der Lage war, „richtigen“ schwulen Sex zu praktizieren, als etwas, was sich zwischen ihm und Max stellte. Dennoch ließ es sich nicht verbergen, dass Max in ihm einiges ansprach, was ansonsten nicht in Jans Leben aufgetaucht war; er war immerhin der einzige, den er kannte, der auch so ein besonderes Verhältnis zu Kapuzenpullovern hatte. Am Nachmittag fühlte er sich wieder deutlich besser und entschied sich, nicht in den Bauwagen, sondern gleich zu Niklas zu gehen. Die Geborgenheit, die er in Niklas' Gegenwart spürte, bedeutete ihm wirklich viel, mehr als alles andere.

Die folgende Zeit musste Jan täglich an Max denken, und nach etwa zwei Wochen rief er ihn an, um sich mit ihm zu verabreden. Max war alleine zu Hause und schlug vor, zusammen spazieren zu gehen. Er hatte Ingves blau-roten Kapuzenpullover an. „Den hat mir Ingve geschenkt“, sagte Max und zog dabei die Kapuze über seinen Kopf, „Er trägt ihn sowieso nicht.“ Jan fand, dass Max darin gut aussah; vor allen Dingen mit der Kapuze auf dem Kopf. Im Vergleich zu ihrem letzten Treffen wirkte Max aber deutlich distanzierter. Er redete nicht sehr viel, was es schwierig machte, überhaupt ein Gespräch aufkommen zu lassen. „Und mit Ingve ist es immer noch gut?“, fragte Jan. „Ja, super. Er ist wirklich ein großartiger Mensch, wirklich. Du solltest ihn eigentlich auch mal besser kennenlernen. Dann wirst du mich richtig beneiden.“ „Ich wäre ja mit einem Max schon zufrieden“, antwortete Jan. Max schwieg dazu. Nach einer Weile erzählte er, dass sich Ingve in Deutschland inzwischen richtig heimisch fühlte und dass sie geplant hätten, zusammen nach Norwegen zu fahren, noch bevor das Semester wieder anfing. „Und von deinem Mitbewohner hat sich Ingve getrennt?“, fragte Jan schließlich. Diese Frage ging ihm ja immer wieder durch den Kopf, wie das funktionierte mit diesem Dreiecksverhältnis. Max reagierte ausweichend und sagte, dass er darüber nicht reden wollte. „Naja, das ist nicht so einfach“, sagte er dann, ohne weiter erklären zu wollen, warum.

Noch bevor sie den Platz am Elbufer erreicht hatten, den Max-Platz, sagte Max, dass er sich nicht „gesellschaftsfähig“ fühlte. „Es ist das Beste, wenn ich wieder nach Hause gehe. Ich hoffe, du bist mir deswegen nicht böse – es hat nichts mit dir zu tun, wirklich nicht.“ Zum Abschied hielt Max Jan mit beiden

Händen am Kopf und gab ihm einen Kuss; so etwas hatte er bis dahin noch nie getan. Immer wieder musste Jan an das Thema Sex denken, daran, dass es scheinbar unmöglich war, so wie er keinen richtigen Sex zu können. Niklas und Max und auch seine frühere Liebe, Jan, hatten ja vergleichsweise viel Verständnis für die Art und Weise, wie seine Sexualität funktionierte. Aber dennoch war deutlich zu spüren, dass sie es nur schwer nachvollziehen konnten. Sie ließen sich darauf ein, weil sie andere Gründe hatten, sich auf Jan einzulassen, und das mit dem Sex dafür in Kauf nahmen. Zu „normalen“ Schwulen war dagegen die Distanz, die durch diese unterschiedlichen Sexualitäten entstand, definitiv unüberbrückbar. Das Thema Sex war offensichtlich für fast alle Schwule außerordentlich wichtig – selbst für Niklas war es immer noch ziemlich wichtig, obwohl er zu den Schwulen gehörte, denen es vergleichsweise wenig wichtig war.

Jans Erfahrung war, dass es noch nicht einmal möglich war, sich darüber zu verständigen. Selbst, wenn es ihm gelungen war zu sagen, dass „das mit dem Sex“ bei ihm anders funktionierte, war dann dennoch die Überraschung groß, wie anders seine Sexualität war. Meistens gelang es ihm nicht einmal, es vorher zu thematisieren oder es wurde gar nicht erst verstanden. Dafür stand fast schon paradigmatisch das Wort „Phimose“, welches als eine der wenigen Brücken zur Verständigung in der Regel auch schon nicht verstanden wurde. Jan dachte auch oft darüber nach, dass er eigentlich gut auch auf Sex verzichten konnte. Zumindest auf das, was von scheinbar fast allen als Sexualität empfunden wurde. Ihm würde es vollkommen genügen, ab und zu gefesselt zu werden, oder auch mit jemandem wie Max im Winter Spaziergänge zu unternehmen – mit Kapuze auf dem Kopf. Der einzige Grund, warum er sich auf Sex einließ, war sein Wunsch, mit anderen Schwulen in Kontakt zu kommen und seine Isolation zu überwinden. Folgerichtig war Niklas auch der einzige, mit dem er Sexualität praktizierte; weil sie sich zumindest ein Stück weit auf einander einlassen konnten weil es wohl zu einer Partnerschaft dazugehörte.

Mit solchen Gedanken saß Jan schon eine ganze Weile auf dem Bett in seinem Bauwagen. Er war eigentlich gekommen, sich selbst zu fesseln und dabei zu entspannen, so wie es inzwischen zu einer Routine geworden war. Doch seine Gedanken hinderten ihn gerade daran, sich auf Fesselungen einzulassen. Schließlich entschied er sich, sich wenigstens die Handschellen anzulegen – wie üblich mit den Händen auf dem Rücken. Während er in Handschellen auf

dem Stuhl saß, kam ihm der Gedanke, dass er sich tatsächlich danach sehnte, jemanden zu treffen, der ihm glich, so wie Max und Ingve sich glichen; der genauso wie er war. So jemanden zu treffen, das war eine Sehnsucht, die ihn bereits sein ganzes Leben lang verfolgte. Er überlegte sich, wie es wohl anfühle mit so einem zweiten Jan, der natürlich anders als er selbst ein echter Jan wäre, einer, der wirklich Jan hieß. Und wie es vor allen Dingen wäre, was den Sex anging. Er träumte, wie er sich selbst begegnete, wie sein zweites Ich zu ihm sagte, „Hallo Jan; endlich habe ich dich gefunden, nach so langer Zeit. Jetzt werde ich dich nicht mehr gehen lassen.“ Dabei zog er die Handschellen aus seiner Jackentasche und fesselte damit Jans und sein Handgelenk aneinander. „Damit wir uns nicht mehr verlieren“, sagte er, „nie mehr.“

Einige Tage später, als sie sich abends gerade zum Kuschn ins Bett gelegt hatten, fragte Niklas plötzlich, „Bis du eigentlich zufrieden?“ Jan war etwas verwundert über diese Frage; ja, er war zufrieden, er fühlte sich in Niklas' Gegenwart richtig wohl und war sogar sehr zufrieden. „Ich meine, was unseren Sex angeht“, erläuterte Niklas, „Es ist halt jedes Mal ähnlich, das mit dem Kuschn und so. Ich finde, es könnte durchaus auch etwas spannender sein, du nicht?“ Jan war etwas verunsichert. Natürlich fand er auch, dass es spannender sein könnte; dazu würde es ja schon genügen, wenn ihn Niklas ab und zu dabei fesseln würde. Konnte es sein, dass Niklas auch Lust hatte, Jan zu fesseln oder gar selbst gefesselt zu werden, und sich nur nicht traute, es zu tun?

Da er sich unsicher fühlte, was er dazu sagen sollte, fragte er, „Was würde es denn für dich spannender machen?“ „Naja“, antwortete Niklas, „Da gäbe es so einiges. Zum Beispiel hätte ich mal wirklich Lust, dich zu vögeln. Zumindest probieren können wir es mal. Und du, was fändest du spannend?“ Jan zögerte; sollte er das mit dem Fesseln bei dieser Gelegenheit noch einmal ansprechen? Schließlich entschied er sich, es lieber nicht anzusprechen; er war sich zu unsicher, ob es dafür wirklich eine gute Gelegenheit war. „Vögeln ist ok“, sagte er, „Das können wir tatsächlich mal probieren.“ Jan überlegte sich, warum es „vögeln“ hieß, obwohl es mit Vögel eigentlich nichts zu tun hatte. Gerade in Hinblick auf Sexualität trieb die deutsche Sprache doch die eigenartigsten Stilblüten.

Niklas stand auf und holte eine Tube aus dem Badezimmer. „Das ist Gleitcreme“, sagte er, „Damit sollte es auf jeden Fall funktionieren. Vielleicht probie-

ren wir es im Knien?“ Jan stand auf und kniete sich auf das Bett. Er spürte, wie Niklas zuerst seine Pobacken streichelte und dann die kalte Gleitcreme zwischen ihnen verteilte. Das fühlte sich zwar alles etwas ungewohnt an, aber eigentlich auch ganz gut. Jan fand, es war eine gute Idee, mal etwas anderes auszuprobieren. Viel besser wäre natürlich gewesen, dabei gefesselt zu sein, wobei allerdings die Hände auf dem Rücken bei dem, was Niklas vorhatte, im Weg gewesen wären. Niklas' Schwanz war dabei spürbar steif; ihm schien es also zu gefallen. Das eigentliche „Vögeln“ hatte aber nicht wirklich geklappt; dafür waren beide scheinbar zu sehr angespannt. Jan fand das aber nicht schlimm; es war auch so sehr schön, Niklas zwischen seinen Pobacken zu spüren. Allerdings war auch klar, dass er es nicht so richtig spannend fand, so spannend etwa, wie gefesselt zu sein. Nach einigen Versuchen ließ sich Niklas auf das Bett fallen und sagte, „Ich kann nicht mehr.“ Jan legte sich auch wieder hin und drückte sich eng an Niklas. Das anschließende Kuschneln war wie immer sehr schön und erhielt von Jan eine Bewertung im oberen Drittel.

Jan hatte bereits einige Male versucht, Max anzurufen, als einer von Max' Mitbewohnern am Telefon sagte, „Ich geb dir mal Ingve; der will mit dir reden.“ „Hi Jan“, sagte Ingve, „Ich brauche deine Hilfe und möchte mich mit dir treffen.“ Er machte den Vorschlag, Jan in seinem Bauwagen aufzusuchen. Als Ingve vor seiner Tür stand, dachte Jan zuerst, es wäre Max. Aber schon sein „Hi“ machte klar, dass er Ingve war, Max' unechter Zwilling. „Max geht es überhaupt nicht gut“, sagte er gleich mit seinem skandinavischen Akzent, „Ich weiß nicht, was ich tun soll; du musst mir helfen.“ Er erzählte halb auf Deutsch, halb auf Englisch, dass Max für ihn nur eine Affäre gewesen war. Er fand es spannend, jemanden zu kennen, der genauso aussah wie er selbst, aber eigentlich fand er, dass Max und er doch zu verschieden waren; nicht äußerlich, aber als Persönlichkeiten.

Für ihn war auch immer klar, dass er bei Oskar, Max' Mitbewohner, bleiben würde. „Ich liebe Oskar; I love him“, sagte er auf Deutsch und auf Englisch, um es zu bekräftigen. Max war für ihn eine spannende Affäre, aber keine Liebesbeziehung. Oskar ging Ingves Verhältnis mit Max schließlich zu weit, sodass er Ingve vor die Entscheidung zwischen beiden stellte. Für Ingve war es aber keine richtige Entscheidung, da er nie vorgehabt hatte, sich von Oskar zu trennen. Er sagte, dass ihm erst klar geworden war, dass sich Max in ihn richtig verliebt hatte, als er ihm sagte, dass Oskar eifersüchtig geworden war. Bis dahin glaub-

te Max, dass er sich für ihn von Oskar trennen würde. „I made a really big mistake“, sagte er am Ende. Jan hörte sich diese Geschichte fassungslos an; der arme Max. Ihm war regelrecht zum Heulen zumute, als er sich vorstellte, wie Ingve Max die Zwillingsbruderschaft aufkündigte. Ingve bat Jan, mit ihm mitzukommen und sich um Max zu kümmern.

Jan begleitete Ingve nach Hause und klopfte an Max' Zimmer. Nachdem nichts zu hören war, klopfte er noch einmal und ging schließlich ohne Aufforderung hinein. Max lag auf dem Bett und vergrub sein Gesicht in das Kissen; er hatte Ingves Kapuzenpullover an. Jan setzte sich zu ihm auf das Bett und legte seine Hand auf seinen Rücken. Max rührte sich kein bisschen, als würde er sich tot stellen wollen. Jan wusste nicht, was er sagen sollte. „Ich weiß nicht, was ich sagen soll“, sagte er schließlich, um überhaupt irgendetwas zu sagen. Max drehte sich um und sah ihn mit verheulten Augen an. „Schon gut“, sagte er mit leiser Stimme, „Ich komme schon klar.“ „Naja“, sagte Jan, „Ingve hatte mir erzählt, dass du dich schon seit einer Woche in deinem Bett verkriechst.“

Er dachte daran, dass er selbst mehr als zwei Jahre gebraucht hatte, um nach seiner Trennung von Jan damals wieder Boden unter den Füßen zu spüren. Dabei wunderte er sich über diese Redewendung, „Boden unter den Füßen spüren“. War es wirklich so, dass es sich wie im freien Fall anfühlte, einen geliebten Menschen zu verlieren? Musste es sich dann nicht frei anfühlen, frei von all den Kräften, die an einem zerrten? Vielleicht war es ja gar nicht so gut, Boden unter den Füßen zu spüren; vielleicht war genau das die Ernüchterung, nachdem man in der Schwerelosigkeit einer Zwillingsbruderschaft „auf den Boden der Tatsachen“ angekommen war. Jan dachte darüber nach, dass die Sprache einige ausgesprochen merkwürdige Geheimnisse barg, die sich ihm nicht so richtig offenbaren wollten.

„Ich brauche jetzt einfach Zeit“, sagte Max, „Lass mich jetzt alleine. Ich mag nicht, dass du mich einem solchen Zustand mitbekommst.“ Jan hätte gerne noch etwas gesagt, was Max hätte aufmuntern können; es fiel ihm aber nichts hilfreiches ein. Max stand schließlich auf und sagte, „Ich bring dich zur Tür.“ Auf dem Weg zur Tür sagte Jan, dass er immer für ihn da wäre, wenn er ihn brauchte und zog ihm zum Abschied die Kapuze über den Kopf, „Warte ab; der nächste Winter kommt bestimmt.“ Dann küsste er ihn auf den Mund, während

er seinen Kopf hielt. Damit konnte er Max noch ein gequältes Lächeln abringen, bevor er ging.

Er sah die folgende Zeit immer wieder nach ihm und meistens waren die Besuche ähnlich kurz wie dieser. Max verharrte in seiner Trauer um Ingve und sagte mal, dass er sich nie wieder auf jemanden einlassen können würde, mal, dass er die Hoffnung hatte, Ingve könnte sich doch noch umentscheiden. Jan spürte dabei jedes Mal eine unüberwindliche Distanz zu ihm; der verlorene Ingve schien das Einzige zu sein, woran er überhaupt noch denken konnte. Nach ein paar Wochen hörte er auf, Max zu besuchen, nicht ohne ihm zu sagen, dass er sich jederzeit bei ihm melden konnte. Dafür gab er Max auch Niklas' Telefonnummer.

Ole

Jan konnte sich gerade noch in den Bauwagen retten, als es anfang zu regnen. Es war kein gewöhnlicher Regen, der sich ankündigte. Es wurde richtig dunkel, obwohl es mitten am Tag war, und das einsetzende Gewitter kam beängstigend nah. Kaum dass Jan in seinem Wagen war, schüttete es auch schon wie aus Eimern; der Regen war ohrenbetäubend laut in dem Bauwagen. Jetzt, als er im Trockenen saß, fand Jan an diesem Wolkenbruch durchaus Gefallen. Er verbreitete ein wenig eine Weltuntergangsstimmung – draußen hörte es sich an, als würde die Stadt in Schutt und Asche gelegt. In Wirklichkeit war aber kaum zu erwarten, dass mehr geschah als die ein oder andere Kellerüberschwemmung, dachte sich Jan.

Plötzlich bemerkte er, dass es von der Decke herabtropfte. Gerade als er die Stelle gefunden hatte, durch die der Regen in den Wagen sickerte, lief das Wasser gleich an mehreren Stellen durch das Dach. Jan vermutete, dass die Dachpappe aufgeweicht und durchgerissen war, und fing eilig an, seine Sachen vor dem Wasser in Sicherheit zu bringen. Es half aber nicht viel, denn es ergoss sich immer mehr Regen in das Wageninnere und auf dem Boden hatte sich schon eine richtige Pfütze gebildet. Jan musste verzweifelt zusehen, wie nicht nur sein Bett und seine Kleidung nass wurden, sondern auch seine Bilder und Texthefte.

Als der Regen endlich nachließ, war alles durchnässt, wirklich alles. Auch der Fußboden und die Wände waren aufgeweicht – Jans Bauwagen-Wohnung war innerhalb einer halben Stunde zu einer Ruine geworden. Am schlimmsten war das mit den Zeichnungen und den Texten; da war einiges nicht mehr zu reparieren. Er rief Niklas an und erzählte ihm von seinem Unglück. Der kam gleich vorbei und half Jan, seine Sachen in Müllsäcke zu verpacken und zu ihm nach Hause zu bringen. „Hier wirst du so schnell nicht wieder einziehen können“, sagte er, während er die Schäden begutachtete. Das Holz des Bauwagens hatte sich mit Wasser vollgesaugt und war aufgequollen. Von außen war es zwar imprägniert, von innen aber nicht. Nicht umsonst hatte Jan den Wagen geschenkt bekommen.

Bei Niklas sortierte Jan die Sachen aus, die definitiv kaputt waren. Neben einigen Zeichnungen, die er allerdings dennoch nicht wegwarf, waren es seine alte

Stereoanlage, ein Teil seiner Bettdecken und die Matratze. Dabei achtete er darauf, dass Niklas nicht die Ketten und Handschellen auffielen, die er zwischen seiner Kleidung versteckt hatte. „Und was machst du jetzt?“, fragte Niklas. Das war allerdings eher eine rhetorische Frage; Jan hatte kaum eine andere Wahl, als bei Niklas zu bleiben. Er wohnte ohnehin schon mehr bei Niklas als in seinem Bauwagen.

Eigentlich war er gar nicht so unglücklich darüber, dass seine Bauwagenzeit beendet war. Er hatte sich auf dem Platz zunehmend unwohl gefühlt und fand obendrein, dass es besser passte, bei Niklas zu wohnen. Niklas machte den Vorschlag, am Abend mit Henry zu besprechen, ob Jan vorübergehend in die Wohnung einziehen konnte. Wie erwartet hatte er nichts dagegen einzuwenden. Niklas räumte in seinem Zimmer eine kleine Ecke frei, wo Jan seine Sachen stapeln konnte. Das Zimmer war nicht sehr groß; sie mussten daher eng zusammenrücken. Es war bereits Oktober, als Jan bei Niklas einzog.

Witzigerweise rief Max an dem Tag nach der Überschwemmung an; Jan hatte ihn über zwei Wochen nicht mehr gesehen. Max wollte sich aber nicht mit Jan verabreden, sondern nur erzählen, wie schlecht es ihm ging. Vor allem, dass er mit Ingve und Oskar in einer Wohnung wohnte, machte ihm sehr zu schaffen. Er überlegte sich daher auch, auszuziehen und eine neue Wohnung zu suchen. Jan bekräftigte ihn bei dieser Überlegung. „Sonst kommst du ja nie auf andere Gedanken“, sagte er und Max entgegnete, dass er jetzt Ingve wenigstens in Gedanken nahe sein konnte. Jan fragte ihn dann noch ein zweites Mal, ob er sich nicht doch mit ihm verabreden wollte, doch Max lehnte ab. „Ich kann mich jetzt wirklich nicht auf dich einlassen“, sagte er und versprach, sich wieder zu melden, wenn er sich wieder mit Jan beschäftigen konnte. Jan hatte ihm nicht erzählt, dass er jetzt keinen Bauwagen mehr hatte und inzwischen ganz bei Niklas wohnte; das hätte Max wohl ohnehin nicht interessiert, dachte er.

Um zu seiner Zivildienststelle zu kommen, musste Jan ziemlich lange mit der U-Bahn fahren. Das war zwar eine gute Gelegenheit, viel zu lesen, aber bedeutete auch, dass er für seine neue Arbeit sehr früh aufstehen musste und recht spät und vollkommen erschöpft wieder nach Hause kam. Jan hatte sich immer noch nicht an seinen neuen Lebenswandel gewöhnen können. Dass ihn fast jeden Abend, wenn er nach Hause kam, Niklas erwartete, erleichterte es ihm aber ungemein, einen Umgang mit seinem Job zu finden. Er freute sich in der

Regel den ganzen Tag darauf, nach Hause zu kommen und mit Niklas zu kuscheln. In der zweiten Woche sagte Niklas allerdings, dass es ihm auf Dauer zu eng wurde, mit Jan in einer Wohnung zu wohnen. „Ich möchte abends auch mal was für mich machen oder mich verabreden“, sagte er. Dagegen hatte Jan natürlich nichts einzuwenden; eigentlich brauchte er selbst auch solche Freiheiten – nur gerade jetzt passte es ganz gut, Niklas jeden Abend zu treffen.

An einem Tag, auf dem Weg zur Tagesförderstätte, las Jan in einem Schwulenzmagazin. Er hatte schon lange keine Schwulenzeitschrift mehr in der Hand gehabt, doch jetzt sammelte er alles, was sich zum Lesen in der U-Bahn eignete. Plötzlich las er im Anzeigenteil, „Malte, ein Endzwanziger mit einem Faible für Fesselungen, sucht Gleichgesinnten. Kein Sex.“ Jan las sich diese Anzeige mehrmals durch und hatte keinen Zweifel, das musste der Malte sein; offenbar wohnte er inzwischen in Hamburg. Es war schon einige Jahre her, als er die Begegnung mit Malte hatte, fast vier Jahre, fiel ihm nach längerem Überlegen ein. Er dachte den ganzen Tag darüber nach, bis er fest entschlossen war, Malte noch am Abend einen Brief zu schreiben.

„Hallo Malte“, fing er an, „ich weiß nicht, ob du dich erinnerst, dass wir uns vor einigen Jahren mal getroffen haben, in Freiburg.“ Er schrieb auch, dass er das Treffen sehr spannend fand und Malte daher gerne wieder sehen wollte. „Inzwischen habe ich auch ein bisschen mehr Erfahrungen mit Fesselungen“, schrieb Jan, obwohl er sich unsicher war, ob das wirklich stimmte. Im Grunde genommen waren seine Erfahrungen mit Malte die einzigen wirklichen Erfahrungen mit Fesselungen, die er gemacht hatte. Er war die folgenden Tage sehr aufgeregt, bis schließlich ein Brief von Malte ankam. In dieser Zeit musste er oft daran denken, wie Malte ihm mit seinem langen Seil Hände und Füße fesselte. Dieses Seil hatte Jan immer noch.

„Hallo Jan“, stand in dem Brief, „Ich erinnere mich noch genau an unser Treffen, aber ich muss ehrlich sagen, dass ich es nicht so spannend fand. Aber vielleicht sollten wir es noch einmal versuchen. Diesmal allerdings bei mir, damit wenigstens das nötige Equipment vorhanden ist. Ich schlage vor, dass du nächsten Sonntagnachmittag zu mir kommst, so um 14 Uhr. Ruf mich an, ob du damit einverstanden bist und kommen wirst.“ Jan rief gleich die Telefonnummer an, die Malte ihm geschrieben hatte. Er war dabei so aufgeregt, dass er mehrere Anläufe benötigte, um „Hallo, hier ist Jan“ zu sagen. „Oh hallo“, sagte Malte,

„Und kommst du Sonntag?“ „Ja“, stammelte Jan und Malte sagte, „Ok, da können wir ja dann alles weitere besprechen.“ So war das Gespräch auch schnell wieder beendet. Jan gefiel es, dass Malte offensichtlich immer noch kein Freund vieler Worte war.

Am Sonntag war Jan schon gleich, nachdem er aufgewacht war, in helle Aufregung versetzt. Er konnte sich nur noch schemenhaft an Malte erinnern, dafür aber umso mehr an das unglaubliche Gefühl, so fest gefesselt zu sein, wie ihn Malte damals gefesselt hatte. Um Niklas keine komplizierten Erklärungen liefern zu müssen, sagte er, dass er einen Arbeitskollegen besuchen würde. „Das glaube ich dir nicht“, sagte Niklas aber, „So wie du drauf bist, habe ich eher den Eindruck, dass du deinen Designerfutzi besuchen wirst; wie heißt er nochmal, Max?“ „Max ist kein Designerfutzi“, entgegnete Jan. Er fand diesen Ausdruck richtig blöde. „Und außerdem ist zwischen Max und mir seit einigen Wochen Funkstille.“ Niklas war wirklich eifersüchtig und die Diskussion eskalierte tatsächlich zu einem Streit, den Jan abbrach, indem er einfach ging.

Eine fesselnde Wiederbegegnung

Jan hatte noch Zeit bis zur Verabredung mit Malte und ging wieder einmal an die Elbe spazieren. Er war ziemlich aufgeregt und konnte sich ein wenig beruhigen, indem sich die Kapuze seines Pullovers überzog und sie auf seinem Kopf spürte. Es war zwar nicht sehr kalt, aber kalt genug für die Kapuze. Malte wohnte in einem Stadtteil, den Jan so gut wie gar nicht kannte. Jan war überrascht, als er ihn sah, nachdem er an seiner Tür klingelte; Malte sah wirklich gut aus, dachte Jan, ganz in schwarz gekleidet und mit kurzen roten Haaren. „Du hast dich ja überhaupt nicht verändert“, sagte Malte zur Begrüßung, „Sogar die gleichen Klamotten hast du an.“ „Tatsächlich?“, fragte Jan, „Ich kann mich gar nicht mehr erinnern.“ Woran sich Jan allerdings sofort erinnern konnte, war Maltes Geruch, der sich über die Jahre hinweg ebenfalls nicht verändert hatte. Er fand diesen Geruch ziemlich irritierend, wie schon Jahre zuvor, aber er gehörte zu Malte; das musste wohl so sein. Die Wohnung war mit nur wenig Möbeln eingerichtet und wirkte ähnlich sachlich und nüchtern wie Malte selbst. Malte erzählte, dass er vor dreieinhalb Jahren nach Hamburg gezogen war.

Jan folgte ihm in ein Zimmer, das wohl sein Wohnzimmer war, und setzte sich mit ihm an einen Tisch. Malte bot ihm eine Tasse Tee an und schenkte sich auch welchen ein. Er sagte kaum etwas und sah Jan zu, wie er den Tee trank.

„Mache ich was falsch?“, fragte Jan, der sich durch sein Schweigen noch mehr verunsichert fühlte, als er ohnehin schon war. „Nein, nein“, sagte Malte und grinste, „Ich überlege nur, wie ich dich am besten positioniere.“ Jan starrte auf die Teetasse und fragte dann, „Und woran dachtest du?“ „Das wirst du schon früh genug mitbekommen“, sagte Malte und nach einer kurzen Pause, „Komm mit.“ Er führte Jan in ein anderes Zimmer, in dem Ketten an der Decke und an der Wand hingen und eine ganze Sammlung von Handschellen und anderen Fesselungswerkzeugen auf einem Tisch lagen. „Du wirkst ziemlich angespannt“, sagte Malte, „da beginnen wir wohl am besten mit einer Vorbehandlung zum Entspannen.“ Dann nahm er eine von den Handschellen und zeigte sie Jan. „Die mag ich am liebsten, hörst du“, sagte er und schloss sie, sodass deutlich das Klickgeräusch zu hören war. Jan nickte; er war jetzt definitiv zu aufgeregt, um etwas sagen zu können. Malte nahm sein rechtes Handgelenk und legte es in die Handschellen, die er dann mit einem genüsslichen Grinsen schloss. „Das fühlt sich doch gut an, oder?“ Sie saß wirklich sehr bequem. Dann nahm er Jans linkes Handgelenk und schloss es mit dem rechten zusammen. Er hielt Jans Hände an der kurzen Handschellenkette. Jan spürte deutlich einen zunehmenden Druck zwischen seinen Beinen.

„So“, sagte Malte mit einer sanften Stimme, „Jetzt entspann dich erstmal.“ Dann befestigte er die Handschellen an einem Karabinerhaken, der an einer Kette von der Decke hing. Jan musste dabei seine Arme nach oben ausstrecken. Malte sah ihm eine Zeit lang zu, wie er mit nach oben gestreckten Armen dastand, und ging schließlich aus dem Zimmer. Der Druck zwischen Jans Beinen nahm zu, je länger er angekettet in dem Zimmer stand. Aber es wurde nicht unangenehm; im Gegenteil: Jan fühlte sich wirklich gut, während er so gefesselt war. Es fiel ihm vor allen Dingen auch auf, dass Maltes Handschellen wesentlich bequemer waren als seine; vermutlich waren sie auch wesentlich teurer.

Nach einer Weile kam Malte wieder in das Zimmer und kettete Jan los, ohne etwas zu sagen. Dann forderte er ihn auf, sich ausziehen – bis auf die Unterhose, die sollte Jan anbehalten. „Es ist wichtig, dass du entspannt bist“, erläuterte er, während Jan sich auszog. „Sonst holst du dir dabei noch irgendwelche Zerrungen; das wollen wir doch beide nicht.“ Jan stand schließlich in Unterhose vor ihm und beobachtete, wie Malte ein anderes Paar Handschellen in der Hand hielt und klicken ließ. „Die haben wirklich den besten Sound, finde ich“,

sagte er, „die guten Hiatt. Da nimm mal; die liegen auch richtig gut in der Hand“. Er reichte die Handschellen Jan, der sie nahm und ebenfalls klicken ließ. Die Bügel glitten regelrecht durch die Schließvorrichtungen, fast völlig ohne Widerstand; ganz anders als bei den Handschellen, die Jan hatte. Malte nahm die Handschellen wieder und tauschte sie gegen ein anderes Paar, welches auf dem Tisch lag. Jan betrachtete die kleine Sammlung, die da zu sehen war; neben Handschellen auch Fußfesseln und Ketten.

„Die hier sind aber richtig klasse“, sagte Malte, „Die habe ich erst neulich erstanden; sowas bekommt man nicht überall.“ Anders als die Hiatt-Handschellen waren die besonderen nicht mit einer Kette sondern mit einem Scharnier miteinander verbunden. „Die laufen so unglaublich leicht“, sagte er, „Pass mal auf; ich zeige es dir.“ Dann hielt er mit einer Hand Jans Arm und warf mit einem Schwung die Handschelle um das Handgelenk, dass sie sich gleich schloss. Jan war begeistert; sie saß auf Anhieb genau richtig – das war wirklich filmreif. „Das geht mit keinen Handschellen so einfach wie mit diesen“, sagte Malte, während er Jans Hand an den Handschellen festhielt, „Und jetzt pass auf“. Plötzlich verdrehte er Jans Arm so, dass sich Jan mit dem Rücken zu ihm drehen musste, packte seinen anderen Arm und warf die Handschellen auch um dieses Handgelenk, so dass Jans Hände auf dem Rücken gefesselt waren. Jan fiel dabei auf, dass Malte richtig kräftig war. „Gut, nicht? Die hat mir jemand mitgebracht, irgendwoher aus dem Osten; hier gibt es die wahrscheinlich gar nicht. Zumindest habe ich sie hier noch nirgendwo gesehen.“

Auch diese Handschellen saßen gleichzeitig sehr fest und bequem. Jan hatte bis dahin nie darüber nachgedacht, dass es natürlich auch bei Handschellen Qualitätsunterschiede gab. Dadurch, dass sie ein Scharnier statt einer Kette hatten, fühlte sich die Fesselung stärker an, als er es von seinen Handschellen kannte. Er testete den Bewegungsspielraum seiner Hände aus und bemerkte, dass er sich aus diesen Handschellen wohl nicht selbst befreien konnte, selbst, wenn er den Schlüssel in der Hand hätte, nicht. Während Jan noch seiner Fesselung nachspürte, fragte Malte, „Und wonach ist dir jetzt?“ Jan fühlte sich immer noch kaum in der Lage, etwas zu sagen. Er musste vor allen Dingen daran denken, dass er nur mit Unterhose bekleidet war und sein steifer Schwanz überdeutlich zu sehen war. „Zur Auswahl gibt es Ketten, Riemen oder Seile“, hakte Malte nach, als er keine Antwort erhielt, „Mir würden ja Ketten am besten gefallen, wenn du es ok findest. Damit haben wir ja schon angefangen.“ Jan

nickte. Malte setzte sich an den Tisch und beobachtete ihn, wie er mit den Händen auf dem Rücken und der ausgebeulten Unterhose dastand. „In Handschellen siehst du richtig gut aus“, sagte er, „Das solltest du vielleicht öfter tragen.“ Jan musste innerlich grinsen, als er das hörte. Er sah, wie Malte eine Kette nahm und aufstand. „Dreh dich um“, forderte Malte ihn auf, „Mit dem Gesicht zur Wand.“

Er legte ihm die Kette um den Nacken und führte beide Enden unter seinen Achseln durch und verband sie auf dem Rücken miteinander. Danach nahm er die Handschellen am Gelenk und drückte Jans Hände nach oben. Er drückte sie so weit, bis es nicht mehr weiter ging, und schloss sie dann an der Kette fest, sodass Jans Arme richtig gespannt waren. „Ist das zu fest?“, fragte Malte und lockerte die Kette ein wenig, nachdem Jan genickt hatte. „Aber ein bisschen was kannst du noch vertragen?“ Es war etwas ganz anderes, so gefesselt zu sein, wie ihn Malte fesselte, als beispielsweise einfach nur Handschellen zu tragen. Die Spannung in Jans Armen übertrug sich nach und nach in seinen ganzen Körper und versetzte ihn regelrecht in einen rauschartigen Zustand. Malte forderte ihn auf, die Arme zu bewegen, was fast nicht mehr möglich war.

„Da ist noch zu viel Spielraum“, sagte er und befestigte Jans Hände noch mit einer Kette, die um seinen Bauch ging. Danach forderte er Jan auf, sich wieder umzudrehen, und setzte sich an den Tisch. „Fesseln ist wirklich eine Kunst“, sagte er, „Wenn es richtig gemacht ist, sieht es richtig gut aus, wenn jemand gefesselt ist; aber dafür muss alles stimmen. Zu dir passt es wirklich gut, gefesselt zu sein, vor allem mit den Ketten; ja, du siehst wirklich gut aus in Ketten.“ Jan fiel auf, dass er, ohne es zu wollen, ab und zu leise stöhnte. Er hatte oben rein den Eindruck, sich richtig konzentrieren zu müssen, damit seine Arme nicht verkrampften. Schließlich forderte ihn Malte auf, sich hinzuknien und legte ihm Fußfesseln an, die er mit der Kette, die um Jans Bauch ging, verband. So wurde Jan in einer Position gehalten, in der er auf seinen Unterschenkeln saß.

Er war so eingenommen von den heftigen Gefühlen, die ihn durchfluteten, dass er kaum noch etwas anderes mitbekam. Zudem hatte er nach wie vor das Gefühl, mit aller Konzentration vermeiden zu müssen, dass er verkrampfte – nicht nur die Arme, sondern auch die Waden. Er bekam nur noch am Rande mit, dass Malte das Zimmer wieder verließ. Dass es ganz und gar Maltes Wohlwollen überlassen blieb, wieder aus dieser Fesselung befreit zu werden, fand Jan

extrem spannend. Erst nach einer Weile traute er sich, auszuprobieren, wie viel Bewegungsspielraum er überhaupt noch hatte – es war wirklich minimal. Bei jedem Versuch, sich zu bewegen, bemerkte Jan, wie er unwillkürlich ejakulierte. Es vergingen so Ewigkeiten, bis Malte wieder kam und die Fesselung überprüfte. „Du musst nur locker bleiben“, sagte er, „dann kann dabei auch nichts passieren.“ Danach setzte er sich wieder und betrachtete ausgiebig Jans gefesselten Körper.

Die Erleichterung, die Jan verspürte, als Malte anfang, ihn Stück für Stück wieder loszuketten, war enorm. Am Ende hatte er nur noch die Handschellen um; Malte sagte, „Die solltest du wirklich anbehalten“, und grinste dabei. Schließlich nahm er ihm auch die ab und sagte, „Dir hat es wohl auch gefallen. Da muss ich dich wohl nicht fragen.“ Die Fesselung hatte in der Tat auch nicht zu übersehende Spuren in Jans Unterhose hinterlassen. Malte gab ihm ein Taschentuch und forderte ihn auf, sich wieder anzuziehen. Jan brauchte eine Weile, bis er seine Bewegungen richtig koordinieren konnte. Malte sagte auch, dass es ihm besser gefallen hatte, als beim ersten Mal. „Irgendwie gefälltst du mir, obwohl du wirklich nicht mein Typ bist. Vor allen Dingen kannst du auch was vertragen, das können nicht alle.“ Als er Jan zur Tür brachte sagte er noch, „Wenn du wieder Lust hast, kannst du dich gerne wieder melden. Meine Nummer hast du ja.“

Jan fühlte sich wie benommen, als er nach Hause ging. Erst nach einiger Zeit spürte er die Abdrücke, die die Handschellen an seinen Handgelenken hinterlassen hatten. Bis er zu Hause ankam, taten ihm zusätzlich Arme und Beine weh; sie fühlten sich wie verkatert an. Er war froh, dass Niklas nicht da war, und er sich einfach ins Bett legen konnte. In Gedanken spürte den Gefühlen nach, die Maltes Fesselung in ihm ausgelöst hatten, was sogleich auch den Druck zwischen seinen Beinen erhöhte. Nach kurzer Zeit hörte er, wie Niklas kam. „Du bist ja schon im Bett“, bemerkte er, als er in das Zimmer kam, „War das nicht so gut, dein Date heute?“ Jan fühlte sich zu erschöpft, um sich noch mit Niklas' Eifersucht auseinander zu setzen, und sagte, dass er sich nicht mit ihm streiten wollte.

„Ja, entschuldige; das geht manchmal ein bisschen mit mir durch“, antwortete Niklas, „Aber du musst mir versprechen, ehrlich zu sein und mir zu sagen, wenn du was am Laufen hast.“ „Am Laufen?“ „Du weißt genau, was ich meine.“

Jan dachte kurz nach und sagte dann, „Ok. Also ich habe mich heute nicht mit Max getroffen und Sex mit anderen habe ich auch nicht. Zufrieden?“ Niklas sagte nichts und setzte sich neben Jan auf das Bett. Dann nahm er plötzlich Jans Arm in die Hand und fragte, „Was ist denn das?“ Die Abdrücke der Handschellen um das Handgelenk waren immer noch deutlich zu sehen. „Was meinst du?“, fragte Jan, obwohl er es genau wusste. „Na das hier; das ist ja ganz rot.“ Niklas begutachtete auch die Abdrücke an Jans anderem Handgelenk und sagte schließlich, „Ich denke, ich werde jetzt besser was kochen. Ich habe heute außer dem Frühstück noch nichts gegessen.“

Jan dachte, dass sich Niklas sicher belogen fühlte und stand nach einer Weile auf, um auch in die Küche zu gehen. Er zog sich vorher noch einen Kapuzenpullover an, dessen Ärmel die Male an seinen Handgelenken verdeckten. „Vor mir brauchst du es nicht verstecken“, sagte Niklas, „So blöd bin ich auch wieder nicht.“ Sie verbrachten den restlichen Abend miteinander, ohne viel zu reden. Jan versuchte mehrmals, Erklärungen für alles zu finden und zu bekräftigen, dass es für Niklas keinen Grund gäbe, eifersüchtig zu sein. Dabei erzählte er auch, dass er bei jemandem war, der ihn einfach nur gefesselt hatte und bei dem auch weiter nichts geschehen war. „Malte geht es nur ums Fesseln; der interessiert sich weder für Sex noch für Partnerschaften.“ Niklas fiel es offensichtlich schwer, Jan zu glauben.

Als sie zusammen im Bett lagen, sagte er, dass er sich nicht darauf einlassen konnte, mit Jan zu kuscheln. „Das finde ich ganz schön schwierig, die Situationen, in die du mich immer wieder bringst“, sagte er, „Ich habe gerade überhaupt nicht das Gefühl, dir vertrauen zu können.“ Jan fand Niklas' Reaktion fast schon ärgerlich. Während Niklas gleich einschlief, lag Jan noch eine ganze Weile wach und dachte, darüber nach, welche Unterschiede es bei Handschellen gab und dass sich Maltes Handschellen wesentlich besser anfühlten als seine; ganz besonders gefielen ihm die mit dem Gelenk. Aber seine Handschellen waren eben auch ganz einfache und keine Spezialanfertigungen aus Osteuropa oder aus den USA.

Niklas war schon aufgestanden, als Jan am nächsten Morgen aufwachte. Seine Arme fühlten sich immer noch verkatert an und die Abdrücke an den Handgelenken waren auch noch zu sehen. Bevor er in die Küche ging, zog er sich den Pullover an, um diese Spuren zu verdecken. Niklas war am Frühstück

und beachtete Jan, der sich einen Kaffee kochte, demonstrativ nicht. Als Jan mit einer Tasse Kaffee am Tisch saß, hatte Niklas noch kein Wort gesagt, noch nicht einmal „Guten Morgen“. „Ich finde du übertreibst jetzt wirklich“, sagte Jan, „Ich habe dir doch gesagt, dass du keinen Grund hast, eifersüchtig zu sein.“ Niklas reagierte nicht darauf und frühstückte einfach weiter. „Und wenn du es genau wissen willst,“ fuhr Jan fort, „es ist halt so, dass ich es mag, gefesselt zu werden und dass ich gestern bei jemanden war, der es mag, mich zu fesseln. Fesseln, nichts weiter; der fasst mich noch nicht einmal an.“

Niklas schaute auf und blickte Jan ins Gesicht. Dann schaute er wieder auf seinen Teller, ohne etwas zu sagen. Jan war verzweifelt, was konnte er sonst noch tun, um diesen absurden Streit mit Niklas zu beenden. Er sagte, „Wenn du es in Ordnung findest, wie du dich jetzt mir gegenüber verhältst, ich nicht“, und ging zurück ins Bett. Vor lauter Hilflosigkeit darüber, dass er keine Idee mehr hatte, wie er das mit Niklas wieder einrenken sollte, fing er an zu weinen. Kurze Zeit später kam tatsächlich Niklas hinterher und setzte sich zu ihm auf das Bett. „Entschuldigung“, sagte er und streichelte Jan über den Rücken, „Du weißt doch, dass ich dich mag; so wie du bist. Manchmal ist es halt nicht ganz einfach für mich.“ Dann legte er sich zu ihm ins Bett und sagte, dass er kuscheln wollte.

„Wenn es dir gefällt, kann ich dir auch Handschellen anlegen.“ Jan nickte und Niklas stand auf, um die Handschellen aus seinem Schrank zu holen. „Nanu, hier sind die ja gar nicht; wo habe ich die bloß hin getan?“ Jan fiel ein, dass er sie natürlich nicht finden konnte, weil er sie sich ja heimlich ausgeliehen hatte, als er noch im Bauwagen wohnte. „Warte“, sagte er, „Ich habe auch noch welche.“ Er stand auf und kramte aus seiner Ecke in dem Zimmer die Handschellen hervor. Er reichte sie Niklas, der sie nahm und sagte, „Ich glaube, das irritiert mich jetzt doch zu sehr. Lass uns das ein anderes Mal probieren, ok?“ „Ja, in Ordnung“, sagte Jan und legte sich zu Niklas. Eigentlich war er ganz froh, dass ihn Niklas nicht gefesselt hatte, weil es ihn in dieser Situation wahrscheinlich auch überfordert hätte. Es war nicht einfach, sich von diesem Wechsel von Nähe und Distanziertheit nicht verwirren zu lassen. Niklas war sehr zärtlich und Jan konnte es nach einiger Zeit auch genießen, mit ihm zu kuscheln.

„Vielleicht sollte ich dich hier einfach anketten, wenn du das nächste Mal vorhast, Abenteuer mit anderen zu erleben.“ „Ja“, sagte Jan, „das solltest du viel-

leicht tun.“ Er stellte sich vor, wie ihm Niklas die Handschellen anlegte, um zu verhindern, dass er zu Malte oder zu Max ging. Wie er in Handschellen in Niklas' Zimmer auf dem Stuhl saß, die Hände auf dem Rücken, und stundenlang warten musste, bis Niklas wieder kam. Als er in Gedanken sich selbst gefesselt sah, spürte er, wie sein Schwanz augenblicklich steif wurde. „Ja, das sollte ich wirklich tun“, antwortete Niklas und drückte Jan fest an sich. Dabei hatte er wieder sein Jan-Nik-Lächeln. Jan war glücklich, dass sich Niklas' Eifersucht wieder gelegt hatte und bewertete das Kuschneln mit der höchsten Punktzahl. Die Handschellen blieben neben dem Bett liegen.

Dennoch war es auch die folgende Zeit nicht dazu gekommen, dass Niklas sie Jan anlegte; anders als Malte fand er wohl nicht, dass Jan gut darin aussah. Aber es war auch in Ordnung. Es passte auch nicht zu Niklas, Jan zu fesseln, schon gar nicht mit Handschellen. Jan konnte sich damit eigentlich auch abfinden und erwähnte dieses Thema nicht mehr. Er dachte sich, dass Niklas ja wusste, dass er es mochte, und daher gut auch von sich aus etwas sagen konnte, wenn er Lust hatte, mit Fesselungen zu experimentieren.

Anders als für Jan spielten für Niklas Emotionen eine wichtige Rolle; Jan fand Emotionen eher verwirrend, sowohl seine eigenen als auch die anderer Menschen. Er war sich sicher, dass Niklas überhaupt nichts mit Maltes nüchterner und rationaler Art anfangen konnte, während er sich dabei richtig wohl und vor allem sehr sicher fühlte. Deswegen konnte Niklas vermutlich auch nichts mit Fesselungen anfangen, weil Fesselungen eher ein rationales Herangehen erforderten und zu viele Emotionen wahrscheinlich störend wären. Jan kam dabei auch der Gedanke, dass es Niklas wahrscheinlich eher als beängstigend empfand, gefesselt zu sein, als als beruhigend und anregend. Er überlegte sich, dass es daher besser war, sein „Faible für Fesselungen“ mit Leuten wie Malte auszuleben, als etwa in der Beziehung mit Niklas.

Insgesamt fand er das Konzept plausibel, nachdem er seine unterschiedlichen Bedürfnisse und Vorlieben jeweils andere, eben jeweils geeignete Partner hatte. Niklas für sein Bedürfnis nach Nähe und Geborgenheit, Malte für die Fesselungen und schließlich Max für seine Kapuzen-Vorliebe. Niklas wäre obendrein natürlich sein wirklicher Beziehungspartner, weil er ihm erst die Grundlage für sein Leben bildete. Er war der Schlüssel zu einer Welt, die ihm grundsätzlich fremd und tendenziell feindlich gegenüberstand; in der er aber zurecht kommen

musste, weil sie die wirkliche Welt war. Ob sich mit Malte eine funktionierende Fesselpartnerschaft aufbauen ließ, war allerdings noch offen. Da gab es eine Reihe von Dingen, die dem im Weg stehen konnten, obgleich Maltes nüchterne Herangehensweise schon eine gute Grundlage für eine solche Beziehung bildete.

Und mit Max war es auch sehr schwierig, da er nicht aufhörte, sich mit Ingve zu beschäftigen und seinem verlorenen Zwilling nachzutruern. Sie sahen sich nur noch selten und dann auch nur kurz. Max konnte sich jedes Mal überhaupt nicht auf ihn einlassen. Er erzählte stattdessen nur, wie sehr er unter Ingves Verlust litt oder dass er gerade wieder Hoffnung hatte, sein Zwilling Bruder könnte sich umentscheiden. Einen Zwilling zu haben, der sich weigerte, Zwilling zu sein, war sicher nicht einfach. Aber Jan tat es weh, dass er mit Max über nichts anderes mehr reden konnte und Max sich obendrein auch sehr distanziert verhielt. Max trug fast immer Ingves Kapuzenpullover, als sie sich trafen, und hatte meistens auch die Kapuze auf. An kalten Tagen trug er seine blaue Bommel-Mütze darunter, die, die er bereits hatte, als Jan und er sich kennengelernt hatten.

Die Norweger-Mütze hatte er Ingve geschenkt, kurz nachdem dieser ihm eröffnet hatte, dass er ihn gar nicht liebte. Jan fand es schade, weil ihm Max sehr gut gefiel, wenn er sie getragen hatte, aber auch die Bommel-Mütze unter der Kapuze passte irgendwie zu ihm, auch wenn es manchmal etwas merkwürdig aussah, wenn der Bommel die Kapuze leicht ausbeulte. Ganz in blau, mit dem blauen Kapuzenpullover, der blauen Mütze, der Jeans und seiner blauen Daunenjacke, hatte er auf Jan eine fast außerweltliche Ausstrahlung. Blau war eindeutig seine Farbe. Jan dachte oft an Max und sah ihn dann in Gedanken, wie er ein Jahr zuvor ihm gegenüber im Zug saß, mit der grauen Kapuze über der Mütze. Dass die Kapuze von Ingves Pullover innen rot und außen dunkelblau war, fand Jan ganz besonders reizvoll; er dachte nach wie vor gerne an Max.

Mit der Zeit wurde das Zusammenleben mit Niklas zunehmend anstrengend. Nicht nur weil Niklas eifersüchtig wurde, wenn er mitbekam, dass Jan zu Max ging. Daran änderten auch Jans Beteuerungen nichts, dass mit Max ohnehin nichts mehr war. Er hatte sogar die Idee, Max einmal einzuladen, damit Niklas ihn kennenlernen würde und sich dadurch seine Befürchtungen verflüchtigen. Niklas wies diesen Gedanken allerdings entschieden zurück. „Der kommt hier

nicht in die Wohnung; nicht wenn ich hier bin“, sagte er, als Jan ihm den Vorschlag unterbreitete.

Aber Jan und Niklas rieben sich auch an alltäglichen Dingen auf. So konnte es Niklas nicht ertragen, Jan beim Geschirrspülen zuzusehen, weil er der Meinung war, dass Jan sich dabei sehr unpraktisch anstellte. Er war auch regelmäßig darüber verärgert, dass Jan nicht von alleine daran dachte zu putzen sondern immer wieder daran erinnert werden musste. Auch das mit dem Einkaufen klappte nicht so richtig; überhaupt klappte das Zusammenleben mit Niklas eigentlich gar nicht. Jan war darüber richtiggehend verzweifelt; er bemühte sich wirklich, alles richtig zu machen, aber es wollte nicht gelingen. Allerdings lenkte Niklas bei diesen Auseinandersetzungen immer wieder ein und sagte, dass er Jan so mochte, wie er eben war; und danach kuschelten sie meistens. Es hatte sich in dieser Hinsicht eine gewisse Routine herausgebildet. Niklas erklärte Jan auch, dass er eher emotional auf die Dinge reagierte und nicht wie Jan alles nur über den Verstand regeln konnte.

So anstrengend das Zusammenwohnen auch war, mochten sie sich dennoch sehr gerne. Niklas sagte immer wieder, dass es seiner Meinung nach höchste Zeit wäre, dass Jan wieder woanders wohnte; Und Jan fand, dass er damit recht hatte. Es ging beiden so, dass ihnen die Partnerschaft zu eng geworden war, seitdem sie zusammen wohnten. Sie besprachen dieses Thema noch ein weiteres Mal, ein paar Tage später, und entschieden sich schließlich endgültig dafür, dass Jan so schnell wie möglich ausziehen sollte. Niklas sagte dabei auch, „Glaube aber nur nicht, dass ich deswegen die Beziehung mit dir kündigen will. Das kommt überhaupt nicht in Frage“, und nahm Jan in den Arm. Es war ein Moment, in dem Jan deutlich wurde, dass Niklas ihn wirklich sehr gerne mochte. Das war wohl Liebe, dachte er sich, dass sie sich mochten, obwohl sie so unterschiedlich waren und es ihnen so schwer fiel, miteinander umzugehen. Das mit dem Ausziehen war allerdings nicht ganz einfach, zumal Jan sehr viel arbeitete und eigentlich keine Zeit hatte, sich um eine neue Wohnung zu kümmern. Niklas und Henry wollten sich daher auch für Jan nach einem Zimmer in einer Wohngemeinschaft umhören.

Wohngemeinschaften

Jan war schon eine Weile nicht mehr auf einer Party gewesen und fand die Idee, Niklas auf eine Hausbesetzerparty zu begleiten, daher ganz gut. Es war

eine Party, die auch von vielen Schwulen besucht wurde. Leider war der Weg dorthin nur kurz, sodass Jan das Gefühl, Mütze und Kapuze aufzuhaben, dabei nicht richtig genießen konnte. Die Party war sehr laut und voll; Jan fand in der Küche in einer Nische neben dem Kühlschrank eine halbwegs ruhige Ecke und trank Bier. Nach ein paar Flaschen konnte er die Musik und das Getümmel sogar ein wenig genießen, zumindest so lange er einen gewissen Abstand dazu hatte; und der Kühlschrank bot ihm einen guten Schutz. Niklas schien recht viele Leute auf der Party zu kennen; Jan war ziemlich beeindruckt.

Es war fast schon wieder früher Morgen, als sich Jan entschied, nach Hause zu gehen. Er war ziemlich betrunken, glaubte aber dennoch, dass er den Weg nach Hause noch schaffen würde. Gerade als er die Tür des besetzten Hauses erreicht hatte, stellte sich ihm ein Punk mit buntem Iro und zerrissener Kleidung entgegen. „Du wirst doch wohl nicht schon gehen wollen“, sagte er. Jan konnte sich nicht erinnern, ihn jemals bewusst wahrgenommen zu haben. „Doch, eigentlich schon“, stammelte er. „Da weiß ich was besseres für dich“, erwiderte der Punk, „Komm mit.“ Das klang wie ein Befehl und Jan konnte gar nicht anders, als ihm zu folgen. Der Punk führte ihn zu einem Zimmer, an das er anklopfte, und rief, „Hier ist Ole.“ Die Tür wurde von innen aufgeschlossen; das Zimmer war nur spärlich beleuchtet, sodass Jan zunächst kaum etwas erkennen konnte. Es saßen vielleicht drei oder vier Leute auf dem Boden, die Jan alle nicht kannte. Zwischen ihnen stand ein niedriger Tisch mit einer dunklen Steinplatte darauf. Ole, der Punk, schloss das Zimmer hinter Jan wieder ab, „Nicht, dass die Party auch noch hierher kommt; das hätte gerade noch gefehlt.“ „Ja, kein Bock auf den Scheiß da draußen“, sagte einer Anwesenden aus dem Dunkeln.

„Setz dich doch“, forderte ihn Ole auf und kramte eine kleine Papiertüte unter dem Tisch hervor. In dieser Tüte war ein weißes Pulver, das er vorsichtig in vier parallelen Linien auf den Stein schüttete. Jan dachte, das musste Kokain sein. Er hatte es zwar bis dahin nur einmal in einem Film gesehen, aber es sah genauso aus, wie er es erwartet hatte. Der Punk nahm ein zu einem kleinen Rohr gerolltes Papier und saugte mit einem kräftigen Zug eine der Linien durch sein linkes und dann die andere durch sein rechtes Nasenloch ein. Danach reichte er Jan das Röhrchen. „Da nimm, es wird dir gefallen“, sagte er. Jan zog ein wenig zögerlich die beiden weißen Linien in je ein Nasenloch, so wie es Ole getan

hatte. Dabei ging so viel daneben, dass sich damit noch eine weitere Linie zusammenschieben ließ, die Jan auch noch nehmen sollte.

Zuerst spürte er ein merkwürdiges Kribbeln in der Nase und musste sich zusammenreißen, um nicht zu niesen. Dann war er über die Wirkung verblüfft: Er fühlte sich mit einem Schlag wach und nüchtern, als wenn er gar nichts getrunken hätte. Die Wirkung des Kokains empfand Jan als sehr zwiespältig: Einerseits fühlte er sich in seinem Kopf leicht, fast beschwingt, andererseits fühlte er sich körperlich unglaublich schwer, als wenn er am Boden festkleben würde. Ole saß neben ihm und redete fast unentwegt auf ihn ein; dabei drehte er einen Joint nach dem anderen, rauchte ein paar Züge davon und gab ihn weiter. Er sagte immer wieder, dass er Jan schon länger beobachtet und spannend gefunden hatte. Er studierte wohl etwas mit Literatur, vielleicht auch Philosophie; Jan hatte es nicht richtig verstanden. Auf jeden Fall schien er sich in diesen Dingen sehr gut auszukennen. Nach einer weiteren Runde weißer Linien, an der sich Jan nicht mehr beteiligte, fing er an, Gedichte vorzulesen. Es waren Gedichte, die für Jan alle einen Klang hatten, so wie manche Namen einen Klang hatten. Jan genoss es, den Klängen der vorgetragenen Lyrik zu lauschen. In seinem Kopf stießen sie offenbar Klänge aus seinen Erinnerungen an, die er schon lange nicht mehr gehört hatte, die ihm aber nach wie vor sehr vertraut vorkamen: „Lennart Adrian“, „Len-Jan“, „Jan-Jan“. Ihm kam es vor als wenn es eine Resonanz gäbe zwischen Oles Gedichten und den mit Len verbundenen Namensklängen. Als er die Augen schloss sah er klar und deutlich Lens Parka und Lens Gesicht – mit Mütze und Kapuze auf.

Als er am nächsten Tag aufwachte, lag er mit ein paar anderen Leuten auf dem Fußboden. Der Punk lag genau neben ihm. Jan brauchte eine Weile, bis ihm einfiel, dass er Ole hieß. Die Zimmertür war abgeschlossen, aber der Schlüssel steckte. „Hey“, sagte Ole, als Jan gerade aufstehen wollte, „Was machst du?“ „Ich gehe nach Hause“, antwortete Jan. „Nein, du bleibst hier.“ Jan war verunsichert, „Wieso? Nein, ich gehe jetzt, ok?“ „Ja, ok. Gib mir deine Nummer, dann ruf ich dich an“, sagte Ole. Nachdem ihm Jan Niklas' Telefonnummer auf einen Zettel geschrieben hatte, suchte er seine Pullover, Mütze und Halstuch, die im ganzen Zimmer verstreut waren, und ging. Es schienen alle noch zu schlafen; Jan aber fühlte sich ausgesprochen wach und fit. Er ging auch nicht direkt nach Hause, sondern lief noch bestimmt zwei Stunden mit Mütze und Kapuze durch die Stadt und dachte über Len und Oles Gedichte nach.

Jan fühlte sich den restlichen Tag auch noch bemerkenswert gut; er war regelrecht in Hochstimmung. Das musste noch eine Nachwirkung des Kokains gewesen sein. Niklas dagegen fühlte sich den Tag über verkatert und war eher schlecht gelaunt. Er konnte Partys auch nur begrenzt ertragen und das am Abend zuvor war wohl zu viel gewesen. Abends rief Ole an und sagte, dass er Jan treffen wollte. „Wir kochen hier gleich“, sagte Jan, „Komm doch zum Essen.“ Ole fand die Idee auch gut und stand auch schon kurze Zeit später vor der Tür. Niklas war noch nicht zu Hause. Er setzte sich an den Küchentisch, an dem mittlerweile Jan und Henry saßen, und fing gleich an, Gedichte aus einem Buch vorzulesen, das er bereits in der Hand hielt, als er kam.

„Wohnst du auch in dem besetzten Haus?“, unterbrach ihn Jan nach einigen Gedichten. „Besetzten Haus? In welchem besetzten Haus?“, fragte Ole. „Na in dem, wo diese Party gestern war.“ „Ach da. Nein, das ist nichts für mich. Und du? Wo wohnst du?“ „Hier in dieser Wohnung hier“, antwortete Jan; irgendwie kam ihm Oles Reaktionen eigenartig vor. „Bist du liiert?“, fragte Ole gleich darauf. „Was meinst du mit liiert?“ Jan fiel auf, dass Henry unentwegt vor sich hin grinste. „Ob du einen Partner hast; du bist doch schwul oder?“ „Ja, ja natürlich.“ „Aha, und was jetzt?“ „Beides; schwul und liiert.“ „Ok, macht nichts; ich bin da nicht so zimperlich“, sagte Ole. Dann wandte er sich an Henry, „Das ist doch kein Problem, wenn ich ihn mir mal ausleihe, oder?“ Jan sagte, „Das ist nicht mein Partner, das ist Henry.“ „Henry“, sagte Henry, ohne dabei mit Grinsen aufzuhören. „Und wer dann?“, fragte Ole. „Niklas; der wohnt auch hier. Eigentlich wollte er auch zum Essen kommen.“ „Oh Gott, ihr seid verheiratet und wohnt auch noch zusammen? Mein Beileid.“ „Verheiratet sind wir nicht und ich wohne auch nur vorübergehend hier, bis ich irgendwo anders ein WG-Zimmer gefunden habe.“

Nach einer kurzen Pause sagte Ole, „Du suchst also ein Zimmer? Ich glaube, da kann ich dir helfen; bei mir ist nämlich noch Platz und ich hatte mir erst neulich überlegt, es mal mit einem Mitbewohner zu versuchen. Bisher habe ich nur mit Frauen zusammengewohnt, was auch gut war, aber jetzt ist mir danach, mal etwas neues zu probieren.“ Jan war wirklich überrascht; damit hatte er nicht gerechnet, dass ihm Ole anbieten würde, in seiner Wohnung zu wohnen. Er wusste nicht, was er dazu sagen sollte; dass ein Zusammenwohnen mit Ole klappen würde, fand er eher fragwürdig. Nicht nur seine merkwürdige Art und die eigenartigen Fragen irritierten ihn. Vor allen Dingen fragte er sich, ob Oles

Lebenswandel mit Drogen und Partys sich damit vertragen würde, dass er gerade seinen Zivildienst absolvierte und mehr als 40 Stunden die Woche arbeitete. „Dann ist wohl alles gesagt“, setzte Ole fort und blätterte in seinem Gedichtband. Als er gerade wieder angefangen hatte vorzulesen, kam Niklas.

„Das ist Niklas“, stellte Jan ihn vor. Ole aber überfiel ihn gleich. „Jan hat gesagt, dass er hier ausziehen will und ich habe ein freies Zimmer“, sagte er und Niklas schaute ihn erstaunt an und antwortete, „Oh tatsächlich?“ „Ja, und ich habe mir überlegt, dass ich ihn gleich heute Abend mitnehme“, setzte Ole fort, „Was hältst davon? Dann kann ich ihn gleich ausprobieren und du bist ihn endlich los.“ Niklas wirkte ziemlich verunsichert und sagte dann, „Da musst du ihn schon selbst fragen.“ Jan befürchtete, dass Niklas eifersüchtig werden könnte, wenn er Ole zu ernst nahm, und sagte, „Das ist ein Scherz. Bei mir gibt es nichts auszuprobieren.“ Ole grinste und sagte, „Du wirst hier gar nicht gefragt; das mache ich mit deinem Stecher aus.“ Dabei zeigte er auf Niklas und fing an, weiter Gedichte zu lesen.

„Meint er das ernst?“, fragte Niklas und Jan sagte, dass er vielleicht wirklich ein Zimmer frei hatte. Während sie aßen, unterhielt sie Ole mit seinen philosophischen Überlegungen, die immer wieder durch eine Lesung von Gedichten unterbrochen wurden. Schließlich sagte er, dass er nach Hause gehen wollte. Als er ging, sagte Niklas, „Also das mit dem Zimmer für Jan könnte für uns tatsächlich interessant sein. Vielleicht können wir es uns mal ansehen?“ „Du brauchst ihn nur abliefern“, sagte Ole, „Hier, ich schreib dir meine Adresse auf.“ Er kramte einen Stift und einen Zettel aus seiner Jackentasche und schrieb seine Adresse auf. Zum Abschied gab er Jan einen Kuss auf die Backe, wobei er Jans Kopf fest in seinen Händen hielt. Jan fand das reichlich unangenehm. „Wo hast du denn den aufgegabelt?“, fragte Niklas. „Auf der Party gestern Abend.“ Jan war inzwischen zu müde, um dazu weitere Erklärungen abgeben zu können; es war schon spät und er ein wenig betrunken. Er ließ sich gleich ins Bett fallen, um den doch recht anstrengenden Abend zu beenden.

Am nächsten Tag war es bereits nachmittags, als Jan aufwachte. Er konnte sich nicht erinnern, dass er überhaupt einmal so lange am Stück geschlafen hatte. Noch während er am Küchentisch vor seiner Tasse Kaffee saß, rief ihn Ole an. „Na, hast du es dir überlegt?“ „Was meinst du?“ „Dass du zu mir ziehst natürlich. Dein Niklas kann es doch gar nicht erwarten, dich loszuwerden, das

war doch deutlich zu merken.“ Jan war von Oles Anruf eindeutig überfordert, auf jeden Fall zu sehr, um darauf antworten zu können. Nach der Party und dem darauf folgenden Tag hatte er das Gefühl, sein Kopf wäre leer, wie nach einer Gehirnwäsche. „Komm doch einfach vorbei. Dieses ständige Nachdenken ist doch Müll; am Ende zählt doch nur, was du tust.“ Jan willigte ein und ging zu Ole, nachdem er den Kaffee ausgetrunken hatte. Niklas war ohnehin nicht zu Hause und so hatte er einen Anlass für einen kleinen Spaziergang.

Ole stand schon an der Tür, als Jan zu seinem Haus kam. „Wow, Mütze und Kapuze; du machst wohl einen auf jugendlich“, bemerkte er, „Es gibt hier keine Klingel, deshalb musste ich dich abpassen.“ Ole bot ihm einen grünen Tee an und sagte, „Ist doch ganz gut hier, oder?“ Die Wohnung war wirklich eine Bruchbude, was Jan sehr vertraut vorkam, weil es ihn an das besetzte Haus erinnerte, in dem er gewohnt hatte, bevor er nach Hamburg gezogen war; und an den Bauwagen natürlich auch. Die Fenster waren mit dicken Decken verhängen, die kaum Licht durch ließen, und die Wohnung war fast ausschließlich mit Kerzen beleuchtet. „Gibt es auch Strom?“, fragte Jan als Scherz. „Ja, natürlich, und sogar ein Waschbecken mit fließend Wasser und Boiler.“ „Das ist ja richtig Luxus“, Jan lachte; der Gedanke, hier einzuziehen, kam ihm irgendwie absurd vor. Ole zeigte ihm auch das Zimmer, in das er einziehen konnte. Er nutzte es gerade als Abstellkammer. Jan kam spontan die Erinnerung an die Abstellkammer, in der er für kurze Zeit wohnte, als er frisch nach Hamburg gekommen war und in Jans Wohnung wohnte.

„Die Politfritzen reden die ganze Zeit nur von Revolution und so, ohne irgendetwas zu tun, und die Schwulen reden nur vom Sex, ohne wirklich welchen zu praktizieren. Wirkliche Revolution und wirklichen Sex, verstehst du, frei von dem ganzen bürgerlichen Mist“, sagte Ole. Er erläuterte, dass es entscheidend wäre, das eigene Leben radikal zu ändern, die bürgerlichen Ketten abzuwerfen und das zu tun, was das Richtige und das Wahre war. „Und was ist das Richtige und Wahre?“, fragte Jan. „Das, was erscheint, wenn du frei bist, vollkommen frei. In Wirklichkeit ist es nichts, gar nichts; es gibt weder das Richtige noch das Wahre, das ist die Wahrheit.“ Das Gespräch mündete in eine philosophische Diskussion, die Jan sehr anregend fand.

Nach einer Weile sagte Ole, „Und du? Hast du den Mumm, deine Ketten abzuwerfen oder bist du auch so eine Memme wie die anderen?“ „Wie meinst du

das?“ „Naja, du gehst jetzt nach Hause, holst deine Sachen und kommst hierher. So meine ich das, ganz einfach.“ Jan fühlte sich ziemlich überrumpelt und antwortete, „Ich muss mir das erst nochmal überlegen.“ „Wenn du dich jetzt nicht entscheidest, dann wirst du es nie tun. Ich habe doch gewusst, dass du auch nur so ein Schwätzer bist.“ „Das ist aber unfair.“ „Aber es stimmt; wenn es nicht stimmt, dann machst du es – jetzt. Jetzt oder nie; du hast die Wahl.“ Jan war unschlüssig, was er tun sollte. Sollte er tatsächlich gehen und seine Sachen holen? Sollte er sich vor allen Dingen jetzt auf der Stelle entscheiden, zu Ole zu ziehen oder nicht? Es war auf jeden Fall eine Gelegenheit, das Zusammenwohnen mit Niklas zu beenden; und sie kam zur rechten Zeit, eigentlich war sie bereits überfällig. Immerhin wohnte er jetzt schon zwei Monate bei Niklas, wesentlich länger als geplant. Jan gefiel auch Oles konsequentes Herangehen; die These, dass wichtige Entscheidungen sofort umgesetzt werden mussten, konnte er gut nachvollziehen. Sein Leben litt eindeutig darunter, dass seine Entscheidungsprozesse meistens nur dann zu einem Ende kamen, wenn sie von anderen beendet wurden. Er hatte eindeutig ein Problem, Entscheidungen zu treffen, das war ihm klar, und das hatte auch damit zu tun, dass er nie wusste, wann genau die Zeit dafür war. Zu sagen, die Zeit wäre jetzt sofort, machte das Entscheiden einfach, eigentlich sehr einfach. „Ok“, sagte Jan, „dann gehe ich jetzt.“ „Ich brauche dich nicht zu fragen“, antwortete Ole, „Ich weiß, dass du wieder kommst.“ Jan zog sich seine Pullover an, setzte sich Mütze und Kapuze auf und ging nach Hause.

Unterwegs überlegte er sich, was es mit „jugendlich“ zu tun hatte, Mütze und Kapuze zu tragen. Er fühlte sich tatsächlich irgendwie jugendlich, dachte er, allerdings war er auch erst 25 Jahre alt; naja, fast 26. Es war ihm bis dahin noch nie aufgefallen, dass es in seinem Leben keinen Übergang zwischen Kindheit oder Jugend und Erwachsensein gegeben hatte. Aber es war so, es gab tatsächlich keinen solchen Übergang; er fühlte sich mit fast 26 nicht anders als mit 17. Der einzige Unterschied, der ihm auffiel, war, dass er mit 17 lieber seinen Parka getragen hatte und jetzt lieber Kapuzenpullover. In keiner Weise fühlte er sich aber erwachsener als früher.

Als Jan in der WG eintraf, war Niklas zu Hause. Jan erzählte ihm von Ole; Niklas war skeptisch, ob es wirklich eine gute Idee war, zu Ole zu ziehen. „Der ist ja ganz schön verrückt“, sagte er, und dass er es sich überhaupt nicht vorstellen konnte, selbst mit jemandem wie Ole zusammenzuwohnen. Aber er fand,

dass es zu Jan irgendwie passte, und auch, dass es eine gute Gelegenheit war, ihr Wohnproblem zu lösen. Jan wollte vor allen Dingen auch keine Schwäche zeigen; er würde es einfach tun, ganz einfach. So einfach konnten Entscheidungen sein, dachte er und spürte dabei der Veränderung nach, die offensichtlich mit Macht dabei war, in sein Leben zu treten. Niklas schien seine neu gefundene Entscheidungsfreude zu akzeptieren und beendete das Abwägen, indem er sagte, dass er kuscheln wollte.

Am nächsten Morgen fing Jan gleich nach dem Frühstück an, seine Sachen zusammenzupacken. Es waren glücklicherweise nicht viele und Niklas half ihm dabei. Sie transportierten die Sachen in Kartons, die sie auf einem Fahrrad zu Ole schoben, und nach zwei solcher Touren war der Umzug im Wesentlichen vollzogen. Als sie mit der ersten Tour bei Ole ankamen, schlief er noch. Er stand aber gleich auf und fing an, Jans neues Zimmer leer zu räumen. „So könnte ich wirklich nicht wohnen“, sagte Niklas, als er die neue Wohnung sah, „Aber zu dir passt das schon, finde ich, dir macht ja sowas eher nichts aus.“ Jan fand es eigentlich in Ordnung. Die Wohnung war zwar dunkel und auch nicht aufgeräumt, und sie hatte keine Dusche; es war aber auch nicht schlechter als der Bauwagen.

Nach der zweiten Tour hatte Ole Kaffee gekocht und etwas zu Essen gerichtet. „Das sage ich euch aber gleich“, sagte er, „Wenn ihr mich mit so einem komischen Beziehungsgetue nervt, dann werde ich ungemütlich. Ihr solltet euch lieber überlegen, ob sowas überhaupt zeitgemäß ist, und ob ihr nicht lieber aufhört, mit diesem bürgerlichen Blödsinn. Ihr lügt euch doch ohnehin nur gegenseitig etwas vor, oder?“ Niklas regte sich ziemlich auf über das, was Ole sagte. Vor allem den Vorwurf, in bürgerlichen Konzepten von Beziehung und Liebe gefangen zu sein, konnte er nicht gelten lassen. Als er schließlich ging, wirkte er tatsächlich verärgert. „Von jemandem wie dir brauche ich mir wirklich nicht erklären lassen, was revolutionär ist und was nicht“, sagte er noch, bevor er die Wohnung verließ.

Es dauerte noch ein paar Tage, bis Jan ganz bei Ole wohnte. Er hatte sich krank schreiben lassen, um genügend Zeit zu haben, sich in seiner neuen Wohnung einzurichten. Bei Niklas fiel es nicht so ins Gewicht, dass Jan fast gar nichts mehr hatte, keine Möbel und kein Bett, weil dort alles vorhanden war, was er brauchte. Doch hier bei Ole war er in einem leeren Zimmer ohne Bett,

ohne Regale und überhaupt ohne Möbel. Lediglich seine Kleidung, ein paar Bücher und die Handschellen hatte er; die hatte er in ein paar Haufen auf den Boden sortiert. Seine Bilder und Aufzeichnungen waren sicherheitshalber bei Niklas geblieben.

Beim Umzug entdeckte er auch, dass sein Parka Schimmel angesetzt hatte. Er lag ganz unten in dem Haufen, zu dem Jan nach der Überschwemmung die Kleidung gestapelt hatte, die er aktuell nicht benötigte. Da war offenbar nicht alles schnell genug getrocknet; zumindest der Parka war immer noch feucht, nicht sehr, aber feucht genug, um zu schimmeln. Jan wurde sehr traurig, als er das entdeckte. Er hatte quasi seine Fürsorgepflicht, die der dem Parka gegenüber zweifellos hatte, vernachlässigt. Das hätte nicht passieren dürfen, unter keinen Umständen; aber es war geschehen. Jan nahm ihn mit zu Ole, ließ ihn trocknen und vergrub ihn wieder unter seinen anderen Sachen.

Niklas kam nur selten zu Ole und wenn, dann immer nur für kurze Zeit, sodass Jan sich recht häufig bei Niklas aufhielt. Niklas und Ole hatten ein schwieriges Verhältnis miteinander; meistens gerieten sie in kontroverse Diskussionen, wenn sie aufeinander trafen. So pendelte Jan zwischen zwei doch recht unterschiedlichen Welten, die in den beiden Wohnungen repräsentiert waren. Oles Welt hatte überhaupt nichts von der Nüchternheit und Pragmatik, die Niklas in seiner WG pflegte. Sie wirkte eher wie eine Art Unterwelt, eine Halbwelt, die überraschend zum Vorschein kam, wenn alle Konventionen – soweit überhaupt möglich – abgelegt wurden. Sie repräsentierte das Nichts, das sich als Wahrheit zeigte, wenn alle Konventionen und Vorurteile abgelegt waren; ein ziemlich volles Nichts allerdings. Jan fand es interessant, in so einer Halbwelt zu wohnen; Niklas hatte durchaus recht, wenn er sagte, dass es zu ihm passte.

Jan war gerade mit Niklas zum Kuschneln ins Bett gegangen, als das Telefon klingelte und gleich darauf einer von Niklas' Mitbewohnern anklopfte. Es war Max am Telefon. „Wir haben uns ja schon lange nicht mehr gesehen“, sagte er. Für Jan klang es fast wie ein Vorwurf; aber schließlich war es Max gewesen, der sagte, dass er sich nicht mehr auf ihn einlassen konnte. Sie verabredeten sich für den kommenden Sonntag. Da Max nicht wollte, dass Jan zu ihm kam, gab ihm Jan Oles Adresse, die ja nun auch seine Adresse war. Als Max an dem Sonntag kam, hatte ihm Ole die Tür geöffnet und gleich versucht ihn abzuwimmeln. „Ich glaube nicht, dass Jan mit Leuten wie dir etwas zu tun hat“, sagte er,

bevor ihn Jan bremsen konnte. „Mit wem ich Umgang habe, bestimme ich immer noch selbst“, entgegnete er und zog sich schnell seine Pullover über, während Max vor der offenen Tür stand. Als er sich die Mütze aufsetzte und die Kapuze darüber warf, fiel ihm auf, dass unter der blauen Kapuze, die Max aufhatte, die Norweger-Mütze zu sehen war. Hatte er sie nicht Ingve geschenkt? Max wirkte distanziert und abwesend; er redete nicht viel und Jan hatte große Schwierigkeiten, wenigstens ab und zu ein Gespräch zustande zu bringen, das nach zwei bis drei Sätzen wieder stockte. Er erfuhr auf Nachfragen, dass Max inzwischen zu seinem Bruder gezogen war, der wohl auch in Hamburg wohnte. Zu Ingve hatte er scheinbar keinen Kontakt mehr.

Nachdem sie einige Zeit durch die Stadt spazierten, lud ihn Jan auf einen Kaffee zu sich ein. Ole war zum Glück nicht mehr da, als sie dort angekommen waren. Max sagte, dass er Jans neue Wohnung und neuen Mitbewohner ziemlich abschreckend fand. „Das ist ja noch schlimmer als der Bauwagen“, sagte er, „viel schlimmer.“ Sonst hatten sie sich scheinbar nicht sehr viel zu sagen. Sie saßen in Jans Zimmer auf dem Bett, das Jan selbst aus Paletten gebastelt hatte, und tranken Kaffee. Als Jan fragte, ob er einmal Max' blauen Kapuzenpullover anprobieren wollte, war er selbst darüber erstaunt, dass ihm diese Frage über die Lippen gekommen war. Er hatte sich schon oft gefragt, wie er sich wohl anfühlen würde, aber Max jetzt auf das Kapuzenthema anzusprechen, wirkte ziemlich merkwürdig. „Ja, klar“, sagte Max und zog ihn sich gleich aus. Es war während des Treffens das erste Mal, dass er grinste. Jan zog sich den Pullover über und sagte, „Fühlt sich ja schon komisch an; Blau ist wirklich nicht meine Farbe.“ „Du musst auch die Kapuze aufsetzen“, sagte Max, „das fühlt sich dann bestimmt gut an.“

Jan zog sich die Kapuze über den Kopf; es fühlte sich allerdings nur merkwürdig an, sonst nichts. In Gedanken dachte er daran, sich noch Max' Norweger-Mütze darunter zu ziehen, aber selbst der Gedanke, sich selbst mit der gemusterten Mütze und der blauen Kapuze darüber zu sehen, fühlte sich nach nichts an. Vor einiger Zeit hätte ihn das mit Sicherheit noch hochgradig erregt, jetzt war es lediglich eigenartig und fremd. Jan war davon sehr irritiert und zog Max' Pullover wieder aus. Als Max gerade gehen wollte, kam Ole nach Hause. Er ließ es sich nicht nehmen, gegenüber Max eine Bemerkung zu seinem Aussehen los zu werden. Nachdem er gegangen war, äußerte Ole sein Befremden darüber, dass Jan „hinter so einem Schickimicky her“ war, wie er sich aus-

drückte. „Ich hätte nicht gedacht, dass es dir nur um das Äußerliche geht“, sagte er.

Es dauerte einige Wochen, bis sich Jan daran gewöhnt hatte, mit Ole zusammenzuwohnen. Ole war in seiner Art sehr direkt und undiplomatisch, aber Jan mochte ihn mit der Zeit immer mehr. Vor allen Dingen Oles philosophische Einsichten und seine Vorlieben für Literatur fand er sehr interessant. Sie verbrachten manchmal eine ganze Nacht mit anregenden Gesprächen oder Literaturlesungen. Niklas kam mit Ole nach wie vor nicht gut zurecht; jedes Mal, wenn er bei Jan war, kam es zu kontroversen Diskussionen über politische Themen und Ole konnte es auch nicht lassen, Niklas zu provozieren. Daher stellte es sich so ein, dass Jan meistens bei Niklas war, was auch recht gut funktionierte. Ole nahm gerne die unterschiedlichsten Drogen, was Jan zugleich befremdete und faszinierte. Es gehörte eben zu Oles Programm, jede Form von Bürgerlichkeit zu vermeiden und ein Höchstmaß an Selbstbestimmung zu leben; scheinbar hatte das auch etwas mit Drogen zu tun.

Als an einem Freitagabend Jan von der Arbeit zurückkam, war die Wohnung richtig aufgeräumt und mit Kerzen und Tüchern ganz besonders eingerichtet. „Heute ist ein ganz besonderer Abend“, sagte Ole, als sich Jan irritiert in der Wohnung umsah. Am meisten irritierte ihn, dass Ole auch sein Zimmer in die Umgestaltung miteinbezogen hatte. Ole forderte Jan auf, sich zu ihm an den kleinen, niedrigen Tisch zu setzen, den er mitten im Zimmer aufgebaut hatte. „Und was ist an diesem Abend so besonders?“, fragte Jan. „Wir werden eine Reise unternehmen“, antwortete Ole, „Wir werden an einen Ort reisen, an dem du noch nie gewesen bist.“ Jan war zunehmend beunruhigt und überlegte sich, wie er am besten dieser Situation entkommen konnte. Schließlich sagte er, dass er eigentlich mit Niklas verabredet gewesen war, was allerdings nicht stimmte.

Ole ging darauf aber überhaupt nicht ein und zeigte auf ein winziges Stück Plastik, das auf dem Tisch lag. „Da, nimm“, sagte er, nahm das zweite Stück, das ebenfalls auf dem Tisch lag und schluckte es. „Was ist das?“, fragte Jan, doch Ole meinte, es wäre nicht die Zeit, solche Fragen zu stellen. Als es Jan schließlich geschluckt hatte, sagte Ole, „Das ist LSD; sehr hoch dosiert. Es ist das Beste, was zu bekommen ist. Wir werden jetzt zusammen etwas erleben, was jenseits deiner Vorstellungen liegt, weit jenseits.“ Jan spürte in sich eine

leichte Panik aufkommen, dachte aber, dass ihm jetzt ohnehin nichts anderes mehr übrig blieb, als sich in die Situation einzufügen und Ole zu vertrauen. „Ich habe noch nie so etwas genommen“, sagte er und Ole erwiderte, „Es wird dir gefallen; vertrau mir.“ Dann stand er auf und holte einen Gedichtband.

Nachdem er eine Zeit lang Gedichte vorgelesen hatte, spürte Jan, wie er plötzlich aus dieser Wirklichkeit heraus katapultiert wurde, ohne etwas dagegen unternehmen zu können. Kurze Zeit später fand er sich ganz wo anders wieder, in einer Welt voller Farben und Formen, Klängen und Gerüchen, die er tatsächlich nie zuvor wahrgenommen hatte. Das Eigenartigste daran war, dass es sich sehr gut und geborgen anfühlte, in dieser anderen Welt zu sein. Oles Worte visualisierten sich umgehend, während er Gedichte las. Jan meinte, Oles Gedanken sehen zu können, und Ole verhielt sich so, als wenn er Jans Gedanken kannte. Die Welt, in die sie gereist waren, war eine komplett andere Welt, ganz anders als die wirkliche, aber sie war dennoch sehr vertraut. Vertrauter eigentlich als alles andere, was Jan bis dahin kennengelernt hatte; es war eine überaus philosophische und zugleich sinnliche Welt. Sie verbrachten die ganze Nacht zusammen mit Gedichten oder damit, jeweils ihre Gedanken zu lesen und sich selbst und gegenseitig auf diese besondere, geistige und fast schon übersinnliche Weise zu spüren.

Am noch sehr frühen Morgen gingen sie zusammen spazieren; Jan wie gewohnt mit Mütze und Kapuze. So deutlich wie bei diesem Spaziergang hatte er noch nie seine Mütze und die Kapuze auf dem Kopf gespürt, wirklich noch nie. Allerdings fühlte sich das, was er spürte, weder erregend noch geborgen an, sondern höchst merkwürdig, ähnlich wie es ein paar Tage zuvor war, als er Max' blauen Kapuzenpullover anprobiert hatte, nur viel intensiver und noch eigenartiger. Ihm war, als würde er jede einzelne Masche seiner Mütze spüren, wie sie sich auf seine Kopfhaut drückte. Jan fand es sehr irritierend, solch völlig unbekanntem Aspekten des Mütze-und-Kapuzen-Gefühls ausgesetzt zu sein. War sein neues Leben bei Ole womöglich mit seinen Kapuzenvorlieben unvereinbar geworden?

Lektionen über Nähe und Distanz

In dieser Nacht, in der sie zusammen mittels LSD verreist waren, waren sich Jan und Ole sehr nahe gekommen. Jan spürte eine enge Geistesverwandtschaft, die sich vor allem darin äußerte, dass sie sich viel gemeinsam mit Philo-

sophie und Literatur beschäftigten. Was sie allerdings voneinander unterschied, war, dass Ole ein ausgesprochen emotional geleiteter Mensch war, viel mehr noch als Niklas, während für Jan Emotionen eine nur untergeordnete Rolle spielten. So sehr, dass Jan mitunter dachte, er hätte gar keine Gefühle, was er allerdings nicht schlimm fand, da er sie auch nicht vermisste. Im Gegenteil fand er Emotionen, besonders wenn er sie bei anderen Menschen beobachtete, eher bedrohlich und war froh, selbst davon weitgehend frei zu sein. Das hatte er in der Tat Ole voraus: Ole war frei von gesellschaftlichen Fesseln, frei von Emotionen war er aber nicht. So intensiv das Leben auch war, das Jan jetzt lebte, so anstrengend war es auch. Neben der Arbeit an seiner Zivildienststelle führte er im Grunde genommen zwei intensive Beziehungen, eine mit Ole und eine mit Niklas. Zwei Beziehungen, die obendrein noch sehr unterschiedlich waren. Die Beziehung mit Ole hatte allerdings keine körperliche Ebene; sie kuschelten nicht und von Sex war auch nie die Rede. Das war wahrscheinlich der Grund, warum Niklas nie auf Ole eifersüchtig war, obwohl Jan Ole geistig sehr viel näher kam als Niklas; zumindest empfand er es so. Jan fand es sehr eigenartig, denn auf Max war Niklas eifersüchtig gewesen, obwohl mit ihm auch nicht viel geschehen war, was das Körperliche anging.

Immer wieder verreiste Jan mit Ole in die faszinierenden und skurrilen Welten, die sich durch Einnahme von LSD auftaten. Manchmal waren auch Freunde von Ole dabei. Jan war von diesen Reisen deswegen so fasziniert, weil sie in Wirklichkeit Reisen in seine und Oles Innenwelten waren; LSD war scheinbar ein Mittel, das auf geheimnisvolle Weise das Innen nach außen stülpte. Anders als scheinbar viele andere Menschen fühlten sich Ole und Jan in ihren Innenwelten sehr wohl und hatten daher auch keine Angst davor, mit LSD zu verreisen. Ole nahm noch viel mehr Drogen; Jan hatte manchmal den Eindruck, er konnte gar nicht genug davon bekommen. Doch Jan begnügte sich mit der Einnahme von LSD alle zwei bis drei Wochen; alles weitere war ihm dann doch zu unheimlich.

So verging der Winter, die Mütze-und-Kapuzen-Zeit, die Jan am Ende kaum mehr als solche wahrnahm. Ab und zu traf er noch Max, aber die Treffen blieben sehr distanziert und wohl für beide nicht sehr befriedigend. Inzwischen war es nicht nur Max, der sich nicht mehr auf Jan einlassen konnte, obwohl er seine Trennung von Ingve inzwischen einigermaßen verkraftet hatte. Umgekehrt konnte auch Jan immer weniger mit Max anfangen, auch wenn er ihm nach wie

vor irgendwie gefiel – mit Mütze und Kapuze. Aber sie entwickelten sich eindeutig in jeweils sehr unterschiedliche Richtungen. Überhaupt beschäftigte sich Jan so sehr mit sich selbst und seinen Reisen ins Innere, dass er sich immer weniger auf andere Dinge, wie Menschen, einlassen wollte oder auch konnte. Darunter litt auch ein wenig die Beziehung mit Niklas. Aber das gemeinsame Kuschneln und ihre Versuche, sich dem anzunähern, was unter Schwulen gemeinhin als Sex praktiziert wurde, hielt sie zusammen. Niklas sah auch ein, dass Jan durch den Zivildienst einer besonderen Belastung ausgesetzt war und sich daher auch nur eingeschränkt dem Beziehungsleben widmen konnte. Er nutzte die Zeit, sich verstärkt um sein Studium zu kümmern.

Ole nahm nicht nur gerne und oft die unterschiedlichsten Drogen, er gab sich auch einem Sexualleben hin, das Jan als ausgesprochen ausschweifend empfand. Für ihn war es unerlässlich, sozusagen als Akt schwuler Befreiung, mit vielen Männern unterschiedlichste Formen sexueller Kontakte zu pflegen. Eigenartigerweise war das aber nie Thema zwischen ihm und Jan gewesen. Ole schien es stillschweigend hinzunehmen, dass Jan an solchen Dingen weitgehend desinteressiert war. Bis er ihn einmal fragte, ob er es denn befriedigend fand, ausschließlich Sex in der Beziehung zu leben. Jan gab darauf wohl keine zufriedenstellenden Antworten, sodass Ole immer weiter nachbohrte. Bis Jan endlich sagte, dass ihn Sex nicht so interessierte. „Das glaube ich nicht“, sagte Ole, „Ein Schwuler, der sich nicht für Sex interessiert, das gibt es nicht.“ Jan antwortete, dass es vielleicht nicht viele gab, aber er ein Beweis dafür war, dass tatsächlich nicht alle Schwulen an Sex interessiert waren. „Dann bist du verklemmt oder hast ein Problem mit deiner Männlichkeit“, schloss Ole, was Jan als beleidigend empfand. Die Diskussion endete damit, dass Jan erklärte, dass ihm eben andere Formen der Sexualität näher lagen als das, was üblich war. Ole wollte natürlich wissen, um welche anderen Formen es sich dabei handelte. „Zum Beispiel gefesselt zu werden“, erläuterte Jan. „Oh, SM“, sagte Ole, „Das hätte ich wirklich nicht gedacht. Das finde ich wirklich spannend; vielleicht sollten wir da mal etwas ausprobieren.“

Das ging Jan allerdings eindeutig zu weit, obschon er die Aussicht, von Ole gefesselt zu werden, nicht völlig reizlos fand. „Jetzt sei nur nicht feige“, sagte Ole, der inzwischen eine Pferdepeitsche in der Hand hatte. „Ich kann damit umgehen, glaube mir.“ Jan spürte, dass er keine Chance mehr hatte, Oles Ansinnen abzuwehren, und ließ sich schließlich an den Küchentisch schieben. „Beug

dich da rüber“, herrschte ihn Ole schließlich an. „Du musst mich aber festbinden“, sagte Jan, aber Ole entgegnete, dass Jan nicht in der Position wäre, ihm etwas vorzuschreiben. „Als richtiger Mann wirst du wohl etwas ertragen können“, sagte Ole. Er hatte offenbar überhaupt nicht verstanden, worauf es Jan ankam. Jan beugte sich über den Tisch und ließ sich die Hose herunter ziehen. Schon der erste Peitschenhieb war so schmerzhaft, dass er befürchtete, er könnte seine Besinnung verlieren. Er hatte nicht ansatzweise vermutet, dass es derartig schmerzhaft war, ausgepeitscht zu werden. Drei Hiebe hielt er aus, bis er aufsprang und in sein Zimmer rannte. Es dauerte Weile, bis Ole hinterher kam und sagte, dass er es wohl ein bisschen übertrieben hatte. Jan schwieg dazu. Immerhin hatte er die Erfahrung gemacht, dass er mit SM genauso wenig anfangen konnte wie mit gewöhnlichem Sex.

Er dachte darüber nach, warum es so schwer zu vermitteln war, dass es ihm am besten gefiel, einfach nur gefesselt zu sein. Sonst nichts, kein Sex, keine Peitschenhiebe, keine sonstigen Inszenierungen, einfach nur gefesselt. Jan beschloss, sich demnächst wieder mit Malte zu verabreden. Eigentlich hatte er vorgehabt, an diesem Abend Niklas zu treffen, aber er befürchtete, dass Niklas die Striemen sehen würde und er in die Verlegenheit kommen konnte, darüber Erklärungen abgeben zu müssen. So deutlich wie er sie spürte, mussten sie auch zu sehen sein, da war er sich sicher. Ole aber kam nach dieser Begebenheit richtig auf den Geschmack. Er hatte seitdem immer wieder Begegnungen mit anderen Männern, bei denen er auch seine Peitsche einsetzte.

Am nächsten Morgen ging Jan zu Niklas zum Frühstück; es war ein Samstag. Niklas eröffnete ihm, dass er nachmittags ein Seminar hatte. Eigentlich wollte Jan das Wochenende komplett mit Niklas verbringen; es war gerade eine Zeit, in der er ein starkes Bedürfnis nach Geborgenheit verspürte, und Niklas war der einzige, der ihm das vermitteln konnte. Er entschied sich, bei Niklas zu bleiben, bis er wieder dem Seminar zurückkam. Als er auf Niklas' Bett lag und über den misslungenen SM Versuch mit Ole nachdachte, klopfte es an der Zimmertür. Es war Henry, Niklas' Mitbewohner. Er setzte sich zu Jan auf das Bett und sagte, „Weißt du, ich bin ja zwar hetero, aber ich dachte, es wäre durchaus angebracht, es auch mal mit einem Mann zu versuchen.“ „Wie meinst du das?“ Jan war wirklich nicht klar, worauf Henry hinaus wollte. „Naja, du weißt doch, das mit der Zwangsheterosexualität. Es ist ja schon wichtig, solche Strukturen zu durchbrechen und ich finde du und auch dieser Freund von dir,

du weißt schon.“ „Ole?“ Das war nicht schwer zu erraten; Jan hatte ja schließlich nicht so viele Freunde. „Ja, Ole. Ihr seid da ja wirklich frei und ich denke, es wird für mich auch mal Zeit, meinen Horizont zu erweitern.“

Dann fing er an, sich auszuziehen, und legte sich zu Jan ins Bett. Jan fühlte sich ziemlich überrumpelt und wusste überhaupt nicht, wie er reagieren sollte. Eigentlich war er unfähig zu reagieren; er fühlte sich, als wenn er gelähmt gewesen wäre. „Ziehst du dich auch aus?“, fragte Henry. „Ich weiß nicht“, versuchte Jan ihn abzuwehren, „Das mit dem Sex ist ja nicht so einfach.“ „Was ist da das Problem? Ich meine, wir sind doch frei zu tun, was wir wollen. Es gibt da keine Zwänge, wenn wir den bürgerlichen Scheiß ablegen, oder?“ „Naja“, entgegnete Jan, „Ich habe halt eine Phimose.“ Er wusste aber, dass er mit diesem Argument nicht weit kommen würde. Er hasste es, wenn man ihn zwingen wollte, frei zu sein; er wollte gar nicht frei sein. Aber er kam argumentativ dagegen nicht an, da er nun einmal in einem Umfeld lebte, in dem es dazu gehörte, frei zu sein, oder zumindest, frei sein zu wollen.

Er stand auf und fing an, sich auszuziehen. Als er sich die Unterhose herunter zog, fragte Henry, „Was ist das?“, und berührte mit dem Zeigefinger Jans Po. „Was meinst du?“ „Die Striemen, wo hast du denn diese Striemen her?“ „Da sind keine Striemen. Ich weiß auch nicht, wo die herkommen sollen.“ Wieder war Jan argumentativ eindeutig in der Defensive. „Also ich würde nie jemanden zum Spaß verletzen“, bemerkte Henry, „Auch beim Sex nicht; das finde ich nicht in Ordnung.“ Jan legte sich neben Henry, der ihn dann fragte, wie das jetzt weitergehen sollte. „Ich kenne mich ja mit schwulem Sex nicht so aus“, sagte er. Jan kannte sich aber auch nicht damit aus und gab daher keine Antwort. Dann fing Henry an, Jan zu küssen und fasste kurz darauf seinen Schwanz an. In diesem Moment fing Jan an, heftig zu zucken, sodass Henry ihn erschrocken losließ. „Habe ich dir weh getan?“, fragte er. Jan schüttelte den Kopf. „Das mit dem Sex geht halt nicht“, sagte er. Er machte den Vorschlag, einfach nur zusammen im Bett zu liegen. Doch Henry hielt es nicht lange aus, neben Jan im Bett zu liegen. „Ich wollte dir nicht wehtun“, sagte er, als er schließlich aufstand. Jan hätte gerne etwas zur Erklärung gesagt, weil er Henry eigentlich mochte, aber es fiel ihm nichts ein, was er hätte sagen können. Als Henry gerade das Zimmer verlassen wollte, sagte Jan, „Henry“, ohne zu wissen, was er weiter sagen sollte. „Ist alles ok?“, fragte Henry darauf hin und Jan nickte.

Jan fühlte sich richtig schlecht, nachdem Henry gegangen war. Dass er gerade wieder derartig mit seiner Sexualität konfrontiert wurde, den Tag zuvor schon mit Ole und jetzt mit Henry, war mehr als unangenehm. Wieder zu erfahren, dass für ihn Sex in erster Linie mit Schmerz verbunden war und mit dieser Lähmung, die ihn unfähig machte, adäquat auf solche Situationen zu reagieren, war für ihn nur schwer erträglich. Am liebsten wäre ihm gewesen, man würde Sexualität komplett abschaffen; er dachte, er wäre vermutlich der einzige, der solche Gedanken hatte. Zum Glück kam irgendwann Niklas wieder und erlöste Jan von seinen Grübeleien. „Du liegst ja schon im Bett“, sagte er mit seinem Len-Jan-Nik-Lächeln und zog sich auch gleich aus. Jan fühlte sich erleichtert und geborgen, als er mit Niklas kuschelte; dafür gab es die höchste Punktzahl auf der Fieberkurve, obwohl ihn Niklas noch nicht einmal festgehalten hatte. Seine Striemen waren offenbar nicht aufgefallen, falls sie überhaupt noch zu sehen waren. Das Wochenende mit Niklas war so entspannend und aufbauend, wie es Jan schon länger nicht mehr erlebt hatte. „Ich bin froh, dass ich dich habe“, sagte Niklas und es tat sehr gut, so etwas zu hören.

Mit Ole gab es in der folgenden Zeit immer wieder Diskussionen um Jans Sexualität. Ole war der Meinung, dass Jan verklemmt war und unbedingt Maßnahmen ergreifen musste, das zu ändern. Doch Jan wehrte alle seine Vorschläge, wie er „so richtig rangenommen“ werden müsste, erfolgreich ab. Stattdessen verabredete er sich einige Zeit später wieder mit Malte. Der konfrontierte ihn aber gleich auch mit einem Ansinnen, das Jan ziemlich verunsicherte. „Ich denke, diesmal bist du dran mich zu fesseln, ok?“, sagte er. „Mit Seilen ist mir das zu heikel; da lasse ich mich nicht gerne von einem Anfänger fesseln. Aber mit Handschellen und Ketten geht das bestimmt.“ Malte zeigte ihm seine Handschellen, Fußfesseln und Verbindungsketten. Dabei erklärte er genau, wie sie funktionierten, wie man die Handschellen so verriegelte, dass sie sich nicht weiter schließen konnten, und was es beim Anlegen sonst zu beachten gab. Er demonstrierte seine Erläuterungen an Jans Handgelenken und ließ dann Jan an seinem Handgelenk üben. Jan fand diesen Lehrgang ziemlich erregend. Ihm kamen dabei die Bilder in den Sinn, wie er mit Kay auf dem Pfadfinder Zeltlager das Fesseln geübt hatte.

Schließlich sagte Malte, „Dann fangen wir mal an, oder?“ Er stand auf und setzte sich auf den Boden. „Du musst mich jetzt führen“, sagte er, „Du überlegst dir jetzt, was du mit mir vorhast und führst mich in die Positionen, in de-

nen du mich haben willst, ok?“ Jan nickte. Allerdings hatte er keine Idee, was er jetzt tun sollte, und hielt unentschlossen ein Paar Handschellen in den Hand. „Ist es so ok, wie ich hier sitze?“, fragte Malte und Jan nickte wieder, weil ihm nichts anderes einfiel. Dann kam ihm plötzlich diese Geschichte in den Sinn, die Kay ihm damals erzählt hatte, wie in früheren Zeiten die Kinder in der Schule bestraft wurden. In Gedanken sah er sich selbst, wie er so gefesselt war, die Arme um die Beine geschlungen mit dem Lineal zwischen Armen und Knien. Es kam ihm eigenartig vor, sich selbst so zu sehen, wo er doch nie so gefesselt wurde. Nach und nach kamen ihm auch die Auseinandersetzungen in den Sinn, die er mit Kay wegen dem zerbrochenen Flugzeug hatte, und wie er sich damals wünschte, von Kay dafür bestraft zu werden.

„Lass dir ruhig Zeit“, unterbrach ihn Malte in seinen Gedanken, „Es gibt überhaupt keinen Grund zur Eile.“ Jan ging zu ihm und forderte ihn auf, ihm die Hände entgegen zu strecken, indem er die Handschellen in seine Richtung hielt. Nachdem er sie ihm angelegt hatte, nahm Jan ein Paar Fußfesseln und legte sie Malte ebenfalls an. Dann verkürzte er die Kette und verband sie mit den Handschellen; Malte war jetzt gezwungen, mit seinen Armen seine angewinkelten Beine zu umfassen. Jan war erstaunt, wie sehr es ihn anregte, Malte in Ketten zu legen. Er setzte sich an den Tisch und sah zu, wie Malte den Bewegungsspielraum testete, den er noch hatte. Und der war noch einigermaßen groß, weil die Verbindungskette von Hand und Fußfesseln mehrere Glieder lang war.

Es gefiel Jan, ihm zuzusehen, wie er versuchte, sich gegen seine Fesseln zu bewegen. „Alles ok?“, fragte er und Malte nickte. Jan ging in die Küche, um einen Tee zu kochen. Er merkte sich die Uhrzeit, die er auf der Uhr am Herd ablesen konnte und beschloss, Malte nach genau zwei Stunden und zweiundzwanzig Minuten wieder zu befreien. Nachdem er den Tee gekocht hatte und wieder zurück in das Zimmer kam, in dem Malte saß, beschloss er, dass es Zeit für die Stange war. In der Küche hatte er einen Staubsauger entdeckt, bei dem sich ein Stück von dem Saugrohr abnehmen ließ. Jan sah sich in dem Zimmer um, um sich zu vergewissern, dass es wirklich nichts geeigneteres gab, um Maltes Fesselung zu intensivieren. Dann ging er in die Küche und nahm das Rohr; es war aus Metall und passte daher auch ganz gut zu den anderen Fesseln.

Er ging damit zu Malte und positionierte, ohne etwas dabei zu sagen, seine Arme und Beine so, dass er das Staubsaugerrohr zwischen Arme und Knie durchstecken konnte. Die Fesselung, die vorher noch recht locker war, wurde durch diese Maßnahme ziemlich eng; zu eng, als dass Malte seine Arme oder Beine noch bewegen konnte. Als er sich an den Tisch setzte und Malte beobachtete, fand Jan, dass er wirklich gut aussah, so wie er auf dem Boden saß, mit dem Rohr zwischen Armen und Knien. Das Einzige, was nach wie vor irritierte, war sein Geruch, an den sich Jan wohl nie gewöhnen konnte. Dadurch, dass es ziemlich warm und Malte daher auch verschwitzt war, wurde der noch deutlich verstärkt; Jan überlegte sich, ob es wirklich eine Mischung aus Deo und Schweiß war, oder vielleicht doch Maltes eigener Körpergeruch.

„Mir hat mal jemand erzählt, der er in einem Kinderheim war, dass da die Kinder in einem Internat auf diese Weise bestraft wurden, wenn sie sich nicht benahmen“, erklärte er. Malte nahm die Erläuterung wortlos zur Kenntnis. Jan nahm sich ein Buch über Bondage, das er in einem Regal gefunden hatte, und las darin, während er wartete, bis genau 2 Stunden und 22 Minuten vorüber waren. Er schaute immer wieder auf Malte und beobachtete ihn von Zeit zu Zeit sehr aufmerksam, wie er seine Hände oder seine Füße versuchte zu bewegen. Als die Zeit vorüber war, zog er das Staubsaugerrohr wieder heraus und ließ Malte etwa eine weitere Viertelstunde sitzen, bis er anfang, ihn loszuketten. Die Handschellen hatten deutliche Spuren an seinen Handgelenken hinterlassen.

„Das war 'ne gute Idee mit dem Rohr“, sagte Malte, als sie zusammen am Tisch saßen, „Aber das mit dem Kinderheim glaube ich dir nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Kinder auf diese Weise bestraft werden.“ Jan kommentierte diese Einschätzung nicht weiter; er kannte diese Geschichte nur von Kay und wusste nicht, ob sie stimmte oder nicht. Nach dem gemeinsamen Tee begleitete ihn Malte zur Wohnungstür. „Kann ich dich auch mal anrufen?“, fragte er, als Jan seine Schuhe anzog. Jan bejahte und gab ihm Niklas' Telefonnummer. Bei Ole gab es kein Telefon, da Ole der Meinung war, dass man durch Telefone von der Polizei oder den Geheimdiensten abgehört werden konnte. Er sagte, dass Malte einfach eine Nachricht hinterlassen konnte, wenn er nicht da war. Dabei verschwieg er, dass in dieser Wohnung auch sein Partner wohnte. Malte wusste nicht, dass er einen Partner hatte; er hatte allerdings auch nie danach gefragt.

Seit er bei Ole eingezogen war, hatte sich Jans Leben ziemlich geändert. Er verbrachte oft die ganze Nacht damit, mit Ole zu diskutieren oder Gedichte zu lesen; regelmäßig nahm er mit Ole LSD. Ansonsten verbrachte er die Zeit mit Niklas – wenn er nicht gerade arbeitete. Er hatte so gut wie keine mehr Zeit für sich, obwohl ihm das immer sehr wichtig gewesen war. Die Abende, an denen er alleine war und über die unterschiedlichsten Dinge nachdachte, die langen Spaziergänge, das gab es alles nicht mehr. Dafür war die Zeit mit Ole sehr intensiv. Jan hatte das Gefühl, innerhalb von einigen Monaten mehr gelernt und erfahren zu haben, als in seinem ganzen Leben zuvor. Vor allen Dingen gingen die chemisch veranlassten Reisen in sein Inneres mit Erfahrungen einher, die spannender und aufregender nicht sein konnten. Zugleich entwickelte sich seine Beziehung mit Niklas zunehmend zu einer Konstante in seinem Leben, die ihm sehr viel Sicherheit gab. Das Leben in dieser Konstellation, mit Ole und mit Niklas, war überhaupt nicht zu vergleichen mit dem, was er lebte, bevor er Niklas kennengelernt hatte. Auch wenn es sehr anstrengend war, fühlte sich Jan wirklich gut in der Situation, in der er inzwischen lebte.

Einige Wochen nach dem Treffen rief Malte tatsächlich bei Niklas an. Jan rief ihn zurück und traf mit ihm eine Verabredung, wie immer bei ihm. Diesmal war er wieder dran, gefesselt zu werden. Malte fragte ihn, wie er es am liebsten mochte und Jan bat ihn, ihn in etwa so zu fesseln, wie er es zuvor auch schon getan hatte, mit Handschellen und Ketten. „Ja, das war gut, nicht?“, sagte Malte. Diesmal musste Jan mit den Händen auf dem Rücken mit dem Gesicht zur Wand stehen bleiben. Als Variation hatte er nicht die Gelenkhandschellen, sondern welche mit Kette, und dafür aber zusätzlich Daumenschellen, was Jan besonders spannend fand. Die hatten den Effekt, dass seine Handgelenke vollständig fixiert waren; geringer konnte der Bewegungsspielraum seiner Hände hinter dem Rücken gar nicht sein. Er musste eine ziemlich lange Zeit so gefesselt mit dem Gesicht zur Wand stehen bleiben, während Malte auf einem Stuhl saß und ihn eingehend beobachtete.

Schließlich stand Malte wieder auf, stellte sich hinter Jan und fing an Jans Schulter zu massieren. Plötzlich sagte er, „Ich bin in dich verliebt.“ Jan war unfähig etwas zu sagen und starrte auf die Wand vor ihm; das war wirklich eine unangenehme Überraschung. „Du brauchst jetzt nichts dazu zu sagen“, sagte Malte, „Denk einfach darüber nach, wie du zu mir stehst, und gib mir Bescheid, wenn du dich entschieden hast.“ Dann schloss er Jans Hände wieder los und

fürhte ihn zur Wohnungstür. Irgendwie war Jan fasziniert, mit welcher Sachlichkeit es Malte verstand, selbst so ein Thema abzuhandeln. Aber es war vollkommen klar, dass er sich nicht auf Maltes Verliebtsein einlassen konnte.

Auf dem Nachhauseweg ärgerte er sich darüber, dass er nichts dazu gesagt hatte, noch nicht einmal, dass er bereits in einer Beziehung lebte. Das war wieder typisch, dachte er, sich von so einer Situation so sehr überrumpelt zu fühlen, dass er unfähig war, darauf angemessen zu reagieren. Ein paar Tage später entschloss sich Jan, sich mit Malte zu verabreden und ihm zu sagen, dass er bereits in einer Beziehung lebte. Er holte Malte zu einem Spaziergang ab, der schon nach kurzer Zeit beendet war. Er erzählte, dass er seit fast drei Jahren mit Niklas in einer Beziehung lebte und daher Maltes Beziehungswunsch nicht entsprechen konnte, und dachte dabei daran, wie es sich anfühlte, mit Handschellen und Daumenschellen gefesselt zu sein. Malte antwortete, dass er unter dieser Voraussetzung den Kontakt mit Jan abbrechen wollte. Er wollte noch nicht einmal mehr von Jan nach Hause begleitet werden. „Du hast dich entschieden“, sagte er, bevor er ging, „Leb wohl.“

Jan fühlte sich anschließend richtig schlecht, aber er hatte keine andere Möglichkeit gesehen, mit Maltes Anliegen umzugehen. Auch wenn er ihn attraktiv fand und seine nüchterne Art gerne mochte, eine Beziehung mit Malte konnte er sich wirklich nicht vorstellen; selbst wenn er nicht mit Niklas schon einen Partner gehabt hätte. Überhaupt war dieser Herbst eine Zeit der Trennung. Auch Max sagte, dass er den Kontakt mit Jan endgültig beenden wollte, nachdem immer deutlicher wurde, dass sie nichts miteinander anfangen konnten. Das Ende des Verhältnisses mit Max empfand Jan fast schon als Erleichterung. Dass ihm dieser Junge, den er ja einmal wirklich sehr gemocht hatte, so gleichgültig geworden war, machte ihn jedes Mal traurig, nachdem sie sich getroffen hatten. Immerhin hatte Jan den Eindruck, dass Max inzwischen die Trennung von Ingve überwunden hatte und nicht mehr diese depressive Stimmung verbreitete, die ihn zusätzlich befremdet hatte.

So war nicht nur das Ende der spannenden Treffen mit Fesselungen erreicht, sondern auch definitiv das Ende des Kapuzenzaubers. Normalerweise war bereits die Zeit gewesen, in der Jan fast nur noch mit Kapuze auf dem Kopf draußen war, es war immerhin Oktober. Aber diesen Herbst verzichtete er darauf; beschloss, sich diesen Winter wieder daran zu gewöhnen, Kälte auszuhalten,

ohne Mütze oder Kapuze auf dem Kopf; zumindest die mäßige Kälte des Herbstes. Vielleicht war das ein Zeichen dafür, dass er dabei war, erwachsen zu werden; er wusste es nicht.

Es konnte kein Zufall sein, dass genau an dem ersten Tag nach Beendigung des Zivildienstes Jans Ohren anfangen zu schmerzen. Er hatte noch mehr als drei Wochen Urlaub übrig und daher bereits Anfang November seinen letzten Arbeitstag an seiner Zivildienststelle. Drei Tage später waren die Schmerzen so stark, dass er einen Arzt aufsuchte, der ihm Antibiotika verschrieb und Bettruhe verordnete. Selbst die hohen Dosen an Schmerzmittel, die Jan nahm, reduzierten die Schmerzen kaum auf ein erträgliches Maß. Er schlief nicht mehr, aß nichts mehr und versuchte nur, eine Stunde nach der anderen zu überstehen und nicht seinem Gedanken, sofort sterben zu wollen, nachzugeben. Ole und Niklas beobachteten das Ganze mit zunehmender Hilflosigkeit. Schließlich bugsierten sie ihn in ein Krankenhaus, weil sie dachten, er würde ihnen tatsächlich wegsterben. Doch dort schickte man sie wieder weg; wahrscheinlich, weil sie Jan für einen Drogenabhängigen hielten. Nach etwa eineinhalb Wochen ließen die Schmerzen innerhalb von wenigen Stunden deutlich nach. Jan, der bestimmt eine Woche lang nicht mehr geschlafen hatte, fiel vor Erschöpfung in einen tiefen und lang anhaltenden Schlaf, bevor er etwa zwei Tage später aufwachte und entkräftet zu den Lebenden zurückkehrte. Es war mit Abstand das schlimmste Kranksein, das er bis dahin erlebt hatte. Es passte aber gut in Jans Lebenssituation, in der sich einige grundlegende Veränderungen ankündigten: Das Ende des Zivildienstes, die Trennung von Malte und Max. Jan empfand die Vorstellung, dass sich etwas in seinem Leben grundlegend ändern würde, er aber nicht wusste was, als mindestens so bedrohlich wie die zurückliegende Krankheit. Die hatte zumindest die Wirkung, dass er seine Entscheidung, ab jetzt auf Mütze und Kapuze zu verzichten, wieder zurücknahm.

Es gab noch eine weitere Veränderung, die sich einige Wochen nach der Ohrenentzündung ankündigte. In der ersten LSD-Nacht, die er danach mit Ole verbrachte, hatte er keine gedankliche Verbindung mehr zu ihm. Ole war das auch aufgefallen. Sonst lasen sie in solchen Nächten ihre Gedanken, die ihnen vollkommen offen lagen, doch diesmal gab es es nichts zu lesen; für beide nicht. Jan war stattdessen dabei, die Innereien seiner Ohren und sonstigen Schädelöffnungen zu erforschen und auch den Schaden zu untersuchen, den die Entzündung hinterlassen hatte. Er fragte sich, ob das der Grund für die feh-

lende Verbindung mit Ole war, oder vielleicht der Umstand, dass er nicht mehr arbeitete und er und Ole daher viel mehr Zeit miteinander verbrachten als zuvor.

Es blieb auch nicht bei dieser Veränderung; das Verhältnis mit Ole gestaltete sich insgesamt zunehmend schwieriger. Immer häufiger traten Missverständnisse auf und vor allen Dingen sah sich Jan auch zunehmend unverständlichen Beschimpfungen und Anschuldigungen ausgesetzt. Insbesondere bemängelte Ole, dass sie kein körperliches Verhältnis miteinander pflegten und sich Jan seinen SM-Experimenten „systematisch“ entzog, wie er sich ausdrückte. Aber für Jan gab es dazu keine Alternative; ein körperliches Verhältnis mit Ole konnte er sich nicht vorstellen, es passte einfach nicht, und schon gar nicht SM. Selbst wenn ihn Ole gefesselt hätte, es hätte nicht funktioniert, da war sich Jan sehr sicher.

Nach ein paar weiteren Wochen war es ihnen unmöglich geworden, zusammen LSD zu nehmen, ohne sich dabei beide extrem unwohl zu fühlen. Jan hatte obendrein den Eindruck, dass ihm das LSD generell nicht mehr gut tat und er besser keines mehr nehmen sollte; zumindest für einige Zeit nicht mehr. Er hatte sich obendrein entschieden, wieder ein Studium zu beginnen, nicht zuletzt weil er sonst keine Idee hatte, was er nach der Zivildienstzeit tun sollte. Auch das empfand Ole fast schon als Vertrauensbruch. Jan war immer öfter bei Niklas und begann auch seine Bewerbung für ein Studium an der Kunsthochschule vorzubereiten. Niklas fand sein Vorhaben gut, auch wenn er nicht verstanden hatte, warum Jan ausgerechnet Kunst studieren wollte. Schließlich eröffnete ihm Ole, dass er nicht mehr mit ihm zusammenleben konnte, und zog auch zwei Wochen später aus. Das war kurz nach Jans Geburtstag, im Februar.

Henry vermittelt Jan einen neuen Mitbewohner, der viel arbeitete und selten zu Hause war. Auch wenn er oft alleine da war, fühlte sich Jan ohne Ole dennoch fremd in seiner Wohnung, die eigentlich Oles Wohnung war. Er hielt sich daher die meiste Zeit bei Niklas auf, weil er sich dort wesentlich eher zu Hause fühlen konnte. Bei all diesen Veränderungen, die ja eigentlich Trennungen waren, tat es gut, mit Niklas etwas zu haben, was ihm so etwas wie eine Kontinuität vermitteln konnte. Auch wenn es eine schwierige und konfliktreiche Kontinuität war, es war immerhin eine.

Die Bewerbung für das Kunststudium war erfolglos, das war schon in einem frühen Stadium absehbar. Die Professoren, die er zur Beratung aufsuchte, klappten seine Mappe zu, nachdem sie zwei, drei Bilder gesehen hatten und sagten, dass er sich mit so etwas gar nicht erst bewerben sollte. „Aquarelle macht man heutzutage nicht mehr“, erfuhr er, und dass das Malen von Buchstaben in den Kindergarten gehörte. Jan entschied sich dann, stattdessen Mathematik zu studieren; das war eine ziemlich spontane Entscheidung, die ihn selbst auch ein wenig überrascht hatte. Er wusste nicht genau warum, aber es war auch nach längerem Nachdenken eine Entscheidung, bei der er ein gutes Gefühl entwickeln konnte. Der Gedanke an ein Mathematikstudium fühlte sich einfach gut an. Obendrein gab es auch keine Probleme, selbst kurzfristig einen Studienplatz in Mathematik zu erhalten.

Jan hatte einen Winter hinter sich, den er kaum genießen konnte. Er war sehr wenig draußen, und meist auch nur kurz, weil er befürchtete, wieder eine solche schmerzhaft Entzündung zu bekommen. Überhaupt spürte er das Bedürfnis, sich zurückzuziehen, so stark wie schon lange nicht mehr. Dass er dabei auch die Mütze-und-Kapuzen-Zeit fast vollständig verpasste, wurde ihm erst klar, als es schon Frühjahr und damit zu spät war. Erst nach und nach bemerkte er, dass ihn die Trennungen, von Malte, von Max und von Ole, nachhaltig traurig machten. Sie ließen ihn seine Einsamkeit und Isolation wieder sehr deutlich spüren; da half es auch nur wenig, dass er sich mit Niklas gerade etwas besser verstand.

Über eine Zeit von mehreren Monaten hinweg hatte Jan das Gefühl, dass sich die Welt immer weiter von ihm entfernte. Oder dass sich etwas zwischen ihm und die Welt schob, was sie voneinander immer mehr trennte wie eine Glasscheibe, die sich zunehmend eintrübte. Er verlor seine Gefühle zu den Dingen, selbst Kapuzen und Fesselungen bedeuteten immer weniger und irgendwann überhaupt nichts mehr. Alles sah zunehmend so aus, als wenn es sehr weit, unerreichbar weit, entfernt wäre; auch die Geräusche kamen von weit her. Jan spürte, dass von ihm umgekehrt auch immer weniger nach außen drang; er wurde unsichtbar und unhörbar. Am schlimmsten war, dass auch Niklas nicht mehr zu ihm durchdringen konnte und Jan nicht mehr zu ihm.

Im Sommer schließlich gab es den Moment, in dem Jan feststellen musste, dass er komplett von außen isoliert war; das vermittelten ihm wenigstens seine

Wahrnehmungen. Es war nicht das erste Mal, dass er sich in einem solchen Zustand wiederfand, daher wusste er, dass es wieder vorüber gehen würde. Dass er zumindest hoffen könnte, dass es wieder vorüber ginge und die Glasglocke, unter der er jetzt gefangen war, sich wieder heben würde. Es blieb natürlich auch die Befürchtung, dass sich nichts mehr hob und er so den Rest seines Lebens verbringen musste. Aber selbst diese Befürchtung verlor sich in diesem Meer aus Gleichgültigkeit, in dem sich alles andere bereits aufgelöst hatte.

Es stellte sich immerhin als eine gute Entscheidung heraus, Mathematik zu studieren. Das Studium passte gut zu Jan und die Thematik war auch sehr interessant, wenn auch ein wenig trivial am Anfang. Jan fand ziemlich schnell in der Algebra und der Zahlentheorie seine Lieblingsbereiche. Die waren deutlich spannender als die Analysis und lineare Algebra, die das Grundstudium bestimmten.

Len

Jan nahm seine Jacke und zog sie sich über. Er hatte vor, zur Elbe zu gehen, zu jenem Max-Platz, an dem er schon seit fast drei Jahren nicht mehr gewesen war. Es kam ihm unheimlich vor, daran zu denken, wie die Zeit verging. Max hatte er seit über zwei Jahren nicht mehr gesehen, und Malte noch länger nicht; Ole war vor fast zwei Jahren ausgezogen. Die Trennungen waren mit der Zeit zu unveränderbaren Tatsachen geworden und zu einem Teil seiner Biographie geronnen.

Seine Jacke hatte Jan seit etwas mehr als zwei Monaten. Sie zu kaufen war ein spontaner Entschluss gewesen, an jenem Tag Ende November als es in der Nacht den ersten Frost gegeben hatte. Er hatte lange Zeit keine Jacken mehr getragen, seit seinem Parka nicht mehr, den er nach dem Ende der Beziehung mit Jan nicht mehr getragen hatte, seiner ersten wirklichen Liebe. Witzigerweise lagen genau neun Jahre dazwischen, zwischen jenem Novembertag, an dem Jan beschloss, seinen Parka nicht mehr zu tragen und dem Novembertag vor zwei Monaten, an dem er sich die Jacke kaufte. Das fiel ihm erst hinterher ein; es waren genau neun Jahre, auf den Tag genau. Obwohl er so schwer gelitten hatte, als sein Bauwagen überschwemmt wurde, dass ihn Jan nicht mehr anziehen wollte, hatte er seinen Parka immer noch – inzwischen in einer alten Sporttasche versteckt. Die neue Jacke hatte natürlich auch eine warme Kapuze, das war schließlich das Wichtigste daran. Jan war mit seinen Ohren sehr vorsichtig geworden; noch einmal wollte er sich nicht mehr diesen unsagbaren Schmerzen aussetzen, die er bei der letzten schweren Entzündung hatte; die war zwar schon recht lange her, aber dennoch in deutlicher Erinnerung geblieben.

Er zog sich seine Schuhe an, setzte sich seine schwarze Mütze auf und warf die Kapuze darüber. Sie hatte innen zwar kein Fell, war aber dennoch warm gefüttert und fühlte sich ausgesprochen gut an, vor allem über der Mütze. Während Jan an diesem Morgen durch die Stadt lief und das warme, geborgene Gefühl genoss, das ihm die neue Jacke vermittelte, dachte er darüber nach, wie sie zu ihm gefunden hatte. Genauso wie der Parka, den er als Jugendlicher bekommen hatte, hatten alle seine Kapuzenpullover zu ihm gefunden; er wusste nicht warum, aber es war ihm wichtig, von diesen Kleidungsstücken gefunden und ausgewählt zu werden, nicht umgekehrt. Seit seiner schweren Ohren-

entzündung hatte er es im Winter immer weitgehend vermieden, sich längere Zeit in der Kälte aufzuhalten. Aber jedes Mal, wenn es im Frühjahr wieder wärmer wurde, merkte er, dass er die Spaziergänge durch die kalte, winterliche Atmosphäre wirklich vermisst hatte, nicht nur weil sie auch immer mit dem Tragen einer Kapuze auf dem Kopf verbunden waren. Es war wirklich ein Stück Zuhause, was ihm abhanden gekommen war. Auf der anderen Seite war aber auch klar, dass er nie wieder eine solch heftige Entzündung durchmachen wollte, wie er sie vor zwei Jahren im November hatte.

Letzten Herbst hatte er daher beschlossen, sich den Winter, seinen Winter, wieder in sein Leben zurückzuholen. Im Grunde genommen musste er ja nur darauf achten, immer warm genug angezogen zu sein; vor allen Dingen am Kopf. Dann sollte es kein Problem sein, auch längere Zeit im Winter draußen zu verbringen, dachte er; so war es ja früher auch. Jan kam der Traum in den Sinn, der den Kauf der Jacke letzten Endes ausgelöst hatte. Er hatte von Len geträumt. Er hatte geträumt, wie er sich vor Schmerzen die Ohren hielt und plötzlich Len erschien, dieser Junge mit Mütze und Kapuze darüber, der ihm ein einziges Mal nur in seiner Kindheit begegnet war. Er hatte bestimmt schon einige Jahre nicht mehr an Len gedacht, aber dennoch konnte er im Traum sein Gesicht so klar und deutlich sehen, als wenn sie sich erst kurz zuvor gesehen hätten. Viel klarer sogar; Lens Gesicht war so deutlich zu erkennen, wie sonst kein Gesicht zu erkennen war. Jan war fasziniert; jetzt, wo er darüber nachdachte, über diesen Traum, fiel ihm auf, dass sich über Gesichter immer ein leichter Nebel legte, der verhinderte, dass er sie genau erkennen konnte; nur nicht über Lens Traumgesicht. Lens Gesicht war von einer fast unheimlichen Deutlichkeit geprägt. Was wohl aus diesem Jungen geworden war?

„Hast du keine Mütze?“, fragte Len im Traum und Jan, der sich immer noch die Ohren hielt, schüttelte den Kopf. „Dann zieh dir doch die Kapuze über, das fühlt sich richtig gut an“, forderte Len ihn auf. In diesem Moment bemerkte Jan, dass er seinen Parka anhatte, und zog sich die mit Fell gefütterte Kapuze über den Kopf. Das fühlte sich in der Tat gut an, richtig gut. An dieser Stelle verschwand Len wieder und Jan wachte auf. Auch nach dem Aufwachen konnte er genau spüren, wie sich die Fellkapuze auf seinem Kopf anfühlte.

Als wenn er etwas geahnt hätte, stand er gleich auf und sah aus dem Fenster. Überall war Raureif zu sehen; es war in diesem Spätherbst das erste Mal kalt

geworden. Was dann geschah, fand Jan umso eigenartiger, je mehr er darüber nachdachte. Ohne dass er zuvor daran gedacht hatte, war plötzlich klar, dass er eine Jacke haben wollte; eine mit Kapuze natürlich. Damit wären auch seine Ohren wesentlich besser geschützt als mit den Kapuzen seiner Kapuzenpull-over. Es war eine durch und durch gute und passende Entscheidung.

Er ging gleich nach dem Frühstück los, in irgendeine Richtung, ohne darüber nachzudenken, wo er hin ging. Schon von Weitem zog ein Schaufenster seine Aufmerksamkeit auf sich, noch bevor er erahnen konnte, was darin zu sehen war. Es war das Schaufenster eines Secondhandladens und Jan fiel sofort die schwarze Jacke auf, die darin auf einem alten Sofa lag. Beim Vorbeigehen sah er, dass eine Mütze in ihre Kapuze gelegt worden war. „Das ist sie“, dachte er, es war genau die Jacke, die er haben wollte. Nach wenigen Schritten blieb er stehen und kehrte nach kurzem Zögern wieder um. Er sah sich durch das Schaufenster die Jacke an, wobei er im Wesentlichen die Kapuze mit der Mütze darin betrachtete und versuchte, sich vorzustellen, wie sie sich wohl anfühlte. Sollte er nun wirklich diese Jacke kaufen? Nachdem er seit vielen Jahren keine Jacke mehr getragen hatte, war das eine Entscheidung, die gut durchdacht sein sollte. Am Ende stellte sich sonst womöglich heraus, dass er gar nicht mehr in der Lage war, Jacken zu tragen, zumindest nicht ohne sich dabei unwohl zu fühlen. Er überlegte sich schließlich, dass er sich mit der Entscheidung noch ein paar Tage Zeit lassen sollte, und ging wieder weiter.

Nach vielleicht hundert Metern, während der er sich in Gedanken die Jacke genau ansah, fiel ihm auf, dass sie nicht nur auf den Ärmeln, sondern auch auf der Kapuze einen grauen Streifen hatte, genau in der Mitte. Er blieb stehen und entschied sich, in den Laden zu gehen und die Jacke zumindest anzuprobieren. Es kostete ihn ein wenig Überwindung, die Verkäuferin in dem Laden nach der Jacke im Schaufenster zu fragen. Bevor er sie anprobieren konnte, schaute er sie sich noch einmal genau an und befühlte sie. Sie hatte kein Fell, auch die Kapuze nicht, aber dennoch gab es keinen Zweifel: Das war die Jacke, die er haben wollte; vor allem auch wegen dem Streifen auf der Kapuze. Als er sie anprobieren konnte und den Reißverschluss zuzog, fühlte er sich gleich richtig gut in dieser Jacke.

In Gedanken sah er sich, wie ihm beim Anziehen der Jacke die Kapuze über den Kopf fiel; so wie Jan damals in der Schule. Aber er hatte sich die Jacke

nicht mit dem nötigen Schwung angezogen, so blieb die Kapuze unten. Jan hatte noch seine Mütze auf und zögerte kurz, ob er sich die Kapuze überziehen sollte. Er sah sich im Spiegel und versuchte sich vorzustellen, wie er wohl mit der gestreiften Kapuze über der Mütze aussehen würde. Da hörte er wieder Len in Gedanken, wie er seinen Namen ausgesprochen hatte, „Lennart Adrian“, und wie er fragte, „Hast du keine Mütze?“ Dann sah Jan sich selbst, im Spiegel, wie er die Kapuze mit dem Streifen über die schwarze Mütze zog.

Die Kapuze war ziemlich groß, aber die Mütze darunter konnte man noch sehen. Jan fand, das mit dem Streifen auf der Kapuze sah ganz besonders gut aus. Überhaupt war es eine besondere Jacke – und ein besonderer Tag. Er zog die Jacke wieder aus und ging zur Kasse. Er kaufte sie zusammen mit der Mütze, die in ihrer Kapuze lag. Es war eine gewöhnliche schwarze Mütze, die etwas dünner war als die, die er schon hatte; auf jeden Fall war sie nicht aus Wolle. Die Jacke war sehr billig, billiger als die meisten anderen Jacken; trotz ihrer besonderen Kapuze. Die Frau hinter der Kasse sagte, dass die Jacke gut zu Jan passte und rundete den Preis für beides auf fünfzehn Mark ab. Jan musste die Jacke und die Mütze erst noch gründlich waschen, damit sie nicht mehr nach dem Secondhandladen rochen, in dem scheinbar alle Kleidungsstücke mit einem, wie Jan fand, ausgesprochen übel riechenden Waschmittel gewaschen wurden.

Eiszeit

Als Jan am Elbufer ankam, erschrak er kurz. Von Weitem sah er jemanden mit einer blauen Kapuze auf dem Kopf. Aber schon schnell war klar, dass es nicht Max sein konnte; weder der Farbton der Kapuze passte, noch die Körpergröße. Max war eindeutig größer als der Träger der blauen Kapuze. Jan suchte sich einen etwas abgelegenen Platz und setzte sich auf einen Stein. Er hatte eine schwierige Zeit hinter sich. Nach Oles Auszug zwei Jahre zuvor schloss sich seine Welt wieder ab, langsam, so langsam, dass er erst nach einigen Wochen bemerkte, wie sich die Dinge immer mehr von ihm distanzieren und er immer mehr in dieses Lebensgefühl gekommen war, in dem er lebte, bevor er Niklas kennengelernt hatte. Eigentlich war es kein Leben, zumindest kein richtiges Leben; es fühlte sich eher wie ein Dahinvegetieren an. Es war die zunehmende Abwesenheit von Gefühlen. Irgendwann schließlich, im frühen Sommer, war alles unerreichbar entfernt gewesen, wie wenn ihn eine Glasglocke umschlossen

hielt. Jans Überlebensstrategie in solchen Zuständen bestand darin, sie zu erforschen, herauszufinden, was dahinter steckte.

Es musste etwas dahinter stecken, da war sich Jan sicher, etwas, was ihn seit seiner Geburt wie ein Schatten begleitete. Er entwickelte die Vorstellung, dass es so sein musste, dass die Dinge und auch die Menschen normalerweise mit einem kommunizierten. Dass sie dadurch erst wirklich würden, dass sie einen ansprachen. Nur bei ihm war es anders; einzig bei ihm, bei niemandem sonst. Bei ihm war es so, dass selbst in seinen besten Zeiten aus der Kommunikation der Dinge und Menschen sich ständig Missverständnisse ergaben, die den Effekt hatten, dass er sich fremd fühlte, und zwar überall, mit allen Menschen und allen Dingen; Jacken und Pullover mit Kapuze bildeten da eine der wenigen Ausnahmen. Egal in welcher Umgebung er sich befand, er gehörte nicht dazu, es war nicht seine Welt, nicht ansatzweise. In schlechten Zeiten kommunizierten sie gar nicht mehr, weder die Dinge noch die Menschen. Alles war dann völlig unwirklich, wie Träume, unendlich weit entfernt. Entfernt vom ihm, von seiner Welt, in der er lebte und zu Hause war, in seinem klaren, eisigen und unvorstellbar einsamen Zuhause.

Selbst Niklas war unerreichbar in dieser Zeit. Manchmal war es sogar so, dass Jan den Eindruck hatte, gar nichts zu spüren, während er mit Niklas kuschelte. Nichts, einfach nichts; und es tat noch nicht einmal weh. In dieser Zeit ertappte sich Jan oft dabei, den Wunsch nach Schmerzen zu hegen, nur um überhaupt etwas zu spüren. Er ertappte sich auch oft bei dem Gedanken, sein Leben einfach beenden zu wollen – aber selbst das bedeutete ihm alles nichts. Es sprach nicht, nicht einmal die Schmerzen sprachen oder der Tod. Glücklicherweise hob sich gegen Ende des Sommers die Glasglocke wieder und ließ sie wieder ein in Jans Welt: die Gefühle, die Worte, die Wirklichkeit. Zumindest ein wenig davon; aber immerhin verweigerten sie sich nicht mehr vollständig. Das Wichtigste war, dass ihm Niklas wieder etwas vermitteln konnte, Geborgenheit und Vertrautheit vor allen Dingen.

Danach, im Herbst vorletzten Jahres meldete sich Ole wieder bei ihm. Er eröffnete, dass er sich an HIV infiziert hatte. Ole sprach es zwar nicht so aus, aber es stand der Vorwurf im Raum, dass er mit seinem Leben bezahlen würde, dass er eben auch in Bezug auf seine Sexualität alle bürgerlichen Barrieren überwunden hatte. Jan hatte sie dagegen nicht überwunden und daher auch

nichts zu bezahlen. Er traf sich seitdem immer wieder mit Ole; es stellte sich wieder so etwas wie eine Freundschaft ein. Und eine geistige Nähe, die zwar nicht mehr die der LSD-Zeit war, aber dennoch recht weit ging. Auch wenn Jan der Abgeschlossenheit wieder entkommen war, zumindest dieser absoluten Abgeschlossenheit, blieb nicht nur eine gewisse Schwere danach. Es blieb auch ein Gefühl einer unüberwindlichen Distanz zu den Dingen. Auch zu Niklas und zu Ole. Die Glasglocke war zwar ein wenig durchlässiger geworden, aber bei Weitem nicht verschwunden.

Während Jan darüber nachdachte, kam ihm wieder dieses Wort in den Sinn, Autismus. Wie Niklas ihm einmal gesagt hatte, dass er ihm autistisch vorkommen würde. Bei seiner Arbeit in der Tagesförderstätte hatte Jan zum ersten Mal Autisten kennengelernt. Nicht aus seiner Tagesförderstätte – da gab es keine – aber aus anderen Einrichtungen, mit denen er manchmal zu tun hatte. Sie waren sehr schwer und sichtbar behindert, die Autisten, die Jan mitbekam, aber sie faszinierten ihn und er fühlte sich ihnen irgendwie nahe. Er fand, dass Autisten schöne Menschen waren, Menschen, bei denen das Wort „schön“ wirklich passte.

Vermutlich war das auch der Kern von Oles Vorwürfen, die er immer wieder zu hören bekam. Nicht nur, dass er – im Gegensatz zu Ole – überleben würde, weil er zu feige war, wie Ole sich gerne ausdrückte, sich auf Menschen einzulassen. Sondern auch, weil die Nähe, die er herstellen konnte, auch immer zugleich diese abgründige, unüberwindbare und eigentlich unendliche Distanz aufzeigte, die ja tatsächlich bestand. Je näher ihm jemand kam, desto deutlicher und klarer zeigte sich der Graben, der Jan von allem anderen trennte, von allen anderen Menschen. Es waren die Auseinandersetzungen mit Ole, durch die Jan das alles klar wurde. Sie machten ihm auch klar, dass er den Widerspruch niemals würde auflösen können, zwischen sich und den anderen, Nähe und Distanz. Es war die Sehnsucht nach wirklicher, absoluter Nähe, durch die zugleich die absolute Isolation erschien, die er lebte, die sein Leben war. Absolute Nähe und absolute Isolation; das gehörte untrennbar zusammen. Es war wirklich absolut, dachte Jan; „Autismus ist absolut“, klang es in seinen Gedanken.

Ihm kam in den Sinn, wie eine seiner Arbeitskolleginnen einmal sagte, und das ziemlich unvermittelt, dass Jan ihrer Meinung nach „autistische Macken“ hatte.

Als Jan fragte, was sie damit meinte, konnte sie ihm die Frage nicht wirklich beantworten. Sie sagte, dass das eben ihr Eindruck war, wie Jan sich verhielt, wie er kommunizierte, wie er sich bewegte, das kam ihr alles „irgendwie autistisch“ vor. Auch wenn es nicht sehr konkret gewesen war, hatte es Jan zu denken gegeben. Wie ein Schatten begann dieses Wort ihn zu verfolgen, dieses Wort mit dem eigenartig schönen Klang, „Autismus“, mit dem so eigenartig schöne Menschen beschrieben wurden. Es schien kein Makel zu sein, zu dieser Art Menschen zu gehören. Dennoch fand Jan den Gedanken, ein Autist zu sein, ziemlich befremdlich und auch eher abwegig; es war definitiv eine eigenartige Vorstellung. In seinem Fall musste es – wenn überhaupt – eine Art von Autismus sein, die bislang niemand gekannt hatte; die sich zumindest deutlich von dem Autismus unterschied, der in den Autisten in Erscheinung trat, die er bislang gesehen hatte. Jan war sich wenigstens darüber im Klaren: In seiner Welt, da war er absolut alleine; da gab es niemanden, der etwas mit ihm teilte, und auch nichts, das ihn ansprach. Schon alleine deswegen war die Erklärung Autismus für das, was er lebte, eigentlich viel zu schwach.

Überhaupt war das Schlimmste daran, zu wissen, dass letztendlich nichts in der Lage war, zu Jan wirklich durchzudringen, kein Max, kein Niklas, und vermutlich noch nicht einmal Len, wenn es ihn in Jans Leben gegeben hätte. Er musste dabei an Max und Ingve denken. Das hatte er mit Max wohl tatsächlich gemeinsam, zur Zwillingslosigkeit verdammt zu sein. Seit dieser Geschichte mit Max war Jan froh, dass es bei ihm lediglich diese eine Kindheitsbegegnung gegeben hatte, die sich in sein Gehirn einbrannte. Die Vorstellung, Len wirklich kennengelernt zu haben, um dann festzustellen, dass er ihm auch nicht nahe kommen konnte, war unerträglich. Die Wahrheit allerdings, die sich in Jans Leben offenbarte, die Unmöglichkeit, die eigene Isolation zu überwinden, war allerdings mindestens ebenso wenig erträglich. Da waren die ganzen philosophischen Tiefen, die sich bei Jans Forschungen auftaten, nur ein schwacher Trost. Auch die spannenden und interessanten Begegnungen, die es tatsächlich ja immer wieder gegeben hatte, und die Schönheit der Dinge, die sich ihm zeigte, beispielsweise der Zahlen, machten es nicht gut. Am Ende stand das alles unter diesem einen Schatten. Es gab diesen Begleiter, der alle Versuche, dieser trostlosen und menschenleeren Heimat zu entkommen, systematisch hintertrieb. Und es gab diesen Drang, diese Sehnsucht, die Jan immer weiter in die Fremde zog.

Jan überlegte sich, ob er als Kind wohl glücklich gewesen war, glücklich in einer abgeschlossenen Welt zu leben; unbehelligt von Sehnsüchten, Ängsten oder Anforderungen. Er wusste es nicht. Vielleicht war es auch die Hölle gewesen, seine Kindheit in der Isolation, er konnte es wirklich nicht sagen. Dennoch war er sich sicher, dass diese abgeschlossene Welt, in die er mal mehr, mal weniger eintauchte, die Welt seiner Kindheit gewesen war. Dass es irgendetwas gab, was ihn in seiner frühen Jugend daraus hinaus gedrängt hatte, aus dieser Welt; etwas, was vielleicht mit dieser Begegnung mit Len zu tun hatte; dieser Junge mit diesem klingenden Namen und dem Parka musste etwas mit diesem Wendepunkt in seinem Leben zu tun gehabt haben. Das alles kam ihm ziemlich mystisch vor; es war sehr schwer zu fassen, dieses Etwas, was sein Leben durchzog und auch bestimmte, aber es war real, viel realer als alles andere.

Jan dachte immer wieder über die Möglichkeit nach, dass er vielleicht als Kind wirklich autistisch gewesen war; so richtig, wie die autistischen und dadurch auch schwerbehinderten Kinder, mit denen er schon zu tun gehabt hatte. Und dass er sich nun irgendwie verflüchtigt hatte, der Autismus; in gewisser Hinsicht, aber – in anderer Hinsicht – eben auch nicht. Dafür sprach auch, dass er vor der Regelschule in eine Sonderschule gegangen war und auch in der Grundschule deutliche Probleme hatte, vor allen Dingen mit anderen Kindern. Er konnte sich auch erinnern, dass er den Lärm von Staubsaugern nicht ertragen konnte, genauso wenig den Geruch von Marmelade oder den Friseur, und jedes Mal schrie, wenn er solchen Dingen ausgesetzt wurde. Das hatte sich alles mit der Zeit nicht gerade gelegt, aber deutlich entschärft. Vielleicht war er in einem Zwischenstadium zwischen Autismus und normalem Leben sozusagen hängen geblieben. Das war sicherlich eine mögliche Erklärung, aber keine wirklich befriedigende.

Im letzten Sommer hatte er etwas erlebt, über das er seither oft nachdachte. Er arbeitete als Betreuer auf einer Freizeit in einem winzigen Dorf an der Nordsee. Mit dabei waren auch zwei Autisten, der eine zehn Jahre alt, der andere fünf Jahre älter. Gleich zu Beginn der Freizeit entzündeten sich zwei seiner Finger, weshalb er jeden Morgen in eine Ambulanz in der nahe gelegenen Stadt fahren musste. Dahin nahm er immer den jüngeren der beiden Autisten mit, der nicht sprach, aber sehr aktiv war und gerne Dinge durch die Gegend warf, was die anderen recht anstrengend fanden. Der Junge fuhr sehr gerne mit und beob-

achtete jedes Mal genau, wie der Arzt die eitrigen Wunden versorgte. Er wich Jan während der Freizeit kaum mehr von der Seite. Während dieser Freizeit fand das hundertjährige Jubiläum des Dorfes statt; beginnend mit einem Gottesdienst vor der eigentlichen Feier im Gemeindehaus. Während dem Gottesdienst stand Jan mit den beiden Autisten hinten in der Kirche, in der Nähe des Eingangs. Der jüngere der beiden ahmte die Gestik und Mimik des Priesters nach, was ziemlich lustig aussah. Nach kurzer Zeit stellte sich der Gemeindevdiener dicht neben die drei und bekam von dem älteren Autisten einen kräftigen Tritt verpasst. Daraufhin warf er alle drei aus der Kirche. Sie warteten dann zu dritt auf dem Friedhof vor der Kirche, bis der Gottesdienst zu Ende war und alle anderen herauskamen. Drei Autisten, dachte Jan.

Die Fingerentzündung wollte nicht enden und fraß sich bis auf die Knochen durch. Der Arzt sagte, dass Jan mit einer Amputation rechnen musste. Doch am Ende gelang es nach Wochen dennoch, die Entzündungen zu stoppen. Es dauerte noch etliche weitere Wochen, bis die Wunden wieder so weit verheilt waren, dass Jan keinen Verband mehr brauchte. Wenige Wochen nach der Freizeit gab es ein Treffen der Teilnehmenden, um bei Kaffee und Kuchen Fotos anzusehen. Als Jan dort eintraf rannte ihm der jüngere Autist entgegen und hielt dabei einen dick verbundenen Finger in die Höhe. Dabei sagte er das Wort „Finger“, das erste und bis dahin einzige Wort, das er gesprochen hatte. Seine Mutter erzählte Jan, dass er gleich nach der Freizeit eine Nagelbettentzündung bekommen hatte und der Fingernagel gezogen werden musste. Er blieb den Nachmittag über immer in Jans Nähe und betrachtete immer wieder seinen und Jans verbundene Finger.

Wenn Jan darüber nachdachte, ob er wirklich autistisch sein konnte, kam er regelmäßig auch zu der Frage, ob es vielleicht einen Zusammenhang gab zwischen dem Umstand, dass seine Welt eine ganz und gar innere und gedankliche Welt war und ihm spezielle Dinge, wie die Mathematik oder die Physik, so leicht fielen. Überhaupt fielen ihm die Dinge besonders leicht, die von Regelmäßigkeiten bestimmt waren und berechnet werden konnten. Die Mathematik war einfacher als die Physik und die Physik einfacher als die Chemie oder die Biologie. Als Jugendlicher war er davon überzeugt, mit Hilfe der Mathematik die Menschen und menschliche Beziehungen wie Freundschaften berechnen und damit verstehen zu können. Aber letztendlich blieb ihm beides weitgehend unverständlich. Jan interessierte sich auch sehr für die Kunst, für die Malerei vor

allen Dingen, aber auch für die Literatur. Hier waren seine Leistungen aber nicht so sehr von Erfolg gekrönt, wahrscheinlich, weil er seine Bilder und Texte ausschließlich für sich malte oder schrieb. Er hatte anderen eben nichts mitzuteilen, genauso wenig wie sie ihm.

Wie auch immer er sein Leben zu erklären versuchte, es gab darin Dinge, die zweifelsfrei feststanden und denen seine Erklärungen auch Rechnung tragen mussten. Beispielsweise, dass er als Kind in einer weitgehend abgeschlossenen Welt lebte. Nach den Hinweisen zu urteilen, die ihm seine Erinnerungen an seine Kindheit und die Schilderungen und Andeutungen seiner Eltern gaben, muss diese Kindheitswelt wirklich sehr abgeschlossen gewesen sein. Wahrscheinlich noch in ganz anderer, vielleicht sogar grundlegenderen, Weise, als die Zustände, die Jan inzwischen als „Glasglockenzeiten“ erlebte. Es stand auch fest, dass sich das in einer Zeit geändert hatte, als er etwa elf oder zwölf Jahre alt war, vielleicht auch dreizehn. In dieser Zeit muss es zu einer fast schon schicksalhaften Kontaktaufnahme mit dieser anderen Welt, der wirklichen Welt, gekommen sein, vielleicht weil mit Len zum ersten Mal ein Mensch auftauchte, der zu ihm durchzudringen vermochte – wie auch immer das geschehen konnte. Seitdem lebte Jan zum Teil in der Isolation seiner eigenen Welt, zum Teil aber auch in der fremden äußeren Welt. Es schien unmöglich, die Welt seiner Kindheit ganz hinter sich zu lassen und ganz in die neue Welt zu gelangen; es gab aber auch keinen Weg zurück. Dieses Dasein zwischen den Welten war eine äußerst ungünstige Voraussetzung für sein Leben, aber es gab kein Entkommen, weder in die eine noch in die andere Richtung.

Niklas konnte das Dilemma, in dem sich Jan befand, nicht nachvollziehen. Es war überhaupt ein Kennzeichen dieses Dilemmas, dass es scheinbar niemand nachvollziehen konnte. Es schien im Gegenteil sogar unmöglich zu sein, zu beschreiben, wie es wirklich war und wie es sich anfühlte, in solch zwei unterschiedlichen Welten zu leben, besser gesagt, in keiner dieser Welten richtig zu leben. Niklas wirkte oft hilflos, wenn er mitbekam, wie Jan lautlos unter seiner Glasglocke litt. Aber selbst dieses gefühllose Leiden war nicht vermittelbar. Es gab keine Sprache, nichts, in dem es sich auch nur ansatzweise jemandem mitteilen konnte. Deswegen empfand Jan seine Isolation als eine doppelte Isolation, als eine, die nicht nur durch die besondere Konstellation der Welten zustande kam, in denen er lebte. Sondern auch als eine, die sich darin ausdrückte, dass es unmöglich war, diesen Umstand anderen mitzuteilen, der sein Le-

ben prägte wie nichts anderes. Vielleicht war Autismus etwas, was sich grundsätzlich nicht teilen und daher auch nicht mitteilen ließ, dachte Jan, vielleicht war genau das eine Definition dafür: Nicht teilen zu können; der Gedanke gefiel ihm.

Aber es gab zum Glück auch Dinge, die dieses Isoliert-Sein zu lindern in der Lage waren. An erster Stelle die Freude an den Erkenntnissen, die Jan immer wieder zuteil wurden, wenn er über seine Welten nachdachte. Gleich danach Niklas, mit dem er kuscheln konnte; selbst dann, wenn er dabei nichts fühlte, gab es Jan so etwas wie Geborgenheit. Und auch das Haschisch, von dem Jan zunehmend Gebrauch machte. Das hatte er bemerkt, während er mit Ole zusammen wohnte, dass ein Joint manchmal auf wundersame Weise helfen konnte, die Schatten zu vertreiben, die sich über ihn legten. Was auch zunehmend Bedeutung erlangte, waren die Bilder, die Jan malte, und die Texte, die er schrieb. Auch wenn er es niemandem zu lesen gab; sie waren ein Weg, das Unbeschreibliche zu beschreiben, Botschaften aus der menschenleeren Welt ins Nichts zu senden. Sie waren vor allen Dingen ein zumindest virtueller Weg heraus aus der Isolation.

Jan betrachtete das Wasser. Es gab keinen Schnee und auch kein Eis. Das war sehr schade, denn es war sein Geburtstag, und meistens gab es zumindest ein wenig Schnee an seinem Geburtstag. Eis und Schnee, das passte zu ihm und ein Geburtstag ohne Eis und Schnee war eigentlich kein richtiger Geburtstag. Es war der 29. Geburtstag. 29 war nicht nur eine Primzahl, sondern passte obendrein in eine ganze Reihe von Primzahlen, die alle den Abstand 6 voneinander hatten:

5, 11, 17, 23, 29

Es konnte nur fünf solcher Primzahlen geben und die erste davon musste die 5 sein. Überhaupt kann es nur maximal so viele aufeinander folgende Primzahlen geben, wie die Anfangszahl beträgt. Der Abstand dieser Zahlen muss auch immer ein Vielfaches des Produktes aller Primzahlen sein, die kleiner als die Anfangsprimzahl sind. Mit der Anfangsprimzahl 5 also $2 \times 3 = 6$. Mit der Anfangszahl 7 kann es maximal sieben aufeinander folgende Primzahlen geben, deren Abstand ein Vielfaches von 30 beträgt, denn es ist $2 \times 3 \times 5 = 30$. Tatsächlich gibt es für die 7 sechs aufeinander folgende Primzahlen:

7, 37, 67, 97, 127, 157

187 dagegen ist nicht prim.

Vielleicht ist dies überhaupt die längste Kette von Primzahlen, die den gleichen Abstand voneinander haben, Jan hatte keine längere gefunden. Und gibt es eine Kette mit mehr als 5 Primzahlen, deren Länge genau der Anfangsprimzahl entspricht? Oder waren die Ketten

(2, 3), (3, 5, 7), (5, 11, 17, 23, 29)

die einzigen derartigen Ketten? Jan wusste es nicht; er hatte keinen Weg gefunden, diese Hypothese zu beweisen, und ein Gegenbeispiel hatte er auch nicht gefunden. Einzig ein Plausibilitätsargument gab es, dass nämlich mit wachsendem Abstand aufgrund der abnehmenden Primzahldichte die Existenz solcher Primzahlen immer weniger wahrscheinlich wird.

Plötzlich sah er in der Ferne wieder die blaue Kapuze, die ihm zuvor schon aufgefallen war. In Gedanken sah er ihren Träger näher kommen, bis er direkt vor ihm stand. Er sah in ein feines, schönes und überdeutliches Gesicht; ein autistisch schönes Gesicht, dachte er. Der Träger der blauen Kapuze sah ihm in die Augen. Wie Jan trug er eine schwarze Mütze unter der Kapuze. Er reichte Jan die Hand und zog ihn auf den Fluss, der dick zugefroren und mit Schnee und Eisschollen bedeckt war. Sie tauchten zusammen ein in eine Welt, die nur aus Eis bestand und in den schönsten und tiefsten Blautönen schimmerte. In den meterhohen Eisschollen auf dem Fluss hatten sich lauter Gräben, Tunnels und Höhlen gebildet. Jans Gegenüber hielt Jan an beiden Händen fest, während sie in atemberaubender Geschwindigkeit durch das Eis glitten und in die gefrorene Flusswelt eintauchten. Das Eis formte Nadeln, die Jans Körper durchbohrten, ohne dass es die geringsten Schmerzen bereitete. Im Gegenteil fühlte es sich befreiend an, durchbohrt zu werden, überhaupt durchlässig für das andere zu sein und für das Eis. Schließlich verschmolzen sie gänzlich mit ihrer eisigen Umgebung; er und sein Zwilling mit der blauen Kapuze verschmolzen mit ihrem eisigen Zuhause, um im nächsten Moment wieder daraus hervorzutreten. Es fühlte sich vor allen Dingen gut an, dabei festgehalten zu werden, richtig gut.

Am Ende brachte er Jan wieder zurück ans Ufer und ließ ihn los. Jan erhaschte noch einen Blick in das eigenartig schöne und vertraute Gesicht, mit Mütze und blauer Kapuze, bevor es in der eisigen Landschaft verschwand. Die blaue Ka-

puze war nach kurzer Zeit nicht mehr zu sehen. Genauso wenig wie das Eis, das in der Landschaft fehlte und nur im Traum eine Illusion von Heimat vermittelte. Jan saß inzwischen schon einige Zeit an dem Fluss und spürte seinen Träumen und Gedanken nach. Er stand schließlich auf, um wieder zurückzugehen, nach Hause, zu Niklas.

Er war schon früh losgegangen an diesem Morgen, zu einer Zeit, als Niklas noch schlief. Er konnte nicht schlafen und war daher schon so früh aufgestanden und spazieren gegangen. Inzwischen war Niklas bestimmt schon wach, dachte Jan, und wunderte sich wahrscheinlich, dass er nicht zu Hause war. Jan fand den Gedanken erstaunlich, dass es schon vier Jahre her war, als Niklas aus Australien zurückgekommen war, und mehr als fünf Jahre, als sie sich kennengelernt hatten. Ein Leben ohne ihn war inzwischen völlig unvorstellbar geworden; es war wirklich erstaunlich, wie sehr sich Jan an ihn gewöhnt hatte.

Auch daran hatte er sich gewöhnt, dass es ständig diese Auseinandersetzungen gab, meistens um alltägliche Dinge, sodass Jan das Gefühl hatte, es Niklas nie wirklich recht machen zu können, so sehr er sich auch bemühte. Wenn Niklas schlecht gelaunt war, konnte es auch vorkommen, dass er irgendwelche, völlig abstruse Vorwürfe vorbrachte. Aber dann konnte er auch sagen, wie sehr er Jan mochte, genau so mochte, wie er war. Auch daran hatte sich Jan gewöhnt, an das regelmäßige Kuscheln, an Niklas' Lächeln, das ihm so viel an Vertrautheit vermitteln konnte. Und eben auch daran, dass er das Gefühl nicht los wurde, Niklas' sexuelle Bedürfnisse nicht wirklich befriedigen zu können. Das war während der Glasglockenzeiten im vorletzten Sommer und im letzten Frühjahr ganz besonders schlimm. Die auf Jans „Fieberkurve“ aufgezeichneten Bewertungen waren am Ende so schlecht geworden, dass Jan aufhörte, weitere Eintragungen vorzunehmen. Er konnte nur noch selten das Kuscheln genießen und es war auch schwer, dies vor Niklas zu verbergen. Der gab sich wirklich Mühe, aber es half nichts. Auch nicht die Ringkämpfe, bei denen er meistens auch Jan an den Händen festhielt. Einmal hatte ihm Niklas sogar die Handschellen angelegt, ohne damit ein befriedigendes Ergebnis zu erzielen.

Jan war froh, dass diese extremen Zeiten nach ein paar Monaten wieder vorüber waren und er sich am Ende wieder auf Niklas einlassen und seine Nähe genießen konnte. Leider hatte ihm Niklas nicht wieder Handschellen angelegt. Auch sich selbst zu fesseln, hatte Jan nicht wieder angefangen, obwohl er nach

wie vor in seiner Wohnung häufig alleine war; anders als er noch mit Ole zusammen gewohnt hatte. Jan musste oft darüber nachdenken, dass das mit Niklas etwas ganz anderes war, als mit Max oder Malte, die ja beide etwas verkörperten, was ihn erregte. Er wusste nicht, ob diese Erregungen, die von Fesselungen oder von Kapuzen ausgingen, überhaupt etwas mit Sexualität zu tun hatten. Auf jeden Fall aber hatten sie zu tun mit einer Art von Kontakt zu Menschen, die ihm nahe lag und die für ihn natürlich war – in gewisser Weise.

Der Kontakt zu Niklas war ein ganz anderer. Er war von Regeln bestimmt, die Jan als äußere Regeln empfand; Niklas kam aus der wirklichen Welt, nicht aus Jans Innenwelt, aus der Max oder Malte entsprungen zu sein schienen. Dennoch, und das war das eigentlich Merkwürdige, war ihm Niklas wesentlich näher gekommen als Max oder Malte oder sonst irgendjemand. Näher auch als Jan, seine erste Liebe. Nur Niklas konnte ihm in seiner besonderen Art und Weise Gefühle von Geborgenheit und Vertrautheit vermitteln, wie sonst niemand. Auch wenn die Beziehung mit ihm reich an Auseinandersetzungen und alles andere als bequem war, war sie doch ein Wunder. Ein Geheimnis, das irgendwie mit dieser Kluft zwischen den Welten zu tun haben musste; Jan hatte keine Idee, was es damit genau auf sich hatte. Aber er war froh, dass er es gefunden hatte, dass er Niklas gefunden hatte.

Auf dem Weg zu Niklas, konzentrierte sich Jan ganz darauf, die angenehmen, prickelnden und warmen Gefühle zu genießen, die ihm die Kapuze seiner neuen Jacke vermittelte. Sie fühlte sich ausgesprochen gut an; Jan mochte die Jacke wirklich sehr gerne. Niklas empfing ihn gleich an der Wohnungstür, um ihm alles Gute zu seinem Geburtstag zu wünschen. Dabei nahm er ihn in den Arm und drückte ihn ganz fest, noch während er die Kapuze aufhatte. „Ich bin so glücklich, dass es dich gibt“, sagte er dabei. Bei allen Schwierigkeiten, die es immer wieder gab, war Niklas ein wirklich guter Mensch, dachte Jan.

Niklas hatte den Frühstückstisch üppig gedeckt, an dem auch schon Henry saß. Auch er umarmte Jan und sagte, dass dies nun sein letzter Geburtstag in den Zwanzigern wäre. Jan zog seine Jacke aus und setzte sich zu den beiden. Es hatte für Jan etwas wirklich vertrautes mit Niklas und Henry seinen Geburtstag zu feiern. Anders als in seiner Wohnung war Jan hier zu Hause; sein Mitbewohner wusste wahrscheinlich noch nicht einmal, wann er Geburtstag hatte. Obwohl sie schon fast zwei Jahre zusammen wohnten, waren sie sich kaum

näher gekommen. Dagegen empfand Jan Henry trotz des misslungenen Versuches, mit seiner Hilfe seinen sexuellen Horizont zu erweitern, sehr angenehm.

Einige Zeit nach dieser Begebenheit, hatte Henry nachgefragt, was denn das mit der Phimose war. Daraus hatte sich ein recht interessantes Gespräch über Sexualität ergeben. Jan fand, dass Henry dazu recht vernünftige Ansichten hatte. Zumindest fand er es nicht merkwürdig, dass Jan die Schwierigkeiten mit schwulem Sex hatte, die er schilderte. Von Kapuzen oder Fesselungen hatte Jan allerdings nichts erwähnt. Henry hatte seine Versuche, Erfahrungen mit schwulem Sex zu sammeln, aufgegeben. Nach dem Erlebnis mit Jan kamen ihm Zweifel, ob diese Idee wirklich gut gewesen war. Jan fand, es passte gut, seinen Geburtstag zu dritt zu feiern.

Nach dem Frühstück nahm ihn Niklas an die Hand und zog ihn in sein Bett. „Ich hatte schon befürchtet, du hättest dich heute morgen ganz aus dem Staub gemacht“, sagte er, als er sich auszog. Das Kuscheln war ausgesprochen schön, ganz besonders weil Niklas dabei auch Jan die Hände festhielt und neben seinen Kopf drückte. Dabei hielt er sie so fest, dass Jan nach Kräften versuchen konnte, sich seinem Griff zu entwinden, ohne dass er auch nur eine Chance hatte, sich befreien zu können. Das fühlte sich sehr spannend an, so festgehalten zu werden und vergeblich dagegen anzukämpfen. Niklas und Jan verbrachten den ganzen Nachmittag zusammen im Bett. Überhaupt war es der schönste Geburtstag, an den sich Jan erinnern konnte. Gegen Abend machte Niklas den Vorschlag, einen Imbiss aufzusuchen anstatt selbst etwas zu kochen. Als sie die Wohnung verließen, schob sich Jan gleich die Kapuze seiner Jacke über die Mütze. „Du und deine Kapuzen“, sagte Niklas, der weder Mütze noch Kapuze aufhatte, „Dabei ist es heute gar nicht so kalt.“ Er hatte recht, an diesem Tag war es wirklich nicht so kalt. Aber Jan musste auf seine Ohren achten, das wusste Niklas, und außerdem fühlte er sich gut so, mit Kapuze, gut und geborgen.

Es dauerte noch etwa zwei Wochen, bis der Kälteeinbruch tatsächlich kam, den Jan an seinem Geburtstag vermisst hatte. Dafür wurde es dann gleich richtig kalt, sodass Jan an manchen Tagen zwei Kapuzen über seiner Mütze trug, die Kapuze eines Kapuzenpullovers und darüber die der Jacke. Es gab auch Schnee, wenn auch nicht sehr viel, und sogar ein wenig Eis auf der Elbe. Alles in allem war es kein guter Winter, dafür war er lange Zeit nicht kalt genug. Aber

wenigstens eine kurze Zeit lang war es ausreichend, damit Jan sich darin heimisch fühlen konnte. Er war froh, dass er überhaupt die Möglichkeit hatte, in die gefrorene, eisige Landschaft einzutauchen und sich in ihr wiederzufinden. In diesem Winter hatte auch dieses Es in ihm seinen Namen gefunden, diese menschenleere, klare und kalte Welt, in der er zu Hause war. Es war das Eis. Ja, so sollte es heißen, dachte Jan, „Das Eis“, das war es.

Niklas

Ole hatte beiläufig am Telefon erwähnt, dass sein Freund gestorben war; als ob es etwas ganz alltägliches gewesen wäre. Sicherlich kam es nicht überraschend, zumal er schon seit einiger Zeit sichtbar von diesen Karposi-Flecken gezeichnet war. Aber so, ganz ohne Anteilnahme, diese Mitteilung zu hören, fand Jan ziemlich befremdlich. Er lud Ole ein, zu ihm zu kommen. „Es macht dir gar nichts aus, dass er gestorben ist?“, fragte er. „Das war ja zu erwarten“, antwortete Ole, „Was soll ich jetzt den Betroffenen spielen, das wäre doch völlig unehrlich, oder?“ Oles Freund war Amerikaner und war nach Amerika geflogen, kurz bevor er starb; Jan wusste nicht genau wohin, vermutlich nach Kalifornien. Er sah auf jeden Fall so aus, wie kalifornische Schwule in Pornoheften dargestellt waren; ziemlich genau so. „Es ging wohl sehr schnell“, sagte Ole, „Schlimm ist es, wenn man Wochen oder Monate dahinsiecht, bevor es endlich soweit ist. Aber er ist noch am selben Tag gestorben, an dem er ins Krankenhaus gekommen ist; so gut möchte ich es auch haben.“

Es war zweifellos einer der Momente, an denen Jan die Distanz zwischen ihm und Ole besonders deutlich spürte. Ihm kam es vor, als hätte Ole eine Linie zwischen ihnen gezeichnet und gesagt, „Hier bin ich, hier ist der Tod, AIDS und die freie Sexualität und dort bist du und das lebensgierige Spießertum.“ Ole sagte so etwas nie, aber Jan hörte es immer wieder heraus aus dem, was er sagte. Jans Sexualität war tatsächlich nicht frei, nicht ansatzweise; er fühlte sich im Gegenteil den Idealen der freien Sexualität schutzlos ausgeliefert. Seine autistische Unwissenheit ließ ihn diesen Idealen gegenüber derartig nackt und wehrlos erscheinen, dass er sich in keiner Weise darauf einlassen konnte. Was für andere eine Befreiung war, war für ihn eine Bedrohung, manchmal sogar ein Alptraum. Ja, so war es. Und das Schlimmste war: Es ließ sich nicht vermitteln, niemandem. Wie er Sexualität empfand, war etwas, was zumindest anderen Schwulen völlig unverständlich gewesen sein musste, auch Ole. Es war vielleicht den ein oder anderen Feministinnen verständlich, aber das auch nur oberflächlich betrachtet. In Wirklichkeit waren ihre Motive und Widersprüche ebenfalls ganz andere als die Jans.

Jan wusste nicht wirklich, ob Ole ihm tatsächlich den Vorwurf machte, spießbürgerlich zu sein; im Grunde genommen wäre ein solcher Vorwurf absurd gewesen und Ole hatte ihn nie so geäußert. Aber es gab den Vorwurf, dass Jan,

was Sexualität anging, wohl auch überhaupt, was andere Menschen anging, sich nie wirklich auf etwas eingelassen hatte. Auch nicht auf Ole. Deswegen würde Jan auch nie an AIDS sterben; es war eigentlich unmöglich für Jan, sich an diesem Virus zu infizieren – allenfalls vielleicht über eine Blutspende. Deswegen würde Jan nicht vorzeitig sterben, Ole aber schon; deswegen stand Jan auf der Seite des Lebens und Ole auf der des Todes. Die Situation hatte etwas schweres, eine Schwere, die in einem fast schon brutalen Kontrast zu der Leichtigkeit stand, mit der Ole über seinen Freund redete, über seinen Tod. „Ihr ward doch jetzt über zwei Jahre zusammen, oder nicht?“, fragte Jan, immer noch ungläubig. „Fast drei“, antwortete Ole, „Aber lass uns über was anderes reden. Ich kann dieses Thema langsam nicht mehr ab – es wiederholt sich ohnehin alles. Erzähl doch von Niklas; ist er immer noch so angespannt?“

Was sollte Jan von Niklas erzählen? Niklas konnte mit Vielem, was Jan wichtig war, nichts anfangen. Die Lyrik und Literatur ergab für ihn keinen Sinn, die Musik regte bei ihm nichts an und die Erkundungen des eigenen Bewusstseins waren für ihn bedeutungslos. Das waren alles Dinge, die Jans Leben bereicherten und die er mit Ole teilen konnte, die aber bei Niklas keinen Platz hatten. Umgekehrt fand Jan, dass Niklas' Sicht auf die Welt, in der es im Wesentlichen um ökonomische und gesellschaftliche Verhältnisse ging, weite Teile seiner Welt ausblendete; vor allen Dingen auch die Teile, die ihm wichtig waren. Wo wären denn die Lens, Jans, Max' und auch Niklas' zu finden in einer Welt, in der das Individuelle belang- und bedeutungslos ist? Jan fand es schwierig damit umzugehen, da Niklas und er dadurch nur sich selbst als Gegenstand ihrer Beziehung hatten. Es fehlten die gemeinsamen Interessen und die gemeinsamen Aktivitäten. Es ging nur um sie selbst, ihre Beziehung zueinander, um das, was dem anderen an einem fehlte, und umgekehrt und um das, was nicht zusammenpasste. Die Auseinandersetzungen in der Beziehung waren zu einem großen Teil Auseinandersetzungen um Defizite.

„Es ist schwierig“, sagte Jan, „Er ist irgendwie unzufrieden und ich weiß nicht, was ich da machen soll.“ „Ihr könnt doch gar nichts miteinander anfangen“, entgegnete Ole, „Ihr ödet euch gegenseitig an, deswegen ist er auch unzufrieden. Ich verstehe wirklich nicht, wieso ihr noch zusammen seid; ihr habt nur nicht den Mumm, euch das einzugestehen. Da ist es bequemer, sich etwas vorzumachen und gegenseitig in die Tasche zu lügen.“ „Ich weiß nicht“, Jan zögerte. Vielleicht konnte man es so sehen wie Ole, aber irgendwie mochten sie sich

und vor allen Dingen brauchte er Niklas; ein Leben ohne Niklas wäre überhaupt nicht vorstellbar. „Ich bin müde“, sagte Ole schließlich, „Ich lege mich hin; du hast ja scheinbar nicht viel zu erzählen.“ Er zog sich aus und legte sich in Jans Bett. „Ihr macht mich alle müde mit euren beschränkten Ansichten; einfach nur müde“, murmelte er noch, bevor er einschlief. Jan saß noch eine Weile neben ihm auf seinem Bett und entschied sich schließlich, Ole einfach schlafen zu lassen und zu Niklas zu gehen.

Beziehungsalltag

Jan und Niklas hatten vor, im Rahmen eines Kulturaustauschs mit einer Gruppe von Leuten nach Russland zu fahren. Je näher der Termin rückte, desto unbehaglicher fühlte sich Jan bei dem Gedanken, mit einer Gruppe von Leuten, die er nicht kannte, in ein Land zu fahren, das er ebenfalls nicht kannte. Als Niklas die Vorbereitungen für diese Reise ansprach, sagte Jan, dass er unsicher war, ob er da mitfahren sollte. Niklas wurde ärgerlich, „Soll ich da etwa alleine mitfahren, oder was stellst dir vor? Unsere Plätze sind reserviert, wir können nicht einfach zu Hause bleiben. Dann kannst du ja den anderen erklären, dass du plötzlich keine Lust mehr hast.“ „Ich denke halt, Russland ist weit weg und wir kennen die Leute ja auch gar nicht“, versuchte Jan zu erklären, aber Niklas sagte nur, „Mit dir kann man wirklich gar nichts unternehmen; alles wird immer zu einem Riesen Problem. Ich finde das alles nur bescheuert.“ Jan sah noch eine ganze Zeit lang zu, wie Niklas irgendwelche Dingen zusammenräumte, bis ihm als Erlösung aus dieser Situation die Frage einfiel, „Was meinst du, sollen wir was kochen?“ „Hunger hätte ich schon; nur keine Lust zu kochen. Du kannst ja mal schauen, ob du etwas im Kühlschrank findest.“ Niklas' Stimme klang so, als wäre sein Ärger verflogen. So war er: Er regte sich schnell auf, oft auch über Dinge, die Jan überhaupt nicht verstehen konnte. Danach verflog es aber gleich wieder; meistens für Jan genauso wenig nachvollziehbar, wie Niklas' anfängliche Aufregung. Scheinbar konnte Jan mit ihrer Unterschiedlichkeit besser umgehen; zumindest regte er sich lange nicht so häufig über Niklas auf wie umgekehrt Niklas über ihn.

Ole hatte in dieser Beziehung wirklich recht: Niklas war oft angespannt; er hatte klare Vorstellungen darüber, wie die Dinge zu funktionieren hatten, und fühlte sich offenbar sehr verunsichert, wenn es dann doch anders kam. Auch, dass Jan anders funktionierte, verunsicherte ihn; das merkte Jan häufig an seinen

Reaktionen. Zugleich faszinierte Niklas offenbar auch etwas an Jans Anderssein. Es musste so sein, sonst hätten sie keine Beziehung miteinander. Verunsichern und faszinieren zugleich; dass er so auf Niklas wirkte, fand Jan sehr spannend. Im Kühlschrank war so viel Gemüse, dass Jan einige Zeit brauchte, um schließlich zu entscheiden, mit den Tomaten und der Aubergine Nudeln und Tomatensoße zu kochen. Beim Essen fragte Niklas, „Kommst du jetzt mit oder ziehst du es vor, mich und die anderen vor den Kopf zu stoßen?“ Jan sagte zu mitzukommen. „Das mit dir alles immer so ein Kampf sein muss“, merkte Niklas an und Jan wusste nicht, was er darauf antworten sollte.

Als sie nach Russland fuhren, löste sich Jans Anspannung, als sie endlich im Zug saßen. Fast zwei Tage würden sie fahren, über Grenzstationen, an denen Panzer standen und Soldaten mit Gewehren die Zugabteile stürmten, durch Bahnhöfe, die voll waren mit Leuten, die Lebensmittel verkauften und durch nicht enden wollende Wälder. Russland war sehr anders als alles, was Jan und Niklas bis dahin kannten. Lebensmittel waren knapp, die Unterkünfte spartanisch und Sprache sowie Gepflogenheiten fremd. Jan fand die Reise sehr interessant, aber auch sehr anstrengend. Es gab nichts, worauf er sich verlassen konnte; jeder Tag war improvisiert. Besonders anstrengend war, dass er fast immer mit Menschen zusammen war; sei es seine Reisegruppe oder die Gastgeber aus Russland, eine Gruppe von kulturell Aktiven. Sowohl in der Reisegruppe als auch bei den Gastgebern war eine Vorstellung von Normalität ständig präsent, ohne dass dies explizit ausgesprochen wurde. Dass Niklas und er ein Paar waren, wurde lediglich bei den Reisevorbereitungen einmal erwähnt, dennoch machten die ein oder anderen Mitreisenden Bemerkungen oder Witze, die Schwulsein als anormal kennzeichneten. Dass ihre Homosexualität in Russland besser überhaupt nicht thematisiert werden sollte, war wie selbstverständlich. Jans Andersartigkeit in sozialen Dingen ließ sich nicht so gut verbergen. Immer wieder gab es Irritationen und Situationen, in denen er sich offensichtlich nicht angemessen verhielt. Auf der Rückfahrt hatte er den Eindruck, dass sich die Reisegruppe als Gruppe gefestigt hatte, er aber ausgeschlossen blieb. Ob das lediglich seine Wahrnehmung war oder die anderen ebenfalls so sahen, konnte er nicht sagen. Immerhin sagte ihm Niklas nach der Reise, dass auch er nicht sehr viel mit „den anderen“ anfangen konnte.

Kurz nach der Reise wurde Jan krank. Er bekam hohes Fieber und geschwollene Lymphknoten. Der Arzt diagnostizierte zunächst eine seltene Erkrankung,

das Pfeiffersche Drüsensyndrom, was nach seiner Einschätzung auf eine zu Grunde liegende Immunerkrankung wie beispielsweise AIDS hinwies. Für Jan klang das ziemlich unplausibel, da er noch nie einen sexuellen Kontakt mit jemand anderem hatte, bei dem er sich hätte anstecken können. Der HIV-Test fiel am Ende auch negativ aus und später stellte sich heraus, dass Jan eine seltene Form von Röteln hatte, an denen er sich mutmaßlich in Russland angesteckt hatte. Es dauerte rund sechs Wochen, bis er wieder genesen war. Durch die Krankheit hatte er das halbe Sommersemester verpasst; und das nachdem er schon am vorangegangenen Wintersemester wegen seiner Fingerentzündung nur sehr eingeschränkt teilnehmen konnte. Trotzdem absolvierte er die Zwischenprüfungen ohne Anstrengung und mit nur minimaler Vorbereitung. Er hatte ein Gespräch mit einem Professor, der ihm sagte, dass er ihn für außerordentlich begabt hielt und Ratschläge für das weitere Studium gab.

Niklas sagte immer wieder, dass ihn es anstrengte, einen Freund zu haben, bei dem alles anders sein musste als bei anderen. Am meisten störte ihn, dass er den Eindruck hatte, selbst davon abzufärben. Je mehr Jan darüber nachdachte, desto mehr verdichtete sich in ihm die Vorstellung, er würde Niklas mehr und mehr in seine Welt des Anormalen ziehen. In eine Welt eines unbegründeten Anormalen, das weder mit politischen Überzeugungen noch mit der sozialen Herkunft etwas zu tun hatte; auch nicht mit sexuellen Identitäten oder dergleichen. Es war einfach nur anormal, sonst nichts. Niklas unterstellte ihm, dass es ihm einfach darum ging, aus dem Rahmen zu fallen, egal welchen; eine Art übersteigerter Individualismus. Aber Jan war so; schon immer, seit seiner Geburt, ob er es wollte oder nicht – und auf Niklas schien es tatsächlich zunehmend abzufärben, ein wenig zumindest. Vielleicht regte er sich deswegen so oft über Jan auf, weil er befürchtete, von diesem grundlos Anormalen vereinnahmt zu werden, so wie Jan davon vereinnahmt war? War dieser Schatten, der über Jans Leben lag, ein bestimmender Faktor in allen Beziehungen, die Jan mit anderen Menschen hatte, mit schattenlosen Menschen?

„Träumst du schon wieder?“, fragte Niklas, als er ihn von hinten um Bauch und Arme griff und ihn fest drückte. Dann warf er ihn auf das Bett und fing an, ihm das T-Shirt über den Kopf zu ziehen. Es war wieder Zeit zum Kuscheln, dachte Jan, und zog sich ganz aus. Niklas hatte ihn schon lange Zeit nicht mehr dabei festgehalten oder gar gefesselt. Als er ihn von hinten griff und die Arme an den Körper drückte, kamen bei Jan sofort sehr intensive und starke Gefühle auf. Es

kam in ihm auch das Bild auf, wie er im Kindergarten mit dem Seil um Bauch und Arme auf der riesigen Bank saß. Und der Wunsch, von Niklas gefesselt zu werden. „Du hast ja einen steifen Schwanz“, sagte Niklas mit einem Grinsen, als Jan ausgezogen auf dem Bett lag. Er beeilte sich, sich ebenfalls auszuziehen und neben Jan zu legen. Dann legte er seine Arme um Jan und drückte sich eng an ihn heran. Dabei drückte er auch Jans Arme an seinen Körper, was Jans Erektion ungemein steigerte; und Niklas' auch.

In Jans Gedanken drückte ihn Niklas mit dem Bauch auf das Bett und setzte sich auf ihn. Dann nahm er Jans Hände und bog sie auf den Rücken, wo er sie an den Daumen zusammen hielt. „Und zur Strafe dafür, dass du immer so gemein zu anderen bist, bekommst du die Handschellen verpasst“, flüsterte er. Jan spürte, wie sich das kühle Metall um seine Handgelenke legte, erst um das eine, dann um das andere. „So habe ich dich ja noch nie erlebt“, hörte er Niklas flüstern. Jan bemerkte, dass er gerade „gekommen war“, wie es Niklas immer ausdrückte. Es war wie ein jähes Aufwachen; er war gar nicht gefesselt, leider, aber Niklas drückte ihn immer noch an sich. Er war noch einige Zeit ziemlich benommen, sodass er beim weiteren Kuschneln eindeutig den passiveren Teil spielte. Es endete damit, dass Niklas auch „kam“ und beide erschöpft nebeneinander lagen. „Schläfst du?“, fragte Jan nach einiger Zeit. „Nein, ich denke nur nach“, antwortete Niklas. „Möchtest du mich fesseln?“, fragte Jan. „Fesseln? Beim Sex meinst du? Wieso sollte ich; du bewegst dich doch ohnehin kaum dabei.“ War es das, worüber Niklas nachdachte? Jan hatte zumindest den Eindruck, weil die Antwort sehr schnell kam.

„Nein, ich meine jetzt“, sagte Jan nach einer ziemlich langen Pause, „Mit den Handschellen, nur so zum Ausprobieren. Das haben wir ja schon lange nicht mehr gemacht.“ Jan war sehr unsicher, ob er diesen Wunsch äußern sollte. Aber es war ihm ein Bedürfnis; in gewisser Weise. Zumindest erregte ihn die Vorstellung, Niklas würde darauf eingehen und die Handschellen auspacken. Das tat er aber nicht. Stattdessen dachte er weiter nach und sagte nach einer Zeit, die Jan endlos lange vorkam, dass er sich gerade nicht auf so etwas einlassen konnte, „SM ist eben nicht mein Thema.“ Dann drehte er sich Jan zu, streichelte ihn, gab ihm einen Kuss und stand auf. „Vielleicht solltest du dir überlegen, andere Gelegenheiten zu finden, es auszuleben“, sagte er, während er sich anzog, „Ich bin, glaube ich, wirklich nicht der Richtige dafür.“ Das klang sehr entschieden; offensichtlich hatte Niklas tatsächlich über solche Dinge

nachgedacht. Malte wäre eine gute Möglichkeit gewesen, wenn er sich nicht dummerweise in ihn verliebt hätte.

Jan hatte zunehmend den Eindruck, dass Niklas sehr unzufrieden wirkte. Er nörgelte oft auch wegen Kleinigkeiten, und wenn Jan dann noch versuchte herauszufinden, was hinter dieser Unzufriedenheit steckte, endete die Diskussion manchmal in einem Streit. Manchmal machte sich Niklas' Unzufriedenheit auch an ihrem Sexualleben fest. Er bemängelte dann, dass er Jan als zu passiv empfand und überhaupt den Eindruck nicht los wurde, ihm wäre das mit dem Sex nicht so wichtig. Jan empfand es als ziemlich belastend, das Gefühl zu haben, Niklas wäre in ihrer Partnerschaft unzufrieden. Aber wenn er ihn danach befragte, sagte Niklas, dass das gar nicht der Fall war. „Ja, ich finde dich schon ziemlich passiv im Bett“, sagte er beispielsweise, „aber es ist in Ordnung. Was mich manchmal nervt ist, wenn du versuchst, alles weg zu argumentieren. Es ist so wie es ist, da gibt es nicht viel zu argumentieren. Man kann sich nicht alles zurecht denken; die Welt funktioniert so nicht.“ Das klang zwar schon überzeugend, zumindest so, als wenn es Niklas wirklich so meinte, aber dennoch blieben die Zweifel. Er neigte dafür dann doch zu sehr dazu, an Jan herumzunörgeln. Für Niklas' Unzufriedenheit sprach vor allen Dingen auch, dass sie sich manchmal wirklich über Dinge stritten, die Jan nicht verstehen konnte, weil er Niklas' Vorwürfe nicht verstand beispielsweise oder weil er – wie immer – versuchte, die Situation zu erklären.

An einem Abend stritten sie sich außergewöhnlich heftig. Der Streit entzündete sich beim Abwaschen, als Niklas anmerkte, dass Jan wohl nie verstehen würde, wie das ging. „Ich wasche lieber selbst ab, als dich das machen zu lassen. Dann habe ich weniger Arbeit damit und weniger Ärger auch“, sagte er. Jan konnte die Kritik tatsächlich nicht verstehen und versuchte zu erläutern, warum er für es richtig hielt, so abzuwaschen, wie er es getan hatte. Die Diskussion eskalierte bis Jan sagte, „Dir geht es nur darum, an mir herumzunörgeln und deine Unzufriedenheit an mir auszulassen.“ Darauf fing Niklas an, ihn wüst zu beschimpfen und forderte ihn am Ende auf zu gehen. Das tat Jan auch; wortlos. Zu Hause angekommen war er sehr verärgert und beschimpfte Niklas in Gedanken. Nach einer Weile war er vom Ärgern so erschöpft, dass er sich auf sein Bett fallen ließ und anfang zu weinen. Er wusste nicht, ob das jetzt das Ende seiner Beziehung mit Niklas war. So hatte er noch nie mit Niklas gestritten, und Niklas hatte ihn auch noch nie aufgefordert zu gehen. Am liebsten

würde er das Ganze ungeschehen machen, aber er wusste nicht, wie er das hinbekommen sollte. Sollte er bei Niklas anrufen? Wahrscheinlich war Niklas noch ziemlich aufgebracht und wollte gar nicht mit ihm sprechen. Das Telefon riss Jan schließlich aus seinen Gedanken.

„Das ist ja klar, dass ich wieder derjenige sein muss, der das alles wieder in Ordnung bringt“, hörte er Niklas Stimme. Er wollte antworten, dass Niklas diese Situation ja auch hervorgerufen hatte, aber er schwieg, weil er kaum seine Tränen unterdrücken konnte und befürchtete, losheulen zu müssen, sobald er etwas sagte. „Und du hast nichts dazu zu sagen?“, fragte Niklas nach einer Weile. Jan schwieg. „Na gut“, setzte Niklas fort, „Du kannst dir ja überlegen, ob du wieder kommen möchtest“, und legte auf. Jan zögerte keinen Moment und machte sich auf den Weg zu Niklas. Am Ende lagen sie zusammen im Bett und kuschelten; ohne Sex. Erschöpft wie er nach diesem Abend war, schlief Jan sehr früh ein. Er wachte am nächsten Morgen sehr früh auch wieder auf und lag lange Zeit wach neben Niklas, dessen Wecker um halb acht läutete. Jan beobachtete ihn, während er schlief; Niklas wirkte selbst beim Schlafen angespannt, dachte er, er lag auf dem Bauch und von Zeit zu Zeit atmete er ein paar Atemzüge lang laut vernehmbar. Einmal ließ er dabei noch einen leisen Seufzer hören.

Jan fand es sehr schwierig, mit diesen Spannungen zurecht zu kommen, die in ihre Beziehung zunehmend Einzug hielten. Für Niklas schien es weniger problematisch zu sein; er konnte sich aufregen und einige Zeit später war alles wieder in Ordnung. Zumindest schien es so. Während er einen Streit in wenigen Stunden so verarbeiten konnte, dass er wieder auf vertraute Weise und entspannt mit Jan umgehen konnte, benötigte Jan dafür Tage, manchmal Wochen. Das machte sich vor allen Dingen beim gemeinsamen Kuscheln deutlich bemerkbar, indem die Erektionen bei ihm ausblieben. Das hätte Jan nicht weiter gestört, wenn er nicht gewusst hätte, dass es für Niklas sehr viel bedeutete. Verschärft wurde die Situation dadurch, dass sich Jan zunehmend unwohl in seiner Wohnung fühlte. Sein Mitbewohner war selten in der Wohnung, aber Jan spürte seine Präsenz dennoch immer sehr deutlich. Im Sommer gab es häufiger Situationen, die Jan ziemlich irritierend fand, als sie aufeinander trafen. Und diese Irritationen füllten die Wohnung an, auch oder gerade durch seine Abwesenheit. Als Konsequenz hielt sich Jan immer häufiger bei Niklas auf, und inzwischen wohnte er eigentlich schon bei Niklas und nicht mehr in seiner ei-

gentlichen Wohnung. Das verschärfte natürlich die Spannungen zwischen den beiden und das Gefühl der Anspannung bei Jan gleichermaßen.

Jan flüchtete sich immer häufiger in seine Gedankenwelten; insbesondere der nahende Winter beflügelte seine Phantasien. Es gab bereits Tage, an denen es angebracht war, die Kapuze des Kapuzenpullovers aufzusetzen. Eigentlich war es die spannendste Zeit im Jahr, wenn er nach Monaten der Abstinenz wieder eine Kapuze auf seinem Kopf spürte und in Gedanken alle wieder auftauchten, Max, Jan, Len – und er selbst, in seinem Parka mit der Fellkapuze. Es war wirklich schade, dass er den nicht mehr tragen konnte. Aber die Kapuze seiner Jacke, die er seit knapp einem Jahr hatte, fühlte sich auch sehr gut an, obwohl sie kein Fell hatte. Schade, dass er das, was in seiner Welt im Zentrum stand, nicht mit Niklas teilen konnte, genauso wenig wie das, was ihn eigentlich erregte. Perfekt wäre es gewesen, einen Freund wie Niklas zu haben, der aber auch Fesselungen spannend fand und es obendrein mochte, Jacken oder Pullover mit Kapuze zu tragen; und der vielleicht nicht ganz so angespannt war. So war es aber nicht. Stattdessen war es so, dass es eine wirkliche Welt gab, in der Jan wirklich dankbar sein konnte, jemanden wie Niklas getroffen zu haben, und Jans Welt, die eine Traumwelt war. Auch Max und Jan, seine große Liebe aus der Schulzeit, waren inzwischen zu Traumgestalten verblasst, genauso wie Len, als wenn es sie nie gegeben hätte.

Jan wusste nicht, was er schwieriger fand, dass die wirkliche und seine Traumwelt sich so sehr voneinander unterschieden und miteinander vollkommen unvereinbar erschienen oder dass sie sich bisweilen doch gegenseitig durchdrangen. Dass plötzlich ein Traum-Max in der wirklichen Welt auftauchen konnte, mit einer großen weißen Kapuze auf dem Kopf und einer Mütze mit diesem Norweger-Muster darunter. Vor solchen Begegnungen konnte er nie sicher sein, auch wenn sie schon lange nicht mehr stattgefunden hatten. Niklas spürte mit Sicherheit, dass es diesen zentralen Bereich in Jans Leben gab, den er nie würde erreichen können. So gut und so eng ihre Beziehung auch werden würde, es würde immer dieses Fremdsein bleiben, das sich zwangsläufig daraus ergab, dass Jan einen wichtigen und zentralen Teil seines Lebens nicht in die Wirklichkeit holen konnte; nicht in die, die sich mit anderen teilen ließ.

Je spannungsreicher sein Verhältnis mit Niklas wurde, desto größer und unüberwindbarer erschien ihm die Kluft, die sich zwischen diesen Welten auftat.

Und Niklas spürte diese Kluft bestimmt auch. Vielleicht versuchte er mit den Auseinandersetzungen, die er immer wieder auslöste, Jan auf seine Seite zu ziehen, in die teilbare Wirklichkeit. Vielleicht hatte er die Hoffnung, dass sich Jan seiner Welt umso weniger entziehen konnte, je aufdringlicher sie sich bemerkbar machte. Doch bei Jan stellte sich eher der umgekehrte Effekt ein: Seine Welt, die abgeschlossene, nicht mitteilbare Gedankenwelt war am Ende immer die stärkere. Am Ende würde er verstummen; ganz einfach, weil es tatsächlich nichts mehr mitzuteilen gäbe. Aber soweit war es zum Glück noch nicht gekommen. Dennoch war der Zwiespalt, der sich bei dem Versuch aufat, beides zu bewahren, seine innere Welt und Niklas, so deutlich zu spüren wie bis dahin noch nie. Jan war darüber sehr verzweifelt, weil er befürchtete, dass dahinter ein grundlegendes Problem steckte; eines, welches es ihm unmöglich machte, seine Sehnsüchte in dieser wirklichen Welt zu erfüllen, und welches ihm bislang jedes Verhältnis, das ihm wichtig war, zerstört hatte. Aber trotz aller Spannungen vermochte es Niklas immer auch, ihn wieder einzufangen, sich mit ihm zum Kuscheln ins Bett zu legen und ihm zu sagen, wie sehr er ihn mochte. Das gab Jan eine Hoffnung, auch wenn er oft nicht genau wusste, worauf.

Anfang Oktober, als er nachmittags in seine Wohnung kam und seinen Mitbewohner zu Hause antraf, gab es eine Begebenheit, die Jan noch lange in Erinnerung bleiben würde. Sein Mitbewohner hatte die Angewohnheit, Jan gegenüber über alles zu schimpfen, was ihm nicht gefiel, vor allen Dingen über seine Arbeit, aber auch über seine meist nur kurzzeitigen Liebesabenteuer. Sie redeten kaum über etwas anderes miteinander. Diese Beschimpfungen bezogen sich immer auf Leute, die Jan überhaupt nicht kannte; deswegen verstand er auch nicht, wieso ihn sein Mitbewohner ständig damit konfrontierte. Wie es schon öfter geschehen war, hatte er ihn wieder einmal mit seinen Beschimpfungen regelrecht überfallen; es ging wohl um jemanden, mit dem er wohl kürzlich ein sexuelles Abenteuer hatte – Jan wusste es nicht genau. Aber anders als sonst waren die Flüche, die er dabei äußerte, sehr heftig und gipfelten in der Aussage, dass er den Betreffenden umbringen würde. Starr vor Schreck hörte sich Jan an, wie sein Mitbewohner seine Tötungsabsichten mit überschlagener Stimme ausmalte. Schließlich durchfuhr ihn ein Panikgefühl, dass er gar nicht anders konnte, als zu flüchten. Jan rannte bis zu Niklas' Wohnung und war völlig außer Atem, als er schließlich dort ankam.

„Was ist denn passiert?“, fragte Niklas, „Du zitterst ja richtig.“ Doch Jan fing an zu heulen, als er versuchte zu schildern, was vorgefallen war. Für ihn war klar, dass er seine Wohnung nicht mehr betreten würde, nicht solange er befürchten musste, dort seinen Mitbewohner anzutreffen. Niklas fand Jans Reaktion übertrieben und war vor allen Dingen der Meinung, dass Jan unmöglich gänzlich bei ihm wohnen konnte. Er überredete Jan, mit ihm zusammen in die Wohnung zu gehen und sich mit Jans Mitbewohner auszusprechen. Das taten sie auch. Jans Mitbewohner sagte nur, dass das mit seinen Beschimpfungen nicht so gemeint war, aber er ohnehin vorhatte auszuziehen, weil es für alle wohl das Beste war.

Er wollte noch im Oktober ausziehen und versprach, bis dahin in Jans Gegenwart nicht mehr zu schimpfen. Als Jan einige Tage später Ole am Telefon von dieser Begebenheit erzählte, war er von Oles Reaktion überrascht. „Du bist auch kein einfacher Mitbewohner“, sagte Ole. „Vor allen Dingen kannst du mit Gefühlen nicht umgehen. Sobald man ein bisschen Gefühl äußert, rennst du weg. Hast du dir schon mal überlegt, ob die Streits, die du mit deinem Gatten hast, nicht auch daher kommen, dass du mit seinen Gefühlen nicht zurecht kommst? Menschen sind ja schließlich keine Maschinen.“ Am Ende merkte Ole an, dass es am besten wäre, wenn Jan alleine wohnen würde. „Dann wirst du auch nicht mehr mit Gefühlen anderer Menschen konfrontiert.“ Zunächst war Jan ein wenig verärgert, so etwas zu hören; aber, nachdem er darüber mehrmals nachgedacht hatte, musste er feststellen, dass Ole damit nicht ganz Unrecht hatte. Er hatte tatsächlich Probleme, mit Gefühlen umzugehen, vor allen Dingen mit den Gefühlen anderer Menschen. Auch Niklas' Gefühlen stand er oft verständnislos gegenüber. Ole war sehr scharfsinnig, was solche zwischenmenschliche Probleme anging, fand Jan. Seine Analysen waren immer sehr scharf und trafen auch die entscheidenden Aspekte. Allerdings äußerte sie Ole auch immer sehr direkt und ungeschönt. Damit stieß er oft andere vor den Kopf – bildlich gesprochen. Dadurch, dass Ole obendrein eine fast schon misanthropische Lebenshaltung hatte, fielen diese Analysen garantiert immer sehr negativ aus. Er hielt den Menschen einen Spiegel vor Augen, in dem sie sich so sahen, wie sie sich nicht sehen wollten. Das faszinierte Jan. Einerseits; andererseits fand auch Jan es manchmal schwer zu ertragen. Aber es entsprach ihm, so ein direkter, ehrlicher Umgang. Sehr wahrscheinlich war das Ehrliche und Ungeschönte grundsätzlich schwer zu ertragen, aber es war wahr; es log nicht.

Das Reale ist das Disharmonische

Wenige Tage später rief Ole bei Jan an und verabredete sich mit ihm. „Es ist ein durchaus gewichtiges Thema und wir müssen darüber reden“, eröffnete er, „Ich habe mich entschieden, wieder zu dir zu ziehen.“ Jan war ziemlich erstaunt, so etwas zu hören. Schließlich gab es wirklich gute Gründe dafür, dass sie nicht mehr zusammen wohnten. Ole sagte, dass seine Wohnung ihm auf Dauer zu teuer war und er daher ohnehin eine andere Bleibe suchen musste. „Das ist natürlich an bestimmte Bedingungen geknüpft“, setzte er fort, „Es dürfte dir klar sein, dass ich eine gewisse Offenheit von dir erwarte, und dass ich auch nur bedingt bereit bin, mich auf diesen Beziehungsklamauk zwischen dir und Niklas einzulassen, wird wohl auch keiner weiteren Erläuterung bedürfen.“ Jan wusste nicht, was er davon halten sollte. Einerseits musste er sich einen neuen Mitbewohner suchen und hatte überhaupt keine Vorstellung, wie so etwas funktionieren sollte. Zumal er sich gerade wirklich nicht vorstellen konnte, mit jemanden zusammenzuziehen, den er nicht kannte; und außer Ole kannte er niemanden, der als Mitbewohner überhaupt in Frage kam. Es war keine Frage: Er mochte Ole und empfand ihn als eine Bereicherung in seinem Leben. Aber er wusste auch, dass es alles andere als einfach und bequem war, mit Ole zusammenzuwohnen; im Gegenteil, es würde mit Sicherheit anstrengend werden. „Ich habe mir gedacht, dass ich jetzt schon ein paar Sachen bei dir unterstelle und dann in zwei Wochen bei dir einziehe. Du hast ja gesagt, dass das Zimmer bis dahin frei ist.“ Jans jetziger Mitbewohner hatte tatsächlich schon mit dem Auszug begonnen und angekündigt, bereits ab der kommenden Woche vollständig umgezogen zu sein. Er hatte nicht viele Dinge, die er mitnehmen musste, und außer einem Stuhl, einem Regal und seiner Matratze auch keine Möbel.

„Das ist doch in Ordnung so?“, fragte Ole, „Da deute ich dein Schweigen richtig, oder?“ „Naja“, erwiderte Jan, „vielleicht muss ich mir das erst noch durch den Kopf gehen lassen.“ „Du wirst doch jetzt nicht kneifen?“ Oles Tonfall wurde deutlich entschiedener. „Es ist immer das Gleiche mit dir: Nur keine konkreten Aussagen treffen, nur nichts entscheiden und für etwas die Verantwortung tragen. Aber am Ende wirst du nicht umhin kommen, die Verantwortung zu tragen. Am Ende wirst du dir selbst ins Gesicht sehen und dich fragen, was du aus deinem Leben gemacht hast. Dann gibt es nichts, was du dir noch durch den Kopf gehen lassen kannst.“ „Ist ja gut“, sagte Jan; er wusste, dass Ole recht hatte

und es tatsächlich nichts zu entscheiden gab. „Es hat mich gerade nur ein wenig überrumpelt, das ist alles. In zwei Wochen ist ok.“ Ole nahm Jans Einverständnis zufrieden zur Kenntnis. „Dann packe ich ein paar Sachen und bringe sie nachher vorbei“, sagte er und verabschiedete sich.

Jan saß noch eine Weile in seinem Zimmer und starrte vor sich auf den Boden. Er wünschte sich mehr Ruhe in seinem Leben; einen Ort, wo er sicher davor war, überrumpelt und mit Veränderungen konfrontiert zu werden. Überhaupt mit anderen Menschen konfrontiert zu werden. Zusammen mit dieser tiefen Sehnsucht nach einer Welt ohne Menschen machte sich in ihm eine Traurigkeit breit, die sich wie eine schwere Decke über ihn legte. Er entschied sich, spazieren zu gehen. Zuvor legte er noch seinen Wohnungsschlüssel unter die Fußmatte und klebte einen Zettel für Ole an die Tür. Es war zwar nicht sehr kalt, aber auch nicht zu warm, um sich die Kapuze seines Pullovers über den Kopf zu ziehen. Sie fühlte sich gerade besonders gut an und gab Jan ein Gefühl von Geborgenheit und Zuhause-Sein. Ein Gefühl, das er sonst meistens vermisste. Am Ende seines Spaziergangs landete er bei Niklas, wo er in sich versunken den restlichen Tag verbrachte.

Der Tag, an dem Ole bei Jan einzog, war ein richtiger Herbsttag. Es stürmte, war kalt und es gab auch kurze aber kräftige Regenschauer. Oles Umzug dauerte nur kurz, da er bereits die Tage zuvor fast alle seine Sachen in Jans Wohnung gebracht hatte. Da war er nun wieder, Ole mit seinem unglaublichen Chaos; Jan beobachtete, wie sich durch Oles Anwesenheit die ganze Wohnung veränderte. Es war etwas dunkles, eine Todesnähe, die ihn umgab und die er mitbrachte, wohin er kam; etwas, was sich jeglicher Ordnung und jeglicher Kontrolle widersetzte und das vor allen Dingen keine Furcht kannte. Vor nichts. So sehr Jan davon fasziniert war, so sehr fühlte er sich manchmal davon auch bedroht. Es war mächtig, genauso mächtig, wie dieses eisige, unergründliche Etwas, das Jan in sich spürte, das sich ebenfalls nicht kontrollieren ließ und dem er sich unterordnen musste, ob er es wollte oder nicht. Ole spiegelte ihm genau die Seite seines Lebens wieder, die er am wenigsten akzeptieren konnte.

„Ich kann das nicht haben, wenn du so dastehst und mir beim Einziehen zuschaust. Hast du nichts zu tun?“, fragte Ole. Jan war sehr unsicher, wie er sich dazu verhalten sollte. „Ich kann dir ja helfen“, sagte er, aber Ole erwiderte, dass

er sich lieber selbst in seinem neuen Zuhause einrichtete. „Du kannst ja heute Abend was kochen; aber jetzt brauche ich keine Hilfe.“ Jan entschied sich, einen Spaziergang zu unternehmen. Auf dem Rückweg konnte er dann auch etwas einkaufen. So kalt und windig wie es draußen war, war es auch eine gute Gelegenheit, die Mütze-und-Kapuzen-Zeit in diesem Winter einzuleiten. Er zog sich seine Jacke über und suchte seine schwarze Mütze.

Der Auszug seines früheren Mitbewohners und Oles sukzessiver Einzug hatte die Wohnung in den letzten zwei Wochen in ein einziges Durcheinander verwandelt, auch Jans Zimmer. Jan hatte keine Idee, wo er die Mütze finden konnte und fing an, alles zu durchwühlen. „Suchst du was?“, fragte Ole. „Ja, meine Mütze.“ „Ich erinnere mich, deine empfindlichen Ohren. Das hat sich noch nicht gelegt? Wahrscheinlich sind sie nur deshalb so empfindlich, weil du so übervorsichtig damit umgehst; ein bisschen frische Luft würde ihnen bestimmt nicht schaden.“ Jan ließ sich von Oles Kommentaren nicht beirren. Schließlich fand er die Mütze und setzte sie sich auf, bevor er die Wohnung verließ. Es war stürmisch, aber es regnete immerhin nicht. Jan zog sich die Kapuze über und schloss den Reißverschluss seiner Jacke. Nach kurzer Zeit blies ihm der Wind die Kapuze wieder vom Kopf, sodass er sie mit der Kordel zuband, nachdem er sie wieder aufgesetzt hatte.

Er lief eine Weile ziellos durch die Straßen, bis er merkte, dass er instinktiv jene Stelle an der Elbe ansteuerte, an dem er vor Jahren zusammen mit Max stand. Seine Gedanken, über diesen magischen Ort und an Max, Jan und Len, tauchten ihn in eine sehr melancholische Stimmung. Als er schließlich den Platz erreichte, spürte er, wie ihm die Tränen kamen, während er dastand, mit Mütze und Kapuze auf, und auf das Wasser starrte, das ihm so eigenartig ruhig vorkam im Sturm. Die Zeit, die er dort verbrachte, fühlte sich endlos lang an, wie wenn sie stehen geblieben wäre. Er hatte den Eindruck, gar nichts zu spüren, noch nicht einmal die Kapuze auf seinem Kopf. Seine Gefühle schienen ihn wieder einmal gänzlich verlassen zu haben. Er kannte das Gefühl der Gefühllosigkeit, das einher ging mit jener Lähmung, die er dabei auch spürte. In solchen Momenten konnte er manchmal Stunden in absoluter Starre verbringen. So starr, dass er befürchtete, auch sein Herz und sein Atem würden gleich jede Bewegung einstellen. Aber auch diese Befürchtung fühlte sich nach nichts an. Jan war überzeugt, er könnte in solchen Momenten einfach ersticken, ohne eine Regung von sich zu geben, ohne etwas dabei zu fühlen; ersticken, indem

er einfach aufhörte zu atmen. Schließlich, Ewigkeiten später, tauchte er wieder auf, in jene wirkliche Welt, die es ihm erlaubte, zu leben, zu atmen, sich zu bewegen und etwas zu fühlen. Immerhin.

Er verabschiedete sich in Gedanken von Len, Jan und Max und ging nach Hause. Nach kurzer Zeit merkte er, wie er vor Kälte innerlich zitterte, trotz langer Unterhose, warmer Jacke, Mütze und Kapuze. Er merkte dann auch, dass es inzwischen dunkel geworden war; er war völlig durchgefroren. Ihm fiel ein, dass er etwas zum Abendessen kochen sollte. Aber es war schon spät, die Geschäfte waren längst geschlossen; er konnte gar nichts mehr einkaufen. Und das, obwohl er bereits mittags losgegangen war; er musste etliche Stunden regungslos am Elbufer verbracht haben. Als er zu Hause angekommen war, saßen Niklas und Ole in der Küche; sie hatten offensichtlich bereits gekocht und gegessen. „Wir haben uns Sorgen gemacht“, sagte Niklas, „Wo warst du denn so lange?“ „Spazieren“, antwortete Jan. „Spazieren? Du bist wirklich verrückt.“ Jan setzte sich zu den beiden und versank in Gedanken, während sie sich miteinander unterhielten. Schließlich sagte Niklas, „Also in dem Chaos hier übernachtete ich nicht. Wie steht es mit dir, kommst du mit?“ Dabei stand er auf und fing an, sich seine Schuhe anzuziehen. Jan holte auch seine Schuhe und seine Jacke und bereitete sich für den Aufbruch vor. Als sie gingen, setzte er seine Mütze auf und zog die Kapuze darüber. Er fühlte sich erleichtert, als er schließlich neben Niklas im Bett lag und seine Wärme spürte.

Es ging erstaunlich schnell, bis sich Jan daran gewöhnt hatte, wieder mit Ole zusammenzuwohnen. Es war irgendwie wie früher, drei Jahre zuvor, als sie das erste Mal zusammen wohnten. Sie diskutierten viel über philosophische Themen und lasen sich Gedichte vor. Jan hatte die Faszination für das Musische auch nach diesen drei Jahren nicht verlassen. Früher, als er das erste Mal mit Ole zusammen wohnte, hatte er ja vor, Kunst zu studieren. Er war auch so etwas wie ein Künstler, da war er sich sicher, doch die Kunst mochte ihn nicht. Sie hatte zu viel mit einer Art von Kommunikation zu tun, die ihm grundsätzlich verschlossen war. Seine Kunst dagegen mochte nicht kommunizieren, sie mochte nicht aus ihrem Horizont heraustreten und auch niemandem etwas mitteilen. Deswegen waren die Professoren bei der Aufnahmeprüfung der Kunsthochschule wohl sehr schnell zu dem Schluss gekommen, ihn nicht als Studenten haben zu wollen. Bei dem Bewerbungsverfahren war ihm auch aufgefallen, dass andere Bewerber für ihre Kunst warben und sie mit tiefgründigen Kom-

mentaren erläuterten. Er wusste nicht, wie er seine Bilder erläutern sollte. Deswegen waren es ja Bilder, weil das, was sie zeigten, nicht erläutert werden konnte. Wohl auch deswegen scheiterte seine Bewerbung, weil er den Professoren einfach nur kommentarlos seine Bilder zeigte, ohne anderweitig um ihre Gunst zu buhlen, wie es offensichtlich üblich war.

Stattdessen studierte er Mathematik, denn die war mit sich selbst zufrieden und hatte es nicht nötig zu kommunizieren. Sie hatte ihn auch vorbehaltlos mit offenen Armen empfangen, ließ ihn fast mühelos das Vordiplom absolvieren und würde ihn bestimmt auch das Studium abschließen lassen. Die Mathematik war viel dankbarer und toleranter als die Kunst. Dennoch hörte Jan nicht auf, sich mit der Kunst zu beschäftigen. Er hatte vielmehr die Idee, dass sein Studium der Mathematik ihm neue, vielleicht sogar überraschende Aspekte der Kunst aufzeigen würde; auch wenn er nur eine vage Vorstellung davon hatte, welche das sein könnten.

Es gab erstaunlich viel, was sich in seinem Verhältnis zu Ole nicht verändert hatte; viel mehr als er dachte. Was sich verändert hatte, war auf einer eher subtilen Ebene zu finden. In erster Linie war es der Umstand, dass Ole sterben würde, bald wohl, auch wenn nicht klar war, wann. Es konnten noch einige Jahre sein, zwei, drei oder gar vier, aber vielleicht auch nur Monate. Bei Oles Freund ging es sehr schnell; nicht einmal ein halbes Jahr zwischen Diagnose und Tod. Wie lange Ole seine Diagnose schon hatte, wusste Jan nicht, aber mehr als ein halbes Jahr war es bestimmt. Auch wenn Ole so tat, als wenn es ihn kaum berühren würde, fand Jan, dass ihn die Aussicht, an AIDS zu sterben, sehr verändert hatte. Er war deutlich distanzierter und vor allen Dingen waren seine Bemerkungen und Kommentare unversöhnlicher geworden. Wenn er Ole gegenüber nicht so ein vertrautes Gefühl gehabt hätte, hätte Jan seine Gegenwart kaum ertragen können. Sie hatte nicht nur etwas schweres und unerbittliches, sondern auch etwas, was Ole über andere hob. Er würde sterben, während sich andere den Luxus leisten konnten, sich nicht permanent mit dem Tod auseinanderzusetzen, Jan eingeschlossen.

Jan empfand den Tod, dem Ole begegnete, als eine Barriere. Der Tod, mit dem Jan zu tun hatte, war dagegen ein ganz anderer, ein Tod der Isolation, der Starre; einer aus Eis. Auch dieser Tod war wie eine undurchdringbare Mauer. Wie wohl jeder Tod verweigerte auch er sich vollständig der Kommunikation. So

hatten sie beide die Auseinandersetzung mit dem Tod, mit ihrem jeweiligen Tod, gemeinsam; aber genau das trennte sie auch: dass ihre Tode sich sehr voneinander unterschieden. Die Distanz war unüberbrückbar. Jan dachte in solchen Momenten oft an den Satz, „Den Tod kann man nicht erleben“, den er im Tractatus Ludwig Wittgensteins gelesen hatte. Der Satz war so nicht richtig; richtig müsste er heißen, „Über den Tod kann man nicht reden“. Oder so ähnlich. Jan konnte über seinen Tod nicht reden, den er sein ganzes Leben lang in sich getragen hatte und den er sein restliches Leben in sich tragen würde, und Ole konnte über seinen Tod nicht reden, der näher rückte mit jedem neuen Tag. Das war die Barriere, die Jan zwischen ihnen spürte, die Mauer, die sich quer durch ihre Wohnung zog.

Dafür kamen sich mit der Zeit Niklas und Ole näher; ein wenig wenigstens. Nachdem Ole eingezogen war, räumte Jan sein Zimmer auf und putzte zusammen mit Ole die Wohnung. Auch das hatte sich seit dem ersten Zusammenwohnen verändert: Früher war es Ole völlig egal, wie durcheinander und verdreckt die Wohnung aussah. Und Jan hatte auch keinerlei Motivation, an deren Zustand etwas zu ändern; das ließ alleine schon die Geschwindigkeit, mit der er lebte, nicht zu. Niklas dagegen ließ so etwas überhaupt nicht gleichgültig. Er fühlte sich in Jans und Oles Wohnung sehr unwohl und vermied es daher auch, dort zu sein. Jetzt legte Ole Wert darauf, dass alles zumindest einigermaßen sauber und ordentlich war. Jan hatte bemerkt, dass ihm ein gewisses Maß an Ordnung ebenfalls mehr entsprach als dieses Durcheinander, in dem er lange Zeit lebte; vermutlich war ihm diese Erkenntnis durch Niklas vermittelt worden. Sein Leben war zwar immer noch viel zu schnell, aber zumindest hin und wieder langsam genug, um auch Dinge wie das Säubern der Wohnung oder das Aufräumen seines Zimmers in den Horizont seiner Wahrnehmung treten zu lassen. Es war bei Jan und Ole zwar lange nicht so ordentlich wie in Niklas' WG, aber immerhin ordentlich genug, dass sich Niklas bei ihnen nicht zu sehr unwohl fühlte.

Jan fand dieses neue Verhältnis mit Ole lange Zeit sehr ungewohnt. Zum einen war es zwar distanzierter als früher, zum anderen aber auch in manchen Aspekten unproblematischer. Vor allen Dingen, weil Jan nicht mehr den Eindruck hatte, dass zwischen Ole und Niklas diese Konkurrenz bestand, die er früher empfunden hatte. Sie waren recht oft zu dritt, um über philosophische Themen zu diskutieren, sich Gedichte vorzulesen oder Musik zu hören. Dennoch war

aber immer diese Barriere da, die Jan zwischen sich und Ole empfand, und immer hörte Jan aus dem, was Ole sagte, den Vorwurf heraus, nichts in seinem Leben gewagt zu haben und daher auch nicht sterben zu müssen; zumindest nicht so bald.

Niklas war über solche Vorwürfe erhaben; er hatte gar nicht den Anspruch, sein Leben für irgendetwas einzusetzen und dafür zu sterben. Jan kam es dagegen so vor, als wenn der Vorwurf im Raum stünde, er hätte Ole verraten. Er hätte einen gemeinsamen Traum aufgegeben, zu Gunsten eines sicheren Lebens in einer Beziehung, und damit die Freundschaft mit Ole zerstört. Und die Nähe, die zwischen ihnen früher bestanden hatte. Aber er wusste nicht, was das für ein Traum gewesen sein sollte. Er wusste auch nicht, ob diese Nähe jemals bestanden hatte oder ob er sie sich nur einbildete. Es hatte viel damit zu tun, dass Ole ein ganz anderes Verständnis von Sexualität hatte. Und dass er nicht Jans Erfahrungen teilte, nicht wusste, wie es war, ständig mit diesen Missverständnissen konfrontiert zu sein, mit denen er zu kämpfen hatte, mit einer verengten Vorhaut und mit Vorlieben und Sehnsüchten, die kein Mensch nachvollziehen konnte. Alles das wusste Ole nicht und Jan war unfähig, es ihm mitzuteilen. Stattdessen stand er sprachlos dem Vorwurf des Verrats gegenüber.

Niklas dagegen kannte dieses Zauberwort, „so wie du bist“, mit dem diese Sprachlosigkeit einfach weggewischt wurde. Ob er Jans Erfahrungen wirklich nachvollziehen konnte, war eine andere Frage, aber mit diesem Zauberwort war er in der Lage, eine Illusion davon zu erzeugen, eine Illusion, die in dem Moment, in dem es ausgesprochen wurde, sehr real war. Mit einem Mal zerbröselte all das Schwere in Jans Leben zu etwas Bedeutungslosem; es spielte überhaupt keine Rolle, wenn er neben Niklas lag und sie miteinander kuschelten. Bei Ole dagegen spielte es eine große Rolle und war schließlich zu einer unüberwindbaren Barriere geworden.

Jans dreißigster Geburtstag verlief sehr unspektakulär. Niklas kam am Abend zuvor zu ihm und erinnerte ihn um Mitternacht an dieses Ereignis, während sie aneinander gekuschelt im Bett lagen. Genauso aneinander gekuschelt wachten sie am nächsten Morgen zusammen auf. Als Jan aufstand und zur Toilette ging, sah er, dass Ole bereits wach war. Er saß in ihrem Wohnzimmer und meditierte. Während Jan an ihm vorbei ging und sich bemühte, dabei leise zu sein, sagte Ole, ohne die Augen zu öffnen, „Ich weiß, dass du heute Geburtstag

hast. Aber ich halte nicht viel von solchen Feierlichkeiten und werde daher auch kein großes Aufhebens darum machen.“ Jan ging wortlos zum Klo; er mochte auch keine Geburtstage und hatte keinesfalls vor, daraus ein „großes Aufhebens“, wie Ole es nannte, zu machen oder überhaupt etwas großes. Er fand die Redewendung merkwürdig: Was sollte das bedeuten, „ein großes Aufheben machen“, und wieso sagte Ole „Aufhebens“ statt „Aufheben“?

Er legte sich danach wieder ins Bett und drückte Niklas fest an sich. Der bekam davon eine Erektion und es dauerte nicht lange, bis er einen Samenerguss hatte. Jan träumte während dessen davon, wie ihm Niklas die Handschellen anlegen würde. „Dass du mich fesselst“, hörte er sich selbst in Gedanken auf Niklas' Frage antworten, was er sich denn zum Geburtstag wünschte. „Dann nimm deine Hände auf den Rücken“, hörte er daraufhin Niklas sagen und, „Die nehme ich dir erst heute Abend wieder ab.“ „Du hast ja auch einen steifen Schwanz“, bemerkte Niklas, nachdem er sich wieder von seinem Orgasmus erholt hatte, „Soll ich dir einen runterholen?“ Jan nickte und konzentrierte sich darauf, die Gedankenszene nicht zu verlieren, in der ihm Niklas als Geburtstagsgeschenk die Handschellen anlegte.

Er ging in Gedanken wieder an die Stelle zurück, in der Niklas ihn aufforderte, die Hände auf den Rücken zu nehmen. Dabei spürte er so deutlich, wie sich die Handschellen um seine Handgelenke legten und einrasteten, als wenn er es wirklich erleben würde. Als er dann versuchte, seine Hände zu bewegen, und in Gedanken den Widerstand der Fesselung spürte, hatte auch er eine Ejakulation. Die Imagination konnte ganz schön mächtig sein, dachte er und umarmte Niklas sehr fest. Hatte Niklas es gespürt, dass er sich in einer unerreichbar weit entfernten Parallelwelt aufhielt, während sie versuchten, so etwas wie Sex zu praktizieren? Jan gab ihm einen Kuss und sagte, „Ich hole Brötchen fürs Frühstück; dann machen wir ein kleines Geburtstagsfrühstück.“ Er stieg aus dem Bett, zog sich an und ging gleich zur Bäckerei. Dabei genoss er es, Mütze und Kapuze aufzuhaben; das gab ihm während des ganzen Weges ein erregendes Gefühl. Es war zwar nicht sehr kalt, aber dafür nieselte es; vielleicht vier oder fünf Grad und Nieselregen – es war eigentlich ein denkbar unangenehmes Wetter an diesem Tag. Jan ließ sich davon nicht von der Entscheidung abhalten, einen Mütze-und-Kapuzen-Tag zu verbringen. Das sollte sein Geschenk an sich sein.

Als er zurückkam, war Niklas schon aufgestanden und deckte zusammen mit Ole den Tisch. Er fand es sehr schön und entspannt, mit den beiden zu frühstücken. Ole las noch einen Text von Ingeborg Bachmann, in dem es um den dreißigsten Geburtstag und das Altern ging. Es geschah nicht oft, aber es gab diese Tage, an denen es sich sehr vertraut anfühlte mit Ole und Niklas. Irgendwie waren sie eine Art Familie, dachte Jan, eine wohl eher ungewöhnliche Familie, aber eben eine Familie. So ein Gefühl hatte Jan nie gehabt, auch und vor allen Dingen mit seinen Eltern nicht. Am Nachmittag ging Niklas in die Bibliothek und Jan spazieren. Es nieselte immer noch; es nieselte den ganzen Tag bis zum Abend und wurde auch kaum wärmer als es am Vormittag war.

Jan hatte das Gefühl, irgendwo angekommen zu sein. Wo, wusste er nicht, aber es war für ihn überdeutlich, dass er sich in seinem ganzen bisherigen Leben nicht so stabil gefühlt hatte, wie zu dieser Zeit. Es war sicher nicht das Ziel seiner Träume und Sehnsüchte. Dafür war es viel zu aufreibend, ständig mit Oles und Niklas' Distanzierungen konfrontiert zu werden, damit, dass sie beide in ganz anderen Welten lebten als Jan und in gewisser Weise unerreichbar waren. Offensichtlich lebten die beiden aber auch in Welten, die sich sehr voneinander unterschieden. Alle drei lebten sie jeweils unerreichbar voneinander entfernt, aber sie konnten es alle drei akzeptieren. Sie hatten einen Umgang damit gefunden, der der Tatsache ihrer Distanz voneinander Rechnung trug. Einen Umgang, der die Dinge so nahm, wie sie waren. Aus jeweils sehr unterschiedlichen Gründen erlebten sie alle drei eine unüberbrückbare Distanz zu anderen Menschen, dachte Jan, und das war es, was sie miteinander verband. Jan dachte auch, dass dies vielleicht die einzige Weise war, in der er einem anderen Menschen nahe kommen konnte. Einem Menschen, der dieses Gefühl der Isolation nicht kannte, konnte er auf keinen Fall nahe kommen, weil schon alleine dieser Unterschied in der Erfahrung eine unüberwindbare Barriere darstellen würde. Und einem Menschen, der es kannte, konnte er nicht nahe kommen, weil es sozusagen im Wesen solcher isolierter Menschen begründet lag, anderen nicht nahe kommen zu können – allen anderen.

Nähe durch die Erfahrung von Distanz und Isolation; Jan mochte solche Dialektiken. Das war real; anders als Jans Sehnsüchte und seine Träume, einem Len zu begegnen, der einen Parka trug und die Kapuze aufhatte, einem Jan zu begegnen, der das verkörperte, was er selbst immer sein wollte, überhaupt sich selbst in einem anderen Menschen zu begegnen. „Ganz heiÙe ich Lennart Adri-

an“, hörte er Lens Stimme in Gedanken, „Jan ist eine Abkürzung für Johannes.“ Er hörte die Stimme so deutlich, als wenn Len vor ihm stünde und mit ihm reden würde. Und in Gedanken konnte er ihn klar und deutlich sehen, als wenn er ihm gerade eben erst begegnet war, sein Gesicht, das so deutlich war wie kein anderes, das ihn damals an der Supermarktkasse so faszinierte, dass er nicht anders konnte, als es anzustarren. 19 Jahre lag diese Begegnung nun zurück, die wie ein Rätsel in Jans Leben stand, das Rätsel, das ihm aufgegeben war und das er in gewisser Weise lebte. Irgendwann entschied sich Jan, den Spaziergang zu beenden; bei so einem Wetter war es selbst mit Mütze und Kapuze kaum ein Genuss, draußen zu sein.

Déjà vu

Jan fühlte sich unwohl in der Schwulenkneipe. Nicht nur, weil er sich seit einiger Zeit von jemanden beobachtet fühlte, der ein paar Plätze neben ihm am Tresen saß. Da er sich nicht traute, in diese Richtung zu sehen, konnte er nur schemenhaft im Augenwinkel erkennen, wer ihn beobachtete. Besonders unwohl fühlte er sich aber auch wegen Ole, der ständig schimpfte. „Die Schwulen sind alle gleich“, sagte er, „nur aufs Ficken aus und dann tun sie noch so kulturell und gebildet.“ „Pseudogebildet“, rief er in die Kneipe und Jan hatte den Eindruck, dass sich alle zu ihm umdrehten. Dabei war es Oles Idee, in die Schwulenkneipe zu gehen; er hatte Jan geradezu bedrängt, ihn zu begleiten. In den eineinhalb Jahren, in denen sie nun wieder zusammen wohnten, war Ole immer wunderlicher geworden, fand Jan. Vor allen Dingen seine emotionalen Ausbrüche und die manchmal nicht enden wollenden Schimpftiraden waren bisweilen sehr anstrengend. „Es geschieht ihnen ganz recht, dass sie alle an AIDS sterben“, setzte Ole fort.

„Jetzt hör doch endlich damit auf“, sagte Jan, dem es richtig peinlich war, neben Ole zu sitzen. „Du weißt doch gar nicht mehr, was du da sagst.“ „Doch, das weiß ich genau“, antwortete Ole, „Aber, wenn dir meine Gesellschaft nicht passt, dann gehe ich einfach.“ Dabei sprang er regelrecht auf, legte wortlos einen Zehnmarkschein auf den Tresen und ging, ohne weiter etwas zu sagen. Jan starrte auf sein Glas und fühlte sich wie gelähmt. Sein Kopf fühlte sich komplett entleert an, es gab nichts, was sich noch an Gedanken fassen ließ. „Was ist denn das für ein verrückter Typ“, hörte er plötzlich eine Stimme fragen. Er schaute auf und sah in ein Paar dunkle Augen, die seine Augen fixierten; so

sehr, dass sein Blick nicht davon loskommen konnte. Er versuchte, etwas zu antworten, aber es entwich ihm nur ein undefinierbarer Laut. „Der hat doch einen komischen Film laufen, findest du nicht?“ Jan kam langsam zu sich und nickte. „Er hat einen schlechten Tag heute; er ist mein Mitbewohner.“ „Dein Mitbewohner, wirklich?“ Jan konnte nicht anders, als seinem Gesprächspartner unentwegt in die Augen zu sehen. Erst jetzt fiel ihm auf, dass er es war, von dem er sich die ganze Zeit beobachtet fühlte. Er spürte deutlich eine starke Faszination, die von den ungewöhnlich dunklen Augen seines Gegenübers ausging und ihn verwirrte.

Der streckte ihm seine Hand entgegen, „Ich heiÙe Piero“. Jan gab ihm nach kurzem Zögern auch seine Hand und sagte, „Jan“. „Hallo Jan“, sagte Piero. „Ist das ein italienischer Name, Piero?“, fragte Jan. „Ja, meine Eltern kommen aus Italien, aber ich bin hier aufgewachsen; ich war gerade drei Jahre alt, als meine Eltern nach Deutschland kamen.“ Dann saÙen sie eine Weile schweigend nebeneinander. Jan traute sich nicht, seinem Verlangen nachzugeben und wieder Pieros dunkle Augen anzustarren; stattdessen starrte er auf sein Glas, in dem sich noch ein abgestandener Rest Bier befand. „Ich habe dich schon eine Weile beobachtet“, sagte Piero, „Du gefällst mir; du bist irgendwie anders als die meisten hier. Du bist nicht oft hier, stimmt's?“ Jan schüttelte den Kopf. Er befürchtete, dass sein Gesprächspartner mehr von ihm wollte als ein Gespräch, und überlegte sich, wie er sich aus dieser Situation retten konnte. „Ich werde gleich gehen“, sagte er. „Schön ist der Laden hier nicht, da hast du recht. Aber vielleicht magst du ja mit zu mir kommen; ich würde mich jedenfalls freuen.“ „Ich weiß nicht“, antwortete Jan, „Ich bin ziemlich müde.“ „Ich werde mal bezahlen. Du bist eingeladen.“ Piero rief den Wirt, der hinter dem Tresen stand.

„Adriano Celentano hat seine Fangemeinde vergrößert?“, fragte der Wirt und lachte dabei. Piero bezahlte und sagte zu Jan, „Der immer mit seinen Sprüchen. Der zieht mich jedes Mal mit meinem Namen auf.“ „Mit deinem Namen?“ „Ja, ich heiÙe Pier Adriano. Schon in der Schule haben die mich immer mit ‚Adriano Celentano‘ aufgezogen; dabei finde ich den richtig bescheuert. Wegen ihm habe ich meinen Namen zu Piero abgekürzt.“ „Pier Adriano“, ging es Jan durch den Kopf und gleich darauf hörte er jene vertraute Stimme, „Lennart Adrian“. Er hat nicht nur faszinierende Augen, die ihn nicht loslassen wollten, dachte Jan, sondern auch einen faszinierenden Namen. „Und, kommst du noch mit zu mir?“, fragte Piero, nachdem die Gläser abgeräumt waren. Jan sah, dass er

sich eine Jeansjacke übergezogen hatte. Er schlüpfte in seinen Kapuzenpull-over und folgte ihm zum Ausgang.

Jan lief wortlos neben Piero und dachte darüber nach, ob es etwas besonderes zu bedeuten hatte, dass er ihn, Pier Adriano, in der Schwulenkneipe getroffen hatte. Um zu Piero zu kommen, mussten sie mit dem Bus fahren; er wohnte am Stadtrand in einem Stadtteil, den Jan überhaupt nicht kannte. Sie mussten recht lange auf den Nachtbus warten, sodass es fast eine Stunde dauerte, bis sie endlich angekommen waren. Auf dem Weg versuchte Piero immer wieder, eine Unterhaltung in Gang zu setzen, was aber jedes Mal schnell verebbte, weil Jan kaum zu einem Gespräch in der Lage war. Dafür gingen ihm zu viele Gedanken gleichzeitig durch den Kopf. Vor allen Dingen auch der Klang von Pieros Namen, Pier Adriano. Piero hatte ihn wie einen einzigen Namen ausgesprochen, Pieradriano, was Jan in Gedanken versuchte, zu Piero zu verkürzen. Anstatt dem Pier ein o anzuhängen hätte er auch das o von Adriano weglassen können, dachte Jan; dann würde er Adrian heißen, wie Len mit seinem Zweitnamen; das hätte ihm besser gefallen. Allerdings hätte sein Name dann nicht mehr italienisch geklungen. Aber Piero klang auch nicht schlecht, wenn auch etwas ungewohnt.

„Richtig gesprächig bist du ja nicht“, bemerkte Piero. Jan hatte so eine Bemerkung erwartet und sich bereits eine passende Antwort ausgedacht, „Ich bin auch ziemlich erschöpft.“ Piero wohnte in einer kleinen Einzimmerwohnung, die recht aufgeräumt wirkte. Ein Blickfang war das Terrarium, das in seinem Zimmer stand. Jan beobachtete die beiden Echsen, die regungslos darin verharrten. „Zwei Männchen; die sind auch schwul“, bemerkte Piero, „Manchmal kann man sie beim Sex beobachten.“ „Setz dich doch zu mir“, sagte er dann und Jan setzte sich neben ihm auf sein Bett. „Willst du noch was trinken? Ich habe auch Bier.“ „Nein, danke. Ich bin so müde, ich glaube, ich gehe am besten gleich nach Hause.“ Jan dachte, dass es eigentlich merkwürdig war, gleich wieder gehen zu wollen, wo er doch gerade angekommen war. Aber er fühlte sich sehr unwohl; er hatte keine Lust, Piero zu erklären, dass er sich nicht auf sexuelle Abenteuer einlassen wollte. Schon gar nicht wollte er in die Situation kommen, über seine Phimose reden zu müssen. „Das meinst du nicht ernst, oder?“, fragte Piero und legte dabei seinen Arm um Jans Schulter, „Ich meine, natürlich kannst du gehen, aber ich habe nicht den Eindruck, dass es das ist, was du wirklich möchtest.“

Damit hatte er recht. Eigentlich wollte Jan gerade wirklich in der Nähe eines jungen Mannes sein, der so faszinierende Augen hatte und einen so spannenden Namen wie Pier Adriano. Eigentlich, das hieß, wenn diese blöde Sache mit dem Sex nicht wäre und wenn nach Regeln gespielt würde, mit denen Jan etwas anfangen konnte. Aber eigentlich war die Welt nicht eigentlich, dachte er, und Piero würde ganz sicher Sex mit ihm erleben wollen, genau den Sex, mit dem Jan nichts anfangen konnte. Jan sah ihm die Augen und bemerkte dabei, dass sie glänzten; er spürte förmlich, wie sie ihn festhielten. Er legte einen Arm um Pieros Hüfte und sagte, „Adriano gefällt mir eigentlich ganz gut, besser fast als Piero. Ich wäre gar nicht auf die Idee gekommen, dabei an Adriano Celentano zu denken.“ Piero drückte Jan daraufhin an sich und fing an, ihn zu küssen. Nach kurzer Zeit ließ sich Jan auf das Bett fallen. „Ich bin wirklich müde“, sagte er, „Lass uns einfach schlafen.“ „Ok“, sagte Piero, „Ich werde zwar kein Auge zu tun, wenn ich einen Typen wie dich neben mir liegen habe, aber morgen ist ja auch noch ein Tag.“

Er zog sich aus und legte sich neben Jan ins Bett. „Wenn du in Klamotten schlafen willst, dann musst du auf dem Boden schlafen.“ Jan zog sich dann aus, bis auf die Unterhose, und legte sich wieder neben Piero, wobei der ihm den Rücken zuwendete. Er spürte, wie er sich eng an ihm schmiegte; dabei merkte er auch, dass Pieros Brust ziemlich behaart war. Im Halbschlaf erschien ihm ein Junge mit Parka und Fellkapuze auf dem Kopf; er sagte, „Ich heiße Pier Adriano, aber wenn du möchtest, nenne mich einfach Adrian.“ Jan sah ihm in seine dunklen, fast schwarzen, Augen und war wie hypnotisiert, unfähig, sich zu bewegen. „Bist du noch wach?“, hörte er plötzlich Piero fragen. „Du bist doch wach, du hast doch etwas gesagt“, sagte Piero nach einer Weile. „Du hast meinen Namen gesagt“, flüsterte er ihm ins Ohr; Jan fühlte sich wie versteinert. „Dreh dich um“, flüsterte Piero. Als Jan sich umgedreht hatte, sah er ihm in die Augen. Er konnte sich ihnen nicht entziehen. Dann spürte er, wie ihm Piero die Unterhose herunter zog und ihn zwischen den Beinen berührte. Jan war starr vor Anspannung. Piero fing an, ihn zu küssen und zugleich zwischen den Beinen zu massieren. Die unterschiedlichsten Gedanken gingen Jan durch den Kopf, wieso scheinbar alle Schwule etwas mochten, was ihm unangenehm war, wieso auch Piero mit diesem besonderen Namen, den faszinierend dunklen Augen und den Echsen nicht anders war. Vor allen Dingen dachte er daran, dass er auf keinen Fall eine Erektion bekommen durfte, weil Piero überhaupt

nicht wusste, wie man mit seinem Schwanz umgehen musste, und wie empfindlich sein erigierter Schwanz war, vor allen Dingen, wenn man versuchte, die Vorhaut zurückzuziehen.

Plötzlich ließ Piero von ihm ab und fragte, „Hast du generell ein Problem mit Männern oder ist was mit mir nicht in Ordnung?“ Jan fühlte sich unfähig, etwas zu sagen, und schüttelte nur mit dem Kopf. „Vielleicht ist es wirklich besser, wenn du einfach gehst. Ich finde dich ja wirklich attraktiv, aber Aussehen ist eben nicht alles.“ Piero stand auf und schaltete das Licht ein. Jan fühlte sich wie benommen, als er ebenfalls aufstand und sich anzog. Als ihm Piero die Tür aufhielt, rang Jan um eine Erklärung für diese Situation, die ihm extrem unangenehm war. Doch mehr als ein „Entschuldige“ kam nicht über seine Lippen. „Geh einfach“, sagte Piero; seine Augen glänzten nicht mehr und hielten Jan auch nicht mehr fest. Er war sichtlich gekränkt.

Jan lief bestimmt zwei Stunden durch die Nacht, bis er zu Hause angekommen war. Es war sehr mild, aber dennoch zog er sich die Kapuze seines Pullovers über den Kopf. Der Name brannte sich ein in sein Gedächtnis, Pier Adriano, wie auch das Paar Augen, das ihn fixierte und auf unerklärliche Weise in den Bann zog. Waren sie wirklich zu ihm durchgedrungen, diese faszinierenden, dunklen Augen, in seine Welt? Hatte er vielleicht tatsächlich einen besonderen Menschen getroffen, einen wie Len, Lennart Adrian, und ihn mit seinen Ängsten und Neurosen vor den Kopf gestoßen? Als er zu Hause angekommen war, legte er sich gleich ins Bett. Er fühlte sich von einer abgründigen Trauer erfüllt und weinte, bis er vor Erschöpfung endlich einschlief. Erst am Nachmittag wachte er wieder auf. Er lag noch lange Zeit im Bett und träumte von Piero, der im Traum einen Parka trug und sich als Pier Adriano vorstellte. Dabei sah er ihm ausgiebig in seine beinahe schwarzen Augen. Was war mit diesen Augen, dass sie ihn so angesprochen hatten? Dass es ihm unmöglich war, sich diesem Blick zu entziehen? Jan dachte, es war, als wenn er sich selbst in die Augen gesehen hätte. Überhaupt war es das, was seine besonderen Begegnungen ausmachte, mit Len, Jan und in gewisser Hinsicht auch mit Max und vielleicht auch jetzt mit Piero: Es waren Begegnungen mit sich selbst. Mit bestimmten Aspekten von sich selbst vermutlich, denn sie waren ja alle auch von ihm verschieden. Aber jeweils in einer gewissen Hinsicht waren sie ihm sehr ähnlich, so sehr, dass sie in seine Welt durchdringen konnten. In seine eigene, verborgene Welt, die ansonsten hermetisch abgeschlossen war, so abgeschlossen,

dass nicht einmal Niklas in sie eindringen konnte. Jan war überzeugt, dass niemand in Wirklichkeit zu ihm, in seine Welt, durchdringen konnte; Len, Jan und Max konnten es, weil sie – in gewisser Hinsicht – unwirklich waren. Deswegen waren sie auch wieder aus seinem Leben verschwunden, wie Träume kommen und wieder verschwinden; anders als Niklas, der geblieben war.

Vielleicht gehörte Piero auch in diese Reihe, immerhin hatte er besondere Augen und einen besonderen Namen, Pier Adriano. Ob er einen Parka hatte oder Kapuzen mochte, wusste Jan nicht; es war Sommer und er trug daher lediglich ein T-Shirt und eine Jeansjacke. Jan wusste, dass es besser war, in der wirklichen Welt zu leben. In der war er zwar isoliert, aber hier konnte er wirklichen Menschen begegnen. Seine Beziehung zu Niklas war deshalb viel bedeutender als die zu Len, Jan oder Max; auch wenn er immer diese unüberbrückbare Distanz spürte. Und die Sehnsucht nach jemandem, dem er wirklich nahe sein konnte. Das Wissen, dass der Preis für diese Nähe der Verlust von Wirklichkeit war, machte es ihm weniger schwer, mit dieser Sehnsucht zu leben. Allerdings machte es ihm Niklas nicht gerade leicht, mit diesem Dilemma umzugehen. Er ließ kaum eine Gelegenheit aus, die Distanz, die sich zwischen ihnen befand, deutlich auszusprechen. Ständig wies er darauf hin, dass sich Jan anders verhielt, sich anders bewegte, anders dachte, anders wahrnahm als er – und alle anderen – und überhaupt ganz anders war. Jan war sich oft nicht sicher, ob er Niklas' Anmerkungen als Vorwurf zu verstehen hatte. Ob Niklas unter der Distanz zwischen ihnen ebenfalls litt oder ob sich er eher davor fürchtete, Jan zu nahe zu kommen, als wenn Jans Lebensform ansteckend wäre. Auch das äußerte Niklas immer wieder, seine Befürchtungen, von Jan und seiner Art zu leben vereinnahmt zu werden.

Jan schien es, als wenn es gleich mehrfach abgesichert war, das unsichtbare Gefängnis, in dem er sich befand. Dass seine Träume und Sehnsüchte ihn verrieten und am Ende verletzten und dass in der wirklichen Welt weder er selbst noch die Menschen, mit denen er in Kontakt treten konnte, eine Möglichkeit hatten, die Isolation zu durchbrechen. Daran rührte die Begegnung mit diesen Augen, die vergeblich versuchten, in ihn einzudringen, mit diesem Menschen, der am Ende auch nur Sex wollte und ihn aus der Wohnung verwiesen hatte.

Es war eine merkwürdige Zeit, dieser Spätsommer 1993. Etwas mehr als eine Woche nach der Begebenheit mit Piero stand Max vor Jans Wohnungstür. Jan

war so überrascht, dass er unfähig war, etwas zu sagen, und mit offenem Mund Max anstarrte. „Ich dachte, ich schaue mal, ob du immer noch hier wohnst“, sagte Max. Er hatte einen weißen Kapuzenpullover an, was sehr gut an ihm aussah, wie Jan fand. „Passt es dir jetzt? Nur so zum Kaffee; lange kann ich ohnehin nicht bleiben.“ Jan nickte und ging in die Küche. „Bist du immer noch mit diesem Niklas zusammen?“, fragte Max, während Jan Kaffee kochte. „Ich finde es ja beneidenswert; wie lange seid ihr schon zusammen?“ „Fast siebeneinhalb Jahre; insgesamt.“ Jan erzählte, dass sein Verhältnis zu Niklas gerade eher schwierig war. „Er ist eigentlich völlig ok, aber ständig hat er etwas an mir auszusetzen“, erklärte er. „Ich glaube, wir sind einfach zu verschieden.“ „Ich erinnere mich“, sagte Max, „Mit Kapuzen hat er es ja auch nicht so, oder?“ Dabei grinste er und zog sich die Kapuze über den Kopf. Jan starrte ihn an; er sah richtig gut aus mit dem weißen Kapuzenpullover.

„Ja, ich heiße Pier Adriano“, hörte Jan plötzlich Pieros Stimme und erschrak dabei. „Du bist immer noch so verträumt“, bemerkte Max und hörte nicht auf zu grinsen. Gleich darauf war Ole zu hören, der nach Hause kam. „Was ist denn das für einer?“, fragte er, als er in die Küche kam. „Das ist Max, ein alter Freund von mir.“ Ole ging wieder aus der Küche heraus und sagte dabei, „So, wie der aussieht, hat er außer seinen Klamotten nicht viel im Kopf.“ Jan zuckte mit den Schultern, als Max ihn fragend ansah. „Ich wollte jetzt ohnehin gehen“, sagte Max, „Danke für den Kaffee.“ Dabei zog er sich wieder die Kapuze vom Kopf und stand auf, um zur Tür zu gehen. „Du kannst gerne noch bleiben“, sagte Jan. Als er gleich darauf Ole sagen hörte, „Ich glaube, es ist besser, wenn er geht“, wurde er ärgerlich. Er verabschiedete Max und fragte Ole, warum er so abweisend zu Max war. „Weil mir sein Niveau zu niedrig ist“, erwiderte Ole, „So etwas erkenne ich sofort, wenn jemand nur oberflächlich ist.“ „An deiner Stelle würde ich mir mal über dein Niveau Gedanken machen. Ich finde es widerlich, wie du dich manchmal über andere erhebst, als wenn du der liebe Gott wärst.“ Jan war erstaunt und wütend zugleich. Noch nie hatte er Ole so etwas gesagt. Doch der entgegnete, „Widerlich ist, wenn diejenigen, die sich nicht mit ihrem Tod auseinander setzen müssen, das auch noch so schamlos zur Schau stellen. Das ist widerlich.“ Dabei ging er in sein Zimmer und schlug die Tür zu. Jan zog sich einen Kapuzenpullover über und verließ die Wohnung.

Nach kurzer Zeit entschied er sich, zu Niklas zu gehen; aber da war niemand zu Hause. Da er einen Schlüssel zur Wohnung hatte, konnte er dennoch hin-

eingehen und sich auf Niklas' Bett setzen. In seinen Gedanken rasten die Bilder und gerieten völlig durcheinander, Max, Ole, Len, Jan – alle sprachen sie durcheinander, noch dazu in unverständlichen Sprachen. Plötzlich, mit einem Mal war es still in Jans Gedanken; vollkommen still. Aus dieser Stille tauchte ein Gedanke auf, nämlich dass er und Ole unmöglich weiter zusammen wohnen konnten. Der letzte Streit hatte ihm deutlich gezeigt, dass ihre Freundschaft in eine ernsthafte Gefahr geriet, wenn sie nicht mehr Abstand zueinander bekämen. Daran gab es keinerlei Zweifel. Es kam ihm Ewigkeiten vor, bis Niklas kam. „Da mimt einer wieder den Leidenden“, begrüßte er ihn. Doch als Jan dann anfang zu weinen, setzte er sich neben ihn und sagte, dass er nicht immer alles so tragisch nehmen sollte. „Muss ich dich jetzt extra auffordern, mir zu erzählen, was mit dir los ist?“ Jan erzählte von dem Streit mit Ole und dass er mit ihm nicht mehr zusammen wohnen konnte. „Aber hier geht das auf Dauer auch nicht gut; da ist viel zu wenig Platz für uns beide“, sagte Niklas gleich. Überhaupt hatte Niklas die Einschätzung, dass Jans Reaktion übertrieben war. „Ich hoffe ja nur, dass du dich nicht gleich von mir trennen willst, wenn wir uns mal streiten“, sagte er. Aber die Auseinandersetzung mit Ole war mehr als nur ein gewöhnlicher Streit; zumindest für Jan. Mit seiner abweisenden Reaktion auf Max hatte Ole eindeutig eine Grenze überschritten. Es war absehbar, dass ihr Verhältnis immer weiter eskalieren würde, wenn sie nun nicht mehr Distanz zueinander suchten.

Jan fühlte sehr deutlich, dass dieser Herbst eine Zeit der Entscheidungen war; und der Veränderungen. Es bahnte sich etwas bedeutsames an, auch wenn er kaum eine Vorstellung davon hatte, was. Jan zog zunächst nicht aus seiner Wohnung, aber hielt sich auch nur noch selten dort auf. Die meiste Zeit war er bei Niklas. Etwa zwei Wochen später eröffnete sich eine unvermutete Lösung seines Wohnungsdilemmas, als er Niels auf der Straße traf. Niels kannte er bereits seit einigen Jahren, aber es waren immer nur flüchtige Begegnungen gewesen, die sie hatten. Sie trafen sich zufällig, hatten ein Gespräch, das sich für Jan überraschend vertraut anfühlte und gingen wieder ihre Wege, bis sie sich einige Monate später wieder trafen; so wie jetzt. Jan erzählte ihm von den Schwierigkeiten mit Ole und dass es auch nicht möglich war, bei Niklas zu wohnen. „Du kannst zu mir kommen“, sagte Niels spontan, „In meiner Wohnung ist ein kleines Zimmer frei, das ich gerade als Abstellkammer nutze aber eigentlich nicht brauche.“ Jan zögerte nicht lange und sagte zu. Noch am selben Tag

packte er ein paar Sachen und brachte sie zu Niels. Dort musste allerdings erst das Zimmer ausgeräumt werden, bevor er etwas hinein stellen konnte. Am darauf folgenden Tag traf er Ole in seiner alten Wohnung an und sagte, dass er ausziehen würde. „Wir haben uns völlig auseinander gelebt“, war Oles Reaktion, „Deswegen finde ich auch, dass es das Beste ist, wenn wir nicht mehr zusammenwohnen.“

Nach und nach brachte Jan seine Sachen zu Niels und richtete sich dort ein. Niklas mochte seine neue Wohnung allerdings überhaupt nicht. Er fand sie, wie er sich ausdrückte, „noch versiffter“ als die alte. Jan war daher oft bei Niklas, sodass der Wohnungswechsel am Ende sein Leben gar nicht so sehr veränderte. Er hatte hauptsächlich den Effekt, dass sich sein Verhältnis zu Ole deutlich entspannte. Es war gut, Ole zu treffen, mit ihm zu philosophieren, Gedichte zu lesen oder Musik zu hören und anschließend wieder zu gehen. Nicht mehr mit Ole zusammenzuwohnen, war zweifellos eine gute Entscheidung gewesen. Nach dem Auszug musste Jan immer wieder an Max denken. Er überlegte sich, ob er immer noch bei seinem Bruder wohnte. Eigentlich war es egal, weil er ohnehin nicht wusste, wo das war. Er ging zu Max' früherer WG, um zu fragen, ob er dort einen Hinweis erhalten konnte. Oskar, den er dort antraf, konnte ihm auch nicht sagen, wo Max inzwischen wohnte; sie hatten sich offensichtlich im Streit getrennt. Jan hätte gerne nachgefragt, ob er ihm vielleicht einen Kontakt zu Ingve vermitteln konnte, damit er Max über Ingve finden konnte. Aber Oskar war so kurz angebunden und distanziert, dass er sich nicht traute, weiter zu fragen.

Das Zusammenwohnen mit Niels war recht unkompliziert. Niels war berufstätig und nur wenig zu Hause, sodass sie sich nicht so häufig sahen, weil Jan an den meisten Wochenenden und manchmal auch unter der Woche abends bei Niklas war. Da Niels ausgeglichen und ruhig war, empfand es Jan als sehr entspannend, mit ihm zusammen zu sein. Er war ein willkommener Gegenpol zu Niklas und Ole, die beide deutlich weniger entspannend auf Jan wirkten. Nachdem sie bereits einige Wochen zusammen gewohnt hatten, es war bereits Herbst geworden, lud ihn Niels zu einem Wochenendausflug an die Nordsee ein. Er wusste dort einen Ort, wo man günstig übernachten konnte. Der Herbst an der Nordsee war sehr intensiv; Jan fühlte sich dort schon nach wenigen Stunden wie verwandelt. Noch nie hatte er etwas so erholsames erlebt wie die Spaziergänge in dieser phantastisch leeren Landschaft. Dass durch den be-

ständig starken Wind dort bereits im Herbst die Mütze-und-Kapuzen-Zeit begann, gab dieser Landschaft obendrein noch einen ganz besonderen Reiz. Obwohl sie nur drei Tage an der Nordsee waren, fühlte sich Jan danach so erholt wie schon lange nicht mehr. Das Wetter wirkte zusammen mit der leeren Landschaft so stark, dass sie Jans Sinne regelrecht leerfegten. Die Abwesenheit der städtischen Sinneseindrücke tat ihm eindeutig gut.

Wenige Stunden nachdem sie zurückgekommen waren, rief Ole an. Er sagte, er wäre krank mit starkem Fieber, so sehr, dass er sich nicht aus dem Bett bewegen konnte und daher jemanden brauchte, um einzukaufen und zu kochen. Jan ging gleich zu ihm; das Fieber kam wohl sehr plötzlich und ging mit einer extremen Niedergeschlagenheit einher. Erst eine Woche später stellte sich heraus, dass es sich bei Oles Krankheit um das Pfeiffersche Drüsensyndrom handelte. Oles Arzt deutete es als Anzeichen für den Ausbruch der Krankheit, AIDS, und riet Ole, weitere Medikamente gegen AIDS zu nehmen. Doch Ole schreckte vor dem Schritt zurück, eine Medikamententherapie zu beginnen, die bis zu seinem Lebensende andauern würde. So vergingen noch einige Wochen, bis Ole eine starke Erkältung bekam und daraufhin wie angeraten die AIDS-Therapie begann. Glücklicherweise vertrug er die Medikamente sehr gut und zeigte keine der befürchteten Nebenwirkungen.

Jan war fasziniert von der Diskrepanz die er empfand zwischen so harmlos aussehenden Dingen wie Oles Tabletten und der Bedeutung, die sie hatten, nämlich die beständige Erinnerung an den unvermeidbaren und vermutlich nicht allzu fernen Tod. Drei Mal täglich. Jans und Oles philosophische Gespräche hatten von nun an nur noch den Tod zum Thema. Es gab spätestens jetzt, nachdem Ole von der Kategorie „HIV positiv“ hin zu „an AIDS erkrankt“ gewechselt war, kaum etwas anderes mehr von Belang. Ole hatte ein sehr angstfreies Verhältnis zu der Tatsache, dass er eine Lebenserwartung von wahrscheinlich noch einigen Monaten, höchstens wenigen, Jahren hatte. Jan fand diese Prognose zudem ziemlich abstrakt. Was sollte das heißen, „wenige Monate, wenige Jahre“? Jan konnte sich darunter kaum etwas vorstellen; zu wenig auf jeden Fall, als dass es beängstigend sein könnte.

Überhaupt wurde ihm bei diesen Gedanken klar, dass er sein Leben immer nur innerhalb eines sehr kleinen Zeitintervalls wahrnahm, maximal wenige Wochen; zwei, drei, höchstens vier. Alles, was über diese Zeitspanne hinausging,

verflüchtigte sich und wurde undeutlich. Es war nicht zu unterscheiden, ob ein Ereignis nun sechs Monate zurücklag oder sechs Jahre; ebenso wenig erschien es sinnvoll, zwischen dem zu unterscheiden, was in sechs Monaten sein würde, und dem in sechs Jahren. Solche Unterschiede verschwammen in seiner Vorstellung, wie auch seine Geschichte, seine Kindheit und Jugendzeit verschwommen waren. Was blieb, waren einzelne Momente, und die aber in aller Deutlichkeit, als wenn er sie gerade eben gesehen hätte, Lens Gesicht, Jans Hundehalsband, Max mit Mütze und Kapuze.

Ebenso wie die Zeit verschwamm der Tod in Jans Vorstellung. Selbst, wenn ihm gesagt worden wäre, dass er nur noch wenige Jahre zu leben hätte, wäre sein Tod verschwommen. Da war er sich sicher. Die einzige wirkliche Bedeutung, die der Tod für ihn erhalten konnte, war das Ende der Isolation, in der er lebte. Jan war recht häufig bei Ole und empfand es als sehr angenehm, über genau solche Themen reden zu können. Allmählich entstand durch diese Gespräche eine neue Nähe zwischen beiden, eine andere Nähe als die, die Jan bislang mit Ole kennengelernt hatte. Vielleicht war es tatsächlich gut, zueinander auf Distanz zu gehen, um dann wieder – anders – sich nahe zu kommen.

Am meisten genoss es Jan, abends, nach den Diskussionen mit Ole, in Mütze und Kapuze eingehüllt nach Hause zu gehen und unterwegs über die Gespräche nachzudenken. Manchmal suchte er sich einen Ort, an dem er sich ungestört hinsetzen und seine Gedanken schweifen lassen konnte. Dabei kam es häufig vor, dass er sich Notizen machte; er hatte dafür meistens eine kleine Taschenlampe dabei, wenn er Ole besuchte. Auch Niklas war manchmal bei diesen Gesprächen dabei. Allerdings machte er deutlich, dass er nicht allzu viel davon hielt, über Sterben und Tod zu philosophieren. Seiner Meinung nach gab es eine klare Trennung zwischen Leben und Tod und es machte keinen Sinn, als Lebender sich dem Tod zuzuwenden. Er kannte diese Erfahrung, den Tod im Leben zu erleben, offensichtlich nicht.

An einem Abend schlug Ole zu Jans Überraschung vor, wieder in die Schwulenkneipe zu gehen. Es gab natürlich viele Schwulenkneipen in Hamburg, aber nur eine, die für Ole überhaupt in Frage kam. „Das letzte Mal hat es dir aber überhaupt nicht dort gefallen“, entgegnete Jan, „Du regst dich ganz bestimmt wieder auf, wenn wir dort sind.“ Aber Ole entgegnete, dass sie ja nicht lange dort bleiben mussten und er mal wieder Lust hatte, Schwule zu treffen. In der

Kneipe saßen sie nebeneinander am Tresen und setzten ihr Gespräch einfach fort. Ole wirkte ziemlich entspannt; diesmal schienen ihm die Schwulen in der Kneipe gleichgültig zu sein. Plötzlich hörte Jan, wie sein Name gerufen wurde; es war Max' Stimme. Er war ziemlich irritiert, Max in der Schwulenkneipe zu treffen, und sah sich um, bis er Max erkannt hatte. „Das ist doch der von neu-lich“, sagte Ole, enthielt sich aber weiterer Kommentare.

Jan ging zu Max, der an einem Tisch saß. Kurz bevor er bei ihm war, erkannte er, dass jemand neben ihm saß und seinen Arm um ihn gelegt hatte, der Jan bekannt vorkam. Zur gleichen Zeit, als Max „Hallo Jan; das ist Piero“ sagte, erkannte Jan Max' Begleiter auch schon. „Wir kennen uns“, sagte Piero und grinste. „Ach, tatsächlich?“, fragte Max, „Die Welt ist ja wirklich klein.“ „Naja“, bemerkte Piero, „kennen ist zu viel gesagt; es war nur eine sehr kurze Episode. Ich scheine nicht so sein Typ zu sein.“ Jan stand vor dem Tisch und starrte die beiden ungläubig an; dabei fiel ihm auf, dass Piero einen Kapuzenpullover trug. Die Situation kam ihm vor wie einer seiner absurden Träume, so sehr, dass er sich unsicher war, ob er sich nicht vielleicht doch in einem solchen Traum befand. „Setz dich doch zu uns“, sagte Max. „Ich kann Ole nicht alleine sitzen lassen“, erwiderte Jan, während er nach wie vor wie gebannt beobachtete, wie Piero Max im Arm hielt. „Ach der“, sagte Piero, „Das ist ja auch so ein komischer Typ; irgendwie passen die beiden zusammen.“ Jan beobachtete, wie Max Piero ansah, als er das gesagt hatte.

„Ich gehe dann“, verabschiedete er sich dann und ging zurück zu Ole. Dabei fiel ihm ein, dass er Max nach seiner neuen Adresse hätte fragen sollen. Doch er entschied sich, lieber gleich zu gehen. Die Vorstellung, dass Max und Piero womöglich ein Verhältnis hatten, kam ihm ausgesprochen merkwürdig vor. Er fragte sich, ob Pieros Anmerkung, dass er nicht „sein Typ“ war, wohl zu bedeuten hatte, dass zwischen Max und Piero das mit dem Sex klappte; Max schien offensichtlich „sein Typ“ zu sein. Den Gedanken, dass die beiden miteinander sexuelle Abenteuer erlebten, fand Jan richtig befremdlich. Er dachte darüber nach, dass sich seine Traumwelt nicht darauf beschränkte, einfach nur eine Traumwelt zu sein. Sie brach immer wieder in die wirkliche Welt ein; oft auf ziemlich skurrilen und absurden Wegen. Max, Piero – Pier Adriano, Lennart Adrian – Len; durch diese Namen zog sich ein Geheimnis wie ein Rätsel, das Jan offensichtlich aufgegeben war zu lösen. Ein Geheimnis, was sie gemein hatten, was sie gemein haben mussten. Es waren nicht nur die Namen, nicht

nur die Parkas oder Kapuzenpullover, es war mehr, vielleicht etwas ganz anderes. Jan hatte keine Idee.

Er begleitete Ole nach Hause und ging aber gleich weiter in Niels' Wohnung, die ja sein Zuhause war. Dabei hatte er die Kapuze seines Pullovers über die Mütze gezogen, obwohl es an diesem Abend gar nicht so kalt war. Eigentlich empfand er Niels' Wohnung genauso wenig als sein Zuhause, wie er Oles oder Niklas' Wohnung als sein Zuhause empfand. In jeder dieser Wohnungen wohnte er irgendwie und fühlte sich aber auch fremd in ihnen. Er dachte, es passte ganz gut zu ihm, kein wirkliches Zuhause zu haben. Als er vor seiner Wohnung stand, entschied er sich spontan, zu Niklas zu gehen. Der schlief schon, als Jan dort ankam und sich zu ihm ins Bett legte. Es fühlte sich gut an, neben Niklas im Bett zu liegen. Jan träumte beim Einschlafen, wie Niklas vor ihm stand und die Handschellen in der Hand hielt. „Nimm die Hände auf den Rücken“, befiehlt er und Jan spürte wie er die Handschellen um seine Handgelenke legte und zudrückte. Er spürte, wie er versuchte, die auf den Rücken gefesselten Hände auseinander zu bewegen. Dabei konnte er auch sich selbst sehen, wie er in Handschellen auf dem Bett saß. Als er sich beobachtete, wie er vergeblich versuchte, sich den Fesseln zu entwinden, bekam er einen Samenerguss. Als er am nächsten Morgen wach wurde, war es schon sehr hell. Niklas war gerade in das Zimmer gekommen. „Dass du einfach so unangekündigt vorbeikommst, finde ich ja nicht so gut. Du solltest vielleicht mal daran denken, dass auch ich so etwas wie ein Privatleben haben möchte“, sagte er. Jan sah ihn an; Niklas' Reaktion irritierte ihn. „Versteh mich nicht falsch“, setzte Niklas fort, „Ich finde es ja schön, wenn du hier bist. Aber ich fände es schon gut, wenn du dich vorher ankündigen würdest, ok?“ Nach einer kurzen Pause fragte er, „Willst du noch frühstücken?“ Während dem Frühstück dachte Jan darüber nach, dass Niklas sich von seinem spontanen Besuch überrumpelt gefühlt hatte. Auch über Max und Piero dachte er nach und sah sie in Gedanken nebeneinander stehen, beide in einem blauen Kapuzenpullover, mit Mütze und Kapuze darüber.

Autistisches Coming-out

Niklas ging zur Uni, bevor Jan sein Frühstück beendet hatte. Auf dem Weg nach Hause war Jan so aufgewühlt, dass er sich entschied, Ole zu besuchen. „Gut, dass du kommst“, sagte Ole, „Ich wollte dir nämlich etwas mitteilen. Ich habe mich entschieden, in eine andere Wohnung zu ziehen. Die hier ist durch

unser Zusammenleben zu sehr belastet. Für mich beginnt ein neuer Lebensabschnitt und da ist es nicht gut, zu viel Vergangenheit mit sich zu schleppen. Wenn das Ende naht, wird es zunehmend wichtig, Ballast loszuwerden.“ Ole erklärte, dass ihn die Ausstrahlung der Wohnung zu sehr ablenken würde von seinen Meditationen und Auseinandersetzungen mit dem Tod. Jan war verzweifelt. Es kam ihm vor, als würde sich etwas mit Macht in sein Leben drängen und den Gang der Dinge in eine bestimmte Richtung umlenken. Wenn er nur wüsste, in welche. Wenn er überhaupt nur wüsste, was in seinem Leben vorging, was seine Welten auf so absurde Weise bestimmte, dachte er. „Ich habe auch schon eine neue Wohnung gefunden“, sagte Ole, „Ich werde im nächsten Monat umziehen; dann kannst du wieder hierher zurückkommen.“ Jan nahm seine Ausführungen schweigend zur Kenntnis und sagte nach einer Weile lediglich, „Ok“.

Zu seiner Überraschung sagte Niklas, dass er damit gerechnet hatte, als er es ihm erzählte. „Er redet ja schon seit Wochen davon, dass er das nicht als endgültige Lösung empfindet, wie er jetzt wohnt“, bemerkte Niklas; Jan war das nicht aufgefallen. Er hatte allerdings auch nicht über „endgültige Lösungen“ nachgedacht und in dieser Beziehung hatte Niklas recht: Oles Denken war inzwischen sehr auf das Endgültige gerichtet. „Warum ziehst du nicht zusammen mit Niels in die Wohnung?“, fragte Niklas, „Die ist ja größer als Niels' Wohnung. Du hättest dann ein richtiges Zimmer und würdest nicht mehr in einer Abstellkammer wohnen.“ Jan fand die Idee gut und schlug sie am Abend Niels vor. Der sagte sofort zu; Oles Wohnung war nicht nur größer sondern auch billiger als Niels' Wohnung. Allerdings konnte Niels nicht so kurzfristig seine Wohnung kündigen, sodass es mindestens zwei weitere Monate dauerte, bis er in Jans neue alte Wohnung einziehen würde.

In dieser Zeit wohnte Jan alleine in der Wohnung. Er hatte sich für das Zimmer entschieden, in dem Ole vorher gewohnt hatte. Ole wohnte jetzt in einer Neubauwohnung. Obwohl er schon vorher sehr auf Sauberkeit und Ordnung geachtet hatte, war Oles neue Wohnung ungewohnt sauber und aufgeräumt. Er hatte den Umzug genutzt, sich von vielen Dingen zu trennen, die er nicht mehr benötigte oder haben wollte. Sein Bestand an Büchern war jetzt derartig reduziert, dass er ohne Probleme in ein Bücherregal passte. Jan fühlte sich sehr wohl, alleine zu wohnen. Am besten waren die Tage, an denen er niemanden getroffen und mit niemandem geredet hatte. Mit niemandem zu reden, empfand

er als außerordentlich erholsam; es war, als wenn an solchen Tagen seine Gedanken ein viel höheres Maß an Freiheit erlangten als gewöhnlich. Es gab vor allen Dingen keine Sprache, die sie einengte und in ihre Bahnen lenkte; die konnten auf diese ihre ganze Kreativität und Schönheit entfalten. Seine Gedanken waren in solchen Momenten wirklich frei.

Jan nutzte die Freiheit, die ihm eine eigene Wohnung gab, auch dazu, sich selbst zu fesseln. Nicht oft, genau genommen drei Mal in den drei Monaten, bis Niels einzog, aber dafür jedes Mal sehr ausgiebig. Den ganzen Tag niemanden zu treffen und mit niemandem zu reden, den Vormittag mit einem ausgiebigen Mütze-und-Kapuze-Spaziergang zu beginnen und abends zwei bis drei Stunden die Hände mit Handschellen auf dem Rücken gefesselt zu haben, verschaffte ihm ein unvorstellbares Maß an Entspannung und Zufriedenheit. Solche Tage waren die Tage, an denen sich Jan am besten fühlte, weil er vollständig bei sich war; sie waren ganz besondere Tage.

Jan bewohnte fast nur sein neues Zimmer in der Wohnung. Er hatte nicht viele Sachen und daher gab es auch nichts, was er in die restliche Wohnung stellen konnte. Und das, obwohl er einige Dinge von Ole quasi geerbt hatte. In der Woche vor seinem Einzug stellte Niels seine Sachen in die Wohnung; bis auf einen kleinen Rest, den er erst bei seinem endgültigen Umzug mitnehmen wollte. Jan und eine Freundin von Niels halfen ihm dabei. Dass Niels an Oles Stelle mit Jan zusammenwohnte, war ziemlich merkwürdig. Ole und Niels waren sehr unterschiedliche Menschen. Niels war zurückhaltend und immer gutgelaunt. Er hatte eine klare Sicht auf die Dinge und konnte alles in einfachen Worten erklären. Mit ihm zusammenzuwohnen war ausgesprochen unkompliziert – ganz anders als mit Ole. Die Freundin, die beim Einzug half, war tatsächlich seine Freundin. Es war ihnen aber kaum anzumerken, dass sie in einer Beziehung lebten; sie gingen miteinander um, als wären sie gute Freunde oder Geschwister.

Jan hielt sich daher wieder oft in seiner Wohnung auf. Da Niels und er sich bemühten, sie sauber zu halten, war auch Niklas öfter da und übernachtete dort auch immer öfter. Er hatte wie Jan ein recht unkompliziertes Verhältnis mit Niels. Die Beziehung zwischen Niklas und Jan war allerdings nach wie vor von Auseinandersetzungen geprägt. Es ging immer darum, ihre so unterschiedlichen Wahrnehmungen, Sichtweisen und Umgangsstrategien miteinander in

Einklang zu bringen. Bei diesen Auseinandersetzungen konnte leicht der Eindruck entstehen, sie hätten überhaupt nichts gemeinsam. So sehr stand ihre Unterschiedlichkeit im Zentrum; ihre Beziehung schien im Wesentlichen aus dieser Unterschiedlichkeit zu bestehen. Dennoch fanden sie immer wieder auch zueinander und hielten aneinander fest. Niklas sagte einmal, dass er gar nicht anders konnte, als an der Beziehung festhalten und dass es ihm vorkam wie eine Drogensucht.

Es war schon Herbst, als Niels' Freundin wieder einmal zum Essen kam. Eigentlich wollte Niklas auch dabei sein, aber er sagte kurzfristig ab, weil er noch etwas für ein Seminar vorbereiten musste. Jan hatte Bier eingekauft und kochte Nudeln mit einer Käsesoße. Beim Essen erzählte Niels, dass die Freundin, die beim Umzug half, sich an ungewöhnlich frühe Ereignisse in ihrem Leben erinnern konnte. Sie konnte sich an Begebenheiten erinnern, die stattgefunden hatten, als sie noch nicht einmal ein Jahr alt gewesen war. „Bei mir ist es ganz anders“, erklärte Jan, „Ich kann mich überhaupt nicht richtig an die Zeit erinnern, bevor ich zehn oder elf Jahre alt war.“ Er hatte sich schon manchmal Gedanken darum gemacht, warum sich die meisten Menschen oft sehr deutlich an ihre Kindheit erinnern konnten, bei ihm aber die Erinnerungen erst einsetzten, als er etwa elf Jahre alt war. Niels' Freundin sagte, dass sie das ziemlich ungewöhnlich fand. Sie fragte, ob er denn überhaupt keine Erinnerungen hatte. Das konnte Jan so nicht behaupten.

Er hatte durchaus Erinnerungen an seine Kindheit, aber es waren nicht viele. Vor allen Dingen waren sie überhaupt nicht wie gewöhnliche Erinnerungen, sondern eher wie Träume. Wie Momentaufnahmen von Ereignissen, die meistens einen traumhaften Charakter hatten. Beispielsweise gab es in Jans Erinnerungen ein Bild, in dem er sich selbst auf einem Haufen Pflastersteine sitzen und weinen sah. Das war mit Abstand die deutlichste Erinnerung, die Jan hatte, und eigenartigerweise sah er sich darin selbst, von schräg oben, aus vielleicht zwei bis drei Metern Entfernung. Oder es gab die Erinnerung daran, wie er in einem Labyrinth aus Gängen lief und lief und dabei klar und deutlich eine Stimme hörte, die sagte, „Das ist dein Schicksal“. Das musste in seiner Grundschule gewesen sein, aber sicher war er sich da nicht. Dann gab es auch die Erinnerung an die Wunde eines Jungen, der gefallen war; wohl aus seiner Kindergartenzeit. Er konnte sich bis in alle Details an die Wunde erinnern, die der Junge am Kinn hatte, auch den Namen des Jungen konnte er sich merken,

aber das war dann auch alles. Dann gab es noch Erinnerungen an den Jungen aus dem Kindergarten, mit dem er zusammen zur Strafe an eine Bank gebunden wurde. Diese Erinnerung wirkte aber sehr unecht, als wenn es eine Begebenheit gewesen wäre, die man ihm erzählt hatte; vermutlich weil er häufig darüber nachgedacht und diese Geschichte zu oft in Gedanken nachvollzogen hatte.

Auffällig war, dass in seinen Erinnerungen keine Gesichter auftauchten, außer sein eigenes. Das erste anderes Gesicht in seiner Erinnerung war Lens; daran konnte er sich allerdings sehr genau erinnern. Nicht nur an Lens Gesicht, auch an seinen Parka und den Klang seiner Stimme, „Lennart Adrian“. Das schien Jan seine früheste wirklich konkrete Erinnerung zu sein, eine die auch nach so langer Zeit noch unwirklich deutlich in seinem Gedächtnis war. Die anderen Erinnerungen kamen ihm eher vor wie eine Botschaft aus einer anderen Welt; sie waren ihm fremd und eigen zugleich. Die Erinnerung an Len konnte er auch gut zeitlich einordnen; das war kurz nach seinem elften Geburtstag. Nicht lange danach setzten in seinem Gedächtnis Erinnerungen ein, die so waren, wie Erinnerungen sein sollte: gegenständliche Erinnerungen an konkrete Vorkommnisse.

„Das hört sich ja so an, als wenn du in deiner Kindheit etwas erlebt hättest, was du jetzt verdrängst“, bemerkte Niels. Jan hatte diesen Gedanken auch schon. Aber auch nach den Gesprächen, die er mit seinen Eltern über seine Kindheit geführt hatte, fand er nichts, das auf ein traumatisches Erlebnis hingedeutet hatte. „Ias“, kam Jan plötzlich in den Sinn; das war der Junge aus dem Kindergarten mit dem aufgeschlagenen Kinn. Es war auch der Junge, mit dem er zusammen auf der Bank bestraft wurde; es war derselbe Junge. Jan kam es vor, als wenn ihm das gerade zum ersten Mal bewusst geworden wäre. „Du meinst, du hast eine ganz normale und unauffällige Kindheit erlebt, aber kannst dich an nichts erinnern? Das kann ich kaum glauben“, warf Niels' Freundin ein. „Naja“, sagte Jan. Wie seine Kindheit war, wusste er ja nicht. Sie fühlte sich schwer an, das empfand er schon so, wie ein Schatten, der sich beständig über ihn legte. Jan lebte in dem Glauben, dass diese Kraft, die sein Leben so massiv beeinflusste, ihren Ursprung in seiner Kindheit haben musste. „Meine Eltern sagen, dass ich sehr verträumt gewesen bin“, erklärte er und Niels lachte, „Was heißt ‚gewesen‘; verträumt bist du immer noch, würde ich sagen.“ „Das war wohl schon mehr als jetzt“, erwiderte Jan, „Deswegen habe ich ja auch den Einschü-

lungstest nicht bestanden und bin auf eine Sonderschule gekommen. Und das obwohl ich schon lesen und schreiben konnte; und rechnen.“

„Du konntest lesen, schreiben und rechnen und bist auf eine Sonderschule gegangen?“, fragte Niels' Freundin, „Das kommt mir ja schon etwas ungewöhnlich vor.“ Ungewöhnlich war das tatsächlich, dachte Jan. Obwohl er schon öfter darüber nachgedacht hatte, konnte er es nicht wirklich erklären, wieso er auf einer Sonderschule war. Seine Eltern waren der Meinung, dass in Wirklichkeit der Test versagt hatte; schließlich wechselte Jan am Ende doch in die Regelschule und kam dann sogar auf das Gymnasium. Sie erklärten, dass es hauptsächlich damit zu tun hatte, dass er zu viel träumte. Deswegen hatte er Probleme, mit der Schule zurecht zu kommen und Freunde zu haben. Niels' Freundin führte aus, dass Jans Eltern ihn bestimmt gedrängt hatten, normal zu sein, obwohl er es gar nicht war. Dabei malte sie mit den Händen Anführungszeichen in die Luft, während sie das Wort „normal“ aussprach. „Du durftest nicht sein, wer du warst“, sagte sie und dieser Satz hallte wie ein Echo in Jans Kopf, „Ich durfte nicht sein, was ich war.“

„Es haben mir schon ein paar Leute gesagt, dass ich ihnen autistisch vorkäme“, versuchte Jan, das Rätsel weiter aufzulösen; ihn erinnerte das Gespräch an einen Kriminalfall, der kurz vor seiner Auflösung stand. „Manchmal habe ich mich schon auch gefragt, ob da etwas dran ist.“ Vielleicht war das wirklich die Lösung aller seiner Fragen, dachte Jan. Dieser Gedanke kam ihm zwar ziemlich absurd vor aber auch sehr naheliegend; er drängte sich geradezu auf. „Also für mich fügt sich das Ganze zusammen“, sagte Niels' Freundin, „Ich wundere mich eigentlich, dass du dir dabei noch unsicher bist. Ich kann mir gut vorstellen, dass es sehr schwer für deine Eltern war, sich einzugestehen, eine Art Alien als Kind zu haben. Deswegen hatten sie wohl alles daran gesetzt, es so aussehen zu lassen, als wenn alles ganz normal wäre. Und dich damit unter einen ungeheuren Druck gesetzt, in dieses Bild zu passen.“ Jan gingen unzählige Erinnerungen durch den Kopf, die zu diesem Muster passten, nicht sein zu dürfen, wer oder was er war. Ihm wurde regelrecht schwindelig bei diesen Gedanken. Ein „Alien“; einer, der keine Freunde hatte, der bereits im Vorschulalter rechnen konnte und lesen und schreiben, einer, der von Jungs im Park träumte, von einem Tag zum anderen schwul wurde; und der sich gerne selbst fesselte.

Mit einem Mal sah er in Gedanken eine Hand, die einen zu einer Schlaufe geknoteten Bademantelgürtel hielt, und hörte die Stimme seiner Mutter „Johannes“ sagen. So hatte er noch nie über seine Kindheit nachgedacht, aber für seine Eltern musste er wirklich ein Alien gewesen sein, ein fremdes Wesen. Mindestens so fremd, wie er sich selbst auch in dieser Welt vorkam. Es schien ihm mit einem Mal vollkommen klar, dass dieses Phänomen tatsächlich nur einen Namen haben konnte, nämlich Autismus. Es konnte nicht anders sein, er war ein autistisches Kind und ist vermutlich immer noch ein autistischer Mensch. Aber sein Autismus war eindeutig ein anderer als der der autistischen Kinder, die er durch seine Arbeit kennengelernt hatte. Schon alleine deswegen, weil die Kinder alle nicht gesprochen hatten. Jan war überzeugt, dass autistische und nicht autistische Menschen in jeweils sehr unterschiedlichen Welten lebten. Er aber lebte in beiden Welten; oder in beiden nicht. Er trug sie beide in sich und war aber zugleich auch in beiden Welten nicht zu Hause. In der einen nicht, weil ihm dort die Sehnsucht, einem Menschen zu begegnen, wirklich zu begegnen, nie erfüllt werden würde. In der anderen nicht, weil er in ihr immer fremd bleiben würde, ein „Alien“. Jan war auch davon überzeugt, dass die autistische Welt sich so sehr von der nicht-autistischen unterschied, dass beide unmöglich miteinander kommunizieren konnten. Das wusste er, weil er wusste, dass sie nicht einmal in ihm, wo sie beide in einem Menschen zusammentrafen, miteinander kommunizieren konnten. Sie waren wortwörtlich unsagbar verschieden voneinander.

Schließlich gingen beide; es war ziemlich spät geworden. Niels' Freundin bedankte sich zum Abschied bei Jan für den „interessanten Abend“, wie sie sagte. Niels zog kurze Zeit später vollständig in die neue Wohnung ein. Erst da erfuhr Jan, dass Niels und seine Umzugshilfe ein Verhältnis miteinander hatten. Allerdings nur wenige Wochen lang; schon einige Tage nach dem Umzug hatten sie sich wieder getrennt, sodass sie Jan nicht noch einmal begegnet war.

Jan war sich an diesem Abend von einem Moment zum anderen sicher: Er war autistisch und das war genau das, was sein Leben ausmachte. Es war die Erkenntnis seines Lebens schlechthin, dachte er, kurz nach seinem zweiunddreißigsten Geburtstag. Ihm wurde schnell klar, dass dies viel bedeutender war als beispielsweise sein Schwulsein. Jan hatte zwar schon vor Jahren Hinweise darauf erhalten, in irgendeiner Weise autistisch zu sein. Er dachte daran, wie ihm Niklas von einem Autisten erzählt hatte, den er in Australien kennengelernt

hatte und der ihn offenbar an Jan erinnerte. Trotz solcher Hinweise schreckte Jan aber davor zurück, sich diese Erkenntnis zu eigen zu machen. Es war einfach zu endgültig; zu aussichtslos erschien es, dagegen anzukämpfen. Und Jan wollte sie nicht akzeptieren, seine Isolation, seine Heimatlosigkeit und die Aussicht, seine Sehnsüchte nie auch nur ansatzweise erfüllen zu können. Doch, das war ihm wirklich klar geworden, es war aussichtslos; nicht nur das: Die Versuche, es zu bekämpfen, waren definitiv schädlich. Autistisch zu sein hieß, es akzeptieren zu müssen. Jan fühlte sich, als wenn man ihn nun endgültig einer Lüge überführt hatte und jetzt die Last der Beweise so groß war, dass ihm nichts weiter mehr blieb als zu sagen, „Ja ich bin es; ich bin autistisch, ich bin ein Alien.“

Durch diese Einsicht erklärte sich tatsächlich scheinbar alles, was an Besonderheiten sein Lebens prägte. Ob es diese eigenartigen Erinnerungen an seine Kindheit waren, oder dass das mit den Freundschaften nie funktioniert hatte. Sein besonderes Verhältnis zur Mathematik und den Zahlen genauso wie seine Überempfindlichkeiten gegen bestimmte Geräusche und Gerüche. Auch das Gefühl, unter einer Glasglocke zu leben, das er mal stärker mal etwas weniger stark, aber immer sehr deutlich empfand. Dass er geradezu allergisch auf alles soziale reagierte, dass er als Schwuler keinen schwulen Sex konnte. Und nicht zuletzt die eigenartigen Wege, die die Liebe in seinem Leben gegangen war. Jan war froh, diese Gewissheit gefunden zu haben. Aber, autistisch zu sein, hieß auch, sich abfinden zu müssen. Es würde nichts geben, was ihn aus seiner Isolation befreien könnte; er wird immer damit leben müssen, dass Menschen entweder unendlich weit von ihm entfernt waren oder aber nicht wirklich.

Es war zwar zweifellos interessant, in zwei derart verschiedenen Welten zu leben, aber auch sehr unbequem. Gelinde ausgedrückt; die meiste Zeit in seinem Leben war es die Hölle. Es so zu empfinden, fand Jan nicht übertrieben. In seinen Gedanken tauchte der Junge auf, der auf einem Haufen Pflastersteine saß und weinte. Jan sah ihn deutlich vor sich, von schräg oben. Er konnte ihn auch spüren, die Trauer über seine Isolation, darüber, unter dieser Glasglocke zu leben, aus der er nie herauskommen würde. Vielleicht, dachte Jan, wurde es ihm in jenem Moment auf dem Steinhaufen klar, dass er dazu verurteilt war, sein Leben in dieser Isolation zu verbringen und in der Heimatlosigkeit, die damit einher ging, zwei Welten in sich zu tragen. Jan mochte diesen Jungen, den kleinen Johannes in seinen Gedanken. Vielleicht war er es, den Jan suchte

und den er in Len, Jan oder Max mehr oder weniger wiedergefunden hatte. Vielleicht war er selbst der einzige, dem er wirklich nahe sein konnte; der kleine Johannes auf dem Steinhaufen, der verschrobene Hannes mit dem Parka, der schwule Jan, der das mit der Sexualität nicht hinbekam. Der Gedanke, so grundsätzlich und unausweichlich auf sich selbst verwiesen zu sein, beunruhigte ihn ungemein.



Pat

Jan war wie gelähmt, als er hörte, dass Johan, der jüngste Sohn einer befreundeten Familie, gestorben war. Seine Eltern hatten ihn nach einem Jungen aus einem Film benannt, den sie kurz vor Johans Geburt zusammen mit Jan gesehen hatten. Jan mochte den Film auch, vor allen Dingen weil dieser Junge, Johan, sich ähnlich fremdartig und einsam vorgekommen sein musste, wie Jan als Jugendlicher, als er noch Johannes hieß. Von Johans Tod erfuhr Jan, als ihn eine gemeinsame Bekannte auf der Straße ansprach und ihm davon erzählte. Johan war noch nicht einmal zwei Jahre alt geworden. Er war sehr plötzlich gestorben, an einer Darmverschlingung, die ohne Ankündigung während dem Mittagsschlaf eintrat. Obwohl Johans Eltern ihn sofort ins Krankenhaus brachten, war er nicht mehr zu retten. Jan hatte bei seiner Geburt ebenfalls so etwas wie eine Darmverschlingung, zumindest hatten ihm das seine Eltern erzählt. Er hatte es während der Geburt und galt ebenfalls als nicht mehr zu retten. Wie durch ein Wunder überlebte er das dennoch, indem er in einem Krankenhaus einige Wochen lang mit Naturheilverfahren therapiert wurde. Die Bekannte sagte ihm auch, dass in zwei Tagen eine Abschiedsfeier für Johan stattfinden würde, und fragte ihn, ob er auch kommen würde. Jan kannte Johan, hatte sogar schon ein paar Mal abends auf ihn aufgepasst und ihn ins Bett gebracht, während seine Eltern ausgegangen waren. Er musste kommen; das war klar.

Vor der Abschiedsfeier war Jan ziemlich aufgereggt. Die Aussicht, dass ihn dort etwas erwarten würde, was er nicht kannte und mit dem er noch keinen passenden Umgang gefunden hatte, beunruhigte ihn. So sehr, dass er sich regelrecht überwinden musste, zur Feier zu gehen. Als er bei Johans Eltern ankam, stand die Wohnungstür offen; es waren offenbar schon viele Leute dort. Vor allen Dingen auch viele Kinder, die herumrannten und lärmten. Jan hatte im Augenwinkel durch die angelehnte Tür gesehen, dass in dem Zimmer gleich neben der Eingangstür kaum jemand war. Da konnte er sich zurückziehen und abseits vom Lärm auf das konzentrieren, was ihn wohl gleich erwartete. Nachdem er seinen Pullover ausgezogen hatte, wartete er einen Moment ab, bis er sich unbeobachtet fühlte, und versuchte so unauffällig wie möglich in das Zimmer zu gehen. Es war tatsächlich leer. Jan lehnte die Tür wieder an und sah, als er sich umdrehte, mitten im Raum einen kleinen, bunt bemalten Sarg. Er starrte wie gebannt auf diesen Sarg und sah erst nach einer Weile, dass er of-

fen war und Johans Leiche darin lag. Er ging langsam näher und blickte in Johans Gesicht; wäre da nicht die angetrocknete Blutspur, die von seiner Nase bis hinunter zum Hals lief, hätte er ausgesehen, als würde er schlafen. „Johan“, klang es in Jans Gedanken, „Johannes – Jan“. Nach einer ganzen Weile wurde die Zimmertür aufgestoßen und mit einem ziemlichen Lärm kamen mehrere Kinder in das Zimmer gerannt. Vor dem Sarg blieben sie stehen und es wurde mit einem Mal ganz still, als sie Johan sahen. Ein kleiner Junge fuhr mit dem Finger die Blutspur in Johans Gesicht entlang und lachte dabei. Nur wenige Augenblicke später fingen die Kinder wieder an zu spielen und zu lärmern. Jan blieb noch eine Weile sitzen, bevor er das Zimmer verließ.

Auch Ole näherte sich seinem Tod. Manchmal so schnell, dass es ihm bisweilen unheimlich wurde, obwohl er sich sehr frei von Angst dem unvermeidlichen Verlauf seiner Krankheit stellen konnte. Inzwischen wurde bei ihm das berüchtigte Karposi-Sarkom festgestellt. Allerdings nicht auf der Haut, sondern in der Lunge. Es war wie Lungenkrebs: Trotz Chemotherapie würde sich dieses Sarkom immer weiter ausbreiten und am Ende wahrscheinlich zu einem qualvollen Erstickungstod führen. Die Endgültigkeit, mit der solche Diagnosen einher gingen, lähmte. Es war nicht so, dass man im Angesicht einer derartig klar definierten Todesvorhersage mit letzten und wichtigen Dingen des Lebens beschäftigt war. Man wartete vielmehr; man brachte alle Anstrengungen auf, um sich der Lähmung zu erwehren, die einen lange vor dem vorhergesagten Tod empfing, um im besten Fall so zu leben, als wüsste man nicht um das nahende Ende. Ole ertrug mit stoischer Geduld die regelmäßigen Arztgänge, die Nebenwirkungen der Medikamente, die er nahm, und die Hilflosigkeit der Menschen um ihn herum, die immer weniger wurden. Er versenkte sich in die Literatur und in die Philosophie; und Jan sank oft und gerne mit ihm hinab in diese bodenlosen Tiefen, um aber immer auch wieder aufzutauchen – anders als Ole.

Niklas fand dies alles dagegen sehr beängstigend. Er hatte Angst vor dem Tod und nicht nur das: Er empfand es als natürlich, Angst vor dem Tod zu haben, und als unnatürlich, sich so damit zu beschäftigen, wie es Ole und Jan taten. Für ihn waren Leben und Tod die Gegensätze schlechthin und zu leben, dem Leben zugewandt zu sein, hieß für ihn, den Tod abzulehnen und abzuwehren; mit aller Entschiedenheit. So wie Ole und Jan sich mit dem Tod zu beschäftigen, sich ihm philosophisch und literarisch zu nähern, ihn ins Leben zu holen und wie einen Bestandteil des Lebens zu behandeln, empfand er als überaus

unangemessen. Er äußerte wiederholt den Vorwurf, dass Ole und Jan nicht wussten, was sie taten, dass ihnen beiden nicht wirklich klar war, was es heißt zu sterben. Aus Oles und Jans Perspektive klangen solche Vorwürfe geradezu absurd.

Niklas zeigte generell ein starkes Bedürfnis, sich von Jan abzugrenzen, und die Gelegenheiten, die er dafür wahrnahm, häuften sich zunehmend. Meistens waren es alltägliche Anlässe, die Niklas dazu bewogen, Jan vorzuführen, für wie lebensfremd, unpraktisch und unselbstständig er ihn hielt. Dass er all das, was Jan wichtig war, ablehnte, dass er der Meinung war, mit Jan nicht richtig kommunizieren zu können, und einiges mehr. Jan fühlte sich permanent Niklas' ätzender Kritik ausgesetzt. Immer wieder häuften sich solche Konfrontationen so sehr, dass Jan es nicht mehr ertragen konnte und das Ganze zu einem handfesten Streit eskalierte. Dann stritten sie sich bis zur Erschöpfung, keiner bereit, auch nur ein kleines Stück nachzugeben. Absurderweise konnte dann im Nachhinein auch keiner von beiden verstehen, worum sie sich überhaupt gestritten hatten.

In der Beziehung mit Niklas gab es immer seltener Momente, die sich entspannend anfühlten, und Jan hatte nicht den Eindruck, dass sich das wieder ändern würde. Es ging auch so weit, dass Ole sich schließlich weigerte, beide zugleich zu Besuch zu haben. „Eure ständigen Streitereien finde ich unerträglich“, sagte er, nicht ohne hinzuzufügen, dass er ein solches Verhalten für egomanisch hielt. Jan war zunehmend verzweifelt über die Entwicklung, die seine Beziehung mit Niklas nahm. Niklas wirkte so angespannt und in mancher Hinsicht auch verhärtet, dass er keine Idee hatte, was er dagegen unternehmen konnte. Er mochte Niklas und konnte sich ein Leben ohne ihn nicht vorstellen, aber mit ihm war es eigentlich kaum mehr erträglich.

In der Küche traf er endlich auf Johans Eltern. „Schön, dass du gekommen bist“, sagte seine Mutter, „Überhaupt ist diese Feier so unglaublich schön – wenn nicht der Anlass wäre.“ Sie erzählte ausführlich, wie sich das mit Johans plötzlichem Tod zugetragen hatte, dass man im Krankenhaus noch versuchte, ihn zu operieren, aber dann nur noch feststellen konnte, dass nichts mehr zu machen war. „Die Nekrose war schon zu weit fortgeschritten, und das nach nicht einmal zwei Stunden; wir sind ja sofort ins Krankenhaus gefahren.“ Sie sagte, dass sie immer noch unter Schock ständen und eigentlich noch nicht richtig verstanden

hatten, was da geschehen war. „Er hatte wohl von seiner Geburt an eine Art Darmverschlingung, die nicht auffällig war und sich jetzt, nach mehr als eineinhalb Jahren, zuzog.“ Jan dachte an seine Darmverschlingung; er hatte sich eigentlich noch nie Gedanken darüber gemacht, wie gefährlich so etwas sein konnte. Ob es auch ihm passieren könnte, dass sich die Verschlingung einfach zuzieht und er dann auch innerhalb von wenigen Stunden stirbt? „Kennst du eigentlich den Patrick vom Bauwagenplatz?“, fragte Johans Mutter unvermittelt. Jan konnte mit dem Namen niemanden verbinden. „Der hat mir wirklich sehr geholfen seit Johans Tod; da konnte ich hingehen und reden, wann ich wollte. Ich dachte, du kennst ihn vielleicht; ich finde, ihr seid euch ziemlich ähnlich. Er hat auch immer einen Kapuzenpullover an.“ Jan kannte ihn bestimmt nicht; es wäre ihm aufgefallen, wenn jemand, den er kannte, immer einen Kapuzenpullover tragen würde.

Sich selbst finden

Kurz vor Jans dreiunddreißigstem Geburtstag flog Niklas nach Australien. Er war lange nicht mehr dort gewesen und machte nun endlich sein Vorhaben wahr, frühere Mitstudenten in Sydney zu besuchen. Bis zu seiner Abfahrt war ihr Verhältnis für Jan gänzlich unerträglich geworden. Es verging kein Tag, an dem nicht Niklas irgendeinen Anlass fand, um Jan sein Anderssein und seine vermeintliche Unfähigkeit, selbstständig zu leben, vorzuhalten. In den Wochen bevor er nach Australien ging, reifte in Jan der Entschluss heran, sich von ihm tatsächlich zu trennen; ein Entschluss allerdings, der ein Ausdruck höchster Verzweiflung war. Jan hatte bereits seit letztem Sommer, als Johan gestorben war, das Gefühl, dass eine Zeit der Veränderungen kommen würde; Veränderungen, die ihn beunruhigten, die aber auch Gutes verhiessen. Jan empfand sein Leben als verfahren, als wenn er in eine Sackgasse geraten wäre und nicht so recht wusste, wie er wieder heraus kommen konnte. Sollte er sich wirklich von Niklas trennen? Zu Beginn seines dreiunddreißigsten Lebensjahres, mehr als neun Jahre, nachdem sie sich kennengelernt hatten, und fast acht Jahre, nachdem Niklas von seinem einjährigen Aufenthalt aus Australien zurückgekehrt war? Es war wirklich kein einfacher Schritt, eine solche Trennung zu vollziehen; die Aussicht, wieder alleine zu leben, erfüllte Jan mit einem großen Unbehagen, eigentlich mit Angst. Er nahm sich vor, Niklas' Abwesenheit zu nutzen, um sich darüber klar zu werden, wie er damit umgehen sollte, dass die Beziehung nicht ansatzweise so funktionierte, wie er es sich wünschte. Wenige

Tage nachdem Niklas aufgebrochen war, schrieb er einen Brief an ihn. Es war, wie er fand, ein sehr klarer und ausführlicher Brief, in dem er Niklas darlegte, wie schlecht er sich in der Beziehung fühlte und dass er eigentlich keinen anderen Ausweg mehr sah, als sich zu trennen. Insgeheim hoffte er aber, dass Niklas einen Ausweg aus dieser Situation finden würde.

Jan adressierte schließlich den Brief an einen von Niklas' früheren, australischen Mitstudenten und ging damit zu jener vertrauten Stelle an der Elbe, um zu überlegen, ob er ihn wirklich einwerfen sollte. Dort stand er mit seiner Jacke, Mütze und Kapuze auf, und ließ die Leere in seine Gedanken einziehen. Die Zeit verließ ihn, während er am Flussufer stand und nach kurzer Zeit selbst das Gefühl von Mütze und Kapuze auf seinem Kopf vergaß. Nach endloser Zeit kam schließlich alles wieder, die Gefühle, die Gedanken, die Verletzungen, die er von Niklas erfahren hatte, und auch der Entschluss, den Brief, in dem er von seinen Trennungsabsichten berichtete, nach Australien zu schicken. Jan weinte, als er den Brief auf dem Weg nach Hause in einen Briefkasten warf.

Spätestens nach einer Woche sollte der Brief Niklas erreicht haben. Jan erwartete eine Reaktion, einen Brief oder einen Telefonanruf; auch wenn er sich nicht vorstellen konnte, wie so eine Reaktion ausfallen würde. Dass es eine Reaktion geben würde, darüber war er sich aber sicher. Etwas anderes konnte gar nicht sein; dafür war das, was er geschrieben hatte, viel zu bedeutend. Aber es gab keine Reaktion; weder nach einer Woche, noch nach zwei und auch nicht nach vier Wochen. Jan war sehr verunsichert; hatte am Ende der Brief Niklas gar nicht erreicht? Hatte er eine falsche Adresse darauf geschrieben oder ihn nicht ausreichend frankiert? Den Brief noch einmal zu schreiben, machte keinen Sinn, da Niklas in weniger als zwei Wochen ohnehin wieder zurückkommen würde. Die Unsicherheit darüber, ob er den Brief gelesen hatte und, wenn ja, wie er darauf reagieren würde, war groß und wuchs mit jedem Tag, an dem Niklas' Rückkehr näher rückte. Jan konnte kaum mehr an etwas anderes denken.

Seit Niklas nach Australien gegangen war, klingelte zum ersten Mal das Telefon. Jan zögerte, bevor er den Hörer abnahm, weil er sicher war, dass es nur Niklas sein konnte. „Ich bin der Patrick“, sagte eine ihm unbekannte Stimme am Telefon, „Du bist mir hier auf der Straße aufgefallen und ich würde dich gerne kennenlernen.“ Jan war sehr irritiert. Ihm war gerade überhaupt nicht danach, jemanden kennenzulernen. Um nicht unhöflich zu sein, versuchte er, et-

was zu antworten, was ihm aber nicht gelang. Er stotterte stattdessen ein paar unverständliche Silben in den Hörer. „Wenn du jetzt Zeit hast, können wir uns ja zum Kaffee trinken treffen“, sagte Patrick und Jan antwortete mit einem „Ok“; das war das Einzige, was er über die Lippen brachte. Patrick sagte, dass er wusste, wo Jan wohnte, und in wenigen Minuten bei ihm wäre.

Kurz darauf klingelte es schon an der Tür, und als er öffnete, starrte Jan in das Gesicht eines jungen Mannes, der die Kapuze seines orangefarbenen Kapuzenpullovers aufhatte und eine schwarze Mütze darunter trug. Jan fand, dass er damit ausgesprochen gut aussah; eine schwarze Wollmütze mit einer Kapuze in orange darüber, das passte gut zusammen. Jan beobachtete ihn, wie er die Kapuze herunter zog und anschließend die Mütze. „Ich bin der Patrick“, sagte Patrick, während er den Kapuzenpullover auszog. Er hatte sehr kurz geschorene blonde Haare und einen kurzen Iro, so wie Jan damals einen hatte, Jans erste große Liebe. Nur dass seine Haare auf natürliche Weise hellblond waren und nicht wie Jans Haare damals gefärbt. Jan war etwas irritiert, dass er „der Patrick“ sagte, wie schon am Telefon; „Ich bin der Patrick“ statt einfach nur „Ich bin Patrick“. Er war sich auch sicher, dass er ihn bis dahin noch nie gesehen hatte; zumindest war er ihm nicht aufgefallen. Mit Mütze und Kapuze, vor allen Dingen auch der orangefarbenen Kapuze, hätte er sich mit Sicherheit an ihn erinnert, wenn sie sich vorher begegnet wären. Sie gingen zusammen in die Küche, wo Jan anfang, Kaffee zu kochen, während Patrick ihm dabei schweigend zusah. Jan bemerkte, dass Patrick einen intensiven Geruch nach Schweiß ausströmte; einen Geruch, den er eigentlich sehr angenehm fand, obwohl er so intensiv war.

„Patrick ist ein schöner Name, finde ich“, sagte er, eigentlich nur, um überhaupt etwas zu sagen. Er fühlte sich von dem Moment an, als er ihn mit Mütze und Kapuze vor der Tür stehen sah, wieder in diese Traumwelt versetzt, in der er auch Len, Jan und Max begegnet war. Len, Jan, Max und Pat; die Wirklichkeit war manchmal viel eigenartiger als es Träume überhaupt sein konnten. „Len? Das ist ja ein komischer Name“, hörte er sich in Gedanken sagen. „Ja“, sagte Patrick, „ich mag den Namen nicht so. Vor allem weil ich Patrik nur mit k heiße, nicht mit ck, wie es richtig wäre. Mein Vater war so blöde, der hat noch nicht einmal gewusst, wie man den Namen richtig schreibt, den er mir gegeben hat. Aber egal, ich habe mich daran gewöhnt.“ Jan war darüber verwundert, dass Patrik – ohne c – seinen Namen nicht mochte; ihm hätte es gefallen, so einen

Namen zu haben. Er fand auch, dass man Patrik durchaus auch nur mit k schreiben konnte; obwohl natürlich „Patrick“ mit ck die übliche Schreibweise war. Patrik ohne c gefiel ihm sogar besser als mit, schon alleine weil es ungewöhnlich war und daher auch zu Patrik passte.

Patrik war nicht gerade redselig, eigentlich gar nicht, ähnlich wie Jan. Zum Glück kochte irgendwann das Wasser, sodass ihr Schweigen von dem Kaffeekochen unterbrochen wurde. Danach saßen beide im Gemeinschaftszimmer vor ihrem Kaffee und schwiegen. Jan überlegte krampfhaft, was er sagen oder fragen konnte, um die Stille zu durchbrechen, aber es fiel ihm nichts ein. Er wunderte sich darüber, dass Patrik sich – ohne Not – zu ihm eingeladen hatte, aber keine Anstalten machte, ein Gespräch in Gang zu bringen. „Wohnst du hier in der Nähe?“, fiel ihm nach einer endlosen Weile ein und Patrik erklärte, dass er auf einem Bauwagenplatz wohnte. Danach tranken sie schweigend ihren Kaffee. Jan überlegte sich immer wieder, ob er sein Gegenüber attraktiv fand. In erster Linie fühlte er sich durch seine Anwesenheit sehr verunsichert, nicht nur weil die Begegnung so merkwürdig war. Es sprach ihn auch sehr direkt an und ja, er fand Patrik attraktiv, vor allen Dingen, wie er mit Mütze und der orangefarbenen Kapuze darüber vor der Tür stand. Dazu kam noch der intensive Geruch, den er verströmte und der auf Jan eine geradezu aphrodisische Wirkung entfaltete.

Während er Patrik beobachtete, fiel ihm eine Narbe auf, die er auf der Stirn hatte. Sie war so ausgeprägt, dass er sich darüber wunderte, sie nicht schon vorher gesehen zu haben. Als sie den Kaffee ausgetrunken hatten, sagte Patrik, „Ich weiß, dass du schwul bist.“ „Ja“, antwortete Jan, „ich bin schwul, das stimmt.“ „Ich bin auch schwul“, sagte Patrik, „und ich glaube, dass du genau der Richtige bist für mein Coming-out.“ „Für dein Coming-out?“ „Ja. Ich habe gemerkt, dass es wichtig ist, ein Coming-out zu haben, und das steht jetzt für mich an.“ Nach einer kurzen Pause sagte er, „Ich schreibe dir meine Telefonnummer auf. Hast du einen Stift?“ Jan holte einen Kugelschreiber und einen kleinen Zettel, auf den Patrik eine Telefonnummer notierte. Dann stand er auf und zog sich seinen Kapuzenpullover über. Jan beobachtete gebannt, wie er sich seine Mütze aufsetzte und gleich darauf die Kapuze darüber zog. „Danke für den Kaffee“, sagte Patrik und ging. Was blieb, war sein Geruch, der die Wohnung anfüllte und Jans Gedanken im sprichwörtlichen Sinne benebelte. Jan saß noch eine ganze Weile auf dem Sofa und starrte auf die leere Kaffee-

tasse. Dabei ließ er sich von den Gedanken an diesen denkwürdigen Menschen mit Mütze und Kapuze berauschen, der obendrein einen so intensiven und anziehenden Geruch verströmte.

Jan dachte jeden Tag an Patrik, bis Niklas zurückkam. Niklas hatte Jans Brief tatsächlich erhalten, aber wohl nur überflogen und offenbar nicht wirklich verstanden. Er tat so, als wenn nichts gewesen wäre. Als Jan versuchte, ihm den Inhalt des Briefes zu erklären, meinte Niklas, dass Jan zu empfindlich war und dazu neigte, die Dinge überzubewerten. „Ich habe keine Probleme mit unserer Beziehung“, sagte er und ging offensichtlich davon aus, dass damit alles geregelt war. Jan war so sehr von seiner Begegnung mit Patrik eingenommen, dass er es auch so stehen lassen konnte, zumindest vorläufig. Seine Konflikte mit Niklas standen gerade überhaupt nicht im Zentrum seiner Gedanken. Vielmehr beschäftigte ihn die Frage, ob er womöglich in Patrik verliebt war und wann er Patrik anrufen sollte, um sich wieder mit ihm zu verabreden.

Schließlich, jenes schweigsame Kaffeetreffen war inzwischen schon zwei Wochen vergangen, traute er sich, die Nummer anzurufen, die ihm Patrik gegeben hatte. Der war auch sofort, direkt nach dem ersten Klingeln am Telefon und sagte, „Na sowas, gerade wollte ich dich anrufen; ich hatte schon den Hörer in der Hand. Ich finde, wir haben uns wirklich gut unterhalten und sollten uns daher noch einmal treffen.“ Jan war über diese Einschätzung ein wenig verwundert. Tatsächlich hatten sie während ihres Kaffeetreffens vielleicht drei oder vier Sätze ausgetauscht; in etwa zwei Stunden. Aber vielleicht machte sich die Qualität eines solchen Treffens nicht an der Menge gesprochener Worte fest. „Ich würde mit dir gerne ins Grüne fahren“, schlug Patrik vor, „Was hältst du davon?“ In den vergangenen zwei Wochen war es sehr mild geworden; die Temperaturen waren inzwischen richtig frühlingshaft, obwohl es noch März war. Sie verabredeten sich für den folgenden Sonntag; das passte gut, weil auch Niklas an dem Tag eine Verabredung hatte. Jan sollte Patrik vom Bauwagenplatz zu einer gemeinsamen Radtour abholen.

Als er an jenem Sonntag los fuhr, war er so aufgereggt, dass er sich mit aller Anstrengung konzentrieren musste, um den Weg zum Bauwagenplatz zu finden. Patrik saß auf der Treppe vor seinem Bauwagen, sodass Jan ihn gleich fand. Er hatte seinen orangefarbenen Kapuzenpullover an, ohne Mütze oder Kapuze auf; dafür war es zu warm. „Fahren wir gleich los“, sagte er und nahm sein

Rad. Für Jan gab es keinen Zweifel, er hatte sich wirklich in Patrik verliebt. Während sie schweigend durch die Gegend fuhren, versuchte Jan, in Gedanken eine passende Formulierung zu finden, ihm seine Gefühle mitzuteilen. Es war gar nicht so einfach, solche Gefühle zu erläutern, aber vielleicht genügte es auch, einfach nur den Tatbestand mitzuteilen, dass er solche Gefühle verspürte. Patrik konnte ja dann nachfragen, wenn er es nicht verstehen sollte.

Sie waren deutlich mehr als eine Stunde unterwegs, als Patrik sagte, dass er in der Nähe eine Stelle an einem Teich kannte, die er schön fand. Als sie dort angekommen waren, legten sie sich nebeneinander an das Ufer und ließen die Sonne auf sich scheinen. Nachdem sie einige Zeit schweigend nebeneinander lagen, setzte Jan an zu sagen, „Ich muss dir etwas sagen.“ Patrik sagte genau diesen Satz genau zur gleichen Zeit; es war sehr merkwürdig und Patrik lachte. „Du zuerst“, sagte er. Jan war so irritiert, dass er den Satz vergessen hatte, den er sich zurechtgelegt hatte. Er fühlte sich stattdessen, als wenn er vor lauter Verwirrung kurz davor war, seine Besinnung zu verlieren. Schließlich sagte er, „Ich liebe dich.“ „Genau das wollte ich auch sagen“, antwortete Patrik und legte seinen Arm um Jan. Jan drehte sich auf die Seite und sah ihm ins Gesicht; dabei strich er ihm mit der Hand über den Iro. Er hatte sich schon lange nicht mehr so gefühlt; sehr lange nicht mehr. Es fühlte sich an wie damals, als er in Jan verliebt war und er ihm über die kurz geschorenen Haare strich. Sie lagen lange Zeit nebeneinander und berührten sich sehr vorsichtig, bis Patrik schließlich sagte, „Lass uns ein bisschen gehen; das Liegen wird mir unbequem.“

Jan erfuhr, dass Patrik vor etwa eineinhalb Jahren nach Hamburg gekommen war. Er hatte eine kurze Zeit lang ein Verhältnis mit einer Frau gehabt, bei der er gewohnt hatte, und war dann auf den Bauwagenplatz gezogen, nachdem er bemerkt hatte, dass dieses Verhältnis nichts für ihn gewesen war. In der Art und Weise, wie Patrik seine Geschichten erzählte, zeigte sich eine ungeheure Distanz zwischen ihm und seinen Erlebnissen. Jan konnte diese Distanz nachvollziehen, es war dieselbe Distanz, die er zwischen sich und den restlichen Menschen spürte. Ihn faszinierte die Deutlichkeit, mit der sie in Patriks Erzählungen erschien. Überhaupt faszinierte ihn Patrik in sehr vieler Hinsicht. Es war eindeutig mehr als nur ein Verliebtsein; es war eine tiefe Verständigung zwischen ihnen, die ohne Sprache auskam, fast wie eine telepathische Verbindung. Deswegen redeten sie so wenig miteinander: Es war schlicht überflüssig. Patrik war wirklich anders; viel mehr anders als alle Menschen, die anders wa-

ren und die Jan bis dahin kennengelernt hatte. Seine Geschichten, sein Geruch, wie er Jan in die Augen sah, die Narbe auf seiner Stirn. Jan war sicher, er war ein ganz Besonderer, viel mehr besonders als seine erste Liebe, von der er seinen Namen erhalten hatte, viel mehr besonders sogar als Len; und das hieß wirklich etwas. Die Begegnung mit ihm war die Begegnung schlechthin in seinem Leben. Das wurde Jan klar, während sie zusammen schweigend über die Wiesen liefen.

Plötzlich stellte sich Patrik vor ihn und hielt ihn an den Armen. Während er ihm in die Augen schaute, sagte er, „Du bist ein ganz Besonderer, Jan; es ist etwas ganz Besonderes, dass wir uns begegnet sind.“ Jan starrte ihm in die Augen. Er bebte in seinem ganzen Körper. Eine solche Intensität, mit der er jetzt Patrik spürte, wie er ihn an den Armen festhielt und in die Augen sah, hatte er noch nie erlebt. Wirklich noch nie. Patrik drang in ihn ein, so tief, wie noch nie ein Mensch in ihn gedrungen war, wie er noch nie jemanden in sich gespürt hatte. Dann ließ ihn Patrik los, legte einen Arm um seine Schulter und ging weiter. Jan legte einen Arm um Patriks Hüfte und fühlte sich so gut wie noch nie in seinem Leben, während er mit ihm Arm in Arm durch eine Landschaft ging, von der er nichts mehr wahrnahm. So eingenommen war er von seiner neuen Liebe. Schließlich standen sie bei ihren Fahrrädern und fuhren zurück. Wieder hatten sie nur sehr wenig geredet, aber was sie geredet hatten, hatte für Jan sehr viel Gewicht. Am Bauwagenplatz verabschiedete sich Patrik, bevor er im Bauwagen verschwand. Jan stand noch einen Moment vor seinem Bauwagen, unentschlossen, ob er nicht einfach hinterher kommen sollte. Er kam aber zu dem Schluss, dass der Tag schon intensiv genug war, und fuhr nach Hause. Dort legte er sich auf sein Bett und träumte von diesem unglaublich faszinierenden Menschen, den er kennengelernt hatte.

Er träumte auch, wie sich Patrik seine orangefarbene Kapuze über die schwarze Mütze zog. Jan fand immer noch, dass er richtig gut aussah mit Mütze und Kapuze, mindestens so gut wie Max, ja, sogar besser. In Gedanken sah er sich mit Patrik über Wiesen laufen, beide mit schwarzer Mütze und Kapuze darüber, Patrik mit einer orangefarbenen und Jan mit einer braunen. Er hörte auch Patriks Stimme, wie sie sagte, „Du siehst wirklich gut aus, Jan, so mit Mütze und Kapuze.“ Jan wurde aus seinen Gedanken gerissen, als er hörte, wie jemand in die Wohnung kam. Er erkannte sofort, dass es Niklas war, schon bevor Niklas rief, „Bist du da?“ „Ich habe dich heute schon gesucht“, sagte Niklas, als er in

Jans Zimmer kam, „Wo warst du denn?“ Die Gedanken in Jans Kopf waren wie durcheinander geschüttelt. Als er versuchte zu antworten, kamen nur einzelne zusammenhanglose Silben aus seinem Mund. „Hast du Drogen genommen?“, fragte Niklas und Jan schüttelte den Kopf. Allerdings fühlte er sich tatsächlich so, als wenn er Drogen genommen hätte. Unfähig etwas zu sagen saß Jan auf seinem Bett und beobachtete, wie Niklas ihn verwundert musterte. „Ist alles in Ordnung?“, fragte er, „Ich meine, irgendetwas muss doch sein. Du bist doch sonst nie so“, er machte eine kurze Pause, „merkwürdig.“ „Es ist alles ok“, stammelte Jan, der langsam seine Besinnung wieder fand. Aber selbst für ihn hörte sich seine Stimme merkwürdig an. „Also irgendwas ist doch im Busch“, ließ Niklas nicht locker, „Das spüre ich doch genau. Was hast du denn heute gemacht?“ „Ich habe einen Freund getroffen“, antwortete Jan. Es war ihm klar, dass er vorsichtig mit seinen Antworten sein musste. Auf keinen Fall durfte er Niklas erzählen, dass er sich verliebt hatte; er hatte nicht ansatzweise eine Idee, wie er so etwas erklären sollte. „Aha“, meinte Niklas, „einen Freund.“ Er bohrte nicht weiter nach und wechselte das Thema. Jan war aber klar, dass Niklas misstrauisch blieb, vor allen Dingen auch weil er wusste, dass Jan außer Ole keine Freunde hatte.

Patrik wusste nicht, dass Jan in einer Beziehung lebte. Das wollte ihm Jan nicht gleich sagen; es hätte überhaupt nicht gepasst, von Niklas zu erzählen. Aber ihm war klar, dass er seine Beziehung nicht lange vor Patrik verheimlichen durfte. Er durfte im Grunde genommen auch vor Niklas seine Begegnung mit Patrik nicht verheimlichen, aber auch hier hatte er keine Idee, wie er es ihm erzählen sollte. Schließlich waren es ja nur Gefühle, um die es bislang ging, nichts wirklich konkretes. Bis er Niklas etwas sagen konnte, musste er selbst erst genauere Vorstellungen über sein Verhältnis mit Patrik haben, dachte Jan. Einige Tage später entschied er sich, Patrik auf dem Bauwagenplatz aufzusuchen, um ihm von seinem Verhältnis zu Niklas zu erzählen. Patrik war nicht in seinem Bauwagen, als Jan die Tür öffnete. „Wen suchst du?“, fragte ein Bauwagenplatzbewohner, der gerade vorbei lief. „Patrik“ „Den habe ich gerade im Küchenwagen gesehen“, erklärte er und rief, „Pat“, wobei er den Namen englisch aussprach, wie Pät, mit kurzem ä. Patrik schaute aus dem Fenster eines Wagens, der nicht weit von seinem entfernt stand.

„Hey, dich wollte ich gerade anrufen“, sagte er. Jan fiel auf, dass er immer noch seinen orangefarbenen Kapuzenpullover trug; vielleicht hatte er nichts anderes

anzuziehen, dachte er. Er hatte seinen schwarzen Kapuzenpullover an, der gut mit Patriks orangefarbenem harmonierte, wie er fand. Patriks Wagen bestand innen zur Hälfte aus einem halbhohen Bett, unter dem lauter Holzkisten standen. An den Wänden, um das Bett herum, waren lauter kleine Regale angebracht, auf denen Musikkassetten standen, unglaublich viele Musikkassetten. Vor allen Dingen aber war der Bauwagen von Patriks Geruch angefüllt. „Ich muss dir was sagen“, fing Jan an, als sie sich auf das Bett setzten. Er wollte sein Anliegen gleich loswerden, bevor ihn seine Gefühle so überwältigten, dass er nicht mehr dazu in der Lage war. „Das hört sich ja dramatisch an“, sagte Patrik und lachte dabei. „Ich lebe in einer Beziehung“, sagte er und beobachtete gebannt Patriks Reaktion. Patrik zögerte ein wenig und sagte dann, „Du meinst mit mir?“ „Nein, mit Niklas. Wir leben seit über acht Jahren in einer Beziehung.“ „Ja“, sagte Patrik, „Ich kann mit diesen Beziehungsgeschichten nichts anfangen. Das sagt mir alles nichts.“ Nach einer Pause setzte er fort, „Ich meine, die Menschen sind doch frei das zu tun, was sie wollen, oder? Dafür muss man doch nicht ständig so etwas definieren. Was soll das denn heißen, ‚Beziehung‘? Wir leben auch in einer Beziehung, wenn wir es so definieren, und wenn nicht, dann eben nicht. Willst du Musik hören?“ Er kramte eine Kasette aus einem der Regale und legte sie in seinen Rekorder. Jan sah, dass er eine sehr gute Musikanlage hatte; zumindest sah sie so aus.

Dann legte sich Patrik auf das Bett und als er „Komm“ sagte, legte sich Jan neben ihn. „Ich liebe dich“, flüsterte Patrik, „weil du du selbst bist, weil du frei bist. Und das mit deinem – wie heißt er nochmal? – das ist schon ok.“ „Niklas“, sagte Jan, bevor er sich in diese unglaublichen Gefühle fallen ließ, die Patrik ausstrahlte. Der Wagen war wie eine Höhle, die Jan umschloss und ihm Gefühle von Geborgenheit vermittelte, wie er sie schon sehr lange nicht mehr empfunden hatte; er fragte sich, ob er sich überhaupt schon einmal derartig geborgen gefühlt hatte. Patrik war wirklich ein sehr ungewöhnlicher Mensch, dachte Jan. Sie lagen eine ganze Zeit lang nebeneinander auf dem Bett und hörten Musik; Punk. Bis Patrik sagte, „Lass uns nach draußen gehen; ich bin heute noch kaum aus dem Wagen heraus gekommen.“

Als sie aufgestanden waren, zeigte er Jan sein ausgefeiltes Kistensystem unter seinem Bett, in dem er seine Sachen verstaut hatte. Jan war fasziniert zu sehen, dass unter Patriks Bett eine sehr strenge Ordnung herrschte und alles einen genau festgelegten Platz hatte. Es fühlte sich gut an, neben jemandem wie

Patrik durch die Stadt zu gehen; es gab ihm ein Gefühl der Stärke, so wie es damals mit Jan war. Aber noch viel mehr, viel intensiver. Jan war froh, dass Patrik so unkompliziert darauf reagierte zu erfahren, dass er in einer Beziehung lebte. Irgendwie kam ihm seine Reaktion ein wenig ungewöhnlich vor, aber sie war sehr nachvollziehbar. Jan hätte es ähnlich empfunden, wenn Patrik ihm so etwas eröffnet hätte.

„Ich würde ihn ja gerne mal kennenlernen, deinen Partner“, sagte Patrik, „Das gehört doch eigentlich dazu, wenn wir uns lieben, oder nicht?“ Jan fand auch diese Idee sehr nachvollziehbar, auch wenn er bis dahin noch nicht daran gedacht hatte. Niklas und Patrik, das waren schon zwei sehr verschiedene Welten. Der Gedanke, sie zusammenkommen zu lassen, fühlte sich sehr ungewöhnlich an; es konnte eigentlich gar nicht harmonieren. Nachdem sie bereits eine ganze Weile spazieren waren, kam in Jan der Gedanke auf, dass er sich besser verabschieden und Niklas aufsuchen sollte. Nicht dass Niklas wieder nach ihm suchte und Verdacht schöpfte, dass da irgendetwas im Gange war. „Ich möchte mich verabschieden“, sagte Jan und Patrik lachte. „Natürlich“, sagte er, „Du bist frei, das zu tun, was du tun willst.“ Dabei nahm er Jan in die Arme, drückte ihn fest an sich und flüsterte, „Ich liebe dich.“

Jan ging nach dem Treffen mit Patrik nicht nach Hause, sondern gleich zu Niklas. Scheinbar war ihm tatsächlich anzumerken, dass er verliebt war. „Seit ich zurück bin, hast du dich verändert“, sagte Niklas, „Ich bin sicher, dass du mir etwas verschweigst.“ Jan entgegnete, dass sich Niklas lieber mit dem beschäftigen sollte, was er seit einiger Zeit versuchte ihm mitzuteilen, nämlich seiner Unzufriedenheit mit der Beziehung, die sie hatten. „Wenn es da einen anderen gibt, solltest du es mir sagen“, beharrte aber Niklas und Jan entschied sich, seinem Drängen nachzugeben. „Ja, ich habe da jemanden kennengelernt, aber es ist nicht so, wie du denkst, nichts mit Sex.“ „Mit Sex ist ja bei dir ohnehin nicht viel. Dachte ich es mir doch; mir kannst du so schnell nichts vormachen.“ „Wieso sollte ich dir etwas vormachen. Ich habe, während du in Australien warst, jemanden kennengelernt, mit dem es Spaß macht, etwas zu unternehmen. Das ist alles; da gibt es nichts vorzumachen.“ Nach einer Pause sagte Niklas, „Du bist verliebt, stimmt's? Das würde auch erklären, warum du in letzter Zeit so komisch bist.“ Jan war verärgert, dass Niklas so auf diesem Thema beharrte. Verärgert und hilflos zugleich, weil er recht hatte und Jan obendrein sehr verunsichert war, was seine Gefühle gegenüber Patrik anging. „Ja, ich fühle mich ge-

rade gut und das hat mit Patrik zu tun und nicht mit dir“, antwortete er, „Wenn das nicht wäre, könnte ich dieses ständige Streiten mit dir gar nicht ertragen.“ Dann zog er sich seine Schuhe an und verließ Niklas Wohnung, ohne sich zu verabschieden. Auf dem Weg nach Hause kamen ihm die Tränen und dort angekommen legte er sich auf sein Bett und weinte. Kurze Zeit später klingelte das Telefon.

„Tut mir leid“, sagte Niklas, „Aber deine Geheimnistuerei verunsichert mich eben. Darf ich zu dir kommen?“ Jan war erleichtert, dass der Disput doch ein versöhnliches Ende fand und er schließlich mit Niklas kuschelte. Es fühlte sich sehr gut an, mit Niklas zu kuscheln und seinen Körper zu spüren. Es fühlte sich gut an, weil es sich vertraut anfühlte. Für Jan gab es keine Zweifel, dass er Niklas mochte – wenn es nur nicht immer diese Auseinandersetzungen gegeben hätte, die ihm wirklich sehr zu schaffen machten. Aber liebte er ihn? Die Gefühle, die er mit Niklas empfand, waren ganz andere als die, die Patrik in ihm auslöste. Patrik war so wie Max, Jan und Len; am ehesten vielleicht wie Jan, von dem Jan seinen Namen hatte. Nur näher und intensiver, viel intensiver. Das Gefühl, das er für Patrik empfand, sagte ihm deutlich, dass er genau derjenige sein musste, den er seit seiner Kindheit gesucht hatte. Der, den er in Len gefunden geglaubt hatte als Kind, den er in Jan wiedergefunden hatte und später ein klein wenig auch in Max. Aber bei allen stellte sich, mal sofort, mal erst nach einiger Zeit heraus, dass sie umgekehrt ihr Verhältnis für Jan nicht so gesehen und empfunden hatten. Wenn dieses Gefühl eine reale Grundlage haben sollte, musste es von beiden Seiten so empfunden werden, da war sich Jan sicher. Schließlich konnte es ja nicht sein, dass etwa Len Jans Zwilling war, ohne dass umgekehrt Jan auch Lens Zwilling war.

Immer wieder erschien er in Jans Gedanken, Patrik mit seiner orangefarbenen Kapuze und einer schwarzen Mütze darunter. Nie zuvor spürte Jan das Gefühl so stark, ihn wirklich gefunden zu haben, den verlorenen Zwilling, und das zu einer Zeit, als er eigentlich nicht mehr daran glaubte, dass es jemals in seinem Leben geschehen würde. Niklas war eine Art der Liebe, die der Realität zugewandt war, Patrik dagegen war eine Art Wunder. Eine Liebe, die eine wunderbare Tiefe des Lebens offenbarte, nämlich dass man allem Anschein zum Trotz in Wahrheit nicht alleine war. Irgendwo in dieser Welt gab es einen Menschen, der einem genügend ähnlich war, um sich wirklich austauschen und verstehen zu können. Und manchmal gab es die wunderbare Fügung, dass sich zwei sol-

che Menschen begegneten. Allerdings hatte Jan die Erfahrung machen müssen, dass eine solche Ähnlichkeit ein unüberwindbares Hindernis sein konnte, dauerhaft miteinander leben zu können. Es funktionierte weder mit Max noch mit Jan und schon gar nicht mit Len. Ob es mit Patrik am Ende funktionieren würde, musste sich erst noch herausstellen.

Jan fand den Gedanken ziemlich plausibel, dass sich die beiden Aspekte seines Liebeslebens, die jeweils Niklas und Patrik verkörperten, gut ergänzten. Sie hatten viel zu wenig miteinander zu tun, um ernsthaft in gegeneinander in Konkurrenz treten zu können. Im Gegenteil gab ihm das, was Patrik in ihm auslöste, genau die Kraft, die er für die Beziehung mit Niklas brauchte und die er nicht hatte, bevor Niklas nach Australien geflogen war. Kraft, um seine Beziehung mit Niklas auf eine andere Ebene zu bringen und vor allen Dingen auch harmonischer werden zu lassen, als sie war.

Eigentlich hatten sie vor, wieder zusammen eine Radtour zu unternehmen, aber es regnete schon vormittags und sah auch nicht so aus, als ob sich das Wetter noch bessern würde. Jan war nass bis auf die Haut, als er Patriks Bauwagen erreichte. „Du bist ja ganz nass“, sagte Patrik, „Komm, zieh dich aus.“ Er stand auf und machte Feuer in seinem Ofen und legte sich danach wieder ins Bett, wo sich Jan bereits unter die Bettdecke verkrochen hatte. Durch den Ofen und durch Patrik, an den er sich kuschelte, wurde Jan schnell wieder warm. Sie verbrachten den ganzen Vormittag zusammen im Bett und hörten Musik. Jan fand es sehr angenehm, mit Patrik manchmal stundenlang zusammen sein zu können, ohne auch nur ein Wort reden zu müssen. Nachmittags schlug Patrik vor, in den Küchenwagen zu gehen und etwas zu Essen zu kochen. Es regnete immer noch, aber Jans Kleidung, die neben dem warmen Ofen lag, war inzwischen trocken geworden. Patrik kochte, während Jan ihm dabei zusah und beim Schneiden half; Patrik trug – wie gewohnt – seinen orangefarbenen Kapuzenpullover.

„Wann hattest du denn dein Coming-out?“, fragte Patrik. Jan musste kurz überlegen, bis ihm einfiel, wie er damals mit Jan ihm Wald war und Jan ihm eröffnete, schwul zu sein. „Da war ich achtzehn, eigentlich schon mit fünfzehn, aber das hatte damals noch niemand ernst genommen“, antwortete er, „Für mich war immer schon klar, dass mich nur Jungs interessieren. Mädchen waren für mich nie ein Thema.“ Patrik hatte sein Coming-out erst vor Kurzem. Jan erfuhr,

dass er noch überhaupt keine sexuellen Erfahrungen gemacht hatte; zumindest nicht mit Männern. „Ich hatte nie darüber nachgedacht; bis ich vor einem Jahr diese Frau kennengelernt hatte, die dann so komische Sachen mit mir gemacht hatte. Das war wohl Sex, aber ich fand es ziemlich widerlich.“ Jan wusste nicht genau, wie alt Patrik war, aber dreißig Jahre mussten es bestimmt gewesen sein. Auch ihm passierte es, dass ihm Dinge nicht in den Sinn kamen, die normale Menschen für selbstverständlich hielten, aber erst mit dreißig auf den Gedanken zu kommen, dass es so etwas wie Sex geben könnte, fand er schon ziemlich faszinierend. „Hier auf dem Bauwagenplatz haben alle ihre Heterogeschichten laufen“, sagte Patrik, „Die tun alle so radikal, aber am Ende sind sie auch nicht anders als die Normalos.“ Das Problem kannte Jan. Als jemand, der einen wirklich anderen Lebensentwurf lebte, war man auch in den vermeintlich radikalen Kreisen in der Minderheit. Das ist noch mild ausgedrückt; tatsächlich war man damit alleine.

Patrik kochte einen Gemüseintopf mit Reis; streng vegan, wie es auf dem Bauwagenplatz vorgeschrieben war. „Und du warst noch nie verliebt?“, fragte Jan, nachdem er darüber nachgedacht hatte, wie es möglich sein konnte, nichts über Sex zu erfahren. „Nö“, antwortete Patrik, „Sowas hat mich nie interessiert.“ Nach einer Pause ergänzte er, „Überhaupt haben mich andere Menschen nicht so interessiert. Freundschaften und so weiter – was soll der Quatsch. Es kommt darauf an, frei zu sein und das zu machen, was man für richtig hält.“ Jan war fasziniert und ein wenig erschreckt zu gleich. Meinte er das wirklich ernst, dass er sich noch nie für andere Menschen interessiert hatte? „Du bist der erste, bei dem das anders ist“, sagte Patrik und riss damit Jan aus seinen Gedanken. „Dir kann ich nahe sein und trotzdem frei bleiben.“ „Du hast dich noch nie auf jemanden eingelassen, nicht einmal für eine Freundschaft?“, fragte Jan ungläubig. „Nein, nie. Bis ich dich gesehen habe. Da habe ich sofort gedacht, der ist es. Der erste Mensch in meinem Leben, der mich interessiert.“ Patrik nahm den Gemüsetopf vom Herd und stellte ihn auf den Tisch. Dann strich er Jan mit der Hand über den Kopf, „Du bist anders als alle anderen, ganz anders; deswegen liebe ich dich.“ Nach dem Essen gingen sie zurück in den Bauwagen und legten sich wieder zusammen ins Bett, um Musik zu hören.

Jan ging der Gedanke nicht aus dem Kopf, dass er der erste interessante Mensch in Patriks Leben war. Er erfuhr, dass Patrik schon als Siebzehnjähriger

aus seinem Elternhaus floh und seitdem auf der Flucht gewesen war. Diese Vorstellung faszinierte ihn sehr, auch weil ihm klar wurde, dass Patrik in der Tat ein ganz besonderer Mensch war und es überhaupt etwas ganz besonderes war, mit ihm ein solches Verhältnis zu haben. Aber es weckte in Jan auch Befürchtungen, Patrik könnte sich genauso schnell, wie er in sein Leben getreten war, wieder daraus verschwinden. Dennoch fühlte sich Jan zusammen mit Patrik unter der Bettdecke sehr entspannt. Sie waren sich wirklich sehr nahe, das war deutlich zu spüren. Ganz besonders gefiel Jan, dass er neben Patrik im Bett liegen konnte, ohne befürchten zu müssen, mit Erwartungen konfrontiert zu werden, die er nicht erfüllen konnte. Einfach nur nebeneinander liegen, sich spüren, viel intensiver als er je einen Menschen gespürt hatte, aber ohne auch nur ansatzweise mit irgendwelchen Erwartungen konfrontiert zu sein; weder nach Konversation noch nach Sexualität oder etwas anderem. Er konnte ganz bei Patrik sein und zugleich ganz bei sich. Als Jan diesen Gedanken hatte, sagte Patrik, „Wenn du bei mir bist, bin ich auch ganz bei mir.“ Dann legte er seinen Arm um Jan und drückte ihn fest an sich. Sie verbrachten den ganzen Tag so zusammen, bis sie schließlich einschliefen. Am nächsten Morgen wurde Jan von Patrik geweckt, der bereits angezogen war. „Ich muss zur Arbeit“, sagte er und gab Jan einen Kuss. Jan blieb noch eine Weile im Bett liegen, bevor er aufstand und ging.

Ein paar Tage später rief Jan auf dem Bauwagenplatz an, um sich mit Patrik zu verabreden. Als er die Nummer gewählt hatte, hörte er das Besetzt-Zeichen. Gleich nachdem er den Hörer wieder aufgelegt hatte, klingelte das Telefon und Jan hörte Patriks Stimme, „Na, hast du gerade telefoniert?“ „Ich wollte dich anrufen, aber es war besetzt.“ Patrik lachte, „Dann haben wir uns wohl gegenseitig angerufen.“ Sie hatten sich für den folgenden Sonntag verabredet, um diesmal eine Radtour zu unternehmen. Am Samstag Nachmittag fühlte sich Jan plötzlich, fast von einem Moment zum anderen, krank. Er war sich nicht sicher, aber es fühlte sich an, als wenn er Fieber hatte, allerdings ohne die sonst üblichen Erkältungsanzeichen. Nach wenigen Stunden fühlte er sich so matt, dass er sich ins Bett legte. Als er am Sonntag morgen aufwachte, war er völlig nass geschwitzt. Niklas meinte, dass er am besten im Bett bleiben sollte, womit er wohl recht hatte.

Jan rief Patrik an, um die Radtour abzusagen. „Dann muss ich wohl für einen Krankenbesuch vorbei kommen“, sagte er. Niklas floh, als Jan ihm sagte, dass

Patrik ihn besuchen kommen wollte. „Du kannst ruhig hier bleiben“, sagte Jan, „Dann lernst du ihn auch mal kennen.“ „Den brauche ich nicht kennenlernen“, entgegnete Niklas, „Ich kann mir schon vorstellen, was das für einer ist.“ Das konnte sich Niklas mit Sicherheit nicht vorstellen, dachte Jan, aber es machte auch keinen Sinn, ihm eine solche Begegnung aufzuzwingen. „Ich hoffe ja, dass er nicht den ganzen Tag bleibt“, sagte Niklas, „Du kannst dich ja melden, wenn er wieder weg ist.“ Er empfand Patrik eindeutig als Konkurrenten, da gab es keinen Zweifel.

Als Patrik kam, erzählte Jan, dass er am Tag zuvor ohne Vorwarnung plötzlich diese Symptome verspürte. „Das ist ja interessant“, sagte Patrik und erzählte, dass er genau zu dieser Zeit ein homöopathisches Mittel zur Anregung seines Immunsystems erhalten hatte. „Das ist eigentlich sehr stark und normalerweise kommt es gleich danach zu einer deutlichen Immunreaktion. Aber ich habe nichts gespürt. So, wie es aussieht, hat das Mittel bei dir angeschlagen statt bei mir.“ Jan faszinierte diese Vorstellung, einem Menschen so nahe zu sein, dass sogar die Immunsysteme miteinander kommunizierten. „Dann bin ich dir wohl etwas schuldig“, sagte Patrik und zog sich aus, um sich zu Jan ins Bett zu legen. Patrik neben sich im Bett zu spüren, fühlte sich richtiggehend heilsam an; vielleicht übertrug er ihm etwas von seinen Antikörpern, die er durch die Kur gebildet hatte, dachte Jan. Nachdem Patrik wieder gegangen war, rief er Niklas an und teilte ihm mit, dass er wieder alleine war. Niklas kam erst am Abend wieder und bemerkte gleich, dass es bei Jan noch deutlich nach Patrik roch. „Da muss ich erst gründlich lüften, bevor ich mich hier wohl fühlen kann“, sagte er und öffnete das Fenster.

Jenseits der Individualität

Jan hatte einige Anläufe gebraucht, um schließlich Niklas zu überreden, sich mit ihm und Patrik zu treffen. Sie trafen sich in einem Café. Zu Beginn war die Stimmung ziemlich angespannt; das heißt, Niklas und Jan waren angespannt, während Patrik dagegen regelrecht locker wirkte. Er hatte auch keine Befürchtungen vor dem Treffen gehabt; „Wenn es ätzend wird, gehe ich einfach“, hatte er gesagt. Das war auch etwas von den vielen Dingen, die Jan an Patrik faszinierten, dass für ihn Vieles sehr einfach war. Aber so war es nicht, es war nicht wirklich ätzend, zu dritt im Café zu sitzen. Es war am Anfang ein wenig verkrampt und dann, dank der skurrilen Geschichten, die Patrik erzählte, zuneh-

mend aufgelockert. Nach etwas mehr als einer Stunde sagte Niklas, dass er wieder gehen wollte, und stand dabei auch gleich auf, um zu gehen. Jan und Patrik gingen kurze Zeit später auch. „Witziger Typ“, sagte Patrik, „Ist zwar nicht mein Fall, aber ich habe es mir, ehrlich gesagt, schlimmer vorgestellt. Ich finde, er passt zu dir.“ „Ja, meinst du?“ Jan war sich unsicher, ob Patrik das wirklich so meinte, oder nur sagte, um sich nicht zwischen ihn und Niklas zu stellen. Schließlich fand er überhaupt nicht, dass er und Niklas gut zusammen passten; schon gar nicht in einer Situation wie der eben im Café. „Ja, das meine ich“, bestätigte Patrik, „Ich finde es auch gut, dass er das alles mitmacht, das mit dir und mir. Er hätte ja genauso gut die Beziehung beenden oder dich vor die Wahl stellen können.“ Patrik hatte recht: Jan konnte sich eigentlich nicht darüber beschweren, wie Niklas mit der Situation umging.

Dennoch wünschte sich Jan etwas anderes, eine deutlich weiter gehende Akzeptanz. In seinen Vorstellungen steckte hinter diesem Modell der zwei Beziehungen eine phantastische Utopie. Zum einen gab es die Beziehung mit Niklas, die Jans Verbindung zur realen Welt repräsentierte, und zum anderen die mit Patrik, die mit seiner inneren Welt, der autistischen Welt, verbunden war. Jans Leben zwischen den Welten hatte auf diese Weise eine Verankerung, die eine echte Lebensperspektive darstellte; zum ersten Mal in seinem Leben.

Für Niklas stellte sich die Situation offensichtlich anders dar. Er konnte es ohnehin schon nicht akzeptieren, dass Jan zumindest teilweise in einer ihm fremden und unverständlichen Welt lebte. Daher war es kein Wunder, dass er es noch weniger akzeptieren konnte, Jan mit einem Repräsentanten jener anderen Welt zu teilen. Funktionieren konnte Jans Utopie nur, wenn Niklas auch etwas von Jans autistischer Welt in sich tragen würde. Dann konnte er das, was er an Jan mochte, auch in Patrik wieder finden; zumindest theoretisch. Auch wenn Niklas nicht den Anschein machte, sich für Jans Beziehungsutopien zu begeistern, wollte Jan die Hoffnung nicht aufgeben, sie in seinem Leben zu verwirklichen. Er konnte diese Hoffnung gar nicht aufgeben. Dafür spielte die damit verbundene Sehnsucht eine viel zu große Rolle für ihn.

Was Jan an Patrik ganz besonders gefiel, war, dass er sich gerne und oft draußen aufhielt. Die Zeit, die sie zusammen verbrachten, waren sie entweder im Freien, an einem See oder im Wald, oder zusammen im Bett, wo sie meistens Musik hörten. Sex schien Patrik kaum zu interessieren; es tauchte zumindest

nicht als Thema auf, was Jan sehr entspannend fand. Am schönsten waren die Tage, die sie zusammen im Wald verbrachten. Dabei fuhren sie in der Regel mit der Bahn und ihren Fahrrädern aus der Stadt heraus und suchten sich eine Gegend, in der sie weitgehend ungestört sein konnten. Dann liefen sie zusammen durch den Wald, lagen zusammen auf dem Waldboden, rangen miteinander und genossen es, einfach nur zusammen zu sein. Alleine zu zweit, ohne dabei mehr als das Notwendigste zu reden. Bei Patrik zu sein, bedeutete für Jan, ganz bei sich zu sein; eins sein mit sich und mit Patrik. Einmal, sie hatten gerade ausgiebig miteinander gerungen und lagen erschöpft nebeneinander auf dem Waldboden, sagte Patrik, „Komm, zieh dich aus“, und fing an, Jan das T-Shirt über den Kopf zu ziehen. Jan zog sich ganz aus und dann Patrik. Sie saßen sich nackt gegenüber, irgendwo mitten im Wald, und befühlten sich gegenseitig ihre Körper. Jan konnte sich nicht erinnern, jemals eine aufregendere Begegnung mit einem Menschen gehabt zu haben. „Du hast einen steifen Schwanz“, sagte Patrik und Jan erwiderte, „Du aber auch.“ Dann warf sich Patrik auf Jan und sie rangen miteinander, bis beide am ganzen Körper mit Blättern und Erde bedeckt waren.

Das war genau die Art von Körperlichkeit, die zu Jan passte und die auf wunderbare Weise auch zu Patrik passte. Miteinander bis zur Erschöpfung zu ringen, der betörende Geruch von Schweiß und Waldboden, sich ganz nahe zu sein, ohne dass auch nur die geringste Irritation dabei auftauchte. Nach solchen Erlebnissen sagte Patrik meistens, bevor sie wieder nach Hause aufbrachen, „Mit dir will ich immer zusammen sein.“ Manchmal sagte er auch, „Mit dir will ich alt werden.“ Zu Hause angekommen, wuschen sie sich gegenseitig. Wenn sie zu Jan gingen, duschten sie, ansonsten gingen sie meistens in ein besetztes Haus, um dort zu baden. Manchmal saßen sie gut zwei Stunden zusammen in der Badewanne, bis das Wasser schon längst kalt geworden war. Schließlich lagen beide entspannt und erschöpft zusammen im Bett.

Jan fragte sich, ob Patrik auch eine verengte Vorhaut hatte, so wie er. Er hatte zumindest noch nie gesehen, dass er seine Vorhaut zurückgezogen hatte; Patriks Penis sah aus wie Jans. Ganz zu Beginn ihres Verhältnisses hatte Jan gesagt, dass er eine verengte Vorhaut hatte. Patrik fragte darauf hin, ob es für ihn ein Problem darstellte, und als Jan verneinte, sagte er, „Dann ist es für mich auch kein Problem.“ Immer wieder kam Jan der Gedanke, dass diese Ähnlichkeit, die er mit Patrik verspürte, vielleicht doch eine Täuschung sein konnte; sie

war zu phantastisch, um real zu sein. Eigentlich war diese Ähnlichkeit so groß, dass von einer Gleichheit gesprochen werden musste, ein Lebewesen in zwei Körpern. Selbst bei noch so nüchterner und kritischer Betrachtung, es war genau das, was er mit Patrik erlebte.

Es ging so weit, dass sie in der Regel zur gleichen Zeit die gleichen Gedanken hatten; das machte auch das Reden weitgehend überflüssig. Sie mussten sich nicht darüber verständigen, was sie zusammen unternehmen oder wohin sie gehen wollten, sie wussten es. Sie wussten es vom jeweils anderen; wie auch immer sich dieses Wissen zwischen ihnen übertrug. So geschah es oft, dass beide, Patrik und Jan, mehrere Anläufe benötigten, um miteinander telefonieren zu können, weil sie es zur gleichen Zeit versuchten und jeweils das Besetzt-Zeichen hörten. Oder dass sie zur gleichen Zeit die Idee hatten, sich spontan zu besuchen, und dann Jan bei Patrik war, während Patrik bei Jan klingelte. Patrik ging sehr routiniert mit solchen Effekten um, als wenn es etwas vollkommen selbstverständliches wäre.

Jeder Tag, den sie in diesem Sommer zusammen verbrachten, bestätigte Jan in dem Gefühl, mit Patrik zu einer Person verschmolzen zu sein, wahrzunehmen, was Patrik wahrnahm, zu fühlen, was Patrik fühlte und zu denken, was Patrik dachte. Patrik war immer präsent. Und er verhielt sich so, als wenn es ihm mit Jan nicht anders ginge. „Seit wir zusammen sind“, sagte er, „bin ich bei mir. Und dadurch, dass ich bei mir bin, bin ich frei.“ Jan war der erste Mensch in seinem Leben, auf den er sich überhaupt in irgendeiner Weise eingelassen hatte; das sagte er immer wieder. Es war, als hätte er sein Leben lang darauf gewartet, Jan zu begegnen, als wenn ihre Begegnung jeweils ihre Bestimmung gewesen wäre, Patriks und Jans. Zugleich war es auch wichtig, Niklas nicht das Gefühl zu vermitteln, er wäre nun weniger wichtig geworden, weil es Patrik gab. Tatsächlich hatte sich das Verhältnis mit Niklas in einer Weise verändert, die Jan nicht unangenehm fand. Niklas neigte lange nicht mehr so sehr dazu, Jans Verhaltensweisen zu kritisieren, wie es noch Anfang des Jahres der Fall gewesen war. Obwohl sie seither kein wirklich ausführliches Gespräch darüber hatten, warum sich Jan in der Beziehung zu ihm so unwohl fühlte, schien es Niklas zur Kenntnis genommen zu haben. Sicherlich spielte dabei auch eine Rolle, dass er neuerdings seinen Partner mit einem anderen teilen musste.

Jan verbrachte seine Zeit im Wesentlichen entweder mit Patrik oder mit Niklas; und wenn er nicht bei einem von beiden war, war er bei Ole oder arbeitete. Für die Vorbereitung seiner Diplomprüfungen hatte er eigentlich keine Zeit mehr; dafür nutzte er die Wege zwischen Niklas, Patrik, Ole und Arbeitsstelle. Er hatte seine Individualität vollkommen aufgeben, es gab ihn nicht mehr als private, eigenständige Person. Es gab ihn auch nicht mehr für seine Bekannten, die er ohnehin nur selten getroffen hatte, und auch nicht mehr für Niels, seinen Mitbewohner. Es gab ihn zusammen mit Patrik oder mit Niklas oder mit Ole; selbst wenn er nicht mit einem von ihnen zusammen war, fühlte er sich als Teil von ihnen. Er teilte sich immer und alle waren, was seine Teilnahme anging, in jeweils ihrer Weise sehr fordernd. Ihn, Jan, als Individuum – Ungeteiltes – gab es nicht mehr. Es war eine zweifellos interessante Erfahrung, aber eine Lebensweise, die sich nicht dauerhaft aufrecht erhalten lassen konnte. Das wusste Jan, aber er ignorierte es. Er lebte im Jetzt, ohne an eine Zukunft zu denken.

Das Leben in zwei Beziehungen, von denen eine die „normale“ und die andere Jans autistische Welt repräsentierte, war eine echte Möglichkeit, seine Isolation zu überwinden. Diese übermächtige, autistische Isolation, die wie ein Schatten über seinem Leben lag, das gläserne Gefängnis, in das er geboren wurde. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass sich ein Ausweg daraus aufgetan hatte, das erste Mal, dass ihm die eine, einzige Sehnsucht seines Lebens erfüllt werden konnte. Und dafür waren beide notwendig, Niklas und Patrik. Die Alternative zu dieser Doppelbeziehung war einzig und alleine die Aufgabe seines einen Lebensziels, die Überwindung dieser Isolation, und das kam natürlich in keiner Weise in Frage. Der Preis, die Aufgabe seiner Persönlichkeit, einer Persönlichkeit, die er ohnehin nicht als seine eigene wahrnahm, war dafür eher noch bescheiden. Nach seiner ersten Diplomprüfung zeichnete sich allerdings ab, dass zu diesem Preis auch dazu gehörte, sein Mathematikstudium nicht bestmöglich, sondern allenfalls nur durchschnittlich abzuschließen. Aber auch das empfand er als problemlos vertretbar. Im Vergleich zu dem, was er mit Patrik gewonnen hatte, wog es fast nichts.

Wenn er mit Patrik zusammen war, war er Patrik; allerdings war umgekehrt auch Patrik er, sodass im Endeffekt etwas herauskam, was weder Patrik noch er war, sondern etwas neues darstellte, eine neue Person. Etwas mit einer unglaublichen Stärke, der Stärke einer autistischen Welt, die keine isolierte Welt mehr war. Bei Niklas war er der unbeholfene Jan, der sich vorsichtig und oft

auch ungeschickt in einer ihm fremden Welt bewegte. Allerdings mit einem Partner an der Seite, der ihm diese Welt nahe brachte und ihn stützte, wann immer er eine Stütze brauchte. Schließlich gab es ihn noch mit Ole, in der Unterwelt, in der es sich frei von allen weltlichen Zwängen philosophieren ließ. Hier bei Ole war wohl der Ort, an dem er die Freiheit erhielt und auch immer wieder erneuern konnte, die er ihnen dann weitergab, Patrik und Niklas, vor allen Dingen die Freiheit von Angst. Ja, er, Jan, hatte aufgehört zu sein, aufgehört zu Gunsten anderer Formen des Daseins, geteilten Formen, als „Pat-Jan“, „Jan-Nik“ und „Jan-Ole“. Das musste er sein, der Weg aus seiner autistischen Abgeschlossenheit, aus dem Dilemma der Welten, die entweder wirklich und fremd, oder vertraut und unwirklich waren. Dies war genau die Freiheit, von der er seit seiner Kindheit geträumt hatte, seit er Len begegnet war, der seither die Sehnsucht schlechthin verkörperte. Es war eine extrem anstrengende Freiheit, aber diese Anstrengungen lohnten sich für jede Sekunde, die Jan dieses wunderbare Abenteuer leben konnte. Da gab es keine Zweifel.

Jan hatte schon ein schlechtes Gewissen bekommen, weil er so lange nicht mehr bei Ole war. Auf der anderen Seite, dachte er, hätte Ole sich auch bei ihm melden können. Als er in Oles Wohnung kam, sah er jemanden an Oles Schreibtisch sitzen, der beharrlich auf den Schreibtisch blickte. Er schaute auch nicht auf, als Ole sagte, „Das ist bloß Jan, ein sehr guter Freund von mir.“ „Hallo“, sagte Jan und beobachtete, wie Oles Bekannter daraufhin anfangen zu zittern. Dann stand er mit einer plötzlichen Bewegung auf, murmelte, „Ich gehe jetzt lieber“, und ging mit schnellen Schritten zur Tür, aus der er dann gleich verschwand. „Er hat ein paar soziale Probleme“, sagte Ole, „Es regt ihn vor allen Dingen auf, fremden Menschen zu begegnen. Er hat reichlich schlechte Erfahrungen mit Menschen gemacht.“ Jan war fasziniert; er hatte auch manche sozialen Probleme, ohne Zweifel, und schlechte Erfahrungen mit Menschen waren ihm auch nicht unbekannt. Aber eine solche extreme Reaktion, wie Oles Bekannter sie zeigte, das kannte er von sich nicht. „Das ist jetzt mein Freund“, sagte Ole und lachte dabei, „Du siehst, nicht nur du bist in Liebesdingen aktiv. Auch die Todgeweihten können einen Frühling erleben.“ „Und wie hast du ihn kennengelernt, wenn ihn fremde Menschen aufregen?“, fragte Jan verwundert. „Wenn er mal ein wenig Vertrauen zu jemanden hat, ist er ganz anders; das wirst du auch noch erleben.“

Ole ging in die Küche, um einen Tee zu kochen. „Es ist aber gut, dass du jetzt kommst“, sagte er, „Ich möchte nämlich etwas mit dir besprechen.“ Jan beobachtete Ole, wie er den Tee kochte. Dass er sich neu verliebt hatte, passte irgendwie überhaupt nicht, fand er, noch dazu in jemanden, der geradezu panisch reagierte, wenn er einen anderen Menschen traf. „Das wirst du sicher mitbekommen haben, dass ich inzwischen zu schwach bin, um alles alleine zu regeln, putzen, einkaufen und so weiter“, fing Ole dann an, „Bisher ging das immer ganz gut, vor allen Dingen auch weil du und Niklas mir immer geholfen habt. Aber ich möchte das nicht mehr; ich möchte nicht, dass meine Freunde mir meinen Haushalt erledigen.“ Daher hatte er einen Pflegedienst beauftragt, der solche Aufgaben übernehmen sollte. „Das ist einer, der auf AIDS-Kranke spezialisiert ist“, erklärte er. Ole bekam ihn vom Sozialamt finanziert und zwar bis an sein Lebensende. „Jetzt kommt da zwei Mal die Woche jemand und wenn es notwendig sein wird, dann auch jeden Tag. Die machen beides, Haushaltshilfe und Pflege.“

Das klang alles sehr plausibel, fand Jan, wenn auch ein wenig gewöhnungsbedürftig, dass sein bester Freund, und als solchen sah er Ole, einen Pflegedienst in Anspruch nahm. Ausgerechnet Ole, dem wie keinem anderen die eigene Unabhängigkeit so wichtig war. Plötzlich war ein leises Klopfen an der Tür zu hören. Als Ole die Tür geöffnet hatte, hörte Jan eine leise Stimme fragen, „Darf ich reinkommen?“, und gleich darauf Ole, wie er lachte und sagte, „Du Spinner, natürlich darfst du reinkommen.“ Es war Oles neuer Freund. Er gab Jan die Hand und murmelte etwas unverständliches. „Hallo“, erwiderte Jan; die Hand fühlte sich unangenehm feucht an. „Ich habe Jan gerade das mit dem Pflegedienst erzählt“, begann Ole und wurde gleich von seinem Freund unterbrochen, der in einem jammervollen Ton sagte, „Oje, oje, wir werden alle sterben. Ich darf gar nicht daran denken.“ „Natürlich werden wir alle sterben“, antwortete Ole bestimmt, „Und wir sind vor allen Dingen keine kleinen Kinder mehr, die vor Schreck erstarren, weil sie gerade erfahren haben, dass es den Weihnachtsmann nicht gibt.“ „Mach dich doch nicht über mich lustig; ich mache mir einfach nur Sorgen.“ „Worüber denn sollst du dir Sorgen machen? Dass ich sterbe? Das hast du doch von Anfang an gewusst, oder nicht? Vielleicht ist es morgen schon so weit und ich liege röchelnd auf dem Boden und hauche meinen Geist aus diesem elenden Körper.“ Ole malte dabei Anführungszeichen in die Luft, als er das Wort „Geist“ aussprach. „Sag doch so etwas nicht; du weißt,

dass ich es nicht ertragen kann.“ „Die Frage stellt sich gar nicht, ob man es ertragen kann. Man wird es einfach ertragen, so einfach ist es.“ Oles Freund blickte hektisch umher, aber fand scheinbar keine Worte mehr. „Ich gehe jetzt“, sagte Jan. Niklas wartete auf ihn und es war Zeit, sich von seinem Ole-Ich zu seinem Niklas-Ich zu verwandeln.

Auf dem Weg zu Niklas musste Jan unentwegt an Oles neuen Freund denken; er fand ihn als Oles Partner ausgesprochen unpassend. Nicht unbedingt, weil er deutlich älter war als er oder Ole, sondern vor allen Dingen seiner neurotischen und ängstliche Art wegen und seiner Abwehr, über Oles nahenden Tod nachzudenken. Das passte alles überhaupt nicht zu Ole.

Bei Niklas hatte Jan einen ausgesprochen entspannten Abend, den sie zusammen im Bett verbrachten. Auch das gab es, solche entspannten Begegnungen, neben den ziemlich angespannten Zeiten, die alles andere als selten waren. Erst wenige Tage zuvor gab es diese fast schon absurde Begebenheit, als Niklas ihn und Patrik morgens im Bett ertappt hatte. Er hatte sie nicht wirklich ertappt; er wusste, dass sie die Nacht zusammen verbracht hatten. Jan machte daraus kein Geheimnis; konnte er gar nicht, weil er, seit er Patrik kennengelernt hatte, fast immer entweder mit Patrik oder mit Niklas übernachtete. So wusste Niklas natürlich genau, wen er vorfinden würde, als er an jenem Morgen zu Jan kam und ihn und Patrik weckte. „Zeit zum Frühstück“, sagte er, als er mit einem Tablett in der Hand in Jans Zimmer kam. Er hatte tatsächlich Frühstück gerichtet und Kaffee gekocht. Er stellte das Tablett auf das Bett und sagte, „Jetzt möchte ich von euch wissen, ob ihr das in Ordnung findet.“ Jan und Patrik brauchten noch etwas Zeit, um wach zu werden und die Situation zu realisieren. Dann versuchte Jan zu erklären, dass für ihn keine Konkurrenz bestand zwischen seiner Beziehung mit Patrik und der mit Niklas. Niklas bestand darauf, dass beides Beziehungen waren und er keinen Unterschied sah zwischen einer Beziehung und einer Beziehung. Auch, dass Patrik bekräftigte, sich in keiner Weise als Konkurrenten zu Niklas zu sehen, nutzte kaum etwas. Schließlich sagte Niklas, „Dann will ich euch nicht weiter stören“, und ging. Der Kaffee war noch warm.

„Toll“, sagte Patrik, „Das war ja wirklich wie im Film.“ Niklas hatte ihn durch diese Begebenheit ziemlich imponiert. Dieses Ereignis war das zweite und letzte Mal, dass sie sich zu dritt begegnet waren; Niklas hatte seitdem jegliche Be-

gegnung mit Patrik vermieden. Es zog noch eine ausführliche Diskussion nach sich, bei der Jan sich vorwerfen lassen musste, als Beziehungspartner unzumutbar zu sein. „Sogar Henry ist der Meinung, dass das, was du mit diesem Patrik am Laufen hast, entschieden zu weit geht. Entweder wir haben eine Beziehung oder wir haben keine, aber so, wie es jetzt ist, das würde kein Mensch mitmachen, da kann die Liebe noch so groß sein“, sagte Niklas. Er hatte vor allen Dingen auch die Befürchtung, dass Jan und Patrik mit einander sexuelle Begegnungen hatten, die vielleicht sogar über das hinausgingen, was er mit Jan erlebte. Aber das war nicht der Fall. Es war sehr schön, vertraut und entspannt, zusammen mit Patrik im Bett zu liegen. Es war auch in gewisser Weise erregend, mit Patrik zu ringen, mit ihm nackt im Wald zu liegen, aber das war alles, was in dieser Hinsicht passierte. Überhaupt gab es in seiner Beziehung mit Patrik nichts, was seine Beziehung zu Niklas in Frage stellte. Für Patrik schien es überhaupt kein Problem darzustellen, dass Jan in einer Beziehung mit jemand anderem lebte. Dass Liebe teilbar sein konnte, war für ihn genauso wie für Jan, selbstverständlich. Niklas fiel es schwer, so etwas nachzuvollziehen; er war und blieb äußerst misstrauisch.

Es war schon Spätsommer, als Patrik den Vorschlag machte, für ein Wochenende aufs Land zu fahren. Er kannte dort wohl Leute, die einen Bauernhof hatten und die man besuchen konnte. „Die spielen zwar Kleinfamilie mit Kind, aber sie sind eigentlich ganz locker drauf.“ Sie fuhren bereits am Freitag hin und blieben bis Sonntag. Patriks Bekannte waren wirklich unkompliziert und nett; vor allen Dingen verstand sich Jan gleich mit ihrem elfjährigen Sohn, der auch sehr an Mathematik interessiert war. Jan zeigte ihm seine Diplomarbeit, die der Junge sehr spannend fand, auch wenn er dabei sicherlich nicht alles verstanden hatte. Die grundsätzlichen Ideen, die Jan ihm erläuterte, konnte er aber nachvollziehen. Patriks Bekannte lebten zwar auf dem Bauernhof, aber bewirtschafteten ihn nicht. Er war für sie wie ein riesiger Garten und ein riesiger Spielplatz für ihren Sohn. Johannes fiel auf, dass sie Patrik Pat nannten, englisch ausgesprochen, Pät. Jan hatte es auch schon ein paar Mal auf dem Bauwagenplatz gehört, dass Patrik von den anderen Pat gerufen wurde. Er hatte darüber aber nie nachgedacht. Patrik hatte sich als Patrik vorgestellt und kein einziges Mal erwähnt, dass er Pat genannt werden wollte. Jan war sich eigentlich sicher, dass er Patrik genannt werden wollte. Aber Pat klingt auch nicht schlecht, fand der; „Ich bin der Pat“, hörte er in Gedanken.

„Wirst du lieber Pat genannt?“, fragte er. „Naja“, antwortete Patrik, „Mir ist so etwas eigentlich egal; es spielt ja überhaupt keine Rolle. Mein Vater hätte mich ja auch August oder Otto nennen können; da stehe ich einfach drüber.“ „Aber Pat wäre dir lieber?“ „Ja; alle nennen mich Pat – außer du. Aber selbst wenn du mich Klaus nennen würdest oder Michel oder was dir noch so albernes einfällt; es wäre ok.“ Patrik legte dabei seinen Arm um Jans Schulter, „Pat oder Patrik, wie du magst; du entscheidest.“ „Dann Pat“, sagte Jan. Bislang war ihm das so nicht aufgefallen, aber Pat gefiel ihm eigentlich gut, vor allen Dingen auch englisch ausgesprochen. „Pat ist eine Abkürzung für Patrik“, hörte er Pats Stimme in seinen Gedanken; dabei sah er Pats Gesicht in einer fast schon unwirklichen Klarheit, so wie in seinen Gedanken Lens Gesicht immer wieder erschien; mit Parka und einer dicken Kapuze auf dem Kopf.

An den Hof grenzte der Wald, in dem Jan und Pat die meiste Zeit verbrachten. Danach war dann jedes Mal ein ausgiebiges Bad fällig und nach dem Bad kochten sie, sozusagen als Gegenleistung dafür, dass sie dort das Wochenende verbrachten. Jan war wieder fasziniert über den Gleichklang, den er mit Pat verspürte. Dadurch, dass sie das Wochenende zusammen weggefahren waren, war dieses Gefühl viel deutlicher und intensiver als sonst. Es war natürlich wie bei jedem Menschen auch bei Pat nur schwer und spekulativ zu erschließen, was er wahrnahm, fühlte und dachte, oder in was für einer Welt er lebte. Aber für Jan war bei Pat das Gefühl, wahrzunehmen, zu fühlen und zu denken, was Pat wahrnahm, fühlte und dachte, so deutlich, dass es wirklich so sein musste und jede andere Erklärung völlig unplausibel erschien. Es war exakt das, was Jan erlebte, auch dann, wenn Jan seine Gefühle kritisch analysierte. Und Pat schien es nicht anders zu erleben; auf jeden Fall sagte er es so und er verhielt sich auch entsprechend.

Ein anderes Gefühl, das Jan hatte, war dass es irgendetwas mit Autismus zu tun haben musste. Es hatte auf jeden Fall mit seinem Gefühl der Isolation zu tun und mit seiner Vorstellung, dass es nur mit besonderen Menschen funktionieren konnte, diese Isolation zu überwinden. Pat war zweifellos so ein besonderer Mensch. Noch viel mehr als Len es gewesen war mit seiner gefütterten Kapuze oder Jan, seine erste Liebe, oder Max. Pat übertraf sie alle an Besonderheit bei Weitem. Darüber hinaus war Pat auch darin besonders, dass er eine selbst für Jans Maßstäbe extrem weitgehende Isolation gelebt hatte. Jan konnte sich kaum vorstellen, dass sich Pat vor Jan nie auf andere Menschen

nur mehr als oberflächlich eingelassen hatte. Aber es war zweifellos so; es zeigte sich auch in Pats Unbeholfenheit im Umgang mit Menschen. Fremder konnten jemandem Menschen gar nicht sein, als sie es Pat waren.

Auch die Bekannten, bei denen sie das Bauernhof Wochenende verbrachten, hatten mit Pat nur ein sehr oberflächliches Verhältnis. Als Jan einmal alleine mit Pats Bekannten am Tisch saß, sagte er, „Ich finde den Pat ja echt nett, aber er ist auch sehr distanziert; fast schon fremdartig. Er lässt wirklich niemanden an ihn heran.“ Jan antwortete darauf nicht. Obwohl sich der Gedanke von Anfang an, seit er Pat kennengelernt hatte, aufdrängte, war es an diesem Wochenende das erste Mal, dass Jan intensiv darüber nachdenken musste, ob Pat wohl auch autistisch war. Anders als Jan hatte Pat scheinbar nie unter seiner Einsamkeit gelitten. Menschen hatten ihn einfach nicht interessiert und er hatte daher auch nicht das Gefühl, dass ihm irgendetwas fehlte. Er lebte diesen Rückzug von den Menschen mit einer faszinierenden und zugleich auch erschreckenden Selbstverständlichkeit. Und mit einem Selbstbewusstsein und einer Stärke, die es auch überhaupt nicht nahe legten, dabei irgendetwas zu hinterfragen.

Aber dennoch hatte Pat mit Jan etwas gefunden, was seinem Leben eine ganz neue Qualität gegeben hatte. Das hatten sie gemeinsam. Was sie unterschied war, dass Jan diese Qualität gesucht hatte, seit seiner Kindheit, seit er Len begegnet war, und dass Pat sie gefunden hatte, ohne jemals danach gesucht zu haben. Vielleicht gab es für Pat keinen Len; das könnte den Unterschied zu Jans Erleben erklären. Vielleicht war Jan für Pat eine erste menschliche Begegnung, so wie es Len für Jan gewesen war – nur eben deutlich später. Jan dachte auch darüber nach, ob er Pat davon erzählen sollte, dass er autistisch war und dass er darin das Geheimnis ihrer besonderen Beziehung sah. Aber er befürchtete auch, dadurch die Selbstverständlichkeit ihrer Beziehung in Frage zu stellen, indem er nach Gründen suchte, warum sie so funktionierte. Vielleicht war es besser, genauso wie Pat nicht zu viel zu hinterfragen.

Herbstzeit

Der Regen trommelte schon den ganzen Tag auf das Bauwagendach. Es hatte in den letzten Tagen oft geregnet und Pat und Jan passend dazu viel Zeit zusammen im Bett verbracht, wo sie meistens Musik hörten. Einmal sind sie im Regen zusammen in den Wald gefahren, das war zwei Wochen her. Sie waren

danach nicht nur nass, sondern auch richtig durchgefroren. Aber sie hatten Spaß dabei. Immerhin konnten sie sich in der Badewanne ausgiebig aufwärmen, nachdem sie zurückgekommen waren, und sich nach dem Bad zusammen unter der Bettdecke aneinander kuscheln. Dafür froren beide gerne. „Ich muss noch raus, auch wenn es regnet“, sagte Pat, „Den ganzen Tag im Bauwagen, das halte ich nicht aus. Außerdem sollten wir noch etwas zum Kochen einkaufen.“ Sie lagen noch einen Moment nebeneinander im Bett und dann zog Pat mit einem Ruck die Bettdecke zur Seite, „Los.“

Da der Ofen nicht brannte, war es im Bauwagen recht kühl; genauso kühl wie draußen. Jan zog sich so schnell er konnte an; lange Unterhose, Hose, zwei Pullover und seinen Kapuzenpullover. Pat zog keine lange Unterhose an, dafür aber zwei dicke Pullover unter seine zwei Kapuzenpullover; Jan hatte seine Jacke nicht dabei. Schließlich zogen sich beide synchron ihre Mützen auf und die Kapuzen darüber. Es war das erste Mal, dass Jan in diesem Herbst Mütze und Kapuze aufhatte; eigentlich war es dafür noch deutlich zu mild – auch für lange Unterhosen war es nicht kalt genug. Aber dadurch, dass er den Tag in dem kalten Bauwagen verbrachte und das Gefühl der Kälte durch den beständigen Klang der Regentropfen auf dem Bauwagendach verstärkt wurde, hatte sich sein Koordinatensystem von Temperatur und passender Kleidung verschoben. Pat schien es nicht viel anders zu gehen. Auch wenn es draußen nicht wirklich kalt war, war es durch den Wind und den Regen ziemlich ungemütlich. Pat zog sich nach kurzer Zeit seine zwei Kapuzen wieder vom Kopf, doch Jan behielt die Kapuze auf. Es fühlte sich gut an, mit Mütze und Kapuze neben Pat zu gehen. Dass er nach kurzer Zeit bis auf die Haut nass war, störte ihn dabei nicht allzu sehr. In Gedanken betrachtete er Pat mit Mütze und seinen zwei Kapuzen auf, von denen die äußere orange war. Es passte zu Pat sehr gut, so wie die Parkakapuze zu Len passte und die blauen und weißen Kapuzen zu Max. Orange war Pats Farbe, daran gab es für Jan keinen Zweifel.

Schließlich kauften sie ein und gingen wieder zurück in den Bauwagen. Dort zündete Pat den Ofen an und sagte, „Zieh dir die nassen Klamotten aus und nimm dir welche von mir.“ Jan nahm sich von Pat Hose, Strümpfe ein T-Shirt und einen schwarzen Kapuzenpullover. Pat hatte seine Sachen schon länger nicht mehr gewaschen, sodass sie genauso intensiv rochen wie er selbst. Ganz besonders spannend fand Jan, die Kapuze von Pats Kapuzenpullover auf seinem Kopf zu spüren. Auch Pat zog sich um und sagte, dass sich Jan aufwär-

men sollte, während er im Küchenwagen etwas kochte. Jan fror wirklich und legte sich angezogen unter die Bettdecke, mit Kapuze auf dem Kopf. Der Bauwagen wurde zum Glück aber schnell warm. Als Jan seinen angenehmen Gedanken folgte, spürte er, wie eines von Pats wenigen Büchern seinen Blick auf sich zog. Er setzte sich auf und nahm es in die Hand; es war ein Buch über Autismus, „ich will kein in mich mehr sein“ von Birger Sellin. Jan kannte das Buch nicht und blätterte darin; was er las, war etwas ganz anderes als das, was er erwartet hätte, wenn er überhaupt etwas erwartet hätte. Es las sich wie ein Bericht aus einer anderen, unbekannteren Welt und löste in Jan fast sofort Erinnerungen aus seiner Kindheit aus, als auch er in einer Welt lebte, die unsagbar weit von allem wirklichen entfernt schien. Offensichtlich hatte sich Pat auch schon mit dem Thema Autismus beschäftigt. Vielleicht sollte er ihn doch darauf ansprechen, auf ihr gemeinsames Geheimnis, nämlich autistisch zu sein? Aber irgendetwas hielt Jan davon ab, irgendein ungutes Gefühl, das er deutlich spürte, wenn er daran dachte, Pat von seinem Autismus zu erzählen. Er stellte das Buch zurück und legte eine Musikkassette in Pats Rekorder. Bis Pat ihn zum Essen abholte, ließen ihn seine Gedanken an das Thema Autismus nicht mehr los, aber in Pats Gegenwart waren sie schnell wieder verschwunden. Pats Präsenz war viel zu stark, um durch irgendwelche Unsicherheiten eingetrübt werden zu können.

„Ich muss mit dir gleich etwas besprechen“, sagte Niels, als Jan in die Wohnung kam. Jan und Niels hatten sich in den letzten Monaten nur selten gesehen. Nicht nur weil Jan meistens entweder bei Niklas oder bei Pat war, sondern auch weil Niels sich eher selten zu Hause aufgehalten hatte. Eigentlich waren sie keine echte Wohngemeinschaft, sondern lebten eher nebeneinander her und teilten sich die Wohnung; viel weiter ging ihr Verhältnis nicht. Jan fand es eigentlich schade, dass es so war, zumal er Niels mit seinen Eigenheiten sehr sympathisch fand. Aber es wäre unrealistisch gewesen, neben Niklas, Pat und Ole auch nur annähernd so etwas wie eine weitere Freundschaft zu haben. Es war schon unrealistisch genug, sozusagen nebenher das Diplom in Mathematik zu bestehen. Aber über so etwas durfte Jan gar nicht nachdenken. Wenn er darüber nachdachte, erschien ihm das, was er gerade lebte, insgesamt ziemlich unrealistisch. Allerdings funktionierte es dafür erstaunlich gut.

„Meine Familie wird mich wieder besuchen“, sagte Niels. Das bedeutete nichts Gutes. Das letzte Mal, als sie kamen, es waren Niels' Mutter und sein Bruder,

gab es einen richtigen Eklat. Beide waren entsetzt darüber, wie die Wohnung aussah. Es war ihnen alles viel zu schmutzig; Niels war in dieser Hinsicht eher unempfindlich, sein Bruder und seine Mutter allerdings nicht. „Diesmal muss die Wohnung anders aussehen als beim letzten Mal“, sagte Niels, „Sonst halte ich es nicht aus, mir ihre Vorhaltungen die ganze Zeit anzuhören.“ „Wie lange wollen sie denn bleiben?“, fragte Jan. Letztes Mal blieben sie fast eine ganze Woche, was eindeutig zu viel war. Sie verhielten sich so, als ob sie da wohnen würden, und Jan kam sich vor wie ein ungebetener Gast. „Naja“, sagte Niels, „Ich glaube, sie wollen wieder eine Woche bleiben. Sie sind ja auch eine Weile unterwegs, bis sie hier sind; da muss es sich ja auch lohnen.“ „Aber putzen musst du; es ist ja schließlich dein Besuch“, stellte Jan fest. „Aber es ist unsere Wohnung“, erwiderte Niels, „Da sind wir beide in der Pflicht. Außerdem hast du hier schon lange nicht mehr geputzt.“

Niels äußerte es nicht wie eine Forderung, mehr wie eine Bitte. Jan sah ihm in die Augen und fand ihn in diesem Moment ganz besonders attraktiv. Früher, bevor Niels in seine Wohnung gezogen war, ging Jan davon aus, dass er schwul war, weil er Jan oft und intensiv umarmte und manchmal auch seinen Arm um Jans Hüfte legte. Aber schon kurz nach Niels' Umzug hatte Jan erfahren, dass Niels damals eine Freundin hatte. Und wenige Wochen später sagte Niels, dass er sich selbst für heterosexuell hielt. Das war ein wenig merkwürdig gewesen, weil Niels in diesem Moment so distanziert wirkte wie sonst nie. „Für den Fall, dass du dir Hoffnungen machst“, sagte er, „möchte ich klarstellen, dass ich heterosexuell bin.“ Jan erwiderte, dass er das schon vermutet hatte und sich daher auch keine Hoffnungen machte. Worauf sollte er sich schon Hoffnungen machen? Niels hatte ja schließlich eine Freundin. Seitdem tauchte das Thema nicht mehr auf. Die Beziehung zwischen Niels und seiner Freundin hielt allerdings nicht sehr lange.

„Ok“, sagte Jan, „Dann putzen wir die Wohnung am Wochenende, einverstanden?“ „Danke, dass du mitmachst“, sagte Niels, „Ich wusste doch, dass du mich nicht im Stich lässt.“ Es war nicht einfach, das Wochenende für die Wohnungsreinigung freizuhalten, aber es war seit Langem das erste Mal, dass Niels und Jan mehr als nur kurze Zeit zusammen verbracht hatten. Und Jan fand es sehr angenehm, mit Niels das Wochenende zu verbringen; nicht zuletzt, weil es eine Abwechslung zu den ansonsten üblichen Tagesabläufen darstellte. Niels' Besuch war wie erwartet sehr anstrengend. Vor allen Dingen

war der Wohnungsputz fast umsonst gewesen, weil er dadurch überschattet wurde, dass Niels' Bruder eine verschimmelte Auflaufform im Backofen fand. Die mussten sie beim Putzen vergessen haben.

Der Kontrast zwischen Jans und Oles Leben konnte nicht größer sein, als er es inzwischen geworden war. Ole ging es seit dem Sommer deutlich schlechter. Hauptsächlich der Nebenwirkungen seiner Medikamente wegen, die sich mit einiger Verspätung, aber nun dennoch auf sehr unangenehme Weise bemerkbar machten. Fast ein Jahr lang blieb Ole von diesen Nebenwirkungen verschont, doch jetzt machten sie ihn richtig krank. Dazu kam noch etwas, von dem Jan bis dahin noch nie etwas erfahren hatte. Die Viren fingen an, Oles Nervensystem anzugreifen. Zunächst machte sich dies wohl in einem anhaltenden Jucken und Kribbeln auf Oles Haut bemerkbar, aber nach einigen Wochen tauchten ab und zu Momente auf, in denen Ole verwirrt schien. Nicht sehr, aber dennoch deutlich wahrnehmbar. Ole bemerkte solche Zustände auch und bekam zunehmend Angst davor, in einen Zustand geistiger Umnachtung, wie er es nannte, zu geraten. Es war das erste Mal, dass ihn seine Krankheit ängstigte. „Ich habe mich erkundigt und werde Vorkehrungen treffen für den Fall, dass in einen Zustand gerate, in dem ich der Krankheit vollkommen ausgeliefert bin“, sagte er, als Jan wieder einmal zu Besuch war. Sein Vorhaben war, sich mit der Zeit einen Vorrat an Medikamenten zuzulegen, die überdosiert tödlich wirkten. „Traust du dir das zu, mir die dann zu verabreichen, wenn ich nicht mehr klar denken kann oder aus anderen Gründen nicht mehr in der Lage bin, meinem Dahinsiechen ein Ende zu bereiten?“

Jan war sich nicht sicher, ob er sich das wirklich zutraute. Aber nach einigem Zögern bejahte er; er war der einzige, dem Ole dies zutraute, und als Freund konnte er sich dem nicht verweigern. „Es wird nicht sehr schwierig sein“, sagte Ole, „Ich habe mit dem Pfleger verabredet, dass er mir in einem solchen Fall einen Zugang legt, sodass du dann nur noch die Medikamente in die Infusionsflasche füllen und den Hahn aufdrehen musst.“ Jan war fasziniert, wie Ole über solche Dinge so reden konnte, dass sie ganz leicht und selbstverständlich erschienen. „Ich habe mich auch rechtlich beraten lassen“, setzte Ole fort. „Ich werde von einem Notar eine Patientenverfügung aufsetzen lassen. Dass ich am Ende in einem Krankenhaus künstlich am Leben erhalten werde, wäre das Letzte, was ich wollte.“ Nach einer Pause sagte er, „Da würde ich dich auch gerne einsetzen. Um ehrlich zu sein, bist du der einzige, den ich mir dafür vor-

stellen kann. Alle anderen sind dafür viel zu emotional, getrieben von Ängsten, Befürchtungen, Vorurteilen; du weißt schon. Du hast da dagegen einen sehr unaufgeregten und nüchternen Umgang mit solchen Dingen. Das gefällt mir; das gibt mir ein Gefühl von Sicherheit zumindest.“ Außerdem sollte Jan die Totensorge übertragen bekommen und nach Oles Tod für das Bestattungsprozedere zuständig sein. Ole war es wichtig, dass seine Beerdigung frei von christlichen Inhalten blieb und seine Leiche verbrannt wurde. Auch das sollte Jan sicherstellen.

Ole hatte große Befürchtungen, dass seine Familie die Situation ausnutzen würde, wenn er sich nicht mehr gegen sie wehren konnte. Er hatte seinen Eltern deutlich mitgeteilt, dass er nicht daran dachte, ihnen das zu verzeihen, was sie ihm angetan hatten. Jan wusste nicht genau, was ihm seine Eltern angetan hatten, aber es musste schlimm gewesen sein. Seine Leidensgeschichte endete damit, dass er als Siebzehnjähriger aus seinem Elternhaus verwiesen wurde, nachdem seine Eltern von seinem Schwulsein erfahren hatten. Seither hatte Ole so gut wie keinen Kontakt mehr mit ihnen. Etwa zwei Wochen später hatte Ole einen Termin mit einem Notar verabredet, wo er und Jan die Unterlagen unterschrieben. Sie sahen aus wie richtige Urkunden, eine für die Patientenverfügung und eine für die Totensorge. Das stand in einem ziemlichen Kontrast zu Jans Leben, in dem der Tod ansonsten überhaupt keinen Platz hatte. Es war ein teilweise krasser Weltenwechsel zwischen Oles Welt, in der der Tod zum Greifen nahe war und immer näher rückte, und Jans sonstiger Welt, in der er seine Träume und Sehnsüchte von Liebe und Nähe lebte.

Vermutlich war das auch ein Grund dafür, dass es so lange gedauert hatte, bis sich Ole und Pat einmal persönlich begegnet waren. Es geschah erst auf Oles Anregung hin; Jan wäre von alleine wohl nicht auf den Gedanken gekommen. Es war eine ziemlich entspannte Atmosphäre, in der sie zu dritt bei Ole Kaffee tranken; Ole hatte auch einen ausgesprochen guten Tag an diesem Tag. Jan empfand die Situation als sehr unwirklich, vor allen Dingen, weil es so selbstverständlich wirkte, dass sie zusammen an einem Tisch saßen, der Todgeweihte und das Liebespaar, das mitten im Leben stand. Als Ole erzählte, dass er mit Jan öfters eine Einrichtung für Obdachlose aufsuchte, in der man sehr günstig essen konnte, erzählte Pat, dass er auch in einer solchen Einrichtung arbeitete, als Koch. Jan war erstaunt; er wusste das gar nicht. Er wusste, dass Pat arbeitete, nicht sehr viel, weil er auch nicht sehr viel Geld benötigte, und auch nicht

zu regelmäßigen Zeiten. Aber er wusste weder, wo noch was er arbeitete. Er hatte dies auch nie gefragt, weder sich selbst noch Pat. Es war auf jeden Fall eine Erklärung dafür, dass Pat so gut kochen konnte. „Ich kann dir über meinen Job auch Lebensmittel besorgen“, bot Pat an, „Da bleibt eigentlich fast immer etwas übrig. Jan kann es dir ja dann bringen.“ Ole war dankbar für das Angebot. Das Geld, das er von der Sozialhilfe bekam, reichte kaum für seinen Lebensunterhalt, sodass ihm so eine Unterstützung tatsächlich willkommen war.

Jan wunderte sich immer noch, dass er über Pat etwas so Grundlegendes erst erfahren hatte, nachdem sie sich bereits ein dreiviertel Jahr kannten. „Ich habe gar nicht gewusst, dass du als Koch arbeitest“, sagte er, als er mit Pat wieder zurück zum Bauwagenplatz ging. „Das ist ja auch nicht so wichtig“, entgegnete Pat, „Das hat sich so ergeben und irgendwann ergibt sich etwas anderes. Genauso wie bei dir. Da hat es sich ja auch ergeben, dass du mit behinderten Menschen arbeitest. Im Grunde spielt so etwas überhaupt keine Rolle, oder?“ Jan verneinte. Das mit Pats Lebensmittelhilfe klappte ziemlich gut. Pat brachte ein bis zwei Mal die Woche einen Karton voll Lebensmittel, den Jan dann Ole gab. „Ich bin so froh, dass du da bist“, sagte Ole bei einem der Male, an dem Jan mit den Lebensmitteln zu ihm kam. „Du bist der einzig vernünftige Mensch, mit dem ich noch zu tun habe. Mein Partner ist ja wirklich eine wandelnde Neurose, das kann man nicht anders sagen, und meine Familie, das kann man ja ganz vergessen. Tja“, Ole machte eine Pause, bevor er fortfuhr, „und alle anderen sind weggerannt, weil sie Angst davor haben, mit meinem Sterben konfrontiert zu werden.“ „Dass du so einen Partner hast, verstehe ich wirklich nicht“, sagte Jan, „Irgendwie passt ihr überhaupt nicht zueinander.“ Er wunderte sich darüber, dass Ole bisher seinen Namen nicht erwähnt hatte. „Wir lieben uns. Ich liebe diesen Menschen, auch wenn ich selbst nicht verstehen kann, warum; und er liebt mich. Mit der Liebe ist es wie mit dem Tod: Da gibt es am Ende nichts zu verstehen.“

Dann erzählte Ole, dass er eine Tochter hatte. Das passte zu ihm noch weniger als ein Partner wie sein namenloser Partner, fand Jan. „Ich bin mal Samen-spender gewesen für ein lesbisches Pärchen“, erklärte er, „Und, naja, das Ergebnis davon ist jetzt dreizehn Jahre alt. Ich habe lange darüber nachgedacht und bin jetzt zu dem Schluss gekommen, sie vor meinem Ableben einmal zu sehen. Ich finde, sie soll wissen, wer ihr Vater ist.“ Ole hatte Kontakt zu ihren Müttern aufgenommen, die mit seiner Idee einverstanden waren, obwohl ur-

sprünglich vereinbart war, dass er anonym bleiben sollte. „Ich möchte sie noch sehen, solange ich wie ein Mensch aussehe“, sagte Ole. „Wenn mich die Krankheit erst völlig entstellt und das Virus mir den letzten Verstand geraubt hat, sodass ich nur noch vor mich hin lalle, kann ich mich ja keinem pubertierenden Mädchen mehr zumuten.“ Er lachte, als er das sagte.

Jan war etwas verwirrt. Ole kannte er nun sehr lange und sie hatten ein sehr enges und offenes Verhältnis miteinander. Und dennoch gab es in Oles Leben Dinge, von denen er nichts gewusst hatte. Er fragte sich, ob es auch in seinem Leben solche Geheimnisse gab, die andere, die ihm sehr nahe standen, nicht kannten. Wenn es so war, dann nur, weil er vergessen hatte, sie mitzuteilen, oder weil sie ihm so unwichtig erschienen waren, dass er gar nicht daran dachte, sie zu erwähnen. Aber wenn er darüber nachdachte, fiel ihm nichts ein, was er ihnen nicht mitgeteilt hatte, Pat, Ole oder Niklas. Er hatte im Gegenteil das Gefühl, ihnen gegenüber wie ein offenes Buch zu sein, in dem sie alles herauslesen konnten, was für ihn und in seinem Leben Bedeutung hatte. Wirklich alles. Zumindest alles, was auch ihm selbst bewusst gewesen war, und das war nicht wenig.

Das Geheimnis der Träume

Als Pat den Vorschlag machte, noch einmal zu seinen Bekannten aufs Land zu fahren, sagte Jan ohne zu zögern zu. Die Aussicht, ein paar Tage alleine mit Pat zu verbringen, war wie die Erfüllung eines Traumes. Allerdings war Niklas überhaupt nicht begeistert von dieser Idee. „Warum gehst du nicht ganz mit diesem Bauwagenfritzen weg“, sagte er, als Jan ihm von seinem Vorhaben erzählte. „Dann könnt ihr euch jeden Tag in eurem Glück suhlen und werdet auch nicht von Störenfrieden wie mir dabei belästigt.“ „Jetzt tust du wieder so, als wenn das gegeneinander stehen würde; es gibt für dich überhaupt keinen Grund, eifersüchtig zu sein, das solltest du doch inzwischen wissen.“ „Es steht gegeneinander und ich habe auch ein Recht, eifersüchtig zu sein. Du kannst dir nicht alles so zurecht denken, dass es für dich passt. Das funktioniert nicht, zumindest nicht mit mir.“ Niklas war zunehmend verärgert und schickte Jan schließlich nach Hause. „Jetzt gehst du besser. Wenn du wieder von deinem Ausflug in den siebten Himmel zurück bist, kannst du dich ja wieder melden. Vielleicht habe ich mich dann auch wieder beruhigt.“

Jan war darüber ziemlich verzweifelt, dass es überhaupt nicht gelang, den Widerspruch aufzulösen, in dem seine Beziehungen mit Niklas und Pat offensichtlich standen. Immerhin stellte Niklas ihn nicht vor die Alternative zwischen beiden und kündigte auch die Beziehung nicht auf. Aber er kämpfte darum, Jans alleiniger Beziehungspartner zu sein, und es wurde mit jeder Auseinandersetzung, die sie darum hatten, deutlicher, dass er nicht aufgeben würde. Als er zu Hause war, war Jan schließlich so verzweifelt und traurig, dass er weinen musste. Es gab für ihn keinen Ausweg; er konnte sich weder von Niklas noch von Pat trennen. Etwas anderes als eine Beziehung mit beiden war für Jan überhaupt nicht vorstellbar.

Es dauerte noch fast eine Woche, bis er mit Pat wegfuhr. Dadurch, dass er Niklas während dieser Zeit nicht traf, gab es ungewöhnlich viel Zeit, die er mit sich alleine verbrachte. Allerdings brauchte er diese Zeit, um sich für seine letzte Diplomprüfung vorzubereiten, die schon Anfang Dezember stattfinden sollte; da war nicht mehr viel Zeit. Die Prüfung zuvor war, wie schon davor die anderen, nicht sehr gut verlaufen. Zwar auch nicht schlecht, aber es war klar, dass es für eine berufliche Universitätslaufbahn nicht reichte. Dafür hätte er mit der Bestnote abschließen müssen, um sein vergleichsweise hohes Alter auszugleichen. Das Potential dafür hatte er zweifellos, aber er hatte ja kaum Zeit, sich auf die Prüfungen vorzubereiten; es war fast schon ein Wunder, dass er immerhin einen guten Abschluss hinbekommen würde. Aber eben keinen sehr guten. Dazu kam noch, dass die Prüfungen mündliche Prüfungen waren und er ziemliche Schwierigkeiten hatte, mit solchen Prüfungssituationen zurecht zu kommen. Bei der letzten Prüfung waren sogar zunächst seine Prüfungsunterlagen verschwunden, was ihn ziemlich verwirrte. Sie tauchten zwar wieder auf, so dass das Verschwinden kein echtes Problem darstellte, aber die Irritation bestimmte dennoch die Prüfung, in der er zwar alle Fragen beantworten konnte, aber mehrmals kurze geistige Abwesenheiten hatte, sodass der Prüfer zwei der Fragen wiederholen musste. Das genügte schon für eine Abwertung. Obwohl Jan in dieser Woche die Zeit dafür gehabt hätte, hatte er tatsächlich nicht viel für seine letzte Prüfung gelernt. Zu sehr hatten ihn die Auseinandersetzung mit Niklas in Beschlag genommen; und natürlich auch die Vorfreude auf das lange Wochenende mit Pat.

Mit Pat war verabredet, dass er nach der Arbeit Jan abholen sollte und sie dann gleich losfuhren. Passenderweise gab es an diesem Tag den ersten Win-

tereinbruch und Pat stand mit Mütze und Kapuze vor der Tür, als Jan sie öffnete. Mit seiner orangefarbenen Kapuze und der schwarzen Mütze darunter, so wie an dem Tag, als er das erste Mal vor seiner Tür stand, und wie er in Jans Träumen schon hunderte Male erschienen war. Jan war schon angezogen, sodass er sich lediglich die Mütze aufsetzen und die Kapuze seines Pullovers darüber ziehen musste, um mit Pat dann zum Bahnhof zu gehen. Als sie beide auf dem Bahnsteig standen und auf den Zug warteten, fühlte sich Jan spontan an den Tag erinnert, als er Max kennengelernt hatte. Allerdings war es an jenem Tag deutlich kälter gewesen als jetzt.

Auf dem Land war es richtig windig; nachdem sie aus dem Zug ausgestiegen waren, sagte Pat, dass er zu dünn angezogen war. „Ich hätte mindestens einen Pullover mehr drunterziehen sollen; nur einer ist zu wenig.“ Jan hatte zwei dicke Pullover unter seinem Kapuzenpullover. „Auf dem Hof werde ich mir eine Winterjacke ausleihen, die sind dort gut ausgestattet.“ Als er auf dem Bauernhof nach der Jacke fragte, sagte sein Bekannter, „Meinen alten Parka zieht er oft an, wenn er hier ist. So kommt er wenigstens ab und zu zum Einsatz.“ Er öffnete einen Schrank im Flur, aus dem er einen olivgrünen Parka zog. „Du kannst ihn auch mitnehmen; offensichtlich brauchst du etwas für den Winter. Ich trage den Parka sowieso nicht mehr.“ Jan fühlte sich wie gelähmt, als er sah, dass es genau so ein Parka war, wie ihn Len getragen hatte, ein Bundeswehrparka mit gefütterter Kapuze. Pat nahm ihn und hängte ihn an die Garderobe. Während sie mit Pats Bekannten Kaffee tranken, konnte Jan an nichts anderes mehr denken als daran, wie Pat wohl in dem Parka aussehen würde. Er schlug vor, nach dem Kaffeetrinken noch etwas spazieren zu gehen. „Es ist aber ziemlich ungemütlich draußen“, gab die Frau von Pats Bekanntem zu bedenken, aber Pat erwiderte, „Ach was, das kann uns nichts anhaben; so ein bisschen frische Luft.“ Jan beobachtete ihn gebannt, wie er sich den Parka anstelle des Kapuzenpullovers anzog. Pat sah wirklich gut aus in dem Parka, fand Jan. „Willst du nicht mitkommen?“, fragte Pat, der auch schon seine Mütze aufhatte; Jan hatte völlig vergessen, sich anzuziehen. Er zog sich hastig Schuhe und Pullover an, setzte seine Mütze auf und zog die Kapuze darüber.

Inzwischen hatte es angefangen zu schneien; allerdings war es zu warm, als dass der Schnee liegen blieb. Pat zog sich die Kapuze seines Parkas über und schloss hinter ihnen die Haustür. Jan war ganz in seinen Gedanken versunken, während sie zusammen in den Wald liefen. Pat in so einem Parka zu sehen,

brachte ihn reichlich durcheinander. In seinen Gedanken sah er einen Jungen, der etwa so alt war wie Len damals gewesen war, in einem Bundeswehrparka mit Mütze und Kapuze. Er sah diesem Jungen ins Gesicht und erkannte, dass es Pats Gesicht war. Sah Pat als Kind so aus, wie Len aussah? Immerhin hatte er genau wie Len blonde Haare und graublau Augen. Jan versuchte, so gut er nur konnte, sich an Lens Gesicht zu erinnern und es mit Pats Gesicht abzugleichen. Alleine schon wegen des Altersunterschieds kam er dabei zu keinem eindeutigen Ergebnis. Es konnte durchaus sein, dass beide gleich aussahen, musste aber nicht so sein. Dennoch hatten beide Gesichter eine ähnliche Ausstrahlung auf Jan. Er sah ihm intensiv ins Gesicht, dem Jungen aus seiner Erinnerung im Parka mit Mütze und Kapuze auf. „Ich heiße Pat“, sagte der Junge und sprach den Namen Pat wie Pät aus; seine Stimme war eindeutig Pats Stimme. „Ist etwas mit dir? Du bist so schweigsam“, fragte ihn Pat und legte seinen Arm um Jans Hüfte, „Ist alles ok?“ Jan sah in sein Gesicht. Er sah wirklich unvorstellbar gut aus in dem Parka und der Kapuze auf dem Kopf. „Alles ok“, sagte Jan, „Ich fühle mich gerade unglaublich gut, das ist alles.“

Jan wurde den Gedanken nicht mehr los, dass es eine Verbindung geben musste zwischen Len und Pat. Seit er Pat mit Parka gesehen hatte, ließ ihn der Gedanke nicht mehr los, dass er und Len irgendwie dieselben waren. In seinen Gedanken tauchte jeder einzelne Moment auf, den er mit Len erlebt hatte. Er konnte sich genau daran erinnern, wie er ihn ansprach, als er an der Supermarktkasse stand, wie er sagte, dass er weiße Schokolade lieber mochte als Nusschokolade und wie er sich die Kapuze seines Parkas über die Mütze zog, bevor sie auf den Parkplatz gingen, um dort ihre Schokoladen zu teilen. Er konnte sich sogar daran erinnern, dass Len eine Mütze mit „Bommel“ aufhatte. „Ich heiße Len“, ging Jan immer wieder durch den Kopf und, „Jan ist eine Abkürzung für Johannes.“

Bestand dieses Geheimnis, das große Geheimnis seines Lebens, das seine Sehnsüchte und Träume seit seiner Kindheit bestimmt hatte, tatsächlich darin, dass sie alle autistisch waren? Er, Len und Pat, vielleicht ein bisschen weniger auch Jan und Max? Dass sie sich deshalb miteinander verbunden fühlten, weil sie miteinander diese autistische Welt teilten? In seiner Arbeit mit behinderten Kindern hatte Jan durchaus die Erfahrung gemacht, dass er sich mit autistischen Kindern auf eine besondere Weise verbunden fühlte und sie sich auch mit ihm. Um wie viel stärker muss dann dieser Effekt sein mit Menschen, die

nicht wie jene Kinder sehr schwer behindert waren, sondern wie er sich halbwegs unauffällig unter den anderen Menschen bewegten? Unter Menschen, die sich von ihnen auf unvorstellbare Weise unterschieden? Konnte es sein, dass Autismus auf eine derartig grundlegende Weise alles ausmachte, was er als sein Leben empfand? Und welche Rolle spielte Niklas in dieser Geschichte? Konnte er zwischen den Welten vermitteln, weil er deutlich weniger autistisch war als Jan oder Pat, aber dennoch mehr als gewöhnliche Menschen? Und die Parkas mit gefütterter Kapuze, die sich wie ein roter Faden durch Jans Leben zogen, was hatte es mit ihnen auf sich? Es schien als ob sich mit der Beantwortung der Frage seines Lebens, weitere Rätsel und weitere Fragen auftaten, als ob mit jedem Schritt, den er dem Ziel näher kam, es sich weiter von ihm entfernte, wie eine Horizontlinie.

Das Wochenende auf dem Land war wieder sehr intensiv. Durch die Begegnung mit dem Parka noch wesentlich intensiver als beim ersten Mal, obwohl sich Jan schon dazu kaum eine Steigerung vorstellen konnte. Er konnte sich gut ein Leben vorstellen, das darin bestand, jeden Tag mit Pat im Freien unterwegs zu sein, oder mit ihm zusammen zu baden, bis das Badewasser kalt wurde, seine Anwesenheit zu genießen und ihr Einssein. „Ich fühle mich wirklich frei, wenn ich mit dir zusammen bin“, sagte Pat immer wieder und, „Dich möchte ich nicht mehr verlieren, bis zu meinem Lebensende nicht.“ Dabei sah er wirklich glücklich aus, fand Jan. Den Parka behielt Pat an, als sie gingen. „Der ist schon auf einigen Demos dabei gewesen und mehr als einmal von einem Wasserwerfer gewaschen worden“, erzählte Pats Bekannter, „So ein Bundeswehrparka ist ja unverwüstlich, den kannst du noch lange tragen.“ In Jans Gedanken hatte sich das Bild von Pat in dem Parka, mit Mütze und Kapuze, regelrecht eingebrannt.

Als sich Jan während der Rückfahrt gleich wieder mit ihm verabreden wollte, sagte er, dass er vorhatte, seine Schwester zu besuchen. Jan wusste gar nicht, dass Pat Geschwister hatte; schon wieder etwas, was er unerwarteterweise aus seinem Leben erfuhr. „Einen jüngeren Bruder habe ich auch; mit dem habe ich mich aber nie gut verstanden“, erzählte Pat, „Der heißt Lennart; was für ein bescheuerter Name. Früher nannten sie ihn alle Lenny.“ Dabei schüttelte er den Kopf. Jan fand Lennart als Namen überhaupt nicht bescheuert; im Gegenteil. Zu Len abgekürzt fand er ihn ausgesprochen schön, so schön, dass er selbst gerne so heißen würde. Dass Pat den Namen nicht mochte, irritierte ihn ziemlich; vielleicht lag das ja an dem Bruder. „Ich hatte schon lange keinen

Kontakt mehr zu meinen Geschwistern, aber vor Kurzem hat mir meine Schwester geschrieben. Und jetzt werde ich sie besuchen.“ Pat hatte vor, gleich zwei Wochen weg zu sein. Jan konnte sich überhaupt nicht vorstellen, ihn zwei Wochen lang nicht zu sehen; so lange waren sie noch nie getrennt gewesen, seit sie sich kennengelernt hatten. Noch nicht einmal eine Woche waren sie seither getrennt gewesen. Dennoch dachte Jan, dass es vielleicht ganz gut so war, da er sich auf diese Weise noch etwas besser auf seine letzte Diplomprüfung vorbereiten konnte. Aber es fiel ihm schwer, sich auf eine derartig lange Trennung einzulassen. Die zwei Wochen kamen ihm ausgesprochen lange vor; und es verging kein Tag, an dem er nicht an Pat dachte.

Als die Zeit um war und Pat wieder zurück sein sollte, ging Jan gleich zu ihm auf den Bauwagenplatz, ohne vorher anzurufen. Pat war auch zu Hause und saß auf dem Bett mit einem Zeichenblock in der Hand, den er zur Seite legte, als Jan in den Wagen kam. „Bist du schon lange zurück?“, fragte Jan, nachdem ihn Pat freudig begrüßt hatte. „Ich bin gar nicht weg gewesen“, antwortete er, „Ich war die ganze Zeit hier.“ „Du wolltest doch deine Schwester besuchen, hast du gesagt“, erwiderte Jan, der von Pats Antwort sehr irritiert war. „Ja, hatte ich gesagt. Aber ich brauchte einfach Zeit für mich; ist doch in Ordnung, oder nicht?“ „Doch, natürlich“, sagte Jan, der nicht genau wusste, ob er es wirklich in Ordnung fand. Zwei Wochen lang hatte er dem Wiedersehen mit Pat entgegen gefiebert und dabei war er die ganze Zeit hier. Hatte er keine Sehnsucht verspürt, mit Jan zusammen zu sein?

Jan starrte auf den Skizzenblock, während er versuchte, die Irritation, die Pats Verhalten in ihm ausgelöst hatte, zu beruhigen. Er fühlte sich ganz schön aufgewühlt. Die Zeichnung, die er auf dem Block sah, gefiel ihm gut. Sie zeigte eine Phantasiefigur, die aber sehr realistisch und sehr detailreich ausgearbeitet dargestellt war; die Perspektive und die Proportionen wirkten sehr stimmig. „Komm, setz dich zu mir“, sagte Pat und räumte den Block in eine seiner Schubladen unter dem Bett. Kaum dass Jan die Schuhe ausgezogen hatte und neben ihm auf dem Bett saß, riss ihn Pat mit einem kräftigen Schwung um, sodass er auf dem Rücken lag. Pat sprang auf ihn, packte seine Hände an den Gelenken und drückte sie neben seinem Kopf auf das Bett. „Na los, willst du dich nicht wehren?“, fragte er. Jan versuchte zaghaft, sich aus seinen Griffen zu entwinden; so von Pat festgehalten zu werden, erregte ihn ungemein. „Vielleicht muss ich dich noch etwas mehr motivieren“, sagte Pat und fing an, seine

Knie auf Jans Oberarme zu drücken. Das schmerzte so sehr, dass Jan gar nicht anders konnte, als sich nun heftiger aus seiner Position befreien zu versuchen. Schließlich gelang es ihm, Pat neben sich zu bugsieren und sich auf ihn zu rollen. Pat streckte seine Arme von sich und sagte, „Ich gebe auf, ich kann nicht mehr.“ Das war er wieder, der Pat, dem Jan nahe war; die Irritationen waren verschwunden, als wenn sie nie da gewesen wären. Als wenn es gar nicht geschehen wäre, dass Pat sagte, er würde seine Schwester besuchen, um sich dann aber zwei Wochen lang von Jan zu erholen.

Nachmittags gingen sie zusammen zur Elbe. Pat zog sich einen Pullover und den Parka über und sagte, während er ihn zuknöpfte, „Die Jacke ist richtig cool; nur an die Kapuze muss ich mich noch gewöhnen. Ich finde, die ist ein Tick zu groß, aber mit der Mütze drunter geht es.“ Er setzte sich seine Mütze auf und schob die Kapuze darüber. Jan hatte auch nur einen Kapuzenpullover mit einem zweiten Pullover darunter an, was eigentlich genügte – so kalt war es an dem Tag nicht. Auf dem Weg zur Elbe erzählte Pat, dass er als Jugendlicher sehr unter seiner Familie gelitten hatte. Sei Vater musste ein richtiger Tyrann gewesen sein, der sich ständig mit seiner Mutter gestritten hatte. „Bis er uns rausgeschmissen hatte und meine Mutter mit uns Kindern gehen musste.“ Mit der Situation, alleine mit den Kindern zu leben, war sie dann wohl völlig überfordert. „Sie versuchte dann nur noch eine Art Normalität herzustellen, die mit unserem Leben überhaupt nichts zu tun hatte. Irgendwann habe ich die Schule abgebrochen und bin gegangen. Einfach nur weg. Es war schon schwer, sich alleine durchzuschlagen, aber besser als dieser Zustand, der sich ‚Zuhause‘ nannte, viel besser.“ Pat hatte seither keinen Kontakt mehr mit seiner Familie gehabt, bis sich vor wenigen Wochen seine Schwester bei ihm meldete. „Da wurde mir das erste Mal überhaupt klar, dass ich nicht der einzige war, der darunter gelitten hatte. Wie waren wir alle froh, als der Alte endlich weg war. Aber danach kamen wir regelrecht vom Regen in die Traufe. Und das Schlimmste ist, dass an mir dieser Name klebt, den er mir gegeben hat. Patrik; und das auch noch falsch geschrieben.“ Das war wohl auch der Grund, warum er seinen Namen nicht mochte.

Einige Tage später, als sie sich bei Jan trafen, zeigte ihm Jan ein paar von den Bildern, die er gemalt hatte. „Die haben ja überhaupt nichts persönliches“, sagte Pat sofort, als er die Bilder sah. „Da ist gar nichts individuelles in diesen Bildern; warum malst du denn so etwas?“ Jan war von seiner Reaktion ziemlich

überrascht und hatte keine Antwort auf die Frage. Bis dahin waren ihm seine Bilder sehr individuell vorgekommen, aber auf Pat wirkten sie scheinbar völlig anders. Es war eindeutig, dass er Jans Bilder nicht mochte. Jan fand das nach einiger Überlegung auch gar nicht schlecht; die Tatsache, dass nun auch bei Pat ein gewisser Widerstand zu spüren war, war auch ein Zeichen dafür, dass er real war. Ein Dasein, in dem Jan nur noch in anderen Personen aufging und aufgehört hatte, als eigenständiges Wesen zu existieren, ist vielleicht auch ein irrealer Zustand. Zumindest einer, der in der Welt der Menschen keinen Bestand haben konnte.

Bei Niklas hätte sich Jan dagegen etwas weniger Widerstand gewünscht. So gerne hätte er auch ihn in sich gehabt, in seiner Traumwelt, aber Niklas widersetzte sich beharrlich. Von wenigen Momenten abgesehen stagnierte die Beziehung nach wie vor. Jan hatte nicht den Eindruck, in den vergangenen Monaten wirklich weiter gekommen zu sein. Was sich verändert hatte, war im Wesentlichen, dass er Niklas gegenüber nicht mehr so verletzlich war. Pat gab ihm die Kraft, auch in der Beziehung mit Niklas vieles zu tragen, was Niklas nicht tragen wollte oder gar nicht tragen konnte. Auch mit Oles Krankheit kam Niklas nicht zurecht. Es belastete ihn sehr, jemanden zunehmend erkranken zu sehen, mit dem er sich schließlich auch verbunden fühlte. Auch wenn es vielleicht keine echte Freundschaft war, gehörte er immerhin zu den wenigen Kontakten, die Ole noch pflegte. Den Gedanken, dass Ole in absehbarer Zeit sterben würde, fand Niklas ausgesprochen bedrohlich. Ihm gefiel es daher überhaupt nicht, dass Jan nun der Verantwortliche für das erwartete Sterbeprozedere war. Auch die philosophischen Gespräche, die Jan und Ole nach wie vor miteinander pflegten, gefielen Niklas nicht. Für ihn war das alles eine Schönfärberei von Dingen, über die man besser gar nicht reden sollte. „Das Sterben ist einfach inakzeptabel. Da gibt es doch überhaupt nichts gutes daran. Man sollte nicht so tun, als könnte man dem noch etwas positives abgewinnen.“ Das war Niklas' Meinung, von der er auch nicht abzubringen war. Im Grunde war es so, dass Jan und Niklas meistens in einen Streit gerieten, wenn sie anfangen, über etwas zu diskutieren. Dabei war es auch völlig egal, ob sie über alltägliche Dinge diskutierten, wie die Sauberkeit der Wohnung, oder darüber, in welchem Verhältnis ihre Verabredungen zu denen zwischen Jan und Pat standen, oder über eher philosophische Themen, wie zum Beispiel Sterben und Tod.

Dennoch gab es immer auch die Momente, in denen sie nicht diskutierten, sondern einfach nur zusammen waren, oder im Bett lagen und kuschelten. Das fühlte sich dann sehr vertraut an; da waren sie sich nahe. Einmal hatte Niklas Jan sogar die Handschellen angelegt, unaufgefordert, und mit den Händen auf dem Rücken. Aber es war klar, dass er mit einem gefesselten Jan nichts anfangen konnte, sodass die Situation dann eher merkwürdig war als anregend. Es schien, als stand die Sprache zwischen ihnen, als tat sich jedes Mal eine unüberbrückbare Distanz auf, wenn sie miteinander redeten. Eine Sprache, die nichts anderes als Missverständnis und Befremden hervorbrachte; eine Sprache, die trennte statt zusammenzubringen. Wenn sie nicht sprachen und sich einander einfach nur spürten, konnten sie sich wirklich nahe sein. Manchmal fragte sich Jan, ob es nicht besser wäre, wie manche anderen Autisten auch, einfach mit Reden aufzuhören. Vielleicht wäre dies ja der Schlüssel, der ihn aus seinem gläsernen Gefängnis, aus seiner Isolation, befreien würde.

Die letzte seiner Diplomprüfungen verlief wie erwartet: Er hatte zwar alles richtig beantwortet, aber war wieder mit seinen Antworten zu langsam, sodass er wieder nur eine Zwei bekam. Jan war erleichtert, damit diese Prüfungszeit endlich überstanden zu haben, die sich immerhin über mehr als ein halbes Jahr erstreckt hatte. Dennoch war damit auch definitiv klar, dass er in der Wissenschaft keine Perspektive mehr finden würde. Halbwegs klar war es schon länger, eigentlich seit an der Universität sein wahres Alter herausgekommen war. Er sah sehr jung aus, sodass sein Professor regelrecht überrascht über sein wirkliches Alter gewesen war, als er es erfahren hatte. Er sagte daraufhin, dass es mit über Dreißig keinen Sinn machte, eine Laufbahn an der Universität anzustreben. Von der strahlenden Zukunft in der Mathematik, die ihm noch kurz zuvor vorhergesagt wurde, war plötzlich keine Rede mehr. Jan hatte sich nie über andere Perspektiven Gedanken gemacht; er hatte überhaupt keine Idee, was dem Studium folgen sollte. Einen normalen Beruf auszuüben, kam eigentlich nicht in Frage. So etwas hatte er noch nie gemacht und er wusste auch nicht, wie er zu solch einem Beruf kommen sollte. Erwachsen werden und einen Beruf haben, das hatte er lange aufschieben können, doch jetzt traten diese Anforderungen mit Macht in sein Leben.

Zum Glück war er aber mit seinem aufreibenden Leben, mit Pat, Ole und Niklas, so sehr beschäftigt, dass er auch keine Zeit hatte, sich um solche Fragen zu kümmern. Er hatte ja noch seinen Job als Betreuer behinderter Menschen,

in dem er zwar nicht viel verdiente, aber gerade genug zum Leben. Er benötigte zum Glück ja nicht viel Geld; überhaupt benötigte er kaum etwas von dem, was ihm die reale Welt zu bieten hatte.

Ole

Die Stimme klang ziemlich hysterisch am Telefon und forderte Jan auf, so schnell wie möglich zu Ole zu kommen. Jan ging auch sofort los und war etwa zehn Minuten später bei Ole, der röchelnd im Bett lag. „Der Arzt ist auch schon unterwegs“, sagte Oles Freund, der ihn wohl angerufen hatte. Ole wurde umgehend in die Klinik gebracht, wohin ihn beide begleiteten. Oles Freund jammerte die ganze Zeit und sagte, dass es jetzt wohl zu Ende ginge mit Ole und dass er das alles gar nicht ertragen konnte. Bis Jan ihn aufforderte, endlich ruhig zu sein. Nach etwa zwei Stunden war Ole wieder ansprechbar. Er hatte Wasser in der Lunge, das mit einer Punktion entfernt wurde. Jan war erstaunt zu sehen, wie fröhlich Ole war, als sie kurze Zeit später bei ihm am Krankenbett saßen. Er scherzte über die Hysterie seines Partners und überhaupt über die Aufregung, die seine Atemnot verursacht hatte. „Du sahst aber wirklich so aus, als würdest du gleich sterben“, erwiderte Jan. „Und wenn schon; irgendwann werde ich bestimmt sterben, vielleicht in ein paar Monaten, vielleicht auch schon heute oder morgen. Irgendwann werdet ihr auch sterben, in ein paar Jahren oder Jahrzehnten vielleicht – was spielt das für eine Rolle? Das wird alles überbewertet – eines von Milliarden von Menschenleben. Nichts, im Grunde genommen.“ „Für mich ist es aber nicht nichts, wenn du stirbst“, entgegnete sein Freund, doch Ole lachte darüber. „Vielleicht jetzt nicht, aber irgendwann bestimmt. Spätestens wenn du tot bist, dann ist da auch nichts mehr, woran du dich erinnern könntest.“

Ole wollte am selben Tag wieder nach Hause gehen, aber der behandelnde Arzt bestand darauf, dass er noch eine Nacht im Krankenhaus bleiben sollte. Jan verabredete mit Ole, ihn am nächsten Tag abzuholen, bevor er zusammen mit Oles Partner wieder ging. Als sie gerade dabei waren, aus dem Zimmer zu gehen, rief ihn Ole zu sich. „Pass ein bisschen auf ihn auf“, flüsterte er, „Nicht dass er das Ganze überhaupt nicht mehr verkraftet.“ Jan lud Oles Freund anschließend zu sich ein, weil er kein gutes Gefühl dabei hatte, ihn nach diesem Ereignis alleine zu lassen. Der erzählte von seinen Aufenthalten in der Psychiatrie und davon, dass er schon öfter in Menschen verliebt war, die er nach nur kurzer Beziehungszeit wieder verloren hatte. Wieso ließ er sich dann auf eine Beziehung mit jemandem ein, der todkrank war? Jan fand es schwer zu verstehen, wieso er sich offensichtlich immer wieder in Situationen gebracht hatte,

die ihn eindeutig überforderten. Es war eigentlich absehbar, dass er auch diesmal nach Oles Tod zusammenbrechen und in der Psychiatrie landen würde. Jan musste die ganze Zeit über daran denken, dass er immer noch nicht wusste, wie Oles Freund hieß. Er hatte wohl einen sehr ungewöhnlichen Namen; anders konnte sich Jan überhaupt nicht erklären, dass er so geheim blieb. Er überlegte sich, ob er ihn nicht einfach nach seinem Namen fragen sollte, traute sich aber am Ende doch nicht. Nach kurzer Zeit ging Oles Freund wieder.

Jan ging der Umstand nicht aus dem Kopf, dass Ole zuerst wirkte, als würde er wirklich gleich sterben, und wenige Stunden später wieder sehr munter war. Tod und Leben waren in solchen Momenten unwirklich nahe; es war schwierig, sich beides als zugleich anwesend vorzustellen. Rang Ole in diesem Moment wirklich um sein Leben und war wenige Stunden später wie durch ein modernes medizinisches Wunder von diesem Todeskampf befreit? Oder wirkte die Situation einfach nur gefährlicher als sie eigentlich war? Diese Frage ließ sich nicht abschließend beantworten. Immerhin war Ole alleine dank der Medikamente, die er täglich einnahm, überhaupt noch am Leben. Wie Jan später erfahren hatte, war das Wasser in Oles Lunge im Wesentlichen eine Nebenwirkung dieser Medikamente. Durch sie hatte sich bereits einige Wochen zuvor Wasser in Oles Gewebe gesammelt, wodurch er sehr aufgedunsen aussah. Doch auch das legte sich nach und nach wieder.

Letzte Reisen

Am nächsten Morgen holte Jan Ole aus dem Krankenhaus ab. Ole wirkte sehr unbeschwert, als wenn nichts besonderes gewesen wäre. Jan spürte dagegen immer noch die Nachwirkungen des Eindrucks, den der um sein Leben röchelnde Ole am Tag davor bei ihm hinterlassen hatte. Genau das war eigentlich das Besondere an Ole, dass er auch solche Begebenheiten mit einer erschreckenden Leichtigkeit hinnahm, sich zugleich aber ihnen auch stellte. Er war weit davon entfernt, hier irgendetwas zu verdrängen. „Hattest du keine Angst gestern, als du keine Luft mehr bekamst?“, fragte ihn Jan. „Natürlich hatte ich Angst“, sagte Ole und ergänzte nach einer Pause, „Aber es ist auch eine Art Erleichterung, wenn das Gefühl aufkommt, dass es gleich vorbei ist. Vielleicht wäre es das Beste gewesen, wenn ich gestern tatsächlich gestorben wäre; dann hätte ich es jetzt hinter mir. Aber so; es ist absehbar, dass ich wieder in einen Zustand komme, an dem ich denke, jetzt ist es soweit. Und dann werde

ich wieder dazu verdonnert, weiter zu leben und zu leiden. Das Schlimmste wäre, wenn es nie enden würde; so wäre wohl das Leben, wenn es den Tod nicht gäbe. Der Tod ist in Wirklichkeit ein Segen und wir sollten uns alle auf den Tag freuen, an dem er uns von unserem Leben befreit. Und von den Lebenden.“ Ole lachte, als er das sagte. „Ja, leiden“, setzte er fort, „Das Leben ist die eigentliche Verdammnis, nicht der Tod.“

Das war wirklich gelebte Philosophie, dachte Jan, durch und durch ehrlich und wahr. Zumindest so wahr, wie Philosophie überhaupt wahr sein konnte. „Und was das Leiden dann noch ganz besonders potenziert, ist Erkenntnis“, ergänzte er Oles Ausführungen, „aber ohne die Erkenntnis wäre das alles noch unerträglicher.“ „Ja“, antwortete Ole, „aus dir wird auch noch mal ein richtiger Philosoph werden.“ Er lachte dabei. Was Philosophie anging, war Ole zweifellos eine der besten Schulen, die man sich denken konnte.

Seit diesem Ereignis war Jan deutlich öfter bei Ole als zuvor. Auch Niklas begleitete ihn öfter bei seinen Besuchen, obwohl ihn die Nähe zu Oles schrittweisem Sterben spürbar belastete. Jan sah Oles Partner nur noch selten bei Ole. Seine Hysterie wurde von Ole zunehmend als Belastung empfunden, weil sie überhaupt nicht dem Gemütszustand entsprach, mit dem er aus dem Leben gehen wollte. Ole musste sich immer wieder das Wasser aus der Lunge entfernen lassen. Dadurch, dass sein Arzt dies im Auge behielt und frühzeitig veranlasste, kam es allerdings nicht mehr zu solchen spektakulären Atemnöten. Dennoch verschlechterte sich Oles Zustand innerhalb von nur wenigen Wochen deutlich. Er wurde immer kurzatmiger und schwächer und bekam daher auch eine intensivere Betreuung von seinem Pflegedienst. An manchen Tagen schaffte er es gar nicht mehr, aus dem Bett zu kommen.

Was auch deutlich zunahm, war seine Zerstreutheit, die zwar nicht konstant anhielt, aber immer häufiger auftrat. Ole wirkte dann sehr unkonzentriert und sehr weit entfernt. Manchmal erzählte er auch Dinge, die auf Jan ziemlich merkwürdig wirkten. Beispielsweise, dass er den Verdacht hegte, die Mutter seiner Tochter wäre darauf aus, ihn zu entmündigen. Solche Vermutungen waren schlicht absurd und Jan konnte nicht einschätzen, ob sie auf die Auswirkungen der AIDS-Viren auf seine Nerven zurückzuführen waren oder einfach nur darauf, dass er inzwischen sehr zurückgezogen lebte. Er war oft alleine und grübelte; mit Vorliebe über das Schlechte in den Menschen. Aber es gab dennoch

immer wieder auch die philosophischen Momente, die Momente einer unvorstellbaren Klarheit und Offenheit waren.

Ole hatte einen Plan für sein Sterben, in den nur Jan eingeweiht war; und nach diesem Plan trat es nun, mit dieser deutlichen Verschlechterung seines Gesundheitszustandes, in die letzte Phase ein. Oles Ziel war es, noch einmal seine Tochter und seinen früheren besten Freund zu besuchen, die ja beide nicht in Hamburg wohnten, um danach, sehr wahrscheinlich mit Jans Hilfe, seinem Leben und Leiden ein Ende zu setzen. Von den tödlichen Medikamenten, die er dafür benötigte, hatte sich Ole inzwischen genügend besorgen lassen und Jan war auch in der Lage, selbst eine Infusion zu legen, falls keiner der Pfleger es tun würde. Er kannte auch die notwendigen Dosen, von dem Schlafmittel, das er Ole dann zuerst verabreichen sollte, und von dem Mittel, was am Ende den Herzstillstand herbeiführen sollte. Vor allen Dingen damit durfte er auf keinen Fall geizen, wenn es soweit war. Die Vorstellung, seinen besten Freund zu töten, kam Jan sehr abstrakt vor und damit auch sehr unwirklich; er hoffte, dass es nicht so weit kommen würde, aber er wusste auch, dass sich diese Hoffnung mit einiger Wahrscheinlichkeit nicht erfüllen würde.

Niklas wusste zwar, dass Ole einen solchen Notfallplan hatte, aber er wusste nicht, wie konkret er bereits vorhatte, ihn auch umzusetzen. Es war gut, dass er es nicht wusste; es hätte ihn mit Sicherheit zu sehr beunruhigt. Jan dachte manchmal daran, Niklas davon zu erzählen, dass es diesen Plan gab, der schließlich vorsah, seinen besten Freund zu töten. Aber für Niklas wäre das eine große Belastung gewesen, da war sich Jan ziemlich sicher. Darin wurde er bestätigt, als er Ole wieder einmal in einem schlechten Zustand vorfand, diesmal zusammen mit Niklas. Es war das erste Mal, dass Niklas ihn so mitbekommen hatte, weil sich Ole immer bemühte, anderen Menschen nicht zu zeigen, wie schwer er tatsächlich erkrankt war; Jan bildete da die einzige Ausnahme.

Er lag im Bett und atmete schwer. „Ich kann jetzt keinen Besuch empfangen“, sagte er, als Niklas und Jan in das Zimmer kamen. Dabei starrte er zur Decke, ohne seinen Blick davon auch nur einen Moment abzuwenden. „Brauchst du irgendetwas?“, fragte Niklas, „Sollen wir den Pflegedienst rufen oder etwas einkaufen?“ „Nein, ich brauche nichts mehr“, antwortete Ole, „Ich will einfach nur sterben; endlich in Ruhe sterben.“ „Wir sollten gehen“, sagte Jan zu Niklas. „Wir können ihn doch aber nicht so liegen lassen“, entgegnete Niklas, worauf-

hin Ole in zunehmend weinerlichem Ton sagte, „Lasst mich alleine; ich möchte nur in Ruhe sterben. Das ist alles, mehr möchte ich gar nicht. Lasst mich bitte.“ Jan wusste, dass es wirklich das Beste war, Ole alleine zu lassen. Er wusste, dass Ole es als Belastung empfand, Zeugen für solche Momente zu haben, die er selbst auch als unwürdig empfand.

Auf dem Weg zu Niklas redeten die beiden nicht miteinander. Als sie schließlich bei Niklas waren, sagte Niklas, „Wir müssen doch etwas tun; wir können ihn doch nicht einfach in so einem Zustand sich selbst überlassen.“ „Was willst du da tun“, entgegnete Jan, „Ole ist sehr krank und wird an der Krankheit sterben; da kann niemand etwas tun.“ „Du bist einfach gefühllos. Du mit deiner rationalen Sicht auf alles; das ist doch unmenschlich“, platzte es aus Niklas heraus. Jan war etwas erstaunt, mit diesem Vorwurf konfrontiert zu werden. Es war überhaupt nicht nachvollziehbar, was Niklas von ihm erwartet hatte. Als er fragte, was an seinem rationalen Herangehen verkehrt war, packte ihn Niklas an den Armen und fing an zu schreien, „Er stirbt, verstehst du das nicht, Ole stirbt und dich lässt das alles kalt.“ Immer wieder schrie er, „Ole stirbt“, und hielt Jan dabei so fest an den Armen, dass es weh tat.

Schließlich ließ er Jan los, glitt langsam auf den Boden und weinte. Jan war starr vor Schreck; er stand da und sah Niklas beim Weinen zu; er war unfähig sich zu bewegen. Nach einer Zeit, die ihm ewig vorkam, versuchte er, Niklas in den Arm zu nehmen. Doch Niklas entwand sich ihm und sagte, „Lass mich bitte alleine.“ Nach kurzem Zögern ging Jan schließlich nach Hause. Da saß er auf seinem Bett und starrte vor sich hin. Er war unfähig, einen Gedanken zu fassen, unfähig auch, etwas zu fühlen. Niklas' Gefühlsausbruch war zu viel, mehr, als er verkraften konnte. Nachdem ein paar Stunden später wieder Gedanken in ihn Einzug hielten, entschied er, sich etwas Ablenkung zu verschaffen und Pat zu besuchen. Der saß in seinem Bauwagen auf dem Bett. „Gut, dass du kommst“, sagte er, „Ich war gerade dabei, unsere Reise zu planen.“ Pat und Jan hatten schon seit Langem einen gemeinsamen Ausflug geplant. Es „Reise“ zu nennen, war sicherlich übertrieben; geplant waren fünf Tage, An und Abreise inklusive. Sie wollten an die Nordsee fahren, dahin, wohin vor ein paar Jahren Jan mit Niels gefahren war. „Was willst du denn planen“, fragte Jan, „Es ist doch eigentlich alles geregelt: Die Unterkunft ist reserviert und ich habe auch schon die Zugverbindungen herausgesucht.“ „Aber, was wir mitnehmen und was wir da alles unternehmen wollen, ist ja noch überhaupt nicht klar. Und in

einer Woche fahren wir schon.“ Eine Woche war tatsächlich nicht mehr viel Zeit. Dennoch konnte sich Jan auf die Planungen nicht einlassen; zu präsent waren seine Auseinandersetzungen mit Oles Sterben.

Jan besuchte Ole einen Tag später wieder; es ging ihm deutlich besser als am Tag zuvor. Dennoch war dieser Zustand wieder einmal ein deutliches Zeichen, dass Ole tatsächlich nicht mehr lange leben würde. Früher oder später würde die Zeit kommen, an dem es Ole anschließend nicht mehr besser gehen würde. Aber bevor es so weit kommen sollte, wollte er seinem Leben selbst ein Ende bereiten. Am Ende zu qualvoll ersticken oder zu spüren, wie ihn langsam seine Kräfte verließen, so etwas wollte Ole auf jeden Fall vermeiden.

Es dauerte einen Moment, bis Jan klar wurde, dass Ole dabei war, seine Aufzeichnungen in kleine Stücke zu zerreißen und in den Papierkorb zu werfen. Er hatte unzählig viele Zettel mit Aufzeichnungen, meist philosophischer Natur, aber auch Gedichte, die er geschrieben hatte, oder einfach nur einzelne Sätze. Insgesamt war es eine beachtliche Menge an Text, die Ole in den letzten Jahren geschrieben und sorgfältig aufbewahrt hatte. „Jetzt ist der Moment gekommen, sich endgültig von allem weltlichen zu trennen“, sagte er, während er weiter die Papierbögen zerriss. „Alle sind ja darauf erpicht, dieser Welt ihren Stempel aufzudrücken“, setzte Ole fort, „und ihre Hundemarken zu setzen. Das muss ich nicht auch noch tun.“ Jan war ein wenig erschrocken. Er empfand Oles Gedanken als sehr tiefgründig und wertvoll; zu wertvoll, als dass sie einfach vernichtet werden konnten. Er hatte sich selbst schon als Oles Nachlassverwalter gesehen und sich Gedanken darüber gemacht, wie er diese vielen losen Zettel für Oles Nachwelt aufbereiten sollte.

„Bist du sicher, dass du all das einfach wegwerfen willst?“, fragte er ungläubig. „Natürlich bin ich mir sicher, sonst würde ich es nicht tun. Und bevor dann jemand wie du auf die Idee kommt, mich posthum zu einem Philosophen oder Poeten machen zu wollen, Sorge ich selbst dafür, dass so etwas auf keinen Fall geschehen wird.“ Nach einer Weile ergänzte er, „Solange es noch geht.“ Ole sagte, dass er seine Sachen komplett seiner Tochter vermachen wollte. Er hatte das wohl so mit der Mutter seiner Tochter abgesprochen und auch schon in einem Testament festgelegt. „Wenn du davon etwas haben möchtest, kannst du es dir einfach nehmen.“ Es ging dabei hauptsächlich um seine Bücher und Schallplatten; ansonsten besaß Ole kaum etwas wertvolles. Jan verbrachte

den ganzen Nachmittag mit Ole, der dabei seine Papierbögen und Notizzettel zerriss; jeden einzeln.

Die folgenden Tage ging es Ole recht gut, sodass Jan unbesorgt mit Pat an die Nordsee fahren konnte. Ansonsten hatte er inzwischen das Gefühl, solche Reisen auch von Oles gesundheitlichen Zuständen abhängig machen zu müssen. Es wäre sehr schlecht gewesen, nicht da zu sein, wenn Ole sozusagen seine letzte Reise antrat. Es war geplant, zwei Wochen nach der Fahrt mit Pat mit Niklas für ein paar Tage an die Ostsee zu fahren. Das war als Ausgleich für die Fahrt mit Pat notwendig gewesen, um Niklas in dem Beziehungsgeflecht nicht zu benachteiligen. Es passte auch ganz gut, weil Ole vorhatte, zusammen mit seinem Partner ein paar Tage zu verreisen. Den hatte er die letzten Wochen nicht sehr oft gesehen, daher hatte er das Gefühl, mit ihm noch etwas Zeit verbringen zu müssen, bevor es zu spät war. Es war allerdings eher das Gefühl, es ihm schuldig zu sein. Sie planten die Reisen so, dass Jan und Niklas zwei Tage vor Ole und seinem Freund fuhren, aber am selben Tag wie die beiden wieder zurückkamen.

Die Zeit mit Niklas an der Ostsee war unerwartet entspannt. Sie unternahmen ausgedehnte Spaziergänge, bei denen sie kaum miteinander redeten. Jan genoss es, die Tage damit zu verbringen, warm eingepackt, mit Mütze und Kapuze, dem Meer und dem Wind zu lauschen. Er hatte seine schwarze Jacke dabei, deren Kapuze sich während ihres Ostsee Aufenthalts so gut anfühlte wie bis dahin noch nie. Sie hatten beide eine sehr angespannte Zeit hinter sich und empfanden es beide als sehr heilsam, dass diese Spannung wenigstens für ein paar Momente von ihnen abfiel. Und es waren sehr ausgedehnte Momente. Die Heizung in ihrer Unterkunft funktionierte nicht richtig, sodass die Temperatur darin kaum mehr als zwölf bis dreizehn Grad betrug. Jan kam es in dem Zimmer manchmal so kalt vor, dass er auch drinnen noch eine Weile Mütze und Kapuze aufbehielt. Die niedrige Temperatur hatte aber auch den Effekt, dass Jan und Niklas viel Zeit zusammen im Bett verbrachten und dabei so intensiv miteinander kuschelten wie schon lange nicht mehr. Es war tatsächlich ein wenig so, wie sich Jan die Beziehung mit Niklas schon seit Jahren gewünscht hatte. Unter der dicken Bettdecke dicht an Niklas geschmiegt zu liegen oder warm eingepackt in seiner Jacke mit Mütze und Kapuze mit Niklas spazieren zu gehen, das gab ihm ein Gefühl von Geborgenheit, wie er es mit Niklas noch nie so gespürt hatte.

Jan war sehr glücklich, aber spürte zugleich tief in sich eine Unruhe; irgendetwas unheilvolles kündigte sich an, das spürte er genau. Er spürte auch, dass es etwas mit einer unvorstellbaren Wucht war. Die meiste Zeit gelang es ihm, diese subtile Beunruhigung zu unterdrücken, aber sie brach immer wieder hervor und unterbrach die Entspannung, die an diesen Tagen ansonsten verspürte. Es war ein merkwürdiges, zutiefst widersprüchliches Gefühl von einer außerordentlichen Zufriedenheit und einer fast schon abgründigen Beunruhigung, die sich immer mehr in den Vordergrund drängte.

Nachdem sie wieder zurückgekommen waren, rief Jan gleich bei Ole an. Insgeheim befürchtete er, dass seine Unruhe auf Oles Tod hindeuten konnte. Aber ihm ging es offenbar nicht schlecht. „Gut, dass du wieder da bist“, sagte er am Telefon, „Ich warte schon darauf, dass ich mit dir etwas besprechen kann.“ Jan ging gleich zu ihm. Ole war schon seit zwei Tagen wieder zurück, weil er seinen Partner nicht ertragen konnte, wie er erzählte. „So schlimm wie dieses Gejammer kann Sterben gar nicht sein“, schloss er seine Ausführungen. Dann sagte er, dass er bereits in zwei Tagen seine definitiv letzte Reise antreten wollte, um seine Tochter noch einmal zu sehen und seinen früheren besten Freund. Er sagte, er spürte, dass jetzt die Zeit dazu war. „Und danach machen wir es wie verabredet, dann ist endlich Schluss.“ Jan zögerte eine Weile, bis er fragte, „Bist du dir sicher?“ „Ich kann nicht mehr“, antwortete Ole, „Jeden Morgen aufzuwachen und nicht zu wissen, was an diesem Tag an neuen Unannehmlichkeiten kommt, ob ich es aus dem Bett schaffe oder ob ich ersticken werde. Das ist jetzt wirklich genug.“ „Ja“, sagte Jan, „Ich spüre es auch, dass die Zeit jetzt gekommen ist.“ Zu besprechen gab es eigentlich nichts mehr. So oft haben sie darüber geredet, das Todesprozedere, die Bestattung, der Nachlass; es war tatsächlich alles geklärt. Ole war in dieser Beziehung sehr darauf bedacht gewesen, nichts dem Zufall zu überlassen.

Abends ging Jan zu Niklas. Als sie zusammen im Bett lagen, sagte Niklas, dass sich einer seiner Hoden merkwürdig anfühlte. Jan konnte nichts erkennen; er fühlte sich zwar tatsächlich ein wenig anders an als der andere, aber der Unterschied war sehr subtil. „Ich kann jetzt auch nicht sagen, dass er sich ganz anders anfühlt“, sagte Niklas, „aber irgendetwas ist damit, das spüre ich. Irgendetwas stimmt da nicht.“ In Jan kamen wieder diese beunruhigenden Gefühle auf, die er schon während ihrer Reise spürte. Diesmal noch viel stärker; sie breiteten sich in seinem ganzen Körper aus. Es fühlte sich an wie ein Vibrieren, aber

er zitterte nicht; seine Hände waren völlig ruhig. Ihm kamen zudem auch höchst beunruhigende Gedanken; Gedanken, die er gar nicht wahrhaben wollte. Auf jeden Fall war da etwas ungeheuer mächtiges, was sich ankündigte, etwas, was immer mächtiger wurde. Er spürte es und Ole und Niklas spürten es auch.

Am nächsten Morgen ging Niklas gleich zu seiner Hausärztin, die ihn vergeblich zu beruhigen versuchte, indem sie sagte, dass an seinem Hoden nichts beunruhigendes wäre. Doch Niklas war mit dieser Antwort nicht zufrieden, sodass er am Nachmittag einen anderen Arzt aufsuchte. Der aber bestätigte Niklas' Verdacht und überwies ihn ins Krankenhaus, damit er sich auf Krebs untersuchen ließ. Am nächsten Morgen brachte Jan Niklas schließlich ins Krankenhaus; der Krebsverdacht kam so unvermeidlich wie unverhofft. Es war, wie wenn es Teil eines Drehbuch wäre, eine von vorne herein absehbare Handlung, wie wenn etwa in einem Krimi ein Mord geschah. Jan überließ Niklas seinem Schicksal, als die Untersuchungen begannen, und ging wieder, um Ole beim Packen seiner Sachen zu helfen. Der wollte am folgenden Morgen sehr früh zu seiner Tochter aufbrechen. Während er bei Ole war, erhielt er einen Anruf von Niklas. Der erzählte mit einer heiseren Stimme, dass sich der Verdacht erhärtet hätte und er gleich am nächsten Tag operiert werden sollte. „Was ist mit dir“, fragte Ole, während Jan auf das Telefon starrte, das er in der Hand hielt. „Niklas hat Krebs“, sagte Jan, unfähig seinen Blick von dem Telefonhörer zu lösen. Er spürte, wie Ole ihn anstarrte.

Nach kurzer Zeit hatte er sich wieder genügend gefasst, um sich von Ole zu verabschieden und wieder ins Krankenhaus zu fahren. Dort war gerade ein Arzt dabei, Niklas die Operation zu erläutern, als Jan ankam. Die Erläuterungen liefen darauf hinaus, dass Niklas mindestens einen seiner Hoden verlieren würde; mit einiger Wahrscheinlichkeit sogar beide. Der Arzt stellte ihm die Möglichkeit in Aussicht, zuvor noch etwas von seinem Sperma einfrieren zu lassen, damit er später in der Lage wäre, wenigstens indirekt Kinder zu zeugen. Niklas lehnte ohne zu zögern ab. Er hatte nicht vor, Kinder zu zeugen. Vielmehr beunruhigte ihn, dass diese Operation einen recht massiven Eingriff in seinen Körper bedeutete. Nicht weil sie besonders groß war, sondern weil Niklas sie als Angriff auf seine Geschlechtlichkeit wahrnahm. Der Unterschied, mit zwei oder nur mit einem Hoden zu leben, fühlte sich für ihn immens an. Daran, nach der Operation womöglich keinen Hoden mehr zu haben, mochte er gar nicht denken. Das

wog an diesem Abend schwerer als die Krebsdiagnose. Jan blieb, solange er konnte. Als er sich von Niklas verabschiedete, spürte er, wie sehr er ihn liebte; wie sehr ihn das alles berührte. Auf dem Weg nach Hause musste er sich in Gedanken immer wieder einreden, dass die Operation mit Sicherheit gut verlaufen und danach alles wieder in Ordnung kommen würde.

Er war erleichtert, als ihn am nächsten Tag Niklas anrief, um ihm genau das zu sagen, dass die Operation gut verlaufen war. Er hatte dabei auch nur einen Hoden eingebüßt und der Arzt sagte ihm, nachdem er aus der Narkose aufgewacht war, dass der Tumor so deutlich abgegrenzt war und Niklas kaum etwas zu befürchten hatte. Es sah so aus, als wenn alles mit dieser Operation ausstanden gewesen wäre. Niklas sollte noch ein paar Tage im Krankenhaus bleiben, bis das Ergebnis der Untersuchung vorlag. „Drei Tage meinte der Arzt, dann kann ich nach Hause gehen“, sagte Niklas, der am Telefon deutlich erleichtert klang. Jan besuchte ihn mehrmals täglich und genoss es, mehr als sonst Zeit für sich zu haben. Auch von Pat nahm er ein wenig Urlaub.

Doch am dritten Tag nach der Operation erklärte der Arzt, dass Niklas doch noch etwas länger bleiben musste. Bei der Untersuchung hatte sich herausgestellt, dass der Krebs, den er hatte, extrem aggressiv und damit bösartig war. Daher musste sein Hoden einer weiteren Untersuchung unterzogen werden. Niklas sollte bleiben, um sich weiteren Untersuchungen zu unterziehen. Er war zwar überzeugt, dass die Ärzte übertrieben und sich am Ende alles als harmlos herausstellen würde. Aber dennoch beängstigte ihn dies alles zunehmend. Vor allen Dingen, dass ihm keiner der Ärzte irgendetwas definitives sagen konnte, beunruhigte ihn. Seine Anspannung machte sich auch Jan gegenüber bemerkbar. Immer wieder sagte Niklas, dass ihm klar gewesen war, dass ihn diese vertrackte Beziehungsgeschichte früher oder später krank machen würde. „Kein Mensch ist in der Lage, das auszuhalten, was ich mit dir schon alles mitgemacht habe“, sagte er. Er sagte auch, dass er es als konsequent betrachte, quasi durch seine Beziehung mit Jan, am Ende kastriert zu werden. Jan versuchte, diese Vorhaltungen einfach hinzunehmen, ohne ihnen eine allzu große Bedeutung zu geben.

Niklas war bereits über eine Woche im Krankenhaus, als Oles früherer bester Freund bei Jan anrief, um ihn zu fragen, ob Ole denn zu Hause angekommen wäre. Er erzählte, dass es Ole so schlecht ging, dass er von einem Notarzt in

ein nahe gelegenes Krankenhaus gebracht wurde. Von da allerdings war er am nächsten Tag verschwunden und niemand wusste, wohin er gegangen war. Ole war nicht zu Hause; Jan überprüfte es nach dem Anruf. Sie hatten eigentlich verabredet, dass Ole sich gleich bei ihm melden würde, wenn er wieder zurückkam. Jan war ziemlich beunruhigt; das, was Oles Freund erzählte, klang überhaupt nicht gut. Jan ging immer wieder zu Ole, um zu sehen, ob er denn inzwischen angekommen war. Er versuchte auch, Oles Freund zu erreichen, und rief das Krankenhaus und Oles Arzt an, aber niemand wusste, wo Ole war.

Am nächsten Tag, nachmittags, lag Ole auf seinem Bett, als Jan in die Wohnung kam. „Wo warst du denn, wir waren alle sehr beunruhigt“, fragte er. Dann sah er, dass es Ole sehr schlecht ging. „Ich weiß nicht“, sagte Ole, „Irgendetwas ist mit mir.“ Er war kaum ansprechbar und hatte deutlich Fieber. Jan bestellte ein Taxi und fuhr mit ihm zu seinem Hausarzt. Der gab ihm Medikamente, die innerhalb von einer halben Stunde Oles Zustand deutlich verbesserten. Er sagte, dass Oles schlechter Zustand nicht wirklich dramatisch war, aber überwies Ole dennoch ins Krankenhaus. „Für eine Nacht“, sagte er, „Dann kann er bestimmt wieder nach Hause.“ Jan begleitete Ole ins Krankenhaus; im Krankenwagen mit Blaulicht und Sirene. Als sie dort angekommen waren, ging es Ole wieder so wie gewohnt. Er erzählte von seiner Reise und scherzte über seine Rückreise. „Ich kann mich wirklich nicht erinnern, wie ich zurückgekommen bin“, sagte er, „Es ist ein Wunder, dass ich am Ende in meinem Bett gelandet bin.“ Jan ließ ihn schließlich im Krankenhaus alleine und ging nach Hause. Sie hatten verabredet, dass er Ole am nächsten Morgen abholen würde.

Mit Macht drängte sich dieses tiefe Gefühl der Unruhe immer weiter in den Vordergrund, während er nach Hause ging. Er entschied sich, zu Ole zu gehen und bei Ole zu schlafen. Er wusste nicht, wieso es ihn dazu gedrängt hatte; er hatte noch nie in Oles Abwesenheit in seiner Wohnung übernachtet. An diesem Abend gab es allerdings den starken Drang, genau das zu tun. Er rief noch bei Niklas an, um zu erfahren, dass es immer noch keine Untersuchungsergebnisse gab und sich Niklas' Gefühl diesen Untersuchungen gegenüber rasant verschlechtert hatte. Dass die Ergebnisse so lange auf sich warten ließen, konnte gar nichts gutes bedeuten.

Todestag

Als Jan am nächsten Morgen ins Krankenhaus kam, war Oles Partner bereits im Krankenzimmer. Er war sehr aufgelöst, lief im Zimmer hin und her und jammerte, „Oh Gott, jetzt ist alles zu Ende.“ Er war so mit sich beschäftigt, dass er Jans Ankunft gar nicht bemerkte. Jan setzte sich auf Oles Bett. Ole war kaum mehr ansprechbar und es war offensichtlich, dass er starke Schmerzen hatte. Jan spürte den Tod, während er neben Ole saß; er spürte, wie das Leben Oles Arme und Beine bereits verlassen hatte, die sich seltsam kalt und wachsartig anfühlten. Dann kam ein Arzt und erzählte, dass es in der Nacht zu Komplikationen gekommen war und dass Ole sofort operiert werden musste. Gleich nachdem er das gesagt hatte, verließ er das Zimmer wieder. Ole brachte kaum mehr ein Wort hervor und wimmerte, „Ich kann nicht mehr.“ Der Arzt kam wieder und sagte noch einmal, für wie wichtig er es hielt, jetzt sofort etwas zu unternehmen.

Jan wurde klar, dass der Arzt eine Entscheidung haben wollte, aber Ole war unfähig, etwas zu entscheiden. Der Tod, der Stück für Stück Besitz von seinem Körper ergriff, isolierte ihn zunehmend von allem anderen. Auch Jan kam in diesem Moment alles sehr fern vor, der Arzt, der hektisch in dem Zimmer umher lief, heraus ging, um kurz danach wieder zu kommen und dann gleich wieder zu gehen, und Oles Freund, der unablässig vor sich hin jammerte. Ole schien keine Notiz von diesem Treiben im Krankenzimmer zu nehmen; vermutlich drangen noch nicht einmal Jans Berührungen zu ihm durch. „Die wollen dich operieren“, sagte Jan, um überhaupt etwas zu sagen. „Ich kann nicht mehr“, flüsterte Ole aus seinen Schmerzen, „Heute nicht, die sollen bis morgen warten.“ „Es gibt kein Morgen mehr für dich“, antwortete Jan, „Du stirbst jetzt; es ist so weit.“ In dem Moment, als er das gesagt hatte, hörte Ole auf zu wimmern und wurde vollkommen ruhig. Er lag so entspannt auf dem Bett, als wäre der Schmerz augenblicklich aus ihm gewichen.

Jan stand auf, um den Arzt zu suchen, der das Zimmer inzwischen wieder verlassen hatte. Als er ihn antraf, sagte er gleich, „Wir müssen operieren, sonst wird er den nächsten Tag nicht erleben.“ Jan sagte, „Nein, er stirbt jetzt; er ist doch schon dabei zu sterben, sehen Sie das nicht?“ Der Arzt sah Jan eine Weile lang schweigend an und antwortete, „Wenn er nicht sofort operiert wird, dann stirbt er bestimmt.“ „Und wenn er operiert wird, wie lange wird er dann noch zu

leben haben?“, fragte Jan. Der Arzt sah ihn schweigend an und sagte schließlich, „Also gut, dann werden wir andere Maßnahmen ergreifen.“ Er verschwand wieder und Jan ging zurück zu Oles Bett. Er fragte sich, was der Arzt wohl damit gemeint hatte, mit den „anderen Maßnahmen“. Ole flüsterte ihm zu, er sollte dafür sorgen, dass sein Partner das Zimmer verlässt. Seine Anwesenheit war tatsächlich unerträglich, aber er ignorierte Jans Aufforderung, aus dem Zimmer zu gehen; er nahm sie vermutlich noch nicht einmal wahr, so sehr war er in seinem eigenen Leiden verstrickt.

Nach einigen Minuten kam ein Pfleger mit einem Tropf. Er verband ihn mit Oles Venenzugang am Arm und sagte, dass es Morphium sei. „Davon soll er so viel bekommen, bis er keine Schmerzen mehr hat“, sagte er zu Jan. Er drehte den Hahn auf und ging sofort wieder. Ob Ole das Anbringen des Morphiumtropfes überhaupt mitbekommen hatte, wusste Jan nicht. Er zog Jan noch einmal zu sich und flüsterte, „Nimm bitte meinen Mann und gehe jetzt; ich möchte alleine sein.“ Jan war klar, es war wahrscheinlich das letzte Mal, dass er Ole lebend sehen würde. Er nahm seinen wimmernden Freund und schob ihn aus dem Zimmer. Er wollte ihn mit zu sich nehmen, aber Oles Freund sagte, dass er lieber nach Hause gehen wollte. Jan hatte vor, zu Niklas zu gehen, um von dort Niklas im Krankenhaus anzurufen und ihm mitzuteilen, dass Ole dabei war zu sterben. Danach wollte er wieder zurückgehen zu Ole ins Krankenhaus, um ihn vielleicht noch bei den letzten Momenten seines Lebens zu begleiten.

Als er in Niklas' Wohnung ankam, war zu seinem Erstaunen Niklas da; er war eben gerade aus dem Krankenhaus gekommen. Am Abend zuvor, sehr spät, wurde ihm endlich das Ergebnis der Tumor-Untersuchungen mitgeteilt. Es übertraf alle Befürchtungen, die sie hatten, und kam fast einem Todesurteil gleich: Der Tumor war demnach so aggressiv, dass er sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit bereits ausgebreitet hatte. Und das, obwohl der Krebs so früh erkannt und behandelt wurde. Die Ärzte hatten obendrein den Verdacht, dass sich in Niklas' Lunge bereits Metastasen gebildet hatten. Niklas erzählte von diesem Befund und brach danach weinend zusammen, wobei ihn Jan auffing und stützte. Er hielt ihn fest in den Armen und sagte schließlich, „Wir müssen zu Ole ins Krankenhaus; er stirbt da gerade.“ Niklas nickte und war schon kurze Zeit später gefasst genug, um mit Jan ins Krankenhaus gehen zu können.

Als sie in Oles Zimmer kamen, empfing sie eine ungewöhnliche Stille. Sie sahen Ole auf dem Bett liegen; der Tropf stand noch neben ihm, war aber bereits abgehängt. Jan wusste nicht, ob es ihn überraschte oder ob es das war, was er erwartete: Der Tod war deutlich zu spüren. Auch Niklas spürte es; eine deutliche und mächtige Anwesenheit. Und es fühlte sich gut an, geborgen, vertraut und irgendwie leicht. Er hatte es also geschafft, dachte Jan. Sie blieben lange an Oles Bett stehen und betrachteten den toten Körper. Auch Niklas wurde sehr ruhig; der Krebs und die schlechte Prognose, die er erhalten hatte, erschienen wie eine ferne, blasse Erinnerung. „Lass uns gehen“, sagte Niklas schließlich, nach einer Zeit, die Jan unendlich lang vorgekommen war.

Jan suchte noch einen Arzt in der Klinik, um die Übergabe der Leiche an das Bestattungsunternehmen zu veranlassen. Auch hier hatte Ole bereits alles geregelt gehabt. Zusammen mit Jan hatte er mit einem eher alternativen Bestattungsunternehmen besprochen, dass es eine Aufbahrung bei ihm zu Hause geben sollte und dass er am Ende verbrannt werden wollte. Jans Aufgabe war nun, dafür zu sorgen, dass dies alles auch so durchgeführt wurde. Der Arzt war anders als am Vormittag sehr offen für ein Gespräch mit Jan und Niklas. Er erklärte ihnen auch die Todesursache – es war eine der Lungenpunktionen, die sich entzündet hatte und am Ende zu Oles Tod führte.

Sie gingen anschließend zu Niklas, wo sie erschöpft von all diesen Eindrücken den Rest des Tages im Bett verbrachten. Am nächsten Tag hatte Niklas weitere Arzttermine. Vor allen Dingen ging es dabei auch um die Einschätzung des Krankenhausarztes, nach der sich in seiner Lunge bereits Metastasen befinden sollten. Jan begleitete ihn und war wie Niklas am Ende ziemlich ratlos, da hier scheinbar keine eindeutige Aussage möglich war. Jan begleitete ihn auch in die Klinik, wo die weiteren Schritte besprochen werden sollten. Niklas hatte entschieden, auf jeden Fall Oles Totenfeier abzuwarten, bevor er sich weiteren Behandlungen unterziehen wollte. Auf diese Weise hatte er auch noch etwas mehr Zeit, die Entscheidungen über den weiteren Behandlungsverlauf zu überdenken. Aber der Arzt im Krankenhaus zeigte dafür wenig Verständnis. Seiner Meinung nach sollte Niklas schon am folgenden Tag eine Chemotherapie beginnen, alles andere hielt er für verantwortungslos. Doch Niklas ließ sich nicht beirren. Er konnte nicht sagen, ob er mehr Angst vor dem Krebs hatte oder vor den Behandlungen, die ihn erwarteten. Eigentlich war er in einer absurden Situation, krank zu sein, aber sich dabei vollkommen gesund zu fühlen.

Seine Krebserkrankung war sehr abstrakt, weil er durch sie überhaupt keine Symptome spürte. Es war lediglich sein Hoden gewesen, der sich merkwürdig anfühlte, und inzwischen auch die Nachwirkungen der Operation. Nun sollte er sich weiteren Behandlungen unterziehen, die ihn wirklich krank machen würden, um etwas zu kurieren, was er gar nicht als Krankheit wahrnahm. Seine Entscheidung, die Totenfeier abzuwarten, war auf jeden Fall unumstößlich. Zwischen den Arztgängen versuchte Jan, Oles Totenfeier zu organisieren. Die Leiche sollte bereits am nächsten Tag in Oles Wohnung gebracht werden; da blieb nicht viel Zeit. Zum Glück gab es bereits eine Liste von Verwandten und Freunden, die Jan verständigen sollte. Einige von ihnen boten auch an, sich um Speisen und Getränke zu kümmern, sodass Jan am Ende nicht allzu viel zu tun hatte.

Niklas hatte nach diesem Tag drei Befunde, was seine Lunge anging. Der Befund des Krankenhauses besagte, dass er mit hundert prozentiger Wahrscheinlichkeit Metastasen hatte. So drückte sich der Arzt in der Klinik aus, der immerhin Facharzt für Krebserkrankungen war. Der Lungenarzt, den Niklas aufsuchte, hielt diese Einschätzung schlicht für Humbug. Seiner Meinung nach war auf den entsprechenden Bildern nichts verdächtiges zu erkennen. Der dritte Arzt, es war der, der Niklas mit dem Hoden ins Krankenhaus eingewiesen hatte, war sich unsicher. Er war immerhin der einzige, der erklärte, was auf den Bildern genau zu sehen war und wieso man es so oder eben auch anders deuten konnte. Am Ende kam er zu der Einschätzung, dass er die fraglichen Flecken wohl eher nicht als Metastasen deuten würde, betonte aber auch, dass er sich dabei überhaupt nicht sicher war. Allerdings bestätigte er, dass der Tumorbefund in der Tat auf einen extrem aggressiven Krebs hinwies. Er sagte, dass eine einzige Zelle davon genügte, weitere Metastasen auszulösen. Aber Niklas kümmerte das alles nicht sehr. Zu sehr stand er unter dem Eindruck, den Tod erlebt zu haben, so wie er ihn in Oles Krankenhauszimmer erlebt hatte. Er konzentrierte sich wie Jan ganz auf die Vorbereitungen der Totenfeier; es war, als wäre diese Krebsgeschichte ein Alptraum gewesen, aus dem er schließlich aufgewacht war. Für eine begrenzte, kurze Zeit war sie weg; sehr weit weg.

Am nächsten Morgen kamen bereits Oles Eltern, Geschwister und auch einige Cousins und Cousinen. Sie waren mit dem Nachtzug gekommen und fanden sich in Niklas' Wohnung ein. Die schien geeigneter für dieses Treffen zu sein als Jans. Jan kannte Oles Eltern bis dahin nur aus Oles Erzählungen, die nicht

gerade vorteilhaft waren. Sie erzählten, dass sie ein schlechtes Gewissen hatten und sich Vorwürfe machten, da sie Ole nicht mehr vor seinem Tod gesehen hatten. Jan und Niklas gingen mit ihnen gleich zu Oles Wohnung, wo sie das Eintreffen von Oles Leiche erwarteten. Ungeschminkt, so hatte es Ole gewünscht; wer immer an seiner Totenfeier teilnahm, sollte der ungeschminkten Wahrheit ins Auge sehen. Bis der Sarg gebracht wurde, hatten sich auch schon einige von Oles Freunden eingefunden. Alle beobachteten gebannt, wie die Sargträger den Sarg durch die Wohnungstür zwängten und ihn schließlich öffneten.

Ole sah nicht gut aus; seine Haut war grau und die Augen schwarz umrandet und eingefallen. Als der Sarg bereits offen war, kam die Inhaberin des Bestattungsunternehmens, die Jan bereits von dem Vorgespräch kannte. Sie erklärte, dass in Oles Fall der Zerfall der Leiche besonders schnell vor sich ging, was mit den Medikamenten zusammenhing, die Ole zuletzt nahm. Dennoch bot sie an, die Leiche drei Tage lang aufgebahrt zu lassen, damit auch wirklich alle die Gelegenheit hatten, Ole noch einmal zu sehen. Dabei erläuterte sie, dass von der Leiche keinerlei gesundheitliche Gefahren ausgingen, auch wenn sie noch so deutliche Zerfallsmerkmale zeigte. Es schien ihr zu gefallen, die Anwesenden über ihr Fachgebiet aufzuklären. So erfuhren sie nicht nur, wie der Zerfall einer Leiche vor sich ging und mit welchen chemischen und biologischen Prozessen er verbunden war. Sie erklärte auch einiges zum Thema Bestattungsrecht und wie dann später die Verbrennung im Krematorium genau vollzogen würde. Jan fand ihre Erläuterungen sehr interessant und auch alle anderen folgten ihnen, als würden sie einem wissenschaftlichen Seminar beiwohnen.

Oles Wohnung füllte sich sehr schnell. Obwohl sich Ole in den letzten Monaten seines Lebens sehr zurückgezogen hatte, gab es sehr viele Menschen, die von ihm Abschied nehmen wollten, darunter auch viele, die Jan gar nicht kannte. Auch Oles Partner kam, der sich gut eine Stunde lang nicht von der Eingangstür weg bewegte, weil er nicht mit Oles Leiche in einem Raum sein wollte. Schließlich überwand er sich und sah sie sich an. Die Stimmung war insgesamt sehr fröhlich, alles andere als gedrückt. Das lag vielleicht auch am Wein, von dem vor allen Dingen Oles Eltern einiges tranken. Aber nicht nur sie. Jan musste sich um nichts kümmern, weil Oles Geschwister und Cousinen dafür sorgten, dass immer etwas zu essen und zu trinken da war. Jan dachte an Johans Abschiedsfeier letzten Sommer. Auch da war eine sehr fröhliche Stimmung, von

der sich sogar Johans Eltern anstecken ließen. In Gedanken sah er Johans Gesicht mit der angetrockneten Blutspur, wie Johan ruhig in seinem bunten Sarg lag, während die Kinder um ihn herum rannten, hüpfen und lärmten. Der Name, Johan, gefiel ihm überhaupt nicht; er fand ihn sehr altmodisch, altmodischer sogar als Johannes. „Jan ist eine Abkürzung für Johan“, hörte er sich in Gedanken sagen. Er verließ die Feier am Abend, um am nächsten Morgen wieder zu kommen. Die Feier ging auch an diesem Tag weiter und immer wieder kamen Menschen, die von Oles Tod informiert wurden und ihn noch einmal sehen wollten. Pat kam am Nachmittag auch und blieb ein paar Stunden.

Oles Leiche veränderte sich sehr rasch. Sie sah am zweiten Tag schon ganz anders aus als am ersten. Seine Haut war heller geworden und sah aus, als wenn sie aus Wachs wäre. Die Leiche gab auch von Zeit zu Zeit leise Geräusche von sich und verbreitete einen süßlichen Geruch, den Jan als sehr angenehm empfand. Am Abend des zweiten Tages der Trauerfeier spürte er eine tiefe Erschöpfung. Da aber Oles Verwandte bei Niklas übernachteten, war es nicht möglich, sich dem Treiben zu entziehen. Er hätte sich schlecht gefühlt, wenn er Niklas mit ihnen alleine gelassen hätte, ganz besonders weil Oles Eltern, abends ziemlich angetrunken und ausgesprochen redselig waren. Am nächsten Morgen waren nur noch Oles Verwandte in Oles Wohnung. Sie halfen Jan, die Wohnung aufzuräumen, und warteten, bis die Leute vom Bestattungsunternehmen kamen, um die Leiche wieder mitzunehmen. Als Jan sie genauer betrachtete, sah er erst, wie sehr sie bereits in Verwesung übergegangen war. So wie sie inzwischen aussah, hätte sie gut in einen Horrorfilm gepasst, dachte Jan.

Er versuchte, sich daran zu erinnern, welche Vorstellungen er noch vor einer Woche vom Sterben und vom Tod hatte. Die Erfahrung mit Ole hatte seine Vorstellungen auf jeden Fall sehr verändert. Die Erfahrung der Präsenz des Todes, die er im Krankenhaus machte, einer Präsenz, die obendrein weder unheimlich noch beängstigend war, sondern ganz im Gegenteil beruhigend. So unmittelbar beruhigend, dass es gar nicht möglich war, sich dem zu entziehen. Besonders spannend war, dass es Niklas genauso empfand. Vielleicht, dachte Jan, würde diese Erfahrung des Todes sich heilsam auf Niklas' Krebserkrankung auswirken. Eine andere Erfahrung, die Jan sehr interessant fand, war zu beobachten, dass Tod keineswegs Stillstand bedeutete, sondern dass Oles Leiche sich in den drei Tagen der Totenfeier sichtlich veränderte und dass sie Gerüche und

Geräusche von sich gab. Es war vielmehr so, als wenn der Körper einfach nur in eine andere Form des Daseins getreten war. Eine Form, die – aus menschlicher Sicht – enger mit den Bereichen der Biologie und Chemie verbunden war als ein lebender Körper. Doch auch lebend sind es am Ende chemisch und biologisch beschreibbare Veränderungen, die die Körper der Menschen ausmachten, dachte Jan. Der Unterschied liegt im Wesentlichen darin, dass man als Mensch die Veränderungen und Regungen, die ein lebender Körper zeigt, anders interpretiert als die eines toten Körpers. Leben und Tod als zwei Interpretationen von chemischen und biologischen Prozessen; das ist vielleicht schon alles, das ganze Geheimnis von Leben und Tod.

Schließlich kamen die Sargträger wieder und schraubten den Deckel auf den Sarg, den sie dann umständlich aus der Wohnung und durch das Treppenhaus bugsierten. Die Mitarbeiterin des Bestattungsunternehmens, die schon dabei war, als die Leiche gebracht wurde, war auch mitgekommen und klärte die Anwesenden darüber auf, dass die Leiche ins Krematorium gebracht würde. Die Wartezeiten im Krematorium waren sehr lang; drei bis sechs Wochen würde es wohl dauern bis zur Einäscherung. Jan überlegte sich, dass es dann wohl nicht mehr viel zu verbrennen gab, wenn der Zerfall der Leiche genauso rasch fortschritt, wie er während der Feier begonnen hatte.

Oles Verwandte entschieden sich, erst am nächsten Tag zurückzufahren. Nachdem Oles Leiche nicht mehr in der Wohnung war, begannen sie sich für die Dinge zu interessieren, die Ole hinterlassen hatte. Auch das war also ein Aspekt der Totenrituale, dass der Sarg, die Totenhallen und die Institutionen, die darüber wachen, dass die Leichen auch da sind, wo sie sein müssen, den Toten endgültig die Verfügungsgewalt über ihr Leben nahmen. Das, wogegen sich Ole zu Lebzeiten erfolgreich entziehen konnte, nämlich sich von seiner Familie vereinnahmen zu lassen, wurde jetzt symbolisch mit seinen Hinterlassenschaften vollzogen. Jan versuchte, darauf zu bestehen, dass Ole alles seiner Tochter vermacht hatte, was schließlich sogar in einem notariell beglaubigten Testament so festgehalten war. Aber immer wieder fanden seine Eltern oder seine Geschwister etwas, was sie interessierte, und sagten, dass sich Oles Tochter bestimmt nicht dafür interessieren würde, oder dass es ohnehin ihnen gehörte und sie es Ole lediglich geliehen hätten. Jan empfand die Situation als ziemlich unangenehm; es fiel ihm schwer, die Verwandten, die ihn derartig bedrängten, abzuwehren.

Erst zwei Wochen später kam die Mutter von Oles Tochter, um das Erbe einzusammeln. Glücklicherweise hatte sich Oles Vermieter noch nicht um die Wohnung gekümmert, sodass Jan immer noch Zugang dazu hatte. Die Mutter von Oles Tochter nahm etwa die Hälfte der Gegenstände mit, die noch in der Wohnung waren. Hauptsächlich Bücher und Schallplatten. Was von den restlichen Sachen noch brauchbar war, verschenkte Jan, die meisten an Pats Mitbewohner auf dem Bauwagenplatz. Es war am Ende sehr wenig, was er selbst behalten hatte.

Kurz bevor das Erbe für Oles Tochter abgeholt wurde, war Jan aufgefallen, dass die Medikamente nicht mehr da waren, die Ole hatte, um sich damit das Leben zu nehmen. Er musste dabei sofort an Oles Freund denken; er wusste auch von den Medikamenten und hatte auch schon davon gesprochen, dass er selbst gerne davon Gebrauch machen würde. Und er ließ seit der Feier auch nichts mehr von sich hören. In dem Moment, als ihm klar wurde, dass die Medikamente fehlten, hegte Jan den Verdacht, dass Oles Partner sie wohl mitgenommen hatte, etwas anderes war eigentlich nicht möglich. Jan versuchte, ihn in seiner Wohnung zu finden, von der er eine Adresse in Oles Adressbuch gefunden hatte, eigenartiger Weise unter seinem Nachnamen, ohne den Vornamen zu nennen. In dem Haus wurde er von einem Nachbarn im Treppenhaus abgefangen, der ihm erklärte, dass Oles Freund seit einiger Zeit nicht mehr in seiner Wohnung gewesen war. Einige Wochen später versuchte Jan wieder, ihn anzutreffen und stellte fest, dass inzwischen jemand anderes in seiner Wohnung wohnte; Oles namenloser Freund war verschwunden und seither nicht mehr aufgetaucht.

Es dauerte tatsächlich fast sechs Wochen, bis Oles Leiche verbrannt wurde. Die Beisetzung war sehr nüchtern und fand in kleinstem Kreis statt, so wie es sich Ole gewünscht hatte. Passenderweise regnete es an diesem Tag in Strömen. Die Urne kam in ein Sammelgrab für Menschen, die an AIDS gestorben waren. Das war eine posthume Strafe für seine Eltern, für die Oles AIDS-Tod ein Stigma war. Später nutzte Jan eine Gelegenheit, das Krematorium zu besichtigen. Er sah die Räume, in denen sich die Särge mit den Toten stapelten, die Öfen, in die man auch hineinsehen und beobachten konnte, wie die Leichen verbrannten. Er sah auch die Anlage zum Entfernen der Metalle und zum Pulverisieren der verbrannten Knochenanteile, die „Knochenmühle“ genannt wurde. Dabei lauschte er den Ausführungen des Krematoriumleiters, der darlegte,

auf welche Weise der Verbrennungsvorgang den zeitgemäßen Umweltstandards entsprach. Es war wie eine Fabrik, in der letztlich so gearbeitet wurde, wie woanders auch; in Schichten, um eine maximale Auslastung zu gewährleisten. Die Selbstverständlichkeit, mit der hier der Tod präsent war, hatte für Jan etwas sehr beruhigendes.

Lange nach der Beisetzung der Urne rief die Mutter von Oles Tochter an, weil sie für ihre Tochter irgendwelche Unterlagen benötigte. Sie erzählte, dass sie Oles Nachlass komplett weggeworfen hatte; sie hatte das Gefühl, dass davon eine „schlechte Energie“ ausgegangen war, wie sie es nannte. Zunächst empfand es Jan als ziemlich ärgerlich; gerade die Büchersammlung enthielt einige sehr schöne und auch seltene Bände. Und vor allen Dingen viele der Erinnerungen an seine Zeit mit Ole. Aber es war Oles Wunsch zu gehen, ohne viele Spuren zu hinterlassen, und das war ihm nun auch gelungen.

Jan besuchte das Grab in der Regel zwei bis drei Mal die Woche, manchmal in Begleitung von Pat oder von Niklas, meistens aber alleine. Jedes Mal wenn er vor Oles Grab stand, fiel ihm auf, dass er dabei nichts fühlte, keine Trauer, kein Schmerz, überhaupt nichts. Es war, wie bei einem Schock, wenn nach einer Verletzung keine Schmerzen zu spüren waren. Dennoch war das alles eine sehr tiefe Erfahrung; so unerwartet nüchtern, wie es sich am Ende gestaltete, so unermesslich schön war es auch, fand Jan, der Tod und das Sterben.

Niklas

Wenige Tage bevor Ole gestorben war, verbrachten Niklas und Jan ihren gemeinsamen Urlaub an der Ostsee. Es war der Ausgleich für die Tage zwei Wochen zuvor, als Jan und Pat zusammen an der Nordsee waren. Der Tag, an dem sie zur Ostsee fuhren, war ziemlich ungemütlich; es war kalt, nieselte und es war auch besonders dunkel. Sie fuhren mit der Bahn, das erste Stück zumindest, und mussten, kurz bevor sie ihr Ziel erreicht hatten, fast eine Stunde auf einen Bus warten. Niklas wurde es zunehmend unbehaglich, alleine mit Jan an dieser Bushaltestelle zu stehen. „Bist du wirklich sicher, dass hier noch ein Bus fährt?“, fragte er mehrmals; Jan erklärte ihm jedes Mal, dass er sich am Bahnhof danach erkundigt hatte und daher auch sicher war. „Ich hoffe ja, dass du dabei nicht wieder etwas missverstanden hattest“, bemerkte Niklas. Jan fand es ungerecht, dass Niklas solche Befürchtungen hegte. Gewiss war es schon das ein oder andere Mal vorgekommen, dass er etwas missverstanden hatte, aber meistens funktionierte das, was er organisiert hatte, recht gut. Außerdem fand er es auch gar nicht so schlimm, an der Bushaltestelle zu stehen. Es regnete zwar, aber sie konnten sich ja unterstellen; die Haltestelle war überdacht.

Jan genoss es, die Landschaft zu betrachten, diese ländliche Stille zu erleben und vor allen Dingen auch, Mütze und Kapuze auf seinem Kopf zu spüren. Er hatte seine schwarze Jacke an, die er auch getragen hatte, als er mit Pat an der Nordsee war. Zu diesem feuchten und kalten Wetter passte sie hervorragend; sie war wirklich warm. Wenn Niklas nicht ständig sein Unbehagen kundgetan hätte, wäre sich Jan wie in einem Paradies vorgekommen. Er mochte es nicht immer, wenn es regnete, eigentlich nur manchmal, aber an diesem Tag liebte er die Feuchtigkeit. Sie war wie ein Schutz, der ihn von außen abschirmte, wie ein Film, der sich über ihn legte, das heißt über seine Jacke, seine Hose und seine Schuhe. Die legten sich wiederum um die Strümpfe, die lange Unterhose und den Pullover; und die Kapuze über die Mütze. Ein Cocon kann wie ein Paradies sein, die Erfüllung aller Wünsche und Sehnsüchte. Er kann aber auch die Hölle sein, die Folter der Isolation, die einen bei lebendigem Leib auffrisst. Wie das Eis und die gefrorene Welt, die für die Erfüllung aller Sehnsüchte stehen – und zugleich auch für den schlimmsten aller Albträume. Aber es war immer eines von diesen beiden Extremen, das Paradies der absoluten Ge-

borgenheit oder die tiefgefrorene Hölle, nie etwas dazwischen; zwischen Paradies und Hölle scheinen keine Kompromisse möglich zu sein.

An diesem Tag war es aber das Paradies, das Einssein mit der Stille und dem kalten Regen, das Einssein auch mit dieser Jacke, die Jan immer noch sehr mochte, und mit ihrer Kapuze auf seinem Kopf, die das Gefühl der Geborgenheit noch erheblich verstärkte. Niklas' Vorwürfe konnten ihm dabei kaum etwas anhaben. Jan ruhte so sehr in sich, wie er es selten tat, so sehr auch, dass es nach und nach auf Niklas abstrahlte. Sogar, als sie am Abend feststellen mussten, dass sich das Ferienhaus, in dem sie untergebracht waren, kaum heizen ließ, nahm es Niklas mit einer Gelassenheit hin, die Jan erstaunte. Auch das fühlte sich geborgen an, unter mehreren Bettdecken mit Niklas in dem eiskalten Zimmer zu liegen und zu kuscheln; vorsichtig, damit die Bettdecken nicht zur Seite rutschten. Sie schliefen früh ein, sodass Jan am nächsten Morgen entsprechend früh wach wurde und spazieren ging. Bereits wenige Schritte von dem ohnehin spärlich beleuchteten Weg entfernt wurde es richtig dunkel. Da er nichts sehen konnte, blieb er nach kurzer Zeit stehen und genoss es, in die Dunkelheit eingehüllt zu sein. Noch nicht einmal ein Tag war es her, dass sie hierher gekommen waren, und er fühlte sich wie vollständig verwandelt. Ein Gefühl von Ruhe, Entspannung und tiefer Zufriedenheit so intensiv, wie er schon lange nicht mehr erlebt hatte. Während er im Dunkeln stand, dem Meeresrauschen lauschte, das entfernt zu hören war, und sich – eingehüllt in seiner Jacke, mit Mütze und Kapuze auf dem Kopf – einfach nur gut fühlte, wurde ihm erst die Anspannung bewusst, in der er die letzte Zeit gelebt hatte. Nicht nur die letzten Wochen, sondern auch die letzten Monate; mit Ausnahme von jenen paar Tagen, während der er mit Pat an der Nordsee gewesen war.

Was Niklas anging, war die Anspannung in den letzten Monaten deutlich angestiegen. Jan hatte den Eindruck, dass Niklas sich ihm gegenüber zunehmend verschloss, seit er in dieser Beziehung mit Pat lebte. Vermutlich hatte Niklas die Hoffnung, dass Jans enges Verhältnis zu Pat irgendwann beendet sein würde, und wurde daher immer unglücklicher, je länger dieses Verhältnis andauerte. Auf der anderen Seite musste aber auch Niklas' Gewissheit mit der Zeit wachsen, dass seine Beziehung zu Jan durch Pats Beziehung nicht in Frage gestellt wurde. Aber das hatte für ihn offensichtlich nicht sehr viel Gewicht. Im Gegenteil, Niklas verhärtete sich zunehmend, zumindest Jan gegenüber; das war nicht zu übersehen. Es korrelierte obendrein auf manchmal merkwürdige

Weise mit Oles schlechter werdendem Gesundheitszustand, da Oles nahender Tod Niklas sehr beängstigte. Diese Entwicklung machte Jan Sorgen; es konnte auf Dauer nicht gut gehen. Niklas und er waren auf eine Weise aneinander gekettet, die er nicht verstehen konnte. Aber tatsächlich fühlten sich beide in ihrer Beziehung zueinander unwohl, oft auch mehr als einfach nur unwohl, und konnten einander dennoch nicht loslassen. Niklas aufzugeben war für Jan undenkbar. So sehr undenkbar, dass ihm klar war, er hätte sich ohne Zögern für Niklas entscheiden, wenn ihn Pat vor die Wahl gestellt hätte. Nicht anders wie es bei Max gewesen war, wenn er ihn vor die Wahl gestellt hätte. Umgekehrt schien auch Niklas weit davon entfernt zu sein, auf die Beziehung mit Jan verzichten zu wollen, trotz aller Widrigkeiten, die er mit ihm scheinbar erlebte.

Die Beziehung mit Pat war in dieser Hinsicht genau das Gegenteil: Sie war absolut freiwillig; an jedem Tag erneut die Entscheidung, einander zu lieben, zu spüren und miteinander die Zeit verbringen zu wollen. Das machte diese Beziehung auch so einzigartig und so unglaublich kraftvoll: An jedem Tag von Neuem einem Menschen zu begegnen, der sich dabei für einen entschied. Und sie hatten fast jeden Tag Kontakt; zumindest einen kurzen, wenige Minuten andauernden Besuch oder ein Telefongespräch. Sie spürten sich in jedem Moment, seit sie sich kennengelernt hatten, egal wie weit sie voneinander entfernt waren. Niklas und Jan spürten sich dagegen nur noch sehr selten. Wie in der vergangenen Nacht, als sie sich unter den Bettdecken aneinander kuschelten in der kalten Hütte. So wie sie sich unter Niklas Deckenturm aneinander gekuschelt hatten, während sie mit offenem Fenster schliefen, als sie sich gerade kennengelernt hatten. Sie hatten definitiv das Bedürfnis, einander zu spüren, auch wenn es in ihrer Beziehung kaum mehr Platz hatte. Jan spürte, wie ein sich Gefühl der Trauer in seinem Körper breit machte, während er über seine Beziehung mit Niklas nachdachte. Er fühlte sich zunehmend in eine unheilvolle Geschichte verwickelt, aus der er nicht mehr herauskam, so sehr er sich dabei auch wand.

Er spürte den kalten Wind in seinem Gesicht. Da Jan in seiner Jacke nicht fror, war es ein sehr angenehmes Gefühl, den Wind zu spüren. Überhaupt war es sehr angenehm, dem Meer zu lauschen und die Luft zu riechen, die hier ganz anders roch als in Hamburg. Das wurde noch dadurch verstärkt, dass Jan seine Jacke zu dieser Zeit ganz besonders gerne mochte und es sich daher ganz besonders gut anfühlte, sie zu tragen, mit Kapuze auf und Mütze darunter. So war die Traurigkeit, die ihn ergriffen hatte, eine Traurigkeit, die sich gut anfühlte

und die Jan wirklich genießen konnte. Er blieb so lange stehen, bis die Dunkelheit einem schwachen Schimmer wich, der den Sonnenaufgang ankündigte. Er musste am Ende lange da gestanden haben, weit über eine Stunde lang, bevor er langsam wieder zur Hütte zurück ging und sich zu Niklas ins Bett kuschelte, nachdem er sich ausgezogen hatte. Es war sehr warm unter der Bettdecke und Niklas fühlte sich sehr gut an. Fast so gut wie Jans schwarze Jacke mit Mütze und Kapuze.

Im Halbschlaf spürte Jan, wie der Druck zwischen seinen Beinen wuchs. Dicht an Niklas gedrückt im Bett zu liegen und dabei in Gedanken sich selbst zu sehen in der Jacke mit Kapuze über der Mütze, verfehlte seine Wirkung nicht. Nach kurzer Zeit drehte sich Niklas zu ihm, ebenfalls mit einem steifen Schwanz, den er fest an Jans drückte. Sie lagen so noch recht lange im Bett und drückten sich aneinander, bevor sie aufstanden. Nach dem Frühstück gingen sie zusammen zum Strand, wo Jan die Stelle zumindest erahnen konnte, an der er in der Nacht gestanden war und dem Meer lauschte. Erst als sie unterwegs waren, fiel Jan auf, dass er in der Nacht nicht sehr gut geschlafen haben musste und sich ziemlich müde fühlte. In die Eindrücke der Ostsee mischten sich zunehmend Traumfetzen, die sich als Tagträume in sein Bewusstsein drängten.

Es waren keine schöne Träume, die Jan in den letzten Wochen hatte; ganz im Gegenteil: Meistens waren sie recht gewalttätig, Gewaltszenen, die er in Filmen gesehen oder von denen er in Zeitungen gelesen hatte. Vor allen Dingen suchten ihn immer wieder Träume ein, die von einem Artikel inspiriert waren, in dem amnesty international über Elektrofolter berichtete. Und genau das waren auch die Traumfetzen, die während des Spaziergangs die Eindrücke des Strandes und des Meeres überlagerten. In ihnen sah er, wie er von grauen, gesichtslosen Gestalten auf eine Pritsche geschnallt wurde, so fest, dass er sich überhaupt nicht bewegen konnte; wie er versuchte, sich den Fesseln zu entwinden, während die Gestalten ihm mit Klammern Elektroden am Körper befestigten, auch an seinen Geschlechtsteilen. In diesem Moment musste er seine ganze Konzentration aufbieten, um die folgenden Bilder in seinen Gedanken einzuschwärzen und den weiteren Traum zu zensieren. Er hätte das, was folgen würde, nicht ertragen können. Für einige Zeit konnte er diese Bilder verdrängen, aber nach einiger Zeit kamen sie wieder, die Traumfetzen. So wie in diesem Traum festgeschnallt zu sein, ohne sich auch nur ein bisschen bewegen

zu können, das entsprach durchaus dem Lebensgefühl, das sich in ihm zunehmend breit machte. Dem, was da kommen sollte und was nichts gutes verheiß, ausgeliefert zu sein; wehrlos und bewegungslos ausgeliefert.

Mit zunehmender Zeit am Meer fühlte er sich aber entspannter, schlief besser und wurde auch nicht mehr von diesen Träumen heimgesucht. Das kam natürlich auch daher, dass es sich mit Niklas so gut anfühlt und dass sich diese Tage insgesamt sehr geborgen anfühlten. Neben Niklas unter den Bettdecken zu liegen und sich eng an ihn zu kuscheln, genauso wie das Gefühl, das ihm seine Jacke vermittelte, wenn er sie mit Mütze und Kapuze auf dem Kopf trug, wie er es jeden Tag tat. Dennoch blieb eine gewisse Unruhe, die Jan jedes Mal sehr deutlich spürte, wenn er am Strand saß, um dem Meer zu lauschen. Sie wurde am Tag, bevor sie wieder zurück fuhren, so stark, dass es sich fast wie Panikattacken anfühlte, die in Wellen Jans Körper durchfluteten. Es war, als wenn ihn etwas ganz schreckliches nach der Rückfahrt erwarten würde, ohne zu wissen, was es sein konnte. Es gab eigentlich nichts besonderes, was tatsächlich nach der Rückfahrt zu erwarten war – außer natürlich Oles Tod.

Eigentlich erwartete er aber die Rückkehr in einen Alltag, in dem er Pat wieder sehen würde und Ole, dem es das letzte Mal, als Jan ihn gesehen hatte, gar nicht so schlecht ging. Und die Aussicht, dass sich vielleicht doch seine Beziehung mit Niklas noch verbessern und entspannen würde. Das alles stand in keinem Bezug zu den panikartigen Gefühlen der Unruhe, die sich in ihm bedrohlich verstärkten. Er fühlte sich, wie wenn ihm, festgeschnallt, die Folter unmittelbar bevor stehen würde, und er fragte sich verwundert, wo solche Gefühle herkamen. Es war, als ahnte Jan bereits, was die nächste Zeit bringen würde, Oles Tod und Niklas' Krebserkrankung in dieser unheilvollen Verschränkung; als ahnte er es, ohne zu wissen, dass er es ahnte.

Heilsamer Tod

Die Krebsdiagnose erhielt Niklas wenige Tage, nachdem sie von der Ostsee zurückgekehrt waren. Gleich nach ihrer Rückkehr wurde das Wetter merklich milder, was wohl das definitive Ende der Mütze-und-Kapuzen-Zeit in diesem Jahr bedeutete; die Erinnerung an die ausgiebigen Strandspaziergänge in seiner schwarzen Jacke verblassten sehr schnell. Mit Niklas' Krebs trat ein völlig neues Thema in Jans Leben, eines, was sich sehr schnell als außerordentlich komplex und reichhaltig herausstellte. Kurz nach seiner Operation gab ihm Ni-

klas zwei Kassetten mit einem Vortrag, die er von einem anderen Krebspatienten im Krankenhaus erhalten hatte. Es war ein Vortrag eines Psychoonkologen mit dem Titel „Krankheit als Chance“. Der Vortrag begann mit der provokativ formulierten These, dass Krebs eine psychosomatische Krankheit wäre. An einer Fülle von Fallbeispielen wurde erläutert, wie sich Krebserkrankungen als Ausdruck psychischer Konstellationen verstehen lassen und umgekehrt durch die Auflösung der ihnen zu Grunde liegenden psychischen Probleme geheilt werden konnten. In Bezug auf Niklas war diese Sicht außerordentlich naheliegend. Seine Unzufriedenheit mit der Beziehungskonstellation, in der er mit Jan lebte, und vor allen Dingen auch das Todesgeschehen in seiner Nähe stellten für ihn ohne Zweifel außerordentliche psychische Belastungen dar. Jan fand den Gedanken sehr spannend, dass sich psychischer Druck auch in Krankheiten wie Krebs äußern kann. Auch wenn er sich dabei etwas unbehaglich fühlte, da dieser Schluss auch bedeutete, dass er auch zumindest zum Teil und neben anderem eine Ursache für Niklas' Krebserkrankung darstellte.

Eigenartigerweise empfand Jan seine eigene Situation ähnlich verfahren wie Niklas seine empfinden musste. Nicht nur, dass er dabei war, mit Ole einen sehr wichtigen Freund in seinem Leben zu verlieren; es war eigentlich auch klar, dass seine Beziehungskonstellation mit Pat und Niklas an das Ende ihrer Entwicklungsmöglichkeiten gekommen war. Niklas würde immer unzufrieden sein, solange Jan mit Pat zusammen war, das würde sich nicht ändern; und Jan würde sich nicht für einen der beiden entscheiden können; dafür waren ihm beide viel zu wichtig und würden nach dem absehbaren Verlust von Ole noch viel wichtiger werden. Und jetzt hatte Niklas Krebs, weil er Oles Tod nicht ertragen konnte, genauso wenig wie das Beziehungsgeflecht, in dem er mit Jan lebte. Jan hoffte, dass es kein wirklich bösartiger Krebs war, sodass ihn Niklas am Ende gut überstehen würde. Dennoch war Krebs auch immer eine tödliche Bedrohung; es war denkbar, dass nicht nur Ole, sondern auch Niklas sterben könnte. Dieser Gedanke war zu bedrohlich, als dass Jan ihn zulassen konnte. Es fiel ihm schon schwer, den Gedanken zuzulassen, ohne Ole zu leben, aber ohne Niklas oder ohne Pat zu leben, konnte er sich nicht vorstellen – so etwas war überhaupt nicht denkbar.

Aber wenn Niklas seinen Krebs überwinden sollte, bedeutete das auch, dass er dann die psychischen Bedrohungen überwunden hatte, mit denen er konfrontiert war. Und die bestanden ja nicht nur in Oles bevorstehendem Tod, sondern

auch darin, dass er seinen Partner mit einem anderem, nämlich Pat, teilen musste. Hierin waren sie beide miteinander verstrickt, Niklas und Jan; sie befanden sich in derselben Sackgasse. Während Jan darüber nachdachte, sah er sich in seinen Gedanken neben Niklas liegen. Beide waren sie gefesselt, an Händen und Füßen, mit den Händen auf dem Rücken. So lagen sie nebeneinander und versuchten vergeblich, sich aus ihren Fesseln heraus zu winden. In der Ferne sah Jan Pat, der Jan seine Hand ausstreckte – aber, gefesselt, wie er war, konnte Jan seine Hand natürlich nicht ergreifen. Jan dachte, dass er und Niklas sich nur gegenseitig befreien konnten, indem einer dem anderen mit dem Mund die Fesseln löste, aber in seinen Gedanken machten die beiden keine Anstalten, sich gegenseitig loszubinden. Stattdessen blieben sie gefesselt nebeneinander liegen. Auch Pat blieb in der Ferne stehen – mit ausgestreckter Hand.

Eigentlich sollte Niklas bereits wenige Tage nach der Operation das Ergebnis der Gewebeuntersuchungen erhalten, die an dem Hoden vorgenommen wurden, der ihm entfernt wurde. Aber die Ergebnisse ließen auf sich warten und mit jedem Tag, der ohne Gewissheit verging, ging es Niklas schlechter. Im Krankenhaus hatte er viel Zeit, seine Ängste und Befürchtungen zu nähren. So verging die Zeit bis zum Wochenende, an dem Ole von seiner Reise zurückkommen sollte. Auch am darauf folgenden Montagvormittag gab es keine Ergebnisse und keine Gewissheit. Aber Jan konnte das alles kaum mehr wahrnehmen, da an diesem Montag Ole unter einigermaßen dramatischen Umständen zu Hause angekommen war und von ihm ins Krankenhaus gebracht wurde. Am Abend, in Oles Wohnung, telefonierte Jan mit Niklas, der am Telefon weinte, nachdem er seine Befürchtungen geäußert hatte. Dass immer noch kein Befund vorlag, konnte nichts gutes bedeuten. Es konnte eigentlich nur bedeuten, dass im Labor, das die Untersuchungen durchführte, ebenfalls etwas schlimmes befürchtet wurde und daher weitere Untersuchungen der Gewebeproben notwendig waren. Jan wurde zunehmend klar, dass das mit Niklas' Krebs kein gutes Ende nehmen würde. Genauso wie er spürte, dass sich auch Ole nicht mehr von seinem Zustand erholen würde. Es fiel ihm zunehmend schwer zu atmen, als wenn ihm langsam der Hals zugeschnürt würde.

Nach dem Telefongespräch mit Niklas verfiel er in eine Starre; es war, wie wenn er als zum Tode Verurteilter am Galgen stehen und jeden Moment die Falltür unter ihm sich öffnen würde. Wieder fühlte er sich, als wenn er gefesselt

wäre und ihm nichts anderes blieb, als das, was kam, zu ertragen; irgendwie. Er war buchstäblich starr vor Schreck vor dem, was er kommen sah. So, starr den sich ständig wiederholenden Gedankenbildern ausgeliefert, verbrachte er den Abend in Oles Wohnung und rauchte so viel von Oles Haschisch, dass er endlich wie ohnmächtig in Oles Bett sank und einschlief. Am nächsten Morgen wachte er früh auf. Nach dem Frühstück kaufte er ein paar Zeitungen, von denen er wusste, dass Ole sie gerne las – zumindest die Feuilletons. Er ging den langen Weg bis zum Krankenhaus zu Fuß; über eine Stunde lief er durch die Stadt, bis er ankam, um schließlich den sterbenden Ole anzutreffen, den Ole, der wie das Auge eines Tornados in seinem Todesschmerz ruhte, während der Lärm um ihn herum unerträgliche Ausmaße angenommen hatte. Während er durch Oles wachskalte Haut dem Tod nachspürte, wie er sich zunehmend in Oles noch lebendem Körper ausbreitete, kamen ihm die Zeitungen in den Sinn, die er mitgebracht hatte und die Ole nun nicht mehr lesen würde – „Es gibt kein Morgen mehr für dich“, hörte er aus der Ferne seine eigene Stimme klingen, „Du stirbst jetzt; es ist soweit.“

Die Ruhe war absolut; der Satz hatte sie beide in eine andere Welt befördert, wie ein Zauberspruch, der einander üblicherweise völlig fremde Welten miteinander verbindet. Für einen Moment versuchte eine abgrundtiefe Angst, Ole bei den Lebenden zu halten; Jan sah sie in seinem Gesicht. Es war das erste Mal, dass er Angst sehen konnte. Doch schon einen Augenblick später ließ sie Ole wieder los, der sich dann sofort auf seine letzte Reise begab. Jan hielt seine Hand und spürte, dass Ole ihn nicht mehr spürte. Obwohl er noch lebte, war er bereits den Toten näher als allem anderen. Seine Zeit stand und ihr Stehen verlangsamte auch Jans Zeit, der sich auch selbst für einen Moment von der Welt der Lebenden entfernte, wie jemand, der dem verreisenden Freund auf dem Bahnsteig hinterher lief, während der Zug gerade abfuhr.

Doch anders als Ole kehrte Jan zurück, um sich um Oles Partner und den Arzt zu kümmern, die beide um seine Aufmerksamkeit rangen. Dass am Ende Ole alleine sterben wollte, kam ihm sehr plausibel vor. Er war ja bereits alleine und jeder Moment, in dem sie sich so nahe waren, dass sie einander spüren oder, besser gesagt, erahnen konnten, machte ihnen deutlich, wie sehr sie sich bereits voneinander entfernt hatten. Viel weiter als sie es je gewesen waren, seit sie sich kannten. Es gab nichts mehr zu überbrücken, nichts mehr zu halten. Alleine zu sein, gab Ole an seinem Lebensende noch einen kurzen Moment

wirklicher Freiheit – wenige Minuten in der Welt der Zeitmessenden; wenige zeitlose Minuten. Er wäre während seiner letzten Atemzüge sogar so frei gewesen, Angst zu haben. Aber die hatte er nicht. So lange, wie er inzwischen auf seinen Tod gewartet hatte, wäre es geradezu absurd gewesen, Angst zu haben.

Aber Niklas hatte Angst. Ihm wurde noch am späten Montagabend das Ergebnis der Tumoruntersuchungen mitgeteilt. Es wurde ihm darüber hinaus eröffnet, dass man auf dem Tomographiebild seiner Lunge deutlich Metastasen sehen konnte und daher eine Chemotherapie oder gar eine Lungenoperation unumgänglich war. Der Arzt vermittelte mit seinen Befunden, dass Niklas froh sein konnte, wenn er das alles, was auf ihn zukommen würde, irgendwie überstand. Am nächsten Morgen wurde er mit der Ankündigung seines nicht unwahrscheinlichen baldigen Todes und den daraus resultierenden Ängsten aus dem Krankenhaus entlassen und kam in seine Wohnung, während Jan noch Oles Sterben nachspürte.

Als Jan schließlich kam, gab es kein Halten mehr für seine Todesängste. Jan hatte sich bis dahin immer über den Ausdruck „Nervenzusammenbruch“ gewundert, weil das etwas war, worunter er sich nichts vorstellen konnte. Jetzt erlebte er Niklas, wie er unter dem Druck seiner Ängste zusammenbrach, nicht nur psychisch, sondern auch körperlich. Seine Muskeln konnten ihn nicht mehr halten. Dass zur gleichen Zeit Ole dabei war zu sterben, oder bereits gestorben war, erreichte Niklas erst mit einiger Verzögerung. In seinen Ängsten war er ähnlich weit entfernt wie Ole im Angesicht seines Sterbens; aber anders als Ole kam Niklas wieder zurück. Erstaunlich schnell sogar, sodass sie am Ende mit nur wenig Verzögerung wieder ins Krankenhaus gingen, um vielleicht noch Ole in den letzten Minuten seines Lebens begleiten zu können.

Aber sie kamen zu spät zurück, was vielleicht besser war, denn Ole hatte ja den Wunsch, alleine zu sterben. Er erfuhr nicht mehr, dass sich Niklas unter Umständen auch schon auf den Weg gemacht hatte, seine letzten Begegnungen zu erleben, die letzten Reisen und am Ende den letzten Blick in eine sich rasant entfernende Welt. So standen sie an Oles Krankenbett und starrten auf seinen letzten Blick in die Welt der Lebenden, der offensichtlich ein Blick in eine endlose Ferne war. Es war, als würde er etwas erblicken, was sehr weit entfernt vom Diesseits sich befand, so weit, dass es für Lebende nicht sichtbar

war; aber in Wirklichkeit war Ole der Entfernte, der auf ihre Welt blickte, die Welt, in der Jan und Niklas nun standen und starrten. Ihre Welt war es, die in eine solche unbeschreibliche Ferne gerückt war. Die Anwesenheit dieses Blickes, des Todes, war unerwartet befreiend. Sie befreite nicht nur Jan von der Schwere, die spätestens seit Oles Rückkehr unerträglich wurde, sie befreite auch Niklas von seinen Ängsten und das sogar vollständig. In ihrer größten Todesangst war es ausgerechnet der Tod, der ihnen eine Hand reichte. Ohne zögern nahmen sie sie beide und ließen sich zu ihm ziehen. Sie sahen sich selbst aus dieser unvorstellbaren Distanz, aus der Ole zuletzt auf ihre Welt geblickt hatte und sahen dabei sich, beide, Niklas und Jan, mit seinem letztem Blick.

Jan organisierte die Totenfeier und Niklas ließ seine Lungentomographiebilder von mehreren Ärzten begutachten und erläutern. Sie taten das alles routiniert, als hätten sie das alles schon häufig getan. Innerhalb von Stunden wurden sie zu Experten in Todesdingen: Im Sterben genauso wie im Einschläfern durch Morphinum, in unterschiedlichen Formen von Lungenkrebs, in der Ausstellung von Totenscheinen und vielem mehr. Sie studierten die Veränderungen, die Oles Leiche in den folgenden Tagen erfuhr, studierten die Reaktionen der Menschen im Angesicht der aufgebahrten Leiche, aber innerlich blieben sie von alledem weit entfernt. Unvorstellbar weit; Oles Tod, Niklas' Krebs, die Totenfeier, die vielen Erzählungen aus Oles Leben. Auch sie selbst waren sich – und einander – so weit entfernt, wie sie der Tod von allem anderen entfernt hatte.

Während der drei Tage der Totenfeier hatten sie sehr viel gelernt, nicht nur über die chemischen Prozesse, die für die wahrnehmbaren Veränderungen von Leichen verantwortlich waren. Die spürbare Anwesenheit des Todes verändert auch die Menschen; sie nimmt ihnen alle ihre Ängste und Sorgen – zumindest für einen Moment. Sie zeigt ihnen eine andere Perspektive auf ihr Leben und auf ihre Welt: Die Menschen erkennen, dass sie es sind, die der Tote anblickt, während er in die Ferne schaut. Es gibt eine unvorstellbar andere Perspektive in ihrem Leben und es ist klar, dass diese Perspektive einmal auch ihre Perspektive sein wird, endgültig. Genauso wie der Tote werden sie einmal ihre Welt kaum mehr wahrnehmbar in der Ferne erblicken – und seine Perspektive einnehmen.

Ähnlich alleine wie Ole in seinem Sterben war Niklas mit seinen Krebsbefunden und deren Deutungen. Im Grunde war es ihm alleine überlassen einzuschät-

zen, ob er nun so krank war, dass er sterben würde, oder ob er womöglich überhaupt nicht krank war, was durchaus auch im Rahmen des Möglichen erschien. Ob er sich weiteren Behandlungen, Operationen, Chemotherapien oder Bestrahlungen unterziehen sollte, oder ob er sich als geheilt betrachten konnte. Die Ärzte halfen ihm in dieser Beziehung nicht weiter und seine Freunde und Bekannten konnten ihm allenfalls mit eher philosophisch begründeten Ratschlägen beistehen. Schon allein durch das zeitliche Zusammentreffen drängte sich der Gedanke auf, dass Oles Tod der Auslöser für seinen Krebs gewesen sein musste, und Jan konnte erleben, wie genau dieser Tod das Potential zeigte, den Krebs zu heilen. Zumindest für die damit verbundenen Ängste verhielt es sich tatsächlich so: Niklas' Todesangst verschwand im Angesicht des Todes. Warum sollte das für den Krebs nicht auch gelten, wo doch Angst und Krebs so fundamental miteinander zusammenhängen?

Während der Totenfeier und auch die Tage davor und danach waren Jan und Niklas komplett aus ihrem Leben herausgetreten; als wenn sie sich in einer anderen Zeit aufgehalten hätten, einer Zwischenzeit, zwischen Leben und Tod. Anders als die Ärzte im Krankenhaus, die Niklas' Zustand als sehr dramatisch darstellten, spürte Niklas, dass auch der Krebs in seinem Körper, sollte er tatsächlich vorhanden sein, in diese andere Zeit eingetreten war und demnach ebenfalls stillstehen musste. Wie konnten Metastasen wachsen und sich ausbreiten, während alles andere stillstand? So etwas war nicht denkbar und damit auch nicht wahrscheinlich. Niklas war sich obendrein sicher, dass in ihm überhaupt nichts krebsartiges zu spüren war. Anders als den Krebs, der ihm die Woche zuvor wegoperiert wurde, spürte er jetzt nichts derartiges in ihm. Seine Verunsicherung war eine weitgehend intellektuelle Verunsicherung, die einzig und alleine auf die Einschätzung der Krankenhausärzte zurückzuführen war. Dadurch glich die Aussage der Ärzte sehr einem Todesurteil, als Aussicht auf ein Lebensende, das nicht als Ziel einer nachvollziehbaren Entwicklung erschien, sondern losgelöst von allen Kausalzusammenhängen auftauchte, wie aus einem nichts. Ein Urteil das auftauchte und nicht mehr verschwinden wollte. Es war tatsächlich so unreal, dass es Jan als das Wahrscheinlichste vorkam, wenn sich diese ganze Geschichte eines Morgens als ein Albtraum herausstellen würde. Niklas fühlte sich in diesem Geschehen ähnlich. Aber er musste damit leben, dass er dieser Situation wohl nicht einfach durch Aufwachen entkommen konnte.

Ursache und Schuld

Nach der dreitägigen Totenfeier, nachdem Oles Leiche abgeholt wurde, um dann wochenlang in einer der Leichenhallen des Krematoriums auf die Verbrennung zu warten, hatte Jan einen sehr intensiven Traum. Er hatte schon lange keinen so intensiven Traum geträumt, wie in dieser Nacht. In dem Traum sah er sich selbst auf einem Bett liegen, offensichtlich tot und mit jenem Blick in die Ferne, wie er ihn bei Ole gesehen hatte. Seine Haut war farblos und wachsartig matt. Wie in Zeitraffer sah er die Veränderungen seiner Leiche, wie die Augen einfallen und der Körper dann aber anschwellt, wie sich das Fleisch unter der Haut und dann die Haut zersetzt und am Ende nur noch ein Skelett übrig bleibt. Er blickte aus den Augenhöhlen seines Skelettes und sah Niklas und Pat, wie sie neben dem Bett standen und ihn schweigend anstarrten. Dann erkannte er plötzlich, dass hinter den beiden, im Dunkeln kaum wahrnehmbar noch jemand stand und ihn ansah. Als wenn sich seine eigentlich verwesenen Augen an die Dunkelheit gewöhnen würden, zeichnete sich die Person im Hintergrund immer deutlicher ab, bis er sie erkannte: Diese Person war er selbst.

An dieser Stelle wachte er auf und selbst wach konnte er sich selbst noch auf das Skelett starren sehen. Nicht nur das, er konnte auch die Perspektive wechseln und das Skelett aus den Augen seines Traumichs sehen, und Niklas und Pat von hinten vor ihm. Erst nach einer Weile verblasste das Bild allmählich und gab den Blick auf den Wecker frei, an dem Jan erkannte, dass es noch mitten in der Nacht war. Aber an schlafen war nicht mehr zu denken. Er stand auf, setzte sich in die Küche und versuchte, dem Traum und seinen Gedanken nachzuspüren. Aber da waren keine Gedanken, denen er nachspüren konnte; sein Kopf fühlte sich vollkommen leer an. Er saß da bis zum Morgen, als endlich Niklas kam, um Kaffee zu kochen.

Genau eine Woche war vorüber, seit Niklas seinen Krebsbefund kannte, als er einen Anruf vom Krankenhaus erhielt. Es wäre jetzt allerhöchste Zeit, die Chemotherapie zu beginnen, wurde ihm gesagt, und dass der Beginn bereits für den nächsten Tag geplant war. Niklas traute sich nicht, seinen Zweifeln an der Sinnhaftigkeit der Therapie nachzugeben, und ging am nächsten Tag ins Krankenhaus. Zunächst mussten ein paar Voruntersuchungen durchgeführt werden, sodass die eigentliche Chemotherapie erst zwei Tage später beginnen sollte. In dieser Zeit hatte Niklas Gelegenheit, mit anderen Patienten zu sprechen, die

bereits Chemotherapien und auch schwere Operationen an ihrer Lunge hinter sich gebracht hatten.

Der Aufenthalt im Krankenhaus hatte auf jeden Fall den Effekt, dass innerhalb kurzer Zeit Niklas' Todesängste wieder sehr präsent waren. Für ihn war eine neuartige Chemotherapie geplant, da die Ärzte die Einschätzung hatten, seinen Krebs mit einer gewöhnlichen Chemotherapie nicht in den Griff bekommen zu können. Kurz bevor Niklas die erste Infusion erhalten sollte, der Herzkatheder war bereits gelegt, wurde aber die Behandlung gestoppt. Scheinbar war in der Nacht zuvor unerwarteterweise ein anderer Patient an den Folgen der Therapie gestorben, sodass die Ärzte ihre Anwendung nicht mehr verantworten wollten. Niklas wurde kurz darauf wieder aus dem Krankenhaus entlassen – ohne weitere Informationen, was nun stattdessen geschehen sollte. Niklas' Verzweiflung wuchs mit seiner Verunsicherung und konnte gar nicht mehr größer werden. Hatte er nun überhaupt Krebs, würde er daran sterben oder wäre er beinahe an der Behandlung einer Krankheit gestorben, von der ihm niemand plausibel sagen konnte, dass er sie hatte? Es war kaum etwas bedrohlicheres denkbar als die Konfrontation mit diesem Befund, der so unwirklich und beängstigend zugleich war. In einem war sich Niklas allerdings sicher geworden, nämlich dass Jans Beziehung mit Pat die wirkliche Ursache seines Krebses war. „Es ist dein Chaos, was mich krank macht“, hatte er gesagt. Die Beziehung mit Pat galt ihm dabei als stärkster Ausdruck von Jans Lebensweise, die ihn am Ende umbringen würde.

Darin hatte er recht, dass Jan ein Leben lebte, in dem nichts sicher war; er lebte schließlich in einer Welt, in der ihm nichts wirklich verlässlich und sicher erschien. Alles konnte sich von einem Moment zum anderen verändern, ohne erkennbaren Grund, und Jan hatte sich zum Meister gemacht, in einer solchen unberechenbaren Welt zu bestehen. Deswegen war er vermutlich so wenig mit Angst beladen, viel weniger als Niklas und als die meisten anderen Menschen. Würde er Angst generell zulassen, so gäbe es kaum etwas, wovor er sich nicht fürchten müsste; die Welt der Menschen überhaupt wäre für ihn beängstigend. Dagegen fühlte sich Niklas von der Gegenwart einer solchen Lebenshaltung bedroht. Er brauchte Sicherheiten, weil er nicht einfach die Ängste aus seinem Leben weg definieren konnte, so wie Jan. Und genau diese Sicherheiten zu geben, war ihm Jan offensichtlich nicht im Stande; weil er sie selbst nicht erlebte

und daher auch gar nicht leben konnte. Das war das Chaos, das Jan lebte und das Niklas offensichtlich nach seinem Leben trachtete.

Die Beziehung mit Pat stellte für Niklas eine außerordentliche Verunsicherung dar; er konnte sich seiner Beziehung mit Jan nun überhaupt nicht mehr sicher sein. Umso weniger, weil er nicht ansatzweise verstand, was Pat für Jan bedeutete; wieso sich Pat und Jan auf so geheimnisvolle Weise nahe sein und miteinander von Geist zu Geist kommunizieren konnten – und das obendrein noch ohne echtem Sex. Für Jan dagegen bedeutete Pat eine ungemeine Sicherheit; jemanden sozusagen von seiner Art in jener fremden Welt gefunden zu haben, in die er als Kind versehentlich geworfen wurde. Er war eine wichtige Verankerung in einer Welt, in der er sich flüchtig vorgekommen war, in gewissen Aspekten sogar wichtiger als Niklas. Seine Forderung, Jan solle sich von Pat trennen, um ihm eine Chance der Gesundung zu geben, erschien aus dieser Perspektive völlig kontraproduktiv.

Für Jan war es schwer, sehr schwer sogar, sich gegen Niklas' Ansinnen zu entscheiden, aber er war sicher, dass diese Entscheidung richtig war. Pat würde ihn nicht daran hindern, sich mit aller Kraft und Aufmerksamkeit Niklas zu widmen; darum ging es gar nicht. Es ging um eine Entscheidung – und Jan hätte sich, das was ihn ausmachte, verleugnen müssen, wenn er sich von Pat getrennt hätte, der einen so wesentlichen Aspekt seines Lebens darstellte. Zwischen Niklas und ihm würde es immer eine Weltentrennung geben und dem mussten sie sich beide stellen; das war ihm nie zuvor so klar, wie in dieser Zeit. Die Anerkennung des Unverstandenen im anderen war ihre einzige Chance, sich nahe zu sein; und auf keinen Fall durfte Niklas die Krebserkrankung als Gelegenheit nutzen, diesen Aspekt ihrer Beziehung entfernen zu wollen. Das wäre das Ende ihrer Beziehung gewesen und – wer weiß – vielleicht auch Niklas' und Jans Ende.

Nach seiner Entlassung hatte Niklas endgültig sein ohnehin nicht sehr großes Vertrauen in die Ärzte des Krankenhauses verloren. Er erörterte mit anderen Ärzten erneut die Befunde und entschied sich am Ende zu einer Operation, bei der aus der Lunge eine Gewebeprobe entnommen werden sollte, um herauszufinden, ob hier tatsächlich Metastasen zu finden waren. Etwas über eine Woche nach der gescheiterten Chemotherapie hatte Niklas einen Termin in einer Lungenspezialklinik. Merkwürdigerweise hatte er von den Ärzten des Kranken-

hauses, in dem sein Hodenkrebs operiert wurde, nichts mehr gehört. Die hatten ihm noch zuvor erklärt, dass jede Verzögerung hinsichtlich dieser Chemotherapie lebensbedrohlich wäre, und nun, nachdem ernsthafte Zweifel an der Therapie aufgekommen waren, wurde Niklas einfach nach Hause geschickt, ohne dass etwas weiteres folgte. Keine Erklärung, keine Alternativtherapie, keine weitere Aussicht, wie und wann die Krebsbehandlung fortgesetzt werden sollte, nichts. Hätte sich Niklas nicht für die Lungenoperation entschieden, wäre noch nicht einmal aus Sicht der Ärzte klar gewesen, ob er nun als geheilt galt oder als sicherer Todeskandidat, dem keine Therapie mehr helfen konnte, ob weitere Therapien folgen würden oder ob die behauptete Notwendigkeit einer Chemotherapie nun doch nicht mehr galt. Niklas und Jan fanden dieses Vorgehen sehr merkwürdig und alles andere als vertrauenerweckend.

Die Ärzte in der Lungenklinik dagegen wirkten sehr kompetent und waren auch sehr auskunftsfreudig. Ihrer Meinung nach waren Chemotherapien generell Humbug; in dieser Lungenklinik wurden keine Chemotherapien durchgeführt, obwohl die meisten Patienten darin Krebspatienten waren. Der Eingriff sollte nicht sehr groß sein, da es lediglich darum ging, von einer Stelle, die auf dem Röntgenbild und in der Computertomographie als Fleck erschien und von den Ärzten der Krebsklinik eindeutig als Metastase gedeutet wurde, eine Gewebeprobe zu entnehmen. Der Arzt, der die Operation durchführen sollte, erklärte, dass dafür zwei kleine Eingriffe zwischen den Rippen in die Lunge vorgenommen würden, die gerade groß genug wären, jeweils eine Sonde hindurch zu führen. Der Arzt hatte, wie inzwischen auch Niklas, die Einschätzung, dass es sich bei dieser Stelle vermutlich nicht um eine Metastase handelte, sagte aber auch, dass man sich darüber erst sicher sein konnte, wenn das entsprechende Gewebe untersucht worden war. Mit seiner Anmerkung, dass es viele Menschen gibt, die einen Lungenkrebs überstanden hatten, versuchte er, Niklas zu einer positiven Sicht seiner Situation zu ermutigen. Das klang in dieser Lungenklinik ganz anders als in dem Krankenhaus, in dem Niklas zuerst war, wo ständig von lebensbedrohlichen Situationen und schlechten Prognosen die Rede war.

Nach der Operation machte Niklas die Erfahrung, dass auch ein kleiner Eingriff in die Lunge, eine „minimal invasive Operation“, wie so etwas hieß, sehr unangenehm sein konnte. Vor allen Dingen die Verspannungen der Rippenmuskulatur machten ihm zu schaffen – neben dem Drainageschlauch, der die Gewebe-

flüssigkeit aus seiner Lunge ableiten sollte. Er bemerkte aber noch etwas, was ihn noch mehr beunruhigte: Obwohl der Fleck in seinem linken Lungenflügel zu sehen war, befanden sich die Operationsnarben auf der rechten Seite. Der Arzt, den er danach befragte, konnte das auch nicht wirklich erklären. Der Eindruck, dass ihm die Gewebeprobe gar nicht von der verdächtigen Stelle entnommen wurde, ließ sich nicht ausräumen – im Gegenteil. Den Arzt schien das allerdings nicht wirklich zu beunruhigen; er bekräftigte seine Vermutung, dass es sich ohnehin nicht um Metastasen handeln würde, und riet dazu, erst einmal abzuwarten. Wie erwartet hatte die Gewebeuntersuchung keinen Verdacht auf Krebs untermauert und Niklas wurde auch aus dieser Klinik weitgehend ratlos entlassen. Er war nun endgültig davon überzeugt, dass ihn die Schulmedizin nicht weiterbringen würde. Daher entschied er sich, keine weiteren schulmedizinischen Therapien mehr durchführen zu lassen. In dieser Entscheidung wurde er auch dadurch bestärkt, dass die beiden Operationen sein Körpergefühl deutlich beeinträchtigten und er inzwischen die Therapien mehr fürchtete als den Krebs.

Statt sich weiter mit Chemotherapien und Operationen zu beschäftigen, bemühte sich Niklas um eine Kur, um die Folgen der Operationen zu lindern. Aber auch und vorrangig als geeignete Maßnahme gegen den Krebs, von dem er nach wie vor nicht wusste, ob er noch in seinem Körper war oder nicht. Im Lauf der Auseinandersetzungen mit dem Thema wurden nicht nur psychische Zusammenhänge deutlich, in denen Krebserkrankungen zu verstehen waren, sondern auch die Bedeutung des Immunsystems. Krebs kann nicht nur als psychosomatische Erkrankung verstanden werden, sondern auch als eine Erkrankung des Immunsystems, das in manchen Aspekten zu wenig, in anderen wiederum zu viel Reaktion zeigt. Vor dem Hintergrund dieser Aspekte erscheinen schulmedizinische Maßnahmen wie Chemotherapien, Bestrahlungen oder Operationen eher als kontraproduktiv, da sie neben den Tumoren vor allem auch das Immunsystem angreifen.

Niklas hatte sich entschieden, eine anthroposophische Kur zu machen, weil ihm von allem, was ihm im Laufe seiner Beschäftigungen mit Krebs begegnet war, anthroposophische Ansätze am plausibelsten erschienen. Dazu kam, dass so eine Kur auch bedeutete, eine Zeit lang nicht mit Jan zusammen zu sein, und damit auch eine psychische Entlastung. Nach wie vor sah er Jans Lebenswandel als Hauptursache für seinen Krebs, worin er sich auch dadurch bestärkt

fühlte, dass seine Therapien ebenfalls einen so chaotischen Verlauf genommen hatten wie seine Beziehung mit Jan.

Seit seiner Entlassung aus der Lungenklinik war bereits einige Zeit vergangen, als er einen Anruf aus seiner früheren Klinik erhielt. Der Arzt am Telefon sagte, dass sich der Oberarzt weitere Therapien ausgedacht hatte, die er allerdings nicht wirklich begründen konnte. Von Untersuchungen der Lymphknoten war die Rede und eventuell in der Bauchhöhle vorhandenen Metastasen; und davon, dass Niklas mit seinem baldigen Tod rechnen musste, falls er seinen Krebs weiterhin unbehandelt ließ. Doch er ließ sich davon nicht von seiner Entscheidung abbringen, sich auf keine schulmedizinischen Behandlungen mehr einzulassen; die Vorstellung, wieder zu weiteren Behandlungen in das Krankenhaus zu gehen, erschien vor dem Hintergrund dessen, was er dort erlebt hatte, völlig abwegig.

Das Verhältnis zwischen Jan und Niklas war deutlich abgekühlt; Niklas war wenig gewillt, Jan an seinen Auseinandersetzungen teilhaben zu lassen. Gesund zu werden, hieß für ihn, eine emotionale Distanz zu Jan zu finden; ohne allerdings die Beziehung aufzukündigen. Jan fühlte sich in dieser Situation ziemlich hilflos. Auch für ihn war Niklas' Genesung das Wichtigste. Er wollte alles, was er konnte, dazu beitragen, auch wenn es bedeutete, die Distanz, die Niklas suchte, zu akzeptieren. Dass Niklas ihn für seine Krebserkrankung verantwortlich machte, belastete ihn allerdings sehr, mehr als alles andere.

Fast sechs Wochen nach Oles Tod fand die Beisetzung seiner Urne statt. Da es Oles Wille war, ganz auf Beisetzungsfeierlichkeiten zu verzichten, waren neben der Frau von der Bestattungsfirma nur Oles Eltern, eine Cousine, Niklas und Jan dabei. Oles Freund war nach wie vor verschwunden, als wenn es ihn nie gegeben hätte. Dass es an dem Tag kalt war und regnete, unterstrich den ohnehin sehr nüchternen Charakter der Beisetzung. Überhaupt war die Zeit, nachdem Niklas seine Krebstherapien abgebrochen hatte, für Jan sehr nüchtern. Er selbst fühlte sich sehr gefühllos und weit von allem entfernt. Es war, wie wenn ein Orkan durch sein Leben gejagt wäre und er nun, nach der Naturkatastrophe, dabei war, eine Schadensbilanz aufzustellen. Nach der Beisetzung von Oles Asche ging er oft auf den Friedhof. Nicht nur, um Oles Grab zu besuchen, sondern auch, um auf dem Friedhof spazieren zu gehen oder sich einfach nur einen Platz zum Verweilen zu suchen. Die nüchterne Ruhe, die der

Friedhof ausstrahlte, sprach ihn sehr an. Sie verkörperte genau das, was er fühlte und wie er sich fühlte. Es war, als hätte er hier ein neues Zuhause gefunden, jetzt wo sein übliches Zuhause weitgehend in Trümmern lag.

Bevor Niklas zur Kur ging, hatte er noch seine erste Nachsorge-Untersuchung, die nur aus einer Blutuntersuchung bestand. Diese Untersuchung ergab keinen Befund, wobei nicht wirklich klar wurde, was das genau zu bedeuten hatte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Niklas, dass sein Krebs als geheilt galt, wenn er innerhalb von sieben Jahren nicht mehr ausbrechen würde; so lange sollte er sich solchen Nachsorge-Untersuchungen unterziehen. Warum das aus schulmedizinischer Sicht so gesehen wurde und welche Rolle die Zahl 7 dabei spielte, blieb, wie so vieles andere in diesem Zusammenhang, im Dunkeln.

Pat

In diesem Jahr, in dem Ole gestorben war und Niklas sich mit seinem möglicherweise frühen Tod auseinandersetzen musste, hatte Jan das erste und einzige Mal in seinem Leben seinen eigenen Geburtstag vergessen. Dieser vergessene Geburtstag lag noch einige Wochen vor Oles Tod und Niklas' Krebsdiagnose, aber dass er im selben Jahr lag, konnte kein Zufall gewesen sein. Erst zwei Tage danach war es Jan aufgefallen, dass er in diesem Jahr seinen Geburtstag vergessen hatte. Alle hatten ihn dieses Mal vergessen, seinen vierunddreißigsten Geburtstag, was nicht das erste Mal gewesen wäre; aber dass ihn Jan selbst vergessen hatte, so etwas war bis dahin nicht vorgekommen. Jan hatte den Tag bei Ole verbracht, der gerade einen kurzen Krankenhausaufenthalt hinter sich gebracht hatte, und sich mit Literatur und Philosophie beschäftigt. Da es den ganzen Tag geregnet hatte, wäre es ohnehin kein angenehmer Tag für ein Geburtstagsritual gewesen; bei Regen hielt sich Jan auch mit Mütze und Kapuze nicht gerne draußen auf. Zwei Tage später hatte ihn Pat gefragt, ob er denn nicht Geburtstag gehabt hatte. „Ich finde das ja albern mit den Geburtstagen, aber ich erinnere mich, dass du mir dieses Datum mal genannt hast“, sagte er. Dass Jan seinen eigenen Geburtstag vergessen hatte, gefiel ihm.

Während sie in Pats Bauwagen auf dem Bett lagen und Musik hörten, fiel Jan plötzlich wieder das Buch von Birger Sellin auf, das auf einem der Regale lag. Es lag seit Wochen an derselben Stelle, was bedeutete, dass Pat es scheinbar nicht las. Jan musste die ganze Zeit, die er neben Pat lag, darüber nachdenken, was es wohl bedeutete, dass er ein Buch zum Thema Autismus hatte. War Pat womöglich auch wie er zu dem Schluss gekommen, autistisch zu sein? Es würde ja gut passen, nicht nur weil er so sehr für sich lebte, dass alleine das schon autistisch wirkte, sondern auch, weil es für Jan die einzig plausible Erklärung dafür war, dass sie sich einander so gut verstanden. Dass sie sich so extrem nahe sein konnten, obwohl Pat ansonsten niemandem auch nur ansatzweise nahe sein wollte – vielleicht auch nicht konnte.

Aber Pat hatte nie Andeutungen in Richtung Autismus geäußert oder gar erwähnt, dass er sich mit diesem Thema beschäftigte. Jan hatte allerdings ebenfalls Pat gegenüber nie etwas von seinen Beschäftigungen mit Autismus erzählt. Zu frisch waren seine eigenen Auseinandersetzungen mit Autismus ge-

wesen, sodass er selbst nicht wirklich verstanden hatte, was es für ihn genau hieß, autistisch zu sein. Daher hatte er befürchtet, dass er es Pat erst recht nicht verständlich machen konnte, was für ihn Autistischsein bedeutete. Wenn aber Pat sich ebenfalls damit beschäftigte, wäre damit eine völlig andere Voraussetzung geschaffen, sich darüber auszutauschen. Am Nachmittag musste Pat zur Arbeit gehen, wodurch ihr gemeinsames Musikhören auf dem Bett schon nach kurzer Zeit unterbrochen wurde. Jan hatte es nicht geschafft, ihn auf das Buch anzusprechen, aber es war klar, dass er es das nächste Mal tun würde, wenn sie sich wieder sahen. Sie gingen noch ein kurzes Stück zusammen bis zur nahe gelegenen S-Bahnhaltestelle, wo Pat in die Bahn stieg, um zur Arbeit zu fahren, beide mit Kapuzenpullover und Kapuze auf dem Kopf.

Jan lief danach eine Weile ziellos durch die Stadt, bevor er nach Hause ging. Sein Entschluss, Pat auf das Thema Autismus anzusprechen, beschäftigte ihn den ganzen restlichen Tag. Am nächsten Tag ging Jan nachmittags zu Pat, gespannt, was Pat zum Thema Autismus sagen würde, wenn er ihn darauf ansprach. Er hatte dieses Gespräch unzählige Male in Gedanken durchgespielt. Das Buch lag noch an derselben Stelle und nachdem er sich auf das Bett gesetzt hatte, sagte Jan, „Das Buch hier habe ich auch gelesen; ich fand es ganz spannend.“ Tatsächlich hatte er das Buch nicht gelesen, sondern nur einmal durchgeblättert, und schon in dem Moment, als er den Satz ausgesprochen hatte, fand er es blöde, etwas behauptet zu haben, was gar nicht stimmte. Er wusste nicht, warum er stattdessen nicht sagte, dass er vorhatte, das Buch zu lesen, oder etwas ähnliches; irgendetwas auf jeden Fall, was stimmte. „Ich habe es nicht gelesen“, erwiderte Pat, „Ich möchte es auch gar nicht lesen; mich interessiert es nicht und ich hätte es längst weggeworfen, wenn es mir gehören würde.“ Jan war von dieser Reaktion ziemlich verwirrt, fast schon ein bisschen erschrocken. Pat legte eine Kassette in den Rekorder und schaltete seine Musikanlage an; das Buch schob er dabei hinter andere Bücher, sodass es nicht mehr zu sehen war. Während sie nebeneinander lagen und Musik hörten, konnte Jan an nichts anderes denken, als an Pats eigenartige und vehemente Reaktion. Er hatte überhaupt keine Idee, was sie bedeutete: War Pat autistisch und mochte sich nicht damit beschäftigen? Oder fand er den Gedanken, autistisch zu sein, absurd? Hatte irgendjemand, der Besitzer des Buches etwa, Pat auf den Gedanken bringen wollen, autistisch zu sein, oder hatte Pat sich das Buch zugelegt und wollte nur nicht darüber reden? Diese Begebenheit

hatte etwas beunruhigendes für Jan. Es war bereits das zweite Mal, dass er mit Pat etwas erlebte, was ihn derartig grundlegend verunsicherte.

Frei sein

Aber Jan fand es gut, auch solche verunsichernden Erlebnisse mit Pat zu haben, wie jenes, als er sagte, er würde seine Schwester besuchen, aber stattdessen zwei Wochen in seinem Bauwagen verbrachte, oder eben das mit dem Thema Autismus. Auf diese Weise bekam Jans Beziehung mit ihm etwas wirkliches und war weniger mit der Bedrohung behaftet, sich von einem Moment zum anderen als Traum herauszustellen und dann einfach zu verschwinden. Derartige Befürchtungen ließen Jan nie los. Pat schien sich über solche Dinge lange nicht so viele Gedanken zu machen; für ihn war bereits einen Moment später alles, wie es immer war: frei, unkompliziert und nahe. Auch das mit dem Autismus-Thema hatte sich sofort wieder erledigt, nachdem das Buch hinter den anderen Büchern verschwunden war. Es zählte nur noch, zusammen im Bett zu liegen und Musik zu hören, zusammen mit Kapuzenpullover, Mütze und Kapuze auf, spazieren zu gehen oder zusammen in einer Badewanne zu sitzen bis das Badewasser kalt war. Zusammen zu sein, sich im anderen zu spüren, und zwar mit einer Intensität, die durch und durch unwirklich wirkte. Nach einiger Zeit kuschelte sich Pat eng an Jan und sagte, „Ich freue mich schon auf unseren Urlaub. Stundenlang am leeren Strand zu sein, die endlosen Deiche entlang zu laufen und die ganze Zeit mit dir zusammen zu sein, nur mit dir. Das wird großartig.“

Es dauerte nicht mehr lange, bis sie losfuhren, um fast eine ganze Woche miteinander zu verbringen, aber auch Jan konnte es kaum mehr abwarten. Es war nicht nur die Aussicht, mit Pat so viel Zeit verbringen zu können, Zeit, die sie ausgiebig zusammen die winterliche Landschaft genießen würden, sondern auch die Aussicht, seinem doch sehr anstrengenden Leben für ein paar Tage entfliehen zu können, was diese Fahrt so attraktiv machte. Die Zeit bis zu ihrem Nordseeausflug verging recht schnell. Als es so weit war, holte Jan Pat am frühen Morgen ab, um mit ihm zum Bahnhof zu gehen. Der lag noch im Bett, hatte sich aber schnell angezogen, sodass sie rechtzeitig am Bahnhof waren, um den Zug, den Jan vorgesehen hatte, zu nehmen. An jenem Morgen war es ziemlich kalt, sodass beide mit Mütze und Kapuze am Bahnsteig auf den Zug warteten. Pat hatte wieder zwei Kapuzenpullover an, seinen schwarzen und

darüber seinen orangefarbenen, und beide Kapuzen über die Mütze gezogen. Jan trug seine schwarze Jacke, die bei solch kalten Temperaturen sehr angenehm war. Auf dem Bahnsteig und auch danach im Zug fühlte er sich wieder an seine erste Begegnung mit Max erinnert. Im Zug sah er ihn in Gedanken vor sich sitzen, in dem grauen Kapuzenpullover, den er ihm damals geschenkt hatte. Er fragte sich, ob es eine tiefere Verbindung zwischen Pat und Max gab, oder ob sich in ihm die Bilder von den beiden nur deshalb überlagerten, weil beide gerne Mütze und Kapuze aufhatten. Pat und Jan hatten ein Abteil für sich alleine, indem sie sich gegenüber saßen und sich größtenteils wortlos ansahen, nachdem sie gefrühstückt hatten. Es war genauso wie es mit Max gewesen war, zumindest so, wie es Jan erinnerte. Das war jetzt neun Jahre her, aber Jan konnte sich noch sehr genau an diese Zugfahrt erinnern, zusammen mit Max kurz vor Silvester. Vor allen Dingen auch daran, dass er selbst wie jetzt Pat zwei Kapuzenpullover getragen und beide Kapuzen und seine Mütze aufhatte. Er hatte den Gedanken, dass es eigentlich kein Zufall sein konnte, dass Pat und Max beide Kapuzenpullover und -jacken mochten. Nachmittags hatten sie ihr Ziel, eine Pension keine hundert Meter von den Dünen entfernt, erreicht.

„Was meinst du, wir gehen jetzt noch ans Meer, oder?“, fragte Jan, nachdem sie ihr Gepäck abgestellt und sich das Zimmer angesehen hatten. „Glaubst du nicht, dass es zu spät ist? Es wird doch gleich dunkel“, entgegnete Pat, aber zog sich dennoch seine zwei Pullover über, „Also gut, aber nur kurz“, sagte er dabei, „Ich bin jetzt auch schon ein bisschen müde.“ Der Strand war nicht sehr weit entfernt; es war ein Sandstrand der übersät war mit kleinen Lachen, in denen das Wasser noch von der letzten Flut stand. Er erstreckte sich zwischen den Dünen und dem Meer und war bei Ebbe ziemlich breit, aber es war zu erkennen, dass der Sand bei Flut fast vollständig vom Wasser bedeckt sein musste. Als sie über den Sandstrand zum Wasser liefen, wurde es innerhalb kurzer Zeit merklich dunkler. Jan genoss es sehr, neben Pat am Wasser zu stehen, beide mit Mütze und Kapuze vor dem kalten Wind geschützt. Dabei merkte er nicht, dass sich plötzlich alles in einen dichten Nebel hüllte, und es innerhalb von wenigen Minuten es so dunkel und neblig geworden war, dass sie nicht einmal mehr das Wasser direkt vor ihren Füßen erkennen konnten.

„Und was machen wir jetzt? So finden wir den Weg nie zurück“, sagte Pat und Jan konnte sich dem Eindruck nicht erwehren, dass er recht hatte. Dennoch antwortete er, „Doch das finden wir. Wir müssen ja nur geradeaus zurück lau-

fen, bis wir am anderen Ende zu den Dünen kommen.“ Aber schon nach wenigen Schritten spürten sie eine Lache unter ihren Füßen, die sie umgehen mussten, weil das Wasser darin mindestens tief genug war, um nasse Füße zu bekommen. „Jetzt kommt bestimmt noch die Flut und wir sind dann ganz vom Land abgeschnitten“, sagte Pat. Jan war überrascht, ihn so ängstlich zu erleben; das passte sehr wenig zu dem Pat, den er bislang kennengelernt hatte. „Keine Angst“, erwiderte er, „das finden wir, bevor die Flut kommt.“ Er hatte tatsächlich die ungefähre Lage der Wasserlachen in Erinnerung und konnte sich in Gedanken den Weg, den sie über den Sand gingen so vorstellen, wie er von oben ausgesehen hätte – bei Helligkeit und ohne Nebel. Aber weil der Nebel die Sicht so sehr einschränkte, dass sie sogar aufpassen mussten, sich nicht gegenseitig zu verlieren, war er dennoch verunsichert. Eigentlich hatte er damit gerechnet, dass es durch das Mondlicht nicht ganz dunkel werden würde; der Nebel kam dann unerwartet.

Am Ende gelang es ihm, sie über den Strand zu lotsen, sogar ohne nasse Füße dabei zu bekommen. „Siehst du“, sagte er, „Das war doch alles kein Problem“, doch Pat schwieg, bis sie an der Pension angekommen waren. Pat zog sich wortlos aus und legte sich ins Bett; Jan legte sich nach kurzem Zögern neben ihn. „So etwas machst du nie wieder, ok?“, sagte Pat nach einer Weile des Schweigens. Jan wusste nicht, wie er darauf reagieren sollte, und versuchte zu fragen, was denn daran so schlimm gewesen war. Mehr als ein kaum verständliches Stammeln kam aber nicht aus ihm heraus. „Ich möchte darüber nicht reden. Das ist jetzt auch gut so, nur dass ich so eine Situation nicht noch einmal erleben möchte“, unterbrach ihn Pat, „Das ist alles. Und jetzt pack den Kassettenrekorder aus, damit wir Musik hören können.“ Jan stand auf, um das Kassettengerät auszupacken und neben das Bett zu stellen. Er nahm einen kleinen Stapel Kassetten mit, als er sich wieder zu Pat ins Bett legte. „Such du was aus“, sagte Pat. Als die Musik anfang zu spielen, nahm Pat Jan in den Arm und drückte ihn fest an sich. „Du weißt doch: Ich liebe dich“, flüsterte er, „Du brauchst dir keine Sorgen machen; ich werde immer bei dir sein.“ Jan genoss es, Pat so nahe bei sich zu spüren.

Am Abend kochte Pat Nudeln mit einer Soße; die Nudeln und die Zutaten für die Soße hatten sie aus Hamburg mitgebracht. „Weißt du, wie ich Koch geworden bin?“, fragte Pat, während er das Gemüse für die Soße klein schnitt. „Nachdem ich von diesem Albtraum, der sich Zuhause nannte, geflohen war,

hat mich ein Typ aufgegebelt, dem meine Zeichnungen gefallen haben. Bei dem hatte ich eine Zeit lang gewohnt und habe Zeichenkurse genommen und gezeichnet; bis er mit mir ins Bett wollte. Da bin ich wieder gegangen. Das war schon komisch mit dem Typen, weil er mich überhaupt nicht interessiert hatte. Mir ging es ums Zeichnen und dass ich irgendwo wohnen konnte. Danach bin ich durch die Gegend getingelt und am Ende in Portugal gelandet. Da bin ich in einer Kneipe untergekommen, wo sie einen Koch gesucht hatten. Ich konnte kein Wort Portugiesisch und die kein Wort Deutsch, und trotzdem hat das irgendwie geklappt mit der Verständigung. Acht Jahre habe ich da dann gekocht, bis ich wieder nach Deutschland zurückgekommen bin.“

Pat suchte eine Pfanne, um das Gemüse anzubraten, aber die Küche der Pension war nicht gut ausgestattet. Immerhin gab es zwei Töpfe, sodass wenigstens die Nudeln während der Soßenzubereitung gekocht werden konnten. Jan wusste bis dahin nicht, dass Pat acht Jahre lang in Portugal war. Pat hatte zwar schon einmal angedeutet, dass er eine Zeit lang im Ausland gelebt hatte, aber nicht, wo und wie lange. „Aber zu den Leuten dort hatte ich keinen wirklichen Kontakt. Das war wie mit dem Typen, bei dem ich vorher gewohnt hatte, alles so weit weg von mir. Auch nachdem ich ein bisschen Portugiesisch gelernt hatte, wusste ich gar nicht, was ich da reden sollte; da gab es eigentlich nichts zu reden, außer, was gekocht werden sollte und so. Wie mit meinen Eltern, da gab es auch nichts zu reden. Du bist der erste überhaupt, mit dem es etwas zu reden gibt, und wir verstehen uns sogar so gut, dass es eigentlich wieder überflüssig ist zu reden. Das mit dem Reden ist wirklich eine komische Sache; vielleicht sollte man es ganz lassen.“

Jan kam dabei wieder das Wort „Autismus“ in den Sinn. Vielleicht redeten viele Autisten deswegen nicht, weil das mit dem Reden so eigenartig widersprüchlich war: Weil es Menschen gab, die viel zu weit von einem entfernt waren, als dass diese Distanz durch Reden überbrückt werden konnte, und andere, die so nahe waren, dass Reden schlicht überflüssig war. Vielleicht gab es aber auch Menschen, die dazwischen waren und bei denen Reden doch einen Sinn ergeben konnte, so wie Niklas vielleicht, dachte Jan. Vielleicht war das der Grund, warum Jan noch redete, weil es in seinem Leben Menschen wie Niklas gab. In Pats Leben hatte es solche Menschen nicht gegeben, aber das Reden hatte er dennoch nicht gänzlich verweigert; sehr weit entfernt davon war er allerdings nicht. Vielleicht war es aber die Sehnsucht nach einer solchen Nähe, die autis-

tische Menschen reden ließ, und der Glaube, durch Reden der Einsamkeit entkommen zu können, aus der diese Sehnsucht erwachsen war. Fast alle Menschen schienen daran zu glauben, dass sich durch Reden Probleme lösen ließen und dass man durch Reden Menschen nahe kommen konnte. Daher war es schwer, sich solchen Annahmen zu entziehen, auch wenn sie offensichtlich keiner logischen Überprüfung standhielten. Jan fand die Idee, einfach mit Reden aufzuhören, faszinierend; sie klang wirklich plausibel.

Der erste Abend an der Nordsee war zweifellos sehr intensiv, wodurch sich Jan sofort wieder wie in einer anderen Welt vorkam, wie immer, wenn er mit Pat längere Zeit zusammen war. In einer Welt, die seine Welt war und in der er sich zu Hause fühlen konnte wie nirgendwo sonst. Die nächsten Tage verbrachten sie sehr viel Zeit draußen. Es war kalt und windig und sie waren meistens alleine in der kargen Landschaft, auf dem gefrorenen Sand, zwischen den Dünen oder auf den Wiesen, die unter ihren Schritten knirschten. Pat hatte sich zusätzlich zur Mütze und den zwei Kapuzen ein Tuch so um Mund und Nase gewickelt, dass nur noch seine Augen zu sehen waren. Jan hatte auch wie Pat zwei Kapuzen auf, die seines Kapuzenpullovers und darüber die seiner Jacke; natürlich wie Pat mit einer schwarzen Mütze darunter. Nach ihren ausgiebigen Spaziergängen lagen sie jeden Tag zusammen im Bett, hörten Musik und kuschelten sich aneinander, um danach etwas zum Essen zu kochen und dann zu essen. Danach redeten sie, nachdem sie den Tag über nur sehr wenig geredet hatten; sie redeten, als wenn sie Gymnastikübungen machen würden, nach festgelegten Regeln, die gewährleisteten, dass ihre Reden Geschichten waren. Pat war sehr an Jans Coming-out und Beziehungserfahrungen interessiert, an die Geschichten über Jans erste Liebe zu Jan, über Max und darüber, wie er Niklas kennengelernt hatte. Jan war dagegen an Pats Geschichten über ein Leben ganz alleine interessiert, ohne Reden, ohne Kontakte, ohne Menschen.

Während Pat erzählte, tauchte Jan meistens schon nach kurzer Zeit in eine Gedankenwelt ein, die die seiner Kindheit und seiner Jugendzeit war. Er sah sich dabei oft in einer tief verschneiten Landschaft, im Parka, irgendwo tief in einem Wald. Einmal sah er dabei einen anderen Jungen von hinten, der ebenfalls einen Parka trug und die Kapuze aufhatte. Er beobachtete, wie der Junge sich umdrehte und ihm in die Augen sah; er musste ungefähr zehn Jahre alt gewesen sein, so alt etwa wie Len damals. Unter seiner Kapuze trug er eine Mütze, wie Jan; beide hatten sie den gleichen Parka an und die gleiche

schwarze Mütze unter der Kapuze. „Ich heiße Jan“, sagte Jan, „und du, wie heißt du?“ „Pat“, sagte der Junge, „Richtig heiße ich Patrik, aber nur mit k am Ende, nicht mit ck“. Dass das a in Patrik wie a, in Pat aber wie ä ausgesprochen wurde, fand Jan interessant. „Ich heiße eigentlich auch nicht Jan, sondern Johannes“, erklärte Jan, „So haben mich meine Eltern genannt, aber mir gefällt Jan viel besser. Das ist ja eine Abkürzung von Johannes, so wie Pat eine Abkürzung für Patrik ist.“

Auf der Fahrt zurück saßen sie wieder alleine in einem Zugabteil und genossen es, sich gegenseitig anzusehen. „Wenn ich dich sehe, bin ich glücklich“, sagte Pat, „Ich kann mir ein Leben ohne dich gar nicht mehr vorstellen.“ „Mir geht es genauso; es kommt mir vor, als wenn wir schon immer zusammen gewesen wären“, erwiderte Jan. „Jan“, sagte Pat dann, „Ich finde, Jan ist ein schöner Name; der gefällt mir. Zuerst hat er mir nicht so gefallen, weil es halt ein ziemlich gewöhnlicher Name ist, aber inzwischen mag ich ihn sehr gerne.“ Pat wusste nicht, dass Jan in Wirklichkeit Johannes hieß, aber das machte nichts, da Jan inzwischen Jan als seinen wirklichen Namen auffasste. Er, Jan, war jemand anderes als der Johannes oder der Hannes in seiner Erinnerung; er war wirklich Jan. „Witzigerweise habe ich vor Kurzem einen kennengelernt, der heißt so ähnlich“, fuhr Pat fort, „Das ist ein richtig netter Typ.“ Jan war irritiert, vor allen Dingen weil es überhaupt nicht zu seinem Bild von Pat passte, dass er jemanden kennengelernt hatte und dann noch nett fand. Es würde wohl auch in Pats Leben einiges geben, was er nicht wusste oder nicht richtig einschätzen konnte, dachte er. „Er heißt auch Jan?“ „Naja, so ähnlich, Janne, aber das ist ja eigentlich Jan; wahrscheinlich sein Spitzname. Du solltest ihn mal kennenlernen; den findest du bestimmt auch nett. Ich finde, er passt zu so schrägen Vögeln, wie wir es sind.“ Pat lachte, als er das sagte.

Wenige Tage später, als sie gerade zusammen im Küchenwagen auf dem Bauwagenplatz kochten, sagte Pat, dass er Janne zum Essen eingeladen hatte. Jan war plötzlich sehr aufgeregt; diese Begegnung bekam für ihn etwas unerwartet gewichtiges, was er nicht wirklich verstehen konnte. Vermutlich war er so beunruhigt, weil er es so ungewöhnlich fand, dass Pat jemanden kennengelernt hatte, der jetzt auch noch so förmlich in Jans Leben eingeführt werden sollte. Hatte Pat vor, ebenfalls in zwei Beziehungen zu leben? Jan fand diesen Gedanken sehr irritierend, auch wenn er durchaus naheliegend war. Irritierend

fand er vor allen Dingen auch, dass dieser zweite Beziehungspartner so ähnlich wie er hieß.

Als das Essen fertig war, schlug Pat vor, in seinen Wagen zu gehen und das Essen mitzunehmen. Vor seinem Wagen saß jemand auf der Treppe mit einem kurzen, rot gefärbten Iro, ohne Mütze oder Kapuze auf dem Kopf. Pat und Jan hatten die ganze Zeit während dem Kochen eine Mütze auf, weil es sogar im Küchenwagen recht kühl war. Draußen war es so kalt, dass sich Jan selbst für den kurzen Weg zu Pats Bauwagen die Kapuze seines Pullovers darüber zog; Pat allerdings nicht. Pats Besucher stand auf, als er sie gesehen hatte; er war deutlich kleiner als die beiden. „Darf ich vorstellen: Jan und Janne“, sagte Pat, der wie Jan einen Topf in den Händen hielt. Jan sah, dass Janne noch ziemlich jung sein musste, höchstens Anfang zwanzig, vielleicht sogar noch jünger.

„Die Tür ist offen“, sagte Pat und Janne öffnete die Tür und ging in den Bauwagen. Janne holte dann noch Teller und Gabeln aus dem Küchenwagen; er war offensichtlich auch schon mit dem Bauwagenplatz vertraut. Sie saßen eine Weile schweigend vor ihren Tellern, bis Pat schließlich sagte, „Janne ist hier einfach aufgetaucht, um sich den Platz anzusehen; so haben wir uns kennengelernt.“ „Ja, ich musste unbedingt mal erfahren, wie das so ist, auf so einem Bauwagenplatz, und dass ich dann gleich Pat kennengelernt habe war ein echter Glücksfall.“ Dabei legte er seinen Arm um Pats Hüfte. Jan hatte den Eindruck, dass Pat in diesem Moment vor Glück strahlte. „Janne ist Filmemacher“, sagte Pat während er unentwegt grinste. „Naja“, erwiderte Janne, „Ich möchte Filmemacher werden. Aber ich habe schon eine Idee für meinen ersten Film und eine Karte; schau hier.“ Er zog sein Portemonnaie aus der Hosentasche und reichte Jan eine Visitenkarte. Sie war schwarz und mit roten Buchstaben stand darauf „JR filmproduction – janne rasmussen“ und eine Telefonnummer; bis auf das „JR“ war alles klein geschrieben. „Gut, nicht?“, fragte Janne, „JR, wie der in Dallas.“ Jan brachte kein Wort heraus; er redete die ganze Zeit, die Janne da war, kein einziges Wort. Ihm kam dieses gemeinsame Essen insgesamt sehr unwirklich vor, so unwirklich, dass es ähnlich unangebracht schien, etwas zu sagen, wie es in einem Traum unpassend gewesen wäre. Nach dem Essen ging Janne zum Glück gleich wieder; nicht ohne Pat zum Abschied ausgiebig zu umarmen und zu küssen. „Der ist ja noch ein Kind“, sagte Jan, als Janne weg war. Er wusste nicht warum, aber diese Bemerkung war ihm einfach herausgerutscht. „Das sind wir doch auch noch“, entgegnete Pat, „Oder? Du

hast doch genauso wenig wie ich vor, erwachsen zu werden.“ Damit hatte er recht, ohne Zweifel; bereits als Kind war für Jan klar, dass er nie erwachsen werden wollte, und er fühlte sich tatsächlich auch nicht erwachsen, kein bisschen.

Kurz danach fuhr er mit Niklas an die Ostsee und nach dieser Fahrt überstürzten sich regelrecht die Ereignisse. Deshalb hatte er Pat bis Oles Tod nicht mehr gesehen. Seit sie sich kannten, war es die längste Zeit, die sie sich nicht gesehen hatten, fast vier Wochen. Erst am Tag nach Oles Tod rief er Pat wieder an und erzählte wie Ole gestorben war. Dass Niklas Krebs hatte, erwähnte Jan allerdings nicht. Dieses Zusammentreffen zweier so gewichtiger Ereignisse, wie dem Tod des besten Freundes und der Krebserkrankung eines Beziehungspartners, war so unsagbar unwahrscheinlich, dass Jan die Befürchtung hatte, Pat würde es ihm nicht glauben, wenn er es erzählen würde; ihm selbst fiel es schwer, es zu glauben. Und das, obwohl er und Pat ein so offenes Verhältnis hatten, dass ihm Pat mit Sicherheit alles geglaubt hätte; sie konnten sich einander schließlich nichts vormachen. „Ich habe mir schon gedacht, dass so etwas passiert sein muss“, sagte Pat, „Irgendwie habe ich es gespürt.“ Er sagte, dass er für Jan jederzeit da wäre, aber dass er es auch völlig in Ordnung fand, wenn Jan sich jetzt nicht so sehr um ihn kümmerte.

Jan lud Pat zu Oles Totenfeier ein, aber Pat war sich unsicher, ob er kommen wollte. „Ich kenne die Leute doch alle gar nicht und Ole habe ich ja auch nur ein einziges Mal gesehen“, sagte er, „Aber interessieren würde es mich schon. Ich war noch nie auf einer Totenfeier.“ Dass Pat sich am Ende entschieden hatte zu kommen, freute Jan, auch wenn es für ihn nicht entspannt war, weil es ja bedeutete, dass Pat und Niklas aufeinander trafen. Niklas empfand es als Zumutung, Pat zu begegnen, das hatte er ausdrücklich so geäußert. Aber zum Glück war eine Totenfeier nicht der richtige Ort, um solche Auseinandersetzungen auszutragen, und Niklas begnügte sich daher damit, Pat aus dem Weg zu gehen. Am Tag danach nutzte Jan die Gelegenheit, dass er einen Einkauf zu erledigen hatte, um Pat aufzusuchen. „Diese Feier fand ich wirklich großartig“, sagte Pat, „So etwas habe ich noch nie erlebt. Mit Oles Leiche, die dabei war; das war mit Abstand die spannendste Feier, die ich je mitbekommen habe. Dass ich jemanden wie dich kennengelernt habe, ist wirklich ein unvorstellbares Glück.“ Jan erzählte, dass Niklas Krebs hatte und deshalb im Krankenhaus operiert wurde. Pat sah ihn nur schweigend an und legte nach kurzem Zögern

seinen Arm um Jans Hüfte. Er drückte ihn eine Ewigkeit lang an sich, bis er Jan wortlos gehen ließ.

Auch wenn solche Momente mit Pat sehr vertraut und nahe waren, spürte Jan deutlich, dass sich in ihrer Beziehung etwas geändert hatte, seit sie von ihrer Reise an die Nordsee zurückgekommen waren. Vordergründig machte es sich daran fest, dass sie sich nicht mehr so oft sahen wie davor. Jan war zu sehr mit Oles Tod und Niklas' Krebserkrankung beschäftigt, die beide seine volle Aufmerksamkeit beanspruchten. Was ihn allerdings etwas beunruhigte, war der Eindruck, dass es Pat nicht im Geringsten störte; im Gegenteil: Pat wirkte ganz zufrieden damit, ihn nicht mehr so häufig zu sehen. Dass es obendrein jetzt jemand anderes in Pats Leben gab, jemand, der vielleicht gerade mal zwanzig Jahre alt war und so ähnlich hieß wie er, verstärkte Jans Beunruhigung unheimlich. Am merkwürdigsten fand Jan, dass Janne selbst an sehr kalten Tagen offenbar weder Mütze noch Kapuze auf dem Kopf hatte; darin unterschied er sich deutlich von Jan und von Pat.

Als Niklas nach Oles Totenfeier die Forderung erhob, dass sich Jan von Pat trennen sollte, verbrachten sie ohnehin schon weniger Zeit miteinander als sonst üblich war. Da die Beziehung mit Pat anders als die mit Niklas eigentlich nicht definiert war, bestand sie eigentlich aus nichts anderem, als dem, was Pat und Jan gerade zusammen lebten und erlebten, jeden Tag von Neuem. Und das war im Vergleich zurzeit vor ihrem Urlaub an der Nordsee sehr wenig geworden. Dazu kam, dass Pat immer wieder von Janne erzählte, nicht viel, aber genug, um deutlich zu machen, dass er ein wichtiger Faktor in seinem Leben geworden war. Einmal lag er sogar mit Janne zusammen im Bett, als ihn Jan im Bauwagen besuchen wollte. Janne stand gleich, nachdem Jan gekommen war, auf und sagte, dass er gerade gehen wollte. „Ist das mit Janne ein Problem für dich?“, fragte Pat, als er weg war. Jan schüttelte den Kopf, obwohl es nicht stimmte, dass ihm das Verhältnis zwischen Pat und Janne egal war. „Das hätte ich jetzt auch nicht gedacht. Wir sind ja beide frei in dem, was wir tun, du und ich. Und trotzdem lieben wir uns und niemand kann uns unsere Liebe nehmen, kein Niklas und auch Janne nicht, oder?“ Jan schüttelte wieder den Kopf, blieb aber unentschlossen bei der Tür stehen. Er wusste nicht, ob er bleiben sollte oder doch lieber gleich ging. Überhaupt spürte er in diesem Moment ein unsagbares Chaos in seinen Gedanken.

„Zieh dich aus und leg dich zu mir“, sagte Pat nach einer Zeit, die Jan unendlich lang vorgekommen war. „Dann hören wir noch etwas Musik und nachher kochen wir etwas.“ Jan zögerte noch kurz, bis er sich auszog und zu Pat ins Bett legte, wo sie ausgiebig kuschelten. Dabei hörten sie Musik, von der Pat erzählte, dass sie ihm Janne geschenkt hatte. „Die ist wirklich gut“, sagte Pat, „So etwas habe ich noch nie gehört.“ Jan hatte Pat noch nie Musik geschenkt; das hätte er sich gar nicht getraut, weil in Sachen Musik Pat eindeutig der Experte war. Nach dem Essen schlug Jan vor, einen gemeinsamen Spaziergang zu unternehmen. Die Mütze-und-Kapuzen-Zeit war in diesem Jahr schon fast vorbei, aber abends wurde es doch noch manchmal so kalt, dass Mütze und Kapuze angebracht erschienen; zumindest Jan. Als sie losgingen, setzte er sich daher die Mütze auf den Kopf und warf mit einem Schwung die Kapuze seines Pullovers darüber. Pat, der zunächst ohne Mütze gehen wollte, sagte dann, „Du hast recht, es ist ganz schön frisch; ich sollte auch noch meine Mütze anziehen.“ Die musste er erst aus einer seiner Kleiderkisten heraussuchen, bevor er sie sich aufsetzte und die Kapuze seines Pullovers darüber zog.

Der Spaziergang war sehr ausgiebig; sie kamen erst nach Mitternacht wieder zurück. Pat erzählte dabei, dass er sich entschlossen hatte, seine Mutter aufzusuchen, die er schon viele Jahre nicht mehr gesehen hatte. „Ich merke immer deutlicher, dass ich mich mit meiner Familiengeschichte auseinandersetzen muss. Anders kann ich das alles nicht richtig verarbeiten; und ich muss es verarbeiten, um davon frei zu werden.“ Er erzählte, dass er sich früher nie über solche Dinge Gedanken gemacht hatte. „Das war mir sowas von egal alles“, sagte er, „Das sind ja fremde Leute für mich, selbst meine Geschwister. Ich weiß gar nicht, was das bedeuten soll, Mutter oder Vater; so etwas gab es für mich nie. Aber jetzt merke ich, wie das alles wie Bleigewichte an mir hängt. Ich bin jetzt in eine Lebensphase gekommen, wo ich mich von solchen Sachen frei machen muss, ein für alle Mal. Und dazu muss ich mich dem stellen, vor allen Dingen aber auch meiner Mutter.“

Jan hörte Pats Ausführungen zu, ohne viel dazu zu sagen. Er konnte dazu auch nicht viel sagen, weil Pats Lebensgeschichte so extrem war, dass es absurd gewesen wäre, sie im Licht anderer Lebenserfahrungen verstehen zu wollen. Es gab da keine Möglichkeit, etwas zu vergleichen; in dieser Beziehung erging es Jan ja auch ähnlich, auch seine Erfahrungen waren so ungewöhnlich, dass sie kaum mit denen anderer Menschen vergleichbar erschienen. Pats Ge-

schichten waren allerdings noch wesentlich extremer und ungewöhnlicher als seine. In einem Moment waren sie sich so nahe, als wenn sie ein Individuum wären, im nächsten dann wieder unvorstellbar fremd.

„Um frei zu werden, muss man immer wieder alles überprüfen, jeden Tag von Neuem“, erklärte Pat. „Auch unsere Beziehung müssen wir jedes Mal, wenn wir uns sehen, von Neuem überprüfen, was ja nichts daran ändert, dass wir uns lieben. Aber nichts wäre schlimmer, als wenn wir uns gegenseitig an uns klammern und damit verhindern, das zu leben, was wir leben wollen.“ „Wie meinst du das?“, fragte Jan, den Pats Ausführungen zunehmend beunruhigten, „Ich möchte gar nicht so frei sein, dass es in meinem Leben niemanden mehr gibt, dem ich nahe sein kann.“ „Naja“, antwortete Pat, „um sich wirklich nahe sein zu können, muss man vor allen Dingen auch frei sein. Wir sind beide frei, um uns jeden Moment für uns zu entscheiden oder auch nicht. Deswegen können wir uns so nahe sein; anders würde das gar nicht funktionieren.“ Zumindest waren sie so frei, dass sie sich kurz darauf entscheiden konnten, über das Wochenende zu Pats Bekannten aufs Land zu fahren. Auch wenn es nur zwei Tage waren, die sie dort verbrachten, erlebte Jan Pat wieder sehr unbeschwert und bedingungslos nahe. Das war der Pat, den er liebte und der ihn wirklich frei machte, frei von Oles schmerzhaftem Tod, von Niklas' Krebs und den damit verbundenen Vorwürfen und von allem anderen, was sein Leben in dieser Zeit so schwer machte.

Eine unheimliche Verwandlung

Frei zu werden, hatte für Pat inzwischen eine enorme Bedeutung erhalten, was Jan zunehmend verunsicherte, nicht zuletzt, weil es sich auch darin äußerte, dass Pat mit Janne einen zweiten Partner hatte. Rational betrachtet, war das gerade in der schwierigen Situation, in der sich Jan gerade mit Niklas befand, sehr passend, weil er sich so mehr mit Niklas beschäftigen konnte. Aber die Angst, Pat zu verlieren, wuchs fast mit jedem Mal, dass sie zusammen waren. Pat suchte seine Mutter tatsächlich auf und hatte danach kaum mehr ein anderes Thema, als die Notwendigkeit, sich von allem frei zu machen, was er als Blockade in seinem Leben empfand. Es gab nichts mehr, was er nicht grundsätzlich in Frage stellte, auch sein Schwulsein und seine Beziehung mit Jan nicht. „Vielleicht ist das mit meiner Sexualität ganz anders, als ich es immer gedacht hatte. Als schwul empfinde ich mich ja auch nur deswegen, weil mir die

Sexualität mit Frauen nichts sagt, und seit ich Janne kenne, weiß ich, dass auch schwule Sexualität ganz anders ist, als ich es mir immer gedacht hatte. Mit dir ist es ja schon sehr speziell; eigentlich ist es ja keine richtige Sexualität, die wir leben.“ Jan konnte dem nichts entgegensetzen; schließlich hatte Pat mit seiner Einschätzung nicht unrecht. „Aber wir lieben uns doch“, war das Einzige, was ihm dazu einfiel. „Was soll das schon bedeuten, Liebe“, entgegnete Pat, „Wir wissen doch beide, dass es so etwas nicht wirklich gibt, Liebe. Wir lieben uns deshalb, weil wir uns gegenseitig dabei unterstützen, frei zu sein und das zu leben, was wir leben wollen. Du und Niklas, ihr unterstützt euch auch dabei, genauso wie ich und Janne. Das ist alles, aber es ist großartig, weil wir großartige Menschen sind und weil wir frei sind.“ Jan fand eine solche Art von Freiheit eher bedrohlich; umso mehr als es das erste Mal war, dass Pat davon sprach, mit Janne auch in einer Art Beziehung zu leben.

Aber es stimmte tatsächlich; er wusste von vornherein, dass er sich mit Pat zugleich auch auf so eine Art von Freiheit einlassen würde, die keine Sicherheit zu geben vermochte. Das war Pat, das war sein Leben. Immerhin war es nach wie vor noch sehr vertraut, miteinander zu kuscheln und sich dabei ausgiebig zu spüren, sich im anderen zu spüren. Daran zumindest hatte sich zum Glück nichts geändert. Jan fragte sich, ob vielleicht auch der Umstand, dass nun Niklas mehr in das Zentrum seiner Aufmerksamkeit gerückt war, zu den Veränderungen bei Pat geführt hatte. Es fiel ihm nie so schwer wie zu dieser Zeit, sich vorzustellen, was in Pat vorging; es kam ihm manchmal sogar vor, als wenn er ihn gar nicht kannte, als wenn sie sich völlig fremd gewesen wären.

Ganz besonders empfand er es so, als Pat einmal seine verengte Vorhaut thematisierte, während sie zusammen in der Badewanne saßen. „Janne sagt, dass man die Vorhaut auch dehnen kann; hast du das mal probiert?“, fragte er. „So eng, wie sie bei mir ist, glaube ich nicht, dass man das durch Dehnen bekommen kann. Das geht nur mit einer Operation und operieren kommt für mich nicht in Frage“, antwortete Jan, wobei es ihm bemerkenswert selbstverständlich vorkam, dass Pat mit Janne über seine Vorhaut sprach. „Ist ja auch deine Sache“, sagte Pat, „Darf ich mal kurz was probieren?“ „Wenn du dabei vorsichtig bist.“ Bereits einen Moment später spürte Jan einen stechenden Schmerz zwischen seinen Beinen und zuckte so sehr, dass das Wasser aus der Badewanne spritzte. „Ich wollte dir nicht weh tun“, sagte Pat, aber Jan war vor Schmerz regelrecht betäubt; ihm wurde für kurze Zeit schwarz vor Augen.

„Ist schon ok“, sagte er, als er wieder zu sich gekommen war. Es war aber alles andere als ok; der Schmerz hatte einen richtigen Schock ausgelöst. Pat hätte wissen müssen, wie empfindlich das mit seiner Vorhaut war, so oft und so nahe, wie sie sich, einer den anderen, gespürt hatten.

Jan fragte sich, ob es eine Täuschung war, dass sie sich gegenseitig spürten konnten, oder ob Pat es womöglich willentlich in Kauf genommen hatte, ihm derartig weh zu tun. „Ich musste es ausprobieren“, sagte Pat, „aber ich wollte dir wirklich nicht weh tun.“ Der Schmerz war kurze Zeit später wieder abgeklungen, aber die Erinnerung daran war so extrem, dass Jan dem auf dem Bauch liegen musste, als sie wieder im Bauwagen waren. Pat lag neben ihm und streichelte ihn, während sie Musik hörten, und schlief irgendwann ein. Jan verbrachte die Nacht in einem Halbschlaf, aus dem er immer wieder aufschreckte, weil die Erinnerung an den stehenden Schmerz wie ein elektrischer Schlag durch seine Nerven fuhr. Am nächsten Morgen, als er gerade aufbrechen wollte, sagte Pat, „Mit deiner Vorhaut musst du was tun. Das ist ja auch für dich nicht gut, so wie es ist.“ Als er nach Hause kam, war Jan so verzweifelt, dass er weinen musste und nicht mehr damit aufhören konnte. Pat hatte sich ihm gegenüber so sehr verändert, dass er es weder verstehen noch fassen konnte. Wo war dieses Gefühl der Nähe geblieben, das Gefühl, sich in ihm wieder zu finden? Das war alles plötzlich verschwunden, wie wenn Jan aus einem Traum aufgewacht wäre. Er hatte zuerst den Impuls, gleich wieder zu Pat zu gehen, um mit ihm über ihre Beziehung zu reden, aber er konnte es nicht.

Wenige Tage später erhielt er einen Anruf von seiner Mutter, die ihm erzählte, dass sein Vater einen psychischen Zusammenbruch erlebt hatte und nun in der Psychiatrie war. Sie bat ihn, zu kommen, weil sie jemanden an ihrer Seite brauchte, um damit umgehen zu können. Jan hatte schon seit einigen Jahren nur noch telefonischen Kontakt zu seinen Eltern, und den auch nicht gerade häufig. Obwohl es ihm gerade überhaupt nicht passte, sagte er aber zu, zu seiner Mutter zu fahren. Vielleicht war es auch nicht verkehrt, ein paar Tage Abstand zu seinem Alltag zu haben. Seine beiden Beziehungen lagen sozusagen in Trümmern und die Asche seines ehemals besten Freundes war gerade beigesetzt worden; damit kam er gerade nur deswegen zurecht, weil er in einer Art Schockstarre lebte und eigentlich nichts mehr spürte. Bis auf seine Vorhaut, besser gesagt, die nicht zu verdrängende Erinnerung an diesen stechenden

Schmerz zwischen seinen Beinen, der ihn bislang jede Nacht mehrmals zusammenzucken und aus dem Schlaf schrecken ließ.

Bevor er zu seiner Mutter fuhr, ging er zu Pat, um ihm zu erzählen, dass auch er sich jetzt um seine Mutter kümmern musste. Dort war auch Janne, der mit Pat vor dem Bauwagen saß und – wie Jan fand – gut und glücklich aussah. Es war warm an diesem Tag und Janne hatte nur ein ärmelloses Unterhemd an, sodass die Tätowierungen auf seinen Oberarmen gut zu erkennen waren. Pat nahm kaum Notiz von Jans Erzählungen über seinen Vater und Janne wechselte auch schnell das Thema, indem er von seinen Plänen als Filmmacher erzählte; er hatte vor, einen Film über Bauwagenplätze zu drehen. Jan stellte sich vor, Pat im Kino als Hauptdarsteller in einem „JR – Janne Rasmussen Film“ zu sehen und ging nach kurzer Zeit wieder, ohne sich zu verabschieden, was ihm sehr weh tat.

Die Zeit bei seiner Mutter empfand er als ziemlich anstrengend. Zum Glück stellte sich der Zusammenbruch seines Vaters als nicht ganz so dramatisch heraus, wie ihn seine Mutter anfangs geschildert hatte. Jan bekam von dem allen sehr wenig mit, weil er in Gedanken nur bei Pat war. Sein Gefühl war eindeutig: Er hatte Pat verloren. Dennoch beschloss er, nach seiner Rückkehr einen weiteren Versuch zu unternehmen, mit Pat über ihre Beziehung zu reden. Gleich nachdem er wieder zurückgekehrt war, ging er zum Bauwagenplatz. „Ich möchte jetzt nicht darüber reden“, sagte Pat, „Überhaupt möchte ich mir von dir keine Diskussionen aufzwingen lassen.“ Jan war kurz davor, in Tränen auszubrechen, und musste sich sehr konzentrieren, damit das nicht passierte. „Pat, bitte“, stammelte er und konnte seine Tränen nicht mehr zurückhalten. Pat erwiderte, „Komm mir nicht so; du bist ja wie meine Mutter. Die wollte mich auch immer mit ihren Emotionen erpressen.“ Jan rannte nach Hause und heulte, wie er schon lange nicht mehr geheult hatte. Am nächsten Tag kam Pat zu ihm und sagte, dass er jetzt bereit war zu reden. Sie saßen dann lange schweigend nebeneinander, bis Pat sagte, „Merkst du denn gar nicht, dass wir ein Problem haben? Bekommst du denn gar nichts von dem mit, was hier passiert?“ Jan sagte, dass er natürlich spürte, dass etwas nicht stimmte, aber ansonsten überhaupt nicht verstand, wovon Pat redete. „Ich glaube, wir brauchen jetzt erst einmal Abstand voneinander“, erläuterte Pat und ging. Bevor er ging, strich er Jan über den Kopf und sagte leise, „Es tut mir leid für dich, wirklich.“

Jan erlebte diese Begegnungen mit Pat wie einen Schock, aber nicht wie einen einmaligen Schock, der durch ein einmaliges extremes Erlebnis ausgelöst wurde, sondern wie einen permanenten Schock, der immer wieder aufgefrischt wurde und sich zu einem dauerhaft bleibenden Gefühl aufbaute. Es war wie ein gefrorener Schock, in dem er lebte, in den ihn Pats unverständliche Reaktionen entließen. Oles Tod und Niklas' Krebserkrankungen waren für ihn auch nicht einfach gewesen, aber sie standen in keinem Verhältnis zu den Verletzungen, die ihm Pat beigebracht hatte. Was er mit Pat erlebte, überschattete inzwischen sein ganzes Leben. Bis dahin, dass er immer noch jede Nacht wach wurde von den Phantomschmerzen in seiner Schwanzspitze und sich auf den Bauch legen und in die Zunge beißen musste, um diesen Schmerz zu besiegen. Bereits das, was geschehen war, ließ sich nicht mehr gut machen, und es war Jan klar, dass er es noch nicht überstanden hatte; was immer noch geschehen würde.

Es war ihm noch nicht einmal möglich, etwas Trost bei Niklas zu finden; so alleine wie in dieser Zeit hatte er sich schon lange nicht mehr gefühlt. Nach der letzten Begegnung mit Pat war für ihn klar, dass er warten musste, bis sich Pat wieder bei ihm meldete, doch das geschah nicht. Es war drei Wochen lang nicht geschehen, bis schließlich der Tag näher kam, an dem Pat Geburtstag hatte. Jan dachte mehrere Tage lang über nichts anderes nach als darüber, ob er die unausgesprochene Regel, auf Pat warten zu müssen und ihn auf keinen Fall unaufgefordert zu besuchen, durchbrechen und ihn an seinem Geburtstag aufsuchen sollte oder besser nicht. Schließlich hatte er sich dafür entschieden, es zu tun. Pat saß vor seinem Bauwagen, als Jan kam. Er begrüßte Jan freundlich, aber distanziert, ohne ihn zu berühren. „Gleich kommt Janne zum Essen und dann wollten wir zu einem Punkkonzert gehen“, sagte er. „Ist es ok, wenn ich bleibe?“, fragte Jan vorsichtig und Pat antwortete, „Du bist frei zu tun, was immer zu tun möchtest.“ Sie saßen eine ganze Weile schweigend nebeneinander vor dem Bauwagen, bis Jan sagte, „Das hat mich ganz schön verletzt, was zwischen uns passiert ist.“ „Manchmal sind Korrekturen notwendig, die eben auch schmerzhaft sind“, erwiderte Pat, „Glaubst du, für mich ist das alles einfach?“ Jan wusste es nicht.

Bevor sie allerdings das Gespräch weiterführen konnten, kam Janne. Er trug wieder sein schwarzes Unterhemd ohne Ärmel, sodass man seine Tätowierungen sehen konnte, und eine schwarze Lederhose. Jan überlegte, ob er auch

bei ihrer ersten Begegnung eine schwarze Lederhose anhatte, konnte sich aber nicht erinnern. „Hallo Jan“, sagte er, „schön, dich zu sehen“, und ging dann zu Pat, um ihn ausgiebig zu umarmen und zu küssen. „Ich gehe dann mal kochen“, sagte Pat und Janne setzte sich neben Jan. Jan war unsicher, ob er Pat in den Küchenwagen folgen sollte, aber blieb dann neben Janne sitzen. „Ist schon ein toller Typ, der Pat“, sagte Janne, „wirklich außergewöhnlich.“ Dabei legte er seine Hand auf Jans Oberschenkel und drückte sich eng an ihn heran. Jan war irritiert, wie gut es sich anfühlte, diesen tätowierten Jungen neben sich zu spüren. Als er nach einer Weile seine Hand auf Jannes Oberschenkel legte und seine Haut durch seine Lederhose spürte, fühlte er sogar einen deutlichen Druck in seiner Hose. Dabei klang auch Jannes Name in seinen Gedanken, „Janne“. Jan war erleichtert, als sie Pat schließlich in den Küchenwagen rief. Es gab Reis und Gemüse. „Ich habe noch nie so gut gegessen wie bei Pat“, erklärte Janne und ergänzte, dass er sich noch nirgendwo so gut gefühlt hatte wie auf dem Bauwagenplatz. Er schien wirklich glücklich zu sein mit Pat.

Als sie mit Essen fertig waren, hatte sich Jan vorgenommen, gleich wieder nach Hause zu gehen. „Wir gehen gleich zu einem Punkkonzert“, sagte dann aber Janne, „Hast du nicht Lust mitzukommen?“ Jan war von dieser Einladung zu sehr überrascht, um sie abzulehnen. Das Konzert fing früh an, sodass sie kurz darauf los gingen, was Jan gut passte, weil er nicht wusste, was er mit Pat in Jannes Gegenwart reden sollte. Es war sehr laut und sehr voll. Pat ging wie Jan eher selten zu Konzerten, weil er es auch anstrengend fand, mit so vielen Menschen auf einmal konfrontiert zu sein. Doch diesmal schien es ihm gut zu gefallen, vermutlich weil die ganze Zeit über Janne in seiner Nähe war, ihn berührte und küsste.

Jan war bereits nach kurzer Zeit ziemlich betrunken und beobachtete die beiden, die von ihm keine Notiz nahmen. Schließlich kam Janne zu ihm und fragte, „Wir gehen jetzt, bleibst du noch hier?“ „Nein ich habe auch genug“, antwortete Jan und bemerkte, dass er Schwierigkeiten hatte, sich zu artikulieren, betrunken, wie er war. „Ich gehe nach Hause“, sagte Janne, als sie vor der Tür waren, und verabschiedete sich von Pat mit einer intensiven Umarmung. Während dessen rutschte Jan an der Bordsteinkante aus und fiel auf den Boden. Sein rechter Fuß tat ziemlich weh, aber er war betrunken genug, den Schmerz ohne Probleme ignorieren zu können. Als Janne gegangen war, humpelte er zusammen mit Pat Richtung Bauwagenplatz. Dort angekommen fragte Pat,

„Und du, wo willst du hin?“ „Kann ich bei dir übernachten? Ich glaube, ich schaffe es nicht mehr bis nach Hause.“ „Wenn es sein muss“, sagte Pat und ging in den Bauwagen. Jan folgte ihm; sie zogen sich beide aus und legten sich ins Bett. Dabei fiel Jan eine Zeichnung auf, auf der ein Junge in schwarzem Unterhemd von hinten zu sehen war. An den Tätowierungen ließ sich leicht erkennen, dass es Janne war, den Pat gezeichnet hatte.

Im Bett achtete Pat darauf, dass er Jan nicht berührte. Jans Fuß schmerzte immer mehr und fühlte sich an, als wenn er bluten würde, aber Jan bemühte sich, es weiterhin zu ignorieren. Nachdem sie eine ganze Weile schweigend nebeneinander gelegen hatten, sagte Pat plötzlich in die Stille, „Ich kann keine Erotik mit jemandem erleben, er eine verengte Vorhaut hat. Solange mit mit deiner Vorhaut nichts passiert, läuft da nichts mehr zwischen uns.“ Jan war wie gelähmt, als er das hörte. Das mit seiner Vorhaut war bis dahin nie ein Problem gewesen. Überhaupt fand er es sehr merkwürdig, dass Pat über die Erotik zwischen ihnen redete, wo doch ihre Beziehung insgesamt regelrecht zerrüttet war; zumindest Jan empfand es so. Es gab nur eine Erklärung für diese Bemerkung, nämlich dass es Pat nur darum ging, ihn zu verletzen, dachte Jan. Doch warum? Was hatte er ihm getan, dass er so mit ihm umging?

Nachdem er einige Zeit darüber nachgedacht hatte, stand Jan wortlos auf, zog sich wieder an und ging nach Hause. Dort bemerkte er, dass er eine recht große Wunde an seinem Knöchel hatte und der Strumpf von Blut völlig durchnässt war. Er lag die ganze Nacht wach im Bett und dachte darüber nach, wie fremd ihm Pat geworden war. Die Zeit, in der er mit ihm sein größtes Glück erlebt hatte, schien so weit entfernt zu sein, dass er Mühe hatte, sich daran zu erinnern. Am schlimmsten war für ihn, dass er sich die Entwicklung, die diese Beziehung genommen hatte, überhaupt nicht erklären konnte. Der, der ihm am nächsten war, den er liebte wie niemanden sonst, wurde fast über Nacht zu jemandem, der ihn so sehr verletzte, wie niemand sonst ihn überhaupt hätte verletzen können, nicht einmal Niklas. Und das nicht nur einmal, sondern immer wieder. Wenige Tage nach dem Konzert erhielt Jan mit der Post einen Brief von Pat. „Veränderungen müssen schmerzhaft sein, wenn sie etwas bewirken sollen“, schrieb er und dass es mit Jan genauso wäre wie mit seiner Mutter: „Am Ende muss ich euch zerstören, um frei zu werden.“ Jan war starr vor Schreck, während er immer wieder diesen Satz las: „Am Ende muss ich euch zerstören, um frei zu werden.“

Jan erhielt in der Folge mehrere solche Briefe von Pat, jeweils mit einem Abstand von einigen Wochen. Pat schrieb, dass wirkliche Veränderungen mit Schmerzen verbunden seien, dass man sich von Liebgewonnenem trennen müsse, um frei zu werden und dass es gelte, all das zu zerstören, was einen festhielt. Jan vermochten diese Briefe kaum mehr zu berühren; sie kamen ihm vor wie vergiftet.

Am Ende von allem

Spätestens seit dem Konzert war ihm deutlich geworden, dass er nicht mehr in der Lage war, diese Ereignisse zu verkraften. Er bekam immer schwerere anfallsartige Depressionen und immer wieder Nervenzusammenbrüche, ähnlich wie Niklas einen hatte, nachdem er seinen vernichtenden Krebsbefund erhielt. Und es wurde auch nach einigen Wochen nicht besser, im Gegenteil; Jan hatte den Eindruck, dass ihm noch lange Zeiten der Depression bevorstanden. In diesem Zustand war er auch überhaupt nicht mehr in der Lage zu arbeiten. Die Arbeit mit behinderten Menschen vertrug sich überhaupt nicht mit seinen Depressionen, deren Auftreten er nicht mehr kontrollieren konnte. Sein psychischer Zustand war offensichtlich so schlecht, dass es auch kein Problem darstellte, ein ärztliches Attest für seine Arbeitsunfähigkeit zu bekommen. Die Ärztin, die er dafür aufsuchte, schrieb ihn gleich für zwei Monate krank.

Im Spätsommer rief ihn Pat überraschend an, nachdem sie sich bestimmt zwei Monate lang nicht mehr gesehen hatten. „Ich glaube, ich muss mit dir reden“, sagte Pat am Telefon und schlug vor, sich zu treffen. Sie gingen zusammen spazieren und für Jan fühlte es sich eigenartig vertraut an, in Pats Nähe zu sein; fast schon wie früher, bevor sich diese unsäglichen Ereignisse zwischen sie legten. „Es geht mir nicht gut“, sagte Pat schließlich, „und ich habe deswegen eine Psychotherapie angefangen.“ Jan erzählte von seinen Depressionen und dass er nicht mehr in der Lage war zu arbeiten und ebenfalls eine Psychotherapie beginnen würde. „Ich muss mich jetzt um mich kümmern“, entgegnete Pat, „Ich kann mich nicht mehr um dich kümmern oder um Janne. Es war falsch, dass ich mich so auf andere Menschen eingelassen habe; das war alles viel zu viel. Ich habe mich komplett verloren dabei.“

Vielleicht hatte Pat recht, dachte Jan, und konnte sich tatsächlich nicht auf andere Menschen einlassen, ohne dabei selbst Schaden zu nehmen. Dazu verurteilt, alleine zu sein und niemandem unbestraft nahe kommen zu können. Sie

liefen noch recht lange zusammen durch die Stadt, ohne viel miteinander zu reden. Als sie sich verabschiedeten, sagte Pat, „Ich melde mich bei dir wieder. Ich möchte aber nicht, dass du dich meldest; so weit bin ich noch nicht, dass so etwas möglich ist.“ Jan war nach dieser Begegnung ziemlich aufgewühlt. Eigentlich hatte er sich schon darauf eingestellt gehabt, dass er Pat überhaupt nicht wieder sehen würde und ihr Verhältnis unwiderruflich beendet war. Bei diesem unerwarteten Treffen ließ es Pat es aber offen, ob es nicht doch noch eine Fortsetzung ihres Verhältnisses geben würde; er war darüber ziemlich verwundert. Überhaupt war es der Umstand, dass ihm Pat so unverständlich und unberechenbar vorkam, der Jan an diesem Trennungsprozess meisten irritierte, ja sogar beängstigte. Einmal einen Pat zu erleben, der ihn – wie er es ja selbst schon gesagt und geschrieben hatte – mit seiner Mutter verglich und zerstören wollte, und dann wieder einen Pat, der zwar distanziert aber durchaus einfühlsam mit ihm umging.

Jan fühlte sich dabei auch an seinen Vater erinnert, der in die Psychiatrie gekommen war, weil er ähnlich unberechenbar war in seinen Wahnvorstellungen, mit denen er die Menschen in seiner Umgebung erschreckte, vor allen Dingen seine Mutter. Nach seinem Aufenthalt in der Psychiatrie hatte ihm sein Vater am Telefon erklärt, dass er diese „wirren Sachen“, wie er es nannte, bei vollem Bewusstsein gesagt hatte und dass es wie ein Zwang gewesen war, so zu reden und zu handeln, wie er es getan hatte. Ob es bei Pat ähnlich war? Zumindest hatte er nichts von den schrecklichen Dingen, mit denen er Jan verletzt hatte, zurückgenommen. Die blieben alle bestehen. Jan war davon überzeugt, dass nur Ängste in der Lage waren, Menschen zu solchen Handlungen zu bringen, und er fragte sich, welche Ängste es wohl waren, die Pat dazu veranlasst hatten, den einzigen Menschen, der ihm nahe gewesen war, auf derart schmerzhaft Weise aus seinem Leben zu entfernen. Dass ihm Janne nicht annähernd so nahe kommen konnte wie er, davon war Jan überzeugt. Hatten diese Ängste mit Autismus zu tun? War Pats Verhalten ihm gegenüber womöglich darin begründet, dass er die Einsicht bekämpfte, autistisch zu sein, und ahnte, dass Jan ebenfalls autistisch war und ihn damit mit einer solchen Einsicht konfrontierte?

Jan wusste, dass es Pat schwer fiel, seine eigenen Einsichten von denen anderer abzugrenzen. Insbesondere die Abgrenzung zu Jan fiel ihm schwer, wie es umgekehrt Jan ihm gegenüber auch ergangen war. Sie fühlten sich beide

lange Zeit als eine Person in zwei Körpern, so nahe waren sie sich. Nur war Pat in ganz anderem Maße davon verunsichert als Jan. Daher war Jan sehr zurückhaltend, Pat mit Themen wie Schwulsein oder Autismus zu sehr zu konfrontieren, weil er die Befürchtung hatte, dass Pat so etwas einfach annehmen konnte, ohne sich selbst wirklich damit in Beziehung zu setzen. Am Ende hatte seine Vorsicht aber nichts genutzt. Pat fühlte sich offenbar genötigt, Jan mit brachialer Gewalt von seinem kaum vorhandenen Ich zu entfernen. Ob es Jans Schwulsein war oder Jans Autismus oder vielleicht etwas ganz anderes, war allerdings nicht feststellbar.

Jan musste unentwegt über Pats Motive nachdenken und entschied sich daher, die einzigen Menschen aufzusuchen, mit denen Pat außer Jan und Janne Kontakt hatte. Es waren Pats Bekannte, die auf dem Bauernhof lebten, auf dem er und Pat erst vor wenigen Monaten ein Wochenende verbracht hatten. Die Begrüßung auf dem Bauernhof war eher kühl; Jan erfuhr, dass Pat einen Tag zuvor noch dort gewesen war und offensichtlich einiges über ihn erzählt hatte. Er erzählte von seinem Verdacht, dass Pat autistisch sein könnte, und erklärte dabei auch, selbst autistisch zu sein. Die beiden vom Bauernhof hörten sich kommentarlos seine Ausführungen an und antworteten schließlich, „Du hast deine Version von dem, was passiert ist, und Pat hat seine Version. Ich hoffe, du verstehst uns nicht falsch, aber wir kennen Pat schon lange und in dieser Auseinandersetzung ist klar, dass wir auf seiner Seite stehen.“ Jan verstand nicht, was sie damit meinten. Bis dahin hatte er die Geschehnisse mit Pat überhaupt nicht so wahrgenommen, dass es zwischen ihm und Pat eine Auseinandersetzung mit verschiedenen Positionen gab. Als er fragte, was Pat ihnen denn erzählt hatte, baten sie ihn zu gehen. Seine Fragen blieben unbeantwortet und seine Erlebnisse mit Pat weiter unverstanden.

Es quälte ihn zunehmend, dass Pat immer noch nicht aus seinem Leben verschwunden war und an jedem Tag von neuem seine Gedanken beherrschte. Obendrein rückten mit jedem Tag, an dem er sich mit den Verletzungen auseinandersetzen musste, die Pats Distanzierungen in ihm hervorgerufen hatten, die Erinnerungen an die unglaublich glücklichen und schönen Zeiten mit Pat in immer weitere Ferne. Sie waren bereits sehr unwirklich geworden, diese Erinnerungen, wie Träume, in denen das Erlebte durch Wünsche und Ängste bis zur Unkenntlichkeit verändert wurden. Es schmerzte ihn ganz besonders, dass er

befürchten musste, am Ende nicht einmal mehr die Erinnerungen an die Zeit mit Pat behalten zu können.

Pat hatte sich auch nach Wochen seit ihrem letzten Treffen nicht mehr gemeldet. Nach etwa vier Wochen entschied sich Jan, das Ganze ein für alle Mal zu beenden, diesen Beschluss Pat mitzuteilen und ihn dann tatsächlich nie wieder zu sehen. Er schrieb einen Brief, in dem er es genau so formulierte. Darin schrieb er auch, wie sehr er sich von Pats Verhalten ihm gegenüber verletzt fühlte. „Noch nie habe ich einen Menschen so geliebt wie dich und noch nie hat mich jemand so verletzt und mein Vertrauen so missbraucht wie du“, schrieb er und endete den Brief damit, dass er hoffte, Pat nie wieder zu begegnen. Es tat ihm weh, so etwas zu schreiben, aber es entsprach der Situation und war wohl auch die einzige Möglichkeit, den Weg frei zu machen für ein neues Leben. Jetzt war er es, der den Patrik in sich zerstören musste, um frei zu werden.

Einen Tag nachdem Jan den Brief abgeschickt hatte, rief ihn Pat an. „Wir müssen nochmal reden“, sagte er, „Du musst mir eine Chance geben, etwas zu deinem Brief zu sagen.“ Sie trafen sich kurz darauf in einem Café; Pat hatte seinen Parka an. „Der Brief hat mich ganz schön geschockt“, sagte Pat, „Aber dann ist mir klar geworden, dass du recht hast. Unsere Beziehung ist wirklich beendet, aber ich habe es nicht gemerkt und gedacht, da muss noch irgendwas weitergehen. Aber da geht nichts mehr weiter, es ist wirklich vorbei.“ Jan schaute ihn ungläubig an. „Ich wollte dir auch nochmal sagen, dass es mir leid tut, wenn ich dich wirklich so verletzt habe“, setzte Pat fort, „Das war nicht meine Absicht. Für mich war das alles aber auch nicht einfach.“ Er erzählte, dass er dabei war, ein neues Leben zu beginnen, dass inzwischen er nicht mehr auf dem Bauwagenplatz wohnte und sich auch mit Janne auch nicht mehr traf. „Um frei zu sein, muss man sich trennen können“, sagte er. Jan starrte dabei unentwegt in seine Kaffeetasse und kämpfte dagegen an, in Tränen auszubrechen. „Es ist wirklich besser, wenn wir uns nicht mehr treffen“, sagte Pat schließlich und stand auf, um zu gehen. Nachdem er seinen Parka angezogen hatte, stupste er Jan an die Brust und sagte sehr leise etwas, was Jan nicht verstehen konnte. Stattdessen hörte Jan seine eigene Stimme in Gedanken, die sagte, „Hey, wenn du nichts mit mir teilen kannst, kann auch ich nichts mit dir teilen.“ Dann drehte sich Pat um und ging.

Das war es dann wohl, dachte Jan und blieb noch eine Weile sitzen, bis er sich in der Lage fühlte, auch zu gehen. Er ging an die Elbe, an die Stelle, wo er vor vielen Jahren mit Max den Silvesterabend verbracht hatte. Er ging instinktiv an diese Stelle, ohne es sich vorher vorgenommen zu haben. Auf seinem Weg dahin spürte er, dass er nun tatsächlich die Trennung von Pat vollzogen hatte, und eigenartigerweise fühlte es sich gut an. Nicht dass jetzt alles überwunden war; es würde noch lange dauern, das alles zu überwinden, was er zuletzt mit Pat erlebt hatte; alleine das mit seiner Vorhaut. Obwohl schon ein halbes Jahr vergangen war, seit Pat in der Badewanne mit ihr experimentiert hatte, spürte er immer noch fast jede Nacht den Schmerz so stark, dass er davon wach wurde. Besonders schlimm war es, wenn er dabei davon träumte, wie er von gesichtslosen Gestalten an Händen und Füßen auf einen Tisch geschnallt wurde, die ihn dann mit Strom folterten. Dann zuckte er am ganzen Körper, während er versuchte, sich aus diesem Traum zu befreien und zu schützen, indem er sich auf den Bauch drehte und krümmte. Meistens verkrampften sich dabei seine Waden. Und aus seiner Fußverletzung von jenem letzten Abend, den er mit Pat nach diesem Konzert verbracht hatte, war eine ansehnliche Narbe geworden. Die Narben, die Pats Zerstörungswahn in seiner Psyche hinterlassen hatte, würden ein Leben lang bleiben, davon war Jan überzeugt. Verstärkt wurde dieses Gefühl der Verwundung noch durch die Erfahrung, einen so wichtigen und nahen Freund wie Ole im Sterben zu erleben, wie er am Ende eingeschläfert wurde wie ein krankes Haustier. Und natürlich durch die Erfahrung, als Schuldiger dazustehen an Niklas' Krebserkrankung, womöglich am Ende sogar an seinem Tod.

Es war zweifellos ein extremes Jahr, was Jan erlebt hatte; so extrem, dass es eigentlich nicht möglich war, mit irgendjemandem darüber zu reden. Jan selbst kam es vor, wie ein absurder Traum, selbst er fand es schwierig, das alles als wirklich anzuerkennen. Etwas derartig unsagbares erlebt zu haben, isolierte ihn noch mehr als die Depressionen. Wenn er mit Menschen sprach, klang seine Stimme sehr entfernt, wie wenn sie aus einer anderen Welt kommen würde, wie eine Geisterstimme. Genauso kam er sich auch vor, wie der Geist eines Menschen, der eigentlich tot war, es sich aber aus irgendwelchen Gründen nicht eingestehen konnte und daher ziellos durch die Gegend irrte. Dieses Gefühl korrespondierte obendrein mit seinem Gefühl, von anderen Menschen kaum wahrgenommen zu werden; vielleicht war er tatsächlich unsichtbar ge-

worden, weil seine Geschichte so unsagbar geworden war, dass er sie nicht mehr mitteilen konnte?

Wenige Wochen nach dem letzten Treffen mit Pat, sah er auf der Straße jemanden von hinten mit der Kapuze eines orangefarbenen Pullovers auf dem Kopf, so wie Pat einen hatte. Als sich derjenige nach hinten umdrehte, sah Jan, dass er eine schwarze Mütze unter der Kapuze aufhatte. Es war allerdings noch nicht kalt und selbst nach Jans Empfinden für Mütze und Kapuze noch zu früh. Der Träger der schwarzen Mütze und der orangefarbenen Kapuze darüber sah Jan direkt in die Augen, bevor er sich wieder umdrehte und weiter ging. Es musste Pat gewesen sein, dachte Jan. Aber er war nicht in der Lage ihn an Hand des Gesichts wiederzuerkennen. Zu weit war alles schon von ihm entfernt. Für einen Moment hatte Jan den Impuls, ihm hinterher zu laufen und ihn anzusprechen, war aber am Ende froh, dass er es nicht getan hatte. Stattdessen träumte er abends von einem Jungen mit orangefarbener Kapuze, der einen intensiven Geruch ausströmte und sagte, „Ich bin der Patrik“; ein Traum, der nach nur kurzer Zeit wieder verblasste. Auch das gehörte zu den Dingen, die gestorben waren in diesem Jahr, die Sehnsucht, die Jan bis dahin ein Leben lang begleitet hatte und deren perfekte Verkörperung er mit Pat kennenlernen durfte. Auch sie verschwand in der Gefühllosigkeit seiner Verletzungen.

Aber er war entschlossen, dafür zu kämpfen, dass die Erinnerungen an die Zeit mit Pat ihm am Ende nicht verloren gingen. Der Preis für diese Zeit war sehr hoch war, zu hoch, als dass er ihn jemals wirklich abbezahlen konnte. Aber es hatte sich gelohnt, sich auf das Abenteuer einzulassen, zu dem ihn diese Sehnsucht geführt hatte. Davon war er überzeugt.

Niklas

Dieser Sommer war ein echter Wendepunkt in Jans Leben. Vordergründig wurde dies durch seine Depressionen unübersehbar; sogar Niklas fing an, sich deswegen Sorgen um ihn zu machen. Seit Pats Geburtstag kamen die Depressionen mit einer solchen Wucht, dass jeder Versuch, das gewohnte Leben zu leben, geradezu absurd schien. Jan konnte auch seiner Arbeit nicht mehr nachgehen und ließ sich krank schreiben. Dass die Ärztin ihm sofort schwere Depressionen bescheinigte und ihm gleich für zwei Monate eine Krankschreibung ausstellte, erschreckte ihn. Sie prophezeite ihm, dass es bei den zwei Monaten nicht bleiben würde und empfahl ihm dringend eine Psychotherapie. Zu den Depressionen kamen dann noch diese unsäglichen virtuellen Schmerzen an seiner Vorhaut, die ihn fast jede Nacht aus dem Schlaf rissen.

Nach dem Ende der Beziehung mit Pat ging in Jans Leben viel mehr zu Ende. Er konnte sich nicht genau vorstellen was, aber er ahnte, dass es wesentlich grundlegender und bedeutender war als alles andere, was bis dahin in seinem Leben zu Ende gegangen war. Das war vor allen Dingen auch deswegen bemerkenswert, weil das Ende der Beziehung mit Pat von Anfang an absehbar war; zumindest im Nachhinein betrachtet. Diese Beziehung war wie ein Traum. Es war der Traum von einem verloren gegangenen und wieder aufgetauchten Zwilling Bruder, von der Überwindung der Isolation, die Jan sein Leben lang begleitete, und der Traum, nach Jahrzehnten in der Fremde endlich ein Zuhause gefunden zu haben. Alles das hatte sich nun als das entpuppt, was es war, bloßer Schein, ein Traum eben. Psychische Effekte, die wie optische Täuschungen Jan genau das vorgespiegelt hatten, was er wahrnehmen und spüren wollte. Immerhin hatte dies mehr als ein Jahr lang funktioniert und ihm über ein Jahr lang ein Leben im Traum aller Träume beschert.

Seit er in seiner Kindheit seine menschenleere, eisige Welt verlassen hatte, um mit den Menschen Kontakt aufzunehmen, war es genau dieser Traum, auf den sein Leben zusteuerte. Seit dieser Zeit lebte er mit dem starken Gefühl, dass sich sein Leben sehr direkt auf ein Ziel hin orientierte, er aber dieses Ziel nicht kannte. Dennoch war es eine sehr deutliche Bewegung, die seinem Leben Orientierung gegeben hatte und ihn immer wissen ließ, was gut und richtig war und was nicht; Zweifel jeglicher Art waren ihm daher immer unbekannt gewesen. Nun hatte er mit Pat die Erfüllung dieses Ziels gelebt und es war vorbei.

Jetzt befand er sich jenseits dessen, worauf sein Leben zusteuerte; und das fühlte sich unvorstellbar schlecht und schmerzhaft an. Was er mit seinen Depressionen lebte, seit sich Pat jeglicher Illusionen und Träume entzogen hatte, war eine Art Tod; sein altes Leben war zu Ende. Aber dieser Tod war alles andere als eine „ewige Ruhe“; er war eine ungeheure Turbulenz, ein einziges Aufbäumen. Jan war unfähig, sich vorzustellen, wohin ihn das neue, tote Leben führen sollte. Zu sehr war er damit beschäftigt, jeden Tag von Neuem die Depressionen zu überstehen, die Auswirkungen, die sie auf seine Wahrnehmung und seine Gefühle hatten, und die damit verbundenen Erinnerungen und Gedanken. Vor allen Dingen auch die Folge, dass alles äußere in weite Ferne gerückt war. Jan konnte sich nicht daran erinnern, dass er sich in seinem Leben schon einmal so isoliert gefühlt hatte, wie zu jener Zeit. Auf eine ganz andere Weise als mit Pat war er mit seinen Depressionen ganz bei sich.

Nachtod-Erfahrungen

Nach Oles Beisetzung ging Jan oft zum Friedhof und wurde dabei meistens von Niklas begleitet. Den ganzen Sommer über war der Friedhof im Wesentlichen der einzige Ort, an dem sich beide nahe gekommen waren. Dort waren sie, die Erinnerungen an Oles Sterben und Tod und vor allen Dingen auch an seinen letzten Blick. Es war, wie wenn er sie auf dem Friedhof anblicken würde, so wie er es auf seinem Sterbebett getan hatte, und aus unvorstellbar weiter Ferne sie mahnen würde, ihre Welt nicht gänzlich aus den Fugen geraten zu lassen. Jan musste oft daran denken, dass er Oles Tod als überraschend heilsam erlebt hatte. Es war jener Moment, in dem deutlich wurde, dass es eine gänzlich andere Perspektive geben musste, die Dinge zu sehen, anders als jede Perspektive, die ein lebendes Wesen überhaupt einnehmen konnte. Für Niklas und Jan war es dieser Moment, an dem sie Oles festgefrorenen letzten Blick wahrnahmen, der sie aus der Ferne erreichte, während sie vor seiner Leiche standen, die sie auf eine geheimnisvolle Weise wieder zusammen brachte. Aus dieser Perspektive, die Ole im Angesicht seines Todes zeigte, war all das, was Menschen als Unterschiedlichkeit wahrnehmen, gleichgültig; selbst die Unterschiede zwischen Jan als Zwischenweltwesen und den anderen Menschen, die, wie es hieß, mit beiden Beinen fest in ihrer menschlichen Welt standen.

Aus dieser Perspektive rückten auch Jan und Niklas einander wieder nahe; sehr nahe; vielleicht näher, als sie sich bis dahin überhaupt gekommen waren,

seit sie sich kannten. Es waren die Momente, die sie zusammen auf dem Friedhof verbrachten: Sie zeigten ihnen, dass ihre Geschichte noch nicht zu Ende war, einfach weil sie noch nicht zu Ende sein konnte. Das zu glauben und zu verstehen, fiel allerdings beiden nicht sehr leicht. Genauso wenig wie Niklas darüber hinwegkommen konnte, dass Jan selbst im Angesicht seines Todes nicht von Pat abgelassen hatte, kam Jan damit zurecht, dass Niklas ihn für seinen Krebs verantwortlich machte. Daher waren ihre Annäherungen sehr vorsichtig. Immerhin hatte sich Niklas psychisch inzwischen weitgehend stabilisiert: Oles Tod hatte sich auch ihm von einer absolut versöhnlichen Seite gezeigt und, nachdem Jans Beziehung mit Pat ihr Ende gefunden hatte, war er auch wieder zu Jans einzigem Lebenspartner geworden. Als psychosomatische Erkrankung betrachtet war Niklas' Krebs offensichtlich auf einem direkten Weg zur Heilung.

Der Kuraufenthalt hatte Niklas zusätzlich verdeutlicht, dass hinter seinem Krebs auch Strukturen steckten, die über Oles Tod und Jans zweite Beziehung mit Pat weit hinausgingen. Letztlich waren beide Auslöser von Ängsten, die ohnehin tief in ihm schlummerten und vermutlich sein gesamtes bisheriges Leben durchzogen hatten. Die Ereignisse in diesem Frühjahr hatten lediglich für eine Zuspitzung dieser Ängste gesorgt, die Niklas zunächst keinen anderen Ausweg ließ als die Erkrankung. So verstand zumindest Jan das, was Niklas mit seinem Krebs erlebt hatte. Aber im Angesicht des frühen Todes, den die Krebserkrankung in Aussicht gestellt hatte, zeigten sich auch andere Wege der Lösung. Wie diese Wege aussehen konnte, vermochte niemand zu sagen. Vielleicht war ja einer dabei, den sie gemeinsam gehen konnten und der sie tatsächlich und dauerhaft wieder zusammenbrachte. Vielleicht aber stand Jan hier die nächste Trennung bevor, sodass er am Ende wirklich alle drei Menschen, die ihm etwas bedeuteten, verloren hätte, und sich schließlich alleine in seiner isolierten Welt wiederfand.

Auf der Sammelgrabstelle für Menschen, die an AIDS gestorben waren, war Ole nicht der einzige, den Jan und Niklas kannten. Allerdings kannten sie die anderen lediglich dem Namen nach oder waren ihnen ein paar Male flüchtig begegnet. Alle, die da bestattet waren, hatten einen schlichten kleinen Stein, der ausgesehen hätte wie eine Gehwegplatte, wenn da nicht die Namen und die jeweiligen Geburts- und Todesdaten eingraviert gewesen wären. Die Platten waren in einer Reihe angeordnet und befanden sich nicht dort, wo die je-

weiligen Urnen oder Leichen bestattet waren. Niklas und Jan wussten aber, wo Oles Urne begraben war; und jedes Mal wenn sie an dieser Stelle Blumen sahen, wussten sie, dass Oles Eltern oder seine Cousine da gewesen sein musste, denn ansonsten kannte niemand den Ort der Urne abgesehen von der Bestattungsunternehmerin, die aber bestimmt keine Blumen auf das Grab legte.

Es war nicht das erste Mal, dass sie solche Zeichen sahen, als sich Niklas darüber erregte, dass Oles Eltern jetzt, nach seinem Tod, anfangen, sich um Ole zu kümmern. Jetzt, wo er ihnen nicht mehr widersprechen konnte. Während sich Niklas darüber ärgerte, gingen Jan die Bilder aus dem Krankenhaus durch den Kopf, wie er Ole gesagt hatte, dass er sterben würde, wie er mit dem Arzt diskutierte, um weitere ärztliche Behandlungen zu verhindern und wie schließlich der Pfleger kam, um Ole den Tropf anzulegen mit dem Morphin, das ihn am Ende eingeschläfert hatte. „Davon soll er so viel bekommen, bis er keine Schmerzen mehr hat“, hörte Jan in Gedanken noch sehr deutlich die Stimme des Pflegers. Der war sehr jung gewesen, vermutlich ein Zivildienstleistender. Wie ein krankes Haustier eingeschläfert, dachte Jan, und brach in diesem Moment in Tränen aus. Er weinte oft in diesem Sommer, vermutlich mehr als in seinem ganzen bisherigen Leben. Weinen war das Einzige, was ihm in seinen Depressionen eine kurzzeitige Linderung brachte, die allerdings kaum mehr als einen Augenblick anhielt. Jedes Mal, wenn der Druck der Gefühllosigkeit, die ihn sich wie schockgefroren anfühlen ließ, so groß wurde, dass er es nicht mehr aushalten konnte, brach er in Tränen aus, um sich danach wenigstens für ein paar Momente besser zu fühlen, nicht gut, aber besser. Und das geschah in diesem Sommer oft, dass der Druck nicht mehr auszuhalten war, fast täglich.

Wenn Jan mit Weinen angefangen hatte, hörte Niklas auf zu schimpfen. Jan spürte, wie er ihn eine Weile ansah, bevor er ihn in den Arm nahm. „Es wird alles gut“, flüsterte er in Jans Ohr, „Du wirst sehen, dass sich alles finden wird. Veränderungen sind nun einmal der Gang der Dinge.“ So wie in diesem Moment hatte ihn Niklas schon lange nicht mehr in den Arm genommen. „Ich möchte dich nicht verlieren“, sagte Niklas nach einer Weile, während er den heulenden Jan an sich drückte, „Du weißt doch, dass ich dich brauche.“ Das wusste Jan allerdings nicht. Es war das erste Mal seit seiner Krebserkrankung, dass Niklas so deutlich den Wunsch äußerte, die Beziehung mit Jan fortzusetzen. Er sagte auch immer wieder, dass er sich um Jan Sorgen machte. Jans Depressionen, die obendrein noch mit diesen unüberwindbaren Gefühlen der

Isolation verbunden waren, beunruhigten ihn ziemlich, eigenartigerweise mehr als Jan, der sich in sie fügte, weil er den Eindruck hatte, dass ihm nichts anderes anderes übrig blieb, als sie zu ertragen. Seine Depressionen beschränkten sich ja keineswegs darauf, ihn einfach nur schlecht fühlen zu lassen. Sie beherrschten seine Wahrnehmungen ebenso wie seine Motorik. Mal fühlte er sich wie gelähmt, mal erschienen die Dinge so klein und weit entfernt, dass er sie kaum erkennen konnte, oder hatten ihre Farben verloren. Mal hörte sich die Sprache anderer Menschen so verwaschen an, dass er sie nicht verstehen konnte, mal war seine Zunge taub, sodass er nicht sprechen konnte. Seine Psyche, so schien es, entwickelte eine erstaunliche Phantasie, wenn es darum ging, ihn in seiner Isolation zu halten.

Nachdem er sich endgültig von Pat getrennt und mit ihm ein letztes Mal gesprochen hatte, war Jan so aufgewühlt, dass er zu Niklas ging. Jetzt alleine zu sein, hätte er nicht ausgehalten, dachte er, und fragte sich dabei, was das wohl bedeutete. Wäre er an dem psychischen Schmerz, den diese Trennung in ihm verursachte, gestorben? Wenige Tage zuvor hatte er ausprobiert, ob es möglich war zu sterben, indem er einfach mit Atmen aufhörte oder indem er sich darauf konzentrierte, seinen Herzschlag zum Stillstand zu bringen; beides funktionierte nicht. Auch wenn es schwer verständlich war, musste es etwas gegeben haben, das ihn am Leben festhalten ließ.

Bei Niklas musste er wieder weinen, bevor er Niklas auch nur Andeutungen machen konnte, was geschehen war. Der war daher auch irritiert über Jans Besuch. Eine Zeit lang hielt er Jan im Arm und schlug ihm dann aber vor, sich einfach in sein Bett zu legen. „Mit deinen Geschichten musst du jetzt selbst klar kommen“, sagte er dabei, „Das kann ich dir wirklich nicht abnehmen.“ Während er im Bett lag, dachte Jan daran, dass es viel mehr war als nur Pat, wofür er trauerte. Es war seine Art der Liebe, die nun ihr endgültiges Ende gefunden hatte, der Liebe, die mit jener eigentümlichen Begegnung ihren Anfang genommen hatte, die er an seinem elften Geburtstag hatte. In Gedanken sah er verschwommen diesen Jungen in seinem Parka mit Mütze und Kapuze und nach einiger Zeit hörte er dumpf das „Len-Jan“ klingen. Aber es klang nicht mehr. Ihm fielen dann die Begegnungen mit Kay ein, jene Geschichten mit den Fesselungen, die er zum Teil immer noch etwas peinlich fand. Und dann die Liebesgeschichten mit Jan und später mit Max, die beide von Anfang an zum Scheitern verurteilt waren. So wie die mit Pat; auch da war es von vornherein

klar, dass sie kein gutes Ende haben würde. Mit Niklas war es dagegen etwas anderes; das war nicht eine dieser traumhaften und phantastischen Liebesgeschichten. Es hatte auch nichts mit Kapuzen zu tun oder mit Fesselungen, sondern war eine Beziehung, die deswegen Bestand hatte, weil sie etwas reales war, etwas, was sich rational begründen ließ. Daher, dachte Jan, war sie auch stärker und beständiger als alles andere, was er in seinem Leben kennengelernt hatte. Er musste dabei daran denken, wie oft ihm Pat versprochen hatte, mit ihm sein Leben bis zu seinem Ende zu teilen; „Mit dir möchte ich immer zusammen sein“, hörte er Pat in Gedanken sagen.

Jan fühlte sich nach einer Weile wieder besser und stand auf, um zu Niklas in die Küche zu gehen. „Ich bin davon ausgegangen, dass du auch etwas isst“, sagte Niklas, der dabei war, etwas zu kochen. Jan setzte sich an den Tisch und sagte nach einer Weile, „Ich habe mich jetzt von Pat getrennt, endgültig.“ „Ach“, erwiderte Niklas, „Ich dachte Pat hätte sich von dir getrennt und das auch schon vor Monaten.“ „Naja, eigentlich ja; er hatte es nie so gesagt, aber von seinem Verhalten her war es klar, dass er mit mir nichts mehr zu tun haben wollte. Vorhin habe ich ihn nochmal getroffen und gesagt, dass von meiner Seite her Schluss ist.“ Niklas schien das, was ihm Jan sagen wollte, nicht wirklich zu verstehen. Es war auch schwer zu verstehen, auch für Jan, vor allen Dingen, dass Pat offenbar erst durch seinen Brief das Ende ihrer Beziehung klar wurde. „Ich glaube, ich werde ihn so schnell nicht mehr sehen“, ergänzte Jan und wusste, dass Niklas diese Feststellung mit Erleichterung aufnehmen würde.

Auch nach der endgültigen Trennung von Pat dachte Jan unentwegt an ihn, an die schöne Zeit, die sie zusammen hatten, genauso wie an das schlimme Ende. Am meisten beschäftigte ihn dabei der Gedanke, dass diese unbedingte Nähe, die seine Beziehung mit Pat geprägt hatte, möglich war, weil beide autistisch waren. Anders war es gar nicht erklärbar, dass sie sich bisweilen so nahe kamen, dass es gar nicht mehr möglich war, zwischen ihnen zu unterscheiden. Das konnte nur möglich gewesen sein, weil sie beide aus derselben Welt kamen, nämlich der autistischen. Dazu passten auch Pats Erzählungen aus seiner Geschichte und die Tatsache, dass Jan der erste war, mit dem er Mal eine solche Nähe erlebt hatte. Zumindest sagte er es; aber es war auf jeden Fall eine sehr einmalige und ungewöhnliche Nähe, und die hatten beide so erlebt; mit dem Unterschied allerdings, dass sich Pat nach etwa einem Jahr mit aller

Gewalt davon abgrenzen musste. Von allem, was Jan verkörpert hatte, von ihrer Nähe, ihrer gemeinsamen Herkunft, ihrem gemeinsamen Erleben, von allem.

Jan war davon überzeugt, dass der Grund für Pats Distanzierung darin zu finden war, dass er es nicht akzeptieren konnte, autistisch zu sein. Er konnte es zwar schwer nachvollziehen, weil man schließlich war, was man war, egal, ob man es akzeptierte oder nicht, aber anders war Pats Verhalten ihm gegenüber überhaupt nicht nachvollziehbar. Dass Pat wie Jans Vater eine Psychose hatte, war auch durchaus denkbar; allerdings haben auch Psychosen Ursachen, so dass dies alleine keine wirkliche Erklärung darstellte. Jan musste zugeben, dass auch er Schwierigkeiten hatte, sich sein Autistischsein wirklich einzugestehen, aber das hatte eher damit zu tun, dass er es nicht verstand. Sein Autismus war nicht nur anders als der, den er in seiner Arbeit mit behinderten Kindern kennengelernt hatte, er war obendrein unvorstellbar mächtig. Gerade jetzt, durch seine Depressionen, spürte er, wie umfassend er war. Nicht nur, dass er seine Wahrnehmungen und seine sozialen Beziehungen beeinflusste, seine Sexualität und sein Immunsystem. Er bestimmte auch sein Leben und Erleben insgesamt, was ihm wichtig war und in seinen Fokus geriet und nicht zuletzt die unerbittliche Logik, die den Gang seines Lebens dirigierte. Seine Sehnsüchte, seine Ängste, Körper und Geist, nichts gab es an ihm, was nicht durch und durch von seinem Autismus durchsetzt war. Autismus ist kein Zustand, keine Eigenschaft, es ist eine ganze Welt, ein ganzes Universum, davon war er überzeugt.

Besonders prägnant fand er dabei auch, wie gut seine Phimose zu seiner Sexualität und seine psychosomatischen Krankheiten zu einem Lebensgefühl wie unter einer Glasglocke passten: Verstopfte Atemwege, ein verstopftes Verdauungssystem und ein eingeschlossener Penis, genau das war er, Jan und sein Autismus. Er befürchtete, dass er als Kind in Wirklichkeit gar keinen Weltwechsel vollzogen hatte, sondern blieb, wo er immer gewesen war, in seiner eigenen, isolierten und menschenleeren Welt. Vielleicht hatte es nie eine Begegnung mit diesem Jungen gegeben, mit Lennart Adrian – Jan war erstaunt, wie genau er sich nicht nur an diesen Namen erinnern konnte, sondern auch an die Stimme des Jungen, der den Namen ausgesprochen hatte, an sein Gesicht und seinen Bundeswehrparka. Vielleicht war es nur ein Traum, wie später auch Jan und Max und Pat. Und diese schmerzhaften Trennungen, die er mit ihnen

erlebte, waren keine wirklichen Trennungen, sondern lediglich das Ende seiner jeweiligen Träume.

Und Niklas? War auch er ein Traum? Jan mochte solche Gedanken nicht, vor allen Dingen weil er keine Möglichkeit hatte, sie zu überprüfen. Mit anderen Menschen hatte er zu wenig gemeinsam, als dass er sich auf ihre Erfahrungen und Einschätzungen verlassen konnte, und selbst war er zu sehr in seiner Perspektive gefangen, um den Charakter seines Erlebens durchschauen zu können. Diese Unsicherheit war ein Aspekt seiner Isolation, den er nie überwinden können würde. Jan wurde bei seinen Überlegungen klar, dass er überhaupt keine Chance hatte, seinen Autismus und damit seine Isolation in irgendeiner Weise zu überwinden. Er musste es akzeptieren; alles andere wäre im Grunde genommen völlig absurd gewesen. Und daher war es gut, dass die Geschichte mit Pat und den anderen besonderen Menschen in seinem Leben ein Ende gefunden hatte. Dadurch hatte er die Voraussetzung geschaffen, in einer Beziehung zu leben, die eine wirkliche Beziehung war, so wie die mit Niklas. Diese Voraussetzung war bereits erfüllt gewesen, als er Niklas kennengelernt hatte, nach seiner Trennung von Jan damals. Aber Niklas war immer wieder weg und in seiner Abwesenheit kamen die Sehnsüchte und ihre Verkörperungen: Zuerst Max und dann Pat. Jan war sich aber sicher, dass es dabei bleiben würde und niemand mehr kommen würde, wenn Niklas wieder abwesend war.

Ein halbes Jahr nach der ersten hatte Niklas seine zweite Krebsuntersuchung, „Nachsorgeuntersuchung“, wie sie sich nannte. Wie erwartet ergab das Ergebnis auch diesmal keinen Verdacht auf Krebs; eigenartigerweise, wo doch nach den Prognosen der Krankenhausärzte Niklas gar nicht mehr leben sollte, ohne Chemotherapie, Lymphoperationen oder anderen medizinischen Maßnahmen. Aber der Verlauf von Niklas' Krebs entsprach einer derartig klaren und konsequenten Logik, dass ein weiterer Krebsbefund als das Unwahrscheinlichste überhaupt erschienen wäre. Hierin glichen sich offenbar Jans und Niklas' Leben: Ihnen lag eine ähnlich unerbittliche und stringente Logik zu Grunde, die dafür sorgte, dass es zu einem schon längst feststehendem Ende kommen würde, wie ein Roman, bei dem von Anfang an das Ende bereits feststeht.

Scheinbar sahen diese Logiken auch vor, dass sie auch nach den Ereignissen der letzten Monate noch eine Weile ihre Leben miteinander teilen sollten. Ähnlich unausgesprochen selbstverständlich, wie sich Niklas' Krebs auf den Weg

der Heilung begeben hatte, setzte sich ihre Beziehung fort. Für Jan war es der sprichwörtliche letzte Strohalm, der sich ihm in einer vollkommen haltlosen Situation reichte, und es wäre schlicht töricht gewesen, nicht zuzugreifen. Aber es war mehr; Jan erschloss sich zunehmend die Logik, die ihn am Ende zu Niklas führen würde. Es ergab tatsächlich einen Sinn und eröffnete ihm damit obendrein eine Möglichkeit, eine Fortsetzung seines Lebens zu denken, nachdem er sein Lebensziel nicht nur erreicht, sondern regelrecht durchstoßen hatte. Jan gefiel dieses Bild, sein Lebensziel durchstoßen zu haben. In Gedanken kam ihm dazu das Bild einer Dampflokomotive, die ein Bahnhofsgebäude durchstoßen hatte und über der darunter liegenden Straße hing; das hatte er einmal in einem Fotoband gesehen. Er würde noch einige Zeit brauchen, bis er sich an dieses Leben nach der Erfüllung seiner Sehnsüchte, dem Leben nach dem Tod sozusagen, gewöhnen würde. Aber auch Niklas spürte diese Logik, die auch ihn in diese Beziehung drängte, von der er überzeugt war, dass sie ihn eines Tages umbringen würde. Er sah es als eine Aufgabe an, sich um Jan zu kümmern, der in seinen Augen alleine gar nicht lebensfähig war und jemanden wie ihn brauchte. Jan wusste nicht, ob Niklas daran dachte, dass Jan seinen Verlust überhaupt nicht mehr verkraftet hätte, weniger noch als Pats Verlust. Aber er hielt es für wahrscheinlich; Niklas wirkte oft sichtlich besorgt, wenn es Jan schlecht ging.

In diesem Herbst gab es sehr früh schon einen recht kalten Tag, an dem Niklas und Jan wieder einmal Oles Grabstelle besuchten. Es war obendrein recht windig, sodass Jan schon auf dem Weg zum Grab sich die Kapuze seiner Jacke über seine Mütze zog. Soweit er sich erinnern konnte, war es der früheste Mütze-und-Kapuzen-Tag in einem Herbst, den es überhaupt gegeben hatte. Während er mit Niklas vor Oles Grab stand, kam ihm der Gedanke, dass das mit dem Parka und der Kapuze tatsächlich auch eine Täuschung gewesen sein konnte. Vielleicht war die Begegnung mit Len zwar kein Traum, aber in Wirklichkeit völlig bedeutungslos. Und auch dass Len einen Parka und Mütze und Kapuze aufhatte, dass Jan ebenfalls einen Parka hatte und Max eine Vorliebe für Kapuzenpullover und Kapuzenjacken, das alles war vermutlich zufällig und ohne tiefere Bedeutung. Schließlich war er es, der den Dingen eine Bedeutung gab und sie ihnen einfach wieder nehmen konnte. Dass das, was er mit Pat erlebt hatte, bedeutungslos war, konnte allerdings nicht behauptet werden; dafür war es schlicht zu intensiv. Aber immerhin war denkbar, dass die wirklichen Be-

deutungen ganz andere waren als die, die Jan darin wahrnahm. Am Ende stellten sich womöglich noch die Logiken, die Jan in seinem Leben und in dem der Menschen erkannte, die ihm nahe waren, als zufälliges Zusammentreffen von Ereignissen heraus, die miteinander ansonsten nichts zu tun hatten. Jan fand solche Gedanken ausgesprochen beunruhigend.

Jan und Niklas kuschelten immer wieder sehr ausgiebig, was sehr vertraut war und ihnen eine Illusion von Nähe verschaffte. Einmal, gegen Ende des Jahres, hielt ihn Niklas beim Kuschneln an den Handgelenken fest, die er neben seinen Kopf auf die Matratze drückte. Jan spürte sofort einen starken Druck zwischen seinen Beinen und Niklas sagte, „Ich merke schon, das gefällt dir immer noch.“ Jan nickte. „Ich habe heute beim Aufräumen die Handschellen gefunden“, sagte Niklas, „gleich zwei Stück. Ich wusste gar nicht, dass du zwei Handschellen hast.“ Der Druck zwischen Jans Beinen wurde deutlich stärker, während Niklas auf seinem Bauch saß und ihn ansah. „Als Strafe für alles, was du mir angetan hast, kette ich dich ans Bett.“ Als er die Handschellen in die Hand nahm, die er offensichtlich vorher bereit gelegt hatte, wurde der Druck fast unerträglich. Niklas legte die beiden Handschellen etwas umständlich um Jans Handgelenke und befestigte sie oben am Bettrahmen. Dann legte er sich neben Jan und fing an ihn zu streicheln. „So steif war das schon lange nicht mehr“, bemerkte er, während sein Finger über Jans Penis strich. Niklas kuschelte ausgiebig mit dem gefesselten Jan und fand Gefallen daran, ihn dabei immer wieder zu kitzeln. Das war so spannend wie schon lange nicht mehr, vor allen Dingen, weil auch Niklas dabei abspritzte, was nicht oft geschah. Als er schließlich entspannt neben Jan lag, sagte er, „Das gefällt mir eigentlich ganz gut, wenn du angekettet bist. Vielleicht sollte ich es einfach so lassen.“ Jan fand den Gedanken, ans Bett gefesselt zu bleiben, ausgesprochen reizvoll, aber Niklas befreite ihn dann doch nach einer Weile wieder. „Ich mag dich so wie du bist“, flüsterte er ihm dabei ins Ohr. Jan fühlte sich beim Einschlafen richtig glücklich; seit Langem hatte Jan das erste Mal das Gefühl, dass die Geschichte vielleicht doch noch ein gutes Ende finden konnte.

Jan

Jan fiel der Name sofort auf, als er das abgerissene Stück Zeitung auf dem Gehweg liegen gesehen hatte: Janne Rasmussen. Er hob es auf und las darin, dass auf einem Filmfestival Janne mit seinem Film über einen Bauwagenplatz beeindruckt hatte. Viel mehr als die Schlagzeile war allerdings nicht mehr auf der abgerissenen Zeitungsseite zu lesen; zum Glück war aber das Datum noch zu erkennen. Der Artikel war demnach bereits über eine Woche alt. Jan schrieb an den Verlag und bat um ein Exemplar der Zeitung von jenem Datum; er legte dem Brief den Preis der Zeitung und das geschätzte Porto in Briefmarken bei. Wenige Tage später wurde ihm die Zeitung zugeschickt. In dem Artikel, in dem Janne genannt wurde, ging es um ein Experimentalfilmfestival zum Thema „Alternative Lebensformen“. „Janne Rasmussen beeindruckte mit seinem Filmdebut. Mit seiner experimentellen Erzählung einer schwulen Liebesgeschichte auf einem Bauwagenplatz war Janne Rasmussens Debut ohne Zweifel der außergewöhnlichste Film des Festivals“, las Jan in dem Artikel. Er konnte dem Artikel obendrein entnehmen, dass Janne erst achtzehn Jahre alt war und demnach noch jünger, als er es vermutet hatte. Der Film sollte in Kürze noch einmal in einem kleinen Hinterhofkino gezeigt werden, „in Anwesenheit des Regisseurs“. Jan überlegte sich, ob er diesen Film über Jannes Liebesgeschichte ansehen sollte. Neugierig machte ihn diese Ankündigung auf jeden Fall; ob er auch in dem Film vorkam? Er konnte sich allerdings überhaupt nicht erinnern, von Janne gefilmt worden zu sein.

Auf den nächsten zwei Seiten folgten weitere Filmbesprechungen, unter anderem über die Räumung des Bauwagenplatzes, auf dem Jan einmal gewohnt hatte. Die Räumung lag schon mehr als ein Jahr zurück. Dass er davon überhaupt nichts mitbekommen hatte, fand er schon ein wenig eigenartig; es kam ihm unwirklich lange her vor, die Zeit, als er dort gewohnt hatte. Nachdem er die Zeitung weggelegt hatte, blieb in seinem Kopf das Bild hängen, das zu dem Film über die Räumung abgedruckt war. Er hatte es sich nicht genau angesehen, sodass er in seiner Erinnerung nicht genau erkennen konnte, was darauf zu sehen war. Aber da war irgendetwas, was ihn unterbewusst angesprochen haben musste und sich schemenhaft in seinem Gedächtnis abzeichnete. Er schaute sich das Bild noch einmal an, diesmal sehr genau, und bemerkte darauf zwischen einer Menge Polizisten eine Gruppe von fünf Bewohnern vor der

Seitenwand eines Bauwagens stehen, alle mit dem Gesicht zum Bauwagen und mit Handschellen gefesselt. Einer von ihnen drehte seinen Kopf nach hinten und blickte über die Schulter in die Kamera. Plötzlich erschrak Jan und hielt sich die Zeitung direkt vor die Augen: Es war Jan, seine Jugendliebe, der Jan, von dem er seinen Namen hatte. Er untersuchte das Foto genau und hatte keine Zweifel; auf dem Bild war er deutlich zu erkennen. Mit seiner schwarzen Mütze und den zwei T-Shirts übereinander sah er aus wie früher in der Schule. Jetzt stand er da vor einem Bauwagen mit den Händen auf den Rücken gefesselt und blickte ihm durch die Kamera direkt in die Augen.

Eine unerwartete Zeitreise

Jan war sehr aufgewühlt, daran zu denken, dass der Jan, den er in seiner Jugendzeit über alles geliebt hatte, bei der Räumung eines Bauwagenplatzes verhaftet wurde, ohne dass er davon irgendetwas mitbekommen hatte. Das geschah dem Artikel zu Folge über ein Jahr zuvor im Spätsommer. Zu jener Zeit war er noch sehr glücklich mit Pat und hatte wohl kein einziges Mal an Jan gedacht. Jan schnitt das Foto aus und betrachtete es ausgiebig. Jan sah gut aus in Handschellen, dachte er; die Vorstellung, wie Jan gefesselt und dann abgeführt wurde, fand Jan ziemlich erregend. Er dachte darüber nach, wie lange er wohl mit den Händen auf dem Rücken vor dem Bauwagen stehen musste, und ob er womöglich danach ins Gefängnis gekommen war.

Dass Jan so unvermutet wieder in sein Bewusstsein kam, irritierte Jan sehr und beschäftigte ihn die folgenden Tage immer wieder. Noch mehr allerdings beschäftigte ihn die Frage, ob er sich Jannes Film ansehen sollte, der ein paar Tage später zusammen mit anderen Kurzfilmen in einem Hinterhofkino gezeigt wurde. Vor allen Dingen die Aussicht, dort Janne und womöglich sogar Pat zu treffen, ließ ihn davor zurückschrecken. Er malte sich aus, neben Janne und Pat zu sitzen und in dem Film eine Liebesgeschichte mit den beiden als Hauptdarsteller zu sehen. Etwas absurderes konnte sich Jan kaum vorstellen. Spannender wäre allerdings noch gewesen, den Film über die Bauwagenplatzräumung zu sehen, bei der Jan verhaftet worden war, aber der Film wurde wohl nicht wieder gezeigt. Allen Bedenken zum Trotz entschied sich Jan, Jannes Film anzusehen, nicht zuletzt, weil er es für eher unwahrscheinlich hielt, auch Pat dort zu treffen. Der hatte ja schließlich erzählt, er hätte sich von Janne getrennt – falls sie überhaupt wirklich eine Beziehung miteinander hatten. Als er

am Abend der Vorführung schließlich am Durchgang zu dem Hinterhof stand, in dem sich das Kino befand, war Jan sehr aufgewühlt. Er fühlte sich, als wenn ein Orkan durch seine Gedanken wüten und alles durcheinander bringen würde. Nachdem er eine Weile vor dem Eingang stand und sich zu beruhigen versuchte, entschied er sich, den Film doch nicht anzusehen. Bereits im Augenblick der Entscheidung beruhigte sich sein Inneres spürbar und der Orkan ebnete ab. Sein ganzer Körper hatte sich gegen den Versuch, in das Kino zu gehen, aufgebäumt, dachte Jan, sodass es eine richtige Entscheidung war, wieder nach Hause zu gehen, ohne den Film gesehen zu haben.

Dort angekommen nahm er das Bild von Jans Verhaftung und studierte es ausgiebig. In seinen Gedanken sah er, wie Jan sich mit den anderen Bewohnern vor den Bauwagen stellen musste und ihm die Handschellen angelegt wurden. Dann sah er sich selbst, wie er aus einer sicheren Entfernung beobachtete, wie Jan und die anderen zu Polizeiwagen geführt wurden und weggefahren wurden. In seinen Gedanken begab er sich danach auf die Suche nach Jan in unterschiedlichen Polizeirevieren, bis er endlich fündig wurde. „Jan May? Der ist hier“, sagte der Polizist, „Das kostet Sie 500 Mark Kaution, wenn Sie ihn mitnehmen wollen.“ Dann holte er sein Portemonnaie aus der Tasche und legte fünf Hundertmarkscheine auf den Tisch. „Einen kleinen Moment bitte“, sagte der Polizist und ging durch eine Tür. Kurze Zeit später kam er mit Jan zurück, den er an seinem linken Oberarm hielt; Jans Hände waren immer noch gefesselt. „Nehmen Sie ihm nicht die Handschellen ab?“, hörte er sich in Gedanken fragen. „Nein“, antwortete der Polizist, „die sind in den 500 Mark inbegriffen.“ Dann übergab er ihm Jan und beide Jans verließen die Wache, einer von beiden immer noch mit den Händen auf den Rücken gefesselt.

Jan war ziemlich erregt, als er sich diesen Gedanken hingab, und spürte einen starken Druck zwischen seinen Beinen. Der ließ dann aber auch schnell wieder nach. Er musste Jan finden, dachte er. Um ihn nach so vielen Jahren wieder zu sehen, zu sehen wie er inzwischen aussah, zu erfahren, wie es ihm ging und nicht zuletzt, wie es war, bei der Räumung festgenommen und gefesselt zu werden. Und auch, um zu erfahren, ob er immer noch etwas für ihn empfand, für Jan, den er ja einmal ähnlich intensiv geliebt hatte wie viele Jahre später Pat. Jan zu finden, würde nicht einfach werden, dachte Jan. Die einzige Chance, die er hatte, war in dem besetzten Haus nachzufragen, das sich in der Nähe des Bauwagenplatzes befand. Jan ging dort bestimmt auch ab und zu

duschen, wenn er in einem Bauwagen auf dem Platz gewohnt hatte. Das Haus und der Bauwagenplatz pflegten zumindest damals intensive Kontakte zueinander. Das war aber auch schon der einzige Anhaltspunkt, dem Jan folgen konnte. Bereits am nächsten Tag machte er sich auf den Weg zu jenem besetzten Haus. Es hatte sich dort in den Jahren, in denen er nicht mehr dort gewesen war, nicht viel verändert. Schon nach kurzer Zeit fand er jemanden, an dessen Namen er sich noch erinnern konnte und der sich nach einigem Nachdenken auch zumindest vage an Jan erinnerte. Den anderen Jan, den kannte er offensichtlich gut; er sagte, dass er ihn auch immer wieder treffen würde.

„Eine Adresse oder so kann ich dir nicht geben, das verstehst du doch?“, sagte er, „Aber du kannst ihm ja einen Zettel schreiben, den ich ihm dann gebe.“ Jan hatte einige Mühe, eine passende Formulierung zu finden, und schrieb schließlich, „Ich würde dich gerne mal wiedersehen. Jan (Parka)“, und seine Telefonnummer. Er war sich nicht sicher, wie gut sich Jan an ihn erinnern würde, dachte aber, dass das Stichwort „Parka“ auf jeden Fall genügen sollte. „Der Hannes mit seinem Parka“, klang Jans Stimme in seinem Kopf. Es war, als wenn er sie tatsächlich hören würde. Die Aussicht, Jan zu treffen, fand er richtiggehend aufregend. Den restlichen Tag über konnte er kaum an etwas anderes denken: Ob Jan wohl den Zettel erhalten würde, ob er ihn auch treffen wollen würde und was er tun sollte, falls in den kommenden Tagen nichts geschah?

Aber bereits am folgenden Tag klingelte das Telefon und Jans Stimme war zu hören. „Der Jan mit dem Parka; das habe ich natürlich nicht vergessen“, sagte Jan, der am Telefon ausgesprochen fröhlich klang. Er schlug vor, sich gleich am selben Tag zu treffen. „Wenn das in Ordnung ist, komme ich zu dir“, sagte er und Jan hatte nichts dagegen einzuwenden. Am Abend stand er vor Jans Tür. Er hatte eine Armeehose an, die genauso aussah wie die, der er ihm damals geschenkt hatte, als er nach Hamburg gezogen war; Jan fiel auf, dass er seitdem selbst gerne und oft solche Armeehosen trug, mit oder ohne Tarnmuster, das hatte er offenbar von Jan. Er hatte die Kapuze seines schwarzen Kapuzenpullovers auf dem Kopf, aber keine Mütze darunter. Als er die Kapuze herunter zog, sah Jan, dass seine Haare ganz kurz geschoren waren, bis auf einen Iro, der blau gefärbt und nur ein wenig länger als die anderen Haare war. Mit seinen Haaren sah er fast Janne ähnlich, dachte Jan, obschon Janne deutlich jünger und kleiner war als Jan.

Nachdem Jan seine Jacke ausgezogen hatte, hielt er Jan an seinen Schultern und fragte, wie es ihm ging. „Naja“, sagte er, „Nicht gut, eigentlich.“ Jan jetzt zu erzählen, was er in diesem Jahr alles erlebt hatte, konnte er sich allerdings nicht vorstellen. Dann wäre für nichts anderes mehr Platz gewesen. „Und dir?“ „Da muss ich auch naja sagen. Ich bin mit meiner Beziehung nicht sehr glücklich, muss ich sagen. Hast du ein Bier?“ Jan hatte keines zu Hause und sie entschieden sich, Bier in einer Tankstelle einzukaufen. Jan, der mit dem Iro, zog sich seine Jacke an und gleich darauf die Kapuze seines Pullovers über den Kopf. Jan, der andere, entschied sich für seinen schwarzen Kapuzenpullover ohne Jacke darüber und seine schwarze Mütze, über die er seine Kapuze zog. Es fühlte sich überraschend vertraut an, neben Jan zu gehen, beide mit Armeehose, schwarzem Kapuzenpullover und Kapuze auf dem Kopf.

„Ich habe in der Zeitung ein Foto von dir gesehen“, sagte Jan, während sie zur Tankstelle gingen. „Tatsächlich? Ach ja, die Geschichte mit dem Bauwagenplatz.“ Jan fing an zu lachen, „Das Lustige war, dass ich bei der Räumung wirklich nur zufällig dort gewesen bin. Da ich aber als einziger auf dem Bild zu erkennen war, bin ich danach ständig als vermeintlicher Bauwagenplatzaktivist angesprochen worden. Dabei habe ich nie auf einem Bauwagenplatz gewohnt; noch nicht einmal in einem besetzten Haus oder so.“ „Ich war ja auch einigermaßen überrascht, dich in Handschellen zu sehen“, sagte Jan. „Dabei war das alles ziemlich harmlos“, antwortete der andere, „Nachdem sie auf der Bullenwache die Personalien aufgenommen hatten, ließen sie alle wieder gehen, außer mich. Ich saß dort noch Ewigkeiten in der Zelle; erst nach Mitternacht hatten sie mich freigelassen, da waren die anderen schon längst zu Hause. Angeblich hatte ich nach einem Polizisten geschlagen; das hatte ich aber nicht. Ich musste sogar die Handschellen die ganze Zeit anbehalten, ich weiß nicht, wie viele Stunden.“ Dabei nahm er seine Hände auf den Rücken. „Stundenlang gefesselt in der Zelle, das war ganz schön unbequem. Die Abdrücke an den Handgelenken hatte ich noch eine ganze Zeitlang als Andenken. Aber danach kam da nichts mehr, keine Anzeige oder so.“

In seinen Gedanken betrachtete Jan das Bild von von der Räumung, das in der Zeitung abgedruckt war. Er dachte darüber nach, wie er diesen Film zu sehen bekommen konnte, der über die Räumung gedreht wurde, da darin vielleicht auch Jans Verhaftung dokumentiert war. Die Aussicht, in einem Film zu sehen, wie Jan Handschellen angelegt wurden, fand er ausgesprochen spannend.

Kurze Zeit später waren sie von der Tankstelle wieder zurück bei Jan. Nachdem er mit einem Zug eine halbe Flasche Bier getrunken hatte, fing der andere Jan gleich an zu erzählen. „Irgendwie bekomme ich das mit den Beziehungen nicht so richtig hin“, sagte er, „Das hat ja auch bei uns beiden nicht geklappt; ich bin wohl nicht der Typ für so etwas.“ „Bist du noch mit Lasse zusammen?“, wollte Jan wissen. „Ja“, antwortete der andere Jan nach kurzem Zögern, „Ja und nein. Es ist nicht so, wie ich es mir wünsche, eigentlich überhaupt nicht.“ Jan konnte sich noch gut an Lasse erinnern; nicht mehr so genau an sein Gesicht, aber daran, dass er nie Mützen oder Kapuzen auf dem Kopf hatte, aber dafür einen Iro. Wahrscheinlich hatte Jan deswegen immer noch einen Iro, weil er wie Lasse sein wollte.

„Wir bekommen es einfach nicht hin“, setzte Jan fort, „Dann geht es mal zwei, drei Wochen gut und plötzlich streiten wir uns wieder, oder mit dem Sex klappt es nicht. Irgendwas ist immer. Dazu kommt, dass Lasse ständig etwas mit anderen Jungs hat; das kann er nicht lassen und mich macht es nur verrückt. Nicht, dass ich eifersüchtig wäre, aber so, wie er es treibt, das ist einfach zu viel.“ Er trank in einem Zug die halbvolle Bierflasche leer und öffnete sich eine zweite. „So geht das seit damals. Kannst du dir das vorstellen? Wie viele Jahre ist es her?“ „Mehr als fünfzehn“, sagte Jan, dem diese Zahl sofort eingefallen war. Er war erstaunt über diese Zeit; fünfzehn Jahre war es tatsächlich her, als er vom diesem Jungen abgewiesen wurde, der ihm gerade gegenüber saß, wegen Lasse, mit dem er dann offenbar nicht glücklich geworden war. „Und trotzdem kommen wir immer wieder zusammen und können voneinander nicht lassen. Es ist wie in diesem Truffaut-Film: Nicht mit dir und nicht ohne dich.“ Nachdem sich beide eine Weile schweigend gegenüber saßen, sagte Jan, „Und gerade ist es wieder einmal ziemlich beschissen.“

Jan wusste nicht, wie er auf Jans Schilderungen reagieren sollte; am liebsten hätte er ihn in den Arm genommen, aber das schien ihm nicht zu der Situation zu passen. Stattdessen sahen sie sich wiederum eine Weile schweigend an, während Jan, der mit Lasse, sein zweites Bier leerte. Jan, der andere, war immer noch bei seinem ersten Bier. „Es macht mich krank. Dabei liebe ich ihn so; ich kann mir ein Leben ohne ihn gar nicht vorstellen“, sagte Jan während er eine weitere Bierflasche öffnete. Vermutlich wäre sein und Jans Leben ganz anders verlaufen, wenn sich Jan damals nicht für Lasse entschieden hätte, dachte Jan, vielleicht würden sie jetzt seit mehr als fünfzehn Jahren zusammen

in einer Beziehung leben und wären beide miteinander glücklich. Der Gedanke an diese Möglichkeit schmerzte ihn.

„Und du? Hast du mit deinen Beziehungen mehr Glück gehabt als ich?“, fragte ihn Jan. „Ich weiß nicht, ob ich es so sagen kann“, antwortete der andere Jan und überlegte sich, ob er mit Niklas glücklich war oder nicht. Zweifellos hatte er Glück, mit einem Menschen wie Niklas zusammen zu sein, aber angesichts der Konflikte, die er in den letzten Monaten erlebt hatte, konnte er wirklich nicht behaupten, glücklich zu sein. „Aber du hast eine Beziehung, oder?“, fragte Jan weiter. „Ja, Niklas. Und das funktioniert auch ganz gut mit ihm. Aber im letzten Jahr hatte ich eine andere, sehr unglückliche Liebesgeschichte und dann ist noch ein Freund von mir gestorben, der so etwas wie mein bester Freund war.“ Jan sah ihm in die Augen, als er das sagte, „Dann hast du aber Glück, dass dein Niklas trotzdem zu dir steht. Das ist das Beste, was dir in deinem Leben überhaupt passieren kann, glaube mir. Lasse hat ja auch ständig seine Liebesgeschichten und ich versuche auch, zu ihm zu stehen, aber auf Dauer ist das ganz schön schwierig. Irgendwann werde ich es nicht mehr können.“ „Das war bei mir ein einziges Mal“, entgegnete Jan, „Ich bin nicht der Typ, der sich ständig in andere Männer verliebt.“ Nach einer kurzen Pause erwiderte Jan, der mit Lasse so unglücklich war, „Ja, ich erinnere mich; das mit dem Sex ist bei dir auch so eine spezielle Sache gewesen. Ist das immer noch so?“ Jan nickte. Der andere Jan, der scheinbar keine Probleme mit seiner Sexualität hatte, öffnete eine weitere Bierflasche. „Ich muss ständig daran denken, wie das war mit dir früher, und dabei geht mir vor allen Dingen das Bild von dem Hannes in dem Parka nicht aus dem Kopf. Als ich das auf dem Zettel gesehen hatte, Jan und Parka, kamen mir sofort die Erinnerungen. Ich fand dich ja unglaublich hübsch und das bist du auch immer noch. Und was ich auch nie vergessen werde“, Jan fing an, laut zu lachen, „ist das mit deinem Coming-out, das war wirklich das Größte.“ Jan, der mit der Phimose, fühlte sich von Jans Lachen angesteckt, obwohl er nicht verstand, was an seinem Coming-out so lustig gewesen sein sollte. Es fühlte sich sehr vertraut an, mit Jan den Abend zu verbringen, aber zugleich auch distanziert. Er war inzwischen merklich betrunken und fing wieder an über Lasse zu erzählen, wie sehr er ihn brauchte und wie schwierig ihr Verhältnis gewesen war.

Schließlich stand er auf und sagte, „Ich glaube, ich bin jetzt ein wenig betrunken und sollte lieber gehen.“ Als seine Jacke angezogen und hatte, zog er sich

die Kapuze seines Pullovers über und ging mit Jan zur Tür. „Der Hannes mit dem Parka“, sagte er und streichelte Jan den Kopf. Jan umarmte ihn dabei und drückte ihn an sich. Es fühlte sich sehr gut an, Jan zu spüren, so gut, dass er es zwischen seinen Beinen spürte. Jan mit der Kapuze auf dem Kopf drückte ihn ebenfalls an sich und küsste ihn ausgiebig. Dabei konnte Jan spüren, dass auch sein Schwanz steif wurde. Nach einer Weile, die Jan unendlich lange vor- kam, ließ er schließlich ab und sagte, „Jetzt muss ich wirklich gehen, bevor hier noch etwas passiert.“ Dann ging er tatsächlich.

Jan saß noch einige Stunden auf seinem Bett und dachte über die Begegnung mit seiner Jugendliebe nach. Die war unerwartet intensiv, ohne Zweifel. Er trank noch zwei weitere Flaschen Bier, während er sich seinen Erinnerungen an die Zeit mit Jan hingab. An diesem Abend war ihm klar geworden, dass der Jan, den er einmal geliebt hatte, ganz andere Träume hatte als er. Es hätte überhaupt nicht gepasst, mit ihm zusammen eine Partnerschaft zu leben. Sie hatten sicherlich einiges gemeinsam, zumindest den Namen und die Hosen, die sie gerne trugen, und dadurch, dass sie sich schon vor sehr langer Zeit kennengelernt hatten, kam auch leicht das Gefühl einer Vertrautheit auf. Aber sehr viel mehr war es nicht, was sie miteinander verband. Sie hatten jeweils ihre eigenen Themen und ihre eigenen Geschichten, die sich vielleicht punktu- ell irgendwo treffen konnten, sich aber ansonsten deutlich voneinander unter- schieden. Das war mit Pat anders, der mit Jan sehr viel mehr teilen konnte. Die Begegnung mit Jan hatte ihn tief in seine Sehnsüchte eintauchen lassen, in sein tiefes Verlangen danach, einen verloren gegangenen Zwilling Bruder wie- der zu finden, einen, der so war, wie er war. Aber sie hat ihm auch nochmal deutlich vor Augen geführt, dass es einen solchen Zwilling nicht gab; endgültig nicht gab.

Nachdem er das letzte Bier ausgetrunken hatte, kippte Jan betrunken ins Bett und fiel gleich in einen Halbschlaf. Im Traum sah er Jan mit kurzgeschorenen Haaren, der ihn fragte, „Soll ich dir auch die Haare scheren?“ Es fühlte sich un- glaublich gut an, sich von Jan die Haare mit einer Schermaschine scheren zu lassen, und noch viel besser fühlte es sich an, als ihm Jan anschließend mit der Hand über die frisch geschorenen Haare strich. „Lass uns spazieren ge- hen“, sagte er dann und zog sich seinen Parka an. Auch Jan, dem er gerade die Haare geschoren hatte, zog sich seinen Parka über und die Fellkapuze über den Kopf. So liefen sie nebeneinander durch die Stadt, mit kurzgeschore-

nen Haaren und der Fellkapuze ihres Parkas auf dem Kopf. Jan spürte im Traum deutlich die Kapuze auf den geschorenen Haaren, kurz bevor er einschief, und dabei auch einen deutlichen Druck zwischen seinen Beinen. Am nächsten Morgen bemerkte er, dass er sich noch nicht einmal zum Schlafen ausgezogen hatte.

Len

An diesem Abend waren die Ohrenscherzen wieder besonders stark. Jan hatte sie bereits seit fast zwei Wochen, mal etwas leichter und mal – wie an diesem Abend – stärker. Sie hatten angefangen, als es warm geworden war. Anfang Januar war es noch ein schöner Winter mit Schnee und sogar mit zugefrorenen Seen, doch dann wurde es plötzlich frühlingshaft warm, so warm, dass es zu warm für Mütze oder Kapuze war; manche waren sogar im T-Shirt draußen. Gleich nachdem es warm geworden war, begannen die Ohrenscherzen. Jan entschied sich, Schmerztabletten zu nehmen, weil ansonsten nicht an Schlafen zu denken war. Schließlich, es war schon spät, lag er in seinem Bett und glitt langsam in einen Zustand wie in einem Halbschlaf.

Plötzlich, wie wenn sich ein Nebel gelichtet hätte, sah er vor sich einen kleinen Jungen stehen. Der war allerdings recht schemenhaft, sodass Jan seine Gesichtszüge nicht erkennen konnte. Dennoch spürte er, dass es er selbst war, den er da sah, als Kind; alles andere hätte gar keinen Sinn gemacht. Eine ganze Weile sah Jan diesen Jungen vor sich stehen, bis er eine Tafel Schokolade in der Hand hielt, sie in Jans Richtung reichte und sagte, „Ich teile sie mit dir, wenn du auch etwas mit mir teilst.“ In dem Moment, als der Junge das sagte, wurden seine Konturen und Gesichtszüge klar: Es war gar nicht Jan, der kleine Johannes, es war Len. Wieso Len? Vor allen Dingen trug er auch keinen Parka, sondern war lediglich mit einem T-Shirt bekleidet, das eigenartigerweise eines von Jans Lieblings T-Shirts war, eines mit einem Totenkopf-Motiv. Der Junge, der aussah wie Len, stand bewegungslos vor Jan und sagte nach einer Weile noch einmal, „Ich teile die Schokolade mit dir, wenn du auch etwas mit mir teilst.“ Jan war verwirrt, selbst im Traum, und hörte sich sagen, „Wer bist du?“ „Len“, sagte der Junge, „Lennart Adrian, wir kennen uns doch, Erinnerst du dich nicht mehr an mich?“ „Doch“, sagte Jan, „Ich erinnere mich.“

„Und was ist jetzt?“, fragte Len, „Willst du nun etwas mit mir teilen oder nicht?“ Jan wusste nicht, was er sagen sollte. Er hatte keine Schokolade, die er mit Len teilen konnte; überhaupt hatte er nichts, was er gegen ein Stück Schokolade eintauschen konnte. „Ich würde gerne mit dir etwas teilen, aber ich habe nichts, was ich dir anbieten könnte“, sagte er und Len antwortete, „Na schön; dann habe ich auch nichts, was ich dir anbieten kann.“ Dabei steckte er seine Tafel Schokolade in die Tasche, drehte er sich um und verschwand, indem er

einfach verblasste. Nach kurzer Zeit sah Jan sich selbst als zehnjährigen Jungen neben Len auf einer Bank sitzen. Beide hatten sie die gleiche Hose und das gleiche T-Shirt an und starrten in die Leere. „Ich heiße Johannes“, hörte Jan sich sagen, aber Len regte sich nicht und gab ihm keine Antwort. Nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander auf der Bank gesessen waren, stand Len auf und ging langsam weg. Jan fühlte eine tiefe Beunruhigung in sich aufsteigen; er musste mit allen Mitteln verhindern, dass Len wieder und diesmal endgültig verschwand. Er versuchte aufzustehen, aber er konnte sich nicht bewegen; erst jetzt bemerkte er, dass er an der Bank festgebunden war. Jan sah, wie er im Traum versuchte, sich aus den Fesseln frei zu winden, aber es gelang ihm nicht. Verzweifelt sah er dem Jungen nach, der sich langsam immer weiter von ihm entfernte. „Der Traum“, rief er Len hinterher, „Den Traum teile ich mit dir.“ Len blieb stehen, drehte sich langsam um und ging wieder zurück, um sich neben dem kleinen Johannes auf die Bank zu setzen. Er streckte Jan die Tafel Schokolade entgegen und sagte, „Dann teile ich mit dir die Schokolade. Hier nimm.“ „Ich kann nicht“, sagte der Johannes im Traum, „Meine Hände sind festgebunden.“ Dann brach Len ein Stück Schokolade von der Tafel ab und steckte sie ihm in den Mund. Im Traum sah Jan sich, den kleinen Johannes, noch eine ganze Weile neben Len sitzen, bis das Bild allmählich verblasste und Jan endgültig einschlieft.

Es war bereits hell, als Jan am nächsten morgen wach wurde; er hatte ungewöhnlich lange geschlafen. Dennoch fühlte er sich nicht besser als die Tage zuvor, vor allen Dingen schmerzten seine Ohren immer noch. Er saß eine ganze Weile im Bett und drückte seine Hände auf die Ohren, während ihm dieser merkwürdige Traum der vergangenen Nacht durch den Kopf ging. Er konnte sich an jede Einzelheit erinnern; es geschah selten, dass er sich so genau an einen Traum erinnern konnte. Sich selbst als Kind, den kleinen Johannes, mit seinem Totenkopf-T-Shirt zu sehen, fand er ziemlich eigenartig. Noch eigenartiger war allerdings, dass in dem Traum auch Len vorgekommen war, der ebenfalls sein T-Shirt trug. In Gedanken beobachtete Jan die Szene, als Len dabei war zu gehen und er auf jeden Fall einen Weg finden musste, Len zum Bleiben zu bewegen. Wie er dabei an der Bank festgebunden war, wie damals, als er im Kindergarten bestraft wurde, und wie er schließlich offensichtlich die Lösung gefunden hatte. Es war wie ein Rätsel, dessen Lösung sich nicht rational erschloss, sondern sich einfach sagte, so wie es im Traum aus ihm heraus ge-

kommen war: Der Traum war es, was er teilte, mit Len, und mit dem kleinen Johannes, der in seiner kleinen abgeschlossenen Welt lebte und der er einmal gewesen war.

Der Tag nach diesem denkwürdigen Traum war sein Geburtstag, der fünfunddreißigste. In der Reihe von Zahlen, die beginnend mit 5 alle den Abstand 6 von der vorangegangenen Zahl haben, ist 35 die erste Zahl, die nicht prim ist:

5, 11, 17, 23, 29, 35

Sie kann gar nicht prim sein, da es ja mit 5 als Teiler nur fünf verschiedene Reste gibt. Daher kann es ausgehend von der auf 35 folgenden Zahl nur vier weitere Primzahlen mit einem Abstand von 6 geben:

41, 47, 53, 59

Die 65 ist wie die 35 nicht prim. Jan erinnerte sich, dass er als Kind die 35 besonders mochte, weil sie das Produkt der seiner damaligen Meinung nach wichtigsten Zahlen ist: 5 und 7. Sie war zweifellos eine besondere Zahl in seinem Leben. Auch die Namen der Menschen, die in seinem Leben eine Bedeutung spielten, bildeten eine einfache Reihe: Jan, Kay, Len, Max, Niklas, Ole und Pat; dazu würde zumindest mit seinem Namen auch noch jener Junge aus dem Kindergarten passen, Ias, der zusammen mit Jan als Strafe an die Bank gebunden wurde – und er selbst natürlich, als Hannes. Würde er Niklas als Nik abkürzen, hätten alle Namen außer Hannes genau drei Buchstaben. Aber das kam Jan doch zu weit hergeholt vor. Sicher war aber, dass sich diese Reihe nicht weiter fortsetzen würde: Kein Name mit einem R am Anfang, würde in seinem Leben eine besondere Bedeutung erhalten. Die Reihe war vollständig.

Während er über die Bedeutung von Namen und Zahlen in seinem Leben nachdachte und sich dabei immer noch die schmerzenden Ohren hielt, kam plötzlich der Gedanke, dass Pat für ihn niemand anderes verkörperte, als der kleine Johannes in seinem Traum. Das war es, was er in Pat suchte und mehr als ein Jahr lang gefunden zu haben glaubte. Auch mit Max war es so, wobei Max wiederum in dieser Beziehung nicht annähernd so an das Vorbild herangekommen war wie Pat. Und auch in Jan hatte er sich selbst zu finden geglaubt, war deswegen in ihn so unglücklich verliebt und hatte seinen Namen angenommen; die Trennung von Jan hatte er wirklich so empfunden, als wenn ihm ein Stück von sich selbst genommen worden war. Len, dieser Junge mit

dem Parka, war dabei vermutlich der erste, der diese Illusion, Jan könnte den kleinen Johannes in einem anderen Menschen wiederfinden, perfekt machte. Aber auch die Faszination, die er für Kay empfand, war nicht nur auf die Fesselungen zurückzuführen oder darauf, dass er mit ihm überhaupt das erste Mal so etwas wie einen Freund hatte. Auch Kay war in gewissen Aspekten für ihn ein solcher Zwillingsbruder.

In allen Menschen, die ihn fasziniert hatten, hatte Jan im Grunde genommen nur sich selbst gesehen; zumindest einen Aspekt davon. Das, was er als Liebe empfunden hatte, war eine Art Projektion. Eine Projektion, die ihn daran hinderte, sie als diejenigen wahrzunehmen, die sie in Wirklichkeit gewesen waren, Pat, Max, Jan, Len, Kay, und die er in gewisser Weise geliebt hatte. Sich selbst in einen anderen zu projizieren ist etwas ganz anderes, als sich selbst in ihm zu finden; es ist in Wirklichkeit genau das Gegenteil, nämlich sich selbst zu verlieren, dachte Jan. Das war es, was er dann auch immer wieder erlebt hatte, zuletzt mit Pat. In Gedanken sah er sich neben diesem Jungen im Kindergarten auf einer riesigen Bank sitzen, wie er, selbst auch festgebunden, zusah, wie sich dieser Junge neben ihm vergeblich versuchte aus den Fesseln zu befreien. Mit diesem Jungen, dessen richtiger Name ihm noch nicht einmal mehr einfiel, teilte er sehr wahrscheinlich keinen Traum. Er überlegte sich, wieso er den Namen Len als seinen Namen erinnerte; es konnte unmöglich sein, richtiger Name gewesen sein.

Da die Ohrenschmerzen nicht nachließen, entschied sich Jan, weiterhin Schmerztabletten einzunehmen. Würde er damit zum Arzt gehen, würde der ihm ohnehin nur Antibiotika verschreiben, und Jan hatte die Erfahrung gemacht, dass Antibiotika kaum bei ihm wirkten und er sie in der Regel nicht gut vertrug. Allerdings hatte er die Schmerzen inzwischen seit fast zwei Wochen, was ihn zunehmend beunruhigte, auch wenn sie nicht stark waren. Jan entschied sich, noch eine Woche abzuwarten und schließlich einen Arzt aufzusuchen, falls es ihm bis dahin nicht besser ging.

Hannes

Dieser Geburtstag wäre eigentlich ein Anlass für das Len-Ritual gewesen: In einen Supermarkt zu gehen, um dort Schokolade zu kaufen und sie auf dem Parkplatz zu essen – natürlich mit Mütze und Kapuze. Aber es war zu warm für Mütze oder Kapuze; man konnte sich ohne Probleme nur im Pullover draußen

aufhalten. Jan entschied sich aber, dennoch zum Supermarkt zu gehen; vielleicht ging es ja auch ohne Mütze und Kapuze, da ja die 35 auch keine Primzahl war. Er zog sich seinen Lieblingskapuzenpullover an und dachte, dass ja die Ohrenschmerzen ein Grund sein konnte, sich trotz des warmen Wetters die Kapuze über den Kopf zu ziehen; zumindest während er die Schokolade auf dem Parkplatz mit sich selbst teilte. Im Supermarkt kaufte er dann eine Tafel weiße Schokolade, die er zwar nicht so gerne mochte, die aber als Lens Lieblingsschokolade für das Geburtstagsritual unerlässlich war. Danach suchte er sich eine wenig belebte Stelle auf dem Parkplatz.

Während er noch überlegte, ob er sich nun wirklich die Kapuze über den Kopf ziehen sollte, hörte er plötzlich eine Stimme, „Wartest du hier auch auf jemand?“ Als er sich in die Richtung drehte, aus der die Stimme kam, sah er einen Jungen, der einen Parka trug, genau so einen, wie ihn Len früher getragen hatte. Jan war davon überzeugt, dass es ein Tagtraum sein musste, was er vor sich stehen sah, und starrte auf den Jungen, vor allen Dingen auf seinen Parka. „Meine Freundin ist gerade einkaufen und das dauert doch länger, als ich gedacht habe“, sagte der Junge, „Ich warte hier schon eine ganze Weile.“ Jans Blick klebte an seinem Parka; er trug ihn offen, aber mit eingeknüpftem Futter. Jan dachte angestrengt darüber nach, was er sagen konnte, um das Gespräch fortzusetzen, aber es fiel ihm nichts ein. „Ist schon ein bisschen warm für so eine dicke Jacke, aber ich habe sie eben erst von meinen Eltern bekommen, zu meinem fünfzehnten Geburtstag, da muss ich sie tragen“, sagte der Junge, „Ein richtiger Bundeswehriparka; so einen habe ich mir schon seit Langem gewünscht.“ „So ein Parka ist auch richtig cool“, sagte Jan, der froh war, dass ihm überhaupt etwas zu sagen eingefallen war. Er rechnete immer noch jeden Moment damit, dass dieser Junge im Parka einfach verschwinden würde, wie ein Tagtraum.

Dann fiel ihm die Schokolade ein, die er noch in der Hand hielt, und fragte, „Magst du Schokolade?“ „Oh, weiße Schokolade“, antwortete der Junge, „Die mag ich besonders gerne.“ Jan öffnete die Tafel und reichte sie dem Jungen, der sich ein Stück davon abbrach. Auch Jan nahm sich ein Stück und aß mit dem Jungen nach und nach die Schokolade auf. „Ich habe heute auch Geburtstag“, sagte er, während er das leere Schokoladenpapier faltete und in seine Hosentasche steckte. „Oh, da kommt sie ja, meine Freundin“, sagte der Junge in dem Parka und blickte in Richtung Supermarkt. Jan sah ein Mädchen,

das auf sie zu kam und seine Freundin sein musste. Sie begrüßte den Jungen mit „Entschuldige Hannes, dass es so lange gedauert hat“, und gab ihm einen Kuss auf den Mund. „Macht nichts“, antwortete er, „Ich habe ja jemanden gefunden, mit dem ich mich unterhalten konnte. Er hat heute auch Geburtstag, witzig, nicht?“ Nachdem sie Jan die Hand gegeben und „Hallo“ gesagt hatte, legte sie ihren Arm um Hannes' Hüfte, „Lass uns gehen.“ Hannes gab Jan zum Abschied die Hand; „Danke für die Schokolade“, sagte er, bevor er seinen Arm ebenfalls um seine Freundin legte, „du bist echt ein Netter.“ Jan beobachtete die beiden noch einen Moment, wie sie sich von ihm entfernten; er fand, er sah ausgesprochen gut aus in dem Parka, dieser Hannes.

Auf dem Weg nach Hause dachte Jan darüber nach, dass er so eine gegenseitige Durchdringung von Traum und realer Welt wie eben auf dem Parkplatz schon oft erlebt hatte. Vieles wäre wahrscheinlich einfacher gewesen, wenn Traumwelt und wirkliche Welt klar voneinander abgegrenzt gewesen wären. Aber ebenso, wie Jans Leben sich zwischen autistischer und nicht-autistischer Welt bewegte, befand es sich irgendwo zwischen Traum und Wirklichkeit. Er war ganz und gar ein Zwischenweltler, was er zwar ausgesprochen schwierig, aber auch nicht ganz reizlos fand. In Gedanken sah er sich selbst als Fünfzehnjährigen gleich zwei Mal in seinem Parka und mit Fellkapuze, einmal als er selbst, Jan als Fünfzehnjähriger, und einmal als der Hannes, der gerade seinen Parka bekommen hatte. Beide sahen aber gleich aus und trugen den gleichen Parka. Er sah wie ihm Hannes die Hand reichte und sagte, „Ich heiße Hannes. Hannes ist eine Abkürzung für Johannes.“ Während er sich so in Gedanken sah, dachte er, dass er in Wirklichkeit in sich selbst verliebt war; er mochte ihn wirklich, diesen Jungen, diesen Hannes, der er einmal gewesen war.

Als er nach Hause kam, empfing ihn bereits Niklas, der wohl gerade von seinem Besuch bei seiner Familie zurückgekommen war. Dort war er eine ganze Woche gewesen. „Wo warst du denn?“, fragte er, „Wusstest du nicht, dass ich heute komme?“ Außer Niklas waren auch Henry, Niels und Niels' Freundin da. „Alles Gute zum Geburtstag“, riefen sie. Jan war so überrascht, dass er nicht wusste, was er sagen sollte. „Ich habe sogar ein Geschenk für dich“, sagte Niklas und gab Jan ein kleines gelbes Päckchen, das sich weich anfühlte, „Du darfst es ruhig gleich aufmachen.“ Als Jan das Päckchen öffnete, kam eine Mütze mit Norweger-Muster zum Vorschein, ähnlich der, die Max früher hatte. „Ich dachte, es wird Zeit, dass du dich von deiner alten, siffigen Mütze trennst“,

erläuterte er das Geschenk, „Das passt zwar gerade nicht zum Wetter, aber vielleicht wird es diesen Winter ja auch wieder kühler.“ Innen war die Mütze mit Fleece gefüttert, sodass sie nicht kratzte, als Jan sie aufsetzte; im Gegenteil: Sie fühlte sich ausgesprochen angenehm an. Jan fand, sie war wirklich ein guter Ersatz für seine schwarze Jan-Mütze.

Auch wenn es überraschend war, fand es Jan schön, Geburtstagsgäste zu haben. Niklas hatte einen Kuchen gekauft und 35 Kerzen darauf gesteckt, die Jan auspusten musste. Dann sollte er den Kuchen anschneiden, was eine echte Herausforderung war, da ja eine durch fünf teilbare Zahl von Stücken herauskommen sollte. Am Ende waren es aber doch nur vierzehn statt fünfzehn Stücke, sieben mit zwei und sieben mit drei Kerzen darauf. Jans Gäste unterhielten sich angeregt, aber Jan hatte das Gefühl, in der wirklichen Welt noch nicht angekommen zu sein. Es fiel ihm schwer, den Gesprächen zu folgen; stattdessen strengte ihn die Konkurrenz, in der sich diese Gespräche mit seinen eigenen Gedanken befanden, ziemlich an. Dabei fiel ihm wieder einmal auf, dass er auf viele Aspekte des sozialen Lebens geradezu allergisch reagierte. Offensichtlich entsprach es seinem Wesen, alleine zu sein; auch das bedeutete wohl, autistisch zu sein.

So betrachtet, war es wohl ein Fehler gewesen, dass er als Kind entschieden hatte, Kontakt mit der wirklichen Welt aufzunehmen. Die Ereignisse, die diese Sehnsucht, seine Isolation zu überwinden, damals geweckt hatten, hatten sich daher auch im Nachhinein als Täuschungen herausgestellt: Seine Freundschaft mit Kay, der es mochte, ihn zu fesseln, und die Begegnung mit Len, die in ihm die Hoffnung weckte, einem anderen Menschen zu begegnen, der so wie er war. Tatsächlich hatte er seine Glasglocke bei all seinen Begegnungen nie verlassen. Am Ende seiner Suche stand die Erkenntnis, dass seine Isolation viel zu grundsätzlich war, als dass er sie je überwinden könnte. Sie war er selbst, wie sein Autismus, und damit würde er immer alleine bleiben. Es war ein Fehler, gegen diese Isolation anzukämpfen; er musste lernen damit zu leben. Dabei hatte er das Glück, bei seinem Suchen Niklas kennengelernt zu haben, der sich zwar weigerte, Jans Zwilling zu sein, ihn dafür aber in seinem autistischen Leben begleitete – allen Widrigkeiten zum Trotz.

Am Abend schlug Niklas vor, zu ihm zu gehen. „Ich war jetzt eine Woche lang nicht zu Hause“, sagte er, „Da muss ich in meinem Bett schlafen.“ In Jan hatte

sich aber noch der Gedanke festgesetzt, dass er an diesem Geburtstag noch seinen alten Parka an seinem Körper spüren wollte. Er bewahrte ihn immer noch auf, obwohl er ihn schon seit vielen Jahren nicht mehr getragen hatte. „Ich möchte noch etwas alleine sein“, antwortete er, „dann komme ich nach.“ Als Niklas gegangen war, kramte Jan die Tasche mit dem Parka hervor. Er hatte sie schon lange nicht mehr geöffnet. Aus der Tasche kam ein starker modriger Geruch und Jan sah, dass der Parka nicht nur verschimmelt war, sondern auch Löcher hatte. Es sah so aus, als ob er voller Motten war; ihn anzuziehen, daran war überhaupt nicht zu denken. Jan wurde klar, dass es allerhöchste Zeit war, sich von ihm endgültig zu trennen. Er hatte die Idee, den Parka im Wald zu vergraben, ihn zu beerdigen wie einen Freund, denn schließlich war er ja auch ein Freund, der ihn bereits immerhin zwanzig Jahre durch sein Leben begleitet hatte, länger als jeder andere Freund, den er hatte.

Er schloss die Tasche, zog sich seinen Kapuzenpullover über, setzte sich die Mütze auf, die er von Niklas bekommen hatte, und fuhr mit dem Rad zu einem Friedhof, an den sich ein kleiner Park anschloss. Hier war es leicht, eine unbeobachtete Stelle für die Bestattung zu finden. Nachdem er sich für einen zwischen Sträuchern versteckten Platz entschieden hatte, grub er ein Loch, in das er vorsichtig den Parka legte, nachdem er ein letztes Mal das Fell in der Kapuze ausgiebig befühlt hatte. Als er den Parka in dem Loch liegen sah, wurde er so traurig, dass ihm die Augen feucht wurden; es war wie einen Freund zu beerdigen, wie es mit Ole war. Aber es war mehr, wovon er sich verabschieden musste, nicht nur der Parka und nicht nur Pat und die anderen, die er in seinem Leben geliebt hatte. Es war sein ganzes bisheriges Leben. Dass es vorbei war, war so deutlich, dass er es nicht mehr ignorieren konnte. Was aber als nächstes kommen würde, war alles andere als klar. Ein Leben jenseits der Sehnsüchte seiner Kindheit konnte sich Jan nicht ansatzweise vorstellen. Er wischte sich die Tränen aus den Augen und blickte in das Loch auf seinen Parka; dabei dachte er an die Begegnung mit diesem Jungen am Morgen, der Hannes hieß und genauso einen Parka zu seinem Geburtstag bekommen und getragen hatte. „Ganz heiÙe ich Hannes Adrian“, klang es in Jans Gedanken und es klang gut; „Hannes Adrian“ wäre in der Tat auch ein schöner Name gewesen. Wenn ihm seine Eltern einen so gut klingenden Zweitnamen gegeben hätten wie beispielsweise Adrian, dachte er, hätte er wahrscheinlich seinen Namen nie gewechselt; dann wäre er nicht Jan geworden und überhaupt wäre alles ganz an-

ders gekommen. Er berührte seinen Parka ein letztes Mal, bevor er sich endgültig von ihm verabschiedete, das Loch zuschüttete und die Stelle mit Blättern bedeckte.

Jan zog sich seine Kapuze über die Mütze mit dem Norweger-Muster und blieb noch eine Weile vor dem Grab stehen. In seinen Gedanken tauchten die Erinnerungen auf, wie er kurz vor seinem fünfzehnten Geburtstag zusammen mit seiner Mutter den Parka gekauft hatte. Er konnte sich deutlich daran erinnern, wie er ihn in dem Warenhaus an dem Kleiderständer hängen sah und ihm sofort klar war, dass es genau dieser Parka, den er haben wollte und der zu ihm gehörte. Während er daran dachte, wie er die Kapuze des Parkas über seine Mütze zog, nachdem sie ihn gekauft hatten, erinnerte er deutlich, wie es sich angefühlt hatte, seinen neuen Parka zu tragen und seine Kapuze das erste Mal auf seinem Kopf zu spüren. Es war wirklich schade, dass er ihn jetzt, zum Abschied, nicht noch einmal anziehen konnte. Er bedauerte, dass er ihn die ganzen Jahre über derartig vernachlässigt hatte. Zugleich dachte er aber auch daran, dass es auch wichtig war, sich von Vergangenen zu trennen, wenn man etwas neues beginnen mochte. Als sich Jan aus seinen Gedanken riss, um wieder zurückzufahren, spürte er eine tiefe Traurigkeit, die ihn wie Watte einhüllte. Er dachte daran, dass er in den letzten Monaten oft in diese Trauer gehüllt war, die sich inzwischen fast schon vertraut und geborgen anfühlte.

Auf dem Weg zu Niklas dachte er, dass die Trauer um seine Vergangenheit eigentlich eine sehr glückliche Trauer war: Nach den vielen Jahren des Suchens hatte er tatsächlich gefunden, was er so sehnsüchtig in seinem Leben vermisst hatte, nämlich sich selbst. In seinen Gedanken überlagerten sich das Bild von diesem Hannes, den er an diesem Morgen getroffen hatte, mit dem von Len, wie er im Parka an der Supermarktkasse stand. Dann aber tauchte der kleine Johannes auf, der ihm in der Nacht zuvor im Traum begegnet war. Jan beobachtete diesen Johannes in seinen Gedanken genau, wie er gefesselt, mit den Händen auf dem Rücken, auf der Bank saß und versuchte, sich frei zu winden. Er wirkte weit entfernt, alleine und isoliert in seiner kleinen eigenen und kalten Welt. Jan kam der Gedanke, dass er glücklich sein konnte, diesen Johannes in sich zu haben. Er sah ihn sich ausgiebig an, studierte sein Gesicht und seine Bewegungen und fand, er sah wirklich gut aus. Johannes. Jan.

Sonnenfinsternis

Das folgende Jahr, 1999, war das Jahr der Sonnenfinsternis. Der Sonnenfinsternis, die Jan viele Jahre zuvor im Traum erschienen war, sehr viele Jahre zuvor. Es musste ungefähr in der Zeit gewesen sein, als er Len begegnet war, wahrscheinlich kurz danach, als Jan sich selbst im Traum sah, was an sich nicht ungewöhnlich war. Ungewöhnlich war aber, dass er dabei die Sonnenfinsternis sah, wie sich tagsüber die Szenerie verdunkelte, als der Mond die Sonne zu bedecken begann, und wie auf dem Höhepunkt der Finsternis sich alles in ihm verdunkelte; anschließend sah er sich selbst tot daliegen. Die Verfinsterung hörte in dem Traum nicht mehr auf; sie war endgültig. Er hatte auch gesehen, wie er vor seinem Tod unglaubliche Schmerzen litt, Schmerzen, die er sehen aber nicht fühlen konnte, Schmerzen, die dem sterbenden Körper wie unwirkliche Farben anhafteten. Er konnte genau beobachten, wie sie abglitten, die Schmerzen, im Augenblick seines Todes und wie zum Höhepunkt der Verfinsterung sein nun toter Körper so natürlich ausgesehen hatte wie niemals zuvor.

Jan erinnerte sich gut daran, wie er, nachdem er aus diesem Traum aufgewacht war, sofort die Zeit der Sonnenfinsternis recherchierte, von der er geträumt hatte. Es musste der 11. August 1999 sein; die nächste Sonnenfinsternis, die es in Mitteleuropa gab. Auch wenn er dem Traum nicht eine solche prophetische Bedeutung zumaß, wurde er nie den Gedanken los, dass dieser Tag sein Todestag sein könnte; da wäre er erst sechsunddreißigjährig alt. Das Näherkommen dieses Tages machte ihn nervös.

Wenige Tage vor der Sonnenfinsternis war den Wetterberichten zu entnehmen, dass die Wetterlage in Deutschland sehr ungünstig für die Beobachtung sein würde. Obendrein wurde im Norden Deutschlands die Sonne nur partiell verfinstert. Jan fuhr daher an einen Tag vor der Sonnenfinsternis nach Süddeutschland, wo weniger Wolken und eine totale Finsternis zu erwarten waren. Niklas kam mit ihm mit; ihm gefiel zu Jans Überraschung die Idee, dieses Ereignis zu sehen, obwohl es mit einer so langen Fahrt verbunden war. Sie übernachteten in einer kleinen Pension im Nordschwarzwald. Jan ließ sich, was den genauen Ort seiner Beobachtung anging, von seiner Intuition leiten. Schließlich fanden sie sich auf einer Anhöhe im Nordschwarzwald wieder, wo sie auf den Mond warteten, dass er sich vor die Sonne schob. Es war fast vollständig be-

wölkt; nur selten gab an diesem Tag eine kleine Wolkenlücke den Blick auf die Sonne frei. Aber genau das geschah wenige Minuten, bevor es soweit war: Die Wolkendecke riss auf und die dünne Sonnensichel tauchte die Anhöhe, auf der Jan die Wiederkehr seines Kindheitstraums erwartete, in ein fahles Licht, kaum heller als ein Vollmond.

Er hatte schon viele Berichte über Sonnenfinsternisse gelesen und hatte daher recht genaue Vorstellungen über das, was er zu sehen bekommen sollte. Wenn die Wolkendecke dünn genug war, konnte man für kurze Momente durch die Schutzfolie beobachten, wie sich der Mond Stück für Stück vor die Sonne schob, ohne dass allerdings die Helligkeit merklich abnahm. Dann ging es sehr schnell: Kurz nachdem sich die Wolkendecke öffnete, sah Jan den Schatten aus der Ferne auf ihn zu rasen und mit einem Mal stand er im Dunkeln. Es war eine vollkommene Stille, die die Finsternis begleitete. Rings herum war der Horizont hell erleuchtet, sodass Jan um sich herum den Schatten des Mondes erahnen konnte. Nach wenigen Minuten wurde es wieder heller und Jans Blick folgte dem Mondschatten, der Richtung Horizont davonraste. Von der Sonne war wieder eine Sichel zu sehen und schon schloss sich die Wolkendecke wieder.

Jan und Niklas gehörten zu den wenigen, denen es vergönnt war, die totale Finsternis in Deutschland beobachten zu können; es war fast wie ein Wunder. Noch viel verwunderlicher fand Jan aber, dass es anschließend wieder hell wurde – anders als im Traum, in dem es endgültig, für alle Zeiten, finster geblieben war. Jan war nach der Sonnenfinsternis alles andere als tot. Er dachte noch nicht einmal daran zu sterben; dafür war das Ereignis, dem er gerade beigewohnt hatte, viel zu aufregend. Erst hinterher, nachdem die Zeit einfach weiter lief, als wenn nichts gewesen wäre, kam ihm jener Traum wieder in den Sinn und erinnerte ihn daran, dass er gerade seinen Tod überlebt hatte. Jetzt hatte er das Pflichtprogramm seines Lebens absolviert, dachte er, das was nun kommen würde, war Kür. Er fühlte sich bei diesem Gedanken so leicht, wie er sich selten fühlte. Niklas sagte, dass er pinkeln musste und lief in den Wald, der ein paar Meter neben dem Weg begann. Plötzlich stieß Jan mit einem Jugendlichen zusammen und wurde so unsanft aus seinen Gedanken gerissen. Er fiel auf den Boden und wie in einem skurrilen Traum sah er plötzlich Len vor sich; nicht als Kind, sondern als Erwachsenen. „Lennart Adrian“ tönte es in seinem Kopf. War er es oder war es ein Traum? Der Mann sah ihn an, ohne etwas

zu sagen, während der Jugendliche aufstand und wieder herumsprang. Er starrte ihm regelrecht in die Augen; offensichtlich war es der Vater des Jugendlichen. Jan fiel auf, dass ihn der Junge mit Adrian ansprach. War er es? Lennart Adrian? War es es wirklich? Weit entfernt hörte er, wie ihn eine Frau fragte, ob alles in Ordnung war; es musste die Mutter des Jungen gewesen sein. Als er wieder aufstand, sah er dem Mann in die Augen und fragte noch einmal, „Lennart Adrian?“, doch er antwortete nicht. Das war wieder einer dieser Momente, in denen sich Traum und Wirklichkeit untrennbar ineinander verwickelten. Es kostete Jan eine unermessliche Kraft, sich wieder in eine wirkliche Wirklichkeit zurückzuholen und weiterzugehen. Er lief recht schnell, als würde er seinen Träumen entkommen wollen, und die Stimme des Jungen, der aufgeregt über den Mondschaten referierte, wurde schnell leiser. Eine wirkliche Wirklichkeit: Was immer das sein soll.

„Warte doch auf mich“, hörte er plötzlich Niklas rufen, der hinter ihm her rannte; ihn hatte er bei dieser Begebenheit völlig vergessen. Er blieb stehen, bis Niklas bei ihm war. Zusammen gingen sie zurück in die Pension, um am nächsten Tag wieder zurück nach Hamburg zu fahren.

Lennart Adrian



Lennart

Er spürte, wie er an den Schultern gehalten wurde, und hörte eine fremde Stimme, „Junger Mann!“ Es war, wie wenn er gerade aus einem Traum aufgewacht wäre und versuchte, die Fetzen festzuhalten, in die sich der Traum gerade auflöste, während eine andere Wirklichkeit mit Macht in sein Bewusstsein drang. Aber es war kein Traum, er schlief nicht und lag auch nicht im Bett, sondern stand da, mitten auf einer Straße, und blickte in das Gesicht eines Polizisten. „Junger Mann!“, hörte er wieder; es klang weit weg, richtig weit weg. „Hörst du mich?“, rief eine laute Stimme. Die Traumfetzen waren unwiderruflich verloren; Lennart war mit einem Mal hellwach und nickte als Antwort auf die Frage, die ihm gerade gestellt wurde. „Wenn du mitten auf der Straße gehst, kannst du überfahren werden“, sagte der Polizist. Seine Stimme war jetzt so laut, dass sich Lennart reflexartig die Ohren zu hielt.

Er spürte eine Mütze zwischen seinen Händen und seinen Ohren, eine Wollmütze, die an seinen Ohren ziemlich kratzte und ein wenig auch auf der Kopfhaut. Weil sie zu sehr auf der Haut kratzte und unangenehm zu tragen war, hatte er im Herbst eine neue bekommen, eine Mütze aus Kunstfaser. Die kratzte überhaupt nicht und fühlte sich deutlich besser an. Aber sie war an den Ohren nicht so warm, weil man sie nicht umkrepeln konnte; obwohl sie zwei Lagen hatte, hielt sie lange nicht so warm wie seine Wollmütze. Die hatte zwar nur eine Lage, aber die Wolle war wesentlich dicker und die Mütze konnte sogar zweimal umgekrepelt werden, sodass die Ohren von drei dicken Wollschichten bedeckt waren. Außerdem hatte sie anders als seine neue Mütze einen Bommel; so hieß das, was an einer Mütze oben dranhängt. An diesem Tag, als er von der Polizei aus seinen Träumen geweckt wurde, war es zu kalt gewesen für seine dünne Mütze, sodass Lennart die kratzende Wollmütze trug. Er mochte es, wenn sein Kopf eingepackt war, vor allen Dingen die Ohren; nicht nur weil sie nicht kalt wurden, sondern auch weil dadurch der Schall gedämpft wurde. Dafür nahm er sogar das Kratzen auf der Kopfhaut in Kauf. Seit er denken konnte, trug er immer eine Mütze, sobald es kalt genug dafür war.

„Wie heißt du denn“, fragte der Polizist und Lennart antwortete, „Lennart Adrian Jansen.“ „Musst du nicht eigentlich in der Schule sein?“ Das musste er tatsächlich; er hatte sich wieder auf dem Weg zur Schule verträumt, wie er es nannte. So etwas passierte ihm ab und zu, aber meistens wachte er von selbst wieder

aus seinen Tagträumen auf und kam dann nur wenige Minuten zu spät in die Schule.

Dass er so in seine Träume versunken war wie jetzt und regelrecht geweckt werden musste, kam nur selten vor. „Wir bringen dich jetzt nach Hause“, sagte der Polizist. Lennart sah, dass noch ein zweiter Polizist neben ihm stand und hinter ihnen ein Streifenwagen, in den er einstieg, nachdem er dazu aufgefordert wurde. Er sagte den Polizisten, wo er wohnte, und nahm die Mütze ab. Die Kopfhaut juckte und er kratzte sie ausgiebig, bevor er die Mütze wieder aufsetzte.

Die Polizisten brachten ihn nach Hause und übergaben ihn seiner Mutter. „Das geht so nicht weiter“, sagte sie, nachdem die Polizisten wieder weg waren, „Jetzt muss ich dir wieder eine Entschuldigung für die Schule schreiben. Ich verstehe das nicht, die Schule ist doch nur zehn Minuten von hier entfernt. Was hast du nur gemacht? Das kann doch nicht sein, dass du in deinem Alter nicht alleine in die Schule gehen kannst.“ Lennart wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Natürlich konnte er alleine in die Schule gehen; im November war er zehn Jahre alt geworden und die Schule war wirklich nicht weit von seinem Zuhause entfernt. Er hatte einfach nur geträumt und das geschah von alleine, dazu musste er nichts tun. Wenn er träumte, dann konnte es geschehen, dass er einfach irgendwohin lief, ohne darauf zu achten wohin. Dass er sich verlaufen hatte, merkte er dann erst, wenn er aus seinen Träumen wieder herauskam, von alleine oder weil er von irgendetwas geweckt wurde. So etwas passierte nicht oft, fand Lennart, aber scheinbar häufig genug, dass seine Eltern und die Lehrer in der Schule ein Problem darin sahen.

„Lenny“, sagte seine Mutter und hielt ihn dabei an beiden Armen fest. Er hasste es, wenn sie ihn so festhielt, und noch mehr hasste er es, „Lenny“ genannt zu werden. Auch die Kinder in seiner Klasse riefen ihn „Lenny“ und spotteten dabei gerne, „Lenny-Penny“, weil es auch im Unterricht vorkam, dass er träumte und von dem Lehrer aus seinen Träumen geweckt wurde. Die Lehrer und die Kinder in der Klasse dachten, er würde schlafen, dabei träumte er nur. Er träumte eigentlich gerne. Es waren schöne Träume, die er hatte, Träume, in denen er mit Tieren zusammen war und mit ihnen sprach. „Lenny, hör mir doch zu, wenn ich mit dir rede“, sagte seine Mutter und schüttelte ihn leicht, „und überhaupt, zieh mal Jacke und Schuhe aus.“ Als Lennart seine beiden Jacken

und die Schuhe ausgezogen hatte, sagte seine Mutter, „Die Mütze brauchst du hier drinnen auch nicht mehr; und überhaupt, wie bist du denn angezogen? Hemd und zwei Pullover und dann noch beide Jacken übereinander, ist dir das nicht zu warm? Den Wollpullover kannst du gleich ausziehen.“ Leise sagte sie, „Ich weiß wirklich nicht, was ich mit diesem Jungen noch tun soll.“ Lennart war es wirklich nicht zu warm; er mochte es einfach, warm angezogen zu sein, nicht nur weil er schnell fror, sondern auch, weil es sich gut anfühlte, wenn ihn die Kleidung von der Außenwelt abschirmte. Es gab ihm ein Gefühl von Geborgenheit.

Zwei Pullover und zwei Jacken waren bei Temperaturen um null Grad, die draußen gerade vorherrschten, genau richtig, fand er. Seine beiden Jacken waren eigentlich wie Hemden, aber aus einem dickeren Stoff und mit größeren Knöpfen. Vor allen Dingen waren sie auch kürzer, sodass sie nur bis zum Hosenbund reichten. Er hatte immer die braun karierte Jacke an, die etwas dicker und größer war als die einfarbige, die er im Winter darunter zog. Dann zog er beide Jacken wie eine an und ließ sie ineinander stecken, wenn er sie auszog. Lennart fühlte sich wohl, so wie er angezogen war; es war ja eigentlich seine Angelegenheit. Widerwillig zog er den Wollpullover aus, sodass er nur noch sein Flanellhemd und den Nickipullover anhatte. Flanellhemd und Nickipullover waren seine Lieblingskleidungsstücke, weil sie so weich waren und sich gut auf der Haut anfühlten. Er konnte nicht sagen, was von beidem sich auf seiner Haut weicher und angenehmer war, ein Flanellhemd oder ein Nickipullover. Von den drei Hemden und zwei Nickipullover, die er hatte, mochte er am liebsten das dicke Flanellhemd, das er vor Kurzem von Alex, seinem Bruder, bekommen hatte. Es war ihm eigentlich zu groß, zu groß auf jeden Fall, um unter einem Pullover getragen zu werden. Am liebsten hätte er es jeden Tag getragen, aber für ein Hemd alleine war es sowohl in der Wohnung als auch in der Schule meistens zu kalt.

Seine Mutter rief in der Schule an und sagte, dass Lennart übel wäre und er deshalb nicht in die Schule kommen konnte. Lennart war erstaunt, wie schnell sich seine Mutter eine Entschuldigung ausgedacht hatte. Nachdem er in sein Zimmer gegangen war, erschien ihm in Gedanken der Polizist und er hörte seine Stimme, „Junger Mann“. „Junger Mann“, sagte er, dabei war Lennart gerade erst zehn Jahre alt geworden und noch lange kein Mann. Er zog sich die Strumpfhose aus, die er unter der Hose trug. Sie kratzte zwar nicht so stark wie

seine Wollmütze, war aber trotzdem nicht angenehm zu tragen; dafür war sie sehr warm. Nachdem er sich seine Hose wieder angezogen hatte, zog er den Wollpullover wieder über, obwohl ihm seine Mutter untersagt hatte, ihn in der Wohnung zu tragen. Er war wie die Jacken und die Mütze scheinbar nur für draußen. Über dem Hemd und dem Nickipullover konnte er den Wollpullover gut tragen, obwohl er wie alle Wollsachen, auf seiner Haut kratzte. Nur ein Hemd alleine reichte unter dem Wollpullover nicht, da kratzte er durch.

Lennart mochte seine Kleidung. Sie schützte seine empfindliche Haut vor Berührungen und auch vor Wind und Luftzug, was er beides ziemlich unangenehm fand. Innen hatte er Hemden und Pullover, die sich sehr weich anfühlten, während er äußere Schicht die raueren Wollpullover oder Jacken trug; sie waren wie eine Rüstung, die er ablegen musste, wenn er zu Hause oder in der Schule war. Er war nicht nur gegenüber Berührungen sondern auch lauten Geräuschen empfindlich; beides empfand er schnell als richtig schmerzhaft, wenn jemand laut redete oder ihn direkt an der Haut streifte. Außer an den Händen, das war noch erträglich. Er war wohl der einzige in der Schule, der sich die Ohren zuhalten musste, weil die Lehrerin oder die Klassenkameraden so laut sprachen, dass es ihm weh tat. „Junger Mann“, Lennart hörte die Stimme des Polizisten immer wieder und spürte, wie er an der Schulter gehalten wurde. Obwohl es durch einige Kleidungsschichten gedämpft wurde, war der Griff, den er an seiner Schulter spürte, ziemlich unangenehm. Lennart war darüber verwirrt, dass dieser Polizist so plötzlich in seine Träume eingedrungen war. Nach und nach tauchten in seinem Traum immer mehr Polizisten und Autos auf, die hupen und laut durcheinander riefen. Mit einem Mal befand er sich in einem lärmenden Durcheinander und konnte keine klaren Gedanken mehr fassen. Wie in einem Reflex hielt er sich die Ohren zu, obwohl der Lärm nur in seinen Gedanken war.

„Ich glaube ja wirklich, da stimmt etwas nicht mit Lenny. Das ist doch nicht normal, dass er die ganze Zeit so vor sich hin träumt; ich erreiche ihn ja kaum mehr und in der Schule scheint es nicht anders zu sein.“ Lennart ahnte schon, dass er wieder das Thema beim Abendessen sein würde. Er fand es sehr unfair, wie seine Mutter ständig seine Angewohnheiten kritisierte. Über seinen Bruder wurde beim Abendessen nie diskutiert, aber immer wieder über ihn; und es war auch immer seine Mutter, die damit anfang. „Und dann noch sein Tick mit der Kleidung; immer zieht er sich viel zu dick an. Heute hatte er seinen di-

cken Wollpullover an und dann noch zwei Jacken drüber“. Dabei hatte Lennart den Wollpullover vor dem Essen ausgezogen, um Diskussionen darüber zu vermeiden. Scheinbar hat es auch nichts genutzt.

„Naja“, antwortete sein Vater, „er friert halt schnell und ist überhaupt ein bisschen empfindlich, das darf man auch nicht überbewerten. Wenn er sich damit wohlfühlt, soll er es meinetwegen so machen. Aber mit dem Träumen hat deine Mutter schon recht“, wandte er sich an Lennart, „Du sollst doch dieses Jahr auf das Gymnasium kommen und deine Klassenlehrerin hat da ernsthafte Bedenken, obwohl deine Noten ja nicht schlecht sind. Sie sagt, du findest keinen Anschluss in der Klasse und versteckst dich in den Pausen. Neulich haben sie dich scheinbar im Heizungskeller gefunden, wo du den halben Vormittag verbracht hast.“ Das war tatsächlich eine blöde Situation gewesen. Er hatte sich im Heizungskeller versteckt, damit er in der Pause nicht zu den anderen Kindern auf den Schulhof gehen musste, und dann hatte jemand von außen abgeschlossen. Er hatte da drin bestimmt einige Stunden verbracht. Als man in gefunden hatte, war der Unterricht schon zu Ende und er konnte Hause gehen. Vorher wurde er aber verwarnt, weil Schüler den Heizungsraum nicht betreten durften. „Und dann träumst du wirklich oft vor dich hin“, setzte sein Vater fort, „vor allen Dingen auch im Unterricht. Es ist fast ein Wunder, dass du trotzdem so gute Noten hast. Scheinbar ist der Unterrichtsstoff so einfach, dass du dafür nicht aufpassen musst, aber das kann sich ja schnell ändern, vor allen Dingen auf dem Gymnasium.“

Er schaute Lennart an, als würde er eine Antwort erwarten, obwohl er keine Frage gestellt hatte. Lennart schwieg. „Da muss sich doch etwas ändern, oder was denkst du? Am Ende kommst du dann doch nicht auf das Gymnasium; das möchtest du doch nicht, oder?“ Natürlich wollte Lennart auf das Gymnasium. Alleine schon deshalb, weil sein Bruder ihm gesagt hat, dass es in der Hauptschule noch schlimmer zugeht als in der Grundschule und sich die Schüler dort nicht nur gegenseitig ärgerten, sondern auch noch verprügelten. Sein Bruder musste es wissen, denn er ging auf die Hauptschule. Allerdings war er ziemlich kräftig und wurde garantiert von niemandem gehänselt oder verprügelt; Alex passierte so etwas nicht.

Hauptschule und Gymnasium waren die einzigen Alternativen, die es in dem Ort gab, daher gab es zum Gymnasium keine Alternative; es war eine Frage

des Überlebens. Lennart wusste nicht, was er seinem Vater antworten sollte; überhaupt wusste er nicht, was er tun sollte. Seine Träume waren einfach da, sie gehörten zu ihm. „Ich will aber auf das Gymnasium“, sagte er, „Sie haben kein Recht, mich auf die Hauptschule zu schicken.“ „Dann musst du aber auch etwas dafür tun; weniger träumen und mehr Kontakt mit den anderen Schülern vor allen Dingen. In deiner Klasse müssen doch auch welche dabei sein, mit denen du Umgang finden kannst.“ „Ich kann auch mit mir selber Umgang finden“, entgegnete Lennart, doch sein Vater beharrte auf seine Sicht, „Nein, das kannst du eben nicht; das versuche ich dir doch gerade deutlich zu machen. Es ist schlicht normal, mit Gleichaltrigen zu spielen, und nicht, die ganze Zeit vor sich hin zu träumen und sich vor anderen Kindern zu verstecken.“ „Der Junge wird mir immer fremder“, sagte seine Mutter, „Ich weiß nicht, was ich denken soll, aber manchmal kommt er mir vor wie eine Art Marsmensch.“

„Jetzt lasst ihn doch“, mischte sich plötzlich Alex ein, „So ist er halt, unser Lenny; ein bisschen durchgeknallt, aber ich finde ihn eigentlich ganz ok so.“ Dabei boxte er Lennart an den Oberarm, dass es richtig weh tat. Alex war manchmal ziemlich grob zu Lennart, aber bei den Diskussionen mit den Eltern hielt er immer zu ihm. Er war ganz anders als Lennart, nicht nur weil er fast zwei Jahre älter war. Er war kräftig, spielte Fußball und hatte Freunde, mit denen er sich häufig traf. Vor allen Dingen war er kein Träumer und zog sich eher zu dünn als zu dick an. Lennart bewunderte ihn; obwohl Alex in der Schule schlecht war, hatte er nicht die Probleme, die Lennart hatte, weder in der Schule noch mit den Eltern.

Weggeträumt

Die wirkliche Welt kam Lennart meistens wie ein Albtraum vor. Nicht nur, dass sein Bruder meistens so grob zu ihm war und seine Eltern ihm ständig Vorhaltungen machten, nur weil er nicht so war, wie er sein sollte. Auch in der Schule machten sich viele einen Spaß daraus, ihn zu ärgern; oft mit richtig groben Scherzen. Dass ihm seine Stifte oder Bücher versteckt wurden, die manchmal erst Tage später wieder auftauchten, daran hatte er sich gewöhnt. Ein paar mal hatten seine Mitschüler sein Hausaufgabenheft aus der Schultasche genommen, sodass er im Unterricht ohne Hausaufgaben dastand. Natürlich glaubten ihm die Lehrer nicht, als er sagte, dass er die Aufgaben gemacht hatte, ihm aber das Heft gestohlen wurde.

Einmal wurde er auf dem Weg nach Hause überfallen und in ein Waldstück gebracht, wo er an einen Baum gebunden wurde. Dort musste er bis zum Abend ausharren, bis einer der Schüler zurückkam und ihn wieder losband. Seine Eltern hatten da bereits die Polizei verständigt; der Junge, der ihn wieder losgebunden hatte, bekam eine Ermahnung vom Schulleiter und eine Woche lang jeden Tag eine Strafarbeit. Der schlimmste dieser Streiche war aber, als ein Junge aus seiner Klasse ihm vor Unterrichtsbeginn ein großes Stück Klebeband auf den Mund klebte. Es klebte so fest, dass er es nicht mehr abziehen konnte. Als die Lehrerin kam und ihn sah, sagte sie, er solle nach der Stunde zu ihr kommen. Lennart musste die ganze Unterrichtsstunde mit zugeklebtem Mund im Unterricht sitzen, bis ihm die Lehrerin in einer langen und schmerzhaften Prozedur das Klebeband abzog. Die Stelle, auf der es klebte, war am nächsten Tag noch deutlich gerötet. Auch der Junge, der das getan hatte, bekam dafür einen Verweis. Das waren die beiden übelsten Streiche, die Lennart über sich ergehen lassen musste. Schlimmer waren aber die weniger üblen Streiche, weil sie ständig mit ihm getrieben wurden.

Schlimm war auch der Sportunterricht. Da gab es nichts, was Lennart gut konnte. Der Sportlehrer stellte ihn regelmäßig vor der Klasse bloß, die sich dann laut lachend über seine Ungeschicklichkeit lustig machte. Er sagte Sachen wie, „Der schwimmt ja wie ein Molch“ oder „Selbst mit zusammengebundenen Beinen wären die anderen beim Sprint schneller als du.“ Seine Eltern waren der Meinung, dass er selbst Schuld hatte, dass man mit ihm so umging. Er sollte sich mit seinen Klassenkameraden einfach mehr Mühe geben, dann hätten sie keinen Grund, ihn zu ärgern. „Wenn du so komisch zu ihnen bist, ist es kein Wunder, dass sie dich hänseln“, sagte seine Mutter. Als Lennart sich einmal weigerte, in den Sportunterricht zu gehen, und weinend vor der Turnhalle saß, wurde sie angerufen. Sie kam und schimpfte ihn aus, weil sie wegen ihm zur Schule kommen musste. Zum Glück war inzwischen so viel Zeit vergangen, dass der Sportunterricht zu Ende war und sich das Problem damit von selbst erledigt hatte, allerdings nur dieses eine Mal. Noch einmal traute sich Lennart nicht, den Unterricht zu verweigern.

Zum Glück fiel es Lennart leicht, dieser Wirklichkeit zu entfliehen, indem er träumte. Zum Träumen musste er nicht schlafen, er musste auch nichts tun, damit die Träume kamen, sie waren einfach da. Meistens träumte er davon, in einer Wildnis zu sein, irgendwo mitten in einem Wald, wo es weit und breit keine

Menschen gab. Dort fühlte er sich zu Hause; ein Gefühl, das er sonst nirgends kannte, weder bei seinen Eltern noch in der Schule. In der Wildnis konnte er mit den Tieren sprechen, richtig sprechen, über die Dinge, die ihn bewegten, über die er Tag für Tag nachdachte. So etwas ging mit Menschen nicht. Die Tiere verstanden ihn, konnten ihm antworten und helfen, seine Gedanken weiter zu entwickeln. Vor allen Dingen ärgerten sie ihn nicht; sie waren aufrecht und ehrlich und es machte Spaß, sich mit ihnen zu unterhalten. Neben den Tieren gab es auch zahlreiche andere Wesen in der Wildnis, Erdwesen zum Beispiel, die in Höhlen tief unter der Erde lebten und nur selten zu sehen waren, oder die Baumwesen, die aus den Baumkronen zu ihm herab sahen.

Die Welt seiner Träume war eine gute Welt, bevölkert von Wesen und Tieren, die nichts böses im Sinn hatten. Das Böse gab es in dieser Welt gar nicht, es war ihr genauso fremd wie es Lennart fremd war. Damit war diese Traumwelt das genaue Gegenteil der wachen Welt mit der Schule und dem Elternhaus. Für diese wirkliche Welt war Lennart zu sensibel, viel zu sensibel. Diese Welt war grell, laut und stank, während die Welt seiner Träume angenehm war, in angenehmes Licht getaucht, von angenehmen Klängen durchsetzt und mit angenehmen Gerüchen versehen. In ihr fühlte er sich geborgen. Lennart ging gerne in den Wald, wo Wirklichkeit und Träume miteinander verschmolzen, umgeben von den Waldwesen und von Tieren, mit denen er sprechen konnte. Am besten gefiel es ihm im Winter, wenn Licht und Geräusche gedämpft waren und er sich eingepackt mit dem dicken Wollpullover, zwei Jacken und Mütze so richtig geborgen fühlte. Auch wenn seine Eltern immer wieder sagten, dass er mit anderen Kindern spielen sollte, ging er, wann immer es passte, alleine in den Wald, in dem er sich auskannte wie kaum ein anderer.

An einem Tag im Frühjahr hatte Alex einen neuen Pullover an, als er zum Frühstückstisch kam, einen, der auch den Hals bedeckte; darüber trug er einen Pullover ohne Ärmel, den er sonst immer über einem Hemd trug. So einen Pullover, der den Hals bedeckte, hatte er bis dahin noch nie getragen. Alex hatte eigentlich immer ein Hemd an, manchmal mit einem Pullover ohne Ärmel darüber, von dem Lennart erst vor Kurzem erfahren hatte, dass er Pullunder hieß. Lennart fand diese Bezeichnung ziemlich eigenartig, weil ein Pullunder nicht unter irgend etwas getragen wird. Pullover heißt übersetzt „Ziehüber“, das wusste Lennart; also etwas wie „Überzieher“. Das passte auch, weil ein Pullover ja über ein Unterhemd oder ein Hemd angezogen wird. Aber Pullunder be-

deutet dann ja „Unterzieher“, obwohl er über ein Hemd kommt. Alex hatte immer nur sehr wenig an; sogar im Winter nur ein Hemd und draußen noch seine Jacke, die nicht dicker war als Lennarts dünne braune Jacke. Er schien nie zu frieren; seine Mutter sagte manchmal, dass er zu wenig anhatte, was Lennart zu viel trug. „Ich finde, der Rollkragenpullover steht dir gut“, sagte sie, „In der kalten Jahreszeit ist es bestimmt wärmer als nur ein Hemd.“ „Rollkragenpullover“ heißt so ein Pullover also.

Lennart dachte den ganzen Tag über an Alex' Rollkragenpullover. So ein Pullover, der auch den Hals bedeckte, gefiel ihm; das fühlte sich bestimmt gut an. Er hätte auch gerne so einen Pullover, aber er bekam nur selten etwas neues zum Anziehen. Üblicherweise bekam er die Kleidung von seinem Bruder, die er nicht mehr tragen wollte, weil sie ihm nicht mehr gefiel oder weil sie zu klein für ihn geworden war. Fast alles, was er hatte, hatte er von Alex bekommen; bis auf die beiden Nickipullover und seine dickere, karierte Jacke. Bis es aber soweit war, dass Alex den Rollkragenpullover nicht mehr haben wollte und er ihn bekam, konnte es noch lange dauern. Lennart dachte sich Argumente aus, warum er auch so einen Pullover bekommen musste, aber er hielt es für unwahrscheinlich, dass seine Mutter darauf eingehen würde.

Am nächsten Tag trug Alex wieder wie üblich ein Hemd und nicht seinen neuen Rollkragenpullover. Lennart kam früher von der Schule zurück und wartete in seinem Zimmer auf das Mittagessen. Spontan kam ihm die Idee, Alex' neuen Pullover an zu probieren. Da seine Mutter in der Küche das Mittagessen zubereitete und Alex nicht zu Hause war, hatte sich dafür eine gute Gelegenheit ergeben. Er schlich sich in Alex' Zimmer und fand den Pullover dort auch gleich im Kleiderschrank. Er zog sich Hemd und Pullover aus und den Rollkragenpullover an. Es fühlte sich richtig gut an, besser als es sich Lennart vorgestellt hatte, ganz weich und angenehm auf der Haut. Plötzlich ging die Tür auf und seine Mutter kam herein, „Was machst du denn hier? Ich habe dich schon gesucht.“ Lennart war wie erstarrt. „Und was machst du mit Alex' Pullover? Du weißt doch genau, dass es Alex nicht mag, wenn du in seinem Zimmer herumstöberst und dir einfach seine Sachen nimmst.“ Lennart schwieg. Sie hatte recht, er wusste, dass er nicht ungefragt in Alex' Zimmer gehen durfte. Deswegen hatte er den Pullover ja auch heimlich anprobiert. „Ich zweifle manchmal wirklich an deinem Verstand; nicht nur manchmal“, sagte seine Mutter, „Und jetzt ziehst du sofort Alex' Sachen wieder aus und gehst in dein Zimmer.“

Beim Mittagessen erzählte sie Alex, dass sie Lennart in seinem Zimmer erwischt hatte. „Und was hast du da gemacht?“, fragte Alex, „Du weißt doch genau, dass mein Zimmer für dich tabu ist. Du hast dort nichts zu suchen.“ Alex war offensichtlich verärgert. „Er hat deinen neuen Rollkragenpullover angezogen“, sagte seine Mutter. Alex stand wortlos auf, ging in sein Zimmer und kam gleich darauf mit dem Rollkragenpullover in der Hand zurück. Den warf er Lennart zu und sagte, „Hier, den kannst du behalten. Ich schenke ihn dir, dann musst du dir nicht heimlich meine Sachen nehmen. Aber mein Zimmer schließe ich in Zukunft ab.“ Lennart wusste nicht, ob Alex das ernst gemeint hatte; hatte er ihm wirklich seinen Pullover geschenkt? „Du kannst dich wenigstens bei Alex entschuldigen“, sagte seine Mutter und Alex erwiderte, „Das kannst du vergessen; sowas tut er doch nie.“

Lennart fühlte sich für etwas beschuldigt, was er gar nicht tun wollte und eigentlich auch nicht getan hatte. Er hatte den Pullover lediglich anprobiert; er wollte ihn nicht nehmen. Aber er hatte keine Chance, die Anschuldigung zu widerlegen. Er stand auf und ging wortlos in sein Zimmer, den Rollkragenpullover, den ihm Alex zugeworfen hatte, nahm er mit. Als er in seinem Zimmer saß, kamen ihm die Tränen. Warum kam er immer in solche blöden Situationen? Warum gab es ständig Anlässe, dass sich andere über ihn aufregten? Nachdem er eine Weile über diesen Vorfall nachgedacht hatte, nahm er den Rollkragenpullover, um ihn seinem Bruder wieder zurückzugeben. Er klopfte an Alex' Zimmer und ging hinein, als er dazu aufgefordert wurde. „Ich will dir den Pullover wieder geben“, sagte er, „Ich wollte dich nicht ärgern, wirklich nicht.“ „Schon gut“, sagte Alex und nahm den Pullover, „Hauptsache du merkst dir, dass du hier nichts zu suchen hast, wenn ich weg bin.“ Er legte den Pullover zurück in den Schrank und setzte sich wieder auf sein Bett, um das Buch weiter zu lesen, das er gerade gelesen hatte, als Lennart kam. Lennart beobachtete ihn noch eine Weile beim Lesen, bis Alex schließlich sagte, „Du kannst jetzt wieder gehen; ich habe zu tun.“

Lennarts Vater ging immer vor dem Frühstück zur Arbeit und war meistens erst zum Abendessen wieder zu Hause. Das war in der Regel auch die Gelegenheit, bei der Familienangelegenheiten besprochen wurden – die meistens um Lennart gingen und von seiner Mutter angesprochen wurden. Diesmal erzählte sie die Begebenheit mit dem Rollkragenpullover und beklagte sich, dass sich Lennart an keine Regeln halten würde. „Wir sollten aber nicht so streng mit ihm

sein“, antwortete sein Vater, „Das hat er bestimmt nicht in böser Absicht getan.“ Lennarts Vater war oft auf seiner Seite und verteidigte ihn gegen die Anschuldigungen seiner Mutter. Überhaupt verstand sich Lennart mit seinem Vater viel besser als mit seiner Mutter oder seinem Bruder; leider war er nur sehr selten zu Hause. „Aber er weiß genau, dass er nicht ungefragt in mein Zimmer gehen soll“, entgegnete Alex und seine Mutter bestätigte, „Er kann doch nicht einfach in Alex‘ Kleiderschrank herumstöbern.“ „Ich wollte den Pullover nur anprobieren, ich wollte ihn Alex nicht wegnehmen“, sagte Lennart. „Und, gefällt er dir?“, fragte sein Vater und Lennart nickte. „Dann kann er doch auch so einen Pull-over bekommen“, schlug sein Vater vor, „Natürlich nur, wenn er verspricht, nicht mehr ungefragt in Alex‘ Zimmer zu gehen oder sich etwas von Alex zu nehmen. Versprochen?“ „Versprochen“, antwortete Lennart.

Als er am nächsten Tag von der Schule nach Hause kam, zeigte ihm seine Mutter den Rollkragenpullover, den sie für ihn gekauft hatte. Er sah anders aus als der von Alex, braun statt grau; Lennart gefiel braun als Farbe besser als grau, weil Bäume auch braun sind. Er entfernte das eingenähte Etikett wie bei allen Kleidungsstücken, die er hatte. Diese Etiketten störten ihn beim Tragen – genauso wie der Geruch von neu gekaufter Kleidung. Alex störte beides nicht; er behielt die Etiketten in seiner Kleidung und zog auch frisch gekaufte Sachen an, ohne sie vorher zu waschen. Als der Pullover gewaschen und getrocknet war, probierte ihn Lennart gleich an. Der Rollkragen war länger als der an Alex‘ Pullover und konnte zweimal umgeschlagen werden; nur einmal umgeschlagen ging er bis über das Kinn. Seine Mutter sagte, dass er ihn gleich am nächsten Tag anziehen konnte, wenn er wollte. „Du kannst ihn ja statt dem Hemd unter deinem Pullover tragen“, sagte sie, „oder unter dem Hemd, wie du möchtest.“

Lennart gefiel die Idee mit dem Hemd. Er dachte dabei sofort an sein dickes Flanellhemd, das zu groß war, um unter einen Pullover zu passen. Mit dem Rollkragenpullover darunter fühlte es sich ausgesprochen gut an, besser fast als ohne etwas darunter. Alex trug seinen Rollkragenpullover an diesem Tag auch, allerdings mit einem Pullunder darüber. „Das sieht doch auch mit dem Hemd darüber ganz gut aus“, sagte Lennarts Mutter beim Frühstück, „Es war vielleicht doch eine gute Idee, dir auch so einen Rollkragenpullover zu kaufen.“ In seiner Klasse war Lennart der einzige, der ein Hemd mit einem Rollkragenpullover trug, sogar der einzige, der überhaupt einen Rollkragenpullover anhatte. In der Schule gab es allerdings Schüler, die einen Rollkragenpullover tru-

gen. Bevor Alex so einen Pullover bekommen hatte, war ihm das gar nicht aufgefallen. Bereits zur großen Pause war es warm genug, um ohne Jacke draußen zu sein. Es fühlte sich nicht nur gut an, das Flanellhemd zu tragen, Lennart gefiel sich auch ausgesprochen gut darin, es über dem Rollkragenpullover zu tragen, war eine gute Idee, fand er.

Nach dem Mittagessen ging er in den Wald. Anders als zur Schule, in die er meistens zu Fuß ging, fuhr er mit seinem Fahrrad in den Wald. Er fuhr meistens an eine bestimmte Stelle, die er auf immer schmäler werdenden Wegen erreichte. Das letzte Stück musste er das Fahrrad schieben, da der Weg endete und er sein Ziel nur erreichte, wenn er quer durch den unwegsamen Wald ging. Dort stand eine kleine, halb zerfallene Hütte, die offenbar schon sehr lange niemand mehr betreten hatte. Lennart hatte dort noch nie jemanden gesehen, auch keine Spuren, die auf den Besuch anderer Menschen hindeutete. Die Hütte hatte kein richtiges Dach und keine Tür mehr. Das eine Fenster, das sie mal hatte, war mit Brettern zugenagelt. Sie stand an einen mächtigen Baum gelehnt, der sie abstützte; sonst wäre sie bestimmt schon umgestürzt. Es war eine alte Eiche, die nicht alleine war, sondern wenige Meter entfernt eine Geschwistereiche hatte.

Lennart war sich sicher, dass sie Geschwister waren, weil sie sich so ähnlich sahen. In der Geschwistereiche wohnte ein Baumwesen; es hatte seine Behausung in einer Höhle, die ein Specht in den Stamm gemeißelt hatte, wenige Meter über dem Boden. So lange es in der Höhle war, war das Wesen sehr klein und hatte eine hohe Stimme, die fast wie Vogelgezwitscher klang. Kam es aus der Höhle heraus, war es auf einmal riesig, aber tarnte sich im Wald so gut, dass es trotzdem kaum erkannt werden konnte. Seine Stimme war dann so tief, dass sie in Lennarts Bauch vibrierte. Sie hörte sich wie ein Grollen an, das er mal im Zoo von den Krokodilen gehört hatte; dabei vibrierte das Wasser, in dem sie schwammen so stark, dass es spritzte. Trotzdem konnte Lennart genau verstehen, was dieses Wesen sagte. Es war ein gutes Wesen, eines, das Lennarts Anwesenheit mochte und Lennart ein Gefühl von Sicherheit vermittelte: So lange es da war, konnte ihm nichts passieren, und es war immer da.

Lennart setzte sich auf den Boden und lehnte sich an den Baum, der auch die Hütte abstützte. In seinem Traum kam ein Wildschwein aus dem Dickicht und fragte, „Willst du mit mir kommen? Ich gehe in das Reich der Erdwesen, die fei-

ern heute ein Trüffel fest und du weißt, dass Trüffel meine Lieblings Speise sind.“ Lennart stand auf und augenblicklich rannte das Wildschwein los und Lennart hinterher. Er rannte und rannte; je länger er rannte, desto tiefer kam er in den Wald. Die Baumkronen waren schließlich so dicht, dass kaum mehr Licht zum Boden vordrang. Lennart konnte deutlich die Trüffel riechen, die im Boden waren; ihr Geruch war unverkennbar. Schließlich hielt das Wildschwein inne; vor ihnen lagen riesige Trüffel auf dem Waldboden. Sie waren so groß wie Felsbrocken, manche größer als Lennart. Plötzlich wurde er aus dem Traum aufgeschreckt und hörte das Baumwesen aus der Spechthöhle zwitschern. „Zeit, deine eigenen Schritte zu gehen“, sagte es, „Zeit zu gehen.“

Autistische Züge? Autistische Welt!

Das Zeugnis war nicht so gut, wie Lennart es gehofft hatte; es reichte gerade noch für das Gymnasium. Seine Klassenlehrerin hatte seine Eltern zu einem Gespräch eingeladen und ihnen abgeraten, Lennart auf das Gymnasium zu schicken. Sie meinte, er wäre auf dem Gymnasium mit Sicherheit überfordert. Nicht weil der Unterrichtsstoff zu schwierig war, sondern weil Lennart zu unreif war, wie sie sagte, und zu viel träumte. Lennart tobte, als ihm sein Vater die Entscheidung eröffnete, ihn nicht am Gymnasium anzumelden. „Was habt ihr alle nur gegen mich, was habe ich euch getan“, schrie er immer wieder und sprang dabei vor lauter Erregung auf und ab. Schließlich rannte er aus dem Haus und schmiss die Tür hinter sich zu. „Mich seht ihr niemals wieder“, rief er und rannte in den Wald. Er rannte, bis er seinen Platz erreicht hatte. Dort angekommen war er so erschöpft, dass er sich auf den Boden fallen ließ und vor Verzweiflung weinte. Als er auf dem Boden lag, träumte er von den Baumwesen, die vergeblich versuchten, ihn zu beruhigen. Schließlich, es kam ihm vor, als wären inzwischen einige Stunden vergangen, beruhigte er sich wieder.

Er öffnete die Augen und sah direkt vor sich eine Krähe stehen. „Es wird alles gut werden“, sagte sie mit ruhiger Stimme, „Geh jetzt nach Hause; deine Eltern werden dich auf das Gymnasium gehen lassen, du wirst sehen.“ Am liebsten wäre Lennart für immer im Wald geblieben, aber er sah ein, dass dies keine Lösung sein konnte. Als er nach Hause kam, saßen seine Eltern immer noch an dem Tisch, als wenn er gar nicht weg gewesen wäre. Er fand es merkwürdig, seine Eltern da zu sehen; waren sie wirklich die ganzen Stunden an dem Tisch sitzen geblieben? „Wir haben uns etwas überlegt“, begann sein Vater,

„Wir gehen mit dir zu einem Psychologen und lassen uns von ihm beraten. Wenn du ihn davon überzeugen kannst, eine Empfehlung für das Gymnasium auszusprechen, dann unterstützen wir dich beim Wechsel aufs Gymnasium.“ Lennart regte sich nicht, während er über den Vorschlag nachdachte. „Ein Kollege von mir hat mir einen Jugendpsychologen empfohlen, der gut sein soll und wohl auch gut mit, naja, speziellen Jugendlichen umgehen kann.“ „Muss das sein?“, fragte Lennart, aber es war ihm klar, was sein Vater ihm antworten würde. Gleich am nächsten Tag wurde ein Termin verabredet.

Zwei Wochen später war es soweit. Inzwischen hatten die Sommerferien begonnen, aber von Sommer konnte keine Rede sein. Es regnete seit Tagen und war alles andere als sommerlich warm. Lennart fand das aber nicht schlimm. Den Sommer mochte er ohnehin nicht so gerne, vor allen Dingen auch nicht, wenn es richtig heiß war. Vor allem konnte er so seinen Rollkragenpullover tragen und sogar sein dickes Flanellhemd drüber – wenn da nicht seine Mutter gewesen wäre. „Der Rollkragenpullover und das dicke Hemd ist aber übertrieben“, sagte sie, bevor sie zum Psychologen gingen, „Es ist zwar nicht warm, aber auch nicht Winter. Du kannst doch das Hemd ohne Pullover darunter tragen.“ Lennart erwiderte, dass er gerne den Rollkragenpullover tragen würde, und seine Mutter lenkte ein. „Meinetwegen der Rollkragenpullover, aber dann mit einem Pullunder drüber“, erklärte sie, „Ohne etwas drüber sieht das nicht gut aus; es ist ja ein Unterziehpullover. Du hast doch neulich einen von Alex bekommen, oder nicht?“ Tatsächlich hatte ihm Alex vor Kurzem ein Hemd gegeben; er hatte es beim Aufräumen gefunden und wollte es nicht mehr haben, weil er die Etiketten blöde fand, die an dem Hemd angenäht waren, Tankstellennamen wie „Esso“ und „Shell“. „Das war ein Hemd mit kurzen Ärmeln“, entgegnete Lennart. „Dann zieh das halt drüber“, sagte seine Mutter, „und beil dich ein bisschen, wir müssen jetzt los.“ Das Hemd mit dem Rollkragenpullover darunter sah ziemlich ungewohnt aus, fand Lennart, als er sich im Spiegel betrachtete; nicht nur weil es kurzärmelig war, sondern vor allen Dingen auch mit den Werbeetiketten. Offenbar fand das seine Mutter genauso. „Wo hat denn Alex bloß dieses Hemd her?“, fragte sie, als sie losgingen, „Mit den Aufhängern sieht es aus, als würdest du in einer Tankstelle arbeiten.“

Der Psychologe hatte seine Praxis in einem anderen Ort, sodass sie mit dem Auto dorthin fahren mussten. Geduldig hörte er sich an, was Lennarts Mutter zu erzählen hatte. Sie ließ nichts aus und erzählte, dass Lennart verträumt war

und auch sonst merkwürdige Angewohnheiten hatte, oft stundenlang in den Wald ging, Kontakte zu anderen Kindern mied, Selbstgespräche führte, sich gerne dick anzog und noch mehr, was Lennart dann schon gar nicht mehr aufnahm. Er wäre ihr so fremd, dass sie manchmal dachte, er wäre gar nicht ihr Sohn, schloss sie ihre Ausführungen. Als sie fertig war, sagte der Psychologe, er würde gerne alleine mit Lennart sprechen. Lennarts Mutter zögerte und verließ das Zimmer erst, als der Psychologe die Tür öffnete.

Lennart betrachtete die Gegenstände auf dem Tisch und spürte, wie ihn der Psychologe ansah. „Das ist ja ein ungewöhnliches Hemd, das du anhast“, sagte er nach einer Weile und wartete wohl auf eine Antwort. „Aber mir gefällt es“, setzte er schließlich fort, „Für dich ist es in Ordnung, aus dem Rahmen zu fallen, oder? Anders als für deine Mutter.“ Er machte wieder eine lange Pause, bevor er fortfuhr, „Stimmt es, dass du keine Freunde hast?“, Lennart nickte, „und dass du lieber in den Wald gehst, anstatt mit anderen Kindern zu spielen?“ Lennart nickte wieder. „Meine Mutter versteht mich nicht“, sagte er schließlich, „niemand versteht mich. Warum können sie mich alle nicht einfach in Ruhe lassen?“ „Wer, alle?“, fragte der Psychologe. „Alle, meine Eltern, Alex, die Kinder in der Schule und die Lehrer. Ich habe ihnen ja nichts getan; warum lassen sie mich nicht einfach sein? Nur weil ich nicht so bin wie sie? Ich denke halt über vieles nach, worüber andere nicht nachdenken, und ich träume oft. Aber das kann ihnen doch egal sein.“ „Naja“, antwortete der Psychologe, „Sie sind nicht nur dir fremd, du bist ihnen eben auch fremd.“

Schließlich wurde seine Mutter wieder herein gerufen. „Manchmal sind Kinder, die verträumt sind und sich lieber mit sich selbst als mit anderen beschäftigen, sehr intelligent. Ihre Intelligenz kann für solche Kinder eine richtige Herausforderung sein; es ist nicht leicht, damit umzugehen“, erklärte der Psychologe. Lennart war überrascht, so etwas zu hören; daran hatte er noch gar nicht gedacht, dass er deswegen anders war, weil er besonders intelligent war. Auch seine Mutter wirkte von den Schlussfolgerungen des Psychologen überrascht. „Und jetzt, was bedeutet das jetzt?“, fragte sie. „Ich würde vorschlagen, dass er zur genauen Abklärung in eine Klinik geht, zwei oder drei Wochen, das sollte genügen“, antwortete er. „In eine Klinik?“ „In die Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Ich kann da gleich anrufen und mich nach einem Platz erkundigen, wenn Sie wollen natürlich.“ „Sind Sie sicher, dass er in eine Klinik muss?“, fragte Lennarts Mutter. „Müssen nicht. Aber Sie würden mehr Klarheit bekommen

und Ihren Sohn vielleicht auch besser verstehen lernen. Es ist dort gut, dort lernt er andere Kinder kennen, die auch ein bisschen so sind wie er. Ich denke, es wäre eine gute Idee.“ Sie sah ihn schweigend an.

Nach einer Weile sagte er, „Ich frage dort einfach mal nach freien Plätzen und dann können Sie sich immer noch überlegen, was Sie machen.“ Am Telefon war zu erfahren, dass bereits eine Woche später ein freier Platz zu bekommen war und ein Aufenthalt zur Abklärung genau zwei Wochen dauern würde. Beim Abendessen erzählte seine Mutter Lennarts Vater von dem Besuch beim Psychologen. „Dass Lenny hyperintelligent ist, habe ich mir auch schon gedacht“, sagte Alex und lachte dabei, „Das werden sie in der Klinik bestimmt auch testen.“ Mit einem Mal machte das alles für Lennart Sinn; so eine Abklärung konnte für ihn eigentlich nur von Nutzen sein. „Ok“, sagte er dann, „Ich gehe in die Klinik. Aber dann darf ich auch auf das Gymnasium.“

Als sein Klinikaufenthalt begann, war es richtig Sommer geworden. Es war unerträglich warm und Lennart hatte nur ein T-Shirt und kurze Hose an. Die zwei Wochen in der Kinder und Jugendpsychiatrie waren ziemlich öde. Mit den anderen Kindern und Jugendlichen kam Lennart genauso wenig in Kontakt wie mit den Schülern an seiner Schule. Er war viel alleine, konnte aber nicht in den Wald gehen, sondern musste in der Einrichtung bleiben. Wenigstens gab es dort einen Garten. Das Abklären bestand im Wesentlichen aus Gesprächen mit verschiedenen Psychologen und aus Tests, die ihm teilweise recht eigenartig vorkamen. Am letzten Tag sollten ihn seine Eltern abholen und ein Abschlussgespräch mit einem Psychologen führen. Sie kamen beide, sogar Alex war dabei; er musste aber während dem Gespräch draußen warten. „Und“, fragte seine Mutter ungeduldig, „Was haben Sie herausgefunden?“ „Nun ja“, antwortete der Psychologe, „Wir haben eine Reihe von Tests gemacht und dabei festgestellt, dass seine kognitiven Leistungen absolut normal sind. Sein Intelligenzquotient ist etwas über der Norm, aber nicht viel. Deutliche Abweichungen konnten wir allerdings in seinem Sozialverhalten finden und auch in seiner Wahrnehmung; hier scheint er in der Tat übersensibel zu sein.“ „Übersensibel?“, fragte seine Mutter. „Ich spreche es mal direkt aus, Ihr Sohn, der Lennart, zeigt deutliche autistische Züge. Das heißt er ist kein Autist, so wie man sich es vorstellt, aber sein Empfinden und Denken sind eindeutig autistisch. In der Psychologie spricht man von hochgradig funktionalem Autismus. Das kommt nur selten vor und ist noch nicht richtig erforscht.“

Lennarts Mutter saß mit offenem Mund vor dem Psychologen und starrte ihn an; Lennart hatte sie noch nie so gesehen. „Ihm fällt es schwer zu verstehen, wie man mit anderen Menschen umgeht; stattdessen ist er auch von seinem Empfinden her abgekapselt und manchmal wohl auch in seiner eigenen Welt gefangen. Das wirkt dann so, als wenn er träumen würde.“ Da Lennarts Eltern offenbar nicht wussten, was sie sagen sollten, hielt der Psychologe einen langen Vortrag. Er sagte, dass Lennart Hilfe im Kontakt mit anderen bräuchte, dass er am besten in einen Sportverein gehen sollte oder zu den Pfadfindern, wo er mit Gleichaltrigen in Kontakt käme. Es wäre auch wichtig, das Lennarts Alltag durchstrukturiert würde, damit er nicht so viel Zeit zum Träumen hätte; auf keinen Fall sollte er zu oft alleine sein. „Und kann er jetzt aufs Gymnasium oder nicht?“, fragte am Ende Lennarts Mutter. „Intelligent genug ist er dafür, kein Zweifel“, war die Antwort, „Aus meiner Sicht spricht nichts gegen den Wechsel auf ein Gymnasium.“ Lennart wäre vor Freude fast aufgesprungen, aber er bemühte sich, sich nichts anmerken zu lassen. „Und, ist er jetzt hyperintelligent?“, fragte Alex, als sie auf dem Weg zum Auto waren. „Hypersensibel“, antwortete seine Mutter, „der Arzt sagte, Lennart wäre übersensibel und hätte autistische Züge.“ „Das hätte ich euch auch sagen können“, meinte Alex, „Dafür hätte er nicht in die Klinik müssen, das merkt man auch so.“

Lennart musste immer wieder an die Bemerkung denken, dass er in seiner Welt gefangen wäre. Was sollte das bedeuten? In welcher Welt sollte er denn sonst sein, wenn nicht in seiner? „Und, darf ich jetzt aufs Gymnasium?“ „Ja“, sagte sein Vater, „wir werden es probieren. Aber du hast ja gehört, was der Psychiater gesagt hat, das mit diesen autistischen Zügen musst du dir abgewöhnen.“ „Das hat er gar nicht gesagt“, entgegnete Lennart. „Er hat es aber so gemeint. Du musst mehr Kontakte mit anderen Kindern pflegen, sonst wird das nichts. Darum muss man sich eben auch bemühen, das kommt nicht von alleine. Mit diesem Abkapseln schaffst du dir nur Probleme.“ Kurz nachdem sie nach Hause kamen, gab es Mittagessen. Lennarts Mutter hatte schon einen Eintopf vorbereitet, der nur noch warm gemacht werden musste. Während dem Essen dachte Lennart über die Welten nach, in denen die Menschen leben. Er ging immer davon aus, dass alle Menschen in ihrer eigenen Welt leben; sie haben ja alle auch ihre eigenen Sinnesorgane, da ist es doch logisch, dass sie gar nicht alle in derselben Welt leben können. Aber der Arzt in der Klinik sah es wohl anders. Scheinbar leben tatsächlich alle Menschen in ein und derselben

Welt, alle bis auf ganz wenige wie Lennart. Das kam ihm nicht nur merkwürdig vor, er fand es geradezu unplausibel.

„Das mit dem Träumen ist in der Klinik offensichtlich nicht besser geworden“, unterbrach seine Mutter die Gedanken, „Ich hatte ja gehofft, sie würden es ihm dort austreiben, aber das ist wohl mehr, als man erwarten kann.“ Lennart starrte auf seinen Teller und tat so, als hätte er es nicht gehört. „Vielleicht beschäftigst du dich ein bisschen mit ihm heute Nachmittag, damit er nicht die ganze Zeit alleine ist“, sagte sie zu Alex. „Wen meinst du, mich?“, fragte der. „Wen denn sonst?“, entgegnete seine Mutter. Nach dem Essen ging Lennart mit Alex in sein Zimmer. „Und jetzt? Was machen wir jetzt?“, fragte Alex. Lennart zuckte mit den Schultern. „Eigentlich wollte ich heute Fußball spielen gehen; vielleicht kommst du einfach mit?“ „Fußball spielen?“, fragte Lennart; was für eine blöde Idee. „Du kannst ja zuschauen“, antwortete Alex, „Das mit dem Spielen funktioniert ja bei dir nicht.“

„Warum ärgern mich alle immer“, fragte Lennart auf dem Weg zum Fußballplatz. „Weil du komisch bist, ganz einfach“, antwortete Alex. „Aber ich tue doch niemandem etwas, warum lässt man mich nicht einfach? Warum darf ich nicht sein, wie ich sein will?“ „Das verstehst du nicht“, entgegnete Alex, „Ich hätte mir auch einen normalen Bruder gewünscht, mit dem ich mehr zusammen machen kann. Nur, mit dir funktioniert das ja nicht, du bist ja lieber alleine und denkst immer nur an das, was dich interessiert.“ „Ich lebe halt in meiner Welt.“ „Ja und die anderen sind da eben ausgeschlossen; das ist es, was du nicht verstehst.“ „Lebst du nicht auch in deiner Welt?“, Lennart verstand wirklich nicht, was ihm Alex sagen wollte. „Doch natürlich“, sagte Alex, „aber da sind andere Menschen auch mit dabei, meine Freunde zum Beispiel. Fußball gehört auch zu meiner Welt und wenn ich Fußball spiele, können die anderen dabei sein und mitspielen. Auch du könntest dabei sein, wenn ich etwas mache, es muss ja nicht Fußball sein. Aber bei dir gibt es ja nichts, wo ich dabei sein könnte, nichts, wo überhaupt irgendjemand dabei sein könnte. Hast du jemals darüber nachgedacht?“ So einen Gedanken hatte Lennart tatsächlich noch nie gehabt. „Deine Welt ist für andere Menschen abgeschlossen, da kommt niemand durch. Das ist der Unterschied zwischen dir und den anderen.“

Inzwischen waren sie am Fußballplatz angekommen. Während Alex mit seinen Freunden Fußball spielte, saß Lennart als einziger auf der Tribüne und dachte

über das nach, was Alex ihm gesagt hatte. Alex hatte recht, in seiner Welt war kein Platz für andere Menschen. Sie störten ihn nur, weil sie Dinge taten, die er nicht verstand oder merkwürdig fand. Wenn sie Kontakt mit ihm suchten, ärgerten sie ihn. Auch Alex war oft ziemlich grob, aber er stand immer auf Lennarts Seite, wenn er in einer schwierigen Situation war. Er war der einzige Mensch, mit dem er überhaupt solche Sachen wie das mit den eigenen Welten besprechen konnte. Auf dem Weg zurück liefen sie schweigend nebeneinander her. „Es tut mir leid, dass du keinen Platz in meiner Welt hast“, sagte Lennart, „Du bist ein guter Bruder; ich mag dich wirklich gerne.“ „Das ist nicht dein Ernst“, sagte Alex und legte seinen Arm um Lennarts Schulter, „Du bist wirklich ein komischer Typ, Lennart.“ Lennart schoss der Gedanke in den Kopf, dass er wirklich ein richtiger Bruder für Alex sein sollte. „Lennart“, sagte er zu sich in Gedanken, „in deiner Welt soll Alex Platz finden; sie soll für ihn nicht mehr geschlossen sein.“

Ein paar Tage später durfte Lennart eine Woche lang seine Großmutter besuchen, die in der Nähe von Lübeck wohnte. Er mochte seine Großmutter. Sie war immer gut gelaunt, redete nicht viel und kritisierte ihn vor allen Dingen auch nicht ständig. Sie nahm ihn einfach, wie er war. Er konnte sich dort den ganzen Tag mit den Dingen beschäftigen, die ihn interessierten, konnte in den Wald gehen, so oft er wollte, und anziehen, was er mochte; es war ein richtiger Urlaub. Nur die Essenszeiten musste er einhalten, um acht Uhr das Frühstück, um zwölf Uhr dreißig das Mittagessen und um achtzehn Uhr das Abendessen; das war seiner Großmutter sehr wichtig. Sie aß immer zu den selben Zeiten und das auch immer auf die Minute genau. „Lennart, schön dass du mich besuchst“, sagte sie, als ihn seine Mutter ablieferte; das sagte sie jedes Mal, wenn er kam. „Wenn er anstrengend wird, ruf mich an; dann hole ich ihn wieder ab“, sagte seine Mutter und ging gleich wieder, während Lennart seiner Großmutter ins Haus folgte.

Als sie ihn fragte, was er in den Sommerferien gemacht hatte, erzählte er von der Klinik, in der er gewesen war. „In einer Klinik? Warst du krank?“, fragte sie. „Nein“, antwortete Lennart, „meine Eltern haben mich dorthin gebracht, weil sie wissen wollten, ob sie mich auf das Gymnasium schicken können.“ „Das wollten sie von der Klinik wissen?“, fragte seine Großmutter, „Ihr seid irgendwie alle ein bisschen verrückt; findest du nicht? Und was hat die Klinik festgestellt?“ „Dass ich autistische Züge habe“, antwortete Lennart, „hochgradig funktionaler

Autismus heißt es, aber ich kann trotzdem aufs Gymnasium.“ „Was soll das denn sein?“, fragte seine Großmutter, aber Lennart wusste es auch nicht so genau. „Weil ich so viel träume; der Arzt sagte, ich sei in meiner Welt gefangen.“ „Was für ein Unsinn“, sagte seine Großmutter, „Es ist ein Skandal, dass Geld für Ärzte verschwendet wird, die so einen Unsinn reden. Aber lassen wir das jetzt; jetzt gibt es erst einmal etwas zu essen.“

Die Zeit bei seiner Großmutter war wie immer sehr angenehm, sehr ruhig und entspannt. Er war oft alleine und konnte sich seinen Träumen hingeben, im Haus seiner Großmutter oder auch im Wald, wo es eine Stelle gab, die jener Stelle ziemlich ähnlich war, die er zu Hause auch immer gerne aufsuchte. Auf jeden Fall gab es dort auch die Wesen, mit denen er vertraut war. Es gab dort sogar eines, das es bei ihm zu Hause nicht gab, eines, das komplett grün war und statt Haare Moos auf dem Kopf hatte. Bislang hatte es nie mit Lennart gesprochen, aber am Tag, bevor er wieder von seinen Eltern abgeholt werden sollte, erschien es plötzlich vor Lennart und sagte, „Das hier ist deine Welt, hörst du, deine Welt. Niemand hat das Recht, sie dir wegzunehmen, niemand.“ Dann verschwand es. Als er zurück zu seiner Großmutter kam, fragte er, „Wieso ist es verkehrt zu träumen; wieso muss man deswegen in eine Klinik?“ „Es ist nicht verkehrt zu träumen“, antwortete seine Großmutter, „Deine Eltern machen sich Sorgen, dass du zu viel träumst und deswegen in der Schule nicht zurecht kommst und keine Freunde hast. Das wirkliche Leben ist halt auch wichtig.“

„In meiner Welt bin ich alleine, in der wirklichen Welt wäre ich es nicht“, sagte Lennart, „Aber wie komme ich in die wirkliche Welt?“ „Da bist du doch“, sagte seine Großmutter, „Jeder lebt in der eigenen Welt und in der wirklichen Welt zugleich. Deine Welt ist vielleicht ein bisschen abgeschlossener als die der meisten Menschen. Aber mach dir darüber keine Sorgen, das wird sich ändern; das braucht nur Zeit und deine Welt wird sich öffnen.“ Das war es also, was der Arzt in der Klinik meinte, dachte Lennart, autistische Züge bedeutet, dass seine Welt abgeschlossener ist als die der anderen. Autistisch ist nur ein Fremdwort für abgeschlossen. „Mach dir nicht so viele Gedanken, das ist alles in Ordnung so“, sagte seine Großmutter, „Deine Eltern machen sich Sorgen, zu viele, wie ich finde. Du schaffst das schon, Lennart, da bin ich sicher.“ „Lennart“, sagte Lennart vor sich hin, „in deiner autistischen Welt wird in Zukunft Platz sein für andere, auf jeden Fall für Alex und für deine Großmutter.“

Am nächsten morgen kamen seine Mutter und Alex und holten ihn wieder ab. Alex machte die ganze Fahrt über Witze, die Lennart nicht verstand, aber er sagte auch, er würde sich freuen, dass er wieder nach Hause kam. „Ein bisschen gefehlt hast du mir schon“, sagte er. Als sie zu Hause waren, sagte Lennarts Mutter, dass sie mit ihm etwas wichtiges besprechen musste. Alex durfte bei der Besprechung nicht dabei sein. „Dein Vater und ich haben uns über deinen Klinikaufenthalt und über das, was der Arzt dort gesagt hat, eingehend beraten. Wir haben auch nochmal mit dem Arzt gesprochen und denken, dass es wichtig ist, ab jetzt ein paar Dinge anders zu handhaben. Zum einen haben wir dich bei den Pfadfindern angemeldet.“ Lennart war alarmiert, „Mama, nein, bitte.“ „Da gibt es nichts zu diskutieren. Nächste Woche gehst du dort zum Treffen hin, damit du endlich mal mehr Kontakt zu anderen Gleichaltrigen bekommst. Ohne wird das nichts, da kannst du auch das Gymnasium vergessen.“ „Ich kann aber nicht zu den Pfadfindern gehen“, sagte Lennart, aber seine Mutter ließ sich nicht beirren. „Und dann wirst du weniger alleine sein. Wenn du zu Hause bist, verbringst du mehr Zeit mit Alex oder meinetwegen auch mit mir. Vor allen Dingen gehst du nicht mehr in den Wald. Wenn es nach mir ginge, überhaupt nicht mehr, aber der Arzt meinte, es wäre besser, wenn wir es nicht ganz verbieten. Aber einschränken werden wir es.“

„Was habe ich euch getan, warum macht ihr das“, rief Lennart und rannte in sein Zimmer. Aber seine Mutter folgte ihm nach. „Und schließlich wirst du dich in Zukunft auch normal anziehen. Der Arzt meinte, wir sollten auch dafür klare Regeln aufstellen; hier sind sie.“ Sie gab ihm ein Blatt Papier, auf dem Kleidungsstücke aufgelistet waren mit Zahlen dahinter. Für die Kleidung, die er tragen sollte, gab es eine einfache Rechnung: ein Hemd erhielt einen Punkt, das dicke Flanellhemd, der Rollkragenpullover und die Nickipullover jeweils zwei, der Wollpullover und die beiden Jacken jeweils drei, so wie es auf dem Zettel stand. Sie sagte, dass sie jeden Tag die Punkte festlegte, einmal für drinnen und einmal für draußen, und sich Lennart dann selbst entscheiden konnte, was er anzog, seine Kleidung aber höchstens die festgelegte Punktzahl erreichen durfte. „Das sind jetzt keine Vorschläge zum Diskutieren; das sind klare Regeln und dein Vater und ich erwarten, dass du sie in Zukunft befolgst.“

Lennart freute sich auf den ersten Schultag im Gymnasium. Inzwischen war es kühl genug, dass ihm seine Mutter zwei Punkte für drinnen gab und er das dicke Flanellhemd tragen durfte, allerdings nur mit einem Unterhemd darunter.

Aber es dauerte zum Glück nicht mehr lange, bis es kalt genug für einen Rollkragenpullover war, allerdings nur mit einem dünneren Hemd darüber. Auf dem Gymnasium wurde er nicht mehr geärgert, dennoch fand er auch dort keine neuen Freunde. Der Unterricht war im Gymnasium anders als in der Grundschule. Lennart fiel es schwer, sich zu konzentrieren, besonders Mathematik und Englisch bereiteten ihm große Schwierigkeiten. Im kommenden Halbjahr wurde er zwar versetzt, aber gut war das Zeugnis nicht. Seine Klassenlehrerin sagte, er müsse sich sehr anstrengen, um weiterhin auf dem Gymnasium bleiben zu können.

Die Treffen der Pfadfinder waren überraschend interessant, weil er dort viel neues lernte. Vor allen Dingen interessierte ihn alles über das Überleben in der Wildnis und da schienen die Pfadfinder Experten zu sein. Er lernte das Lesen von Landkarten und Tierspuren, Knoten und wie man an Hand der Wolken das Wetter vorhersagen konnte. Freunde fand er auch bei den Pfadfindern keine, aber das störte ihn nicht. Er fand die Pfadfinder nett, vor allen Dingen weil sie mit ihm ganz normal umgingen, aber außerhalb der Pfadfindertreffen ergaben sich keine Kontakte zu ihnen. Im Grunde war es ihm ganz recht so, da er ohnehin lieber alleine war und seine Zeit mit dem verbrachte, was ihn interessierte. Nach ein paar Wochen bekam er auch ein Pfadfinderhemd mit einem Halstuch. Da es in dem Gemeindehaus, in dem sie sich trafen, immer kühl war, trugen alle etwas unter ihren Pfadfinderhemden; Lennart einen Rollkragenpullover. Offensichtlich konnte man alles unter einem Pfadfinderhemd tragen. Die anderen Pfadfinder hatten teilweise einen Pullover, teilweise ein anderes Hemd drunter an, einer sogar einen Pullover mit einem Kragen, der über dem Kragen des Hemdes lag.

In den Osterferien ging er eine Woche lang mit auf ein Hüttenlager. Die Hütten waren mitten in einem Wald und Lennart gefiel es sehr, so viel draußen zu sein. Es störte dort scheinbar auch niemanden, dass er viel Zeit alleine im Wald verbrachte, wo er den Wesen seiner Träume begegnete. Sie schienen überall zu sein, wo Wald war; der Wald war offensichtlich ihre Heimat, so wie er Lennarts wirkliche Heimat war. Manchmal hatte er den Gedanken, dass er in Wirklichkeit von Waldwesen abstammte, die ihn gleich nach seiner Geburt in die Obhut von Menschen gegeben hatten. Vielleicht versuchten sie auf diese Weise, Kontakt zu den Menschen aufzunehmen. Das wäre eine wirklich anspruchsvolle Aufgabe, die ihm übertragen worden wäre. Er hatte sich aber

noch nicht getraut, die Wesen danach zu fragen, weil er spürte, dass solche Fragen nicht zulässig waren. Wenn er es wissen sollte, würden sie es ihm von sich aus sagen, ohne danach befragt zu werden.

Im Hüttenlager gab es keine Kleidungsvorschriften, sodass sich Lennart so warm anziehen konnte, wie er wollte. Er trug dort jeden Tag sein dickes Flanellhemd mit einem Rollkragenpullover darunter. Tagsüber genügte das meistens auch, da war es so warm, dass er auch keine Mütze aufhatte. Morgens und abends zog er sich noch seine karierte Jacke darüber an und die lange Unterhose unter die Hose, die er letzten Herbst bekommen hatte. Sie war wesentlich angenehmer zu tragen als seine Strumpfhosen, weil sie überhaupt nicht kratzte. Am vorletzten Tag wurde es richtig kalt, sodass er auch tagsüber beide Jacken brauchte. Am Morgen fror er auch mit seiner Mütze so sehr an den Ohren, dass er sie mit den Händen wärmen musste. „Hast du nur diese Unterziehmütze dabei?“, fragte einer der Betreuer. Lennart erklärte, dass er seine Wollmütze nicht tragen konnte, weil sie zu sehr kratzte. „Dann zieh sie doch einfach über die Unterziehmütze“, schlug ihm der Betreuer vor. Lennart überlegte kurz und fand, dass das eine gute Idee war. Da die Mütze keinen Bommel hatte und nicht umgekrempelt wurde, konnte man gut eine zweite Mütze darüber ziehen; deswegen hieß sie wohl auch „Unterziehmütze“.

Auch auf dem Lager hatte er nur wenig Kontakt mit den anderen Pfadfindern. Aber niemand ärgerte ihn dort, niemand machte sich über ihn lustig, er konnte anziehen, was er wollte, und in den Wald gehen, wenn er es wollte. Eigentlich war es perfekt. Lennart fiel aber auch auf, dass die anderen Pfadfinder viel miteinander unternahmen. Anders als er, der die meiste Zeit während dem Lager alleine verbrachte, waren sie fast nie alleine. Obwohl er darüber nachdachte, hatte er keine Idee, was er mit den anderen Pfadfindern tun oder wie er sie ansprechen sollte. Im Wald, wo er die Traumwesen traf, wusste er genau, was er tun und sagen sollte; da fühlte er sich sicher. Die Woche war schnell vorbei und am letzten Morgen kam Lennarts Mutter zusammen mit Alex, um ihn abzuholen. „Hast du echt zwei Mützen auf?“, fragte ihn Alex zur Begrüßung. „Er hat überhaupt alles an, was ich ihm mitgegeben habe“, bemerkte seine Mutter, „Die hätten hier wirklich ein bisschen aufpassen können, dass er es nicht so übertreibt.“ Bevor er ins Auto steigen durfte, musste Lennart seine Mützen und beide Jacken ausziehen. Ab jetzt durfte er immer nur eine Jacke tragen und musste sich entscheiden, das dicke Hemd ohne etwas darunter anzuziehen oder ein

dünnes Hemd, wenn er einen Rollkragenpullover tragen wollte. Meistens entschied er sich für den Rollkragenpullover mit einem dünnen Hemd.

Lennart lernte viel für die Schule und bekam zum Schuljahresabschluss ein recht gutes Zeugnis. Es war nicht sehr gut, aber besser als das Halbjahreszeugnis; er war zufrieden. In den Sommerferien verbrachte er viel Zeit mit Alex. Meistens nahm ihn Alex mit zu seinen Freunden, mit denen er Fußball spielte. Manchmal traf er sich einfach nur so mit ihnen, ohne Fußball zu spielen. Lennart konnte mit den Freunden nicht viel anfangen; er wusste gar nicht, worüber er mit ihnen reden sollte. Aber sie störten sich nicht daran, dass er dabei war, und lachten, wenn Alex Geschichten über ihn erzählte. Das waren fast immer peinliche Geschichten, die er obendrein noch überspitzt darstellte. Lennart störte das nicht sehr. Er hatte oft auch interessante Gespräche mit Alex, der ihm viele Dinge erklären konnte, zum Beispiel, was an Fußball interessant ist, wie das mit den Freundschaften funktioniert oder warum Menschen nicht gerne anders sind.

Einmal stellte Lennart eine Frage, die ihm immer wieder in den Sinn kam, nämlich ob Alex lieber einen anderen Bruder gehabt hätte. „Naja“, antwortete Alex, „um ehrlich zu sein, habe ich mir schon öfter so etwas gedacht. Es ist halt nicht leicht, zu dir in Kontakt zu kommen. Einen echten Kontakt meine ich, so wie eine Freundschaft.“ Nach einer kurzen Pause setzte er fort, „Aber irgendwie finde ich es auch gut, einen Bruder zu haben, der ein bisschen anders ist, ein bisschen schräg. Hat schließlich nicht jeder, so einen Bruder.“ Dann legte er Lennart einen Arm auf die Schulter, „Irgendwie mag ich dich, Lennart.“ Lennart legte seinen Arm um Alex Hüfte und sagte, „Und ich mag dich“; er hatte sich selten so gut gefühlt wie in diesem Moment. Die letzten zwei Wochen der Sommerferien verbrachte er wieder bei seiner Großmutter. In dieser Zeit war er jeden Tag im Wald und ganz nahe bei den Wesen seiner Träume. Sie sagten ihm, dass Alex ein guter Bruder war, auch wenn er manchmal grob sein konnte und gerne über ihn lästerte. Vielleicht war es ja seine Art, Lennart zu mögen.

Kaum hatte das Schuljahr begonnen, begannen schon die Herbstferien. Lennart fuhr wieder mit den Pfadfindern weg, diesmal in ein Zeltlager. Zelt, Schlafsack und Schlafunterlage konnte er sich von den Pfadfindern ausleihen. Bevor es losging, übte er mit Alex, das Zelt aufzubauen; zu zweit ging es ganz gut. Am Tag, bevor es los ging, packte Lennart seine Sachen. Dabei fiel seiner Mut-

ter auf, dass er beide Mützen mitnehmen wollte. „Das reicht doch, wenn du nur die Wollmütze mitnimmst, die ist warm genug, finde ich“, sagte sie. „Die kratzt doch so“, antwortete Lennart, „die kann ich nur mit der Unterziehmütze drunter tragen.“ „Kommt gar nicht in Frage“, entgegnete seine Mutter, „Dann besorge ich dir lieber eine Mütze, die warm genug ist und nicht kratzt. Ich muss heute sowieso noch in die Stadt fahren.“ Sie fuhren zusammen in die Stadt und gingen in ein Warenhaus, wo Lennart Mützen anprobieren sollte. Er fand schnell eine, die dick und angenehm zu tragen war. Sie war wie seine dünne Mütze aus Kunststoff, konnte aber wie seine Wollmütze umgekrempelt werden und hatte auch einen Bommel. Lennart gefiel die Mütze; sie fühlte sich wirklich gut an, kratzte nicht und war ähnlich warm wie seine Wollmütze.

Die Zeit im Zeltlager gefiel ihm wieder sehr gut. Die Pfadfinder ließen ihn in Ruhe, es gab keine blöden Bemerkungen, keine Hänseleien oder Streiche. Die Tage waren durch die Essenszeiten gegliedert und abends saßen sie immer am Lagerfeuer und sangen Lieder oder spielten Spiele. Zwischen den Mahlzeiten durfte er tun, was er wollte; bis auf einmal, als sie eine Wanderung unternahmen, die nach dem Frühstück startete und erst abends zu Ende war. Er war oft im Wald und, weil er den ganzen Tag draußen war, war er die ganze Zeit über dick angezogen. Gut gefiel ihm auch, im Schlafsack zu schlafen. Der war ziemlich dick und eng; wenn er den Reißverschluss bis oben hin zugezogen hatte, fühlte es sich an, wie in einem Cocon eingepackt zu sein. Lennart hatte die Idee, auch zu Hause statt mit Bettdecke in einem Schlafsack zu schlafen. Aber vermutlich würde seiner Mutter diese Idee nicht gefallen. Nach dem Zeltlager musste er den Schlafsack ohnehin wieder zurückgeben.

Ein Parka zum Geburtstag

„Heute Nachmittag kommt Onkel Hans zu Besuch“, sagte Lennarts Mutter. „Muss das sein?“, fragte Alex, „Das ist doch der bescheuertste Onkel, den man überhaupt haben kann, ein richtiges Großmaul.“ „Er gehört aber zur Verwandtschaft. Du weißt, dass ich ihn auch nicht mag, aber wir können ihm nicht verbieten, uns zu besuchen. Begrüß ihn einfach nett und sag ihm, dass du eine Verabredung hast. Dann kannst du ja gehen.“ Lennart mochte Onkel Hans auch nicht, weil er immer so viel redete. Er zog sich daher meistens in sein Zimmer zurück, wenn er zu Besuch kam. Onkel Hans kam kurz nach dem Mittagessen und Lennart hörte ihn rufen, „Wo sind denn die Jungs, sind sie heute

ausgeflogen?“ Gleich darauf rief Lennarts Mutter, „Lennart, Alexander, kommt ihr?“ Lennart wartete, bis er Alex aus dem Zimmer kommen hörte, und schloss sich ihm an, Onkel Hans zu begrüßen. Wie immer trug er Armeekleidung, eine graugrüne Armeehose, einen Pullover in der gleichen Farbe und eine Bundeswehrjacke mit Namensschild. Dabei war er nie bei der Bundeswehr gewesen, was er immer wieder bedauerte. Aber er beschäftigte sich gerne mit dem Militär und wusste auch sehr viel darüber.

„Sandro“, rief er, als er die beiden sah, „gut siehst du aus, du bist nochmal gewachsen, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe.“ „So ein Quatsch“, antwortete Alex. „Spiel doch nicht gleich den Beleidigten; war doch nur Spaß. Du weißt doch, dass ich manchmal ein lockeres Mundwerk habe“, sagte Onkel Hans und klopfte Alex auf die Schulter, „Auf Sandro kannst du richtig stolz sein, Schwesterherz“, sagte er zu Lennarts Mutter, „Der hat Mumm; der bringt es noch zu was, wirst du sehen.“ „Lass das“, entgegnete sie, „Du musst wirklich nicht immer solchen Blödsinn reden.“ „Nein, das meine ich wirklich ernst; ein echter Prachtkerl ist er.“ Dabei klopfte er Alex nochmal auf die Schulter. Lennart beachtete er nicht einen Moment, obwohl er neben Alex stand. Alex zog sich Schuhe und seine Jacke an, „Ich muss jetzt gleich los, zum Sport.“ „Sportlich ist er auch schon immer gewesen. Aber warte, bevor du gehst.“ Onkel Hans hatte eine Sporttasche mitgebracht, die er aufhob und öffnete, „Ich habe da was für dich.“ Aus der Tasche zog er einen olivgrünen Parka und hielt ihn neben Alex. „Passt wie angegossen. Den habe ich vor Kurzem auf einer Bundeswehrauktion erstanden. Aber ich habe schon einen, deswegen dachte ich gleich an dich.“ „Kein Bedarf“, sagte Alex, „eine Winterjacke habe ich schon.“ „Das ist ein echter Bundeswehriparka, hier schau, mit Hoheitszeichen“, dabei zeigte Onkel Hans auf die Deutschlandfahnen an den Ärmeln, „die jungen Leute tragen heute alle so etwas.“ „Ich muss jetzt los“, sagte Alex und ging zur Tür heraus, bevor Onkel Hans eine Chance hatte, noch etwas zu sagen.

„Was ist denn mit dem? Hab ich ihm was getan?“ „Er mag halt deine Sprüche nicht“, sagte Lennarts Mutter, „Außerdem mag er nicht, dass du ihn immer Sandro nennst; er heißt Alexander.“ „Und was mach ich jetzt damit?“, fragte Onkel Hans, der den Parka immer noch in der Hand hielt. „Du kannst ihn ja hier lassen“, sagte Lennarts Mutter, „Vielleicht überlegt er es sich nochmal. Oder vielleicht nimmt ihn auch Lenny, was meinst du, Lenny?“ Lennart sah sich den Parka genau an. Er hatte ein Futter wie eine zweite Jacke, die mit Knöpfen innen

befestigt war, und eine ebenfalls gefütterte Kapuze; das sah insgesamt sehr warm aus. „Willst du ihn mal anprobieren?“, fragte sie weiter und Lennart nickte. „Für den Kleinen ist er bestimmt zu groß“, sagte Onkel Hans, aber reichte Lennart den Parka trotzdem. Lennart nahm ihn und zog ihn sich an; er war wirklich etwas groß, vor allen Dingen an den Ärmeln. „Mach ihn mal zu“, sagte seine Mutter. Der Parka hatte nicht nur einen Reißverschluss, den Lennart gleich bis oben hin zuzog, sondern auch Knöpfe, mit denen er sich zusätzlich zuknöpfen ließ. „Ich finde, es geht“, sagte seine Mutter, „Ein bisschen groß vielleicht, aber da wächst er rein.“ Die Ärmel waren tatsächlich so lang, dass Lennarts Hände fast darin verschwanden, aber sonst passte er eigentlich. „Macht damit, was ihr wollt“, sagte Onkel Hans, „Jetzt brauche ich erstmal einen Kaffee.“ Dann ging er zusammen mit Lennarts Mutter in die Küche.

Lennart gefiel der Parka auf Anhieb, vor allen Dingen wegen dem Innenfutter und der Kapuze; er hatte bis dahin noch nie eine Jacke mit Kapuze gehabt. Er entschloss sich, ihn gleich auszuprobieren und in den Wald zu gehen. Leise zog er sich Schuhe und Mütze an, während sich seine Mutter und Onkel Hans in der Küche recht laut unterhielten; den Parka hatte er bereits an. Vorsichtig zog er die Tür zu und ging zur Garage, um sein Fahrrad zu holen. Der Parka war wirklich warm, deutlich wärmer als seine beiden Jacken. Vor allen Dingen faszinierte Lennart die Kapuze; es fühlte sich bestimmt gut an, so eine Kapuze auf dem Kopf zu haben, dachte er. Er hielt an, nahm seine Mütze ab und steckte sie in die Seitentasche des Parkas; sie war ziemlich geräumig. Als er sich die Kapuze überzog, wurde deutlich, dass sie recht groß war und er die Kordel zubinden musste, damit die kühle Luft nicht an seine Ohren kam. Er setzte sie wieder ab und mit der Mütze darunter wieder auf; so passte sie richtig gut. Seine Mutter würde es bestimmt nicht erlauben, Mütze und Kapuze aufzusetzen, dafür war es zu warm. Das war ihm aber egal; sie konnte ihn schließlich nicht sehen. Es fühlte sich ziemlich ungewohnt an, die Kapuze auf dem Kopf zu haben, aber nicht schlecht. Mit dem Kunstfell innen fühlte es sich ausgesprochen warm und gut an. Das Einzige, was ihn etwas störte, war der Bommel unter der Kapuze, aber er konnte sich schnell daran gewöhnen.

Er fuhr wieder an seine Stelle im Wald, wo wie immer die Baumwespen schon auf ihn warteten. Es fühlte sich ausgesprochen gut an, in so einem Parka eingepackt zu sein, vor allen Dingen mit der Kapuze auf. Lennart gefiel auch, dass der Parka beides hatte, Reißverschluss und Knöpfe, und damit gleich zweimal

verschlossen werden konnte. In seinen Träumen unterhielt er sich mit den Waldwesen, die ungewöhnlich gut gelaunt waren. Er blieb aber nicht lange, weil er wieder zu Hause sein wollte, bevor seine Mutter bemerkte, dass er in den Wald gegangen war. Doch sie stand bereits mit Onkel Hans im Flur, als er die Tür öffnete. „Dem scheint der Parka ja zu gefallen“, sagte Onkel Hans, „und gleich mit Kapuze auf und Mütze drunter; findest du das nicht übertrieben?“ „Du kennst doch seinen Klamottentick“, sagte Lennarts Mutter, „Je mehr desto besser; wenn ich nicht aufpasse, hat er manchmal drei Pullover übereinander an; in der Wohnung.“ „Du verwöhnst ihn einfach zu sehr“, sagte Onkel Hans, „Schau dir den Sandro an, der ist nicht so ein Weichei.“ Lennart zog sich die Schuhe aus und ging in sein Zimmer. „Aber in der Wohnung trägst du die Jacke nicht“, rief ihm seine Mutter hinterher.

Abends erklärte ihm seine Mutter, dass er den Parka nur tragen durfte, wenn es draußen kalt genug dafür war. Sie sagte, dass der Parka in der Punkteskala fünf Punkte zählte, zwei mehr als die anderen Jacken, weil er gefüttert war und deswegen wie zwei Jacken übereinander zählte. Für den Parka stellte sie zusätzlich die Regel auf, dass Lennart entweder seine Mütze aufsetzen durfte oder die Kapuze, aber nicht beides zusammen. Zurzeit war es ohnehin noch zu warm für den Parka. Lennart durfte ein Hemd und einen Pullover tragen und draußen noch die karierte Jacke und seine Mütze, das war es, drei Punkte drinnen und drei zusätzliche für draußen. Am Morgen seines Geburtstages sagte seine Mutter, „Heute kannst du mal den Parka anziehen, wenn du möchtest, aber ohne Kapuze.“ Und das, obwohl er noch keine fünf Draußenpunkte bekommen hatte. Lennart zog sich den Parka an und knöpfte ihn bis oben hin zu. Als er sich die Mütze aufsetzte und gehen wollte, zögerte er kurz. „Und nur Kapuze, ohne Mütze?“, fragte er; das würde ja auch der Regel entsprechen. „Meinetwegen“, antwortete seine Mutter, worauf er sich die Mütze herunter zog und die Kapuze aufsetzte. Es fühlte sich richtig gut an, den Parka zu tragen mit der Kapuze auf. Ihm kam es vor, als hätte er den Parka schon immer gehabt, so schnell hatte er sich an ihn gewöhnt. Es war ein echter Glücksfall, dass Alex Onkel Hans nicht mochte und deswegen auch den Parka nicht haben wollte. Lennart mochte Onkel Hans zwar auch nicht, den Parka aber umso mehr.

Geburtstage fand er ziemlich merkwürdig, weil ihm nicht einleuchtete, was es da zu feiern gab. Zum Glück wurde er nur selten zu Geburtstagen eingeladen, aber wenn es doch einmal passierte, fühlte er sich immer ziemlich unwohl und

deplatziert. Alex hatte im Februar Geburtstag, fast genau drei Monate nach Lennart. Seit zwei Jahren feierte er ihn im Vereinsheim des Sportvereins, weil so viele Freunde kamen, dass es zu Hause zu eng für die Geburtstagsfeier wurde. Seit letztem Jahr sind Lennarts Geburtstage richtig schlimm geworden, genau genommen die Samstage danach, an denen sie gefeiert wurden. Seitdem lud seine Mutter nämlich die Kinder aus seiner Schulklasse zu seiner Geburtstagsfeier ein. Sie kam dazu extra in die Schule, ohne Lennart vorher Bescheid zu sagen, und stellte sich vor die Klasse, um Lennarts Geburtstagsfest anzukündigen. Im letzten Jahr kamen daraufhin ein paar Kinder zu seinem Geburtstag; allerdings nur ein paar, lange nicht so viele wie bei Alex. Auch diese Woche kam seine Mutter in die Schule, um seine Klassenkameraden einzuladen. Das einzig gute an diesem Geburtstag war, dass er mit seinem neuen Parka in die Schule gehen durfte.

Diesmal fiel sein Geburtstag auf einen Samstag, sodass das Geburtstagsgeschehen tatsächlich an seinem Geburtstag stattfand. Weil Samstag war, hatte Lennart nur vier Stunden Unterricht am Vormittag. Am Nachmittag kamen ein paar von Lennarts Klassenkameraden. Sie saßen zusammen mit seinen Eltern und Alex am Kaffee und Kuchentisch, den seine Mutter extra für den Geburtstag gerichtet hatte. Von den sechs Klassenkameraden, die gekommen waren, kannte Lennart nur von dreien die Namen: Leonhart, Jannis, dessen Eltern aus Griechenland kamen, und Hanna, das einzige Mädchen in der Runde. Es waren dieselben sechs Klassenkameraden, die schon letztes Jahr zu seinem Geburtstag gekommen waren. Nachdem der Kuchen gegessen war, sagte Lennarts Mutter, „Jetzt könnt ihr ja in Lennys Zimmer gehen und etwas zusammenspielen.“ „Nö, keine Lust“, sagte darauf Leonhart, und einer der anderen Jungs bekräftigte, „Ich auch nicht.“

Alex schlug vor, zusammen zum Sportplatz zu gehen, was eine allgemeine Zustimmung fand. Lennart fand die Idee nicht besonders gut, da er ohnehin schon recht häufig mit Alex zum Sportplatz ging und dort nie so richtig wusste, was er tun sollte. Immerhin war es deutlich besser, als in sein Zimmer zu gehen, wie es seine Mutter vorgeschlagen hatte. Lennart mochte es überhaupt nicht, wenn fremde Kinder in seinem Zimmer waren. Er zog sich die Schuhe an und seinen Parka über und ging mit den anderen mit zum Sportplatz. Die Jungs rannten mit Alex auf das Spielfeld und spielten mit Alex' Freunden Fußball, die wie sonst auch immer bereits dort waren. Nur Lennart und Hanna schauten zu.

Lennart wusste nicht, was er mit Hanna reden sollte, und Hanna hatte offenbar auch keine Idee. Ihm fiel auf, dass Hanna immer wieder den Kopf zur Seite drehte und ihn ansah. In dem Moment, als sie bemerkte, dass Lennart es bemerkte und zu ihr herüber schielte, ohne seinen Kopf zu bewegen, schaute sie wieder auf das Fußballfeld. Das wiederholte sich einige Male, bis sie sagte, „Ich muss jetzt nach Hause gehen.“ Dabei reichte sie Lennart ihre Hand, die er nach kurzem Zögern nahm. Wortlos ließ sie seine Hand wieder los. Spontan hatte Lennart die Idee, zusammen mit ihr nach Hause zu gehen. Aber dann rief ihm Alex hinterher, „Wo willst du hin? Komm, spiel doch mit“, und Jannis, „Ja, Lenny, spiel doch mit.“ Lennart zögerte und ging dann langsam auf das Spielfeld. „Den Parka ziehst du besser aus“, rief Alex, „vom Spielen wird dir schnell warm.“ Lennart zog den Parka aus und legte ihn an den Rand des Spielfelds. Er beobachtete die anderen Jungs und konzentrierte sich darauf, dorthin zu rennen, wo die anderen hin rannten. Es kam auch vor, dass einer von ihnen den Ball in seine Richtung kickte, und einmal traf er ihn sogar und kickte ihn fort. Er war froh, als das Spiel zu Ende war und er mit Alex wieder nach Hause gehen konnte.

Nach seinem Geburtstag durfte Lennart den Parka jeden Tag tragen; es war inzwischen kalt genug, um die Punkte zu bekommen, die er für den Parka brauchte. Er setzte immer die Kapuze auf und verzichtete dafür auf seine Mütze. An manchen Tagen zog es ihm aber richtig kühl an den Ohren, obwohl die Kapuze mit einem Kunstfell gefüttert war und er die Kordel zugebunden hatte. Sie lag trotzdem nicht eng genug an, um richtig warm zu halten. Dafür hätte er die Kordel richtig fest zuziehen müssen, sodass die Schlaufe direkt vor seinem Mund war, was er nicht mochte. Schließlich steckte er seine dünne Mütze in die Tasche und zog sich die Kapuze erst über, wenn er draußen war und seine Mutter nicht sehen konnte, wie er sich vorher die Mütze aufsetzte. Ohne Bommel war die Mütze eigentlich eine Unterziehmütze; sie wurde fast vollständig von der Kapuze bedeckt, sodass sie kaum auffiel. Kaum: Einmal lief ihm seine Mutter hinterher, weil er sein Pausenbrot vergessen hatte. „Jetzt hast du doch eine Mütze drunter; das habe ich mir schon gedacht“, sagte sie, „Du tust ja so, als wenn schon tiefster Winter wäre.“ Lennart versuchte ihr zu erklären, dass es ihm sonst zu kalt an den Ohren war. „Bevor ich hier jetzt lange Diskussionen führe, meinetwegen“, sagte seine Mutter, „Am Ende machst du ja doch immer, was du willst.“

Abends, beim gemeinsamen Abendessen, sagte sie, „Ich weiß ja nicht, ob es eine gute Idee war, Lenny den Parka zu geben. Jetzt hat er nicht nur immer die Kapuze auf, sondern auch noch seine Mütze drunter, obwohl es zurzeit ja wirklich nicht so kalt ist. Es nutzt ja auch nichts, wenn ich es ihm verbiete, dann zieht er sie halt über, wenn er vor der Tür ist und glaubt, dass ich es nicht mitbekomme.“ „Mir gefällt der Parka besser als die zwei Jacken übereinander“, sagte Alex, „Sieht viel besser aus, finde ich. Nur Mütze und Kapuze drüber geht nicht; so sind höchstens Kleinkinder angezogen.“ „Stimmt doch gar nicht“, erwiderte Lennart, „Ich habe sogar Jungs in deinem Alter gesehen mit Mütze und Kapuze auf. Manche frieren halt schneller als andere.“ Seine Mutter seufzte und sagte, „Da kann man sagen, was man will, es hat keinen Effekt. Egal, ändern werde ich ihn ohnehin nicht mehr. Irgendwann muss er ja auch selbst wissen, was er macht.“ Lennart war froh, dass das Gespräch damit beendet war. Gerade auch Alex' Einwand verunsicherte ihn so sehr, dass er auf die Mütze unter der Kapuze verzichtete, auch wenn ihm an den Ohren kalt war. Kurz vor Weihnachten gab es den ersten Schnee und als Lennart morgens gerade losgehen wollte, sagte seine Mutter, „Du kannst dir Mütze und Kapuze ruhig auch jetzt aufsetzen, das machst du doch sowieso, wenn du draußen bist.“ Als ihm auf dem Weg zur Schule gleich zwei Mitschüler auffielen, die eine Mütze unter der Kapuze aufhatten, empfand er eine gewisse Genugtuung; er sollte sich nicht von der Meinung seines Bruders und seiner Mutter verunsichern lassen. Der Parka war wie ein Geburtstagsgeschenk, auch wenn er es eigentlich nicht war und Onkel Hans ihn Alex geben wollte. Er war auf jeden Fall das beste Geschenk, das er hätte bekommen können.

Janning

„Warum nennt dich Onkel Hans immer Sandro?“, fragte Lennart, als er mit Alex wieder einmal auf dem Weg zum Sportplatz war. „Weil er bescheuert ist“, antwortete Alex. „Aber du heißt doch Alex, das weiß er doch.“ „Naja, in Wirklichkeit heiße ich ja Alexander; Alex ist eine Abkürzung, genauso wie Sandro. Aber Onkel Hans weiß genau, dass ich es nicht mag, wenn er mich Sandro nennt, und trotzdem macht er es, nur weil er aufschneiden will.“ „Aufschneiden?“ „Sprüche klopfen halt, so tun, als hätte er als Einziger den Durchblick.“ Sandro ist also eine Abkürzung von Alexander, dachte Lennart. Viele Namen haben eine Abkürzung, auch Lennart kann mit Len oder Lenny abgekürzt werden. Warum haben Namen solche Abkürzungen? Warum wird man nicht einfach so genannt, wie man heißt?

„Dann kann man Alexander abkürzen, indem man das Ende weg lässt und Alex sagt oder den Anfang und dann heißt es Sandro? Wieso nicht Xander?“ „Gibt es bestimmt auch“, sagte Alex, „Alexander kann man auch als Sascha abkürzen, das ist russisch. Lennart ist ja auch eine Abkürzung, nämlich für Leonhart.“ „Wirklich?“, fragte Lennart, „Wie Leonhart aus meiner Klasse?“ „Ja, das kann dann auch als Leo oder Leon abgekürzt werden; da gibt es viele Möglichkeiten.“ „Und Jannis?“, fragte Lennart, „ist das auch eine Abkürzung?“ „Das ist jetzt aber nicht schwer; Jannis kommt von Johannes und Johannes kann auch Johan sein oder Hannes oder sogar Hans, wie unser bescheuerter Onkel.“ „Oder Jan“, sagte Lennart. Jetzt hatte er das Prinzip der Namen einigermaßen verstanden, obwohl es wirklich nicht leicht war. Für jeden Namen gibt es viele Möglichkeiten, Varianten zu bilden, und scheinbar gibt es immer eine lange Form, von der alle Varianten abstammen.

Sein Name stammt also von Leonhart ab, Alex von Alexander und Jannis von Johannes. Am anderen Ende steht dann immer auch ein besonders kurzer Name wie Alex, Len oder Leo und Hans oder Jan. Scheinbar waren die kürzesten Varianten die besten, dachte Lennart. Zumindest gefielen sie ihm am besten und Alex offensichtlich auch. Deswegen mochte er nicht Sandro genannt werden, genauso wenig wie er mochte, dass Lennart mit Lenny abgekürzt wurde. Das klang zumindest plausibel. „Und wie ist es mit Adrian? Gibt es dafür auch eine Abkürzung?“, fragte er. „Jetzt reicht es aber, am Ende gehen wir hier noch sämtliche Namen durch, die es gibt. Man kann es auch selbst herausfin-

den, ganz einfach durch Nachdenken“, brach Alex das Gespräch ab. Für Adrian fiel Lennart tatsächlich keine Abkürzung ein, noch nicht einmal eine andere Variante. „Adri“ oder „Rian“ klangt beides ziemlich merkwürdig, fand er, das waren bestimmt keine richtigen Namen. Vielleicht ist es deswegen sein Zweitname, weil Zweitnamen keine Abkürzung hatten. Das wäre zumindest eine Regel.

„Warum habe ich einen Zweitnamen und du keinen?“, fragte er. „Wenn du dich mal an einem Thema festgebissen hast, findest du kein Ende mehr“, antwortete Alex, „Aber gut, wenn du es wissen willst, ich habe auch zwei Vornamen, aber meinen anderen Namen kennt fast niemand.“ „Wirklich?“ „In Wirklichkeit ist Alexander mein Zweitname, so wie Adrian dein Zweitname ist.“ Lennart war ziemlich erstaunt, weil er das erste Mal davon erfuhr, dass Alex auch zwei Namen hatte. „Und was ist jetzt dein anderer Name?“ „Ich weiß nicht, ob ich dir das sagen soll; ich mag den Namen ja überhaupt nicht. Wenn ich erwachsen bin, werde ich ihn streichen lassen, ganz sicher. Dann soll nur noch Alexander im Ausweis stehen. Lass uns jetzt das Thema wechseln.“ „Nein, unbedingt, jetzt musst du mir den Namen sagen.“ Alex schwieg und Lennart wartete mit Spannung darauf, seinen unbekannt Namen zu erfahren. „Ok, aber nur wenn du mir versprichst, es gleich wieder zu vergessen; versprichst du es?“ „Ich verspreche es.“

Alex holte seinen Ausweis und zeigte ihn Lennart. „Luke Alexander Jansen“ stand da; „Lu-ke“, las Lennart laut. „Das wird ‚Luhk‘ ausgesprochen, ohne e am Ende.“ „Luhk?“, fragte Lennart und sprach den Namen genauso aus, wie es Alex vorgemacht hatte. „Ja, ein Name, der anders geschrieben als ausgesprochen wird, das ist doch blöde, echt bescheuert. Zum Glück haben mich auch unsere Eltern nie so gerufen; mein Name war immer Alex und wird immer Alex bleiben.“ Luke hatte Lennart als Namen noch nie gehört. Dass er mit einem e am Ende geschrieben wird, das nicht ausgesprochen wird, fand er ziemlich merkwürdig. Immerhin ist er kurz, so kurz, dass es bestimmt keine Abkürzung mehr dafür gibt. „Dann wären wir Luke und Len“, sagte er. Er fand, dass zwei Namen, die so ähnlich klingen, gut zu Brüdern passen. „Oh nein“, entgegnete Alex, „Das mit Luke vergisst du schnell wieder; du hast es versprochen. Wenn wir schon ähnlich heißen sollen, dann Alex und Adi.“ „Adi?“, fragte Lennart. „Du wolltest doch wissen, wie Adrian abgekürzt werden kann; jetzt weißt du es.“ „Adi“, wiederholte Lennart; das gefiel ihm überhaupt nicht. „Adi klingt aber ziemlich blöde“, sagte er. Es klang wie Lenny, wie ein Name für ein Haustier,

fand er. Er mochte auf keinen Fall einen Namen haben, der mit i oder y endete. „Dann bleibt es besser bei Alex und Lennart“, sagte er schließlich. Alex stimmte ihm zu; am besten bleibt alles beim Alten.

Der Junge mit der Schokolade

Nach Neujahr ging Lennarts Großmutter in den Schwarzwald zur Kur. Seine Eltern besuchten sie dort und mieteten in einem nahegelegenen Dorf für eine Woche eine Ferienwohnung. Alex wollte nicht mitkommen; er fand Süddeutschland blöde, obwohl er noch nie dort gewesen war. Lennart kam aber mit, weil er gerne bei seiner Großmutter war. Seine Großmutter war der perfekte Ort für ihn, viel besser als sein Elternhaus. Dort konnte er sein, wie er war und wie er sein wollte; er konnte vor sich hin träumen, in den Wald gehen und mit den Waldwesen sprechen, die aus seiner Traumwelt kamen. Das Dorf lag wie die Kurklinik am Rand des Schwarzwalds. Lennart war von den Bergen fasziniert; bis dahin hatte er Berge nur auf Fotos gesehen. Seine Großmutter freute sich, ihn zu sehen, und drückte ihn zur Begrüßung an sich. „Das hast du bestimmt von Hans“, sagte sie und zeigte auf den Parka. „Und wenn es nach ihm ging, würde er die Jacke auch nicht mehr ausziehen“, antwortete seine Mutter. „Lass ihn doch einfach“, erwiderte seine Großmutter, „Manche sind im Winter nur in einem Hemd draußen, andere im Sommer mit nem dicken Mantel. So ist das heute und es ist auch gut so.“

Den Parka trug er wirklich gerne; wegen ihm hatte er seine neue Mütze kaum mehr auf. Obwohl er sie mochte, weil sie sich so dick und weich zugleich anfühlte, trug er fast nur noch seine dünne Unterziehmütze, weil er dann die Kapuze überziehen durfte. Sie war ja dafür gedacht, unter einer Kapuze getragen zu werden, anders als seine neue Mütze, die einen Bommel hatte. Die durfte er nur ohne Kapuze darüber tragen; es war auch nicht sehr kalt. Weil er erwartete, dass es in Süddeutschland wärmer war als im Norden, nahm er seine neue Mütze mit, die er ohne Kapuze lieber aufhatte als die dünne. Zu seiner Überraschung war es im Süden nicht nur deutlich kälter als in Norddeutschland, sondern es lag auch überall Schnee, den es bei ihm zu Hause nicht gab. Der Schnee, der dort vor Weihnachten gefallen war, blieb nur einen Tag lang liegen. Lennart freute sich riesig über den Schnee; er liebte den Winter, es war eindeutig seine Jahreszeit. Weil es so kalt war, durfte er anziehen, was er wollte, und

die Kapuze aufsetzen, über die Mütze. Die passte auch mit dem Bommel gut unter die Kapuze.

Gleich am Dorfrand begann der Wald, der Lennart magisch anzog. Er hieß bestimmt nicht umsonst Schwarzwald, dachte er; er war sich sicher, dass sich darin ganz besondere Wesen aufhielten. Er durfte auch alleine in den Wald gehen, musste aber versprechen, sich nicht zu verlaufen. „Das wäre das Größte, wenn wir ihn am Ende im Schwarzwald verlieren“, sagte seine Mutter. Seine Eltern gingen lieber in die Stadt, die nicht weit entfernt war. Sie waren froh, dass Lennart nicht dabei war, und erlaubten ihm deswegen auch, stattdessen in den Wald zu gehen. Seine Großmutter besuchten sie jeden Tag zusammen; meistens am frühen Nachmittag zum Kaffeetrinken, einmal auch vormittags. Lennart dachte oft über sie nach. Sie war immer absolut verlässlich, stand immer zur gleichen Zeit auf, ging zur gleichen Zeit ins Bett und auch die Mahlzeiten gab es immer zur gleichen Zeit. Ihre Regelmäßigkeit gab Lennart einen Rhythmus, wenn er sie besuchte; die Tage, die er bei ihr verbracht hatte, waren jedes Mal wie ein Fluss. Die Stunden und Tage glitten gleichmäßig dahin, völlig ruhig und unspektakulär, ohne dass sich ihnen Hindernisse in den Weg stellten. So konnte er sein Leben genießen, jeden einzelnen Augenblick davon. Seine Großmutter war eindeutig der Ort, an dem er am liebsten seinen Urlaub verbrachte. Aber auch hier, im Schwarzwald, gefiel es ihm gut, weil die ganze Zeit über Schnee lag und er viel Zeit im weiß verschneiten Wald verbringen konnte; eingepackt in mehrere Schichten Hemden und Pullover und in seinen Parka. Die Woche war aber schnell vorbei, vermutlich weil sie so schön war. Schon zwei Tage, bevor sie wieder zurück fahren, spürte er eine Unruhe. Vor allen Dingen der Gedanke an die Schule, die dann wieder begann, beunruhigte ihn; die Zeit, in der er einfach für sich sein konnte, war dann definitiv vorbei.

Am Tag bevor es wieder zurück ging, gab ihm seine Mutter ein Markstück und sagte, „Weil es so gut geklappt hat mit dir, darfst du dir eine Schokolade als Belohnung holen.“ Lennart aß selten Schokolade, vielleicht einmal in zwei Monaten, aber dann mochte er sie sehr gerne, vor allen Dingen weiße Schokolade. Es war immer wie ein kleines Fest, die Schokolade zu essen. Am liebsten kaufte er sie selbst und aß sie dann schon auf dem Parkplatz vor dem Supermarkt. Wenn er mit seiner Mutter im Supermarkt war, musste er immer warten, bis sie wieder zu Hause angekommen waren, bevor er die Schokolade essen durfte. Meistens musste er sie mit Alex teilen, der zum Glück weiße Schokolade nicht

so gerne mochte und nur zwei oder drei kleine Stücke nahm, manchmal sogar keines. Wenn Lennart die Schokolade gegessen hatte, konnte er sich tagelang immer wieder genau an den Geschmack erinnern, manchmal sogar noch nach einigen Wochen; dann war es fast so, als wenn er sie gerade essen würde, so lebendig war seine Erinnerung. Es war schon einige Zeit her, als er das letzte Mal eine Schokolade gegessen hatte, deutlich mehr als zwei Monate. Und das war obendrein noch eine gewöhnliche Vollmilchschokolade, die ihm seine Mutter mitgebracht hatte; auch an den Geschmack konnte er sich noch erinnern. „Dann gehe ich gleich los.“ sagte er, zog sich Schuhe und Parka an, setzte sich Mütze und Kapuze auf und ging aus dem Haus zum Supermarkt.

Dort fand er gleich das Schokoladenregal und nahm sich eine Tafel weiße Schokolade. An der Kasse stand vor ihm ein Junge, der ungefähr in seinem Alter war. Es sah so aus, als wollte er auch nur eine Tafel Schokolade kaufen; Lennart konnte erkennen, dass es Nussschokolade war. Er spürte eine merkwürdige Faszination, die von diesem Jungen ausging; etwas geheimnisvolles, das eine fast magische Anziehungskraft auf ihn ausübte. Er musste diesen Jungen kennenlernen; auch wenn er morgen schon wieder nach Norddeutschland zurück fuhr. So hatte er wenigstens eine Chance zu erfahren, was es mit ihm auf sich hatte. Nachdem er den Jungen ausgiebig beobachtet hatte, sagte er schließlich, „Nussschokolade ist ja wirklich lecker; ich hab' aber eine weiße Schokolade, die schmeckt noch viel besser. Willst du sie gleich probieren und ich darf dann von deiner ein Stück probieren?“ Der Junge drehte sich um und starrte ihn regelrecht an. War es falsch, ihn das zu fragen? Wahrscheinlich war es falsch, jemand unbekanntes einfach so vorzuschlagen, zusammen Schokolade zu essen. Nach einer Weile nickte der Junge, ohne etwas dabei zu sagen. Als er dran war, bezahlte er seine Schokolade und blieb stehen, bis Lennart seine auch bezahlt hatte. Dabei sah er ihn unentwegt an. „Und?“, fragte Lennart, „Willst du nun von meiner weißen Schokolade probieren?“ Der Junge beobachtete genau, wie sich Lennart den Parka wieder zuknöpfte, die Mütze aufsetzte und mit einem Schwung die Kapuze darüber zog.

Er schien ziemlich schüchtern zu sein. War vielleicht auch ein Träumer so wie er, einer mit „autistischen Zügen“? „Dann lass uns vor die Tür gehen“, sagte Lennart. Dabei fiel ihm auf, dass der Junge weder eine Mütze aufhatte noch eine Kapuze an seiner Jacke. Er konnte es sich überhaupt nicht vorstellen, bei den winterlichen Temperaturen ohne Mütze oder Kapuze draußen zu sein. Der

Junge schüttelte den Kopf, als Lennart ihn fragte, ob er denn keine Mütze hatte. Sie liefen dann schweigend über den Parkplatz vor dem Supermarkt und blieben an einer Stelle am Rand stehen. Lennart wunderte sich sehr über diesen Jungen, der nichts sagte, ihn aber unentwegt anblickte. Konnte er vielleicht gar nicht sprechen? Offensichtlich verstand er, was Lennart sagte, das war klar, aber warum redete er nicht? „Ich heiße Len“, sagte Lennart; Len als Abkürzung für Lennart klang wirklich gut, fand er. Er erzählte dem Jungen auch, dass er gerade mit seinen Eltern Urlaub machte und dabei auch seine Großmutter in der Kur besuchte. Der Junge antwortete, „Das ist ja ein komischer Name.“ Lennart war irritiert; was sollte denn an seinem Namen komisch sein? Vielleicht wusste der Junge nicht, dass sich Lennart abkürzen ließ so wie andere Namen auch. Nach Lennarts Beobachtung war es sogar sehr üblich, Namen abzukürzen; schließlich wurde auch er von seinen Mitschüler und seinen Eltern Lenny genannt und von Alex manchmal auch Len, das aber eher selten.

„Len ist eine Abkürzung“, sagte er, „Ganz heiße ich Lennart Adrian.“ Der Junge starrte ihn schweigend an und Lennart beobachtete, wie er mehrmals hintereinander „Lennart Adrian“ mit seinen Lippen formte, ohne dass dabei ein Laut zu hören war. Lennart konnte sich nicht erinnern, jemals einem so seltsamen Jungen begegnet zu sein. Ihn irritierte vor allen Dingen das Gefühl, mit ihm auf eine geheimnisvolle Weise verbunden und vertraut zu sein, obwohl es scheinbar unmöglich war, ein Gespräch zustande zu bekommen. „Und du? Wie heißt du?“, fragte er. Der Junge antwortete leise, „Johannes“. Johannes ist ein Name, der sich auf vielfältige Weise abkürzen lässt, als Hannes, Johan oder auch Hans oder Jan; Jan gefiel Lennart am besten, weil es die kürzeste Form war, so wie Len. Kürzer konnte ein Name nicht sein; zumindest kannte er keinen Namen mit nur zwei Buchstaben. Als Lennart ihn mit Jan anredete, fragte der Junge, wieso er ihn Jan nannte. „Jan ist eine Abkürzung für Johannes“, antwortete Lennart, „das habe ich gelesen. Ich finde es gut, Namen abzukürzen; sie klingen dann viel besser.“

In Wirklichkeit wusste er das mit den Namen von seinem Bruder, aber er dachte, es klingt glaubwürdiger, es irgendwo gelesen zu haben. Jan klang auf jeden Fall besser als Johannes, fand Lennart; Johannes klang irgendwie altmodisch. Der Junge starrte ihn immer noch schweigend an. Lennart fiel auf, dass er meistens auf seine Kapuze starrte; als er sie im Supermarkt aufgesetzt hatte, konnte er genau beobachten wie ihr Jans Augen folgten. Fand er es vielleicht

merkwürdig, dass Lennart Mütze und Kapuze aufhatte, während er selbst gar nichts auf dem Kopf trug? Oder fand er den Parka ungewöhnlich? Immerhin war es ein Bundeswehrparka und Lennart war natürlich nicht bei der Bundeswehr. „Der Parka ist ein echter Bundeswehrparka; den habe ich zum Geburtstag bekommen“, sagte er und zeigte Jan die Abzeichen an den Ärmeln. Lennart hatte seine Schokoladentafel geöffnet und einen Riegel abgebrochen und in zwei Hälften geteilt; eine davon reichte er Jan, der leise „Danke“ sagte, als er sie nahm und sich in den Mund schob. Beide aßen das Stück Schokolade und Lennart genoss dabei den Geschmack der weißen Schokolade, den er fast schon vergessen hatte; so lange war es her, als er das letzte Mal weiße Schokolade aß. Eigentlich war ja verabredet, dass sie beide ihre Schokolade teilten, aber Jan stand nur schweigend da und hielt seine Schokolade, die noch eingepackt war, in der Hand.

„Gibst du mir jetzt auch ein Stück von deiner?“, fragte Lennart. Nach kurzem Zögern öffnete Jan die Verpackung und brach ein Stück von seiner Schokolade ab. Nussschokolade schmeckte bei Weitem nicht so gut wie weiße, aber dadurch, dass er das Stück von diesem seltsamen Jungen bekommen hatte, war es etwas besonderes und schmeckte auch besonders. So aßen sie abwechselnd weiße und Nussschokolade, eine Kombination, die Lennart gefiel. Er erzählte Jan ein wenig über sich, über seine Großmutter und seine Schule. „Gibt es in deinem Gymnasium auch Astronomie?“, fragte Jan plötzlich, „In meinem Gymnasium lernen wir nichts über Astronomie.“ Lennart wusste nicht, was Jan damit meinte, „Was ist das, Astronomie?“, fragte er. Jan erklärte, dass es dabei um Sterne und Planeten ging und alle eine unterschiedliche Größe hatten und auch unterschiedlich viele Monde. Lennart hatte von all dem noch nie etwas gehört oder gelesen; aber Jan schien sich sehr dafür zu interessieren, zumindest erzählte er ausführlich davon. Nach seinen Ausführungen schwiegen sie wieder, bis sie schließlich die letzten Stücke Schokolade gegessen hatten.

Obwohl er ihn faszinierte, fühlte sich Lennart in Jans Gegenwart auch etwas unwohl. Er redete so wenig und starrte ihn die ganze Zeit an. Lennart fragte sich, warum ihn Jan so faszinierte, warum es sich so vertraut anfühlte, zusammen mit ihm Schokolade zu essen, und was ihn überhaupt an dieser Begegnung so berührte. Sie kannten sich ja überhaupt nicht. „Ich muss jetzt gehen“, sagte er schließlich, „meine Eltern und meine Oma warten auf mich.“ Jan nickte. „Du bist ein Netter, Jan, wirklich. Schade, dass ich morgen wieder nach

Hause fahre, aber vielleicht treffen wir uns ja irgendwann wieder“, sagte er und gab Jan die Hand, der ihn ansah, ohne etwas zu sagen. Lennart drehte sich um, lief aber in den Wald, bevor er zu seinen Eltern zurück ging; er hatte noch mehr als eine Stunde Zeit, bevor es Mittagessen gab. Jan oder Johannes, wie er ja wirklich hieß, ging ihm nicht mehr aus dem Kopf; ständig lief die Begegnung wie ein innerer Film in seinem Kopf ab. Am merkwürdigsten war dieses Gefühl von Vertrautheit, als wenn sie Geschwister gewesen wären und sich schon seit Jahren kannten. Warum kam ihm dieser eigenartige Junge so vertraut vor?

Je länger er darüber nachdachte, desto stärker wurde der Gedanke, dass er vielleicht wirklich einen Zwilling Bruder hatte, von dem er nichts wusste. Dass es Familiengeheimnisse gab, in die er nicht eingeweiht war, war offensichtlich. Sogar dass sein Bruder eigentlich Luke hieß und Alexander nur sein Zweitname war, hatte er erst vor Kurzem erfahren. Die Zeit im Wald verging sehr schnell. Er hatte intensiv darüber nachgedacht, ob er seine Großmutter fragen sollte, ob sie etwas von einem geheimen Bruder wusste. Würde sie es ihm verraten, wenn es einen solchen Bruder gäbe? Konnte sie so etwas überhaupt wissen? Er konnte ja erst einmal testen, ob sie überhaupt in Familiengeheimnisse eingeweiht war. Schon auf dem Weg zu ihr kündigte er seinen Eltern an, dass er noch etwas alleine mit seiner Großmutter besprechen wollte. „Weißt du eigentlich, dass Alex nicht Alexander heißt?“, fragte er, als er nach dem Kaffeetrinken in ihrem Zimmer war, während seine Eltern im Kurcafé warteten. „Wie meinst du das?“, fragte sie zurück. „Ich meine, nicht nur Alexander.“ „Ach so, ja natürlich. Dein Vater wollte ihn unbedingt auf den Namen Luke taufen lassen, weil er damals diese gezeichneten Geschichten so gerne mochte, ‚Lucky Luke‘ heißen sie. Aber deine Mutter mochte den Namen überhaupt nicht, sie fand ihn sogar richtig blöde. Als Kompromiss hat er dann noch einen Namen dazu bekommen, Alexander.“

„Und weißt du, von wem du den Namen Adrian hast?“ Lennart wusste es, „Ja, von einem Onkel, der bei einem Verkehrsunfall gestorben ist.“ „Ja, genau“, sagte seine Großmutter, „Der Adi war wirklich ein ganz Besonderer; auch wenn es mit ihm nicht einfach war, mochte ich ihn richtig gerne. Ich habe es bis heute nicht überwunden, dass er so früh sterben musste.“ Sie starrte eine Weile schweigend an Lennart vorbei. „Weißt du“, sagte sie dann, „er ist ein bisschen wie du; ich meine, er war auch so ein bisschen, naja, eigen, wenn ich das sa-

gen darf. Er hatte halt seinen eigenen Kopf, so wie du. Deswegen mag ich dich auch so gerne.“ Lennart war irritiert, dass sie ihn Adi nannte; das klang überhaupt nicht gut, anders als Adrian, was ja kein schlechter Name war. Aber ihn interessierte etwas ganz anderes. „Hatte ich eigentlich noch einen Bruder? Außer Alex, meine ich?“ „Wie kommst du denn darauf?“ Seine Großmutter wirkte erstaunt, „Hat dir das jemand erzählt?“ „Nein, ich dachte nur, es könnte ja vielleicht sein.“ „Ganz sicher nicht“, sagte sie, „Alex ist dein einziger Bruder, damit musst du wohl leben müssen. So schlecht ist er ja auch nicht; er ist nur anders als du, sehr anders. Er geht mit den anderen und findet leicht Kontakte. Menschen wie du sind dagegen einsam; das ist normal, wenn man einen eigenen Kopf hat. Lass dich deswegen nicht verrückt machen.“

Nachmittags ging Lennart ein letztes Mal in den Wald und konnte an nichts anderes denken als an diesen Jungen, mit dem er seine Schokolade geteilt hatte. Dieser Johannes hatte sich in seinem Kopf festgesetzt, dachte er, und wollte nicht mehr gehen. In der Nacht träumte er so intensiv von ihm, dass er davon wach wurde. Im Traum trug Johannes aber seinen Parka und seine Mütze mit der Kapuze darüber. „Ich heiße Lennart“, hörte er sich sagen und der Junge antwortete, „Nein, du heißt Len“ „Wieso Len? Das ist ja ein komischer Name.“ „Weil ich Jan heiße und Jan eine Abkürzung für Johannes ist.“ „Len“, ging es ihm viele Male durch den Kopf, während er auf der Bettkante saß.

Am nächsten Tag fuhren sie wieder zurück. Für die weite Strecke brauchten sie den ganzen Tag; das war ganz schön anstrengend, die ganze Zeit im Auto. In Norddeutschland lag immer noch kein Schnee. Einen Tag später begann auch wieder die Schule. Als er zum Frühstückstisch kam, sagte seine Mutter, „Lenny ist ja wieder viel zu dick angezogen.“ „Ich heiße nicht Lenny“, protestierte Lennart und sein Bruder stand ihm gleich bei, „Lenny klingt wirklich doof, da hat er recht.“ „Und wie heißt du dann?“, fragte seine Mutter. „Len“, sagte er leise und seine Mutter fragte, „Wie bitte?“ „Ich heiße Lennart Adrian“, antwortete er laut und deutlich. „Na gut, Lennart Adrian, du kennst die Regeln“, sagte sie, „Du trägst entweder ein Hemd mit einem Pullover drüber oder einen Rollkragenpullover mit einem Hemd, aber nicht alles drei auf einmal. Im Urlaub war ich vielleicht nicht so streng, aber jetzt gelten die Regeln wieder.“ Lennart zog den Pullover aus und setzte sich an den Tisch. Heute erwartete ihn nicht nur die Schule, sondern anschließend auch noch das Pfadfindertreffen. Das wird ein anstrengender Tag werden, dachte er.

Zu Beginn des Pfadfindertreffens kündigte der Gruppenleiter an, dass gleich ein neuer Pfadfinder kommen sollte, Iskender Özlan. „Iskender ist schwer krank gewesen“, erklärte er, „Er hatte einen Hirntumor und war viele Monate im Krankenhaus. Er hat alles gut überstanden, aber trotzdem müssen wir auf ihn aufpassen.“ Etwa eine halbe Stunde später kam er in Begleitung seiner Mutter. Er trug einen Daunen-anorak mit einer dicken Kapuze, die er allerdings nicht aufgesetzt hatte. Aber er hatte eine Mütze auf, eine ohne Bommel. Lennart trug auch wieder seine dünne Mütze ohne Bommel, allerdings sah Iskenders Mütze deutlich dicker aus als seine. Iskender zog sich den Anorak aus, behielt die Mütze aber auf. Er setzte sich in der Runde ziemlich genau Lennart gegenüber auf einen Stuhl; seine Mutter stand hinter ihm. „Dann stell dich doch mal vor“, forderte ihn der Gruppenleiter auf. „I, I, Ich ha, hei, heiße Ender“, stotterte er und holte tief Luft, bevor er seinen Namen aussprach. Seine Mutter wiederholte den Namen und erklärte, dass Ender eine schwere Operation am Kopf hatte und ihm deswegen das Sprechen schwer fiel.

„Wurde ihm etwas vom Gehirn weg operiert?“, fragte einer der Pfadfinder. Seine Mutter erklärte, dass aus dem Gehirn nur ein Tumor herausoperiert wurde, aber das Gehirn vom Tumor beschädigt wurde. Dann unterbrach sie ein anderer Pfadfinder und fragte, „Ist das ein türkischer Name?“ Sie antwortete, „Ja, Iskender ist türkisch für Alexander. Wir rufen ihn aber alle Ender.“ Lennart fand es spannend, eine weitere Variante von Alexander kennenzulernen, offensichtlich ein Name mit ausgesprochen vielen Varianten. Neben Alex, Sandro, Xander und Sascha gab es jetzt auch Iskender und Ender. Er fragte sich, wie wohl Lennart auf Türkisch heißt.

Ender war eindeutig älter als Len; er musste so alt wie Alex gewesen sein. Er hatte einen richtig dicken Rollkragenpullover aus Wolle an und einen weiteren dicken Wollpullover darüber. Lennart hatte den Eindruck, dass er ihn die ganze Zeit über ansah; es fiel auch ihm schwer, woanders hin zu sehen als zu Ender. Der war sehr schweigsam; selbst wenn er etwas gefragt wurde, lächelte er und antwortete nur mit einem „Ja“ oder einem „Nein“. Der Gruppenleiter fragte ihn, wie viel Erfahrung er mit Pfadfindern hatte oder ob er schon einmal Zelten gewesen war. Seinen Antworten zu Folge hatte er mit beidem noch keine Erfahrungen gemacht. Ender kam in der Folge zu jedem Pfadfindertreffen und Lennart setzte sich immer neben ihn. Er wusste nicht warum, aber Ender faszinierte ihn so sehr, dass er kein Pfadfindertreffen mehr verpassen wollte. Im Frühjahr

begannen die Vorbereitungen für das Osterlager, das diesmal als Zeltlager stattfinden sollte. Die Zelte, Schlafunterlagen und Schlafsäcke mussten gereinigt und teilweise auch repariert werden. Sie wurden schließlich auf die Pfadfinder aufgeteilt, die mitfuhren. Üblicherweise hatte auf den Zeltlagern jeder Pfadfinder ein eigenes Zelt. Vor dem Aufteilen sagte der Gruppenleiter, „Iskender darf nachts nicht alleine sein und muss bei einem von euch im Zelt schlafen, wenn ich es richtig verstanden habe.“ Ender nickte und schaute dabei Lennart an, der wie sonst auch neben ihm saß. Der Gruppenleiter blickte dann auch in Lennarts Richtung und sagte, „Bei Lennart vielleicht? Ihr bekommt dann auch das größere Dreimannzelt. Was meinst du, Lennart?“ Lennart nickte und sah wie Ender ihm zuzwinkerte.

Am Tag, an dem das Osterlager begann, trafen sich die Pfadfinder und ihre Eltern am Gemeindehaus, wo die Treffen stattfanden. Dort packten sie die Zelte, Schlafunterlagen und Schlafsäcke ein, um sie mit zum Zeltlagerplatz zu nehmen. Kurz nachdem Lennart mit seiner Mutter dort angekommen war, kamen Ender und sein Vater auf sie zu. „Ender schläft doch bei Ihrem Sohn im Zelt“, sagte er, „Ich kann ihn leider nicht zum Zeltplatz bringen, weil ich gleich wieder zur Arbeit muss; können Sie ihn in Ihrem Auto mitnehmen?“ Ender hatte wieder seinen dicken Anorak an, diesmal mit aufgesetzter Kapuze und seiner Mütze darunter. Es war zwar nicht wirklich kalt, zumindest nicht für April, aber es wehte ein frischer Wind und nieselte leicht. Daher hatte sich auch Lennart die Kapuze übergezogen, als er aus dem Auto ausstieg, aber ohne Mütze darunter. „Ja, natürlich“, sagte Lennarts Mutter. Ender stand schweigend neben Lennart, während sein Vater seine Sachen brachte und in den Kofferraum legte. „Ender hat einen Gehirntumor“, sagte Lennart und beobachtete, wie Ender anfangs breit zu grinsen. „Das tut mir aber leid“, sagte seine Mutter und Enders Vater sagte, „Er hat es fast überstanden. Er muss im Herbst nochmal in die Klinik, aber das Schlimmste hat er hinter sich gebracht, oder?“ Ender nickte und grinste immer noch. Nachdem die Sachen alle eingepackt waren, stiegen sie ins Auto. Weil er größer war, durfte Ender vorne sitzen. „Die Kapuze kannst du im Auto absetzen“, sagte Lennarts Mutter zu Lennart; Lennart und Ender schoben sich gleichzeitig die Kapuzen herunter. Die Mütze behielt Ender aber auf.

Auf dem Zeltlager zeigte sich, dass Ender sehr geschickt darin war, das Zelt aufzubauen; das Zelt von ihm und Lennart stand als erstes. Danach mussten sie aber noch helfen, das Küchenzelt mit Küche und zwei Toiletten aufzubauen,

die aus einem Balken zum Sitzen mit einem tiefen Loch darunter bestanden. Als alles aufgebaut war, gab es schon das Abendessen und danach ein gemeinsames Lagerfeuer, wo die Pfadfinder Lieder sangen. Ender war den ganzen Tag über in Lennarts Nähe, hatte aber kein einziges Wort gesprochen. Als die Pfadfinder in ihre Zelte gingen, kam Ender mit Lennart ins Zelt. Lennart zog sich aus und gleich danach seinen Schlafanzug an, bevor er in den Schlafsack kroch.

Als Ender sich umzog, sah Lennart, dass seine Haare sehr kurz waren und sich eine Narbe quer über seinen Kopf zog. Sie verlief gekrümmt vom Haaranatz oberhalb seines linken Auges bis hinter das Ohr. „Op, Op, Op“, sagte er, während er sich über die Narbe strich, und holte dann tief Luft. „Operation“, kam es dann aus ihm heraus; es wirkte, als würde es ihn sehr anstrengen. „Ist das schlimm mit dem Gehirntumor?“, fragte Lennart. Ender lächelte und zuckte mit den Schultern. Er erzählte, dass er wegen dem Tumor stotterte und auf dem linken Auge fast blind war. Er brauchte sehr lange, um das alles zu erzählen, weil er bei jedem Wort mehrere Anläufe benötigte, bis er es ausgesprochen hatte. Lennart half ihm, indem er versuchte zu raten, was er sagen wollte. „Wirst du im Herbst wieder operiert?“, fragte er. Ender verneinte und sagte, „Chem, Chem, Chemo.“ „Chemo?“ Ender nickte, „Thera, Thera, Therapie“. Lennart wusste nicht, was das sein sollte, und als er Ender fragte, machte der mit der Hand eine Geste, als würde er sich den Hals mit einem Messer durchschneiden, schloss die Augen und streckte die Zunge heraus. Dann lachte er. Er holte eine Mütze aus seiner Tasche, die wie eine Kapuze aussah, und zog sie sich über den Kopf. „Kalt“, sagte er und schlüpfte in den Schlafsack. Lennart war von seiner Mütze fasziniert, in der Kopf und Hals komplett eingepackt waren, bis auf das Gesicht. Lennart hatte zum Schlafen nur seine dünne Mütze, die ihm nachts vom Kopf rutschte. Er kroch immer ganz in den Schlafsack und zog ihn sich über den Kopf, damit ihm nicht kalt wurde. Mit so einer Mütze, wie Ender sie hatte, wäre das Schlafen im Zelt deutlich angenehmer, dachte er. Sie lagen noch ziemlich lange wach und schweigend nebeneinander in ihren Schlafsäcken.

Als Lennart am nächsten Morgen wach wurde, war Ender schon angezogen und saß neben ihm im Zelt. Er hatte zwei dicke Wollpullover übereinander an, einen davon mit einem großen Rollkragen, und seine Mütze auf. Während Lennart versuchte, sich zu überwinden und aus dem Schlafsack zu schlüpfen,

zog sich Ender den Anorak an und kletterte aus dem Zelt. Lennart brauchte noch eine Weile, bis er aus dem Schlafsack kam und sich anzog. Als er zum Küchenzelt kam, sah er, wie Ender mit zwei anderen Pfadfindern den Frühstückstisch richtete. Beim Frühstück wirkte Ender sehr vergnügt, lachte laut, wenn andere Pfadfinder etwas erzählten, und machte auch ab und zu eine Anmerkung, wobei er wie immer stotterte und mehrere Anläufe brauchte, bis er ein Wort ganz heraus bekam. Es war durchaus anstrengend, ihm zuzuhören, aber keiner von den Pfadfindern schien sich daran zu stören.

Ender fand im Gegenteil schnell Kontakt zu den anderen Pfadfindern und verbrachte den Tag mit ihnen, während Lennart nur zusah, was sie machten. Für Lennart war es, als wenn sie Spiele spielen würden, deren Regeln alle kannten, alle außer ihm. Auch Ender schien die Regeln zu kennen und spielte mit, als wenn es das Selbstverständlichste wäre. Am nächsten Tag ging Lennart nach dem Mittagessen in den Wald, wo er sich mit den Wesen aus seinen Träumen traf. Als er zurück zum Zeltplatz kam, kam ihm Ender entgegen und schien ganz aufgeregt zu sein. „Wo, wo, wo“, sagte er und nach mehreren Anläufen dann, „warst du?“ „Im Wald“, sagte Lennart und Ender fragte, „Wa, wa, warum?“ „Ich habe geträumt. Das mache ich manchmal.“

Bis sie ins Zelt gingen, wich ihm Ender nicht mehr von der Seite. Im Zelt sagte Ender, „Len, Len, Lennart träumt. Was?“ Lennart erzählte, dass er sehr oft träumte und die Träume oft einfach kamen, ohne sein Zutun. Er erzählte auch, was er träumte, und dass er seine Träume mochte. „Bäu, Bäu, Bäume spre, spre“, sagte Ender und holte tief Luft, „sprechen“. Lennart hatte den Eindruck, dass ihm solche Träume nicht unbekannt waren. Es war das erste Mal, dass Lennart so ausführlich über seine Träume sprach. Es war auch das erste Mal, dass er danach gefragt wurde, und vor allen Dingen das erste Mal, dass er sich verstanden fühlte. Es war schon spät, als sie sich umzogen und in die Schlafsäcke krochen. Ender hatte sich wieder seine Kapuzenmütze übergezogen. Lennart überlegte kurz, bevor er auf die Mütze zeigte und fragte, „Darf ich die mal probieren?“ Ender zeigte auch auf die Mütze und fragte, „Mü, Mü, Mütze?“ Ender kramte in seiner Sporttasche und zog eine zweite Kapuzenmütze heraus. „Ich, ich, ich ha, ha, habe, al, al“, sagte er und machte eine Pause zum Luftholen, „alles zwei, zwei zweimal.“ Das Sprechen musste wirklich anstrengend für ihn sein, dachte Lennart. Er nahm die Mütze, die ihm Ender reichte, und fragte, „Darf ich?“ Ender nickte. Lennart nahm seine Mütze ab und schlüpf-

te in die Kapuzenmütze. So eine Mütze ist nicht nur praktisch, weil sie beim Schlafen nicht wegrutscht, es fühlt sich auch gut an, so eingepackt zu sein.

„Gu, gu, gu“, setzte Ender an, „te Nacht. Träu, träu, träum gut.“ Dann schaltete er die Taschenlampe aus. Lennart träumte nicht von den Baum- und Waldwesen, sondern davon, wie er im Küchenzelt saß und eine Schokolade aß. Dann sah er Ender kommen, der auch eine Schokolade in der Hand hatte. „Weiße Schokolade ist ja wirklich lecker; ich hab' aber eine Nussschokolade, die schmeckt noch viel besser“, hörte er ihn sagen. Aber es war nicht Enders Stimme, die Lennart hörte, sondern die von Johannes, dem Jungen, den er im Winter im Supermarkt getroffen hatte.

Die restlichen Tage im Zeltlager war Lennart nicht mehr alleine, da Ender immer in seiner Nähe blieb. Dadurch verbrachte er nicht nur viel Zeit mit Ender sondern auch mit den anderen Pfadfindern. Deren Spiele verstand er zwar immer noch nicht, aber er war dabei und manchmal erklärten ihm die Pfadfinder, was sie gerade taten. Zwei Mal war er zusammen mit Ender im Wald, wo sie sich gemeinsam ihren Träumen hingaben. Es war sehr angenehm, mit ihm zusammen zu sein, vor allen Dingen auch, weil sie dabei nicht viel redeten. Auch Ender fand es angenehm, dass er nicht das Gefühl hatte, reden zu müssen, wenn er mit Lennart zusammen war. Nur abends im Zelt redeten sie etwas ausführlicher miteinander. Lennart erzählte vor allen Dingen aus seinem Leben, die Schwierigkeiten in der Schule und die Geschichte mit dem Autismus. Ender war der erste, der sich dafür zu interessieren schien. Aber auch er erzählte recht viel, obwohl es ihn sehr anstregte. Vor allen Dingen aus seiner Zeit im Krankenhaus und von seinen drei Operationen. Insgesamt war er mit Unterbrechungen drei Jahre im Krankenhaus gewesen. Als sie dann mit den Kapuzenmützen in ihren Schlafsäcken lagen, wirkte es so, als wenn sie Brüder wären.

Am letzten Morgen des Zeltlagers bauten sie die Zelte wieder ab, auch das Küchenzelt und die Toiletten. Ender erwies sich wieder als äußerst geschickt dabei und nahm den anderen Pfadfindern viel ab. Sein Vater und Lennarts Mutter kamen fast zur gleichen Zeit an; Lennarts Mutter hatte noch Alex dabei. „Habt ihr euch gut vertragen?“, fragte Enders Vater und Ender sagte, „Bes, bes, bes“. „Hol mal tief Luft“, sagte sein Vater und Ender nahm noch einen Anlauf, „Beste Freunde“. Zum Abschied boxte er Lennart an die Schulter und zwinkerte ihm zu, bevor er zu seinem Vater ins Auto stieg. Als Lennart mit Alex und seiner

Mutter im Auto saß, fragte Alex, „Das war doch der Ender, oder nicht?“ „Ja“, sagte Lennart, „er hatte einen Gehirntumor und musste drei Mal operiert werden.“ „Der ging früher mit mir in die Klasse, der Ender. Seine Eltern sind ja Türken, soweit ich weiß, aber er ist in Deutschland geboren“, erzählte Alex, „Mit ihm zusammen musste ich die fünfte Klasse wiederholen.“ Er erzählte auch, dass Ender einige Male im Unterricht einfach bewusstlos wurde und vom Stuhl kippte. „Irgendwelche Anfälle, ich weiß nicht mehr, wie die heißen; das ging damals schon los, nach dem Sitzenbleiben. Dann musste er einen Helm tragen, damit er sich den Kopf nicht verletzt und am Ende kam er ins Krankenhaus; ist ewig her. Ich dachte schon, er wäre gestorben, weil er nicht mehr wieder gekommen ist.“ „Weißt du, dass er in Wirklichkeit Iskender heißt und das die türkische Form von Alexander ist?“, fragte Lennart, „Ender heißt eigentlich Alex, nur auf Türkisch.“ Alex wusste es nicht; es schien ihn auch nicht zu interessieren.

Bis zu den Sommerferien gab es noch ein paar Pfadfindertreffen, zu denen immer auch Ender kam. Er hatte jedes Mal seine Mütze auf, auch als es schon richtig sommerlich war. In den Sommerferien dachte Lennart oft an ihn; er konnte es kaum erwarten, ihn bei den Pfadfindertreffen, die nach den Ferien wieder begannen, zu sehen. In den Ferien unternahm er viel mit Alex, meistens sah er ihm und seinen Freunden beim Fußballspielen zu, aber sie unternahmen auch manchmal Radtouren zu zweit oder gingen zusammen Eis essen. Die Sommerferien waren wirklich nicht schlecht, aber er konnte es nicht erwarten, bis sie zu Ende waren und die Pfadfindertreffen wieder stattfanden. Beim ersten Treffen war seine Enttäuschung aber groß, denn Ender war nicht dabei. Der Gruppenleiter sagte, dass er bereits im Krankenhaus war. Lennart war ziemlich traurig darüber, so traurig, dass seine Mutter fragte, was mit ihm war, als er nach Hause kam. Als er erzählte, dass Ender wieder im Krankenhaus war, fragte Alex, warum er ihn nicht einfach besuchte. Lennarts Mutter hatte die Telefonnummer von Enders Eltern, sodass Lennart dort anrufen konnte. Von seinem Vater erfuhr er, dass Ender in einem Hamburger Krankenhaus war und frühestens in vier Wochen besucht werden konnte. Aber es schien ihm gut zu gehen; „den Umständen entsprechend“, wie sein Vater sagte.

Als es endlich soweit war und er Ender besuchen konnte, war es bereits kurz vor den Herbstferien und damit auch kurz vor dem Herbstzeltlager. Enders Vater holte ihn ab und fuhr mit ihm nach Hamburg. Das Krankenhaus war riesig, wie eine eigene Stadt. Lennart hatte so etwas noch nie gesehen, überhaupt

war er das erste Mal in einer so großen Stadt. Bevor sie zu Ender durften, mussten Enders Vater und er sich einen weißen Kittel mit Kapuze, Überziehschuhe und einen Mundschutz anziehen. „Schau mal, Ender, wen ich dir mitgebracht habe, den Lennart“, sagte Enders Vater. Ender grinste breit. Er lag im Bett mit einem Infusionsschlauch, der aus seinem Hals kam. Er sah sehr blass aus und hatte eine Glatze. „Len, Lennart“, sagte er und richtete sich auf, „Komm, komm.“ Dann war er schon so erschöpft, dass er wieder ins Bett zurück sank und kurz die Augen schloss. Lennart setzte sich zu ihm und wusste nicht, was er sagen sollte. „Ist es sehr schlimm?“, fragte er nach einigem Zögern. Ender nickte und grinste. „Es wird jetzt von Tag zu Tag besser“, sagte Enders Vater, „und mit ein bisschen Glück ist er in drei Wochen wieder zu Hause.“ „Schade, dass du nicht mit zum Zeltlager kommen kannst“, sagte Lennart, „Jetzt muss ich wieder alleine im Zelt schlafen.“ „Pfung, Pfing, Pfing“, sagte Ender und Lennart ergänzte, „Pfungsten; da kommst du wieder mit?“ Ender nickte.

Die Besuchszeit war schnell zu Ende; sie war nur kurz, damit sich Ender nicht zu sehr anstrengen musste. Auf der Rückfahrt erzählte Enders Vater, dass Ender viel Glück hatte. „So ein Tumor, wie er ihn hatte, ist normaler Weise ein Todesurteil“, sagte er, „Aber inzwischen ist nichts mehr davon zu erkennen; der tapferere Iskender hat ihn besiegt.“ Zu einem zweiten Besuch im Krankenhaus kam es nicht mehr, da Lennart auf dem Herbstlager war und Ender kurz danach wieder nach Hause kam. Wenn es während der Zeltfreizeit nicht so viel und kräftig gestürmt hätte, wäre sie für Lennart wohl ziemlich belanglos gewesen, ohne Ender. So aber, mit dem Sturm, konnte er bereits im Oktober Mütze und Kapuze aufhaben, während er es genoss, alleine im Wald zu sein und zu träumen. Die Waldwesen waren wegen dem Sturm sehr aufgeregt, weil sie Angst um die Bäume hatten. Er war aber auch mehr mit den anderen Pfadfindern zusammen. Lennart fand, dass sie wirklich nett waren und es Spaß machte, mit ihnen etwas zusammen zu unternehmen.

Kurz vor seinem Geburtstag besuchte er Ender zu Hause. Er wohnte mit seinen Eltern so richtig auf dem Land in einer kleinen Siedlung, fast zwanzig Kilometer entfernt von dem Dorf, in dem Lennart wohnte. Der Besuch war nur kurz, weil seine Mutter ihn fuhr und sich mit Enders Eltern unterhalten musste, bis sie wieder zusammen zurück fuhren. Ender hatte seine Mütze auf und trug einen Mundschutz. Den brauchte er als Schutz vor Infektionen. Lennart lud ihn

zu seiner Geburtstagsfeier ein, aber Enders Vater hielt es nicht für wahrscheinlich, dass er bis dahin kräftig genug war, um kommen zu können. Schließlich klappte es doch und Ender kam zusammen mit seinem Vater, dick angezogen mit Mütze und Mundschutz zum Abendessen. Er freute sich offensichtlich auch, Alex zu sehen, der ihm so kräftig auf die Schulter klopfte, dass er husten musste. Beim Abendessen fragte Lennarts Mutter, „Kann er überhaupt sprechen? Ich habe ihn noch nie reden gehört.“ „Er stottert und redet deswegen nicht gerne“, antwortete Lennart, „Das kommt von dem Tumor und den ganzen Operationen am Kopf.“

Sich zu treffen war gar nicht so einfach, weil jedes Mal einer von beiden gefahren werden musste und dann ein Elternteil warten musste, bis sie wieder zurück fahren konnten. Enders Vater schlug daher vor, dass Lennart ab und zu für ein ganzes Wochenende kommen und dort übernachten sollte. Lennart gefiel die Idee und verbrachte gleich zu Beginn des neuen Jahres ein Wochenende bei den Özlans. Ender brauchte keinen Mundschutz mehr und konnte inzwischen draußen spazieren gehen. Sein Vater sagte, dass er sich aber dick anziehen musste, damit er sich keine Erkältung holte. Über seine Hose zog er eine dick gefütterte Schneehose und über seine zwei dicken Wollpullover, die er in der Wohnung anhatte, seine dicke Daunenjacke. Dann nahm er seine Mütze ab kratzte sich auf dem Kopf und setzte die Mütze wieder auf. Lennart fiel dabei auf, dass wieder kurze dunkle Haarstoppeln auf seinem Kopf wuchsen. Nachdem sie sich die Schuhe angezogen hatten, zogen sie sich zeitgleich die Kapuze über.

Warm eingepackt gingen sie in den Wald, der gleich vor Enders Haustüre begann. Ender zeigte Lennart, was man im Wald alles finden konnte, Spuren von Tieren, rote Beeren und die unterschiedlichsten Blätter, die er alle bestimmen konnte. Überhaupt kannte sich Ender gut im Wald aus, aber er lebte ja auch mittendrin. Beim zweiten Wochenendbesuch brachte Lennart zwei Tafeln Schokolade mit, eine weiße und eine Nussschokolade. Sie gingen zusammen in eine kleine, baufällige Hütte, die aus Brettern zusammengenagelt war und mitten im Wald stand. Während sie in der Hütte die Schokolade aßen, hörte sich Lennart in Gedanken sagen, „Ganz heiße ich Lennart Adrian.“ „Len, Len, Len, Lennart“, sagte Ender, „A, A, A, A“, und, nachdem er tief Luft geholt hatte, „Adrian.“ Dabei grinste er.

Neuanfang

Kurze Zeit später, an einem weiteren Wochenende, an dem Lennart Ender besuchte, sagte sein Vater, dass Ender in Kürze nach Hamburg ziehen würde. „Ender kommt dort in eine spezielle Schule, wo er Therapien bekommen kann“, erklärte er, „gegen sein Stottern und auch, um seine Sehfähigkeit wieder zu verbessern.“ Hamburg war weit weg und es war damit auch klar, dass Ender nicht mehr zu den Pfadfindern kommen würde. „Und Pfingsten?“, fragte Lennart, „Wir wollten doch zusammen ins Zeltlager gehen.“ „Da müssen wir noch sehen, was sich machen lässt“, antwortete Enders Vater. „Pfung, Pfing, Pfing“, sagte Ender und sein Vater fragte, „Da würdest du gerne hin, oder?“ Ender nickte. Nachmittags gingen sie wieder zusammen in den Wald. Ender zog sich wie immer die Schneehose und die Jacke über. Als er die Jacke anhatte, nahm er seine Mütze ab und zeigte Lennart, dass seine Haare deutlich gewachsen waren. Man musste inzwischen genau hinsehen, um die Narbe auf seinem Kopf zu erkennen. Nachdem er die Mütze wieder aufgesetzt hatte, zog er die Kapuze darüber, unter der sie fast völlig verschwand.

Lennart genoss es mehr als sonst, mit Ender im Wald zu sein; vielleicht war es ja das letzte Mal. Nachdem sie eine Ewigkeit lang schweigend nebeneinander her liefen, rutschte es Lennart heraus, „Sehe ich dich jetzt nie wieder?“ Ender versuchte, etwas zu antworten, aber mehr als ein „Du, du, du“ brachte er auch nach mehreren Anläufen nicht hervor. Plötzlich schrie er laut auf und stampfte mit den Füßen auf den Boden. Lennart sah wie ihm Tränen aus den Augen liefen. „Wir werden immer Freunde bleiben, oder?“, sagte er und Ender nickte. Lennart fiel auf, dass es zum ersten Mal in seinem Leben einen Menschen gab, den er einen Freund nennen würde. Gleich beim ersten Pfadfindertreffen, zu dem Ender gekommen war, wussten sie, dass sie zusammen passten und Freunde werden konnten. Aber woher wussten sie es? Lennart war es ein Rätsel; wie mit diesem Jungen, den er im Supermarkt getroffen hatte. Auch da war es sofort klar, dass sie irgendwie zusammen gehörten. Bevor er wieder abgeholt wurde, bekräftigte Ender, dass er auf jeden Fall mit zum Pfingstzeltlager kommen würde.

Im Frühjahr eröffneten seine Eltern Alex und ihm, dass ihr Vater eine neue Anstellung gefunden hatte, an einem Ort direkt an der Nordsee. Im Sommer würden sie dorthin ziehen. Lennart kannte die Nordsee nicht und hatte überhaupt

keine Lust, irgendwo hin zu ziehen, schon gar nicht an einen Ort, den er nicht kannte. Nicht weil er sich da, wo er lebte, besonders wohl fühlte, sondern weil ihn die Umstellung an einen anderen Ort mit Sicherheit anstrengen würde; bereits die Gedanken daran strengten ihn an. Er hatte sich gerade an die Pfadfinder gewöhnt, vor allen Dingen an die Zeltlager, die ihm unerwartet gut gefielen. Noch viel weniger Lust umzuziehen hatte aber Alex. „Und was ist mit meinen Freunden?“, fragte er, „Muss ich dann in einem Kaff an der Nordsee versauern und wie Lennart mit den Bäumen reden, weil es sonst niemanden gibt?“ Aber sein Vater meinte, dass ein Umzug für ihn auch ganz gut wäre. Alex war kurz davor, die Schule zu beenden, und hatte immer noch keine Idee, was er danach tun sollte. Sein Vater sagte, dass der Umzug die Chance bot, etwas neues anzufangen. „Und an der Nordsee finde ich einen Job?“, fragte Alex, „Als was denn, als Krabbenpuler?“ Der Entschluss der Eltern stand aber fest. Lennarts Vater sagte, „Du kannst ja dort wieder wegziehen, wenn du genügend Geld verdienst, um auf eigenen Beinen zu stehen. Bis dahin wird dir aber keine andere Wahl bleiben, als mit uns zu kommen.“ In der folgenden Zeit war der Umzug kein Thema mehr, aber Lennart dachte oft daran und konnte manchmal nachts nicht schlafen, weil er sich fragte, wie es wohl ist, an der Nordsee zu wohnen.

Die Zeit bis Pfingsten verging recht schnell. Als das Zeltlager begann, war es sommerlich warm, so warm, dass Lennart wie die anderen Pfadfinder nur einen dünnen Sommerschlafsack mitnahm. Als er mit seiner Mutter am Treffpunkt ankam, sah er gleich Ender; er war der einzige, der kein Pfadfinderhemd anhatte. Stattdessen trug er einen Pullunder, so wie manchmal Alex, nur mit einem T-Shirt darunter. Lennart fand, dass er sich ziemlich verändert hatte, vor allen Dingen hatte er keine Mütze auf und Haare, die fast so lang waren wie Lennarts. Als Lennart aus dem Auto stieg, kam er gleich zu ihm. „Ha, hallo Len, Len, Lennart“, begrüßte er ihn, „I, ich ha, habe schon ge, gedacht, dass, dass du ga, gar ni, ni nicht kommst.“ Er konnte deutlich besser sprechen als noch vor wenigen Monaten. Er bekam von den Pfadfindern sogar ein eigenes Zelt, weil er inzwischen auch gut alleine in einem Zelt schlafen konnte.

Es war aber klar, dass sie ihre Zelte nebeneinander aufstellten. Ender verstand sich wie schon beim Osterlager letztes Jahr sehr gut mit den anderen Pfadfindern. Weil Lennart immer in seiner Nähe sein wollte, war auch er oft mit den anderen Pfadfindern zusammen und nur ein einziges Mal alleine im Wald. Die

Abende nach dem Lagerfeuer verbrachten die beiden immer zusammen, abwechselnd in Lennarts oder in Enders Zelt. Ender erzählte von seiner neuen Schule in Hamburg, die ihm sehr gut gefiel. Er wohnte dort in einer Wohngemeinschaft zusammen mit anderen Jugendlichen, die wie er in diese Förderschule gingen. Einer von ihnen war blind, ein anderer konnte nicht hören und zwei waren gelähmt. „Aber, aber a, alle sind, sind to, to, total nett“, sagte Ender. Am liebsten würde er immer dort bleiben. Als Lennart ihn fragte, ob er wieder einmal in eine normale Schule gehen würde, zuckte er mit den Schultern. Er sagte, dass ihm seit den Operationen etwas im Kopf fehlen würde, „Da, da, das kann ma, man ni, nicht re, re, repa, reparieren.“

Erst am letzten Abend erzählte Lennart, dass seine Eltern umziehen wollten. Ender grinste und sagte, „I, ich in, in Ham, Hamburg, du, du an de, der, der Nord, Nord, Nordsee. Oh, oh Mann.“ Ender schlug vor, dass sie etwas tauschten, damit sie aneinander dachten, wenn sie sich lange Zeit nicht sehen konnten. Lennart gefiel die Idee gut. Er hatte ein T-Shirt, auf dem ein Wald zu sehen war und „Visit Canada“ stand. Es war eins von zwei bedruckten T-Shirts, die er hatte; auf dem anderen war eine Möwe gedruckt, die auf einem Geländer saß; das hatte er aber nicht dabei. Er gab Ender das T-Shirt und zeigte ihm, dass seine Mutter seinen Namen, Lennart Jansen, unten auf den Rand geschrieben hatte. Ender gab ihm einen seiner drei Pullunder, die er mit hatte. Enders Name stand auf dem Etikett, das Ender, anders als Lennart, nicht aus seiner Kleidung entfernt hatte. Am nächsten Tag trug Lennart den Pullunder statt dem Pfadfinderhemd über einem T-Shirt und Ender Lennarts T-Shirt, das er sich über ein anderes gezogen hatte. Als sie wieder abgeholt wurden, fragte Lennarts Mutter, „Von wem hast du denn den Pullunder?“ „Von Ender“, sagte Lennart, „Den habe ich gegen mein T-Shirt mit den Bäumen getauscht.“

Das Zeugnis war auch in diesem Schuljahr nicht besser geworden. Es reichte zwar für eine Versetzung, aber schlechter durfte es nicht werden. Lennarts Eltern hatten immer noch Zweifel, ob das Gymnasium die richtige Schule für ihn war. Es fiel ihm sehr schwer, sich auf den Unterricht zu konzentrieren. Immer öfter bemerkte er es selbst, wie er in seine Traumwelt eintauchte und manchmal erst lange Zeit später wieder aus ihr auftauchte. Auf diese Weise verpasste er ziemlich viel Unterricht. Er verbrachte viel Zeit mit Lernen und Hausaufgaben und trotzdem wurden die Noten nicht besser. Die Maßnahmen, die der Arzt in der Klinik empfohlen hatte, schienen kein bisschen zu wirken, weder dass sei-

ne Mutter kontrollierte, was er anzog, noch dass er nur noch selten Zeit im Wald verbringen durfte. Auch die Pfadfinder änderten nichts daran, dass Lennart viel träumte und kaum Kontakt zu anderen Kindern fand. Ender war dabei die einzige Ausnahme. Lennart dachte oft darüber nach, wie er sein Träumen besser unter Kontrolle bekommen konnte. Aber es war schwer, die Träume zu kontrollieren; im Gegenteil, sie kontrollierten ihn. Es kam ihm eher so vor, dass er Teil seiner Träume war und nicht die Träume Teil von ihm.

Der Umzug war für den Anfang der Sommerferien geplant. Zwei Wochen nach der Zeugnisausgabe war es soweit und sie mussten ihre Sachen packen. Lennart hatte ja zum Glück nicht viel zum Einpacken, anders als Alex, der mehrere Tage mit Packen beschäftigt war. Er war dabei ausgesprochen schlecht gelaunt. Das Dorf, in das sie zogen, war so klein, dass es dort noch nicht einmal einen Fußballverein gab. Alex meinte, der Umzug war in Wirklichkeit eine Strafversetzung, so wie in Russland unliebsame Schriftsteller nach Sibirien verbannt wurden.

Am Tag des Umzugs kamen sie erst abends in ihrer neuen Wohnung an; sie fuhren hinter dem Umzugswagen her, damit sie gleichzeitig mit ihm ankamen und beim Auspacken helfen konnten. Das taten sie auch, bis spät in die Nacht. Der Ort bestand aus nicht einmal hundert Häusern, von denen sie nun eines bewohnten. Das Haus und die Zimmer waren klein, aber immerhin hatten Alex und Lennart jeder ein eigenes Zimmer. Der Deich war ganz in der Nähe, Lennart hatte ihn vom Auto aus gesehen. Nachdem sie angekommen waren, rannte er dort hin und blickte staunend auf das Watt, als er auf der Krone stand. Alex und seine Eltern begannen sofort, den Umzugsleuten beim Ausräumen des Umzugswagens zu helfen. Endlos weit war das Watt und aus der Ferne waren die Wellen der Nordsee zu hören, obwohl das Meer nicht zu sehen war. Er mochte den Klang der Wellen und den Wind, den er in seinem Gesicht spürte. Er war überrascht, wie gut es ihm an der Nordsee gefiel.

Da er nur ein T-Shirt und Enders Pullunder anhatte, war der Wind ziemlich kühl. Seit dem Pflingstlager trug er jeden Tag den Pullunder, an den warmen Tagen über einem T-Shirt, sonst über einem Hemd oder einem Rollkragenpull-over. Vorher hatte er so gut wie nie einen Pullunder angehabt. Er hatte mal einen von Alex geerbt, aber nur wenige Male über einem Hemd getragen. Er mochte Pullunder nicht, weil sie keine Ärmel hatten und deswegen eigentlich

Unterhemden waren. Unterhemden, die über Hemden getragen werden; das fand Lennart ziemlich merkwürdig. Mit Enders Pullunder hatte sich seine Meinung allerdings schlagartig geändert. Er war auch recht weit und bequem zu tragen und er war vor allen Dingen nicht wie Alex' Pullunder aus Wolle, sodass er auch nicht kratzte. Sonst hätte ihn Lennart nicht mit nur einem T-Shirt darunter tragen können.

Er half seinen Eltern, die Sachen aus den Kisten zu packen und die neue Wohnung einzurichten. Auch der Garten musste neu angelegt werden, er sah ziemlich verwildert aus. Lennart verbrachte aber auch viel Zeit an der Nordsee und im Watt. Dafür hatte er Gummistiefel bekommen. Ihm gefiel das neue Zuhause; im Nachhinein betrachtet war der Umzug doch keine so schlechte Idee. Hier gab es zwar keinen Wald aber die Deiche und das Watt mit seiner scheinbar endlosen Weite waren ein guter Ersatz dafür. An der Nordsee war es spürbar kühler als in der Lüneburger Heide, wo sie vorher gewohnt hatten, obwohl es nicht so weit voneinander entfernt war, zweihundertfünfzig Kilometer vielleicht. Vor allen Dingen war es fast jeden Tag windig. Selbst an richtigen Sommertagen, wenn die Sonne schien, trug Lennart meistens etwas mit langen Ärmeln, weil ein T-Shirt alleine nicht genügte, auch nicht mit dem Pullunder. Er mochte vor allen Dingen auch den Wind, ganz besonders, wenn er warm genug angezogen war. Alex gefiel es nach wie vor nicht, obwohl er auf Anhieb einen Job in einer Molkerei in einem der Nachbardörfer gefunden hatte. Obendrein bekam er ein Moped, weil er einen weiten Weg zur Arbeit hatte und außerdem Geld verdiente und ein großen Teil selbst bezahlen konnte.

Nach den Sommerferien kam Lennart in eine dänische Schule, die die einzige Schule in der Nähe war. Sie war in einem Nachbarort, sodass er sie gut mit dem Fahrrad erreichen konnte. Die Schule gefiel ihm von Anfang an richtig gut; sie war ganz anders als das Gymnasium, in dem er vorher war. Hier kam er auf Anhieb mit allem gut zurecht, nicht nur im Unterricht. Er hatte auch von Anfang an mehr Kontakt zu anderen Kindern und träumte auch nicht mehr so viel. Selbst Dänisch zu lernen, fiel ihm nicht sehr schwer. Da ein paar seiner neuen Klassenkameraden Friesisch sprachen, lernte er sogar ein bisschen Friesisch. Der Unterricht unterschied sich deutlich von dem in der alten Schule und für seine Hausaufgaben und Klassenarbeiten bekam er so gute Noten wie nie zuvor. Nach der Schule war er fast immer draußen. Er genoss es, auf dem Deich oder bei Ebbe im Watt spazieren zu gehen. Manchmal holten ihn Klassenka-

meraden nach der Schule ab, um mit ihm im Watt Muscheln zu sammeln. Schon nach kurzer Zeit fand er, dass sich sein Leben grundlegend verändert hatte, eindeutig zum besseren.

Auch seine Mutter mäkelte nicht mehr so oft an ihm herum; sie störte sich noch nicht einmal daran, dass er sich wieder dicker anzog, als er es eigentlich sollte. Als es im September die ersten herbstlichen Tage mit viel Wind und Regen gab, beschwerte sich Alex beim Abendessen über das Wetter und sagte, dass er hier immer nur frieren würde. „Das sagst du nur, weil es dir nicht passt, dass wir hierher gezogen sind“, antwortete seine Mutter. „Ja, genau, es passt mir nicht, weil es hier beschissen ist; mitten im Nirgendwo, in einem zugigen Haus und draußen stürmt und regnet es. Ich weiß wirklich nicht, was ich hier soll.“ Alex war richtig unzufrieden mit ihrem neuen Zuhause. Seine Mutter entgegnete, „Jetzt sind wir hier und das wird sich so schnell auch nicht wieder ändern. Dein Vater hat hier eine gute Anstellung, davon leben wir alle, und da müssen wir uns auch ein bisschen anpassen. Ich kann schließlich auch nicht einfach tun, was ich will.“ Alex starrte stumm auf seinen Teller. „Du wirst jetzt sechzehn Jahre alt; da kannst du dich ruhig mal ein bisschen erwachsen verhalten“, erklärte ihm seine Mutter, aber es nutzte nichts; Alex blieb sauer. „Ihr habt den Ort mit dem schlechtesten Wetter in ganz Deutschland gefunden“, sagte er. Schließlich schlug ihre Mutter vor, am nächsten Tag zusammen in die Stadt zu fahren und für Alex warme Kleidung einkaufen. „Lenny hat ja genug warme Sachen, vor allen Dingen auch den Parka von Hans; aber du hast ja wirklich nichts richtiges für schlechtes Wetter“, sagte sie. Alex sagte nur „Mhm“, ohne dabei den Kopf zu heben. Dass seine Mutter den Parka erwähnte, deutete Lennart als Erlaubnis, ihn anziehen zu dürfen, obwohl nach ihrer Rechnung erst „Jackenzeit“ war. Als er ihn nach dem Essen anzog, sagte sie tatsächlich nichts dagegen und ließ ihn kommentarlos gehen.

Am folgenden Tag fuhren sie nachmittags zusammen in die nächst gelegene Stadt. Lennarts Vater kam dafür etwas früher von der Arbeit zurück, damit sie das Auto für ihre Einkaufsfahrt nutzen konnten. Lennart und Alex bekamen beide eine gelbe Regenjacke, die offenbar auch „Friesennerz“ genannt wurde. Alex bekam noch lange Unterwäsche, einen Wollpullover und eine dicke Winterjacke. Obwohl ihm seine Mutter zu einer Winterjacke mit Kapuze riet, entschied er sich für einen dicken Anorak ohne Kapuze. Während Alex Jacken anprobierete, entdeckte Lennart ein Regal mit Rollkragenpullovern. Davon gab es

eine beachtliche Auswahl, mit oder ohne Muster, unterschiedlich dick und in unterschiedlichen Farben. Er testete sie mit seinem Handrücken und wie erwartet kratzten die meisten, weil sie aus Wolle waren oder zumindest Wolle enthielten. Der erste Pullover, der nicht kratzte, fühlte sich angenehm weich an; er war laut Etikett aus Kunstfaser und Baumwolle. Der Stoff fühlte sich recht dick an und der Pullover hatte einen langen Rollkragen. Lennart probierte ihn an; er fühlte sich richtig gut an, besser als alle Rollkragenpullover, die er hatte. Vor allen Dingen weil der Rollkragen bis zum Kinn reichte, obwohl er ihn zweimal umgeschlagen hatte.

„Passt ja ganz gut“, hörte er seine Mutter sagen und spürte wie sie das Preisschild in die Hand nahm, was hinten am Pullover hing. „Der ist heruntergesetzt; wenn du ihn möchtest, kannst du ihn haben; Alex hat schließlich auch einiges bekommen.“ Nachdem sie die Einkäufe an der Kasse bezahlt hatten, zog sich Alex gleich den neuen Anorak über die Jacke, die er trug. Lennart fragte, ob er den Pullover auch gleich anziehen durfte. „Über den anderen Pullover? Ist dir das nicht zu warm?“, fragte seine Mutter, aber murmelte gleich danach, „Meinetwegen.“ Lennart zog sich den Parka aus und den neuen Pullover über. Nachdem er ihn übergestreift hatte, bedeckte der Rollkragen sein Gesicht bis über die Nase. Er faltete ihn zwei mal um und zog sich den Parka wieder über. Die beiden Rollkragenpullover und der Parka waren tatsächlich ziemlich warm. Lennart gefiel der Pullover mit dem langen Rollkragen. Als es kälter wurde, zog er manchmal sein dickes Flanellhemd darüber. Er fand, dass beides gut zusammen passte; vor allen Dingen hielt es sehr warm.

Alex ging von da an nicht mehr ohne seinen neuen Anorak nach Draußen. meistens mit einem Wollpullover über dem Hemd oder dem Rollkragenpullover. Vor dem Umzug hatte er immer nur seine dünne Jacke an und trug selbst im Winter nur sehr selten einen Wollpullover. Wochentags ging er morgens früh zur Arbeit und kam erst abends wieder. Dann war er müde und sah meistens fern. Am Wochenende fuhr er oft in die Stadt, wo es einen Fußballclub gab, bei dem er in einer Turnhalle Fußball spielen konnte. Lennart nahm er nie mit in die Stadt. Sie waren deutlich seltener zusammen als vor dem Umzug, auch weil Lennart gerne draußen war, Alex aber das raue Wetter überhaupt nicht mochte. Lennart störte es aber nicht, nicht mehr so viel mit Alex zu unternehmen. Draußen am Meer zu sein, gefiel ihm ohnehin besser als anderen beim Fußballspielen zuzusehen. Am liebsten war er bei Ebbe im Watt. Das Beste am Watt war,

was er dort alles finden konnte: Muscheln und Schneckenhäuser, angeschwemmte Seile und so manche andere Dinge, die er bis dahin noch nie gesehen hatte.

Wenn er im Watt war, Muscheln sammelte und dem Wind und dem Meeresrauschen aus der Ferne lauschte, kam es Lennart vor, als wäre er in der Ewigkeit angekommen, in seiner Traumwelt. Er träumte dabei aber nicht, er brauchte hier gar nicht träumen, weil er bereits in seinen Träumen lebte. Da Wattexkursionen auch in der Schule auf dem Programm standen, bekam er eine wasserdichte gelbe Regenhose, die perfekt zu seiner Regenjacke und den Gummistiefeln passte. Manchmal legte er sich in seine Regenkleidung eingepackt auf den nassen Wattboden und beobachtete die Wolken, wie sie über den Himmel glitten. Dabei verlor er sein Gefühl für Zeit völlig; am Ende konnte er gar nicht sagen, ob er mehrere Stunden oder nur einige Minuten dort gelegen hatte.

Der Herbst und der Winter gefielen Lennart ausgesprochen gut. Das raue Klima und die Stürme kombiniert mit einer Landschaft in sanften Grautönen waren eine echte Erholung für seine Sinne. Besonders gerne mochte er in seiner Regenkleidung eingepackt bei Wind und strömenden Regen über das Watt gehen. Manchmal war der Regen so dicht, dass die Grautöne zu einer fast einheitlichen Farbe ineinander zerflossen. Lennart wusste, dass er bei einem solchen Wetter eigentlich nicht ins Watt gehen sollte, weil die Gefahr bestand, sich zu verlaufen. Aber er konnte immer die mal mehr, mal weniger entfernten Wellen hören und sich daran orientieren. Er wusste immer, wie er zurück zum Deich kam.

Seine Mutter hatte es zwar nicht angesprochen, aber ihre Kleidungsregeln waren endgültig aufgehoben. Zu seinem Geburtstag bekam Lennart eine neue Jacke, weil ihm seine karierte Jacke zu klein geworden war. Sie war der karierten Jacke sehr ähnlich, nur größer und einfarbig. Damit er auch etwas anderes anziehen konnte als immer nur seinen Parka, meinte seine Mutter. Aber er durfte anziehen, was er wollte, die Jacke, den Parka und sogar Jacke und Parka zusammen. Seine Mutter fragte ihn lediglich manchmal, ob er es nicht übertrieben fand, wie er angezogen war, aber das war es auch. Anders als vor dem Umzug war Lennart nicht mehr der einzige in seiner Klasse, der zwei Pullover anhatte oder sich die Kapuze über die Mütze zog. Hier war es offensichtlich üblich, sich dick anzuziehen. Durch den Wind war es schließlich auch kälter. Vor allen Din-

gen gab es in der Schule viele Unternehmungen, die draußen stattfanden. Draußen zu sein war ein fester Bestandteil des Unterrichts, zu jeder Jahreszeit. So etwas gab es in Lennarts früherem Gymnasium nicht.

An Pfingsten war Lennart mit Ender in Hamburg verabredet. Das hatte Enders Vater arrangiert, nachdem Lennart bei ihm angerufen hatte, um sich nach Ender zu erkundigen. Für den Besuch zog Lennart den Pullunder an, den er von Ender bekommen hatte, über einen Rollkragenpullover. Lennarts Vater brachte ihn in die Stadt zum Bahnhof, von wo aus er fast zwei Stunden unterwegs war, bis er in Hamburg-Altona ankam. Ender holte ihn dort ab. Er lebte in einer Wohngemeinschaft zusammen mit anderen behinderten Menschen. Er war dort der Jüngste und, wie er sagte, auch am wenigsten behindert. In der Wohngemeinschaft gab es ein Gästezimmer, in dem Lennart über Pfingsten wohnen konnte. „Normalerweise ist das Zimmer mit Sachen vollgestellt“, sagte Ender, „Das war jetzt die Gelegenheit, mal alles wegzuräumen.“

Er stotterte nur noch ab und zu beim Reden, eigentlich fast gar nicht mehr. Erst als sie in der Wohnung ankamen und Ender seinen Pullover auszog, sah Lennart, dass er sein Wald-T-Shirt anhatte, mit einem anderen T-Shirt darunter. Enders Mitbewohner nahmen Lennart gleich so selbstverständlich auf, dass er das Gefühl hatte, schon lange dort zu wohnen. Sie waren vom Alter her sehr unterschiedlich, der älteste bestimmt über dreißig. In der Wohnung lebten sie zu sechst, sechs Männer, einer blind, zwei taubstumm und bei den anderen wusste Lennart nicht, was mit ihnen war. Einer von ihnen trug einen Helm, weil er oft stürzte, vermutlich so einen Helm, wie ihn Ender früher tragen musste. Ein anderer hatte starke Schwierigkeiten, seine Bewegungen zu koordinieren; Lennart erfuhr, dass er eine spastische Lähmung hatte. Beim Abendessen sagte Ender, „Lennart hat Autismus, hat er mir erzählt.“ Enders blinder Mitbewohner erwiderte, „Das kann nicht sein, Autisten sprechen nicht.“ „Hochgradig funktionaler Autismus“, präzisierte Lennart. „Hier hat jeder eine Macke“, sagte einer der anderen Mitbewohner; er war der älteste und Lennart hatte keine Idee, was mit ihm war; eine Behinderung konnte er ihm zumindest nicht ansehen.

Die Pfingsttage verbrachte er mit allen zusammen, nicht nur mit Ender, und er hatte das erste Mal in seinem Leben das Gefühl, das er irgendwo wie selbstverständlich dazugehörte. Es war wie eine Familie und er war Teil davon. Vielleicht war es ja seine wirkliche Familie. Ender war auch sehr zufrieden mit sei-

ner Situation in Hamburg. Er arbeitete seit Kurzem in einer Behindertenwerkstatt. Die Probleme mit seinem Gedächtnis waren zu groß, um noch die Hauptschule abzuschließen. Er vergaß viel und konnte sich nur eine kurze Zeit lang konzentrieren. Manchmal machte er auch beim Sprechen lange Pausen mitten im Satz. Deswegen arbeitete er nur vier Stunden am Tag in der Werkstatt, immer nur vormittags. Nachmittags hatte er Therapiestunden, auch um sein Gedächtnis zu trainieren. Er war auch in Hamburg bei den Pfadfindern engagiert, wo er Unterricht in Spurenlesen und Zeltaufbauen gab. Lennart fand es bemerkenswert, dass Ender so gut Spuren lesen konnte, obwohl er auf einem Auge fast blind war.

Von Hamburg hatte Lennart kaum etwas mitbekommen, abgesehen von dem Altonaer Bahnhof; er hatte die ganze Zeit in Enders Wohngemeinschaft verbracht. Bis auf Samstag, da war er zusammen mit Ender und den beiden taubstummen Mitbewohnern einkaufen. Ender konnte sich mit ihnen in Gebärdensprache offenbar gut verständigen und übersetzte manchmal. Leider waren die Pfingsttage schnell vorbei. Lennart fiel es schwer, wieder zurückzufahren, so gut gefiel es ihm in Enders Wohngemeinschaft. Er konnte jetzt gut nachvollziehen, warum Ender nach Hamburg gezogen war. Er und seine Mitbewohner sagten, dass er wieder kommen konnte und sie für ihn immer einen Platz hatten. Den Sommer über trug Lennart jeden Tag Enders Pullunder, bis die Schule wieder begann. Dann begann auch wieder die Zeit, in der Lennart sein dickes Flanellhemd anziehen konnte, kurze Zeit später mit Rollkragenpullover. Im Herbst gab es richtige Sturmfluten mit so kräftigen Stürmen, dass man sich unmöglich aufrecht halten konnte. Lennart verbrachte den Winter über viel Zeit viel Zeit bei kaltem, windigem Wetter dick eingepackt in mehrere Pullover, Jacke und Parka mit Mütze und Kapuze auf; oder in seiner Regenkleidung, was sich ganz anders aber trotzdem gut anfühlte. So konnte er viele Stunden einfach sein, bei sich in einer endlosen, grauen Landschaft.

Im Frühjahr fuhr Lennarts Klasse für zehn Tage nach Dänemark. Sie wohnten dort in kleinen Holzhütten direkt an der Nordsee. Anders als in Deutschland gab es da kein Watt sondern Sanddünen und lange Sandstrände. Die Strände waren voll von Betonbunkern, die mal mehr, mal weniger tief im Sand eingesunken waren. Manche von ihnen konnte man betreten. Sie lernten bei dieser Gelegenheit viel über den zweiten Weltkrieg, den Atlantikwall und auch darüber, wie es damals in Dänemark und den anderen skandinavischen Ländern

war. Die Vorstellung, dass die Bunker so langsam einsanken, dass es Jahrzehnte, vielleicht sogar mehr als hundert Jahre dauern kann, bis sie verschwunden sind, fand Lennart sehr faszinierend. Dänemark gefiel ihm sehr gut; fast besser als die Nordsee in Nordfriesland. Das Land war noch dünner besiedelt und das Meer noch rauer; auch die Sprache gefiel ihm, weil sie eine ziemlich spezielle Sprache ist; zumindest ihr Klang. Mit Lennart Jansen hatte er einen Namen, der auch dänisch sein könnte. Er konnte sich gut vorstellen, nach Dänemark zu ziehen. Nur Alex und seine Eltern würden es sicher nicht wollen; sie sprachen ja noch nicht einmal Dänisch.

Die Sommerferien waren für Lennart wieder eine vollkommen freie Zeit: keine Schule, keine Aufgaben und er fuhr auch nicht in den Urlaub. Besser konnte es gar nicht sein. Er war auch zwei Wochen lang bei seiner Großmutter. Der Weg zu ihr war ungefähr gleich lang wie von ihrem früheren Wohnort in der Lüneburger Heide aus. Als er dort in einen Supermarkt ging, um sich eine Tafel Schokolade zu kaufen, sah er an der Kasse hinter sich einen Jugendlichen stehen, der ebenfalls nichts weiter als eine Tafel Schokolade in der Hand hielt; Nussschokolade. Dabei fiel ihm dieser merkwürdige Junge ein, den er vor zweieinhalb Jahren in einem Supermarkt in Süddeutschland getroffen hatte. Er war erstaunt, wie gut er sich an ihn erinnern konnte, als hätte er ihn erst wenige Tage zuvor gesehen. Etwas geheimnisvolles ging von diesem Jungen aus, etwas was ihn tief in seinem Inneren berührte. Johannes hieß er, Jan. Nachdem er bezahlt hatte, wartete er an der Kasse, aber der Jugendliche ging an ihm vorbei und aus dem Supermarkt hinaus, ohne ihn zu beachten. „Jan“ ging Lennart immer wieder durch den Kopf; ein schöner Name, dachte er, vor allem weil er so kurz ist. Auf dem Rückweg besuchte er Ender in Hamburg und übernachtete einmal in seiner Wohngemeinschaft. Weil es so warm war, verbrachten sie den ganzen Nachmittag am Elbstrand; fast alle von Enders Mitbewohnern waren dabei. Abends zündeten sie noch ein Feuer an und gingen erst nach Mitternacht wieder nach Hause.

Ganz bei sich

Kurz nach Neujahr hatte sich Onkel Hans wieder angekündigt. Alex verließ kurz vorher das Haus, um ihm nicht begegnen zu müssen. Onkel Hans fand es schade, dass er nicht zu Hause war; er hatte ihm wieder etwas mitgebracht. Als er seine Sporttasche öffnete, wurde Lennarts Mutter laut, „Ich habe es doch

deutlich gesagt, wir wollen von dir nichts haben; vor allen Dingen auch Alex nicht. Die Jungs haben genug anzuziehen, denen brauchst du nichts mitbringen.“ Hatte Onkel Hans womöglich einen Parka mitgebracht? Lennart schielte in die Tasche. „Das ist eine richtig dick gefütterte Hose zum Überziehen“, sagte Onkel Hans und wandte sich an Lennart. „Vielleicht ist es ja auch etwas für dich; dann brauchst im Winter keine Strumpfhosen mehr tragen.“ „Ich trage keine Strumpfhosen“, entgegnete er ihm und seine Mutter wurde richtig ärgerlich, „Auch Lenny bekommt hier genug anzuziehen. Die Sachen nimmst du auf jeden Fall wieder mit.“ Als die beiden in der Küche verschwunden waren, zog Lennart die Hose aus der Sporttasche. Sie hatte dieselbe olivgrüne Farbe, die sein Parka hatte, und war tatsächlich dick gefüttert. Lennart legte sie in die Tasche zurück und ging zurück in sein Zimmer. Nachdem Onkel Hans wieder gegangen war, stand seine Sporttasche immer noch im Flur. „Jetzt hat er es doch da gelassen“, sagte Lennarts Mutter, als sie sie entdeckte. Lennart beobachtete, wie sie die Hose aus der Tasche zog. „Was soll ich damit jetzt machen?“, fragte sie, „Am liebsten würde ich es wegwerfen.“ „Ich kann die Hose ja nehmen“, sagte Lennart. Seine Mutter zögerte und sagte schließlich, „Zieh sie mal über, ob sie überhaupt passt.“, sagte seine Mutter. Die Hose passte; sie war wirklich sehr dick. Anders als Lennarts andere Hosen hatte sie Knöpfe statt einem Reißverschluss und Taschen seitlich an den Hosenbeinen. „Die ist aber wirklich was für den tiefsten Winter“, war schließlich ihr Kommentar.

Die Hose war so dick gefüttert, dass sie Lennart auch ohne lange Unterhose draußen tragen konnte. Sie zu tragen, fühlte sich besser an als eine gewöhnliche Hose mit langer Unterhose; vor allen Dingen passte sie farblich perfekt zum Parka, als würden sie zusammen gehören. Lennart hätte sie auch gerne in der Schule getragen, zumal er dort der einzige mit so einer Hose gewesen wäre. Aber seine Mutter verbot es ihm; wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte er sie überhaupt nicht tragen sollen. Wenigstens hatte sie nichts dagegen, wenn er sie trug, während er alleine draußen war. „Offensichtlich trifft Onkel Hans deinen Geschmack“, sagte Alex einmal, „Da gibt es wenigstens einen, der Bedarf an den Sachen hat, mit denen er uns regelmäßig beschenkt.“ Seine Mutter ergänzte, „Hauptsache es ist warm; wenn die Sachen dick genug sind, würde Lenny alles nehmen.“

Es war bereits Anfang April, als Alex an Lennarts Zimmer klopfte. „Lass uns spazieren gehen“, sagte er, was Lennart sehr wunderte, da sie noch nie zu-

sammen auf dem Deich spazieren gegangen waren, seit sie an der Nordsee wohnten. „Ich möchte dir was sagen“, sagte Alex, „aber das ist nur für dich und du erzählst niemandem etwas davon, auch den Eltern nicht, verstanden?“ Lennart nickte. „Ich mach's kurz: Ich habe eine Freundin und wir wollen zusammenziehen“, fuhr er fort, „in die Stadt. Das Landleben ödet mich so an; ich sterbe hier bald vor Langeweile.“ Lennart schwieg; er wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Sein Bruder, mit dem er ein Leben lang zusammen lebte, ging fort? Er konnte es sich überhaupt nicht vorstellen. Plötzlich sollte er allein mit seinen Eltern sein? Alex' Ankündigung beunruhigte ihn. „Und ich?“, fragte er, „Soll ich jetzt alleine bei den Eltern bleiben?“ „Was denn sonst? Du kommst doch auch alleine gut klar, dafür hast du mich noch nie gebraucht.“ Vielleicht hatte Alex damit recht, dachte Lennart; er kam wirklich gut alleine klar, besser auf jeden Fall als zusammen mit anderen. „Aber kein Wort zu niemanden, verstanden?“, sagte Alex.

Dann gingen sie noch eine Weile schweigend auf dem Deich spazieren, bis es anfang zu regnen. Als sie wieder zu Hause waren, war Lennart ziemlich aufgewühlt. Alex' Ankündigung auszuziehen beunruhigte ihn immer mehr, je mehr er darüber nachdachte. Weniger weil Alex ihm dann fehlen würde, sondern eher weil es eine Veränderung bedeutete, eine grundlegende Veränderung. Auf der anderen Seite war der Umzug an die Nordsee auch eine tiefgreifende Veränderung, die ihm dann aber sehr gut gefallen hatte. Es war die beste Veränderung, die er überhaupt erlebt hatte. Er entschied sich, trotz Regen wieder nach draußen zu gehen und über Veränderungen nachzudenken. Eingepackt in seine Regenkleidung ging er zum Deich. Es war Ebbe und der Regen nach kurzer Zeit so dicht, dass das Wattenmeer wie eine dunkle Unendlichkeit vor ihm lag. Er rannte hinein in dieses Dunkel. Warum konnte nicht alles so bleiben, wie es immer gewesen war? Warum musste sich immer alles ändern? Warum musste er sich immer wieder auf neue Situationen einstellen? Als er gänzlich vom dunklen Nass umschlossen war, drehte er sich um seine eigene Achse. Um ihn herum nichts als ein einheitliches Grau und das gleichmäßige Geräusch des Regens auf dem Wattboden.

Lennart ließ sich fallen und fiel, immer weiter, immer tiefer, ohne auf einem Boden anzukommen. Er fiel durch seine Erinnerungen, die aus dem grauen Nichts auftauchten und kurz darauf wieder verschwanden, um neuen Erinnerungen Platz zu schaffen. Er versuchte, sie zu greifen, aber er hatte keine

Chance, auch nur eine davon zu fassen zu bekommen; dafür fiel er einfach zu schnell. Er wusste nicht, wie lang er bereits auf dem Boden lag, als der Strom der Erinnerungen mit einem Mal abbrach und er endlich in eine umfassende Stille eintauchte. In dieser Stille hörte er plötzlich die Brandung; sie konnte nicht weit weg gewesen sein. Schließlich stand er wieder auf und ging nach Hause. Seine Regenkleidung war von oben bis unten mit Matsch überzogen, sodass er sich erst mit dem Gartenschlauch abspritzte, bevor er das Haus betrat. Trotz Regenkleidung war er nass bis auf die Haut und musste sich abtrocknen und umziehen.

Die Bilder von seinem Fall durch die Erinnerungen waren auch nach Stunden noch so präsent, dass er die Idee hatte, sie zu malen. Er nahm einen Bleistift und seinen großen Zeichenblock, den er für die Schule hatte. Das Bild malte sich von alleine, so kam es ihm vor, und am Ende hatte sah er auf dem Zeichenblock genau das, was er in Gedanken gesehen hatte, während er auf dem Wattboden lag und durch seine Erinnerungen fiel. In der Schule hatten sie nie mit Bleistiften gemalt, immer nur mit Farben. Lennart war nie besonders gut im Kunstunterricht und auch nie zufrieden mit dem, was er dort malte. Mit diesem Bild, das er mit dem Bleistift gemalt hatte, war er dagegen sehr zufrieden. Es zeigte ihm etwas, etwas, was normaler Weise tief in ihm drin verborgen war und nur selten so deutlich in sein Bewusstsein drang, wie an diesem Nachmittag im Wattenmeer. In den folgenden Tagen wurde es wieder kühler, es war ja erst März. Lennart genoss es, draußen zu sein, dick eingepackt mit Wollpull-over unter der Jacke und der dünnen Mütze unter der Fliegermütze. Nach den Spaziergängen nahm er oft Bleistift und Block und zeichnete seine Träume, die er im endlosen Watt hatte.

An Ostern besuchte er Ender bei seinen Eltern, diesmal eine ganze Woche lang. Lennarts Eltern hatten eigentlich vorgehabt, mit ihm und Alex auf eine Insel zu fahren und dort zusammen die Ostertage zu verbringen. Aber Alex sagte gleich, dass er vorhatte, bei seiner Freundin zu sein. Als dann noch Ender anrief und sagte, dass er über Ostern bei seinen Eltern war und gerne Gesellschaft hätte, war klar, dass es keinen gemeinsamen Osterurlaub geben würde. Lennarts Mutter war ziemlich enttäuscht, dass sie Ostern ohne ihre Söhne verbringen sollte, fand sich dann aber damit ab. „Eigentlich ist es ja gut, dass du Freunde hast, und wenn du möchtest, kannst du natürlich zu Özlans fahren.“ Lennarts Vater brachte ihn zu Ender. Es fühlte sich sehr vertraut an, bei ihm zu

sein; der letzte Besuch war ja nur sehr kurz. Sie verbrachten viel Zeit draußen; Ender liebte es genauso wie Lennart, im Wald zu sein. Er sagte, dass er im Wald seinen „Dachschaden“, wie er es nannte, nicht bemerken würde, seine Vergesslichkeit und seine Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren. Für Lennart war es seit Langem die erste Gelegenheit, wieder einmal ausgiebig in einem Wald zu spazieren. Es war schon anders als das Wattenmeer, auch wenn ihm die Nordsee nach wie vor sehr gut gefiel.

Lennart hatte seinen Block und die Bilder, die ihm am besten gefielen, mitgebracht, um sie Ender zu zeigen. Dem gefielen sie richtig gut; er studierte sie ausgiebig, wobei er sie sich so dicht vor seinen Augen hielt, dass er sie fast mit der Nasenspitze berührte. Lennart beobachtete ihn genau, wie er die Zeichnungen betrachtete. Wie Ender behielt auch er seine Mütze in der Wohnung auf; die Mütze mit Bommel. Er zeichnete, während Ender daneben saß und dabei zusah. Lennart gefiel es, beim Zeichnen neben Ender zu sitzen; sonst war er immer alleine, wenn er zeichnete. Enders Nähe vermittelte ihm Ruhe, ein Gefühl von Zeitlosigkeit, in der sich Lennarts innere Bilder ausbreiten konnten. Er bemerkte dabei, dass sich die Träume, die er im Wald hatte, deutlich von denen im Watt unterschieden. Anders als die Traumwesen an der Nordsee hatten die Wesen im Wald richtige Gesichter, Phantasiegesichter von Phantasiewesen.

Einmal zeichnete er Ender in eines seiner Bilder vom Wald. Der erkannte sich auf Anhieb wieder und war von dem Bild richtig begeistert. Er zeigte das Bild seinem Vater, der meinte, dass Lennart ein echtes Talent zum Malen hatte. Ender bekam das Bild geschenkt und sagte, dass er einen Rahmen dafür kaufen und es in sein Zimmer hängen wollte. Die Zeit bei Ender war wieder viel zu schnell zu Ende. Es fiel Lennart schwer, wieder nach Hause und in seinen Alltag zu kommen. Er behielt zunächst seine Mütze auch hier in der Wohnung auf und wurde schon nach kurzer Zeit von seiner Mutter aufgefordert, sie abzusetzen. Er protestierte zwar und sagte, „Aber Ender trägt doch auch seine Mütze in der Wohnung“, aber er wusste, dass es aussichtslos war. Inzwischen war es selbst draußen zu warm für eine Mütze.

Zu Beginn der Sommerferien war es soweit und Alex zog aus. Er war jetzt ohnehin nur noch selten zu Hause, weil er nach der Arbeit meistens zu seiner Freundin fuhr. Sie kam am Tag vor dem Umzug das erste Mal zu Jansens, so-

dass Lennart und seine Eltern sie auch da überhaupt erst kennenlernten. Lennarts Eltern waren sichtlich überrascht, als sie sie sahen; sie war deutlich älter als Alex. Sie blieb nur kurze Zeit und ging schon vor dem Mittagessen wieder. „Es tut mir leid, dass ich schon gehe, aber ich muss noch Sander von der Schule abholen“, sagte sie. „Von der Schule?“, fragte Lennarts Mutter und sie antwortete, „Ja, mein Sohn geht in die Grundschule.“ Nachdem Alex' Freundin gegangen war, sagte seine Mutter, „Dass Alegra einen Sohn hat, hast du uns noch gar nicht erzählt. Wie heißt er?“ „Sander“, antwortete Alex. „Dann hast du jetzt einen Stiefsohn“, stellte sie fest und fragte, ob er es sich wirklich gut überlegt hatte, die Verantwortung für ein Kind zu übernehmen. „Ja, das habe ich mir gut überlegt“, antwortete Alex und fing an, seine Sachen einzupacken. Lennart half ihm dabei und fragte nach einer Weile, „Ist der Sohn von deiner Freundin so alt wie ich?“ „Nein, er ist erst acht Jahre alt“, antwortete Alex. Lennart fand die Vorstellung, dass Alex jetzt einen Sohn hatte, ziemlich merkwürdig, ganz besonders, weil sein Name, Sander, eine Variation von Alexander ist: Alex und Sander.

Alex hatte sich von einem seiner Freunde einen kleinen Lastwagen ausgeliehen, mit dem er seine Sachen in seine neue Wohnung brachte. Er hatte eine erstaunliche Menge an Sachen; das Auto war bis obenhin voll. Lennart durfte mit ihm in die neue Wohnung fahren, um ihm beim Ausladen zu helfen. Die Wohnung war mitten in der Stadt und Alex hatte dort ein eigenes Zimmer, das deutlich größer war als sein altes. Als sie alles ausgepackt hatten, war es schon Abend und Alex' Freundin holte Pizza von einem Imbiss. Nachdem sie die Pizza gegessen hatten, brachte ihn Alex wieder nach Hause. Sander hatte er an diesem Tag nicht kennengelernt; er war bei einem Schulfreund.

Am ersten Schultag nach den Sommerferien kam der Klassenlehrer zusammen mit einem Jungen, der offenbar neu war. Der Junge hatte nicht nur ein dickes Flanellhemd an, sondern auch ein zweites Flanellhemd darunter. Der Lehrer erklärte, „Ihr habt ab jetzt einen neuen Mitschüler, aber er kann sich ja selbst vorstellen.“ „Ich heiße Janning Magnussen“, sagte der Junge mit einer kräftigen Stimme und erzählte, dass er in einem anderen Dorf wohnte und deswegen mit dem Schulbus in die Schule kam. Er bekam einen freien Platz zugewiesen, nicht weit von Lennarts Platz entfernt. Jeder Schüler hatte einen festen Tischplatz, auf dem ein Aufkleber mit dem Namen klebte, weil die Tische immer wieder verschoben wurden und keinen festen Platz im Zimmer hatten. Auch Jan-

nings Platz bekam einen Aufkleber, den der Lehrer auf seinen Platz klebte, während Janning seine Schulsachen auspackte. Janning trug auch in den folgenden Tagen zwei Flanellhemden, ein dickes kariertes über einem einfarbigen, und hatte immer beide in der Hose stecken. Er und Lennart waren in der Klasse die einzigen, die ein dickes Flanellhemd an hatten. Am ersten Schultag hatte Lennart nur ein T-Shirt darunter, aber dafür seine Jacke an. Ab dem zweiten Tag trug er einen Rollkragenpullover darunter und kam wie Janning ohne Jacke in die Schule.

Nach ein paar Tagen stand Janning in der großen Pause plötzlich vor ihm und fragte, „Was schaust du mich immer so komisch an? Ist irgendwas mit mir?“ Lennart antwortete nicht und schaute ihn verunsichert an. Was sollte er antworten? Dadurch, dass Janning und er ähnlich lange blonde Haare hatten und fast das gleiche Flanellhemd trugen, kam es ihm einen Moment lang vor, als würde er sich in einem Spiegel betrachten. Plötzlich schubste ihn Janning und, nachdem er einen Schritt zurückgewichen war, noch einmal. Dann kam auch gleich ein Lehrer und rief, „Hört ihr sofort damit auf?“ Janning drehte sich um und ging weg, ohne weiter etwas zu sagen.

In der folgenden Zeit achtete Lennart darauf, nicht in Jannings Nähe zu kommen. Auch Janning hielt sich von ihm fern. Wenn sie sich mal nahe kamen, wandte er sich ab oder schob ihn einfach zur Seite; aber das kam nur selten vor. Er kam immer in einem dicken Flanellhemd in die Schule, unter dem er meistens ein einfarbiges Hemd trug, manchmal auch einen Pullover mit Stehkragen, den er dann bis oben hin zugeknöpft hatte, sodass er fast wie ein Rollkragenpullover aussah. Lennart irritierte es sehr, dass ihn der neue Klassenkamerad, den er eigentlich ziemlich faszinierend fand, so offensichtlich ablehnte, ja geradezu hassen musste. Es irritierte ihn umso mehr, weil ausgerechnet sie beide als einzige in der Klasse dicke Flanellhemden trugen. Alle anderen kamen im Pullover in die Schule mit einem Hemd oder einem Rollkragenpullover darunter. Nur in der Parallelklasse gab es einen Schüler, der immer wieder ein Hemd über einem Rollkragenpullover trug. Das war allerdings kein Flanellhemd, sondern sah wie ein Uniformhemd aus.

Als Lennart am ersten Schultag nach den Herbstferien ins Klassenzimmer kam, sah er Janning auf seinem Tisch sitzen. Ihm fiel sofort auf, dass sie beide eine Jeans und ein graues Flanellhemd an hatten mit einem dunkelblauen Pull-

over darunter, er mit einem Rollkragen- und Janning mit einem Stehkragenpull-over. So gingen sie an diesem Tag quasi im Partnerlook, was Lennart ziemlich irritierte. Als er sich seinem Platz näherte, fragte Janning, „Was machst du, wenn ich hier sitzen bleibe?“ Bevor Lennart eine Antwort einfiel, stand er aber auf, schob Lennart zur Seite und ging wortlos zu seinem Platz. Es wurde schnell deutlich, dass sich nichts geändert hatte: Janning mied Lennart immer noch und schob ihn auf grobe Weise weg, sobald er ihm zu nahe kam. Lennart fragte sich immer wieder, warum Janning so abweisend war, aber es fiel ihm kein Grund dafür ein. Am schlimmsten war, dass er ihn eigentlich mochte und sogar manchmal daran dachte, mit ihm befreundet sein zu wollen. Er hatte wirklich selten den Wunsch, mit jemandem befreundet zu sein, aber bei Janning kamen ihm solche Gedanken. Wahrscheinlich lag es daran, dass sie sich so ähnlich sahen und den gleichen Kleidungsstil bevorzugten, vielleicht aber auch, weil Janning ihn so offensichtlich hasste.

Nach den Herbstferien brachte Lennart ein paar seiner Zeichnungen mit in den Kunstunterricht, um sie dort seinem Lehrer zu zeigen. Dem Lehrer gefielen die Zeichnungen. Er befestigte sie an einem Bilderbrett, das im Kunstraum an der Wand hing, damit sie auch Lennarts Klassenkameraden sehen konnten. Einer von ihnen sagte laut, „Dass man nur mit Bleistift so tolle Bilder malen kann.“ „Auf den ersten Blick sieht man in den Bildern nur Landschaften, aber schaut mal genauer hin, was seht ihr noch?“ Lennarts Mitschüler sahen sich die Bilder genau an. „Es ist, als ob man durch die Landschaft hindurch sieht“, sagte einer, „Mit einer anderen Landschaft dahinter.“ „Eine Phantasielandschaft“, sagte ein anderer, „und Phantasiewesen.“ Eine Klassenkameradin meinte, „Es ist wie in Lennarts Kopf hineinzuschauen“, und alle lachten; auch Lennart, weil er sich vorstellte, wie sie ein Loch in seinen Kopf bohrte, um hineinzusehen. Der Kunstlehrer erklärte, dass es in der Kunst genau darum geht zu zeigen, wie es in einem aussieht. Als Hausaufgabe sollten alle versuchen, ihr Innenleben zu zeichnen oder zu malen. Das musste aber nicht zur nächsten Kunststunde geschehen, sondern konnte irgendwann im Lauf des Schulhalbjahres abgegeben werden. Diese Erfahrung im Kunstunterricht spornte Lennart an, noch mehr zu zeichnen. An den Bildern, die er zeichnete, arbeitete er immer länger und intensiver. Oft brauchte er viele Anläufe, bis am Ende ein Bild erschien, das genau das zeigte, was er zeichnen wollte, die Welt in ihm, seine Welt, die subtil durch die Nordseelandschaften hindurch schimmerte.

Auf seinen Geburtstag freute sich Lennart diesmal ganz besonders, weil Ender zu Besuch kommen wollte und vorhatte, gleich mehrere Tage zu bleiben. Inzwischen war Alex' Zimmer frei, sodass er bei Lennart sogar ein eigenes Zimmer hatte, so wie Lennart bei ihm. Er kam am Tag des Geburtstags und blieb dann bis zum Wochenende. Beim Mittagessen schlug Lennarts Mutter vor, dass „die Männer“ am Nachmittag zusammen in die Stadt fahren sollten. Lennarts Vater sollte ohnehin Alex zum Geburtstagskaffee abholen. So fuhren Lennart und Ender mit, um in der Stadt spazieren zu gehen, und sein Vater nutzte die Zeit, um mit Alex zu reden. Dort sollten sie sich wieder treffen, um dann zusammen nach Hause zu fahren. „Aber vertrödelt nicht die Zeit; wir erwarten euch um drei Uhr“, sagte sein Vater. Tatsächlich spazierten die beiden nicht viel, sondern setzten sich beim Hafen auf eine kleine Mauer und schauten auf das Hafenbecken. Sie saßen lange Zeit schweigend nebeneinander, beide dick eingepackt mit Mütze und Kapuze auf. Ender rückte so dicht an Lennart, dass sie sich die ganze Zeit über berührten. Er war wirklich ein echter Freund, auch wenn sie sich nicht oft trafen. Es gab niemanden, mit dem sich Lennart so wohl fühlte wie mit Ender. Als sie schließlich bei Alex ankamen, saßen er und sein Vater schon im Auto. „Da habt ihr aber lange gebraucht“, sagte Alex, „So viel gibt es hier doch gar nicht zu sehen.“ Lennarts Mutter wartete auch schon auf sie und sagte, dass der Kaffee inzwischen kalt geworden war. Sie hatte einen Marmorkuchen gebacken; Marmorkuchen war der einzige Kuchen, den Lennart mochte. Alex erzählte sogar ein bisschen von seiner neuen Familie, was er sonst nie tat. Offensichtlich fühlte er sich mit seiner Freundin sehr wohl und es gefiel ihm, einen Sohn zu haben, auch wenn es nicht sein leiblicher Sohn war. „Sander und ich sind aber wie Vater und Sohn, da gibt es eigentlich keinen Unterschied“, sagte er. Da seine Freundin einen Beruf hatte, bei dem sie genügend Geld verdiente, arbeitete Alex nur noch halbtags und kümmerte sich stattdessen um Sander und den Haushalt. „Dass du mal Hausmann wirst, hätte ich nie gedacht“, sagte Lennarts Mutter und sein Vater merkte gleich mehrmals an, dass Alex lieber eine richtige Ausbildung machen sollte, „Eine Zeitlang kann man ja Hausmann sein, aber als Mann braucht man einen richtigen Beruf.“ Nach dem Kaffeetrinken fragte Ender, ob Lennart Lust hatte, zum Deich zu gehen. Inzwischen war die Sonne durchgekommen und Lennarts Mutter sagte, „Ja, ist doch eine gute Idee, wenn ihr das wollt.“ Sogar Alex kam mit. Auf dem Deich beobachteten sie den Sonnenuntergang über dem Watt, das bis zum Horizont reichte.

Kurz vor den Weihnachtsferien gab es gleich mehrere unangenehme Begegnungen mit Janning. Er schubste und beleidigte Lennart so heftig, dass er schließlich eine Ermahnung vom Rektor der Schule bekam. Lennart befürchtete, dass er ihn deswegen noch mehr schubsen und beleidigen würde. Aber am Tag nach dem Vorfall ignorierte ihn Janning und tat so, als wenn nichts gewesen wäre. Auf dem Weg nach Hause sah ihn Lennart mitten auf der Straße stehen, und das, obwohl es leicht regnete. Janning hatte wie immer in diesem Herbst seinen Anorak an; erst jetzt fiel Lennart auf, dass sein Parka und Jannings Anorak eine ähnliche Farbe hatten. Er stieg von seinem Fahrrad ab und war unschlüssig, was er tun sollte. Nach kurzem Zögern ging er direkt auf Janning zu und bemerkte, dass er unter seiner Kapuze eine Mütze aufhatte; die meisten seiner Mitschüler hatten nur eine Kapuze auf, ohne Mütze darunter. Er blieb direkt vor Janning stehen und sah in an. Da ihre Jacken ähnlich aussahen und beide Mütze und Kapuze aufhatten, kam es ihm wieder so vor, als stünde sein Spiegelbild vor ihm. „Lass mich doch in Ruhe. Ich will auch nichts von dir; was habe ich dir denn getan?“, fragte er. Doch Janning riss ihm wortlos das Fahrrad aus der Hand und warf es so heftig auf die Straße, dass die Klingel abbrach. Einen Moment lang stand Lennart wie versteinert da und spürte verwirrt, wie sich eine unbändige Wut auf diesen Jungen in ihm aufbaute. Wie in einem Reflex packte er Janning an den Armen und schubste ihn so kräftig, dass er regelrecht in den Straßengraben flog. Dabei öffnete sich Jannings Schulranzen und seine Bücher und Hefte fielen in den Matsch. Lennart sah ihn an und war starr vor Schreck über das, was er gerade getan hatte, unfähig etwas zu tun oder zu sagen. Doch Janning sprang sofort auf und stürzte sich auf ihn, sodass beide auf den nassen Asphalt fielen. Er war außer sich und hatte kaum noch Kontrolle über seine Bewegungen. Er krallte sich dabei an Lennart fest, der nach Kräften versuchte, sich aus seinen Griffen zu befreien.

Bei dem Gerangel riss Lennarts Parka an mehreren Stellen. Als Lennart sich schließlich befreien konnte, bekam Janning die Kapuze zu fassen und riss sie ab. Sie blieb nur noch an einem dünnen Stück Stoff mit dem Parka verbunden. Mit einer schnellen Bewegung stand Lennart auf und beide standen sich dann eine ganze Weile lang wortlos gegenüber. Er beobachtete, wie Janning am ganzen Körper zitterte und nach einer Weile begann, wortlos seine Bücher und Hefte einzusammeln. Lennart hob seine Mütze auf, zog sie sich auf den Kopf und setzte sich auf sein Fahrrad. Sein Parka war zerrissen; die Kapuze hing

nur noch an einem dünnen Stück Stoff, sodass er sie nicht mehr aufsetzen konnte. Bevor er losfuhr, schaute er noch einen Moment lang zu, wie Janning seine Sachen einpackte; er wollte etwas sagen, aber es fiel ihm nichts ein. Als er zu Hause ankam, rief seine Mutter, „Um Himmels Willen, was ist denn mit dir passiert?“ Alex kam aus seinem Zimmer und sagte, „Das sieht nach einer Prügelei aus.“ Lennart erzählte, dass ihn Janning nach der Schule abgepasst hatte und es zu einer Rangelei gekommen war. „Ich habe ihn in den Straßengraben geschubst und dabei sind seine Schulsachen in den Matsch gefallen“, erklärte Lennart, „und dann war er sauer, richtig sauer.“ Er zog seinen Parka aus und ließ ihn auf den Boden fallen. Auch seine Hose hatte mehrere Risse abbekommen, durch die die lange Unterhose zu sehen war.

Als Lennart seinen Parka so auf dem Boden liegen sah, hinten ganz aufgerissen, die Kapuze und ein Ärmel fast ab, kamen ihm die Tränen. „Sei froh, dass du den Parka anhattest, sonst würdest du jetzt so aussehen“, sagte Alex und lachte. Er ließ wirklich keine Gelegenheit für blöde Bemerkungen aus, dachte Lennart, an dieser Sache war wirklich überhaupt nichts lustig. „Die Hose kann ich vielleicht noch flicken“, sagte seine Mutter und hob den Parka auf. „Aber ich fürchte, hier ist nichts mehr zu machen“, sagte sie, „ein Riss quer über den Rücken, dann der Ärmel, der fast ganz abgerissen ist und die Kapuze auch. Den können wir wegwerfen.“ Sie ließ den Parka wieder auf den Boden fallen und alle drei starrten darauf. „Dann muss wohl deine andere Jacke ausreichen. Für schlechtes Wetter hast du ja noch deine Regenjacke.“ „Aber die ist doch nicht warm genug“, entgegnete Lennart, der immer noch mit seinen Tränen kämpfte. „Dann kannst du ja noch einen Pullover drunter ziehen; eigentlich finde ich nicht, dass du zu wenig zum Anziehen hast.“

„Die Jacke hat aber keine Kapuze und nur mit der Mütze ist es mir zu kalt an den Ohren, bei dem Wind hier.“ Lennart war klar, dass er keine Chance hatte, einen neuen Parka zu bekommen, aber es fiel ihm schwer, sich damit abzufinden. „Eine neue Jacke ist nicht drin, Lenny, das weißt du genau“, sagte seine Mutter, „Du wirst mit dem klar kommen müssen, was du hast.“ Sie holte einen Müllbeutel aus der Küche und stopfte den kaputten Parka hinein, „Zieh dir jetzt die dreckigen Sachen aus und tu sie gleich in die Waschmaschine.“ Dass Alex das alles mitbekam und die ganze Zeit grinste, ärgerte ihn ziemlich. Auch beim Mittagessen machte er sich über diese Begebenheit lustig, aber Lennart war überhaupt nicht zum Lachen zumute. Als Alex dann sagte, „Frag doch Onkel

Hans, vielleicht hat der noch so eine Jacke, die er dir schenkt“, erwiderte seine Mutter, „Auf keinen Fall. Er bringt ja ständig was mit, obwohl er genau weiß, dass ich es nicht möchte. Wir können uns unsere Kleidung selbst leisten, da brauchen wir keine Kleiderspenden.“ „Neulich hat er so eine Mütze für mich mitgebracht, obwohl er genau weiß, dass ich keine Mützen trage“, sagte Alex, „so eine Fliegermütze aus Leder mit Ohrenklappen. Sicher keine schlechte Qualität, aber seine Klamotten zu tragen, kommt für mich überhaupt nicht in Frage.“ „Vielleicht will Lenny sie haben; hol sie doch mal“, sagte seine Mutter.

Alex holte die Mütze aus seinem Zimmer. An den Ohrenklappen hatte sie dicke, lange Bänder, die unter dem Kinn zusammengebunden werden konnten, und vorne einen kleinen Schirm. „Wär das was?“, fragte Lennarts Mutter, „Das ist dann wenigstens ein kleiner Trost für die kaputte Jacke. Setz sie mal auf.“ Lennart setzte sie auf und hatte das Gefühl, dass sie zu groß war; zwischen den Ohrenklappen und den Ohren war ein spürbarer Abstand, auch als er die Bänder zusammen hielt. Die Mütze gefiel ihm richtig gut, vor allen Dingen, weil man sie unten zubinden konnte; aber sie war zu groß. „Die ist zu groß, da pfeift der Wind ja an den Ohren vorbei“, sagte seine Mutter, „Dann kommt sie in die Altkleidersammlung; schade eigentlich.“ Als er die Mütze wieder abnahm, kam ihm seine dünne Mütze in den Sinn, die keinen Bommel hatte, damit sie unter einer Kapuze getragen werden konnte. Mit ihr darunter passte Alex' Mütze bestimmt und war ein guter Ersatz für eine Kapuze. „Ich nehme sie trotzdem“, sagte Lennart schließlich, „Ich kann ja meine Unterziehmütze drunterziehen, damit sie passt.“

„Das sieht doch bescheuert aus mit noch ner Mütze drunter“, sagte Alex, „Mütze mit Kapuze drüber sieht ja schon bescheuert aus, finde ich; entweder man trägt eine Mütze oder hat die Kapuze auf, aber nicht beides zusammen und schon gar nicht zwei Mützen.“ „Das sieht überhaupt nicht bescheuert aus“, antwortete Lennart, „Andere haben bei so einem Wetter auch Mütze und Kapuze auf, nicht nur ich.“ „Also ich kenne außer dir niemanden, der draußen so herumläuft“, bekräftigte Alex seine Meinung. „Soll doch jeder machen, wie er es will“, sagte seine Mutter, „Wenn er es so mag; ist ja seine Sache. Inzwischen ist er alt genug und kann selbst entscheiden, was er anzieht.“ „Probier es halt mal an“, entgegnete Alex, „dann sehen wir ja, wie es aussieht.“ Lennart ging in den Flur, setzte sich seine dünne Mütze auf und dann die Fliegermütze darüber. Sie passte bequem über die Mütze und bedeckte sie fast vollständig. Lediglich un-

ter dem Schirm war zu sehen, dass da noch eine zweite Mütze darunter war. „Naja, die Mütze drunter fällt ja gar nicht so auf“, sagte seine Mutter, „Zumindest kannst du jetzt nicht mehr behaupten, dass du an den Ohren frierst. Dann haben wir das Thema auch abgehandelt.“ „Ich sage nichts mehr dazu“, sagte Alex und ging in sein Zimmer.

Am Nachmittag klopfte Alex an die Tür und kam in Lennarts Zimmer, „Ich wollte jetzt wieder in die Stadt fahren, kommst du mit? Ich kann dich heute Abend ja wieder zurück bringen.“ Lennart war über das Angebot ziemlich erstaunt. Alex hatte ihn noch nie in die Stadt mitgenommen; er war bisher immer nur mit zusammen seinen Eltern bei ihm. Vor allen Dingen war es das erste Mal, dass ihn Alex auf dem Moped mitnahm. Als Lennart sich einen Wollpullover und seine Jacke übergezogen hatte, sagte Alex, „Du kannst ja die Mütze von Onkel Hans anziehen, wegen mir auch mit der anderen drunter. Auf dem Moped ist es kalt; ich habe ja meinen Helm.“ Das hatte Lennart ohnehin vorgehabt. Bevor sie losgingen, betrachtete er sich im Spiegel, um sich zu bestätigen, dass es nicht bescheuert aussah, die beiden Mützen übereinander zu tragen. „Dass du es dem Janning gezeigt hast, finde ich echt klasse“, sagte Alex, als sie zum Moped gingen, „Wirfst einfach seine Bücher in den Dreck; das wird er sich merken. Schade nur um deinen Parka.“ Er konnte es nicht verkneifen, dabei zu lachen.

Während der Fahrt ging Lennart an diese Begebenheit mit Janning immer wieder durch den Kopf. Er verstand noch nicht einmal ansatzweise, was Janning gegen ihn hatte. Es kam ihm vor, als würde er ihn regelrecht hassen, aber wieso? Lennart hatte wirklich keine Idee. Er fand ihn umgekehrt ja wirklich faszinierend und wäre sogar gerne mit ihm befreundet gewesen; trotz allem, was geschehen war. Für seine Mutter war klar, dass Janning einfach schlecht erzogen war. Am Tag nach dem Vorfall kam Lennart ohne Parka und dafür mit der Fliegermütze in die Schule; Jannings Bücher und Hefte waren mit braunen Flecken übersät. Trotzdem taten beide so, als wenn nichts vorgefallen wäre. Janning vermied in der folgenden Zeit jede Begegnung mit Lennart; es kam kein einziges Mal mehr vor, dass er ihn schubste oder auch nur ansprach. Er ignorierte ihn einfach. Lennart aber entschied sich, sein Flanellhemd nicht mehr in der Schule zu tragen. Die Irritation, so ähnlich auszusehen wie dieser Junge, der ihn offenbar so sehr hasste, war zu groß. Stattdessen trug er ab jetzt Rollkragenpullover mit einem Pullover darüber, wie die meisten in seiner Klasse. Dadurch, dass er kein dickes Flanellhemd mehr trug, wurde die Irritation mit

Janning zwar nicht beseitigt aber deutlich entschärft. Es fiel ihm nicht leicht, da er das Hemd sehr gerne mochte. Im Grunde genommen hatte er seine beiden liebsten Kleidungsstücke verloren, den Parka und das dicke Flanellhemd; ein schwerer Verlust. Vor allen Dingen auch der Parka; Lennart hätte gerne wieder so einen Parka gehabt, oder auch einen Anorak mit Kapuze wie Ender, das wäre auch in Ordnung. Nicht dass er mit den beiden Mützen übereinander frieren würde, aber eine Kapuze wäre schon besser.

Nach dem Schulhalbjahr verließ Janning die Klasse wieder, um auf eine Realschule zu wechseln, die in der nahegelegenen Stadt war. Die Noten, die er erhalten hatte, waren zu schlecht, um im Gymnasium zu bleiben. Der Klassenlehrer teilte es der Klasse an dem Tag mit, als die Zeugnisse ausgegeben wurden. Das war auch Jannings letzter Tag in Lennarts Klasse. An diesem Tag trug er einen blauen Seemannspullover unter seinem Flanellhemd, einen Troyer mit Reißverschluss. Den hatte er geschlossen und den Rollkragen umgeschlagen, sodass er richtig dick war. Lennart hatte in einem Kaufhaus auch einmal so einen Troyer anprobiert; der Rollkragen hatte ihm richtig gut gefallen. Aber der Pullover kratzte und es gab auch keinen Troyer, der nicht kratzte. Zumindest hatte er keinen gefunden. Während er Janning im Augenwinkel beobachtete, konnte er geradezu spüren, wie es sich anfühlte, so einen Troyer mit einem dicken Rollkragen und Reißverschluss unter einem Flanellhemd zu tragen. In seinen Gedanken fühlte es sich ausgesprochen gut an und eigenartigerweise kratzte der Pullover überhaupt nicht. Lennart war trotzdem erleichtert, dass Janning nicht mehr kam. Seitdem er ihm den Parka zerrissen hatte, empfand er seine Anwesenheit als richtig belastend. Auch nachdem Janning weg war, trug Lennart nur noch selten ein Flanellhemd.

Der Winter 1978, 1979 war ungewöhnlich kalt. Die Kälte kam plötzlich kurz vor Silvester und danach auch gleich unvorstellbare Mengen Schnee. So viel wie in diesem Winter hatte es noch nie an der Nordsee geschneit; das sagten auch die Nachbarn, die schon sehr lange dort lebten. Für Lennart war es das Beste, was er sich vorstellen konnte. In diesen tief verschneiten Landschaften fühlte er sich wie zu Hause, so sehr, dass er sich fragte, ob er womöglich ursprünglich aus der Arktis kam. Vielleicht hatten ihn seine Eltern nur adoptiert, während seine wirklichen Eltern im ewigen Eis lebten. Das Gefühl, nicht zu seiner Familie zu gehören, kannte er, seit der sich erinnern konnte; er hatte viel zu wenig mit ihnen gemeinsam, um dazu zu gehören. Er gehörte hierher in die Natur und in

den Winter. Im Januar fiel sogar der Unterricht aus, weil so viel Schnee gefallen war, dass viele Schüler nicht mehr zur Schule kommen konnten.

Bei den tiefen Temperaturen trug Lennart vier Pullover und einen Rollkragenspullover unter seiner Jacke. Die war groß genug, um so viel darunter zu ziehen. Allerdings fand er, dass die dünne Mütze unter der Fliegermütze nicht mehr gegen die Kälte ausreichte. Die Fliegermütze war groß genug, um auch eine dickere Mütze wie seine Bommelmütze darunter zu ziehen; nur der Bommel störte dabei. Deshalb schnitt ihn Lennart ab und trug seine richtige Mütze unter der Fliegermütze. Anders als die dünne Mütze war sie deutlich unter der Fliegermütze zu sehen, was Alex nicht unkommentiert ließ, als er ihn mit den beiden Mützen sah. Anders als er fand Lennart nicht, dass es schlecht aussah. Auch auf den Zeltlagern gab es immer wieder Pfadfinder, die zwei Mützen aufhatten. In einem Pfadfindermagazin hatte er sogar das Foto von einem Pfadfinder gesehen, der eine Wollmütze unter einer Fliegermütze trug, die innen ein dickes Fell hatte. So eine Mütze mit einem dicken Fell innen fand Lennart ziemlich faszinierend, aber auch die Fliegermütze, die er hatte, war mit einer anderen Mütze darunter richtig warm. Es genügte selbst für die richtig kalten Tage; vor allen Dingen, weil die Mütze winddicht war und auch Regen abhielt, wenn er nicht zu stark war. Wenn es schneite, war diese Kombination ideal.

Lennart mochte den harten Winter; er war noch häufiger draußen in seiner verschneiten Heimat als üblicherweise im Winter. Die Überhose, die er von Onkel Hans bekommen hatte, war bei diesen Temperaturen genau das Richtige. So angezogen konnte er auch bei Frost und Wind den ganzen Tag draußen verbringen, ohne auch nur ein bisschen zu frieren. Er fand die Überhose viel praktischer als lange Unterhosen, weil er sie einfach überziehen konnte, wenn er nach draußen ging. In seiner Kleidung war er wie in einem Cocon verpackt und kam sich manchmal wie ein Astronaut vor, der in einem Schutzanzug fremde Welten bereiste und entdeckte. Nur waren die Welten, die er bei seinen Expeditionen im vereisten Watt entdeckte, in ihm drin. Oft nahm er ein Zeichenbrett, Papier und Bleistift mit und zeichnete, was er entdeckte. Die Zeichnungen, die ihm besonders gut gefielen, zeigte er in der Schule seinem Kunstlehrer. Der fand sie so gut, dass er immer wieder welche davon im Klassenzimmer aufhing.

Am Anfang der Sommerferien besuchte Lennart wieder Ender in Hamburg. Er bekam wieder das Gästezimmer in Enders Wohngemeinschaft und blieb gleich eine ganze Woche. Bei diesem Besuch fiel Lennart Enders Behinderung viel deutlicher auf als sonst. Ender hatte recht, dass davon deutlich weniger zu merken war, wenn er in der Natur war, im Wald oder auf dem Deich. Aber in der Stadt war seine Vergesslichkeit nicht zu übersehen. Obwohl er sich angestrengt konzentrierte, fiel es ihm merklich schwer, selbst einfache Dinge zu koordinieren, wie Waschen oder Zähneputzen, Essen richten oder Schuhe anziehen. Es kam auch häufiger vor, dass er mitten im Satz Pausen machte, weil er vergessen hatte, was er gerade erzählen wollte.

„Aus der Behindertenwerkstatt komme ich nie wieder raus“, sagte er einmal. „Ich muss mich wohl damit abfinden, dass ich durch den Gehirntumor ein Behinderter geworden bin; ein Spast.“ Dabei schnitt er eine Grimasse und drehte seine Arme und Handgelenke. Lennart antwortete, „Mich stört das nicht. Vielleicht wären wir ja sonst keine Freunde; vielleicht hätten wir uns sonst gar nicht kennengelernt, weil wir auf dem Pfadfinderlager nicht in einem Zelt geschlafen hätten.“ „Ja, du hast recht“, sagte Ender, „Ich hätte an dem Tumor auch sterben können und sollte froh sein, dass ich das alles so überstanden habe.“ Vor allen Dingen würde er ohne Behinderung auch nicht in einer Wohngemeinschaft mit den anderen behinderten Menschen leben, die alle so nett waren. Lennart fand es viel angenehmer, mit behinderten Menschen zusammen zu sein als mit anderen. „Mit meinem Autismus bin ich ja auch irgendwie behindert“, sagte er. Dabei kam ihm die Idee, nach seinem Abitur zu Ender in die Wohngemeinschaft zu ziehen. Aber Ender erklärte ihm, dass das wohl nicht ginge. „Dafür muss du schon richtig behindert sein, so wie ich oder die anderen hier.“ Die Zeit verging sehr schnell wie immer, wenn sie zusammen waren, viel zu schnell. Lennart vermisste die Wohngemeinschaft. Ihm fiel auf, dass er sich dort schon nach einer Woche zu Hause fühlte, während sich so ein Gefühl bei seinen Eltern selbst nach Jahren nicht einstellte.

Ender kam wieder zu seinem Geburtstag, der diesmal ein besonderer Geburtstag war, nicht nur weil Lennart achtzehn Jahre alt wurde, sondern weil er wusste, dass er von seinen Eltern das Geld für einen neuen Parka bekommen sollte. Diesmal waren nicht nur Alex und Ender bei der Feier, sondern auch ein paar seiner Klassenkameraden. Sie kamen zum Kaffeetrinken, wofür Lennarts Mutter einen Marmor- und einen Apfelkuchen gebacken hatte. Den Nachmittag ver-

brachten sie zusammen auf dem Deich und tranken Apfelkorn, den einer seiner Klassenkameraden mitgebracht hatte. Lennart mochte den Apfelkorn nicht und Ender probierte ihn noch nicht einmal. Es war auch der erste Tag in diesem Winter, an dem Lennart seine Fliegermütze aufsetzte mit seiner dünnen Mütze darunter. Bis dahin hatte er nur seine andere Mütze auf, wenn überhaupt etwas. Ender trug wie immer, wenn es etwas kälter war, Mütze und Kapuze. Nach dem Abendessen, sahen sie noch zusammen fern, bis Lennarts Klassenkameraden abends wieder gingen.

Als alle weg waren, gab ihm seine Mutter einen Briefumschlag mit dem Geld für eine „richtige Winterjacke“, wie sie sagte. „Du wirst vielleicht etwas drauflegen müssen, je nachdem, was du dir aussuchst.“ Er verabredete sich mit Ender, am nächsten Tag nach der Schule in die Stadt zu gehen und zusammen einen passenden Parka zu kaufen. Sie konnten mit dem Schulbus in die Stadt fahren und hatten sich mit Lennarts Vater verabredet, der sie wieder abholen sollte. Am liebsten hätte Lennart genauso einen Parka gehabt, wie er ihn von Onkel Hans bekommen hatte. Aber so einen gab es nicht, in keinem der Kaufhäuser, die sie aufsuchten. Als sie im vierten immer noch nichts gefunden hatten, schlug Ender vor, nochmal von vorne anzufangen. Auf dem Weg zurück zum ersten Kaufhaus blieb er vor einem Schaufenster stehen und zeigte auf einen Parka. Es war ein kleines Geschäft, das sie deswegen wohl bei ihrem ersten Durchgang übersehen hatten. „Was meinst du?“, fragte er, „Warm ist er auf jeden Fall, so wie er aussieht.“ Der Parka hatte einen breiten Rand aus Kunstfell an der Kapuze, was Lennart gut gefiel. „Probier den doch mal an“, schlug Ender vor. Während Lennart ihn anprobierete, erklärte die Verkäuferin, dass er auch für richtig kalte Temperaturen gut geeignet wäre. Lennart betrachtete den Parka im Spiegel genau. Er war anders als sein früherer Parka, braun statt grün und mit einem dunkelbraunen Kunstfell innen, das sich richtig weich anfühlte. An der Kapuze hatte er einen breiten Fellrand, was Lennart besonders gut gefiel. Der Reißverschluss ließ sich so weit nach oben ziehen, dass er über das Kinn reichte, und der Parka ließ sich bis obenhin zuknöpfen. Er war groß genug, dass er mühelos über die Pullover passte, die Lennart anhatte. Auch die Kapuze war größer als bei seinem früheren Parka; als er sie aufsetzte, verschwand seine Mütze fast vollständig darunter. Als Ender schließlich sagte, dass ihm der Parka gefiel, war die Entscheidung gefallen.

Lennarts Vater wartete bereits, als sie zum verabredeten Parkplatz kamen. Alex saß auch im Auto; er hatte sich spontan entschieden mitzukommen. Er wunderte sich darüber, dass sie so lange brauchten, um eine Winterjacke zu kaufen. Zu Hause angekommen, sagte Lennarts Mutter, „Jetzt bin ich ja gespannt, was du dir ausgesucht hast. Zeig mal her.“ Zu viert beobachteten sie, wie er den Parka auspackte und anzog. Nachdem er ihn ganz zugeknöpft hatte, setzte ihm Alex die Kapuze auf und sagte, „So kann er ohne Probleme an einer Arktisexpedition teilnehmen.“ Lennarts Mutter meinte, „Das war klar, dass er die dickste Winterjacke findet, die es in der Stadt zu kaufen gibt.“ Ender grinste und sagte, „Sieht gut aus.“ Lennart war jedenfalls sehr zufrieden mit seiner Entscheidung; besonders die Kapuze fühlte sich richtig warm an, selbst ohne Mütze darunter. Nachdem alle Lennarts neuen Parka begutachtet hatten, ging er mit Ender zusammen noch auf den Deich. Es fühlte sich gut an, den Parka zu tragen, vor allen Dingen mit der Kapuze und der Mütze darunter, die ohne Bommel besser unter die Kapuze passte als mit.

Bevor Ender wieder nach Hamburg zurückfuhr, sagte er, dass er nach München ziehen würde. Sein Vater hatte dort eine neue Arbeit gefunden und Ender sollte nicht zu weit von seinen Eltern entfernt wohnen. Lennart war richtig aufgewühlt und wusste nicht, was er sagen sollte. Sie liefen eine ganze Zeit lang schweigend nebeneinander den Deich entlang; auch Ender wirkte nachdenklich und traurig. Nach einer Zeit, die beiden ewig vorkam, fragte Lennart, „Und dann sehen wir uns nicht mehr, oder?“ Ender versuchte, etwas zu antworten, aber es war wie früher und er stotterte so sehr, dass er den Versuch abbrach. Stattdessen fing er an zu weinen. Lennart kam sich vor wie in einen Traum versetzt; allerdings nicht wie in einen von den Tagträumen, in denen er sich normaler Weise befand, sondern in einem, der nicht nur unangenehm war, sondern auch durch und durch unwirklich wirkte. Ein Traum, aus dem er am liebsten sofort aufgewacht wäre.

Dazu passte es gut, dass es anfang zu regnen. Ender zog sich die Kapuze über seine Mütze; Lennart hatte die Kapuze seines Parkas bereits auf; ohne Mütze darunter, weil es nicht sehr kalt war. Der Regen wurde so stark, dass sie nach Hause rannten und trotzdem völlig durchnässt ankamen; sogar ihre Unterwäsche war nass. Ender lieh sich von Lennart trockene Kleidung, bevor Lennarts Vater ihn in die Stadt zum Bahnhof fuhr. Als der Zug kam, umarmte ihn Lennart und drückte ihn fest an sich. Lennart sah dem Zug hinterher, bis er nicht mehr

zu sehen war. Der Abschied kam ihm ziemlich unwirklich vor; wird er Ender wirklich nicht wieder sehen? Etwa eine Woche später kam ein Paket mit der Kleidung an, die sich Ender ausgeliehen hatte.

Lennart verbrachte den Winter über viel Zeit auf dem Deich und im Watt. Er war regelrecht glücklich, wieder einen Parka zu haben; noch dazu einen, der richtig warm war und eine Kapuze mit Fellrand hatte. Manchmal hatte er noch seine Fliegermütze über seiner Mütze, aber meistens die Kapuze. Es gefiel ihm, beide Varianten abwechseln zu können. Nachdem er wieder zu Hause war, zeichnete er die Bilder, die ihm durch den Kopf gingen: Die Grautöne des verschneiten Watts mit den Wolken darüber, die sich mit den inneren Landschaften aus seinen Phantasien vermischten und zusammen eine eigene Welt bildeten. Eine ganze Serie seiner Bilder zeigte nicht nur ineinander übergehende Landschaften. In diesen Bildern war auch immer schemenhaft eine Figur zu erkennen, ein Mensch oder zumindest eine menschenähnliche Figur. Lennart wusste nicht warum, aber er fühlte sich geradezu gedrängt, diese Figur in die Landschaft zu zeichnen; es war, als wenn es sich von selbst zeichnete und Lennart lediglich den Stift hielt. Bereits beim dritten Bild hatte er den Gedanken, dass es er selbst sein musste, der da schemenhaft in den Zeichnungen auftauchte. Die Figur wurde von Bild zu Bild immer größer und deutlicher, bis sie auf einmal das Bild fast ausfüllte. Lennart betrachtete gebannt das Bild. Es war tatsächlich er selbst, der auf der Zeichnung in aller Deutlichkeit zu erkennen war; er selbst im Parka mit der Fellkapuze auf und seiner Mütze darunter.

Lennart war mit der Zeichnung allerdings unzufrieden. Anders als auf den vorangegangenen Bildern war es nicht mehr eine schemenhafte Figur, die auf dem Bild zu sehen war, sondern deutlich erkennbar er selbst. Aber vor allem die Proportionen stimmten nicht richtig und das Bild wirkte daher unwirklich und unecht. Lennart zeichnete dieses Bild immer wieder, um danach festzustellen, dass es immer noch nicht richtig abbildete, was er in seinem Inneren sehen konnte. Manchmal setzte er sich zum Zeichnen auf den Deich, damit er die winterliche Wattlandschaft beim Zeichnen vor sich hatte. Es war eine richtige Herausforderung. Schließlich hatte er es geschafft und sah eine Zeichnung vor sich mit der er ganz und gar zufrieden war. Er konnte sich klar und deutlich wiedererkennen, die Körperproportionen stimmten und auch der Parka mit der Kapuze war korrekt abgebildet. Er ging in den Flur und klebte das Bild vorsichtig mit Klebestreifen neben den Spiegel, um das Bild mit seinem Spiegelbild zu

vergleichen. Als er sich im Spiegel sah, genauso angezogen wie in dem Bild, mit Mütze und Kapuze, fand er, dass er sich richtig gut getroffen hatte. Er zeigte das Bild seinen Eltern, die sich über seine zeichnerischen Talente erstaunt zeigten. „Das hängen wir in den Flur“, sagte sein Vater, „ein echter Jansen.“ Wenige Tage später brachte seine Mutter einen passenden Bilderrahmen mit und hängte das Bild in den Flur. „Das passt ja, so dick eingepackt, dass man ihn kaum erkennen kann“, sagte sie, als sie mit Lennart vor dem Bild stand.



Obwohl sich Lennart und Ender nicht oft getroffen hatten, kam sich Lennart plötzlich ziemlich einsam vor. Solche Gefühle von Einsamkeit kannte er bis dahin gar nicht, im Gegenteil. Er fühlte sich eigentlich immer am wohlsten, wenn er alleine war; bei Wind und Wetter alleine in der endlosen Weite des menschenleeren Watts, eingepackt in seinem Parka mit Fellkapuze und in der dicken Überhose, die er von Onkel Hans bekommen hatte. Besser konnte er sich gar nicht fühlen. Doch plötzlich fehlte etwas, wenn er im Watt war. Es geschah recht oft, dass in seinen Tagträumen am Horizont eine Figur auftauchte und immer näher kam, genau so wie in seiner Bilderserie. Immer wenn sie so nahe war, dass er sie erkennen konnte, war es er selbst, wie auf dem Bild der Serie. Dabei wünschte er, dass Ender auftauchen würde oder vielleicht auch Jan. Aber er konnte es sich noch so intensiv wünschen, es war immer er selbst. Manchmal dachte er, dass er in seinem Selbstporträt irgendwie noch einmal geboren wurde; noch einmal in die Wirklichkeit geholt, in eine andere als beim ersten Mal, eine viel wirklichere.

Er war mit diesem Bild jemand geworden, ein Jugendlicher in einer Winterlandschaft, dick angezogen mit einer Fellkapuze über der Mütze. Dass seine Eltern ausgerechnet dieses Bild in den Flur hingen, verstand er als ein Zeichen, dass sie ihn inzwischen akzeptierten, so wie er war, als einen Forschungsreisenden, einen Fremden in einer fremden Welt. Zum ersten Mal hatte er das Gefühl, dass sie ihn sahen, wie er sich selbst auch sah, dass überhaupt andere ihn so sahen wie er selbst. Es war ein ausgesprochen merkwürdiges Gefühl, eine merkwürdige Magie, die da vor sich ging. Lennart versuchte, mehr von diesen Selbstporträts zu zeichnen, aber keiner von seinen Versuchen kam dem ursprünglichen Selbstporträt auch nur nahe. Er hatte den Eindruck, es gab nur ein einziges Mal eine Gelegenheit, sich selbst so zu zeichnen, dass er und andere ihn wiedererkennen konnten; so eine Gelegenheit würde wohl nie wieder kommen. Dieses Bild, das wurde Lennart in diesem Winter klar, markierte einen Wendepunkt in seinem Leben. Dazu passte sehr gut, dass er sich das erste Mal überhaupt in seinem Leben einsam fühlte.

Im Frühjahr organisierte Lennarts Kunstlehrer eigens für Lennarts Zeichnungen eine Ausstellung in der Schule. Inzwischen war der Schnee und damit Lennarts eigentliche Heimat wieder verschwunden. Geblieben waren aber seine Zeichnungen. Die Serie mit der Figur, die von Bild zu Bild aus der verschneiten Landschaft kam und sich am Ende als Lennart entpuppte, stand im Zentrum

der Ausstellung. Sie umfasste sechs Bilder. Die anderen Bilder zeigten auch weite Landschaften in einer Vielzahl von Grautönen, in denen aber abstraktere Dinge zu sehen waren, Dinge, die aus Lennarts Innenleben stammten. Es waren komplexe geometrische Figuren in diesen Bildern zu erkennen, die aber alle nicht ganz symmetrisch waren, sondern oft nur an einer einzigen Stelle einen Symmetriebruch hatten. Lennarts Ausstellung fand ziemliche Beachtung. Weil sie in der Lokalzeitung angekündigt wurde, kamen auch Besucher, die ansonsten nichts mit der Schule zu tun hatten. Einer von Lennarts Mitschülern schrieb einen Artikel über die Ausstellung in der Schülerzeitung. Er schrieb, dass die Schule stolz darauf war, einen echten Künstler in ihren Reihen zu haben, was Lennart ziemlich übertrieben fand. Sein Selbstporträt mit Mütze und Kapuze kam sogar auf die Titelseite der Schülerzeitung. Dass sich sein Innenleben plötzlich in einer breiten Öffentlichkeit wiederfand, war ihm ziemlich unheimlich. Sogar seine Eltern besuchten die Ausstellung und waren offensichtlich beeindruckt von der Anerkennung, die Lennart für seine Bilder erhielt.

Die Vorstellung, erwachsen zu werden, beunruhigte Lennart, aber es ließ sich wohl nicht vermeiden. Immerhin war er inzwischen achtzehneinhalb Jahre alt und würde in einem Jahr sein Abitur machen. Alex war richtig erwachsen geworden, seit er ausgezogen war; das war ihm deutlich anzusehen. Er kleidete sich nicht mehr so nachlässig, pflegte seine Haare, die nicht mehr so fettig und zerzaust aussahen, und er redete auch anders als früher, wie ein Erwachsener eben. Lennart besuchte ihn immer wieder, aber die Besuche waren meistens anstrengend, weil Alex am Wochenende nie alleine zu Hause war. Sander mischte sich ständig ein, wenn Lennart und Alex miteinander reden wollten. Wenn ihn Alex in sein Zimmer schickte, kam er spätestens nach zwei Minuten wieder zurück. Obendrein hörte Alex' Freundin ständig Radio, wenn sie zu Hause war. Wenn das Erwachsensein so war, wollte Lennart auf keinen Fall erwachsen werden, das war keine Frage. Aber Alex schien zufrieden zu sein. Im Sommer fuhr er und seine Familie für eine Woche nach Dänemark und Lennart durfte mitkommen. Sie hatten dort ein kleines Ferienhaus mitten in den Dünen an der Nordsee. Der Strand war unvorstellbar groß, so groß, dass Lennart dort stundenlang niemanden traf. Er war jeden Tag am Meer und genoss die endlose Weite, die sich dort auftat. Die Landschaft gefiel ihm so gut, dass er sich einmal dabei erwischte, wie er vor Freude über den Strand hüpfte. Einmal war er auch mit Alex alleine ein paar Stunden spazieren. Das war sehr schön, wohl

auch weil sie dabei nicht redeten und nur dem Meer lauschten. Als sie zurück waren, sagte Alex, „Das war jetzt so erholsam, mit dir ein paar Stunden ohne Reden gehabt zu haben. Bei mir zu Hause redet ständig jemand; das kann ganz schön anstrengend sein.“ Kurz nach dem Urlaub in Dänemark begann das letzte Schuljahr für Lennart.

Eine ziemlich schwierige Freundschaft

Lennarts Mutter fuhr in die Stadt, um Einkäufe zu erledigen, und Lennart nutzte die Gelegenheit, mit ihr zu fahren und Alex zu besuchen. Es war ziemlich windig an diesem Samstag und fast schon unangenehm kalt. Von dem Parkplatz aus war es noch eine Viertelstunde Fußweg, um bis zu Alex' Wohnung zu kommen. Lennart blies dabei ein kräftigerer Wind ins Gesicht; obwohl er die Fellkapuze aufhatte, zog es auch an den Ohren. Er war gerade um die erste Straßenecke gebogen, als ihm jemand in einer dicken Daunenjacke entgegen kam, der die Kapuze über eine Mütze gezogen hatte. Als er das sah, dachte er, dass er definitiv zu dünn angezogen war; sowohl eine lange Unterhose als auch eine Mütze wären angebracht gewesen. Die Tage davor waren ziemlich mild, obwohl es Mitte Februar war, aber an diesem Tag war es deutlich kühler geworden. Zum Glück war der Weg zu Alex nicht so weit.

Plötzlich hörte er, „Mensch, Lenny“. Die Stimme kam ihm bekannt vor, aber er musste einen Moment überlegen, bis es ihm einfiel; es war Jannings Stimme. Lennart erschrak, als er sie erkannte. Es musste der junge Mann gewesen sein, der in einer dicken Daunenjacke mit Mütze und Kapuze eingepackt war. Er blieb tatsächlich stehen und kam auf Lennart zu; kein Zweifel, es war Janning. „Dass ich dich mal wieder treffe“, sagte er und schlug vor, zusammen in ein Café zu gehen. Lennart war ziemlich irritiert. Janning redete mit ihm, als wären sie Freunde gewesen, die sich schon lange nicht mehr gesehen hatten. Aber das war ja überhaupt nicht der Fall, ganz im Gegenteil. Sofort kamen ihm die Erinnerungen an die Auseinandersetzung in den Sinn, bei der er seinen Parka zerrissen hatte. Er zögerte und nach einer Weile sagte Janning, „Na komm, nur auf einen Kaffee; ich lad dich auch ein.“ Lennart willigte schließlich ein und sie gingen in ein Café, das ganz in der Nähe war. „Ich weiß, das war nicht so toll mit uns früher, tut mir auch leid“, sagte Janning auf dem Weg zum Café, „Aber das ist ja auch schon eine Weile her.“ Dabei legte er ihm seine Hand auf die Schulter.

Janning hatte wie früher ein dickes Flanellhemd an; Lennart fragte sich, ob es dasselbe war, zumindest war es ein sehr ähnliches. Unter dem Hemd trug er einen Rollkragenpullover. Er erzählte, dass er die Realschule inzwischen beendet hatte und halbtags in einem Supermarkt arbeitete. Er wohnte noch bei seinen Eltern und hatte ansonsten mit niemandem mehr Kontakt. „Ich fühle mich schon ziemlich einsam.“ Er hielt kurz inne und sagte mit deutlich leiserer Stimme, „Ich hätte gerne Freunde oder wenigstens einen; aber irgendwie bekomme ich das nicht hin.“ Lennart fragte sich, was ihm Janning damit sagen wollte, und sah ihn an. „Ich war ja früher ziemlich scheiße zu dir, keine Ahnung warum“, fing er an, „Vielleicht weil, naja, du und ich, wir sind uns schon so ein bisschen ähnlich.“ Das hatte Lennart überhaupt nicht so in Erinnerung. Wenn er wirklich fand, dass sie sich ähnlich waren, warum hatte er dann so deutlich seine Abneigung gezeigt? Wenn es nach Lennart gegangen wäre, hätten sie auf jeden Fall befreundet sein können. „Klingt vielleicht komisch, aber ich habe viel darüber nachgedacht“, ergänzte Janning. Was wohl stimmte war, dass er wie Lennart auch eher ein Außenseiter war; und dass er sich auch gerne dick anzog und Flanellhemden trug. Das waren aber auch schon alle Ähnlichkeiten, die Lennart einfielen. Gerade weil ihn diese Ähnlichkeiten mit einem Jungen irritierten, der ihn offensichtlich gehasst haben musste, hatte er schließlich aufgehört, Flanellhemden zu tragen.

„Ich habe oft über dich nachgedacht, weil ich dich eigentlich irgendwie mochte“, setzte Janning fort, „Ehrlich. Das ist mir erst im Nachhinein klar geworden. Du warst anders als die anderen; das hat mir irgendwie imponiert, wirklich.“ Lennart starrte ihn ungläubig an und wusste nicht, was er sagen sollte. Auf der einen Seite kamen ihm lauter Erinnerungen an unangenehme Begegnungen mit Janning ins Bewusstsein, zugleich spürte er tatsächlich auch eine Art Verbundenheit mit ihm, wenn er darüber nachdachte. Hatte er so etwas früher nicht auch gespürt, so eine Faszination, ein Gefühl, das er eigentlich nicht verstehen oder irgendwo einordnen konnte? Er war darüber erstaunt, wie sehr ihn diese Begegnung mit Janning aufwühlte und verwirrte. Der streckte ihm schließlich seine Hand hin, „Nimmst du meine Entschuldigung an?“ Lennart zögerte kurz und nahm seine Hand. Janning grinste, sagte dann aber nichts mehr. Um auch etwas zu sagen, erzählte Lennart von der Schule und den Bildern, die er zeichnete. Janning unterbrach ihn, „Wollen wir uns vielleicht verabreden? Ich muss nämlich gleich weiter.“ „Ja, ich auch“, antwortete Lennart. Sie verabredeten

sich für das kommende Wochenende. Als Lennart Janning beobachtete, wie er sich seine dicke Daunenjacke anzog und Mütze und Kapuze aufsetzte, dachte er, dass sie sich vielleicht tatsächlich ähnlicher waren, als er bis dahin angenommen hatte.

Am folgenden Sonntag kam Janning zu Lennart. Lennart schlug vor, im Watt spazieren zu gehen. „Manchmal laufe ich stundenlang durch die Landschaft und bin dann hinterher richtig gut erholt“, sagte er. Er zog sich seine Überhose, Schuhe und den Parka an, den er bis oben hin zumachte. Als er sich seine Mütze aufsetzte, sagte Janning, „Du hast ja die gleiche Mütze wie ich“, und zog seine Mütze aus der Tasche des Anoraks, „Meine hatte noch einen Bommel, den habe ich abgeschnitten, weil er unter der Kapuze drückte.“ Lennart erwähnte nicht, dass auch er den Bommel an seiner Mütze abgeschnitten hatte. Sie fuhren zusammen ein Stück auf dem Deich und ließen schließlich ihre Räder liegen, um ins Watt zu gehen. Nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander her liefen, fragte Janning, „Wollen wir Freunde sein?“ Lennart sah ihn an; in Gedanken sah er sich und Janning nebeneinander, er in seinem Parka, Janning mit seinem Anorak und beide mit der gleichen Mütze und Kapuze darüber. Es war ein vertrautes Bild, was er da vor Augen hatte. Er nickte. „Klasse“, sagte Janning, legte seinen Arm um Lennarts Schulter und drückte ihn fest an sich, „Vielleicht bist du der erste richtige Freund, den ich habe; wer weiß?“

Janning erzählte, dass er noch nie richtige Freundschaften hatte. „Immer wenn ich jemanden mochte, musste ich mit ihm streiten, so wie mit dir früher. Ich weiß nicht, was mit mir los war, aber ich konnte gar nicht anders. Und mit den Mädchen hat sowieso nie etwas geklappt.“ Er erzählte, dass er eine Therapie bei einer Psychologin begonnen hatte. „Das war auch notwendig, weil es mir immer schlechter ging und ich auch niemanden so zum Reden hatte“, erklärte er. „Habe ich ja immer noch nicht. Und neulich sagte die Psychologin zu mir: Herr Magnussen, sie siezt mich immer und nennt mich Herr Magnussen, Sie stehen sich selbst im Weg. Irgendetwas in Ihnen verhindert mit aller Kraft, dass Ihnen gelingt, was Sie erreichen wollen und was Sie sich wünschen.“ Er sah Lennart an, als ob er sich vergewissern wollte, ob er verstanden wurde.

„Und dabei musste ich auch an dich denken. Als ich in deine Klasse kam, bist du mir sofort aufgefallen; erinnerst du dich? Da dachte ich gleich, mit dem will ich befreundet sein, und was habe ich gemacht?“ Er schubste Lennart so stark,

dass er zur Seite kippte und beinahe umfiel. Und dann gleich nochmal, sodass Lennart sich mit dem Händen am Boden abstützen musste, um nicht zu fallen. „Verstehst du das?“ Lennart schaute ihn schweigend an. „Ich auch nicht. Janning Magnussen, was bist du bloß für ein Idiot, habe ich gedacht. Als mir das klar geworden ist, war es zu spät, da war ich schon nicht mehr in deiner Klasse.“ Janning blieb noch zum Abendessen, bevor er wieder nach Hause fuhr. Nachdem er gegangen war, fragte seine Mutter, „War das nicht der, der dir deinen Parka zerrissen hat? Ich weiß ja nicht, ob das ein guter Umgang ist. In der Schule waren sie ja froh, dass sie ihn schnell wieder losgeworden sind. Mit dem ist ja niemand zurecht gekommen.“ Lennart sagte nichts dazu.

Lennart dachte in den folgenden Tagen oft an Jannings Besuch. Er fand es überraschend angenehm, mit ihm zusammen zu sein. Offensichtlich hatte Janning immer noch dieselben Kleidungsvorlieben wie früher: Ein dickes, weiches Flanellhemd, das er über einem Rollkragenpullover trug, und die dicke Daunenjacke mit Kapuze. Lennart war sich sicher, dass Janning Kleidung genauso empfinden musste wie er, als eine zweite Haut, als Schutz vor der Außenwelt. Jannings Hemd hätte Lennarts Lieblingshemd sein können. Er hatte lange keine Hemden mehr getragen; die Hemden, die er von früher noch hatte, waren ihm inzwischen zu klein geworden, zumindest zu klein, um sie über einem Pull-over zu tragen. Nachdem er ein paar Tage darüber nachgedacht hatte, entschloss er sich, wieder Flanellhemden zu tragen. In der Stadt kannte er ein Geschäft, in dem es diese dicken Flanellhemden gab; es war ein Berufsbekleidungsgeschäft. Dort hatte er im Schaufenster Flanellhemden gesehen, die wie Jannings Hemden aussahen. Sie hatten große Knöpfe und konnten wie Jacken über der Hose getragen werden, aber Janning hatte sie immer in der Hose. Lennart entschied sich für zwei von diesen Hemden, die sich in ihrer Farbe und in ihrem Muster ein wenig voneinander unterschieden.

Er war erstaunt, wie schnell es ihm wieder vertraut vorkam, ein Hemd zu tragen, vor allen Dingen über einem Rollkragenpullover. Er fand, solche dicken Hemden passten gut zu ihm. Zwei Wochen später kam Janning wieder zu Besuch; er kam schon vormittags. Lennarts Mutter äußerte wieder ihre Bedenken gegen ihn, meinte aber am Ende, dass es Lennarts Sache wäre, mit wem er Umgang pflegte. Draußen war es sehr ungemütlich; es regnete bei Temperaturen knapp über null Grad. Als sie in Lennarts Zimmer waren, sagte Janning, „Ein schickes Hemd hast du an; damit sind wir ja fast im Partnerlook.“ Tatsäch-

lich trugen sie nicht nur beide ein Flanellhemd, sondern auch einen braunen Rollkragenpullover darunter. Janning hatte eine ganze Tasche voll mit Musikkassetten mitgebracht, die sie sich anhörten, während sie auf Lennarts Bett saßen. Dabei lehnte er sich an Lennart an, den das vertraute Gefühl, das sich dabei einstellte, ziemlich irritierte.

Beim Mittagessen fragte ihn Lennarts Mutter aus; sie wollte wissen, was er machte und was er vorhatte zu tun. Lennart fand es ziemlich unpassend, aber Janning schien es nicht zu stören. Er erzählte sehr ausführlich über sich, als wenn er nur darauf gewartet hätte, danach befragt zu werden. Vieles davon kannte Lennart noch nicht. „Am liebsten hätte ich einen Beruf, bei dem ich viel draußen bin, als Förster oder als Gärtner“, sagte er, „aber bis jetzt habe ich noch nichts geeignetes gefunden.“ Er erzählte auch, dass sein Vater Alkoholiker war und seine Mutter starke Depressionen hatte. „Sie kam oft tagelang nicht aus dem Bett und ist gestorben, kurz bevor ich in Lennarts Klasse kam“, erklärte er, „Meine Eltern wollten eigentlich keine Kinder haben; meine Geburt war sozusagen ein Unfall. Ich war von Anfang an auf mich gestellt und musste selbst mit allem klarkommen, auch mit meinen Aggressionen. Das war früher ein echtes Problem.“ Er sagte, dass die Aggressionen einfach kamen und er nichts dagegen tun konnte. „Aber jetzt mache ich ja eine Therapie und habe es inzwischen ganz gut unter Kontrolle.“

Lennarts Mutter war sehr an Jannings Geschichten interessiert und fragte immer weiter. Sie blieben auch nach dem Essen noch eine ganze Weile sitzen und unterhielten sich, während Lennart nur zuhörte. Schließlich sagte seine Mutter, „Jetzt könnt ihr wieder in Lennys Zimmer gehen, ich habe noch zu tun.“ Es regnete immer noch, sodass sie den ganzen Nachmittag über bis zum Abendessen Musik hörten. Dabei saßen oder lagen sie auf Lennarts Bett und Janning schmiegte sich eng an Lennart. Nach dem Abendessen ging er wieder nach Hause; es hatte inzwischen auch aufgehört zu regnen. Lennart und seine Mutter beobachteten ihn, wie er sich die Schuhe und den Anorak anzog. Nachdem er sich die Mütze aufgesetzt und die Kapuze darüber gezogen hatte, sagte Lennarts Mutter, „Das scheint ja heutzutage üblich zu sein, sich so dick anzuziehen.“

Es war bereits Mitte März, als Janning schon am Samstag kam und über Nacht bei Lennart bleiben wollte. Auch Alex hatte sich an diesem Samstag angekün-

dig; er wollte mit seiner ganzen Familie kommen, allerdings erst am Nachmittag. Es war ein kühler und stürmischer Tag. Obwohl Lennarts Mutter meinte, dass es zu gefährlich war, auf den Deich zu gehen, verbrachten Lennart und Janning den Vormittag draußen. Als sich Lennart die Fliegermütze über seine Mütze zog, sagte Janning, „Mützen-Lenny“, und lachte. „So haben sie dich in der Schule genannt; weil du immer zwei Mützen aufhattest.“ Auch nachdem er den neuen Parka bekommen hatte, trug Lennart immer wieder die Fliegermütze mit einer Mütze darunter. Dass früher darüber gelästert wurde, hatte er überhaupt nicht bemerkt; es wunderte ihn, dass sich seine Klassenkameraden dafür interessierten, was er aufhatte. Ihm gefiel die Fliegermütze nach wie vor und deswegen hatte er sie immer mal wieder auf. „Sie haben es aber bestimmt nicht böse gemeint“, setzte Janning fort, „Du bist halt immer irgendwie aus dem Rahmen gefallen“, und nach einer Pause, „so wie ich ja auch.“

Janning war an diesem Tag sehr vergnügt, geradezu ausgelassen. Auf dem Deich zu gehen, war recht mühselig, weil die Windböen zum Teil so kräftig waren, dass sie fast herunter geblasen wurden. Janning hielt sich dabei manchmal an Lennart fest, sodass sie fast gemeinsam umfielen. Aber am Ende gelang es ihm immer, die Balance zu halten. Zurück gingen sie hinter dem Deich im Windschatten. Janning war nicht zu bremsen. Er hielt Lennart an den Hüften, um ihn wieder loszulassen und dann so kräftig zu schubsten, dass er fast hinfiel. „Ich bin der Sturm, der alles wegfegt“, rief er einmal, nachdem er Lennart umgestoßen hatte. Lennart fand es etwas anstrengend so spazieren zu gehen und als Janning ihn wieder kräftig schubste, sagte er laut, „Aua, lass das.“ Janning legte dann gleich seinen Arm um seine Hüfte und sagte, „Oh das wollte ich nicht. Tut mir leid. Manchmal geht es mit mir durch.“ Nach kurzer Zeit fing er aber wieder an, Lennart zu schubsen.

Nachmittags kam dann Alex mit seiner Familie. Als sie alle am Kaffeetisch saßen, fragte Alex, „Ihr habt ja die gleichen Klamotten an, macht ihr einen auf Zwilling?“ Sie hatten tatsächlich fast das Gleiche an, ein dickes Flanellhemd, einen dunkelgrauen Rollkragenpullover und eine graue Cordhose. Offensichtlich hatten sie die gleichen Kleidungsvorlieben, auch in Hinblick auf die Farbkombinationen. „Lenny macht mir immer alles nach“, sagte Janning und lachte, „Das war früher auch schon so.“ Lennart fand diese Bemerkung überhaupt nicht witzig; er fühlte sich ertappt, weil es ihm gefiel, wie Janning angezogen zu sein. „War doch nur ein Scherz“, sagte der und stieß Lennart sanft an, „Wir tra-

gen halt beide gerne dicke Hemden.“ „Das Hemd hat sich Lenny neu gekauft“, bemerkte Lennarts Mutter daraufhin, „Mir gefällt es, dass er neuerdings wieder Flanellhemden trägt; das steht ihm gut.“

Nach kurzer Zeit wurde Sander zunehmend unruhig und rannte schließlich ständig durch die Wohnung. „Vielleicht wollen die Jungs mal nach draußen gehen“, sagte Lennarts Mutter schließlich, „Der Wind hat inzwischen nachgelassen.“ Janning und Lennart fanden die Idee gut, Sander offensichtlich auch; Alex allerdings blieb lieber mit seiner Freundin drinnen. Sander weigerte sich zunächst, seine Mütze aufzusetzen, aber als seine Mutter sagte, „Schau mal, die beiden haben auch ihre Mützen auf, sogar mit Kapuzen darüber“, nahm er sie und zog sie sich über; die Kapuze seines Anoraks aber nicht. Draußen war er kaum zu bremsen, rannte den Deich herunter und wieder hoch und jubelte jedes Mal, wenn eine Böe kam und sie fast umgeweht wurden. „So ein Kind wäre mir echt zu anstrengend“, sagte Janning und Lennart stimmte ihm zu. Alex und seine Familie fuhren nach dem Abendessen wieder zurück in die Stadt. Den Sonntag verbrachten Janning und Lennart mit Musikhören und Spaziergängen auf dem Deich. Obwohl sie sich erst das dritte Mal getroffen hatten, fühlte es sich an, als wären sie schon immer enge Freunde gewesen.

Seitdem kam Janning etwa alle zwei Wochen zu Besuch, meistens an einem Sonntag. Mehr war für Lennart auch nicht möglich, da er viel Zeit brauchte, um sich für die Abiturprüfungen vorzubereiten. Weil er so talentiert war, ermöglichte ihm die Schule, seine Bilder auszustellen und wertete die Ausstellung als Teil der Kunstprüfung im Abitur. Lennart genoss es, mit Janning zusammen zu sein; vor allen Dingen, weil sie viel Zeit miteinander verbringen konnten, ohne viel zu reden. Wann immer es das Wetter zuließ, verbrachten sie den Tag draußen, wenn es regnete, hörten sie meistens zusammen Musik. Wie Janning trug er fast nur noch dicke Flanellhemden. Mit der Zeit gewöhnte er sich sogar an Jannings groben Umgangsformen; vor allen Dingen, weil ihn Janning nicht nur grob drückte und schubste, sondern auch sehr sanft sein konnte und ihm immer wieder seinen Arm um die Hüfte legte oder sich beim Musikhören an ihn anlehnte. Dabei sagte er einmal, „Wir sind wie ein Liebespaar, findest du nicht?“ Dann lachte er und sagte, „War nur ein Scherz.“

Die Abiturprüfungen verliefen gut; das Zeugnis konnte sich am Ende sehen lassen. Lennart hatte auch viel dafür gearbeitet, nicht nur für seine Ausstellung,

sondern auch für die anderen Fächer. Sprachen, Literatur, Musik und Kunst fielen ihm ziemlich leicht, aber mit den Naturwissenschaften und der Mathematik tat er sich richtig schwer. Da er aber gerade für diese Fächer viel arbeitete, waren seine Noten auch hier passabel. Seine Klassenkameraden wussten alle schon, was sie nach dem Abitur machen wollten und hatten vor, eine Lehre oder ein Studium zu beginnen. Lennart wusste überhaupt nicht, wie er so etwas bewerkstelligen sollte; das Einzige, was überhaupt in Betracht kam, war ein Kunststudium, aber dafür hätte er in eine Stadt mit Kunsthochschule ziehen müssen, nach Hamburg etwa. In einer Stadt zu leben, noch dazu alleine, und für sich selbst alle Verantwortung zu übernehmen, das konnte er sich überhaupt nicht vorstellen. Er hatte noch nicht einmal eine Idee, wie er so etwas bewerkstelligen sollte, und fragte sich, wie es seine Klassenkameraden schafften. Seine Eltern drängten ihn, eine Lehrstelle zu suchen, aber die wenigen Betriebe, die dafür in Frage kamen, hatten alle nichts passendes für ihn. Immerhin konnte er halbtags in dem Lebensmittelmarkt arbeiten, in dem auch Janning arbeitete. Dort war zwar die Bezahlung nicht gut, aber Lennart benötigte wie Janning nicht viel Geld, solange er bei seinen Eltern lebte.

Weil er durch seinen Job im Lebensmittelmarkt jeden Tag in der Stadt war, besuchte er auch häufiger Alex und seine Familie. Diese Besuche waren meistens kurz und deswegen auch nicht allzu anstrengend. Inzwischen traf er sich an jedem Wochenende mit Janning, der nicht selten bei ihm übernachtete. Die Arbeit, die regelmäßigen Besuche bei Alex und die Wochenenden mit Janning wurden sehr schnell zu einer Routine, die Lennart als sehr angenehm empfand. Sein Leben war wie ein Fluss, der stetig und ruhig vor sich hin plätscherte. Die einzigen Unterbrechungen, die es in diesem Fluss gab, waren die Abende, an denen ihm seine Eltern versuchten zu überzeugen, dass er etwas anderes tun sollte, als halbtags in einem Supermarkt zu arbeiten. „Es kann doch nicht sein, dass du deine Talente so vergeudest“, sagten sie, „Dafür hättest du nun wirklich kein Abitur machen müssen.“ Zum Glück kam das nicht sehr oft vor, dass ihm seine Eltern solche Vorhaltungen machten.

Ausgesprochen anstrengend fand Lennart auch Jannings Wutausbrüche, die er alle paar Wochen erlebte. Sie kamen für ihn immer überraschend, ohne einen erkennbaren Anlass. Janning fing dann an, zu fluchen und oft auch, Lennart zu schubsen. Zum Glück beruhigte er sich immer auch schnell wieder. Bis auf das eine Mal im August, als er so lange fluchte und Lennart schubste, bis Lennart

ihn anschrie, „Jetzt hör doch endlich auf damit; das nervt.“ Daraufhin schlug ihn Janning derartig heftig mit der Faust ins Gesicht, dass Lennart hinfiel. Er blieb auf dem Boden liegen und fühlte sich vor Schreck wie gelähmt. Janning setzte sich aber gleich neben ihn und sagte, „Oh Mann, so eine Scheiße, was habe ich bloß gemacht? Ich bin so scheiße, das gibt es gar nicht, was bin ich für ein Arschloch.“ Während Lennart auf dem Boden lag und nicht wusste, was er tun oder sagen sollte, spürte er, wie ihm Blut aus der Nase lief.

„Oh Mann, Lenny, was soll ich jetzt machen, das wollte ich doch alles gar nicht. Was bin ich bloß für ein Idiot.“ Janning redete pausenlos auf ihn ein. Schließlich sagte er, „Komm, steh wieder auf“, und half ihm beim Aufstehen. Lennart war immer noch benommen; seine Nase tat ganz schön weh und blutete immer noch. Janning stützte ihn an der Hüfte und ging mit ihm nach Hause, zu Lennart. Als Lennarts Mutter sie sah, rief sie, „Um Himmels Willen, was ist denn mit dir passiert. Du bist ja ganz blutig.“ Janning sagte nur, „Das wollte ich nicht, wirklich nicht.“ Das Nasenbluten hörte nach einer Weile auf, aber Lennarts Jacke hatte einige Blutflecken abbekommen. Sogar auf seiner Hose waren Blutflecken zu sehen. Er ging in sein Zimmer und legte sich auf das Bett; Janning legte sich neben ihn. Sie blieben bis zum Abendessen schweigend nebeneinander liegen.

Am nächsten Morgen war Lennarts Nase deutlich angeschwollen und schmerzte noch mehr als am Tag zuvor. Er ging zum Arzt, der feststellte, dass das Nasenbein gebrochen war. Die Untersuchungen und das Richten des Bruches waren trotz Betäubung sehr schmerzhaft. Am Ende bekam Lennart eine Nasenschiene angelegt, die wie eine Maske um seinen Kopf herum befestigt wurde. Zwei Wochen lang musste er diese Schiene tragen. Nach dem Arztbesuch sagte seine Mutter, „Das ist wirklich deine Sache, mit wem du befreundet sein möchtest, Lenny, aber mit diesem Janning stimmt etwas nicht. Wer weiß, was da noch alles passieren kann?“ Aber Lennart wiegelte ab, „Ist doch nichts passiert; er hat mich einfach etwas ungünstig getroffen. Es tut ihm ja auch richtig leid.“ „Ja, das mag ja sein“, erwiderte seine Mutter, „aber er hat sich offensichtlich nicht unter Kontrolle, zumindest manchmal nicht.“ Lennart wollte darüber nicht weiter diskutieren. Tatsächlich verunsicherte es auch ihn, von Janning derartig heftig geschlagen worden zu sein.

Eine Nasenschiene tragen zu müssen, fand Lennart sehr unangenehm. Er ging deswegen auch eine Woche lang nicht zur Arbeit, obwohl die Nase nicht mehr schmerzte. Als er wieder im Supermarkt arbeitete, kam Janning, um nach ihm zu sehen. Üblicherweise begegneten sie sich nicht im Supermarkt, da Lennart vormittags und Janning nachmittags arbeitete. „Wie siehst du denn aus?“, fragte er, als er Lennart sah. „Das ist eine Nasenschiene“, antwortete Lennart. „Oh Mann, das tut mir wirklich so leid. Was habe ich nur gemacht?“, sagte Janning und reichte Lennart ein kleines Päckchen. „Mach auf“, sagte er, „Eine kleine Entschädigung.“ In dem Päckchen waren drei Kassetten, die er aufgenommen hatte. „Damit habe ich die halbe Nacht verbracht, die Kassetten aufzunehmen. Das tut dann vielleicht nicht mehr so weh, wenn du die hörst.“ Nachdem er die Nasenschiene nicht mehr tragen musste, hatte Lennart den Faustschlag schnell wieder vergessen. Sie trafen sich wieder regelmäßig an den Wochenenden und wie gewohnt übernachtete Janning meistens bei ihm. Seit er Lennart geschlagen hatte, bemühte er sich, seine Wutausbrüche zu unterdrücken. Wenn er anfang zu fluchen, unterbrach er sich und rief dann etwas wie „Verdammt, Janning Magnussen, lass den Scheiß!“ Er sagte, dass er diesen Trick von seiner Therapeutin gelernt hatte. Lennart fand es erstaunlich, dass man auf diese Weise wirklich seine Wutausbrüche kontrollieren konnte. Einmal, als Janning wieder mit Fluchen begann, herrschte er ihn an, „Janning Magnussen, lass den Scheiß!“, und Janning fing an zu lachen.

Es war schon Herbst, als Janning an einem Morgen nach dem Aufwachen die Idee hatte, ihre Kleidung zu tauschen. „Du ziehst meine Sachen an und ich deine“, sagte er, „Mal sehen, ob die anderen etwas merken.“ Lennart zögerte; er fand die Idee eher merkwürdig. Aber Janning wartete seine Antwort gar nicht erst ab und zog sich einfach Lennarts Rollkragenpullover und Hose über. Lennart beobachtete ihn gebannt, wie er sein Hemd überzog und in die Hose stopfte. Dann zog er sich Jannings Kleidung an, die Hose und die beiden Hemden, die er an diesem Wochenende getragen hatte. Zwei Flanellhemden übereinander zu tragen, fühlte sich besser an, als Lennart erwartet hatte. Er war sich sicher, dass der Kleidertausch beim Frühstück auffiel, aber niemand sagte etwas. Seitdem tauschten sie immer wieder ihre ihre Hemden und Pullover, so dass sie sich mit der Zeit mischten. Lennart trug mal seine eigenen Sachen, mal die von Janning, aber meistens beides gemischt. Dadurch trug er nicht nur Rollkragenpullover unter dem Flanellhemd, sondern auch Hemden oder Jan-

nings Pullover mit Stehkragen, die zugeknöpft fast wie Rollkragenpullover aussahen; die gefielen ihm ganz besonders. Janning hatte dafür meistens einen Rollkragenpullover unter dem Hemd an.

Im Grunde genommen war klar, dass Janning die Weihnachtsfeiertage und Silvester bei Lennart verbrachte. In gewisser Weise gehörte er ja inzwischen zur Familie, so wie Alex' Freundin und ihr Sohn. Er sagte auch immer, dass er sich in Lennarts Familie wesentlich wohler fühlte als bei seinem Vater. Nachdem Janning am Neujahrstag wieder nach Hause gegangen war, sagte Lennarts Mutter, dass sie mit Lennart etwas privates besprechen musste. In der Küche schloss sie die Tür und sagte, „Du und Janning, ihr habt doch was, oder?“ Lennart hatte keine Idee, was sie meinen könnte, „Was?“ „Jetzt tu nicht so, du weißt genau, was ich meine.“ Lennart dachte nach, „Nein, keine Ahnung.“ „Das sieht man doch von weitem, dass ihr homosexuell seid.“ Vor lauter Erstaunen, wusste Lennart nicht, was er sagen sollte. Im ersten Moment kam ihm diese Feststellung absurd vor; tatsächlich hatte er sich noch nie Gedanken darüber gemacht. Vielleicht waren sie ja wirklich homosexuell? Aber hatte das nicht etwas mit Sexualität zu tun? „Sag doch was“, sagte seine Mutter nach einer Weile. Lennart musste sich noch aus seinen Gedanken herausreißen und sagte dann, „So ein Quatsch.“ Als er die Tür wieder geöffnet hatte, um in sein Zimmer zu gehen, drehte er sich um und sagte, „Dass wir schwul sein sollen, ist wirklich Quatsch.“

Das Thema wurde danach nicht mehr angesprochen, aber Lennart dachte oft darüber nach. Einmal fragte er Alex, „Sind Janning und ich schwul?“ Alex schaute ihn eine Weile an, „Das musst du doch wissen.“ „Keine Ahnung“, antwortete Lennart und zuckte mit den Schultern. Nach einer Weile fragte Alex, „Habt ihr Sex?“ „Sex?“ „Ja, Sex“, bekräftigte er. „Keine Ahnung“, antwortete Lennart und beobachtete, wie sich Alex Gesicht zu einer Grimasse verzog. „Nein, ich glaube nicht.“ „Glaubst du“, erwiderte Alex und lachte. Lennart dachte oft darüber nach, ob Janning und er vielleicht wirklich ein Liebespaar waren, wie es Janning manchmal ausdrückte, als Scherz allerdings; das sagte er zumindest. Auf jeden Fall hatten sie eine ziemlich enge Freundschaft. Janning lehnte sich gerne an ihn an, hielt ihn an der Hüfte und berührte ihn überhaupt gerne, wenn auch manchmal etwas grob. Lennart gefiel es, so eine enge Freundschaft zu haben, berührt zu werden und Jannings Sachen zu tragen.

Ganz besonders gefiel ihm die Zeit, die er mit ihm auf dem Deich und im Watt verbrachte; dass sie ohne zu reden zusammen sein konnten.

Es war einer der ersten warmen Frühlingstage in diesem Jahr, als sie auf dem Deich saßen und ins Watt hinaus schauten. Sie saßen lange aneinander gelehnt auf dem Deich, ohne miteinander zu reden. „Ich habe was mitgebracht“, sagte Janning plötzlich und holte eine Flasche Schnaps aus der Sporttasche, die er dabei hatte, „Küstennebel“. Er öffnete sie, trank einen großen Schluck daraus und reichte sie Lennart. Der fand den Geschmack ziemlich widerlich; wie ein Spekulatiuskeks, in den versehentlich zu viele Aromastoffe geschüttet wurden. Doch schon beim zweiten Schluck fand er den Geschmack nicht mehr so schlimm. Sie tranken abwechselnd Zeit die halbe Flasche aus und Lennart fühlte sich bereits nach kurzer Zeit ziemlich betrunken; er fand, es passte gut zu ihnen, betrunken zu sein. Janning lag auf dem Deich und legte seinen Kopf auf Lennarts Schoß. Bis zum Abend tranken sie den Rest der Flasche und wankten zu Lennart nach Hause, nachdem es dunkel geworden war. Zum Glück konnten sie unbemerkt in Lennarts Zimmer gelangen, wo sie zusammen noch etwas Musik hörten, bevor sie ins Bett fielen.

Seitdem brachte Janning immer wieder eine Flasche Küstennebel mit und nach ein paar Wochen teilten sie sich den Einkauf, zumal der Schnaps aus dem Laden kam, in dem sie beide arbeiteten. Die Freundschaft mit Janning war sehr konstant; sie trafen sich, redeten wenig, lehnten sich aneinander und tranken Schnaps. Nie so viel, dass sie richtig betrunken gewesen wären, aber genügend, um die gemeinsamen Stunden in einen alkoholischen Nebel zu hüllen. Dabei spürten sie sich gegenseitig und vor allem auch sich selbst im anderen. Janning kam dann oft in eine wehmütige Stimmung und klagte über sein Leben. Dabei legte er seinen Kopf auf Lennarts Schoß und sagte, „Ohne dich hätte ich überhaupt keine Freunde“, oder, „Was bin ich doch für ein Versager; nichts bekomme ich hin“, oder, „Ich werde wohl an der Supermarktkasse sitzen, bis ich alt bin.“ Lennart erwiderte dann immer, dass er ihn in Ordnung fand und dass er ein guter Freund war. Er musste selbst aufpassen, nicht selbst in eine solche depressive Stimmung zu kommen, was dennoch zunehmend häufig geschah.

Er hatte das Gefühl, dass sich sein Leben langsam aber stetig leerte. Er malte keine Bilder mehr, las auch keine Bücher mehr, und wenn er am Deich spazie-

ren ging, kamen ihm auch keine neuen Gedanken mehr, nichts, was ihn anregte. Stattdessen dieses permanente Gefühl der Leere, das durch den Schnaps noch verstärkt wurde. Das Einzige, was diese Leere vertrieb, waren die Treffen mit Janning. Aber auch diese Treffen waren von ihr bedroht; vor allen Dingen, wenn sie betrunken waren und Janning wie in einem Automatismus gefangen anfang zu jammern. Die Begegnungen mit seinen Eltern und zunehmend auch die mit Alex waren von Vorhaltungen und Mahnungen geprägt, dass er etwas aus sich und seinen Talenten machen sollte und sich nicht so gehen lassen durfte. Janning und er trafen sich inzwischen fast jeden Tag und jedes Mal, wenn sie sich trafen, tranken sie mindestens eine halbe Flasche Küstennebel.

Das Frühjahr und der Sommer vergingen so recht schnell. Es kam wieder die Zeit, in der sie ihre dicken Flanellhemden trugen; das ganze Jahr ging so schnell vorüber, als wenn es nur wenige Tage gehabt hätte. Lennarts Alltag mit der Arbeit im Lebensmittelmarkt, den täglichen Fahrten mit dem Fahrrad in die Stadt und mit Janning abends auf dem Deich waren zu einer Routine geworden. Genauso der Küstennebel, mit dem sie sich täglich betranken, und auch Jannings Jammern, das damit einher ging. Zum Glück kam es nur selten vor, dass er dabei einen Wutausbruch bekam. Lennart konnte sich ein Leben ohne Janning kaum mehr vorstellen. Für ihn war es, als würde er Jannings Leben leben. Er konnte sich darin einfach treiben lassen, sich wie Janning fühlen, fast so als wenn er Janning wäre. Unter seinem Flanellhemd trug er Jannings Pull-over mit Stehkragen oder ein einfarbiges Hemd, als wenn er es immer schon getan hätte; und Janning hatte inzwischen nur noch Lennarts Rollkragenpull-over unter seinen Hemden an. Ob er sich wie Lennart fühlte? Tauschten sie ihre Identität wie ihre Kleidung, weil sie so sein wollten, wie jeweils der andere, Lennart wie Janning und Janning wie Lennart? Vielleicht war es nicht das beste Leben, aber es war eines, in dem er nicht alleine war.

Wenige Wochen vor seinem Geburtstag rief Ender an. Lennart war überrascht; er hatte ihn inzwischen fast völlig aus seinem Bewusstsein verdrängt. Ender telefonierte sehr lange mit Lennart, fast zwei Stunden. Dabei redete er sehr langsam und mit Pausen. Er erzählte von seinem neuen Leben in München, dass er wieder eine Operation am Kopf hatte, es ihm aber gut ging. Nur das Reden strengte ihn sehr an, sagte er. Lennart bemerkte, dass sich Ender an viele Begebenheiten nicht mehr richtig erinnern konnte. So wusste er nicht mehr, dass Lennart einen Bruder hatte; selbst, dass sie sich bei den Pfadfindern kennen-

gelernt hatten, erinnerte Ender erst, als Lennart ihm davon erzählte. Nachdem sie ausführlich telefoniert hatten, fragte ihn Lennart, ob er nicht zu seinem Geburtstag kommen wollte. Er hatte nicht mit einer Zusage gerechnet, München war ja weit weg, und war umso mehr überrascht, als Ender ohne zu zögern sagte, „Ja, ich komme gerne.“

Lennart hatte gerade den Telefonhörer aufgelegt, als Janning klingelte. Er stand dick in seinen Anorak eingepackt vor der Tür, „Jetzt ist gerade Hochwasser“, sagte er, „Fast bis zur Deichkrone, komm, das schauen wir uns an.“ Es war ziemlich windig draußen, fast stürmisch. Lennart zog sich Überhose, Schuhe und Parka an und ging nach draußen. „Es stürmt“, sagte Janning und schob ihm die Kapuze über die Mütze. Auf dem Deich sahen sie auf die endlose Weite der Wassermassen, die sich wild bewegten und bis zur Deichkrone spritzten. Janning war richtig vergnügt und auch Lennart spürte die wohltuende Kraft, die von dem tosenden Meer ausging. Eigentlich wäre er dran gewesen, eine Flasche Küstennebel mitzubringen. Er hatte sie aber vergessen; so war dieser Hochwassertag einer der wenigen Tage, den sie miteinander verbrachten, ohne Alkohol zu trinken. Es machte kaum einen Unterschied.

Ender kam bereits einen Tag vor dem Samstag, an dem Lennart seinen einundzwanzigsten Geburtstag feierte. Lennart freute sich sehr, dass er kam, er hatte aber auch ein etwas mulmiges Gefühl, ihn nach fast drei Jahren wieder zu treffen. Er fuhr mit seinem Vater in die Stadt, um ihn vom Bahnhof abzuholen. Als Lennart ihn sah, fand er, dass er sich überhaupt nicht verändert hatte; zumindest auf dem ersten Blick. Er hatte immer noch seinen dicken Daunenorak und seine Mütze ohne Bommel. Nur unter dem Anorak trug er einen Pull-over mit Kapuze, die in der Kapuze des Anoraks lag. Lennart gefiel es, die beiden Kleidungsstücke mit Kapuze übereinander; er fand, es passte zu Ender. Zur Begrüßung sprach Ender nicht und umarmte Lennart dafür sehr fest; Lennarts Vater gab er wortlos und lächelnd die Hand. Auch während der Fahrt redeten sie nicht. Erst als er mit Lennart alleine in seinem Zimmer war, sagte er, dass er ganz schön nervös war, Lennart wieder zu sehen. Vor allen Dingen auch, weil er sich nur noch wenig an ihre gemeinsame Zeit erinnern konnte. „Aber jetzt freue ich mich“, sagte er, „und langsam kommen auch die Erinnerungen wieder.“ In der Wohnung behielt er seine Mütze auf, weil die Narbe von seiner letzten Operation trotz Haare deutlich zu sehen war. „Sieht richtig scheiße aus“, sagte er, als er die Mütze abnahm, um Lennart die Narbe zu zeigen.

Nach dem Abendessen wollte Ender das Meer sehen, das er sehr vermisste. Auf den Einwand von Lennarts Mutter, dass es draußen schon dunkel war, sagte Lennart, „Ich kann doch das Meer hören.“ Bevor sich Ender seinen Anorak anzog, zog er sich die Kapuze seines Pullover über die Mütze und behielt sie auch auf. Lennart gefiel der Kapuzenpullover ausgesprochen gut; er konnte sich nicht erinnern, schon einmal so einen Pullover mit Kapuze gesehen zu haben. Draußen war es nicht sehr kalt, aber Lennart fand es passend, den Parka anzuziehen, genauso wie Ender mit der Kapuze auf. Es war tatsächlich so dunkel, dass vom Meer nichts zu sehen war. Weil Ebbe war, war es auch so weit weg, dass man die Brandung nur ganz leise in der Ferne hören konnte. Sie gingen zusammen auf das Watt; Lennart kannte sich gut genug aus, um sich selbst in völliger Dunkelheit orientieren zu können, nur nach dem Gehör. Ender genoss es sehr, am Meer zu sein. Er erzählte, dass er manchmal in Österreich in den Alpen Urlaub machte und ihm die Berge auch sehr gefielen, aber es war etwas anderes als das Meer und das endlose Watt.

Zum Geburtstag kamen auch Alex und Janning. An Alex konnte sich Ender nicht mehr erinnern und sagte sogar, „Ich wusste gar nicht, dass du einen Bruder hast.“ Mit Janning verstand er sich auf Anhieb sehr gut. Lennart war irritiert, als er beobachtete, wie Janning sich an Ender anlehnte und ihn umarmte, so wie er es sonst mit Lennart tat. Abends gingen sie wie selbstverständlich zum Deich. Janning war dabei so vergnügt wie schon lange nicht mehr und packte eine Flasche Küstennebel aus, gleich als sie am Deich ankamen. „Auf deinen einundzwanzigsten“, sagte er und reichte Lennart die Flasche, damit er den ersten Schluck bekam. Auch Ender nahm einen kräftigen Schluck, als er an der Reihe war. Lennart war erstaunt; er dachte, mit dem Gehirntumor würde Ender bestimmt keinen Alkohol trinken dürfen. Aber scheinbar war das für ihn kein Problem. Die erste Flasche war schnell geleert und Janning zog noch eine zweite aus seiner Tasche. Am Ende lagen sie alle drei auf dem Deich und waren unfähig, auch nur halbwegs klare Sätze zu formulieren.

Plötzlich erbrach sich Ender, immer wieder; es schien kein Ende mehr zu nehmen. Zwischen seinen Übelkeitsanfällen sagte er mehrmals, „Ich sterbe jetzt“, und Lennart war ziemlich besorgt – soweit er es in seinem Zustand noch sein konnte. Er erfuhr, dass Ender an diesem Abend zum ersten Mal in seinem Leben überhaupt Alkohol getrunken hatte. Als scheinbar nichts mehr in Enders Magen war, trugen sie ihn zu zweit nach Hause. Sie schafften es alle drei nicht

mehr, sich auszuziehen, bevor sie in Lennarts Zimmer einschliefen. Als Lennart am nächsten Mittag aufwachte, vergewisserte er sich zuerst, dass Ender noch am Leben war. Sie lebten alle drei noch, aber sie fühlten sich so schlecht, dass sie am liebsten gestorben wären. Ender schien seine Fähigkeit zu reden gänzlich eingebüßt zu haben und auch Janning blieb am Sonntag Abend noch bei Lennart, weil er es nicht mehr nach Hause schaffte. Er musste am nächsten Tag wieder arbeiten, anders als Lennart, der sich wegen Enders Besuch eine Woche Urlaub genommen hatte.

Am nächsten Morgen fuhr Lennart mit Janning in die Stadt. Ender ging es noch so schlecht, dass er im Bett blieb. Janning ging zur Arbeit und Lennart hatte vor, sich von dem Geld, das er von seinen Eltern zum Geburtstag bekommen hatte, einen Kapuzenpullover zu kaufen. Nach langem Suchen fand er schließlich ein kleines Bekleidungsgeschäft, in dem es auch eine kleine Auswahl an Kapuzenpullovern gab. Lennarts Wahl fiel auf einen dunkelgrünen Pullover, der bequem über das dicke Flanellhemd passte, das er über einem Rollkragenpullover trug. Er entschied sich, den Pullover gleich anzubehalten und seine Jacke darüber zu ziehen. Nachdem er noch etwas Zeit in der Stadt verbracht und Alex besucht hatte, holte er Janning wieder von der Arbeit ab und fuhr mit ihm wieder zurück zu sich nach Hause. Ender war inzwischen aufgestanden und ging mit den beiden vor dem Abendessen noch etwas spazieren; diesmal gab es keinen Alkohol.

Lennarts Eltern nutzten das Abendessen, um das Thema Alkohol anzusprechen. „Ich finde es unverantwortlich, dass ihr euch so betrunken habt“, sagte sein Vater, „Und dann noch mit Ender; ihr wisst doch genau, wie krank er ist.“ Als Janning sagte, dass es ihm leid tat, erwiderte er, „Dir, Janning, möchte ich sagen, dass du als Lennys Freund immer kommen kannst. Aber wenn das noch einmal vorkommt, dass du oder Lenny oder ihr beide euch derartig betrinkt, dann möchten wir dich hier nicht mehr sehen. Ich hoffe, du hast es verstanden.“ Lennart war die Situation unangenehm, weil er fand, dass sein Vater recht hatte. Als sie später in Lennarts Zimmer waren, sagte Janning, „Dein Alter hat ja recht; das war wirklich keine gute Aktion.“

Den neuen Kapuzenpullover mochte Lennart richtig gerne. Ganz besonders gefiel ihm, dass er ihn auch in der Wohnung tragen und sich die Kapuze überziehen konnte, was er allerdings nur tat, wenn er dabei nicht beobachtet wurde.

Die Kapuze war auch groß genug, um sie über die Mütze zu ziehen. Obwohl sie deutlich dünner war als die seines Parkas, fühlte es sich gut an, sie mit der Mütze darunter aufzuhaben. Deswegen trug er den Pullover oft unter dem Parka. Seine Mutter erklärte ihm, dass so ein Pullover keine Alltags- sondern Sportkleidung war und eigentlich nur beim Sport getragen wurde. Sie machte keinen Hehl daraus, dass ihr der Pullover nicht gefiel. Aber für Lennart spielte es keine Rolle; inzwischen entschied er selbst, was er anzog. Nachdem Ender wieder abgereist war, wurden die Tage wieder ziemlich gleichförmig, Routinen, die wie von selbst abliefen und in denen er sich einfach treiben lassen konnte, ohne Anstrengung. Janning kam fast jeden Abend und fast jedes Mal tranken sie zusammen Küstennebel; nicht selten fing er an, über sein Leben zu jammern, wenn er betrunken war. „Ich bin ein richtiger Versager“, sagte er dann, oder, „Nichts bekomme ich hin“, „Ich werde ewig hinter so einer blöden Supermarktkasse sitzen.“ Lennart hasste es zunehmend, wenn er in eine solche Stimmung kam.

Es war an Ostern, als sie abends wieder auf dem Deich saßen, sich betranken und Janning über sein Leben klagte. Als Lennart ihn aufforderte, damit aufzuhören, stand er plötzlich auf und rief, „Und dir gehe ich auch nur ständig auf den Zeiger. Du willst mich gar nicht mehr als Freund haben.“ Lennart stand auch auf und sagte, „Janning, jetzt ist gut, lass das bitte.“ Janning rief, „Lass du mich doch in Ruhe“, und schubste Lennart mit einem kräftigen Stoß weg. Der konnte sein Gleichgewicht nicht halten und fiel die steile Deichtreppe hinunter. Als er sich aufrichten wollte, spürte er einen stechenden Schmerz in beiden Händen, so stark, dass er unwillkürlich aufschrie. Janning kam zu ihm gerannt und sagte, „Oh je, Lenny, das wollte ich nicht; ist alles ok?“ Lennart stöhnte, „Meine Hände.“ Die Schmerzen waren kaum auszuhalten. Janning sah sich die Hände an und sagte, „Oh Scheiße, die sind ja richtig geschwollen.“ Er half ihm aufzustehen und brachte ihn nach Hause. Sein Vater fuhr ihn gleich zusammen mit seiner Mutter und Janning ins Krankenhaus. Erst als sie dort waren, erkannte Lennart, wie dick seine Hände geworden waren.

Nach dem Röntgen sagte der Arzt, „Zwei gebrochene Mittelhandknochen an jeder Seite, ein gebrochener Daumen links und ein Riss im Handgelenk rechts; dazu noch Verstauchungen an beiden Ellenbogengelenken. Ich denke, das geht noch ohne Operation, aber ich muss beide Handgelenke schienen.“ Lennart bekam um beide Hände und Handgelenke einen Gipsverband, der die Hän-

de vollständig bedeckte, sodass nur noch jeweils drei Fingerspitzen zu sehen waren. Unter den Gipsverbänden befanden sich noch Schienen, die verhindern sollten, dass er die Finger bewegte. „Vier Wochen wird das dran bleiben müssen, danach wird es mit einem einfachen Verband gehen“, erklärte der Arzt, „Auch die Ellenbogen müssen geschont werden. Da lässt sich leider nichts machen, die Arme müssen in den nächsten Wochen möglichst ruhig gestellt werden. Du bekommst dafür eine Armschlinge; die Schwester erklärt dir dabei alles notwendige.“

Da der Arzt ihm erklärte, dass er die Arme nicht nach unten hängen lassen sollte, hielt er sie hoch, bis die Krankenschwester ihn abholte. Sie zeigte ihm die Armschlinge, ein Schlauch aus einem dicken Stoff, an dem mehrere Bänder hingen. Sie legte sie ihm um den Hals und steckte vorsichtig von beiden Seiten seine Unterarme hinein, bis sie übereinander lagen. Der Schlauch war gerade groß genug, dass die eingegipsten Hände nebeneinander hinein passten. „Es ist wichtig, dass er die Arme ruhig hält“, erklärte sie seiner Mutter, während sie die beiden Bänder, die seitlich an dem Schlauch befestigt waren, hinter seinem Rücken zusammenband, „So sind sie gut fixiert.“ Die Bänder gingen über seine Ellenbogen und drückten die Arme an seinen Körper, sodass Lennart sie nicht mehr bewegen konnte. Er konnte auch die Hände nicht mehr aus der Armschlinge ziehen. „Oh je“, sagte seine Mutter, „muss das wirklich so festgebunden werden?“ „Ja, auch die Ellenbogen müssen ruhig gestellt sein“, antwortete die Krankenschwester, „Er kann ja ohnehin nichts mit seinen Händen machen.“ Sie erklärte, dass Lennart versuchen konnte, nachts ohne Armschlinge zu schlafen, „Wenn er die Arme aber nicht ruhig halten kann, müssen sie auch nachts fixiert werden.“ „Dann habe ich jetzt einen richtigen Pflegefall zu Hause“, sagte seine Mutter. Als sie aus dem Sprechzimmer kamen, sprang Janning gleich auf und sagte, „Oh Mann, das sieht ja so aus, als hätten sie dich in eine Zwangsjacke gesteckt.“ Genauso fühlte es sich auch an. Seine Mutter legte Lennart den Parka um, zog den Reißverschluss hoch und setzte ihm die Mütze auf. Es war kurz vor Mitternacht, als sie wieder nach Hause fuhren.

Auf der Rückfahrt aus dem Krankenhaus sagte sie zu Janning, „Das ist eine schöne Bescherung, was du da angerichtet hast, das muss ich dir mal sagen.“ „Ich weiß“, antwortete Janning, „Es tut mir auch wirklich leid. Wie kann ich das nur wieder gut machen?“ „Das ist ganz einfach: Lenny braucht jetzt viel Unterstützung, bis er seine Hände wieder benutzen kann“, sagte sie, „Da kannst du

dich durchaus nützlich machen und auch mal zeigen, was dir die Freundschaft wirklich wert ist. Ich habe gar nicht die Zeit, mich den ganzen Tag um Lenny zu kümmern.“ Lennart fand die Vorstellung, von Janning gepflegt zu werden, unbehaglich. Dass seine Mutter die Unterstützung so deutlich einforderte, war ihm sogar richtig unangenehm. Es war wie eine Strafarbeit für Janning. Sie begann schon am Abend, als er Lennart half, sich auszuziehen und ins Bett zu legen.

Lennart lag fast die ganze Nacht wach, weil seine Ellenbogen schmerzten, sobald er sie auch nur ein bisschen bewegte. Die einzige Position, die überhaupt möglich war, war auf dem Rücken zu liegen mit den ausgestreckten Armen, die er möglichst nicht bewegen sollte. Das Anziehen und Waschen am nächsten Morgen dauerte sehr lange. Die Ellenbogen taten ziemlich weh, aber Janning war sehr vorsichtig, als er ihm beim Anziehen half. Nachdem er Lennart geholfen hatte, die Arme in die Armschlinge zu stecken, nahm er die Seitenbänder in die Hand und fragte, „Muss das wirklich umgebunden werden?“ Lennart zögerte kurz; die Arme nicht mehr aus der Schlinge ziehen und überhaupt nicht mehr bewegen zu können, fand er schon richtig unangenehm. Aber dass seine Ellenbogen bei jeder kleinsten Bewegung schmerzten, war wesentlich unangenehmer; da war es besser, wenn er sie gar nicht erst bewegen konnte. „Ja, das ist besser so“, antwortete er, „Das tut sonst richtig weh, wenn ich mich bewege.“ Damit er nicht wieder bei jeder unbedachten Bewegung aufwachte, bekam er die Arme auch nachts mit der Schlinge fixiert.

Janning war jeden Tag bei ihm; er kam abends nach der Arbeit zum Abendessen und ging morgens nach dem Frühstück wieder. Dann konnte er mit Lennarts Vater fahren, der ihn auf dem Weg zur Arbeit nach Hause brachte. Bereits beim zweiten Mal ging das Umziehen schneller. Lennart trug nur noch seinen Kapuzenpullover und eine Trainingshose, weil das für Janning und seine Mutter am einfachsten war. Seine Mutter kaufte ihm eine zweite Trainingshose und einen zweiten Kapuzenpullover zum Wechseln. Die folgenden vier Wochen waren für Lennart quälend. Er musste gewaschen, an- und ausgezogen und gefüttert werden; selbst auf Klo konnte er nicht ohne Hilfe gehen. Nachmittags saß er stundenlang in seinem Zimmer, ohne etwas tun zu können. Janning brachte ihm immer wieder Kassetten, die er sich während dessen anhören konnte; aber selbst die musste ihm seine Mutter einlegen. Er konnte sich nur schwer etwas unangenehmeres vorstellen, als Tag und Nacht die Arme so fest-

gebunden zu haben, dass er sie nicht bewegen konnte. Es war jedes Mal eine Wohltat, morgens und abends beim Umziehen sie vorsichtig auszustrecken.

Wenn es nicht regnete, gingen Janning und Lennart nach dem Abendessen zum Deich. Wenn sie auf dem Deich saßen, band ihm Janning die Armschlinge los und half ihm, die Arme herausziehen. Auch wenn es sich gut anfühlte, die Arme auszustrecken und auf den Schoß zu legen, war alles sehr empfindlich und selbst kleinste Bewegungen verursachten stechende Schmerzen an den Ellenbogen. Daher steckte ihn Janning nach kurzer Zeit wieder in die Zwangsjacke, wie er sich ausdrückte. Er hatte immer eine Flasche Küstennebel dabei und gab Lennart davon ein paar Schlucke; nicht viel, gerade genug, um leicht betrunken zu sein. Auch er trank nicht viel davon; lange nicht mehr so viel wie vor dem Unfall. Es war wie ein Ritual, das sie vollzogen, oft ohne viel miteinander zu reden. Durch den Sturz hatte sich Lennarts Leben radikal verändert. Er konnte nicht mehr arbeiten und war den ganzen Tag zu Hause; Zum Deich und ins Watt ging er nur mit Begleitung. Janning war Teil der Familie geworden, wie ein Bruder. Er bekam Alex' Zimmer und übernachtete am Wochenende bei Lennart. Aber auch dieses veränderte Leben wurde schon nach kurzer Zeit zu einer Routine. Lennart war erstaunt, wie schnell er sich daran gewöhnte, sogar daran, dass seine Arme festgebunden waren.

Nach vier Wochen, die ihm ewig vorkamen, wurde der Gips wieder abgenommen und durch je eine Schiene ersetzt, die mit einem Verband an den Händen befestigt wurden. Bereits eine Woche zuvor waren seine Ellenbogen deutlich weniger empfindlich, sodass er nachts ohne Schlinge schlafen konnte. Er ging zwei Mal pro Woche zur Krankengymnastik und begann vorsichtig, seine Hände wieder zu benutzen. Auch wenn er sie immer noch nicht richtig benutzen konnte, war es eine echte Erleichterung, dass seine Arme nicht mehr fixiert waren und er beim Schlafen nicht mehr auf dem Rücken liegen musste. Janning kam jetzt nicht mehr jeden Tag, war aber noch häufig bei ihm, vor allen Dingen an den Wochenenden. Als Lennart endlich auch die Schienen und der Verband abgenommen wurden, war es Sommer geworden. Sein Leben glitt schnell wieder in die alte Routine. Er arbeitete wieder, trug richtige Hosen und verbrachte die Abende meistens zusammen mit Janning und Küstennebel. Ab und zu spürte er noch einen stechenden Schmerz in einem der Handgelenke; der verging aber immer schnell wieder.

Mit der alten Routine begannen auch die Diskussionen mit seinen Eltern, denen sein Lebensstil überhaupt nicht gefiel. Sie waren entschieden der Meinung, dass Lennart seine Potenziale anders nutzen und mindestens eine Lehre beginnen sollte, statt sich in einem Supermarkt ein „besseres Taschengeld“ zu verdienen, wie sie sich ausdrückten. Sie kritisierten auch, dass er sich fast täglich mit Janning traf und Alkohol trank. Immerhin tranken sie inzwischen deutlich weniger, sodass sie nie richtig betrunken waren. Einmal sagte Lennarts Mutter beim Abendessen, dass ihr die Freundschaft zwischen den beiden Sorgen bereitere. „In eurem Alter ist es ja üblich, eine Freundin zu haben“, sagte sie, „Ihr solltet euch wirklich gut überlegen, ob das nicht auch für euch besser ist. Mit zwei Männern kann es nicht gut gehen, lasst euch den Rat geben.“ Danach, auf dem Deich, fragte Janning, „Glaubt deine Mutter wirklich, dass wir schwul sind?“

Wenige Wochen später erzählte Janning, dass er eine Freundin hatte. Sie ging mit ihm früher in die Realschule und lebte auf einem Reiterhof. „Sie hat mir früher mal sehr geholfen“, erklärte er und, dass er ab jetzt mehr Zeit mit ihr verbringen wollte und deswegen nicht mehr so oft kommen konnte. Kurz darauf kam er mit ihr zusammen nach der Arbeit. Sie redete mit Lennart kein Wort und sagte gleich nach dem Abendessen, dass sie wieder gehen wollte. Obwohl sie noch nicht einmal eine Stunde da waren, gingen sie und Janning wieder. Als sie sich ein paar Tage später wieder alleine trafen, erklärte Janning, „Leona meint, ich soll mit den alten Gewohnheiten brechen, sonst wird das nichts mit uns. Vor allen Dingen mit dem Alkohol; damit habe ich jetzt auch aufgehört.“ Nach einer Pause sagte er, „Sie findet auch unsere Freundschaft komisch. Ich glaube, sie mag dich irgendwie nicht; vielleicht ist sie ja eifersüchtig.“

Seitdem trafen sie sich nicht mehr. Wenn sich Lennart verabreden wollte, hatte Janning immer Gründe, warum es gerade nicht passte. Mal war er mit Leona verabredet, mal musste er dringend etwas erledigen und mal fühlte er sich einfach nur unwohl. Dabei blieb Lennart länger in der Stadt, um ihn nachmittags im Supermarkt zu treffen. Aber Janning war jedes Mal kurz angebunden und sagte schließlich, dass es ihn störte, bei der Arbeit besucht zu werden. Lennart fiel auf, dass er keine dicken Flanellhemden mehr trug, sondern nur noch einfache Hemden, so wie sie Alex immer getragen hatte, allerdings ohne Pullover oder Pullunder darüber. Nach ein paar Wochen gelang es Lennart schließlich, sich mit ihm zu verabreden. Sie saßen lange Zeit schweigend nebeneinander

auf dem Deich. „Wir gehen jetzt getrennte Wege, du deinen und ich eben meinen“, sagte Janning schließlich, „Irgendwann muss man sich entscheiden und ich habe mich entschieden, eine Freundin zu haben und ein ganz normales Leben zu führen.“ Lennart sah ihn schweigend an. „So mit zwei Kerlen wie uns, das funktioniert auf Dauer nicht, das geht nicht gut. Leona ist für mich eine echte Chance, das musst du verstehen.“ Lennart wusste nicht, was er sagen sollte; die Stille, während sie auf das Watt sahen, war kaum zu ertragen. „Du solltest auch mit dem Alkohol aufhören“, durchbrach Janning das Schweigen, „und vielleicht was anderes anziehen. Leona meint, es sieht schwul aus, Hemden mit einem Rollkragenpulli drunter zu tragen. Als Teenager kann man sich ja so anziehen, aber wir sind jetzt erwachsen.“ Er hatte wie sonst auch, nur ein einfarbiges Hemd an, während Lennart einen Rollkragenpullover unter seinem Flanellhemd trug.

Lennart trug immer seltener ein Flanellhemd und stattdessen einen seiner Kapuzenpullover; das ging auch mit einem Rollkragenpullover darunter. Es fühlte sich ausgesprochen gut an, die Kapuze des Pullovers aufzuhaben, egal ob mit oder ohne Mütze darunter. Manchmal zog er sich zwei oder drei zusätzliche Pullover unter den Kapuzenpullover und war dann ohne Parka oder Jacke draußen. Auch ohne Janning ging er jeden Tag abends zum Deich, spazierte über das Watt oder saß einfach nur auf der Deichkrone. Meistens hatte er eine Flasche Küstennebel dabei, von der er etwas trank. Janning kam weder zu seinem Geburtstag noch an Weihnachten und Silvester. Die Freundschaft mit ihm verlor sich; sie sahen sich immer seltener und selbst, wenn sie sich trafen, war es nicht mehr wie früher.

Lennart war so oft alleine, wie lange nicht mehr. Das Verhältnis zu seinen Eltern war geprägt von den Vorhaltungen, die sie ihm machten. Auch Alex drängte ihn, „endlich erwachsen zu werden“, wie er sagte. Lennart besuchte ihn nur noch ein oder zwei Mal im Monat. Er dachte oft an Janning, der sich in kurzer Zeit völlig verändert hatte und ihm richtig fremd geworden war. Die Tage vergingen gleichförmig, einer nach dem anderen; seine Routinen stützten ihn, aber er fühlte sich zunehmend unwohl damit. Sie wurden zu einer Art Zwangsjacke, wie die Armschlinge, die ihn hinderte, aktiv zu werden. Immer öfter dachte Lennart darüber nach, woanders hinzugehen, irgendwohin, wo er neu anfangen und vielleicht sogar neue Freunde finden konnte. Bis zum Sommer reifte seine Idee zu einem Entschluss, nach Dänemark zu ziehen. Er packte schließ-

lich einen Koffer mit Kleidung und stieg in einen Zug. Er fuhr einfach los, ohne etwas geplant zu haben, er wusste noch nicht einmal, wohin er fahren würde. Seine Eltern meinten, das war die blödeste Idee, die er je gehabt hatte, aber sie konnten ihn nicht aufhalten.

Lennart fuhr bis in den Norden Jütlands und fand einen Bauernhof, wo er übernachten konnte. Dass er auf eine dänische Schule gegangen war und ein fast akzentfreies Dänisch sprach, war dabei sehr hilfreich. Der Bauer machte ihm am nächsten Morgen das Angebot, dass er auf dem Hof bleiben konnte, wenn er bei der Ernte half. Er hatte in einem ehemaligen Stall drei kleine Wohnungen ausgebaut und Lennart konnte in einer davon wohnen. Das Arbeiten auf dem Bauernhof gefiel ihm sehr gut; die Leute auf dem Hof waren wortkarg, aber freundlich. Lennart fühlte sich dort gut aufgehoben; er trank keinen Alkohol mehr und fühlte sich wesentlich besser als bei seinen Eltern. Zu seinem Geburtstag fuhr er für eine Woche zurück zu seinen Eltern, wo er im Familienkreis feierte, zusammen mit Alex. Sogar Janning war dabei; ihn hatte er kurz vorher in der Stadt getroffen und eingeladen. Lennart hatte nicht damit gerechnet, dass er zusagte. Obwohl er recht distanziert war, fühlte es sich vertraut an, ihn wieder zu treffen. Inzwischen wohnte er mit seiner Freundin auf einem Pferdehof; er gab ihm sogar ihre Telefonnummer, damit er sich bei ihm melden konnte, wenn er ihn wieder treffen wollte.

Als er wieder nach Dänemark zurück fuhr, nahm er nicht nur seinen Parka und die Überhose mit, sondern auch seine Malsachen. Er hatte lange nicht mehr gemalt und wollte die Ruhe im dänischen Winter nutzen, wieder damit zu beginnen. Den Winter über gab es auf dem Bauernhof nicht viel zu tun und Lennart verbrachte sehr viel Zeit draußen. Oft fuhr er mit dem Fahrrad an die Nordsee, die nicht weit entfernt war. Anders als bei ihm zu Hause gab es dort einen riesigen, menschenleeren Sandstrand. Dort verbrachte er oft viele Stunden alleine in der endlosen Weite, dick eingepackt in seiner Überhose und dem Parka, mit Mütze und Kapuze auf. Wenn er abends wieder in seiner kleinen Wohnung auf dem Bauernhof war, war er voll von Eindrücken, die er dann in Zeichnungen verwandelte.

Oft sah er mehrere Tag lang keinen Menschen und war erstaunt, wie wohl er sich dabei fühlte. Warm eingepackt in der rauen Natur zu sein, in Landschaften, aus denen jegliche Farbe verschwunden war, erfüllte ihn mit Glücksgefühl.

len, die er so schon lange nicht mehr gespürt hatte. Immer deutlicher erkannte er, dass es genau das Leben war, das am besten zu ihm passte: in der Einsamkeit, in zugleich rauen und reizarmen Landschaften, im Norden. Das schien seine wirkliche Heimat zu sein. Im Frühjahr begann wieder die Arbeit auf dem Bauernhof. Der Bauer hatte vor, Wohnungen an Urlauber zu vermieten, um sich damit eine zusätzliche Einnahmequelle zu schaffen. Dafür hatte er bereits im Jahr zuvor einen ehemaligen Stall ausgebaut, in dem jetzt drei kleine Ferienwohnungen untergebracht waren. Lennarts Aufgabe war, die Wohnungen fertig einzurichten und zu reinigen. An Pfingsten kamen bereits die ersten Feriengäste aus Deutschland und Lennart übernahm die Aufgabe, sich um die Urlauber und ihre Wohnungen zu kümmern. Nebenher half er auch noch in der Landwirtschaft, sodass er den Sommer über viel zu tun hatte.

In einem solchen Arbeitsfluss zu sein, fühlte sich gut an, obwohl er an machen Tagen von früh morgens bis spät abends arbeitete und danach erschöpft ins Bett fiel. Die Arbeit trug ihn, führte ihn durch die Tage und von einem Tag zum nächsten. Immer im Zyklus der Tageszeiten und der Natur; mittendrin, sowohl bei Hitze als auch im Regen. Oft war er abends nur noch in der Lage, sich auf sein Bett zu legen und über den Tag nachzudenken; dabei spürte er, wie ausgeglichen und glücklich er war. Es gab nichts, was ihm fehlte, absolut nichts. Er blieb noch bis zum Ende des Sommers und kehrte dann wieder zu seinen Eltern zurück.

Mathias

Die Rückkehr zu seinen Eltern war für Lennart sehr schwierig. Seine Eltern machten ihm klar, dass er bei ihnen wohnen konnte, aber finanziell für alles selbst aufkommen musste. Für das Essen musste er einen monatlichen Beitrag von 150 Mark bezahlen. Den einzigen Job, den er fand, war das Austragen von Zeitungen. Dafür bekam er nicht viel, aber es reichte für seinen Lebensunterhalt. Seine Eltern waren der Meinung, dass er einen richtigen Beruf anstreben sollte. Aus ihrer Sicht hatte er jetzt die letzte Gelegenheit, eine Lehre zu beginnen; aber Lennart konnte sich so etwas inzwischen noch weniger vorstellen als nach dem Abitur. Alleine die Vorstellung, in einem Büro oder einem Handwerksbetrieb zu arbeiten und Anweisungen zu befolgen, bereitete ihm ein massives Unbehagen. So etwas passte nicht zu ihm. Eigentlich war er Künstler, dachte er, jemand, der seinen Freiraum brauchte, um kreativ zu sein. Da er die Zeitungen immer früh morgens austrug, hatte er tagsüber viel Zeit, die er größtenteils alleine am Meer verbrachte, wo er die endlose Weite in sich aufnahm und die Eindrücke dann in seinen Zeichnungen festhielt. Seinen Eltern gefielen die Zeichnungen, zumindest manche von ihnen, aber sie waren sich sicher, dass er davon niemals leben konnte. Sein Selbstporträt hing immer noch im Flur. Lennart mochte das Bild und blieb oft davor stehen, um es ausgiebig zu studieren. Manchmal zog er sich dabei seinen Parka an mit der Fellkapuze über der Mütze, und betrachtete es wie sein Spiegelbild.

Kurz vor seinem vierundzwanzigsten Geburtstag rief er Janning an, um ihn einzuladen. Die Frau am Telefon erklärte, dass er nicht mehr auf dem Pferdehof wohnte, und gab ihm seine neue Telefonnummer. Die süddeutsche Vorwahl kam ihm bekannt vor; es war dieselbe Vorwahl, die auch der Ort hatte, wo seine Großmutter vor vielen Jahren zur Kur ging und er diesen Jungen im Supermarkt getroffen hatte. Janning freute sich über den Anruf und erzählte, dass er auf einem Bauernhof lebte, ganz in der Nähe des Dorfes, wo Lennart Johannes getroffen hatte. Er war nicht mehr mit Leona zusammen, aber hatte dafür einen Sohn. „Ich bin hier richtig glücklich“, sagte er. Als Lennart von sich erzählte, unterbrach er ihn nach einer Weile, „Oh Mann Lenny, du bist ja kein Stück weitergekommen. Du solltest dir wirklich überlegen, wo du hingehörst. Es wird Zeit, dass du etwas aus dir machst.“ Im ersten Moment war Lennart verwundert, dass ausgerechnet Janning so etwas sagte, aber er hatte eigentlich recht. Wo

gehörte er hin? Gab es überhaupt einen Platz in dieser Welt, wo er hingehörte? Noch vor seinem Geburtstag eskalierte die Diskussion mit seinen Eltern so weit, dass sie ihm eine Frist bis zum Ende des Jahres setzten, um auszuziehen. Für Lennart war es ein Schock und er konnte es erst wahrhaben, als ihm seine Mutter am Tag darauf bestätigte, dass es ernst gemeint war. „Seit deinem Abitur haben wir gehofft, dass du deinen Weg in ein selbstständiges Leben findest. Aber so, wie es aussieht, müssen wir dir dafür den entscheidenden Stoß geben. Schau dir Alex an“, führte sie aus, „Der macht das schon lange und sogar Janning wohnt nicht mehr bei seinem Vater.“ In seiner Verzweiflung rief Lennart seine Großmutter an, um sie um Rat zu fragen, was er jetzt tun sollte. Sie schlug ihm vor, erst einmal zu ihr zu kommen. „Dann sehen wir weiter“, sagte sie, „Wir finden bestimmt eine Lösung.“

An seinem Geburtstag waren nur Alex und Sander da, die nachmittags zum Kaffee kamen. Alex überraschte ihn mit einem Geschenk; er hatte ihm bis dahin noch nie etwas zum Geburtstag geschenkt. „Ich wollte dir diesmal etwas schenken, aber ich wusste nicht so genau, was. Ich hoffe es gefällt dir“, sagte er. Lennart packte es aus; es war eine Fliegermütze. Anders als die von Onkel Hans hatte sie innen ein Kunstfell. „Das Leder und das Fell sind nicht echt, aber ich finde, sie sieht gut aus. Vor allen Dingen kannst du sie ohne zweite Mütze drunter tragen“, erläuterte Alex, „Probier sie mal an.“ Die Mütze passte und Lennart behielt sie während dem Kaffeetrinken auf. Es war wirklich eine gelungene Überraschung; sie gefiel ihm wirklich sehr, vor allen Dingen weil sie sich so gut anfühlte wie keine seiner anderen Mützen. Als er nachmittags mit Alex und Sander auf dem Deich spazierte, zog er sich die Kapuze seines Parkas darüber; das passte ganz gut zusammen und hielt auch richtig warm. Beim Abendessen erzählte er, dass er mit seiner Großmutter telefoniert hatte und erst einmal zu ihr ziehen konnte. „Wenn sie das mal nicht bereut“, sagte seine Mutter, „aber gut, besser als gar keine Lösung. Hier kannst du auf jeden Fall nicht mehr wohnen; es geht einfach nicht mehr.“ „Ich finde es auch gut, dass du ausziehst“, sagte Alex, „Das mit dem selbstständigen Leben ist gar nicht so schwer, du wirst sehen. Ich habe es ja auch geschafft.“ Dabei lachte er, „Ohne Abitur und ohne Großmutter's Hilfe.“ Lennart konnte noch bis zu den Weihnachtsfeiertagen zu Hause bleiben und sollte am zweiten Weihnachtstag umziehen. Da war ohnehin ein Besuch bei seiner Großmutter geplant.

Da ihn seine Eltern fuhren, konnte er beim Umzug zu seiner Großmutter mehr mitnehmen als nach Dänemark. Er nahm auch seine Flanellhemden mit, die er gar nicht mehr getragen hatte, seit er nach Dänemark ging. Seine Großmutter vermittelte ihm eine Anstellung in der Gärtnerei des Dorfes, wo er bei der Pflege der Gräber auf dem Friedhof half. Es war ein guter Job, er war viel draußen und hatte auch Spaß daran, die kleinen Beete auf den Gräbern von Unkraut und Laub zu befreien und ab und zu etwas zu pflanzen. Er verdiente auch dabei nicht viel, weil er nur an drei Tagen in der Woche jeweils sechs Stunden arbeitete. Da er aber bei seiner Großmutter wohnte, brauchte er nicht viel Geld. Von der Gärtnerei bekam er einen Anorak und eine Arbeitshose, die er über seine Hose zog. Bei seiner Arbeit hatte er immer einen Kapuzenpullover an, weil der Anorak, den er dort bekommen hatte, ohne Kapuze war. Mit der neuen Fliegermütze unter der Kapuze war er selbst bei kaltem und windigem Wetter gut geschützt. Auch als es wärmer wurde, trug er bei der Arbeit Kapuzenpullover, weil er lieber die Kapuze als eine Mütze aufhatte; sonst bevorzugte er seine Hemden. Für die wärmere Jahreszeit hatte er von der Gärtnerei eine Weste bekommen, die er über dem Pullover trug. Auf der stand wie auf dem Anorak der Name der Gärtnerei. In der Pause sagte einmal einer seiner Kollegen, „Den Lenny erkennt man schon von weitem an der Kapuze“, und alle lachten; ärgerlicher Weise nannten ihn in der Gärtnerei alle Lenny. In seiner Freizeit war er viel alleine. Er dachte oft an Janning und trug oft eines seiner Flanellhemden, um sich an ihn zu erinnern; meistens mit Rollkragenpullover darunter. Dabei kam ihm immer wieder dieser Satz in den Sinn, „Du solltest dir wirklich überlegen, wo du hingehörst.“ Wohin aber? Ihm kam es vor, als ob er nirgendwohin passte.

Lennarts Großmutter liebte Gedichte und hatte eine beachtliche Sammlung von Gedichtbänden. Seit er bei ihr wohnte, las ihr Lennart abends etwas vor; meistens hatte sie sich schon ein richtiges Programm an Gedichten zusammengestellt und die entsprechenden Bände herausgesucht. Beim Lesen tauchte Lennart in seine inneren Welten ein; es war, als wenn er das Bewusstsein verlieren und träumen würde, bis er irgendwann wieder aufwachte. Während dessen las er und ließ sich von seiner eigenen Stimme hypnotisieren. Bei seiner Großmutter fühlte er sich richtig wohl, sehr entspannt und in einem besten Sinne bei sich. Er las viel, nicht nur Gedichte, sondern auch klassische Literatur, von der sie eine mindestens so große Sammlung hatte wie von Gedichtbän-

den. Und er zeichnete auch viel. Seiner Großmutter gefielen seine Zeichnungen, sodass auch die ein oder anderen von ihnen mit Bilderrahmen versehen an der Wand hingen. Wenn er an Janning dachte, kam ihm auch immer dieser Junge in Erinnerung, den er als Kind im Supermarkt getroffen hatte und mit dem er zusammen auf dem Parkplatz Schokolade aß, Johannes. Er konnte sich genau daran erinnern, als wenn es erst ein paar Tage her gewesen wäre. Es war im Winter war, kurz nachdem er von Onkel Hans den Parka bekommen hatte. In seiner Erinnerung konnte er den Jungen genau sehen, der weder Mütze noch Kapuze aufhatte, während er selbst beides zusammen gerade warm genug fand. Immer, wenn er in dieser Zeit, Anfang Februar, in einen Supermarkt ging, ertappte er sich dabei, wie er nach diesem Jungen Ausschau hielt. Ob er ihn überhaupt wiedererkennen würde? In dem Bild, das er vor Augen hatte, überlagerte sich sein Gesicht mit dem von Janning, obwohl sie sehr unterschiedlich aussahen.

Anfang Juli rief Alex bei seiner Großmutter an und wollte nach dem Gespräch mit ihr auch Lennart sprechen. Nachdem er sich erkundigt hatte, wie es ihm ging, und Lennart von seiner Arbeit in der Gärtnerei erzählte, sagte er, „Ich habe jetzt einen Sohn.“ „Ich weiß“, erwiderte Lennart, „Sander, den kenne ich schon.“ „Nein, das meine ich nicht; ich meine einen eigenen Sohn. Er wurde letzte Woche geboren, Jandro heißt er.“ „Jandro?“ Lennart kannte den Namen nicht; er klingt wie Sandro, dachte er und musste an Onkel Hans denken, der Alex immer Sandro nannte. „Gefällt dir der Name nicht?“, fragte Alex, „Das war Alegras Idee. Jandro ist eine spanische Kurzform von Alexander; auf Spanisch Chandro, aber uns gefällt Jandro besser.“ Damit haben sowohl sein Stiefsohn als auch sein Sohn seinen Namen als Kurzform; Alexander ist ein ausgesprochen vielseitiger Name. Er erzählte auch, dass er seine Freundin heiraten würde und Lennart zur Hochzeitsfeier eingeladen war. Die Hochzeitsfeier sollte im Spätsommer in einem Landgasthof stattfinden. „Aber mach dich ein bisschen schick“, sagte er. Lennart wusste nicht, was er damit genau meinte. „Da muss man bestimmt einen Anzug tragen“, sagte seine Großmutter. Aber Lennart hatte noch nie einen Anzug getragen; er konnte sich gar nicht vorstellen, einen Anzug zu tragen. Seine Großmutter riet ihm, zur Hochzeit etwas anzuziehen, was er gerne anzog, was aber schicker war als seine Alltagskleidung.

Lennart kaufte sich ein neues Hemd in Grau mit einem dezenten Muster, eine graue Hose und einen weißen Rollkragenpullover. Er konnte ohnehin neue

Kleidung gebrauchen und hatte damit jetzt auch schicke Sachen. Seine Großmutter meinte, für die Hochzeit wäre er damit passend gekleidet. Tatsächlich war er der einzige, der keinen Anzug trug, aber er hatte nicht den Eindruck, dass sich jemand daran störte. Alex sagte sogar, „Ein schickes Hemd hast du da an.“ Die Feier fand Lennart sehr langweilig, aber er konnte nicht einfach gehen, weil sie in einem Landgasthaus stattfand. Er und seine Großmutter übernachteten in dem Gasthaus und fuhren erst am nächsten Tag nach einem gemeinsamen Frühstück wieder nach Hause. Beim Frühstück eröffnete ihnen Alex, dass er mit seiner neuen Familie noch in diesem Jahr nach Hamburg ziehen würde. Dabei ermahnte er auch Lennart darüber nachzudenken, wo er in Zukunft leben wollte. Es war klar, dass er nicht mehr lange bei seiner Großmutter bleiben konnte, da sie vorhatte, im nächsten Jahr in ein Pflegeheim zu gehen. Sie war zwar noch gesund und konnte sich ohne Probleme selbst versorgen, aber sie meinte, es wäre besser, den „letzten Umzug im Leben“, wie sie es nannte, schon jetzt durchzuführen. Jetzt war sie noch in der Lage, sich an die neue Umgebung zu gewöhnen. Spontan hatte Lennart die Idee, zu Alex zu ziehen und Teil seiner Familie zu werden; warum eigentlich nicht? Alex lachte nur, als er ihm diese Idee unterbreitete.

Als es schließlich so weit war und Alex umzog, half ihm Lennart dabei. Alex hatte sich einen Lastwagen gemietet, den er selbst nach Hamburg fuhr. Abends bestellten sie sich bei einem Imbiss etwas zu essen. Als Lennart mit Alex und seiner Familie Döner aß, fragte er, ob er nicht doch mit einziehen konnte. „Ich kann auch beim Saubermachen und Einkaufen helfen, so wie ich es jetzt bei Oma auch mache“, sagte er. Aber Alex und Alegra lehnten den Vorschlag ab. „Ich lebe mein Leben und du solltest dein Leben leben“, sagte Alex, „Du bist doch alt genug, dir selbst etwas aufzubauen. Vielleicht willst du ja auch mal heiraten und Kinder haben?“ Darüber hatte Lennart bis dahin noch nicht ernsthaft nachgedacht, aber vorstellen konnte er sich beides nicht. Es war klar, dass ein weiterer Schritt in ein selbstständiges Leben bevorstand. Lennart beunruhigte dies sehr. Bei seiner Großmutter hatte er die gewohnten Routinen, das Gärtnern auf dem Friedhof, die Abende mit den Gedichten und das Zeichnen. Konnte es nicht einfach so bleiben?

Mit dem Herbst kam wieder die Zeit, die er am liebsten mochte. Dann ging er wieder oft in den Wald und genoss es, seinen Träumen nachzugehen, die Tiere und die Bäume zu spüren, mit denen er sich eng verbunden fühlte. Es war gut,

dass er nicht zu Alex nach Hamburg zog, dachte er, in eine Stadt passte er vermutlich noch viel weniger als in ein Dorf. Es war die Natur, wo er hingehörte, der Wald oder das Meer; je rauer sie war, je windiger und kälter, desto besser fühlte er sich, desto mehr war sie seine wirkliche Heimat.

Ungleiche Zwillinge

Silvester verbrachte er wie seinen Geburtstag alleine bei seiner Großmutter. Die hatte ein paar Silvesterraketen gekauft, die sie um Mitternacht aufsteigen ließen. Den Abend verbrachten sie damit, Gedichte zu lesen, wobei dieses Mal auch seine Großmutter las. Sie las die Gedichte, als wenn sie sie in einem großen Theater vor Zuschauern vorlesen würde, laut und übertrieben betont und mit ausladenden Gesten. Lennart versuchte auch, die Gedichte so zu lesen, aber das wirkte wohl ziemlich albern. Auf jeden Fall musste seine Großmutter dabei lachen. Beim Silvesteressen sagte sie, dass sich Lennart ernsthaft um seine Zukunft Gedanken machen sollte, da sie ja vorhatte, in das Pflegeheim zu ziehen. „So wie es aussieht, ziehe ich im Herbst dort ein, bis dahin muss es für dich eine Lösung geben“, sagte sie. „Vor allen Dingen musst du auch mehr Geld verdienen, damit du dir überhaupt eine eigene Wohnung leisten kannst.“ „Gibt es denn keine Pflegeheime für Autisten?“, fragte Lennart und seine Großmutter erwiderte, „Das ist jetzt nicht dein Ernst.“ Lennart hatte die Frage tatsächlich nicht ernst gemeint.

Einige Zeit später zeigte ihm seine Großmutter eine Annonce, die sie aus einer Zeitung ausgerissen hatte. „Da sucht jemand Nachhilfe in Deutsch und Englisch für die Abiturprüfung. Das wäre doch was für dich, oder?“, fragte sie, „Das Geld kannst du bestimmt gebrauchen“. In der Anzeige stand nicht viel, nur der recht hohe Stundenlohn und eine Telefonnummer. „Rufst du dort an?“, fragte Lennart. Er telefonierte nicht gerne, schon gar nicht mit Leuten, die er nicht kannte. Nach einem kurzen Telefongespräch sagte sie, „Alles geklärt; der Junge wohnt in Lübeck, das ist ja nicht so weit weg von hier. Aber du musst trotzdem mit der Bahn fahren. Dafür nimmt er immer gleich mehrere Stunden hintereinander, damit sich die Fahrt für dich auch lohnt. Ich habe für Samstag schon die ersten Stunden verabredet; um 13 Uhr, in Ordnung?“ Sie gab Lennart einen Zettel, auf dem sie die Adresse notiert hatte. Mathias Marquart hieß der Nachhilfeschüler.

Er war etwas zu früh in Lübeck und wartete einige Zeit ein paar Häuser entfernt, damit er um genau 13 Uhr an der Tür der Marquarts klingeln konnte. Ihm öffnete ein blonder junger Mann, der wohl Mathias sein musste; das Alter passte jedenfalls. „Ich bin hier, um Nachhilfe zu geben“, sagte er und der junge Mann an der Tür antwortete, „Ja, genau, für meinen Bruder; komm rein.“ Die Marquarts hatten offenbar viel Geld, das Haus war groß und die Einrichtung der Wohnung sah richtig teuer aus, bedeutend teurer als die der Wohnung seiner Eltern oder seiner Großmutter. Lennart nahm die Mütze ab und zog den Parka aus. „Schuhe auch“, sagte Mathias' Bruder und zeigte auf ein Paar Pantoffel auf dem Boden, „Du kannst die anziehen.“ Während Lennart in die Pantoffel schlüpfte, sagte er, „Ich bin übrigens Maximilian“, und reichte ihm die Hand. Nach der Begrüßung folgte ihm Lennart in ein riesiges Zimmer, das wohl das Wohnzimmer war. „Matze“, rief Maximilian so laut, dass sich Lennart spontan die Ohren zu hielt, „dein Nachhilfelehrer.“ „Schick ihn rauf“, war gleich darauf zu hören. Wie kann man nur Matze als Spitzname haben, dachte Lennart, das ist ja noch schlimmer als Lenny.

Er ging die Treppen hoch und oben stand bereits Mathias in der Tür seines Zimmers. Er sah völlig anders aus als Maximilian; Lennart dachte spontan, dass es sich um Stiefbrüder handeln musste. „Hier geht's rein“, sagte Mathias. Sein Zimmer war sehr sauber und aufgeräumt; bis auf das Bett, das ein wenig zerwühlt war. Es war hell und groß mit einem Schrank, einem Bett und einem großen Schreibtisch, der direkt am Fenster stand. „Hier kannst du dich setzen“, sagte er und zeigte auf einen Stuhl. „Du heißt Lennart Adrian, richtig? Ich bin Mathias.“ „Lennart genügt“, erwiderte Lennart. „Ich mache dieses Jahr Abitur und muss noch besser werden, vor allem in Englisch und Deutsch, aber auch in anderen Fächern, Geschichte, Französisch und so“, begann Mathias, und setzte sich auf den anderen der beiden Stühle, die an seinem Schreibtisch standen. „Schau hier, das lesen wir gerade in Englisch und in Deutsch gibt es Kleist.“ „Nathan der Weise“, sagte Lennart und setzte sich neben Mathias. Sie begannen gleich, den Unterrichtsstoff zu wiederholen; Lennart fand sich schnell darin zurecht. Er fand es überraschend angenehm und entspannt, mit Mathias zu lernen; die Zeit verging dabei sprichwörtlich wie im Flug.

Plötzlich sprang die Tür auf. „Jetzt wird es aber Zeit für eine Pause“, rief sein Bruder, der sich hinter Mathias stellte und ihn an der Schulter massierte. „Matze wird noch zu einem richtigen Streber“, sagte er und lachte dabei. „Maximili-

an redet eine Menge Blödsinn; mit so einem Bruder ist man wirklich geschlagen“, sagte Mathias, „Hast du auch Geschwister?“ Lennart antwortete, „Ja, Alex, aber der ist ein paar Jahre älter als ich und inzwischen verheiratet.“ „Noch so ein Spruch und ich kitzel dich durch“, rief Maximilian. „Das lässt du schön bleiben“, antwortete Mathias. Dabei stand er mit einem Ruck auf, drehte sich um und warf seinen Bruder auf das Bett. Es wirkte wie ein einstudierter Bewegungsablauf. Anschließend lieferten sie sich auf dem Bett einen wilden Ringkampf, bis Mathias auf seinem Bruder saß und ihm die Hände neben dem Kopf festhielt. „Gibst du auf?“, fragte er. „Matze bitte, lass mich los.“ „Erst, wenn du aufgibst.“ Sein Bruder versuchte, sich frei zu winden, und rief dabei immer wieder, „Lass mich los.“ „Wie heißt das?“ Schließlich gab er auf und keuchte, „Ok, ich, Maximilian Marquart, gebe mich geschlagen.“ Mathias ließ ihn los, stand auf und setzte sich wieder neben Lennart.

„Unter Zwillingenbrüdern ist das so; nicht wundern“, sagte er. „Zwillingenbrüder?“, fragte Lennart. „Ja“, sagte er, „das sieht man uns nicht an, sind wir aber wirklich; Max ist der jüngere, etwa eineinhalb Stunden.“ Maximilian stand wieder hinter ihm und massierte seine Schultern. „Wir sind ein Herz und eine Seele“, sagte er, „Wir werden immer zusammen bleiben, bestimmt, oder?“ Dabei strich er über Mathias' Haare. Dass zwei so unterschiedliche Brüder Zwillinge waren, fand Lennart ziemlich ungewöhnlich. „Lass uns noch zu Ende bringen, woran wir gerade gesessen sind“, sagte Mathias, „Dann haben wir aber genug gearbeitet für heute“. Maximilian ging wieder und sie arbeiteten dann noch etwa eine halbe Stunde lang englische Grammatik durch. „Wieso nennst du dein Bruder Matze?“, fragte Lennart. „Keine Ahnung“, antwortete Mathias, „Wahrscheinlich, weil ich ihn immer Max nenne; früher mochte er das ja gar nicht, aber jetzt ist es ihm egal, glaube ich. Aber du hast recht, Matze klingt ziemlich blöde; Mathias ist mir wesentlich lieber; klingt besser.“ Er stand auf und sagte, „Jetzt hören wir aber auf; ich kann jetzt wirklich nicht mehr.“ „Ja, ok; wenn ich gleich losgehe, bekomme ich noch einen Zug, ohne lange am Bahnhof warten zu müssen“, sagte Lennart. Als ihn Mathias zur Tür brachte, kam Maximilian aus seinem Zimmer und folgte den beiden. Lennart zog sich Schuhe und Parka an, als Maximilian sagte, „Einen coolen Parka hast du da, so richtig mit Kapuze und Fell innen.“ Lennart war etwas irritiert und fragte sich, warum er das sagte. Er setzte sich die Mütze auf und öffnete die Haustür. „So einen Parka würde ich auch gerne haben“, setzte Maximilian fort. Lennart drehte sich um; ihm fiel da-

bei auf, dass beide, Maximilian und Mathias ziemlich schicke Kleidung trugen. Beide hatten eine weiße Hose an und einen einfarbigen Pullover mit einem weißen Polohemd darunter, Maximilian einen blauen und Mathias einen grauen. Es war bestimmt Markenkleidung, dachte Lennart; sicher war er sich nicht, weil er sich mit so etwas nicht auskannte. „Setz doch mal die Kapuze auf und mach ihn ganz zu“, sagte Maximilian. Plötzlich tauchte in Lennarts Gedanken wieder dieser merkwürdige Junge auf, den vor vielen Jahren in einem Supermarkt getroffen hatte. Wie er ihn die ganze Zeit anstarrte als sie auf dem Parkplatz die Schokolade teilten. Lennart fragte sich, wieso ihm ausgerechnet jetzt dieser Johannes in den Sinn kam. Es musste etwas mit dem Parka zu tun haben, den er damals gerade von Onkel Hans bekommen hatte. „Hör auf mit dem Quatsch, Max, und lass ihn jetzt gehen“, sagte Mathias. Lennart schob sich die Kapuze über die Mütze, zog den Reißverschluss ganz nach oben und drückte die oberen Druckknöpfe zu; er hätte die Kapuze draußen ohnehin aufgesetzt. „Cooler Parka, wirklich“, sagte Maximilian und grinste dabei. Lennart drehte sich wortlos um und ging zum Bahnhof.

Er war jetzt mehr als drei Stunden bei Mathias gewesen. Auch wenn es überraschend angenehm war und er bereits jetzt das Gefühl hatte, ihn zu mögen, war es auch anstrengend. Um die vielen neuen Eindrücke zu verarbeiten und gleichzeitig noch Nachhilfe zu geben, musste er sich ziemlich konzentrieren. Auf dem Weg zum Bahnhof spürte er, wie ihn seine Anspannung langsam verließ. Es waren kaum Leute auf der Straße und die Fliegermütze auf dem Kopf mit der Kapuze darüber schirmte ihn obendrein noch ab und dämpfte den Schall. Diese Ruhe tat ihm gut; soviel sozialen Kontakt zu haben wie eben, war er nicht mehr gewohnt. Er musste die ganze Zeit an Mathias denken; er konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal eine Begegnung mit jemandem hatte, den er auf Anhieb mochte. Und dann noch dieser etwas merkwürdige Zwillingbruder, der seinen Parka so bewunderte.

Nachdem er eine Weile in Gedanken durch die Straßen lief, bemerkte er mit einem Mal, dass er nichts von dem, was er sah, wiedererkennen konnte. Er hatte sich offensichtlich verlaufen. Er konzentrierte sich, um in seinem Kopf einen Plan von dem Dorf zu rekonstruieren und Hypothesen über seinen jetzigen Standort zu entwickeln. Nach einer Weile sah er jemanden auf der anderen Straßenseite entlang laufen; es war eine Frau. Es kostete ihn ziemliche Überwindung, aber er lief dieser Frau hinterher und fragte nach dem Weg zum

Bahnhof. Als er schließlich dort angekommen war, hatte er den Zug verpasst und musste noch eineinhalb Stunden auf den nächsten warten. Es war kalt und windig, aber er genoss es, warm eingepackt seinen Gedanken nachgehen zu können, vor allen Dingen auch den Gefühlen nachspüren, die die beiden Zwilingsbrüder in ihm ausgelöst hatten.

Zwei Wochen später, wieder an einem Samstag um genau 13 Uhr, stand Lennart vor der Tür der Marquarts und klingelte. Es dauerte eine ganze Weile, bis Maximilian die Tür öffnete, so lange, dass er sich die Kapuze wieder über seine Mütze schob, die er nach dem Klingeln abgesetzt hatte. Maximilian sagte, „Komm rein; Matze ist in seinem Zimmer“, und verschwand gleich wieder. Lennart zog Parka und Schuhe aus und ging zu Mathias' Zimmer, wo die Tür offen stand. „Hallo Mathias“, sagte Lennart und war ein wenig stolz darauf, dass er es so hervorbrachte. Seine Großmutter hatte ihm gesagt, dass es besonders höflich sei, andere Leute mit Namen zu begrüßen. Ihm kam so etwas allerdings nur sehr schwer über die Lippen; es fühlte sich irgendwie merkwürdig an, andere Menschen mit ihrem Namen anzusprechen. Es war wie einen Zauberspruch zu sprechen oder ein Amulett herauszuholen, merkwürdig eben. Aber Mathias gegenüber wollte er unbedingt höflich sein und hatte vorher extra geübt, „Hallo Mathias“ zu sagen.

Wieder verging die Zeit sehr schnell, während sie die unterschiedlichen Fächer durcharbeiteten. Und wieder stellte sich dieses angenehme und inzwischen vertraute Gefühl bei Lennart ein, als er neben Mathias saß. „Ich glaube, ich habe genug für heute“, sagte Mathias schließlich. Sie saßen einen kurzen Moment lang schweigend nebeneinander; Lennart hatte das Gefühl, irgendetwas sagen zu müssen, aber ihm fiel nichts ein. Schließlich kam Maximilian zum Raufen und wurde am Ende wieder von Mathias besiegt. Sie verabredeten das nächste Treffen, bevor Lennart wieder ging. Diesmal fand er den Bahnhof sofort und verpasste seinen Zug nicht.

Auch die folgende Nachhilfe verlief zunächst wie die beiden davor. Aber als sie fertig waren, legte Mathias plötzlich eine Hand auf Lennarts Oberschenkel und sagte, „Ich finde dich ja wirklich besonders, wenn ich das so sagen darf. So jemanden wie dich habe ich noch nie getroffen.“ Lennart schaute Mathias in die Augen. Was meinte er mit besonders? Meinte er damit, dass er autistisch war, ein Träumer, der in seiner eigenen Welt lebte? „Lennart Adrian“, sagte Mathias,

„Warum nennst du dich Lennart und nicht Adrian?“ „Alle nennen mich Lennart; Adrian ist für mich nur ein Zweitname, der halt im Ausweis steht“, erklärte Lennart und Mathias fuhr fort, „Ich finde ja, Adrian ist ein sehr schöner Name. Er passt viel besser zu dir als Lennart, findest du nicht? Lennart klingt irgendwie grob; ich muss dabei immer an einen Raufbold denken“; dabei lachte er. Lennart musste an Onkel Adrian denken und was seine Großmutter über ihn erzählt hatte. Er war wohl ein Eigenbrötler, einer, der genauso wie Lennart in einer eigenen Welt lebte. Vielleicht hatte er mehr mit diesem Onkel gemeinsam als er dachte. „Den Namen Adrian habe ich von einem Onkel, der vor meiner Geburt gestorben ist“, erklärte er, „Ich habe noch nie darüber nachgedacht, aber es stimmt, eigentlich könnte auch Adrian mein Rufname sein. Mein Bruder hat auch seinen Zweitnamen als Rufnamen gewählt, weil er seinen eigentlichen Namen blöde findet.“ „Dann kannst du es ja auch tun“, sagte Mathias, „Adrian Jansen, das bist du“.

Plötzlich ging die Tür auf und Maximilian kam herein, „Seid ihr immer noch nicht fertig?“ „Wir sind nie fertig“, antwortete Mathias, sprang auf, packte Maximilian und warf ihn auf das Bett. Wie beim ersten Mal rangen sie ausgiebig miteinander, bis am Ende Mathias auf Maximilian saß und mit seinen Knien dessen Oberarme knetete. „Ich, Maximilian Marquart, gebe mich geschlagen“, stöhnte Maximilian schließlich und Mathias ließ ihn frei. Lennart packte seine Sachen ein und stand auf, um zu gehen. Die beiden Zwillinge begleiteten ihn zur Haustür. Dort angekommen fragte Maximilian, „Darf ich deinen Parka mal ausprobieren? Nur kurz.“ Lennart wusste gar nicht, was er antworten sollte, aber Maximilian nahm den Parka, ohne eine Antwort abzuwarten, und zog ihn an. Lennart fand es ziemlich merkwürdig, Maximilian in seinem Parka zu sehen, vor allen Dingen mit aufgesetzter Kapuze. „Das steht dir überhaupt nicht“, sagte Mathias und lachte, „Max hat so manche komischen Ticks, musst du wissen.“ Maximilian zog den Parka wieder aus und gab ihn zurück. Nachdem Lennart sich angezogen hatte, zögerte er kurz, zog sich dann aber die Kapuze über, bevor er die Tür öffnete. „Bis zum nächsten Mal“, sagte Mathias, „Adrian“. Auf dem Weg zum Bahnhof konzentrierte sich Lennart auf den Weg, um nicht wieder den Zug zu verpassen. Es fiel ihm nicht leicht, weil ihn die Erlebnisse mit Mathias sehr verwirrten. Warum hatte er die Hand auf sein Bein gelegt und was fand er an ihm so besonders?

Seit Janning war Mathias der erste neue Kontakt, den Lennart hatte; mit den Arbeitskollegen in der Gärtnerei konnte er nicht viel anfangen. Mathias und Maximilian zu kennen, fand Lennart ausgesprochen bereichernd; er fühlte sich einfach nur gut bei ihnen. Mathias nannte ihn jetzt konsequent Adrian, was er ziemlich gewöhnungsbedürftig fand. Auch Maximilian nannte ihn so. Einmal fragte ihn Mathias nach der Nachhilfe, ob er nicht bleiben wollte. „Ich habe es mit meinen Eltern besprochen, du kannst mit uns zu Abend essen und auch hier übernachten. Abends bekommst du ja keinen Zug mehr zurück.“ Lennart rief seine Großmutter an und blieb. Mathias' Eltern hatte er bis dahin noch nicht gesehen; offenbar war das Haus groß genug, um sich darin nicht zu begegnen. Der Tisch im Wohnzimmer war bereits gedeckt. Mathias' Vater trug beim Abendessen einen Anzug und Krawatte, seine Mutter ein Kleid. Sie waren schicker angezogen als Lennarts Eltern bei Alex' Hochzeit. Das Essen richtete eine Frau, die offenbar als Haushaltshilfe bei den Marquarts arbeitete. Mathias stellte Lennart als Adrian vor und sagte, „Adrian ist der beste Nachhilfelehrer, den ich hätte bekommen können.“ „Dafür wird er ja auch gut bezahlt“, antwortete sein Vater.

Er fragte Lennart aus, wo er wohnte und was er sonst so tat. Als Lennart von seinem Job als Friedhofsgärtner erzählte, lachte er laut auf. „Sie sollten etwas anständiges machen“, sagte er, „mit Ihrem Potenzial. Denken Sie mal darüber nach.“ Sie aßen dann, ohne zu reden. Selbst Maximilian, der sonst so aufgekratzt wirkte, war ruhig. Nach einer Weile sagte Mathias' Mutter, „Mit diesem karierten Hemd sehen Sie ein bisschen wie ein kanadischer Holzfäller aus, finden Sie nicht? Vor allen Dingen, wenn Sie es über einem Rollkragenpullover tragen.“ Lennart wusste nicht, was er darauf antworten sollte. „Ich hoffe, ich bin nicht zu direkt, aber wir pflegen einen eher konservativen Stil, das ist Ihnen bestimmt schon aufgefallen. Junge Männer sollten dezente Hemden tragen, meinetwegen auch einen Rollkragenpullover, aber nicht beides zusammen.“ „Mir gefällt es“, erwiderte Mathias, „Es ist halt sein Stil.“ „Sein Parka gefällt mir noch viel besser“, bemerkte Maximilian und seine Mutter erwiderte, „Dich hat aber niemand gefragt.“ Lennart hatte nicht erwartet, dass die Zwillinge so strenge Eltern hatten. Als sie nach dem Essen in Maximilians Zimmer gingen, um Videos zu schauen, erklärte Maximilian, dass Jacken mit Kapuze bei ihren Eltern „absolut tabu“ waren. Das Videoschauen wurde ab und zu unterbrochen, weil die beiden Zwillinge miteinander rauften; es war jedes Mal Maximilian, der am

Ende aufgeben musste. Nach zwei Filmen waren sie müde und gingen schlafen. Lennart übernachtete im Gästezimmer.

Beim Frühstück saß er neben Mathias, der wieder die Hand auf seinen Oberschenkel legte. Lennart fiel auf, dass ihn Mathias immer berührte, wenn er in seiner Nähe war. Es waren sehr angenehme Berührungen, zumindest solange er darüber nicht nachdachte. Wenn er aber anfang, darüber nachzudenken, verunsicherte es ihn sehr. Erwartete Mathias etwas von ihm, wollte er ihm etwas mitteilen? Sollte er Mathias auch berühren? Zum Ende des Frühstücks riss ihn Mathias' Vater aus den Gedanken. „Adrian, bleiben Sie noch einen Moment sitzen“, sagte er, „Ich möchte Ihnen etwas mitgeben.“ Nach einer Pause setzte er fort, „Ich sehe, dass Sie ihre Talente vergeuden, ob aus Angst, Leichtsinn oder Bequemlichkeit spielt dabei keine Rolle. Sie müssen wissen, dass so etwas bei uns nicht geduldet wird. Deswegen appelliere ich an Sie und Ihre Vernunft: Machen Sie etwas aus sich! Hören Sie auf, Ihre Talente zu vergeuden!“ Dann stand er auf und sagte, „Jetzt können Sie gehen.“

Lennart ging zusammen mit Mathias und Maximilian los, die in die Schule gingen. Sie trugen beide einen Anorak ohne Kapuze und hatten eine Mütze mit Bommel auf. Maximilian war ganz in blau gekleidet, Anorak, Hose und Mütze; er hatte immer etwas blaues an, diesmal aber nichts in einer anderen Farbe. Als sie das Haus verlassen hatten, sagte er, „Du kannst ruhig die Kapuze drüberziehen. Ich finde, das sieht cool aus, vor allen Dingen mit dieser Fliegermütze. Wenn ich so eine Jacke mit Kapuze hätte, hätte ich immer die Kapuze auf.“ „Fliegermütze?“, fragte Mathias. „Ja, so heißen die Mützen mit Ohrenklappen, die man unten zubinden kann. Das haben früher die Flieger getragen, als sie beim Fliegen noch im Freien gesessen sind“, erläuterte Maximilian. „Was du nicht alles weißt“, sagte Mathias, „Es gibt offensichtlich nichts, wozu Max nichts sagen kann.“ Die beiden begleiteten Lennart bis zum Bahnhof, der auf dem Weg zu ihrer Schule lag. Unterwegs sagte Mathias, „Was mein Vater gesagt hat, mach dir nichts draus. Unsere Eltern sind ein bisschen altmodisch, aber sonst eigentlich ganz in Ordnung.“ Am Bahnhof musste Lennart noch eine halbe Stunde warten, bis der nächste Zug kam.

Beim folgenden Treffen, es war schon Ende März, war der Winter endgültig vorbei und damit auch die Zeit, in der Lennart seinen Parka trug. Stattdessen hatte er einen Kapuzenpullover übergezogen. Als ihm Maximilian die Tür öffne-

te, sagte er, „Wahnsinn! Du hast ja einen Kapuzensweater! Pass auf, dass dich meine Eltern nicht damit sehen. Sie denken, dass nur Kleinkriminelle so etwas tragen, um sich unter der Kapuze zu verstecken.“ Dabei lachte er, „Die finden schon jetzt, dass Matze viel zu viel von dir abfärbt.“ „Was meinst du mit ‚abfärben‘?“, fragte Lennart, während er sich den Kapuzenpullover auszog. „Naja, nachmachen. Er findet dich ganz schön cool, glaube ich.“ Tatsächlich hatte Mathias diesmal einen Rollkragenpullover unter seinem Hemd an, genauso wie Lennart. Den Rollkragenpullover musste er neu haben; Lennart sah ihn das erste Mal. Mathias berührte Lennart die ganze Zeit über, während sie unterschiedliche Interpretationen von „Nathan dem Weisen“ besprachen. Lennart fand es ziemlich angenehm, so berührt zu werden, aber mindestens genauso irritierend.

Als er ging, fragte ihn Maximilian, ob er seinen Kapuzenpullover anprobieren durfte. Als er ihn angezogen und die Kapuze aufgesetzt hatte, sagte er, „Cool, was? Der coole Maximilian im Kapuzensweater.“ „Jetzt hör mal auf damit, Max“, sagte Mathias, „Du spinnst ja manchmal schon ein bisschen, findest du nicht?“ „Warte“, sagte Maximilian und öffnete den Schrank, der im Flur stand, um seine Mütze herauszuholen. „Mit Mütze ist das erst richtig cool.“ Er nahm die Kapuze ab, setzte sich die Mütze auf und zog die Kapuze wieder auf, „Was meint ihr?“ Lennart war erstaunt, wie sehr es Maximilian veränderte, einen Kapuzenpullover mit Mütze und Kapuze auf zu tragen. „Jetzt ist er komplett durchgedreht“, sagte Mathias, „Bald können wir ihn einweisen.“ Maximilian zog den Kapuzenpullover wieder aus und gab ihn Lennart zurück.

Mathias' Abiturprüfungen rückten näher und damit auch das Ende der Nachhilfestunden. Lennart wollte den Kontakt mit Mathias auf jeden Fall auch über die Nachhilfezeit hinaus aufrecht erhalten. Für ihn war das Verhältnis inzwischen wie eine Freundschaft. Vor der letzten Nachhilfestunde überlegte er sich, wie er es ansprechen sollte, aber er fühlte sich sehr unsicher dabei. Als sie gerade die englische Grammatik durchgingen sagte Mathias plötzlich, „Wir sind ja so etwas wie Freunde geworden, finde ich und ich denke, dass wir das auch bleiben sollten, oder?“ Lennart bejahte und Mathias versprach ihm, sich gleich nach den Prüfungen bei ihm zu melden. Dass Mathias ihn als Freund bezeichnete, machte Lennart regelrecht glücklich. Es war das Beste, was ihm seit Langem passiert war.

Er dachte oft darüber nach, ob es etwas mit Homosexualität zu tun hatte, dass diejenigen Menschen, die er wirklich mochte, alle Jungs waren, so wie Ender, Janning oder Mathias. Allerdings hatte es ja nichts mit Sexualität zu tun, zumal sich Lennart für Sexualität überhaupt nicht interessierte. Im Gegenteil: Alles, was er bislang über Sexualität gelesen oder gehört hatte, stellte er sich ausgesprochen unangenehm vor. Warum sollte irgendjemand so etwas ernsthaft wollen? Er konnte sich kaum etwas rätselhafteres vorstellen als die Tatsache, dass es Menschen gab, die so etwas wie Sexualität angenehm fanden und praktizierten. Dass die Natur so einen Weg gefunden hatte, sich zu reproduzieren, war weit mehr als nur eigenartig. An einem Abend fragte er seine Großmutter, warum sie Sexualität praktiziert hatte und ob sie es nicht auch merkwürdig und unangenehm fand. „Weil sonst keine Menschen mehr geboren werden“, sagte sie, „Ohne dem gäbe es uns gar nicht.“ „Und wie ist es mit mir?“, fragte Lennart. „Na, du wärst dann natürlich auch nicht geboren; von wem denn?“

„Nein“, erwiderte Lennart, „Ich meine, bei mir gibt es ja keine Freundin, sondern Freunde so wie früher Ender und Janning und jetzt Mathias.“ „Wie meinst du das?“, fragte sie, „Was ist mit Mathias?“ „Naja, wir sind halt Freunde. Aber ohne Sexualität, einfach nur Freunde. Ich mag Mathias, so wie ich früher Janning mochte, aber nicht mit Sex oder so und auch nicht mit Kindern, sondern einfach nur als Freunde.“ „Dass du Freunde hast, ist doch gut. Mach dir nicht so viele Gedanken; das kommt alles schon, und wenn es nicht kommt, dann kommt es eben nicht. Dann kommt vielleicht etwas anderes.“ Lennart hatte nicht den Eindruck, dass seine Frage beantwortet war. „Ich meine“, fragte er, „bin ich homosexuell, weil ich mich nicht für Mädchen und Sexualität interessiere?“ Seine Großmutter schwieg und sagte nach einer Weile, „Du bist halt anders. Welche Ratschläge soll ich dir denn geben? Das hast du wirklich von Adi, deinem Onkel. Du könntest gut sein Sohn sein. Ja das passt gut zusammen.“

„Wie war Onkel Adrian?“, fragte Lennart, „War er auch autistisch, so wie ich?“ „Das mit dem Autismus ist doch so eine Mode, das gab es früher gar nicht“, sagte seine Großmutter. „Früher, da war es normal, dass es Menschen gibt, die etwas aus dem Rahmen fallen. Da hat man nicht so ein Theater drum gemacht. Aber ja, er war dir schon sehr ähnlich. Nicht äußerlich, meine ich. Er war wie du ein Träumer und hatte auch nur wenig Freunde, eigentlich keine. Er mochte am liebsten in Ruhe gelassen werden und sich mit seinen Sachen beschäftigen, von denen er niemandem etwas zeigte. Ich mochte ihn wirklich gerne, aber er

war mir auch ziemlich fremd, wie ein fremdes Kind, nicht wie mein Sohn.“ Sie ging zu einem Schrank und holte eine kleine Kiste mit Fotos. „Hier schau mal. So hat Adi ausgesehen.“ Lennart betrachtete die Fotos genau. Sie zeigten seinen Onkel als Kind und als Jugendlichen. Ihm fiel auf, dass er immer einen grauen Pullover und eine braune Cordhose anhatte, im Sommer genauso wie im Winter, wenn Schnee auf den Fotos zu sehen war.

„Er musste immer die gleichen Sachen tragen, das ganze Jahr über. Bevor er mit mir oder überhaupt mit anderen Menschen gesprochen hatte, sprach er mit Tieren. Als Kind sprach er eine Sprache, die niemand verstand, und ich hatte mich immer gefragt, ob die Tiere seine Sprache verstanden. Ein Kind zu haben, das eine Sprache spricht, die niemand versteht, war schon sehr merkwürdig. Aber er war ein sehr lieber und gutmütiger Junge.“ Lennarts Großmutter erzählte, dass er zwar in die Schule ging, aber nicht mitmachte und auch keine Noten bekam. Erst als Jugendlicher fing er an, mit anderen Menschen zu sprechen. Bis dahin verständigte er sich mit Menschen nur in einer Zeichensprache, während er mit Tieren richtig redete. Lennarts Vater hatte ihm nie erzählt, dass er einen so merkwürdigen Bruder hatte. Dass Onkel Adrian merkwürdig war, schon, aber nicht, dass er so merkwürdig war. „Er war ein Rätsel“, sagte seine Großmutter, „Und er ist es bis zu seinem frühen Tod geblieben.“ Er war Anfang zwanzig, als er von einem Bus überfahren wurde. „Er lief einfach auf die Straße, direkt vor den Bus; wahrscheinlich hat er geträumt und den Bus nicht gesehen. So ist er gegangen, ohne dass irgendjemand eine Chance hatte, ihn kennenzulernen. Er blieb ein Geheimnis.“

Lennart sah sich die Fotos von seinem mysteriösen Onkel ausgiebig an; äußerlich konnte er nicht viel Ähnlichkeiten mit sich feststellen. Aber er spürte deutlich so etwas wie eine Seelenverwandtschaft. Mit Tieren in einer eigenen Sprache zu sprechen, war ihm durchaus vertraut. Er hatte es nur nicht so deutlich gezeigt, wie es sein Onkel offensichtlich getan hatte. Er hatte sich der Welt der Menschen angepasst, mit ihnen geredet und in der Schule auch mitgemacht. Aber fremd waren sie ihm auch, auf jeden Fall viel fremder als Tiere und Bäume. „Ich habe sein Grab auf dem Friedhof gar nicht gesehen“, sagte Lennart, „Ist er nicht dort begraben?“ Als jemand, der den Tieren näher war als den Menschen, wurde er vielleicht gar nicht auf einem Friedhof begraben, dachte er. „Adi liegt auf dem Waldfriedhof“, sagte seine Großmutter. Lennart kannte keinen Waldfriedhof und seine Großmutter erklärte, dass es in einem der Nach-

bardörfer einen kleinen Friedhof mitten im Wald gab. „Dort ging er früher immer gerne hin; manchmal hat er dort sogar übernachtet, auf dem Friedhof. Wer weiß, was dort war, mit wem er dort in Verbindung stand; mir war es manchmal richtig unheimlich. Nach seinem Tod war jedenfalls klar, dass dort sein letzter Platz sein sollte.“ Das mit dem Waldfriedhof fand Lennart ausgesprochen spannend; auch für ihn wäre ein Waldfriedhof der richtige Platz nach dem Tod.

Er ließ sich den Weg zum Waldfriedhof erklären und fuhr am nächsten Tag mit dem Fahrrad hin. Der Friedhof war klein und er fand das Grab auf Anhieb, „Adrian Jansen 5.2.1938 – 23.11.1960“, stand auf dem Grabstein. Er war auf den Tag genau ein Jahr vor Lennarts Geburtstag gestorben. Lennart setzte sich vor das Grab und starrte auf den Grabstein. Er war der einzige auf dem Friedhof und Vogelgezwitscher das einzige Geräusch, das zu hören war. Er ließ sich von seinen Träumen treiben und bemerkte mit einem Mal, dass er die Vögel verstehen konnte. Nicht so, dass er übersetzen konnte, was sie sagten, sondern so, dass ihr Gezwitscher einen Sinn ergab, einen Sinn, der ganz anders war als der Sinn der Menschen. Deswegen konnte er auch nicht in eine menschliche Sprache übersetzt werden.

Während er vor sich hin träumte, tauchte in der Ferne ein Junge auf und kam langsam auf ihn zu; er sah aus wie Onkel Adrian. „Wo warst du die ganze Zeit?“, fragte er, „Warum hast du mich so lange warten lassen?“ „Ich habe es nicht gewusst“, antwortete Lennart. Dabei fiel ihm auf, dass sie beide wie die Vögel sprachen. „Komm“, sagte der Junge, „Ich zeige dir alles, was du wissen musst.“ Zusammen gingen sie durch den Wald und begegneten den Baum- und Erdwesen aus Lennarts Kindheit. Sie tauchten ein in eine Welt, die völlig anders war als die der Menschen, die so vertraut war wie nichts sonst. Es war seine eigentliche Heimat, die Welt, zu der er gehörte. Nach einer Weile schreckte er auf, als wenn er mitten aus einem Traum geweckt wurde. Der Traum war ihm sehr real vorgekommen, überhaupt nicht wie ein Traum. War es wirklich nur ein Tagtraum oder hatte er tatsächlich seinen verstorbenen Onkel getroffen?

Mit einem Mal kam ihm der Gedanke, dass eine tiefe Verbindung zwischen ihm und Onkel Adrian bestehen musste, dass er womöglich das Leben seines Onkels fortsetzte. Diese Gedanken ließen ihn nicht mehr los, auch als er sich nach mehreren Stunden wieder auf den Weg zurück zu seiner Großmutter be-

gab. „Was meinst du, kann es sein, dass ich in Wirklichkeit Onkel Adrians Sohn bin?“, fragte er. Seine Großmutter lachte und sagte, „Das ist völlig ausgeschlossen. Aber es kann natürlich sein, dass ihr Seelenverwandte seid. Eine Seelenverwandtschaft kann sehr eng sein, enger als eine richtige Verwandtschaft.“ Lennart gefiel der Gedanke an eine Seelenverwandtschaft. In letzter Zeit hatte er oft darüber nachgedacht, dass Mathias meinte, Adrian passe als Name besser zu ihm als Lennart. Jetzt wurde ihm mit einem Mal klar, dass ihn der Name mit seinem Onkel verband. Außerdem gefiel er ihm inzwischen, anders als früher. Adrian; er konnte sich eigentlich gut vorstellen, so gerufen zu werden. „Ich könnte doch meinen Zweitnamen als Rufnamen haben und Adrian heißen?“, fragte er seine Großmutter. „Warum nicht? Adrian ist ein schöner Name. Dein Großvater hatte ihn für deinen Onkel ausgewählt. Ich finde, er passt auch zu dir.“ Lennart gefiel die Idee, ab jetzt nicht mehr Lennart sondern Adrian zu heißen. „Dann heiße ich jetzt Adrian und nicht mehr Lennart“, sagte er. „Es ist deine Entscheidung“, antwortete seine Großmutter und lachte. „Mal sehen, ob ich mich daran gewöhnen kann; nicht dass ich dich noch mit meinem Sohn verwechsle.“ Sie gewöhnte sich sehr schnell daran.

Liebe auf den zweiten Blick

Gleich in der Woche nach Pfingsten rief Mathias an und erzählte, dass die Abiturprüfungen gut gelaufen waren und er sowohl in Deutsch als auch in Englisch mit den Noten sehr zufrieden war, die er erhalten hatte. „Meine Eltern laden dich zu einem Essen ein, um sich zu bedanken. Ich würde mich wirklich freuen, wenn du kommst“, sagte er, „Du musst dich dafür auch nicht schick machen, das Holzfällerhemd geht auch.“ Adrian entschied sich für das Hemd, das er für Alex' Hochzeit gekauft hatte. Das Abendessen war sehr üppig; bei den Marquarts war es wie in einem Nobelrestaurant. „Adrian; ich darf doch immer noch Adrian zu Ihnen sagen?“, begann Mathias' Vater vor dem Essen. Adrian bejahte und er setzte fort, „Ihre Nachhilfe war offensichtlich sehr erfolgreich und dafür möchte ich mich im Namen meines Sohnes bedanken. Sie scheinen in diesem Feld außerordentliche Talente zu besitzen und ich kann Ihnen nur dringend raten, nutzen Sie sie. Auch wenn ich mich wiederhole: Machen Sie etwas aus sich.“ Dann nahm er sein Weinglas und sagte, „Jetzt essen wir aber erst einmal.“ Das Menü bestand aus mehreren Gängen, sodass sie erst nach etwa drei Stunden mit dem Essen fertig waren. Danach wurden Schnäpse aufgetischt. Mathias' Vater stand auf und sagte, „Mathias, Maximilian, ihr habt jetzt

das Abitur bestanden und damit den ersten Schritt in euer eigenes Leben vollzogen. Lebt es mit Verantwortung und denkt immer daran, wo ihr herkommt und was wir euch mitgegeben haben. Darauf stoßen wir mit einem Cognac an.“

Adrian war nach dem Essen ziemlich betrunken. „Ich glaube, mit dem Zug kommst du heute nicht mehr nach Hause“, sagte Mathias, „Wenn du möchtest, schauen wir uns noch ein Video an.“ Der Fernseher und das Videogerät standen diesmal bei Mathias. Sie legten sich zu dritt auf sein Bett und Maximilian legte eine Videokassette ein. Adrian schlief sofort ein. Als er aufwachte, war er ausgezogen; Mathias lag hinter ihm und hatte sich dicht an ihn geschmiegt mit dem Arm um seiner Hüfte. Als sich Adrian bewegte, wurde er wach und flüsterte, „Bleib doch noch liegen.“ Mathias so eng zu spüren und von ihm gehalten zu werden, fühlte sich zugleich sehr merkwürdig, aber auch sehr angenehm an; angenehm vertraut und geborgen. Kurze Zeit später stand Mathias auf und fragte, ob er einen Kaffee bringen sollte.

Den Sommer über gingen sie einige Male zusammen zu einem Badensee, der in der Nähe des Dorfes lag, in dem Adrian wohnte. Mathias holte ihn daher immer von seiner Großmutter ab; er kam immer zusammen mit Maximilian. Auch am See rauften Maximilian und Mathias immer wieder miteinander und bis auf ein Mal war Maximilian derjenige, der am Ende aufgeben musste. Wenn er nicht mit Maximilian raufte, suchte Mathias Adrians Nähe und schmiegte sich eng an ihn heran. Einmal schwamm Maximilian durch den ganzen See und wieder zurück, wofür er mehr als eine Stunde brauchte. Mathias und Adrian lagen eine ganze Weile schweigend nebeneinander. Maximilian hatte das gegenüberliegende Ufer fast erreicht, als Mathias sagte, „Wahrscheinlich hast du es schon gemerkt, aber ich möchte es trotzdem mal aussprechen.“ Er drehte sich dabei Adrian zu und legte einen Arm um ihn. „Ich mag dich richtig gerne. Du bist so anders, so besonders, und außerdem finde ich dich richtig schön.“

Er schaute Adrian in die Augen und wartete wohl auf eine Reaktion. „Ich meine, Adrian, ich bin in dich verliebt.“ Die Zeit, die sie sich in die Augen sahen, kam Adrian ewig vor. Was meinte Mathias damit? Was für eine Antwort erwartete er von ihm? Er hatte schon oft über Liebe nachgedacht, aber nie wirklich verstanden, worum es dabei ging. Er fühlte sich mit Mathias verbunden, ohne Zweifel, er war wie ein Bruder, nicht wie Alex, sondern wie ein Wahlbruder, ein Bruder, wie er gerne einen gehabt hätte. Alex war als Bruder durchaus in Ordnung,

aber wenn er die Wahl gehabt hätte, hätte er lieber einen Bruder wie Mathias gehabt. „Du brauchst nichts sagen“, sagte Mathias, „Das kommt jetzt bestimmt etwas überraschend. Ich bin auch nicht gut darin, so etwas zu sagen.“ „Das war schon ganz gut“, sagte Adrian, „Ich mag dich auch gerne.“ Dabei legte er seinen Arm um Mathias' Hüfte. Als Maximilian aus dem Wasser kam, rief er, „Ihr seid mir ja zwei Turteltauben“, und stürzte sich auf Mathias. Der Ringkampf endete damit, dass beide im Wasser waren und Adrian zusah, wie sie sich gegenseitig untertauchten.

Auch nach Mathias' Liebesgeständnis trafen sie sich regelmäßig am See; immer zu dritt. Und immer wenn Maximilian alleine schwamm, schmiegte sich Mathias eng an Adrian heran, streichelte und drückte ihn sanft. Es fühlte sich sehr geborgen an, Mathias so eng zu spüren. Diese Geborgenheit war eine, die Adrian immer vermisst hatte und im Wald bei den Wesen seiner Träume suchte; berührt zu werden, sich zu spüren. Wenn er danach wieder zu Hause war, spürte er Mathias' Berührungen nach, indem er die Augen schloss und sich daran erinnerte, wie sie nebeneinander auf der Wiese lagen. Es war, wie wenn Mathias ihn gerade wirklich berühren würde. Es war ein phantastischer Sommer und Adrian vergaß dabei, dass er nicht mehr lange bei seiner Großmutter bleiben konnte; ihr Umzug in ein Pflegeheim stand kurz bevor. Das Geld, das Adrian in der Gärtnerei verdiente, reichte nicht für eine eigene Wohnung, sodass er sich obendrein nach einem weiteren Job umsehen sollte.

Inzwischen befassten sich auch Adrians Eltern mit diesem Problem. Sie kamen zusammen mit Alex an einem Sonntag zu seiner Großmutter, um zu besprechen, wo er wohnen konnte, wenn seine Großmutter in ein Pflegeheim kam. „Wenn es nicht anders geht, kann Lenny vorübergehend wieder zu uns kommen, haben wir uns überlegt“, sagte seine Mutter, „Aber wir bestehen dann darauf, dass er etwas ordentliches macht, eine richtige Ausbildung. Diese Friedhofsgärtnerei, das ist doch nichts.“ Adrian wusste nicht, was ihn mehr störte, dass seine Eltern die ganze Zeit über ihn aber nicht mit ihm redeten, oder dass seine Mutter ihn Lenny nannte, obwohl seine Großmutter sie darauf hingewiesen hatte, dass er inzwischen lieber Adrian heißen mochte. „Jetzt wird er schon sechsundzwanzig und hat immer noch nichts hinbekommen“, sagte seine Mutter auch, „Ich glaube, es war ein Fehler, ihn hierher ziehen zu lassen. Wir hätten strenger sein sollen.“ Alex und Adrians Vater schwiegen, während seine Mutter einen Vorwurf nach dem anderen formulierte. Am Ende sagte sie,

„Wenn Lenny dann wieder bei uns ist, werden wir andere Saiten aufziehen. Dann wird er lernen, selbstständig zu werden.“

Schließlich wandte Alex ein, „Vielleicht liegt das ja an seinem Autismus“, worauf hin seine Mutter antwortete, „Was hat denn das damit zu tun?“ „Vielleicht ist er ja einfach zu sensibel für diese Welt“, erläuterte Alex. Aber es nutzte nichts, auch nicht, dass Adrians Großmutter Alex beipflichtete und sagte, dass sich Adrian wirklich Mühe gab. „Er hat es mit vielen Dingen schwerer als die anderen“, sagte sie, doch seine Mutter erwiderte, „Er ist einfach nur bequem und verlässt sich darauf, dass am Ende andere seine Probleme lösen.“ Sie ließ sich nicht von ihrem Urteil abbringen. Adrian nutzte eine längere Pause, um zu sagen, dass er lieber zu Alex nach Hamburg ziehen wollte als zu seinen Eltern. Doch seine Mutter antwortete, „Du wirst hier gar nicht gefragt. So etwas steht auch nicht zur Diskussion.“ Alex bekräftigte, dass er jetzt eine eigene Familie hatte und dort wirklich kein Platz für seinen Bruder war.

Als sie wieder gegangen waren, sagte seine Großmutter, „Oh weh, das wird ganz schön schwierig werden. Du tust mir wirklich leid.“ Als Adrian kurze Zeit später Mathias besuchte, erzählte er von seinem Wohnungsproblem. Der eröffnete ihm, dass er ebenfalls vorhatte, auszuziehen. „Nach Hamburg“, sagte er, „um zu studieren. Maximilian und ich wollen zusammen in Hamburg eine Wohnung mieten und im nächsten Jahr mit dem Studium beginnen.“ „Hamburg ist weit weg“, sagte Adrian, „Was ist dann mit unserer Freundschaft?“ „Naja“, sagte Mathias, „nicht mal eine Stunde mit dem Zug; so weit ist das nicht.“ Sie sahen sich eine Weile schweigend an. Adrian fiel auf, dass Mathias ein neues Hemd hatte, ein kariertes Flanellhemd, das er mit einem Rollkragenpullover darunter trug. „Aber wenn du auch eine neue Wohnung brauchst, vielleicht ziehst du mit uns zusammen. Dann sind wir eben eine Wohngemeinschaft. Allerdings muss ich erst Maximilian fragen, was er davon hält.“ Adrian überraschte der Vorschlag. Auf so eine Idee war er gar nicht gekommen, aber es war zweifellos die Lösung seines Dilemmas. Mit Mathias und Maximilian zusammenzuwohnen, konnte er sich sehr gut vorstellen; wenn es sein musste, auch in Hamburg. Als er gehen wollte, stellte sich ihm Maximilian in den Weg. „Ich lasse dich erst gehen, wenn du mir den Kapuzensweater gibst.“ „Max, lass den Unsinn“, sagte Mathias und Maximilian entgegnete, „Nur ausprobieren, bitte.“ Maximilian zog sich den Pullover über und setzte sich die Kapuze auf, „Cool.“

Wenn ich in Hamburg bin, kaufe ich mir auch so einen.“ Mathias lachte, „Solange er noch bei seinen Eltern wohnt, traut er sich nicht.“

Eine Woche später war Adrian wieder mit Mathias verabredet. Als er dort ankam, öffnete Maximilian die Tür und sagte, „Du hast ja Nerven, jetzt hierher zu kommen; hat dich Matze eingeladen?“ „Ich bin mit ihm verabredet“, antwortete Adrian. Maximilian war noch nie so abweisend gewesen; da musste etwas vorgefallen sein. „Das geht nicht“, sagte er, „Du gehst am besten gleich wieder.“ „Aber warum?“, fragte Adrian und Maximilian antwortete nur, „Geh jetzt“, und schloss die Tür wieder. Adrian blieb noch einen Moment vor der Tür stehen, bevor er wieder zurück zum Bahnhof ging. Dort musste er fast eineinhalb Stunden warten, bis der nächste Zug kam. Ihm ging immer wieder durch den Kopf, wie ihn Maximilian an der Tür abgewiesen hatte. Es muss etwas richtig schlimmes vorgefallen sein, anders konnte sich Adrian seine Reaktion nicht erklären. War etwas mit Mathias? War ihm etwas passiert? Obwohl es war nicht sehr kalt war, zog er sich die Kapuze seines Pullovers über, über seine Mütze. Das gab ihm wenigstens ein klein wenig ein Gefühl von Geborgenheit.

Plötzlich, er stand bestimmt schon eine gute Stunde am Bahnsteig, hörte er, wie sein Name gerufen wurde; es war Mathias. „Oh Mann“, sagte er, „Jetzt stehst du die ganze Zeit hier am Bahnhof.“ Adrian sah ihn schweigend an; er wusste nicht, was er sagen sollte, so sehr war er verwirrt. „Es ist passiert“, sagte Mathias, „genauso wie ich es befürchtet hatte.“ „Was?“ „Ich habe meinen Eltern und Maximilian erzählt, dass ich schwul bin und dass ich dich liebe. Die sind völlig ausgerastet. Von meinen Eltern habe ich das ja schon erwartet, aber Maximilian auch. Oh Mann, hat der mich beschimpft; er war sowas von sauer, ach was sauer, richtig wütend war er. Und geheult hat er auch.“ Adrian sah, wie Mathias Tränen die Wangen herunter liefen. Nach einer Weile sagte Mathias leise, „Ich weiß nicht, was ich tun soll. Magst du mich in den Arm nehmen?“ Adrian nahm ihn in den Arm, während Mathias leise schluchzte. „Maximilian will mich nicht mehr sehen und meine Eltern haben mir bis morgen Abend eine Frist gesetzt, um mich zwischen dir und ihnen zu entscheiden.“ Als der Zug kam, entschied sich Mathias, mit Adrian mitzukommen.

Adrian konnte gar nicht fassen, was Mathias ihm erzählte; ihm kam es vor wie in einem Film. Sie saßen schon eine ganze Weile im Zug, als Mathias in die Stille sagte, „Ich glaube, du kannst jetzt Kapuze und Mütze abnehmen.“ Adrian

hatte tatsächlich nicht bemerkt, dass er beides noch aufhatte. Als sie bei seiner Großmutter zu Abend aßen, sagte Adrian, „Mathias und ich, wir mögen uns und Mathias' Eltern und sein Bruder sind deswegen richtig sauer. Das ist doch nicht schlimm, dass wir uns mögen, oder?“ „Was meinst du mit ‚mögen‘?“, fragte seine Großmutter. „Naja, Liebe eben“, antwortete er. „Dass du anders bist, ist ja wirklich nichts neues“, antwortete sie, „Ihr seid eben wie ihr seid und müsst euren Weg gehen. Das wird nicht leicht sein, aber wenn ihr zusammenhaltet, ist es bestimmt einfacher.“ „Aber was ist unser Weg?“, fragte Adrian weiter. „Naja, wie deine Mutter erst neulich festgestellt hat, wirst du demnächst sechsundzwanzig, Lennart Adrian. Und wie alt bist du?“ Mathias antwortete, „neunzehn, neunzehneinhalb.“ „Dann wird es Zeit, dass ihr euer Leben selbst in die Hand nehmt; das ist euer Weg.“ Als sie in Adrians Zimmer waren, sagte Mathias, „Eine tolle Großmutter hast du, wirklich.“ Adrian antwortete, dass seine Eltern dagegen lange nicht so toll waren.

Die Wochen bis zum Umzug nach Hamburg vergingen sehr schnell. Mathias hatte eine kleine Zweizimmerwohnung gefunden, die sehr günstig war. Er und Maximilian sollten ursprünglich jeweils so viel Geld von ihren Eltern bekommen, dass sie während dem Studium davon ihren gesamten Lebensunterhalt bestreiten konnten. Weil sich Mathias für Adrian entschieden hatte und mit ihm zusammenzog, wollte sein Vater aber nicht mehr für seinen Unterhalt aufkommen. Trotzdem hatte er einen Anspruch darauf und einigte er sich mit seinem Vater darauf, wenigstens einen Teil der Unterhaltszahlung zu erhalten. Daher mussten sie beide eine Arbeit finden, um ihren Lebensunterhalt finanzieren zu können. Mathias fand eine Arbeit bei einer Sozialstation, für die er ältere Menschen betreute, die zu Hause lebten. Auch Adrian konnte dort arbeiten.

Beim Umzug sagte Adrians Großmutter, dass sie nicht wusste, ob sie sich freuen oder traurig sein sollte. „Ich habe mich sehr an dich gewöhnt“, sagte sie, „Aber ich werde in dem Pflegeheim viele neue Menschen kennenlernen, so wie du in Hamburg vermutlich auch.“ Adrian hatte schon fast alles eingepackt, als sie sagte, „Ich möchte dir noch etwas mitgeben.“ Sie ging mit ihm in den Keller und zeigte dort auf einen kleinen Koffer. „Das ist alles, was mir von Adi geblieben ist; außer den Erinnerungen und den Fotos natürlich.“ Sie öffnete den Koffer und es kamen ein paar Kleidungsstücke, eine Zahnbürste, eine Tasse und ein paar weitere Alltagsgegenstände zum Vorschein. „Dieses Hemd hat er auch manchmal getragen“, sagte sie, als sie ein grünes Hemd heraus zog, das mit

seinen Schulterklappen und den beiden Brusttaschen wie ein Uniformhemd aussah. „Hier schau“, sie zeigte auf das Namensschild, das auf der rechten Brusttasche angebracht war. Darauf stand „Adrian“. „Das hatte ich selbst gestickt und aufgenäht. Ich möchte dir das Hemd geben; du trägst ja gerne Hemden. Möchtest du es haben?“ Es war keine Frage, dass Adrian es haben mochte. Er zog es auch gleich an, statt dem Flanellhemd, das er über einem Rollkragpullover trug. Dass es ziemlich muffig roch, störte ihn nicht.

Er gewöhnte sich schnell an die neue Wohnung und die neue Umgebung. Mit Mathias zusammenzuwohnen, fühlte sich sehr vertraut an, als wenn sie schon immer zusammengewohnt hätten. Die Wohnung hatte zwei kleine Zimmer, eine winzige Küche und ein winziges Klo mit einer nachträglich eingebauten Dusche. In einem der beiden Zimmer stand ihr gemeinsames Bett, in dem anderen zwei Schreibtische, Stühle und ein Regal mit Büchern und Videokassetten. Mathias hatte einen Fernseher und ein Videogerät mitgenommen und in ihrem Schlafzimmer aufgebaut. So konnten sie abends Videos ansehen, während sie zusammen im Bett lagen. Er kochte meistens und war auch für den Einkauf zuständig, während Adrian das Putzen übernahm. Der neue Job gefiel Adrian überraschend gut. Er ging für ältere Menschen einkaufen, spülte ihr Geschirr und putzte die Wohnungen. Sein Arbeitspensum war ungefähr fünf Stunden täglich, mal etwas mehr, mal etwas weniger. Mathias betreute andere Menschen als Adrian, sodass sie meistens zu unterschiedlichen Zeiten arbeiteten. Maximilian war nach ihnen nach Hamburg gezogen und lebte in einer eigenen Wohnung. Er bekam von seinen Eltern genügend Geld, um nicht arbeiten zu müssen.

Den Kontakt zu Mathias hatte er völlig abgebrochen. Mathias wusste noch nicht einmal, wo er in Hamburg wohnte. Er redete fast täglich darüber, wie sehr ihn die Reaktion seines Bruders verletzte. „Es kommt mir so vor, als wenn ich ihn mit dir betrügen würde“, sagte er, „Dabei hatte ich bisher noch nicht einmal Sex mit jemandem, weder mit dir noch mit Maximilian.“ Mathias gefiel Adrians neues „Adrian-Hemd“, wie er es nannte, sodass Adrian es oft anzog. Er trug es am liebsten über dem Pullover mit Stehkragen und Knopfleiste, den er noch von Janning hatte. Zu Adrians Geburtstag hatten sie sich schon gut in der neuen Wohnung eingelebt. Den Geburtstag feierten sie bei Alex und Sander, die sie dazu eingeladen hatten. Sander war inzwischen siebzehn Jahre alt; Adrian erkannte ihn nicht wieder, als er kam. Aber er schien gut mit Alex zu harmonie-

ren; sie trugen sogar fast die gleiche Kleidung, eine Jeans und einen grauen Pullover über einem karierten Hemd. Adrian fand es ziemlich befremdlich, dass er ihn anfangs „Onkel Lennart“ nannte. „Lennart haben mich früher alle genannt“, erklärte Adrian schließlich, „aber inzwischen nennen mich alle Adrian. Das ist mir auch lieber.“ „Steht ja auch auf seinem Hemd“, ergänzte Mathias. Sander nannte ihn daraufhin „Onkel Adrian“, was nicht viel weniger merkwürdig klang.

An das Leben in einer Großstadt konnte sich Adrian besser gewöhnen als er erwartet hatte. Aber er vermisste den Wald. Obwohl es ihm eigentlich zu laut war und zu streng roch, war er oft draußen und entdeckte nach einiger Zeit den Hafen, wo er viel Zeit verbrachte. Seine Spaziergänge unternahm er oft auch zusammen mit Mathias, dem es sichtlich Spaß bereitete, die Stadt und den Hafen zu erkunden. Manchmal hielten sie sich dabei an den Händen, ganz selbstverständlich. Auch die Großstadt hatte ihren Reiz, selbst wenn es ein ganz anderer Reiz war als beispielsweise der der Nordsee. Vor allen Dingen war es in der Stadt wärmer und deutlich weniger windig. Aber Adrian hatte trotzdem eine Mütze auf und oft auch die Kapuze seines Parkas; es fühlte sich einfach gut an und dämpfte obendrein den Lärm, der in der Stadt allgegenwärtig war.

An Silvester gingen Mathias und Adrian zum Jungfernstieg, wo die zentralen Feierlichkeiten stattfinden sollten. Von ihrer Wohnung aus gingen sie etwa eineinhalb Stunden zu Fuß. Auf diese Weise wollten sie die abendliche Silvesterstimmung genießen. Mit seiner Fliegermütze und der dicken Kapuze seines Parkas darüber konnte Adrian auch die Böller, die immer wieder in ihrer Nähe knallten, einigermaßen ertragen. Als sie sich dem Jungfernstieg näherten, sahen sie schon von Weiten, dass es sehr voll dort war. So viele Menschen hatte Adrian noch nie auf einmal gesehen, alle zudem noch in ziemlich ausgelassener Stimmung. „Das sieht ja ganz schön anstrengend aus“, sagte Mathias und blieb stehen. Adrian stimmte ihm zu. Sie beschlossen, sich das Ganze von Nahem anzusehen und dann zu entscheiden, ob sie nicht lieber woanders hingehen wollten; nur wohin?

Im Nu hatte sie die Menschenmenge verschluckt und Adrian Mathias aus den Augen verloren. Nach ihm zu rufen, machte bei dem Lärm keinen Sinn. Nach einer Weile brach der die Suche ab und entschied sich, einfach wieder nach Hause zu gehen. Erst als er die Menschenmenge wieder hinter sich gelassen

hatte, merkte er, wie sehr ihn das alles verwirrt hatte. Er hatte keinerlei Orientierung, wo er war und welche Richtung er einschlagen sollte. Nach einer Weile kam ihm die Idee, eine U-Bahnhaltestelle zu suchen, um sich an einem Stadtplan zu orientieren. Während er durch die Straßen lief und nach einer Haltestelle suchte, kam er sich richtig betrunken vor, obwohl er nüchtern war. Die Menschenmassen und der Lärm hatten seine Wahrnehmung empfindlich gestört. Es fiel ihm schwer, überhaupt etwas zu erkennen, so durcheinander war er. Er entschied sich für kleinere Nebenstraßen, in denen es nicht so laut war. Die Zeit, die er orientierungslos durch die Straßen lief, kam ihm ewig vor. Plötzlich sah er einen Platz, auf dem mehrere Wagen standen; von Nahem konnte er erkennen, dass es Bauwagen sein mussten. Auf dem Platz liefen viele Menschen umher, die alle schwarz gekleidet waren, die meisten mit Schal, Mütze und Kapuze so verummmt, dass nur noch ihre Augen zu sehen waren. Während er vor dem Platz stand und sich die Wagen und die Leute ansah, kamen drei verummte Gestalten auf ihn zu.

„Suchst du hier jemand?“, fragte einer von ihnen. „Ich weiß nicht“, sagte Adrian und erhielt als Antwort, „Dann verpiss dich lieber, aber schnell.“ „Ja, in Ordnung“, sagte Adrian und ging weiter. Endlich fand er eine U-Bahnhaltestelle. Als er zu Hause ankam, wartete Mathias bereits auf ihn, „Oh Mann, wo warst du denn? Ich habe mir schon Sorgen gemacht.“ Es war schon nach Mitternacht und Adrian öffnete den Sekt, den sie für Silvester eingekauft hatten. Sie sahen sich dann noch zusammen einen Film an, den Mathias vor Kurzem mitgebracht hatte. Es ging um einen Jugendlichen, der sein schwules Coming-out hatte und deswegen von seinen Eltern verstoßen und in der Schule angefeindet wurde. Der Jugendliche sah Janning verblüffend ähnlich und hatte obendrein immer wieder ein Hemd mit einem Rollkragenpullover darunter an. Das irritierte Adrian so sehr, dass er der Handlung kaum folgen konnte.

Kurz nach Neujahr klingelte es und Maximilian stand vor der Tür, als Adrian öffnete. Er stand da in seinem blauen Anorak mit einem grauen Kapuzenpullover darunter, die Kapuze über seine blaue Mütze gezogen. „Ist Matze da?“ Adrian wusste zuerst nicht, was er sagen sollte. War Maximilian immer noch sauer auf ihn? Schließlich war er ja der Anlass dafür, dass die Zwillinge sich getrennt hatten. Zum Glück kam gleich darauf Mathias an die Tür, „Max, damit habe ich ja nicht gerechnet; komm rein.“ Maximilian antwortete, „Ihr habt ja kein Telefon, da muss ich es halt mal so probieren.“ Er zögerte noch kurz, bis er in die Woh-

nung kam und Anorak und Schuhe auszog. Mütze und Kapuze behielt er noch auf, bis er sich auf einen der beiden Stühle setzte. Mathias setzte sich zu ihm und sagte, „Mensch Max; es tut mir ja so weh, dass wir uns im Streit getrennt haben. Jeden Tag denke ich an dich; wenn ich nur wüsste, was ich denn tun kann, damit wir uns wieder vertragen können. Wir sind doch Zwillingenbrüder.“ Maximilian sagte, „Ich möchte eigentlich mit Matze alleine reden. Nichts gegen dich, Adrian, aber das ist jetzt etwas zwischen Brüdern.“ „Ok“, sagte Adrian, „dann gehe ich so lange spazieren.“ „Wenn es dir nichts ausmacht“, sagte Mathias, „Ich denke, Maximilian hat recht; wir haben schon eine Menge zu klären.“

Das Wetter war zwar ungemütlich, es stürmte und ab und zu gab es auch einen kurzen Schauer, aber Adrian zog sich warm an; so ein Wetter war er von der Nordsee gewohnt. Er spazierte durch die Stadt, ohne darüber nachzudenken, wohin er lief. Es gab ja überall an den Bus- und U-Bahnhaltestellen Stadtpläne, sodass die Gefahr, sich zu verlaufen, gering war. Als er wieder zu Hause ankam, waren bestimmt zwei Stunden vergangen. Maximilian und Mathias saßen immer noch am Schreibtisch. „Komm zu uns, wir haben uns jetzt ausgesprochen und konnten auch einiges klären“, sagte Mathias. „Ja“, sagte Maximilian, „Mir ist jetzt erst klar geworden, dass ich eifersüchtig auf dich gewesen bin. Ich liebe meinen Bruder und es ist für mich nicht leicht zu akzeptieren, dass er sich plötzlich in jemand anderes verliebt hat, noch dazu in jemand, der mir durchaus auch gefallen könnte.“ „Das hast du mir aber nicht gesagt, dass dir Adrian auch gefällt“, unterbrach ihn Mathias. „Wir sind halt Zwillinge; da ist das wohl so“, antwortete er und reichte Adrian die Hand, „Wir vertragen uns jetzt auch wieder, ok?“

„Ich hätte nie gedacht, dass Maximilian auch schwul ist“, warf Mathias ein, „scheinbar muss er mir alles nachmachen.“ Dabei lachte er. Maximilian erzählte, dass er kurz vor Weihnachten jemanden im Zug kennengelernt hatte, als er zu seinen Eltern fuhr. „Er hat mir den Kapuzensweater geschenkt; er steht nämlich auf Kapuzensweater und hat auch immer die Kapuze auf, genauso wie du.“ Maximilian erzählte, dass seine neue Bekanntschaft Jan hieß und auf einem Bauwagenplatz lebte. „Ein Bauwagenplatz?“, fragte Adrian. Er musste an den Platz mit den Bauwagen denken, den er an Silvester gesehen hatte. „Da sind lauter Punks, die in alten Bauwagen leben“, erklärte Maximilian. „Du bist wirklich verrückt, Max, ein Punk, der auf einem Bauwagenplatz lebt“, sagte Mathias. Dabei zog er Maximilian die Kapuze über, „Das dauert bestimmt nicht

lange, dann sieht er auch wie ein Punk aus.“ „Jan ist echt nett“, erwiderte Maximilian, „du musst ihn mal kennenlernen, dann redest du anders darüber. Er ist ein bisschen so wie Adrian; was heißt ein bisschen, die beiden sind sich ziemlich ähnlich, finde ich.“ „Adrian ist aber kein Punk und wirklich nicht der Typ, der auf einem Bauwagenplatz wohnt“, entgegnete Mathias. „Aber er ist eben auch irgendwie anders“, sagte Maximilian, „Ich meine irgendwie in derselben Weise anders; schwer zu sagen, irgendwie wie aus der Zeit gefallen. Jan ist halt Punk und steht auf Kapuzensweater, Adrian ist eher ein Grübler und steht auf Holzfällerhemden.“ „Ein Grübler?“, fragte Adrian, „Naja, ich könnte auch Träumer sagen. Du träumst halt gerne vor dich hin und denkst nach oder so. Ich weiß ja nicht, was in deinem Kopf so alles vorgeht“, erläuterte Maximilian. „Jedenfalls ist mir aufgegangen, dass ich auch in dieser Hinsicht wie Matze bin und auf Typen stehe; auf Typen, die ein bisschen verschroben sind.“ „Naja“, sagte Mathias, „Erst willst du nichts mehr mit mir zu tun haben und jetzt sind wir die perfekten Zwillinge. Du bist manchmal schon extrem und auch ein bisschen verschroben, das musst du zugeben.“

„Egal, Hauptsache zwischen uns ist wieder alles wie früher. Das ist es doch, oder?“, fragte Maximilian. Kaum antwortete Mathias, „Alles wie früher“, stürzte sich Maximilian auf ihn, sodass beide auf den Boden fielen und miteinander rangen. Nach einer Weile saß er auf Mathias, drückte seine Hände neben seinem Kopf auf den Boden und massierte mit den Knien seine Oberarme. Mathias schrie, „Aua, Max, bitte hör auf, das tut weh“, und Maximilian antwortete, „Erst wenn du aufgibst.“ „Ich, Mathias Marquart, gebe mich geschlagen.“ Maximilian ließ ihn los und rief, „Das erste Mal; es ist das erste Mal, dass Matze aufgeben musste.“ Nachdem er aufgestanden war, sagte er, „Ich gehe jetzt wieder.“ Adrian beobachtete ihn, wie er sich Schuhe und Anorak anzog und Mütze und Kapuze aufsetzte. „Mit so einem Zwillingenbruder ist es manchmal schon komisch“, sagte Mathias, „Manchmal glaube ich wirklich, dass es nichts gibt, was wir nicht miteinander teilen, ob wir wollen oder nicht.“ „Dabei seht ihr so unterschiedlich aus, dass niemand darauf kommen würde, euch für Zwillinge zu halten“, sagte Adrian, „Noch nicht einmal für Brüder würde man euch halten.“



Thorge

Maximilian zog nach Neujahr in eine Schwulen-WG und kam in den folgenden Wochen immer wieder zu Besuch. Er und Mathias brauchten dann immer ein oder zwei Stunden zu zweit, während Adrian spazieren ging. Es war für sie wohl nicht einfach, mit der neuen Situation umzugehen, dass sie beide schwul waren und einen Freund hatten. Maximilian trug immer den grauen Kapuzenpullover, den er von Jan, seinem Freund, bekommen hatte; draußen immer mit Mütze und Kapuze darüber. Das passte bestimmt nicht zu den Kleidungs Vorstellungen seiner Eltern. Ende Januar kam er aber in einem weißen Anorak, dessen Kapuze so groß war, dass er die Mütze vollständig bedeckte, die er darunter trug. Während er sonst immer eine blaue Jeans trug, die farblich zu seinem blauen Anorak passte, hatte er jetzt eine weiße Hose an. Jacke und Hose waren bei ihm wohl immer in derselben Farbe.

Er ging mit seinem Schwulsein bereits nach kurzer Zeit ziemlich selbstverständlich um und hatte über seine WG auch einen schwulen Bekanntenkreis, von dem er oft erzählte. Adrian und Mathias besuchten ihn Anfang Februar, um mit ihm zusammen zu kochen und zu essen. Außer Oskar waren Maximilians neue Mitbewohner nicht zu Hause. Oskar war ein ehemaliger Klassenkamerad von Maximilian, der ihm recht kurzfristig das Zimmer in der Wohngemeinschaft vermittelt hatte. Er schlug nach dem Essen vor, zusammen in eine Schwulenkneipe zu gehen. „Keine Angst, das ist keine Abschleppkneipe“, erläuterte er, als Mathias sagte, dass er noch nie in einer Schwulenkneipe gewesen war, „Wir können da ganz entspannt etwas trinken.“

In der Kneipe war es aber alles andere als entspannt; die Musik war laut, die Luft schlecht und dann noch die vielen Leute, die versuchten, bei dem Lärm miteinander zu reden. Sie setzten sich zu viert an den Tresen, sodass Adrian zwischen Mathias und Oskar saß und Maximilian neben Oskar. Die beiden, Oskar und Maximilian, unterhielten sich angeregt, während Mathias und Adrian schwiegen. Bei dieser Lautstärke konnte Adrian sich nicht unterhalten; er konnte sich noch nicht einmal das Bier bestellen, zu dem ihn Maximilian eingeladen hatte; das tat Mathias für ihn. Nach kurzer Zeit setzte sich jemand neben Mathias und fing an, mit ihm zu reden. Adrian beobachtete die beiden interessiert, aber verstand kein Wort von ihrer Unterhaltung. Mathias' Gesprächspartner hatte vollkommen schwarze Haare, die über die Ohren und Augenbrauen reich-

ten, und er trug auch einen schwarzen Pullover, genau genommen zwei übereinander, wie Adrian beim genaueren Hinsehen erkennen konnte.

Plötzlich beugte er zu ihm und sagte etwas. Auch als es Mathias wiederholte, verstand Adrian lediglich, dass er wohl seinen Namen sagte. Dann nahm er einen Kugelschreiber, schrieb „Thorge“ auf den ohnehin schon vollgekritzelten Tresen und reichte Adrian den Stift. Als Adrian seinen Namen darunter geschrieben hatte, gab Thorge ihm die Hand und unterhielt sich wieder mit Mathias. Adrian fühlte sich ziemlich unwohl, nicht nur, weil es so laut in der Kneipe war, sondern auch, weil er sich merkwürdig vorkam, während er schweigend zwischen Oskar und Mathias saß, die sich offenbar gut mit ihrem jeweiligen Nachbarn unterhalten konnten. Nach einer Zeit, die ihm unendlich lange vorkam, rief ihm Mathias mit lauter Stimme ins Ohr, „Lass uns gehen; mir ist das zu laut und zu stickig hier.“ Er stand dann zeitgleich mit Thorge auf und zog sich seinen Anorak an. Während er sich seinen Parka anzog, beobachtete Adrian, wie sich Thorge drei weitere Wollpullover und eine Weste ohne Ärmel überzog. Thorge war ein ungewöhnlicher Name, fand Adrian, zumindest kannte er ihn noch nicht. Während sie zu dritt zur Tür gingen, setzte sich Adrian seine Mütze auf und die Kapuze darüber. Thorge hatte weder Mütze noch Kapuze auf, obwohl es frostig war; dafür hatte er fünf Pullover übereinander an und eine Weste. „Thorge kommt noch mit zu uns“, sagte Mathias, als sie draußen waren, „Die Kneipe ist ja schrecklich; da kann man sich überhaupt nicht unterhalten.“ Adrian war über diese Einschätzung erstaunt, weil er den Eindruck hatte, dass Mathias und Thorge sich dort sehr gut miteinander unterhalten konnten.

Das taten sie auch weiterhin, bis sie zu Hause angekommen waren. Dort zog sich Thorge nacheinander die Weste und vier Wollpullover aus, bis er nur noch ein schwarzes Sweatshirt anhatte, das in seiner Hose steckte. Auch die war schwarz, eine schwarze Cordhose mit Taschen seitlich an den Hosenbeinen. „Eine Arbeiterhose“, sagte Thorge, der offenbar bemerkte, dass ihn Adrian genau studierte, „Ich trage nur solche Arbeiterhosen und zwar die geknöpften. Die sind besser als die mit Reißverschluss; Hosen mit Reißverschluss mag ich überhaupt nicht.“ Über so etwas hatte Adrian noch nie nachgedacht. Er hatte nur Cordhosen mit einem Reißverschluss; die einzige geknöpfte Hose, die er hatte, war die Überhose, die ihm Onkel Hans vor vielen Jahren geschenkt hatte. Am meisten faszinierte ihn an Thorge, dass an ihm alles schwarz war, Haa-

re, Sweatshirt und die Hose, sogar die Schuhe und die Strümpfe. Das machte ihn zu etwas besonderem; zumindest in Adrians Augen, die ihn genau beobachteten, während er sich mit Mathias unterhielt. Adrian erfuhr, dass Thorge erst achtzehn Jahre alt war und in einer Werft eine Ausbildung als Schiffszimmermann machte. „Ich muss etwas mit den Händen machen“, sagte er, „und Schiffe haben mich schon immer fasziniert.“

Nach einiger Zeit fragte er, ob er ein Bier bekommen konnte, aber sie hatten kein Bier zu Hause. „Nicht weit von hier gibt es einen Kiosk“, sagte Mathias, „Da könnten wir welches einkaufen.“ „Losgehen möchte ich jetzt aber nicht“, erwiderte Thorge, „Dann muss ich mich ja wieder anziehen.“ Mathias fragte Adrian, ob er nach draußen gehen und Bier einkaufen mochte; er war einverstanden. So ein Spaziergang durch die kalte Winterluft gefiel ihm immer gut. Als er mit dem Bier zurückkam, saßen Mathias und Thorge auf dem Bett und hatten gerade begonnen, ein Video anzusehen. „Ich habe gesehen, dass ihr alle vier ‚Raumschiff Orion‘-Folgen aufgezeichnet habt; da kann ich nicht widerstehen“, erklärte Thorge. Sie sahen sich alle Folgen an, bevor Thorge ging. Dabei beobachtete Adrian aufmerksam, wie er sich nacheinander vier Wollpullover und am Ende seine Daunenweste anzog. Dass es möglich war, einfach so in einer Kneipe jemanden kennenzulernen, faszinierte ihn. Er konnte sich nicht vorstellen, wie so etwas funktionierte, aber für Mathias war es scheinbar kein Problem, obwohl auch er das erste Mal in einer Schwulenkneipe gewesen war.

Aus- und Anziehspiele

Als Adrian wenige Tage später von der Arbeit nach Hause kam, sah er Thorge vor der Tür stehen. „Ich war gerade in der Nähe und wollte mal sehen, ob ihr zufällig zu Hause seid“, sagte er. Mathias war mit Maximilian bei seinen Eltern, wo er bis zum Wochenende bleiben wollte, denn sein Vater hatte Geburtstag. Während sie sich in der Wohnung Jacken und Pullover auszogen, sagte Thorge, „Das ist wirklich schweinekalt draußen; meine Ohren sind fast abgefroren. Du machst es richtig und packst dich warm ein.“ Er hatte an dem Tag Berufsschulunterricht und die Berufsschule war wohl in der Nähe von Adrians und Mathias' Wohnung. Adrian fiel es nicht leicht, das Gespräch aufrecht zu halten, sodass es immer wieder Pausen gab, in denen sie sich anschwiegen. Ihm waren diese Pausen unangenehm und er überlegte jedes Mal angestrengt, was er sagen konnte, um das Gespräch weiterzuführen. Ob es Thorge auch so emp-

fand? „Du stehst wohl auf Holzfällerhemden“, sagte er nach einer dieser Pausen, „Hemden sind ja nicht so mein Fall, aber so ein dickes Hemd, wie du es anhast, finde ich gar nicht schlecht. Sieht ja interessant aus, so zusammen mit nem Rollkragenpulli.“ „Interessant?“ „Ja, irgendwie, ich würde es nie so anziehen; zu dir passt es aber.“ Adrian wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Nach einer kurzen Pause fragte Thorge, „Darf ich dich ausziehen? Ich mag es, Leute auszuziehen, nur so zum Spaß, ohne Hintergedanken.“ Adrian fühlte sich überumpelt; was hatte Thorge vor? „Komm schon“, sagte er und stand auf, „du brauchst dich nur hinstellen, den Rest mache ich.“

Adrian zögerte kurz und stand dann ebenfalls auf. Thorge begann, den Reißverschluss an Adrians Hose zu öffnen, „Mit Reißverschluss habe ich immer Angst, ich könnte den Schwanz beim Hochziehen einklemmen; das ist bestimmt nicht lustig.“ Als die Hose offen war, knöpfte er das Hemd auf und zog es aus. Er genoss es offensichtlich, Adrian Schicht für Schicht auszuziehen, nach dem Hemd die Hose, dann den Rollkragenpullover, die lange Unterhose und schließlich die Unterwäsche. „Ich finde, nackt siehst du richtig gut aus, gute Figur, knackiger Hintern; ich kann Mathias gut verstehen, dass er dich als Freund ausgesucht hat“, sagte er, während er Adrian ansah. „Und jetzt du“, forderte er ihn auf, „Jetzt ziehst du mich aus.“ Adrian war so überrascht von der Situation, dass ihm nichts zu sagen einfiel. Nackt vor diesem Jungen zu stehen, der ihn auf eine eigenartige Weise faszinierte, verunsicherte ihn ziemlich. Er fühlte sich alles andere als entspannt und brauchte eine ganze Weile, bis er schließlich begann, Thorges Hose aufzuknöpfen. Er zog ihm dann auch das Sweatshirt aus und die Hose herunter; anders als er hatte Thorge keine lange Unterhose an. „Unterwäsche auch“, forderte ihn Thorge dann auf.

Schließlich standen sie beide nackt voreinander. „Am liebsten würde ich mich jetzt mit dir ins Bett legen“, sagte Thorge, „aber ich vermute mal, dass Mathias das nicht so gerne sieht, oder täusche ich mich?“ „Ich weiß es nicht“, sagte Adrian, „Wir haben noch nie darüber geredet.“ Sich mit Thorge ins Bett zu legen, kam aber nicht in Frage; sie kannten sich ja eigentlich gar nicht. „Vielleicht ziehen wir uns besser wieder an“, sagte er und Thorge antwortete, „Ja, wahrscheinlich hast du recht; wir sollten nichts überstürzen. Darf ich dich wieder anziehen?“ Adrian nickte und ließ sich Unterhose und T-Shirt anziehen. „Die lange Unterhose brauchst du hier drinnen wohl nicht“, bemerkte Thorge und nahm die Hose in die Hand. Nachdem Adrian in die Hosenbeine gestiegen war, zog

er die Hose hoch, „Das Hemd mit Rollkragenpulli oder geht es auch ohne?“ Es ging auch ohne. Nachdem ihm Thorge das Hemd zugeknöpft hatte und den Reißverschluss an der Hose hochzog, sagte er, „Du solltest dir wirklich geknöpfte Hosen zulegen.“ Er streifte er ihm noch seine Strümpfe über die Füße und forderte ihn auf, „Und jetzt ich.“

Adrian zog ihm genauso nacheinander Unterhose, Unterhemd, Hose und Sweatshirt an. „Wir können uns ja ein Video ansehen und uns dazu aufs Bett legen, was meinst du?“, fragte Thorge. Er zog „2001, Odyssee im Weltraum“ aus dem Regal und legte die Kassette in den Videorekorder. Als sie es sich auf dem Bett bequem gemacht hatten, legte er seinen Arm um Adrian und schmiegte sich eng an ihn heran. „Das fühlt sich richtig kuschelig an, dein Hemd“, sagte er, „Überhaupt mag ich introvertierte Typen wie dich, die nicht so viel reden. Es ist sehr entspannt mit dir.“ Etwa zur Hälfte des Films schlief Adrian ein. Als er aufwachte, lief gerade die Schlusssequenz. Zwischen seinen Beinen spürte er Thorges Hand. „Dein Schwanz war die ganze Zeit steif“, sagte er, „Ich hatte mir schon überlegt, ob ich ihn nicht auspacken soll, weil es ihm in der Hose zu eng wird. Das habe ich aber doch nicht gemacht.“ Adrian stand auf und Thorge sagte, dass es Zeit war zu gehen, „Wieder raus in die Kälte.“ Adrian sah ihm zu, wie er sich seine Wollpullover Schicht für Schicht überzog und anschließend in die Weste schlüpfte, die er bis oben hin schloss.

Als er im Bett lag, war er noch eine ganze Weile wach und dachte über den ganz in schwarz gekleideten Jungen nach, der es mochte, Leute aus- und anzuziehen und von anderen aus- und angezogen zu werden. Vor allen Dingen irritierte ihn die Vorstellung, dass Thorges Hand auf seinem Glied lag und es davon steif wurde, trotz der Hose, die dazwischen war. Am Wochenende kamen Mathias und Maximilian von ihren Eltern zurück. Ihr Aufenthalt dort war wohl ziemlich anstrengend gewesen, aber sie konnten immerhin aushandeln, dass Mathias ab Semesterbeginn genauso viel Geld zur Unterstützung bekommen sollte wie Maximilian. „Maximilian hat sich nicht getraut, ihnen von seinem Schwulsein zu erzählen“, sagte Mathias und lachte, „Er hat sich sogar extra schick gemacht und sein gutes Hemd angezogen, das er sonst nie trägt. Nichts mit Kapuze oder so.“ „Hör auf“, erwiderte Maximilian, „du hast doch auch dein gutes Hemd angehabt.“ „Mit einem Rollkragenpullover drunter“, erwiderte Mathias, „Damit habe ich mir auch prompt eine Rüge eingefangen. Das sieht unmöglich aus mit dem Rollkragenpullover unter dem Hemd.“

Dann stürzte sich Maximilian auf Mathias, der mit ihm auf den Boden fiel, wo sie kräftig miteinander rangen. Schließlich gelang es Mathias, ihn auf den Bauch zu drehen und sich auf ihn zu setzen. Dabei bekam er seine Handgelenke zu fassen, die er hinten zusammen hielt. „Adrian, hol mal ein Seil, dann fesseln wir ihn“, rief er und Maximilian flehte, „Nein, bitte nicht, ich gebe auf.“ Als sie wieder aufgestanden waren, sagte er, „Wenn Matze nicht mein Bruder wäre, würde ich ihn als Partner haben wollen.“ „Wir sind aber Brüder“, entgegnete Mathias, „und du hast doch diesen Punk als Partner, wie heißt er noch?“

Mathias und Adrian begleiteten Maximilian noch nach Hause. „Lass uns einen kleinen Umweg gehen, dann zeige ich euch was“, sagte Maximilian, kurz bevor sie seine WG erreicht hatten. Nach kurzer Zeit kamen sie an einem Bauwagenplatz vorbei; Adrian erkannte sofort, dass es der war, den er in der Silvesternacht zufällig gefunden hatte. „Hier wohnt er“, sagte Maximilian und zeigte auf einen Bauwagen, „Jan. Aber jetzt ist er nicht zu Hause.“ Adrian fragte sich, ob Jan einer der verummten Gestalten war, die er in der Silvesternacht dort gesehen hatte. Auf dem Weg zurück sagte Mathias, „Da habe ich mir ganz schön was eingebrockt mit meinem Coming-out bei meinen Eltern. Die sind aber auch echt geschlagen mit ihrer konservativen Einstellung und gleich zwei schwulen Söhnen. Das verrückte ist, dass ich überhaupt noch keine sexuellen Erfahrungen mit einem Mann gemacht habe. Das glaubt mir ja niemand, dass wir hier als Paar zusammen wohnen und keinen Sex haben. Findest du das nicht auch komisch?“ Adrian wusste nicht, was er dazu sagen sollte. „Vielleicht ist jetzt die Zeit, es mal auszuprobieren, was meinst du?“

Mathias zog sich das Hemd, den Rollkragenpullover und sein Unterhemd aus, bis er mit freiem Oberkörper vor Adrian stand. „Und jetzt du“, flüsterte er, „erstmal nur obenrum.“ Als auch Adrian mit freiem Oberkörper dastand, schob ihn Mathias zum Bett. Während sie sich auf dem Bett umarmten und aneinander drückten, spürte Adrian, wie sein Glied steif wurde, genauso wie das von Mathias, das er an seines drückte. „Das fängt doch schon gut an“, sagte Mathias und öffnete Adrians Hose. Mit einem Mal war sein Glied wieder weich und klein; Mathias forderte ihn auf, sich ganz auszuziehen, und zog sich auch Hose und Unterhose aus. „Jetzt muss ich ihn wieder steif bekommen“, sagte er und fing an, Adrians Glied zu massieren. Aber es wurde nicht mehr steif. Nach einigen Versuchen gab Mathias auf und drückte ihn an sich, „Alles kein Problem; du musst dich dabei entspannen, dann klappt das schon.“

Nachdem sie eine Weile eng aneinander geschmiegt auf dem Bett lagen, fragte Mathias, „Willst du mir einen runterholen? Ich bin jetzt so rollig, ich platze gleich.“ Adrian begann, Mathias' steifes Glied zu massieren, das davon aber kleiner und weicher wurde. „Das wird nichts mehr“, sagte Mathias schließlich, „Ist es in Ordnung wenn ich es selbst mache? Wir müssen uns wohl erst noch an unsere Schwänze gewöhnen.“ Es ging dann sehr schnell, bis er ejakulierte. Dabei zuckte er kräftig und schmiegte sich eng an Adrian heran. Sie lagen eine ganze Weile so nebeneinander, wobei ihn Mathias so fest an sich drückte, dass er sich kaum bewegen konnte. Er flüsterte, „Mein Adrian; da habe ich schon einen ganz speziellen Freund.“

In der folgenden Zeit probierten sie das mit dem Sex immer wieder; immer mit dem gleichen Ergebnis. Sobald die Hose offen war, war Adrians Glied schlaff. Dass sein Schwanz, wie Mathias und Thorge sein Glied nannten, steif wurde, wenn er von einem anderen Mann berührt wurde, war ja eigentlich ein gutes Zeichen, ein Zeichen dafür, dass er wirklich schwul war. Aber dass es nur mit Hose funktionierte, verunsicherte ihn sehr. Thorge kam fast jede Woche zu Besuch, immer an einem der beiden Tage, an denen er in der Berufsschule Unterricht hatte. Die Besuche endeten jedes Mal damit, dass sie zu dritt auf dem Bett lagen und Videos schauten. Adrian fiel auf, dass Thorge dabei immer zwischen ihm und Mathias lag. Manchmal legte Thorge seine Hand auf Adrians Hose und manchmal konnte Adrian beobachten, wie seine Hand auf Mathias' Hose lag. Ab und zu schlug Adrian vor, spazieren zu gehen, was sie dann auch meistens taten. Er wunderte sich, dass Thorge ohne lange Unterhose und ohne Mütze nicht froh. Wahrscheinlich weil er bis zu sechs Pullover übereinander trug, meistens noch mit seiner Daunenweste darüber. Adrian mochte ihn; ihn faszinierte seine Konstanz, dass er immer schwarze Cordhosen trug und Pullover statt Jacke, dass er überhaupt nur schwarze Sachen trug, selbst seine Unterhosen und Strümpfe waren schwarz. Nur die Wollpullover waren auch mal grau gemustert; einmal konnte Adrian unter seinen Pullovern sogar einen mit einem blauen Muster erkennen. Aber zuoberst hatte er immer einen schwarzen Pullover an.

Mathias und Adrian hatten schon einige erfolglose Versuche unternommen, Sexualität zu praktizieren, als Mathias vorschlug, etwas neues auszuprobieren. „Vielleicht fangen wir einfach damit an, dass ich dich aus deiner Verpackung befreie.“ Dann begann er gleich, Adrians Hemd aufzuknöpfen und zog ihn ge-

nauso aus, wie es Thorge getan hatte; danach wollte er von Adrian ausgezogen werden. Adrian fiel dabei auf, dass Mathias eine Hose ohne Reißverschluss hatte, nur mit Knöpfen; noch vor Kurzem wäre ihm so etwas gar nicht aufgefallen. „Wir machen es ganz entspannt. Ganz egal, was passiert, Hauptsache wir haben Spaß dabei“, sagte er, was aber nichts nutzte; es funktionierte wieder nicht. Sie schmiegt sich aneinander und kuschelten, aber bei Adrian wurde nichts steif, auch nicht, als Mathias versuchte, ihm einen runterzuholen. „Ich bin ja jetzt auch nicht so erfahren“, sagte Mathias, während er Adrians Glied in der Hand hielt, „aber ich weiß, dass es klappen kann, weil ich es schon einmal ausprobiert habe.“ „Was hast du ausprobiert?“, fragte Adrian. „Sex“, antwortete Mathias, „Ich habe es mit Thorge probiert; nur als Test, um herauszufinden, ob ich dabei etwas falsch mache.“

Adrian wusste, dass sich Mathias ab und zu auch alleine mit Thorge traf, aber er war dennoch im ersten Moment überrascht, dass die beiden Sex miteinander hatten. Nachdem er darüber nachgedacht hatte, fand er es allerdings naheliegend; warum auch nicht? „Und es hat auf Anhieb funktioniert“, setzte Mathias fort, „Wir beide brauchen offensichtlich etwas mehr Zeit, um uns aneinander zu gewöhnen, aber das finde ich überhaupt nicht schlimm.“ Adrian war nicht so sehr darüber verunsichert, dass die beiden offenbar auch ein intimes Verhältnis hatten, als darüber, dass es bei ihnen offenbar funktionierte; „auf Anhieb“, wie Mathias schilderte. War es womöglich so, dass Sex zwischen Männern immer auf Anhieb funktionierte, nur mit ihm nicht? Warum nicht? Mathias schmiegte sich eng an ihn heran und flüsterte ihm ins Ohr, „Keine Angst, ich werde meinen Adrian nicht gegen einen Thorge tauschen; auf keinen Fall.“ Danach sahen sie sich noch eine Tierdokumentation im Fernsehen an, bis sie zusammen einschliefen.

Am nächsten Abend schlug Mathias vor, es ein weiteres Mal zu versuchen. „Es fällt ja schon auf, dass bei dir alles gut ist, solange du deine Hose anhast“, sagte er, „und deshalb denke ich, wir behalten die Hosen einfach an, was denkst du?“ Adrian fand den Gedanken durchaus schlüssig und zog sich bis auf Hose und Unterhose aus, genauso wie Mathias. „Du hast nur Hosen mit Reißverschluss, oder?“, fragte Mathias. „Ja“, antwortete Adrian, „bis auf diese Überhose, die ich manchmal im Winter anziehe.“ „Thorge meinte, bei Hosen mit Reißverschluss ist das Risiko groß, sich die Vorhaut beim Hochziehen einzuklemmen. So etwas muss übel weh tun, ich darf gar nicht daran denken.“ Dann hielt

er Adrian an den Gürtelschlaufen an beiden Seiten und zog ihn zu sich. Dabei drückte er ihn fest an sich heran. „Innerhalb von Sekunden wird dein Schwanz steif, merkst du es?“, fragte er. Er blieb auch noch steif, als er ihn durch die Hose hindurch ausgiebig massierte und sogar, als er anfang, Adrians Hose zu öffnen.

In dem Moment aber, als er mit seiner Hand in den Hosenschlitz griff, war es vorbei und Adrians Glied schlagartig wieder weich und klein. „Das ist wirklich ein Phänomen“, sagte Mathias, „Aber mit Hose war es ja nicht schlecht, oder?“ Er zog den Reißverschluss an Adrians Hose wieder nach oben und ehe Adrian verstand, was geschah, schubste er ihn und zog ihm gleichzeitig die Beine weg. Als Adrian auf dem Boden lag, saß Mathias auf ihm und drückte ihm die Hände neben seinem Kopf auf den Boden. „Und schon ist er wieder steif“, sagte er und grinste dabei. „Wenn du mir meinen Schwanz massierst, lasse ich dich los, aber nur dann.“ Adrian fühlte sich immer noch so überrumpelt, dass er Mühe hatte, etwas zu sagen. „Was ist?“, fragte Mathias, „Geht auch durch die Hose.“ Adrian war einverstanden und massierte Mathias' steifes Glied durch seine Hose. Mathias schloss die Augen und stöhnte dabei; es schien ihm gut zu gefallen. Danach legten sie sich ins Bett und sahen sich ein Video an.

Maximilian war schon ein paar Wochen nicht mehr zu Besuch gewesen, als er wieder zu Mathias und Adrian kam. Er hatte inzwischen so lange Haare wie Thorge, nur in blond. „Du strahlst ja, als wenn du deiner großen Liebe begegnet wärst“, sagte Mathias, „Na los, erzähl schon.“ Dann sprudelte es nur so aus ihm heraus. Oskar, sein Mitbewohner, hatte einen Freund, der aus Norwegen kam und vorübergehend mit in die WG eingezogen war. „Ich glaube, ich bin in ihn verliebt“, sagte Maximilian, „so richtig.“ „Und Jan, der Punk?“, fragte Adrian. „Der hat schon einen Freund, wie ich erfahren musste. Hat dir Matze davon nichts erzählt? Er musste mich das ein oder andere Mal deswegen trösten; bis Ingve kam.“ „Das wird Yngve ausgesprochen“, sagte Adrian und sprach das Y betont wie ein Ü aus, „mit Y am Anfang.“ „Nein, Ingve schreibt sich mit I“, erklärte Maximilian und erzählte, dass Ingve und Oskar eine Art offene Beziehung hatten. „Oskar stört es nicht, wenn ich mit Ingve zusammen bin; ich glaube, die beiden haben sich auseinander gelebt. Das hält bestimmt nicht mehr lange.“ „Dein schwules Coming-out ist noch keine drei Monate her und du bist schon zum zweiten Mal verliebt. Das geht ja ganz schön schnell bei dir“, bemerkte Mathias.

Als Maximilian und Ingve ein paar Tage später zu Besuch kamen und an der Tür standen, waren Adrian und Mathias unfähig etwas zu sagen und starrten die beiden an. Sie sahen sich fast vollkommen gleich. Dieselbe Haarfarbe, dieselbe Frisur und fast dieselbe Kleidung; sie sahen aus wie eineiige Zwillinge. Einzig daran, dass Maximilian die Kapuze seines Anoraks aufhatte, waren sie voneinander zu unterscheiden. „Was ist das?“, fragte Mathias nach einer Weile. „This is my twin brother Matze“, sagte Maximilian, „Hello Motze“, sagte Ingve, „I'm Ingve. You don't look like twins at all.“ Mathias sagte nur „Hallo“. „And this is Adrian, Matzes boyfriend“, setzte Maximilian seine Vorstellung fort. „Adrian, hello“, sagte Ingve und sprach das erste a fast wie o aus. „Ingve spricht nur englisch und norwegisch natürlich“, erläuterte Maximilian. Ingve fing an zu erzählen, wie er Deutschland erlebte; er hatte einen deutlichen skandinavischen Akzent und fand die Menschen in Hamburg wohl ziemlich merkwürdig. Zusammen mit Maximilian, den er mit „Mäx“ ansprach, bestritt er das Gespräch an dem Abend. Mathias sagte fast gar nichts; Adrian hatte ihn noch nie so schweigsam erlebt. Als die beiden wieder gegangen waren, sagte Mathias, „Das kommt mir vor wie in einem surrealistischen Film.“ Adrian fand es auch sehr befremdlich, den Abend über zwei Maximilians vor sich zu sehen. Dass sich zwei Menschen so ähnlich sein können, ohne miteinander verwandt zu sein, erstaunte ihn wirklich.

Einige Zeit später kam Thorge wieder zu Besuch, als Mathias bei Maximilian übernachtete. Inzwischen war es so warm geworden, dass er nur noch einen Wollpullover und seine Weste über seinem Sweatshirt trug. „Und“, fragte er, „hast du Lust auf mein kleines Ausziehspiel?“ Er wartete Adrians Antwort gar nicht erst ab und zog ihm gleich den Kapuzenpullover aus, den er anhatte. Als sie sich gegenseitig ausgezogen hatten und nackt voreinander standen, sagte Thorge, „Mathias hat mir ja erzählt, dass du entspannter bist, wenn du eine Hose anhast. Wenn du möchtest, leihe ich dir meine Hose; mir gefallen ja schwarze Hosen besser als braune, aber das weißt du ja.“ Wieder ohne eine Antwort abzuwarten, hielt er ihm seine Unterhose hin und, als er sie anhatte, seine Hose, sodass Adrian hineinsteigen konnte. Thorge zog sie hoch und sagte, „Das Beste am Anziehen ist, die Hose zuzuknöpfen.“ Dann schob er Adrian ins Bett. „Wir können dabei auch ein Video sehen, wenn dich das entspannt“, sagte er, „Mal sehen, was ihr so habt. Da sind ja ne Menge Dokus dabei. Hier, mit nem Dreimaster über den Atlantik, das ist doch jetzt genau richtig.“

Thorge startete den Film und legte sich neben Adrian auf das Bett. Fast sofort spürte Adrian, wie sein Glied steif wurde und erkannte, dass es Thorge nicht anders erging. Der schmiegte sich eng an ihn heran und massierte ihn zwischen den Beinen. „Meinen darfst du gerne auch mal anfassen; wenn du möchtest, natürlich“, flüsterte er ihm nach einer ganzen Weile ins Ohr. So kuschelten sie und massierten sich gegenseitig, bis die beiden Dokumentationen auf dem Video zu Ende waren; immerhin zwei Stunden, die ganze Zeit mit steifen Gliedern. „Ich weiß gar nicht, was Mathias hat“, sagte Thorge, „Mir hat es gefallen, auch wenn ich noch nie mit jemanden geschlafen habe, der dabei eine Hose anhat, noch dazu meine.“ Er zog schließlich Adrian die Hose wieder aus und fragte, ob er bis zum nächsten Morgen bleiben konnte.

Beim Frühstück am nächsten Morgen fragte Adrian, „Ihr redet auch über mich?“ „Nicht, was du denkst“, antwortete Thorge, „das heißt, eigentlich weiß ich gar nicht, was du denkst.“ „Was soll ich denn denken?“ „Naja, Mathias ist halt schon ein bisschen verzweifelt, weil das mit dem Sex zwischen euch nicht so klappt. Ich glaube ja, dass sein Erfolgsdruck dabei zu groß ist. Er ist da ja noch nicht so erfahren.“ Nach einer kurzen Pause setzte er fort, „Die meisten machen sich so einen Druck wegen dem Sex, weil sie irgendwelche Erwartungen haben. Aber eigentlich ist es doch egal, wenn nur alle ihren Spaß dabei haben. Die einen haben Spaß dabei, sich einen runterholen zu lassen, die anderen wollen gefesselt werden, wieder andere stehen auf Ringkämpfe oder auf bestimmte Klamotten oder wollen an- und ausgezogen werden. Man sollte halt wissen, was man will, und man sollte auch Lust haben, etwas auszuprobieren. Das ist die ganze Kunst.“

Adrian wusste nicht, was er dazu sagen sollte; eigentlich klang es ganz vernünftig. Thorge schien sich sehr für Sex zu interessieren und wusste auch viel darüber, sicherlich mehr als andere. Dass Mathias die Idee hatte, von ihm zu lernen, kam ihm plötzlich ziemlich plausibel vor. „Und worauf stehst du?“, fragte ihn Thorge schließlich. Adrian musste angestrengt nachdenken, um festzustellen, dass er es nicht wusste. Von dem, was Thorge aufgezählt hatte, konnte er sich alles irgendwie vorstellen, außer dem Runterholen. „Keine Ahnung“, sagte er schließlich, „irgendwie kann ich mir das meiste vorstellen, was du gesagt hast; ich weiß nicht.“ „Wirklich?“, fragte Thorge, „Auch gefesselt werden?“ „Naja, das vielleicht nicht. Ich hatte mal beide Arme gebrochen und musste dann eine Armschlinge tragen, die wie eine Zwangsjacke festgebunden wurde.“

Dabei drückte er seine Arme übereinander liegend an seinen Bauch, um zu zeigen, wie sie fixiert waren. „So war ich im Grunde genommen vier Wochen lang Tag und Nacht gefesselt, wie in einer Zwangsjacke eben, das war ganz schön ätzend.“ „Muss ja auch nicht sein“, schloss Thorge, „Versuch einfach, entspannt zu sein und dich gut zu fühlen; dann bekommt ihr das auch hin.“

Mathias thematisierte das mit dem Sex aber nicht mehr. Es wurde vielmehr zur Gewohnheit, dass sie sich abends im Bett aneinander kuschelten und dabei ein Video schauten oder Musik hörten; wenn Mathias zu Hause war. Nachdem er sein Studium begonnen hatte, übernachtete er immer öfter woanders, manchmal bei Maximilian oder Thorge, aber manchmal auch bei Mitstudenten, wenn sie ihn abends zu sich oder einer Feier eingeladen hatten. Er erzählte, dass er an der Universität viele neue Menschen kennenlernte, fast schon zu viele. „Vor lauter neuen Freundschaften komme ich gar nicht mehr zum Studieren“, sagte er. Adrian lernte bei seiner Arbeit niemanden kennen; Mathias, Maximilian und Thorge waren die einzigen, die er in Hamburg kannte. Eigentlich war er damit auch ganz zufrieden; so war er meistens an zwei oder drei Tagen in der Woche abends alleine zu Hause, ohne Mathias. Das tat ihm eigentlich gut.

Thorge schien ein gutes Gespür dafür zu haben, wann Adrian alleine zu Hause war; er kam inzwischen fast nur, wenn Mathias nicht da war. Vielleicht sprach er sich mit Mathias ab, dachte Adrian; er wusste es nicht. Mit Thorge war es immer sehr entspannt; er hatte eine zugleich dominante und beruhigende Ausstrahlung. Sie gingen zusammen spazieren oder spielten das Ausziehspiel, und am Ende lagen sie immer zusammen auf dem Bett und schauten Videos; Adrian immer nur mit Hose und nacktem Oberkörper. Wenn Thorge kam, zog er sich immer seine schwarze Cordhose an, weil er wusste, dass sie Thorge am besten gefiel. Er trug sie auch sonst immer häufiger statt der grünen oder der braunen. Dass Thorge offenbar ein besonderes Verhältnis zu Hosen hatte, fand er ziemlich interessant. Er selbst hatte ja auch ein besonderes Verhältnis zu Flanellhemden; und zu seinem Parka, in dem er sich so richtig wohl fühlte.

Adrian hatte die schwarze Hose auch an, als er einen Fahrradunfall hatte. Dabei hatte er sich einige Schürfwunden zugezogen, aber am schlimmsten fand er, dass seine Hose dabei zerrissen wurde, ausgerechnet seine schwarze Cordhose. Er kaufte sich umgehend wieder eine solche Hose, diesmal eine mit Knöpfen und Seitentaschen. Thorge hatte ihm einmal einen Laden für Berufs-

bekleidung gezeigt, in dem es solche Hosen gab. Als er ein paar Tage danach wieder zu Besuch kam, bemerkte er die neue Hose sofort, noch bevor er die Wohnung betreten hatte. „Die muss ich mir doch gleich genauer ansehen“, sagte er. Während er sie beim Ausziehspiel aufknöpfte, flüsterte er, „Du bist so cool; weißt du, dass ich manchmal nachts von dir träume?“ Dann hielt er den schlaffen Penis zwischen seinen Fingern, „Aber was ich da träume, werde ich dir nicht sagen.“ Dabei lachte er.

Maximilian kam immer nur, wenn Mathias zu Hause war; meistens kam er alleine, manchmal auch mit Ingve. Dass Ingve von Maximilian nur noch daran zu unterscheiden war, dass er kaum deutsch sprach, blieb unverändert befremdlich. Allerdings machte er mit seinem Deutsch schnelle Fortschritte, sodass auch dieses Unterscheidungsmerkmal wohl bald nicht mehr vorhanden sein würde. „Das nimmt kein gutes Ende mit den beiden“, sagte Mathias einmal, nachdem die beiden wieder gegangen waren. „Ich hoffe ja manchmal, dass dieser Ingve-Spuk bald wieder zu Ende ist; seit sie sich kennen, kann ich mit Maximilian nichts mehr so richtig anfangen. Bei ihm dreht sich alles nur noch um Ingve. Wahrscheinlich wäre ich noch nicht einmal überrascht, wenn er auch anfängt, mit einem norwegischen Akzent zu reden.“ Dabei lachte er. Tatsächlich eröffnete Ingve Maximilian im Herbst, dass ihn Oskar vor die Wahl gestellt hatte und er sich entschieden hatte, mit Oskar zusammenzubleiben. Sie trennten sich und Maximilian war derartig verletzt, dass Mathias sich ernsthaft Sorgen machte, er könnte sich etwas antun. Er war regelrecht krank vor Liebeskummer. Manchmal saß er stundenlang auf einem Stuhl und starrte auf den Boden, ohne etwas zu sagen. Es schien ihm richtig schlecht zu gehen.

Ende November stand Maximilian tränenüberströmt vor der Tür. Er war so aufgewühlt, dass er nicht in der Lage war, etwas zu sagen; Adrian und Mathias sahen hilflos zu, wie er auf dem Bett lag und heulte. „Ich halte es nicht mehr aus“, schluchzte er, als er sich wieder etwas gefasst hatte, „Ich will nicht mehr zurück, ich kann da nicht mehr leben.“ Nach der Trennung mit Ingve zusammen in einer WG zu leben, war nicht leicht, das konnten beide gut nachvollziehen. Maximilian blieb über Nacht und fragte am nächsten Morgen, ob er ganz bleiben konnte. Allerdings war die Wohnung für drei sehr klein. Mathias sagte, dass er erst einmal bleiben sollte und sie eine Lösung für die Zukunft finden würden. Am selben Tag wurde Adrian bei seiner Arbeit eröffnet, dass die Sozialstation seinen Vertrag nicht verlängern würde und er dort nur noch bis zum

Jahresende arbeiten konnte. Ihm wurde schlagartig klar, dass sich ein größerer Umbruch anbahnte; er konnte sogar spüren, wie er kurz vor einer großen Veränderung in seinem Leben stand. Maximilian holte seine Sachen am nächsten Tag aus seiner WG; es war zum Glück nicht viel, was er mitbrachte.

Er wohnte schon ein paar Tage bei ihnen, als Thorge zu Besuch kam. „Wir haben uns ja schon lange nicht mehr gesehen“, sagte Mathias und fragte, „Hast du inzwischen einen Job?“ Thorge schüttelte den Kopf, „Ganz beschissen; kein Mensch braucht mehr einen Schiffszimmermann. Ich weiß schon gar nicht mehr, wie viele Bewerbungen ich geschrieben habe.“ Mathias erzählte, dass Adrian auch ab Januar einen neuen Job sucht. „Und er hat noch nicht einmal eine Ausbildung.“ „Ich habe auch keine Lust mehr auf diesen Job“, sagte Adrian, „eigentlich möchte ich lieber draußen sein, gärtnern oder so, aber so etwas findet man in Hamburg ja nicht so leicht.“ „Zeit für Veränderungen“, sagte Mathias und erzählte, dass Maximilian zurzeit bei ihnen wohnte. „Ganz schön eng so zu dritt; das heißt, ein Umzug steht auch an, denn Maximilian und ich wollen zusammenwohnen. Wir gehören irgendwie zusammen und gerade jetzt braucht er mich und im Grunde genommen brauche ich ihn auch.“ Adrian spürte eine Unruhe in sich aufkommen, als er das hörte. Auch wenn es Mathias bis dahin noch nie so deutlich geäußert hatte, ahnte er bereits, dass Mathias mit seinem Bruder zusammenziehen wollte. Mathias boxte ihn leicht und sagte, „Ich meinte zu dritt natürlich, in einer größeren Wohnung; wir geben bestimmte eine gute WG ab.“

„Warum gehst du nicht nach Norwegen?“, fragte Maximilian, der auf dem Bett lag und bis dahin schweigend zugehört hatte, „Ingve hat gesagt, dass Handwerker dort immer einen Job bekommen; und Schiffe haben sie dort bestimmt auch reichlich.“ „Du wirst es mir nicht glauben, aber ich habe auch schon daran gedacht; dort werden wirklich Schiffszimmerer gesucht. Nur kenne ich niemanden in Norwegen“, antwortete Thorge. „Aber Ingve kennt dort Leute“, sagte Maximilian, „Vielleicht triffst du dich mal mit ihm, er kann dir bestimmt gute Tipps geben.“ Thorge gefiel die Idee und ließ sich die Telefonnummer geben, mit der er seine WG erreichen konnte. Als sich Mathias neben Maximilian auf das Bett legte, legte Thorge seine Hand auf Adrians Oberschenkel und sagte, „Zu viert wird es wirklich ganz schön eng auf dem Bett. Ich denke, wir gehen besser zu mir, was meinst du? Sind nur ein paar Stationen mit der U-Bahn.“ Adrian war noch nie in Thorages Wohnung gewesen. Die war ziemlich klein und hatte zwei

Zimmer, eines mit dem Bett und einem Schrank und eines mit einem Sofa und dem Fernseher.

Adrian und Thorge schwiegen sich eine Weile lang an; eine Weile, die Adrian wie eine Ewigkeit vorkam. „Darf ich dich ausziehen?“, fragte Thorge in die Stille, „Ich meine nur obenrum, die Hose behältst du an.“ Noch bevor Adrian antwortete, begann er, sein Hemd aufzuknöpfen. „Ohne diese Holzfällerhemden kann ich mir dich gar nicht vorstellen“, sagte er dabei, „Ich würde so etwas ja nie tragen, schon gar nicht mit nem Rollkragenpulli darunter. Bei dir gefällt es mir aber richtig gut.“ Als Adrian mit freiem Oberkörper vor ihm stand, sagte er, „Ich finde es ganz gut so, wie es jetzt ist mit uns beiden. Ich meine, ich brauche keine Beziehung und das mit dem Sex ist mir auch nicht so wichtig.“ Dann hob er seine Hände nach oben, „Und jetzt du“ „Was?“ „Du bist dran, mich auszuziehen. Das ist einfacher als bei dir, du musst mir nur den Pullover überziehen.“ Adrian zog ihm den Pullover aus und sie legten sich zusammen auf das Bett. „Vielleicht sollte ich wirklich nach Norwegen ziehen, was denkst du?“, fragte Thorge, „Ich meine, es könnte ja auch für dich etwas sein.“ Adrian hatte tatsächlich auch schon daran gedacht. Da er ja Dänisch konnte, würde es ihm leicht fallen, Norwegisch zu lernen, und mit einem Freund wie Thorge konnte es sich durchaus vorstellen, woanders hinzuziehen. Thorge sagte, dass er auf jeden Fall dabei sein sollte, wenn er mit Ingve darüber sprach.

Bereits wenige Tage später hatten sie sich mit Ingve in seiner WG verabredet. Als sie am Küchentisch saßen, fing Ingve gleich an, über Norwegen zu erzählen. Er sprach inzwischen sehr gut deutsch, nur noch mit einem leichten skandinavischen Akzent. Adrian antwortete manchmal auf Dänisch, worauf Ingve wiederum auf Norwegisch antwortete. Sein Fazit war klar. Mit seiner Ausbildung als Schiffszimmermann hatte Thorge beste Möglichkeiten, in Norwegen einen Job zu finden. „Leute wie du werden dort mit offenen Armen empfangen“, sagte er, „und das mit der Sprache ist kein großes Problem.“ „Das lernst du wirklich schnell“, bestätigte Adrian. „Und du?“, fragte ihn Thorge, „Kommst du dann mit mir mit?“ Adrian schwieg. „Zu zweit ist so ein Neuanfang in einem anderen Land bestimmt einfacher“, erläuterte Thorge und Ingve sagte mit einem Grinsen, „Hvorfor ikke? God idee å flytte til norge.“ „God idee“, wiederholte Thorge, „das verstehe sogar ich.“ Dann legte er seine Hand auf Adrians Oberschenkel und fragte, „Was meinst du?“

Adrian fühlte sich von dieser Idee ein wenig überrumpelt. Der Gedanke, zusammen mit Thorge nach Norwegen zu ziehen, gefiel ihm spontan sehr gut, aber die damit verbundenen Veränderungen beunruhigten ihn immens. „Ich meine, mit mir nach Norwegen zu gehen, was hältst du von dieser Idee?“ Thorge schien auf eine Antwort zu warten und hakte nach, „Mir gefällt sie gut; wir wären ja dann beide nicht alleine.“ „Wahrscheinlich braucht er noch etwas Zeit, um darüber nachzudenken“, sagte Ingve, „So eine Entscheidung muss ja auch gut überlegt sein. Aber ich helfe euch gerne, wenn es darum geht, Wohnung und Arbeit zu finden. Ich werde mal ein paar Schulfreunde anrufen, da ergibt sich bestimmt etwas.“

Seit Maximilian bei ihnen wohnte, rückte er immer mehr in den Mittelpunkt von Mathias' Interesse. An manchen Abenden fühlte sich Adrian wie ein Zuschauer, der die Zwillinge bei ihren Ritualen beobachtete. Mathias hatte recht, sie gehörten zusammen. An einem Abend, als Maximilian nicht zu Hause war, sagte Mathias, dass er mit ihm etwas besprechen muss. „Sei mir nicht böse, Adrian, ich mag dich wirklich sehr gerne, aber wenn wir ehrlich sind, haben wir uns doch ziemlich auseinandergeliebt.“ Dann gab es eine ziemlich lange Pause; Adrian hatte das Gefühl, dass er etwas dazu sagen sollte, aber ihm fiel nichts ein. „Wir machen ja kaum mehr etwas zusammen“, setzte Mathias fort, „Ich denke manchmal, dass es für dich wahrscheinlich besser wäre, etwas neues anzufangen und vielleicht in eine eigene Wohnung zu ziehen.“ Er hatte recht, dachte Adrian, sie hatten sich tatsächlich auseinander geliebt. „Ich bin mir nicht sicher, ob es eine gute Idee ist, wenn wir uns zu dritt eine neue Wohnung suchen; ich glaube, das funktioniert auf Dauer nicht, du und wir beiden Brüder zusammen.“ Sie schwiegen sich eine Zeit lang an, bis Mathias vorschlug, sich zusammen auf das Bett zu legen und ein Video anzuschauen.

Thorge war fest entschlossen, nach Norwegen zu ziehen; das Gespräch mit Ingve hatte die letzten Zweifel ausgeräumt. Adrian gefiel die Idee, mit ihm zu gehen, besser als die Aussicht, in Hamburg wieder einen neuen Job und womöglich eine neue Wohnung zu suchen. Es waren die damit verbundenen Veränderungen, die ihn zurückschrecken ließen; aber solche Veränderungen waren nicht mehr zu vermeiden. Die Dinge veränderten sich, sie entwickelten sich immer weiter, egal wie stark er sich gegen diese Entwicklungen stemmte. Seit er sein Elternhaus verlassen hatte, befand er sich in einem Strudel von Veränderungen, dem er nicht entkommen konnte. Kaum hatte er eine Situation er-

reicht, die stabil zu sein schien, tauchte etwas auf, was alles wieder in Frage stellte und ihn zwang, sich nach etwas neuem umzusehen, eine neue stabile Situation zu finden, die dann wieder irgendwann zerfiel.

Einige Tage nach dem Gespräch mit Mathias fragte ihn Thorge, ob er mit ihm einkaufen gehen mochte; er hatte von seinem Lehrgeld etwas angespart, um sich für Norwegen passende Kleidung zu kaufen. „Vor allen Dingen brauche ich eine dicke Winterjacke“, sagte er, „so ähnlich wie du eine hast, mit Kapuze, damit mir der Kopf nicht einfriert.“ An Jacken hatte er tatsächlich nur eine Weste und eine schwarze Jeansjacke, die er nur selten anzog; ansonsten trug er nur Pullover, je nach Jahreszeit mal mehr, mal weniger Schichten übereinander. Sie gingen in mehrere Läden und Thorge probierte ungezählte Anoraks und Parka an. Es fiel ihm offensichtlich schwer, sich für einen zu entscheiden; nur, dass er schwarz sein sollte, war klar. „Ich fand den einen Parka gut, den du vorhin anprobiert hattest“, sagte Adrian, als Thorge ihn fragte, welche Jacke er nehmen sollte, „Der mit dem Kunstfell innen, der ist bestimmt auch warm.“ Adrian fand, dass Thorge mit dem Parka sehr ungewohnt aussah, vor allen Dingen mit der Kapuze auf. Er hatte ja sonst nie etwas auf dem Kopf, weder Kapuze noch Mütze. Thorge begutachtete den Parka vor dem Spiegel sehr eingehend und fragte mehrmals, wie er darin aussah. „An so eine Kapuze muss ich mich wohl erst noch gewöhnen“, sagte er, während er sich mit der aufgesetzten Kapuze betrachtete, „Du hast ja meistens sogar noch eine Mütze drunter.“ Schließlich entschied er sich für den Parka. Dazu kamen noch Handschuhe, ein Schal und eine schwarzgrau gestreifte Wollmütze. Thorge sah in dem schwarzen Parka wirklich gut aus, fand Adrian, wenn auch etwas ungewohnt.

Nachdem er an der Kasse alles bezahlt hatte, sagte Thorge, „Jetzt möchte ich mir noch ein Hemd kaufen, das ich vorhin gesehen habe.“ Er ging zielstrebig in einen Laden, in dem sie ganz am Anfang ihrer Einkaufstour waren; es war das Geschäft für Berufsbekleidung. „Hier kaufe ich am liebsten ein“, sagte Thorge, „Die haben hier wirklich coole Sachen.“ Das Hemd war ein schwarzes Cordhemd mit Stehkragen und recht großen Knöpfen. Thorge zog seine Pullover aus und probierte das Hemd an. „Das ist seit vielen Jahren das erste Mal, dass ich ein Hemd trage; das letzte Mal war, glaube ich, zu meiner Konfirmation.“ Er steckte das Hemd in die Hose und knöpfte es bis oben hin zu. „Willst du auch eins?“, fragte er, „Dann sind wir im Partnerlook, gleiche Hose und gleiches Hemd.“ Adrian zögerte; er war nicht darauf eingestellt, Kleidung zu kaufen. „Du

stehst doch auf Hemden und das hier geht bestimmt auch mit Rollkragenpulli“, sagte Thorge, „Probier's mal an.“ Adrian zog sich das Hemd über den Rollkragenpullover und ließ nur den obersten Knopf offen. Mit dem Stehkragen und den großen Knöpfen sah es wie eine Jacke aus. Einzig dass es in der Hose steckte, machte es zum Hemd.

„Mir gefällt es ja, wenn es so nach Arbeitskleidung aussieht“, sagte Thorge, „so wie sie auch von Handwerkern getragen wird.“ Er stellte fest, dass er noch Geld übrig hatte und sagte, „Das reicht sogar noch für einen Satz lange Unterwäsche; im Winter ist es vielleicht ganz gut, etwas drunter zu haben.“ Seine Wahl fiel auf einen grauen Baumwollpullover mit Knopfleiste und eine ebenfalls graue lange Unterhose. Nachdem sie bezahlt hatten, gingen sie endlich nach Hause, zu Thorge. Mit dem Einkauf hatten sie am Ende den ganzen Nachmittag verbracht. Als sie erschöpft auf dem Bett saßen, fragte Thorge, „Du kommst doch mit, oder?“ Als Adrian zögerte, legte er den Arm um seine Hüfte, „Ich meine nach Norwegen.“ Adrian lehnte sich an ihn; im Grunde genommen war die Entscheidung bereits getroffen. Was sollte er sonst tun?

Die neu gekaufte Kleidung brachten sie am folgenden Tag in einen Waschsalon; auch Thorge mochte den Geruch von frisch gekaufter Kleidung nicht. Danach trugen sie beide ihre neuen Cordhemden; Thorge zusammen mit dem Unterziehpullover, den er sich dazu gekauft hatte und Adrian mit einem Rollkragenpullover darunter. Das Hemd war ziemlich dick und sehr angenehm zu tragen; Adrian gefiel es richtig gut.

Nordwärts

Kurz nach Neujahr waren sie wieder mit Ingve verabredet und aßen in seiner WG zu Abend. Ingve erzählte, dass der Vater eines seiner Schulfreunde eine kleine Bootswerft in der Nähe von Trondheim hatte. „Die reparieren dort Fischerboote; alles Handarbeit, ein richtiger Familienbetrieb.“ Ingve erzählte, dass sie beide dort arbeiten konnten. „Ist halt eine harte Arbeit, aber dafür seid ihr viel draußen. Viel Geld bekommt ihr dafür nicht, aber ihr könnt dort wohnen und bekommt auch sonst alles, was ihr braucht.“ „Und wann können wir dort anfangen?“, fragte Thorge. „Sofort, wenn ihr wollt, also jederzeit. Ihr solltet euch nur bald entscheiden, damit ich dort Bescheid eben kann.“ Mit einem Mal war die Idee, nach Norwegen zu ziehen, sehr konkret geworden. Adrian fühlte sich geradezu überrumpelt. Wie war es wohl, in einer Werft für Fischerboote zu

arbeiten und mit Thorge in einem kleinen Dorf am Nordmeer zu wohnen? „Ihr könnt es euch ja nochmal überlegen“, sagte Ingve, „Das ist ja schließlich ein großer Schritt, was ihr da vorhabt.“

„Für mich gibt es da nichts zu überlegen“, antwortete Thorge, „und für Adrian auch nicht; er hat ja jetzt keinen Job mehr und auch keine richtige Wohnung. Seit Maximilian bei ihm eingezogen ist, schläft er dort auf dem Sofa. Also ich denke, wir ziehen noch in diesem Monat um, was denkst du?“ Adrian war unfähig, etwas zu sagen. Thorge hatte recht, wenn sie noch länger warteten, müsste er sich einen neuen Job und eine neue Wohnung in Hamburg suchen. Dennoch fand Adrian die Vorstellung, in wenigen Wochen schon nach Norwegen zu ziehen, ziemlich unbehaglich. „Wir kommen noch im Januar; du kannst dort Bescheid sagen“, bekräftigte Thorge nochmal und legte seinen Arm um Adrians Hüfte. Als sie gingen und Thorge sich seine Wollpullover übergezogen hatte, nahm er seine neue Mütze aus der Tasche. „Ich bin schon mal dabei, mich an eine Mütze zu gewöhnen.“ Adrian hatte wie oft im Winter seine Fliegermütze auf, über die er sich die Kapuze seines Parkas zog.

Die Zeit bis zum Umzug verging rasend schnell. Adrian übernachtete nur noch bei Thorge, obwohl seine Wohnung so klein war. Er traf sich ein paar Mal mit Ingve, um die norwegische Aussprache zu üben; Vokabeln und Grammatik waren ja fast so wie im Dänischen. Thorge konnte es offensichtlich gar nicht abwarten, nach Norwegen zu ziehen. Über eine Anzeige an der Universität hatte er einen Studenten gefunden, der seine Wohnung übernehmen würde. Nach Norwegen konnten sie nicht viel mitnehmen. Sie hatten jeweils zwei große Sporttaschen, in die ihr ganzes Gepäck hineinpassen musste; das meiste davon war ihre Winterkleidung. Die Reise führte sie mit dem Zug und der Fähre zuerst nach Oslo, wo sie bei einem Bekannten von Ingve übernachten konnten. Auf der Fähre hatte Thorge zum ersten Mal seinen neuen Parka an, allerdings ohne sich die Kapuze aufzusetzen. Am nächsten Tag fuhren sie mit dem Zug weiter bis Trondheim, wo sie ihr neuer Arbeitgeber vom Bahnhof abholte.

Das Dorf war winzig; es wohnten nur ältere Leute dort, die entweder Rentner oder Fischer waren oder in der Bootswerft arbeiteten. Aber sie waren alle sehr freundlich und freuten sich, dass zwei so junge Männer kamen. Der Eigentümer der Werft hieß Torgeir. Als sich Thorge vorstellte, lachte er, „Torgeir? Hm, Torgeir 2? Das geht nicht, hier gibt es nur einen Torgeir. Ich denke, wir nennen

dich einfach Tore.“ Adrian fand es interessant, dass Torgeir Thorge genauso wie Torgeir aussprach, was wie „Torgai“ klingt. „Torgeir 2“, sagte er noch einmal und lachte dabei, „Das kommt gar nicht in Frage.“ Zum Wohnen bekamen sie ein Häuschen, das heißt, es war eher wie eine kleine Hütte. Sie wurde mit Holz geheizt, hatte aber immerhin fließend Wasser und Strom. Obwohl es dort nicht so viel kälter war als in Hamburg, kam es ihnen deutlich kälter vor, vor allen Dingen wegen dem Wind, der dort scheinbar immer blies. Aber sicherlich auch, weil es bis auf wenige Stunden den ganzen Tag über dunkel war. Thorge trug nur noch seinen Parka, oft mit einem zusätzlichen Wollpullover darunter. Wenn sie länger am Stück draußen waren, zog er sich auch die Kapuze über die Mütze, genauso wie Adrian. In der ersten Woche sollten sie sich alles erst einmal genau ansehen und sich in der neuen Umgebung einleben. Es war schon sehr anders als in Hamburg, die Nächte lang und dunkel und auch die kurzen Tage in eine Stille getaucht, die nur ab und zu von einem Hämmern unterbrochen wurde, das aus der Werft drang. In dem Dorf gab es noch nicht einmal einen Laden, um etwas einzukaufen. Torgeir hatte ihren Kühlschrank mit Lebensmitteln gefüllt, sodass sie alles hatten, was sie benötigten.

Thorge lernte schnell die ersten Worte Norwegisch und übte jeden Abend mit Adrian. Er stellte sich nur noch als Tore vor und auch Adrian nannte ihn manchmal Tore; meistens aber Thorge. Thorge arbeitete in der Schiffshalle, wo die Holzarbeiten an den Booten stattfanden. Adrian hatte unterschiedliche Aufgaben; die meiste Zeit verbrachte er damit, die Fugen zwischen den Brettern mit einer Teermasse abzudichten und das Holz zu lackieren. Für die Arbeit bekamen sie wie die anderen Arbeiter auch einen orangefarbenen Overall mit Kapuze, der richtig warm hielt. Da die Halle nicht beheizt war, trugen auch die Arbeiter in der Halle einen solchen Overall. Adrians Arbeiten fanden größtenteils vor der Halle statt, wo es nicht nur kalt, sondern auch immer windig war. Er bekam dafür eine Mütze, die das ganze Gesicht bis auf die Augen bedeckte. Auch die anderen Arbeiter trugen solche Mützen, wenn sie längere Zeit draußen arbeiteten. Die Mütze hielt wirklich warm, vor allen Dingen auch mit der Kapuze darüber. „Mit dieser Sturmmütze siehst du aus wie ein Bankräuber“, frotzelte Thorge, als er ihn das erste Mal damit sah. Er hatte zwar auch so eine Mütze bekommen, brauchte sie in der Halle aber nicht.

Mittags aßen alle, die in der Werft arbeiteten, zusammen in der Bootshalle; das Essen kochte Torgeirs Frau. Nachmittags gab es noch eine Kaffeepause, kurz

bevor der Arbeitstag zu Ende war. Als sie dann nach Hause kamen, war ihre Hütte völlig ausgekühlt. Sie zündeten das Holz im Ofen an und gingen danach zusammen zur Bucht, wo sie auf das dunkle Meer hinaus schauten und manchmal die schattigen Umrisse der nahe gelegenen Inseln erkennen konnten – beide warm eingepackt; auch Thorge hatte dabei immer seine Kapuze auf, über der Mütze. Meistens war es Adrian so kalt, dass er seine Arbeitsmütze auf behielt, die sein ganzes Gesicht bedeckte. Er war erstaunt, wie schnell er sich an sein neues Leben gewöhnt hatte. „Mir kommt es so vor, als wären wir schon seit Jahren hier“, sagte Thorge am Ende ihrer ersten Arbeitswoche. „Dabei sind wir erst vor zwei Wochen angekommen.“ Den Samstag verbrachten sie damit, Holz zu hacken, Wäsche zu waschen und kleine Ausbesserungsarbeiten an der Hütte vorzunehmen. Samstag war auch der Tag, an dem Torgeir mit ihnen nach Trondheim fuhr, um Einkäufe zu erledigen. Er überließ ihnen ein kleines Ruderboot, das sie im Fjord benutzen durften; nur auf das offene Meer sollten sie auf keinen Fall rudern. „Ihr wärt nicht die ersten, die nicht mehr zurückgekommen sind“, ermahnte er sie. Auf dem Boot war es noch kälter und windiger als an Land und bereits bei der zweiten Fahrt zog sich auch Thorge seine Sturmmütze über. „So kalt habe ich es mir hier nicht vorgestellt“, sagte er, „aber zum Glück gibt es die passende Kleidung dafür.“

Die Zeit bis zum Frühjahr verging recht schnell. Frühjahr bedeutete allerdings nicht, dass es wärmer wurde, aber die Tage wurden länger und heller. Torgeir hatte Thorge die Möglichkeit in Aussicht gestellt, sich in seiner Freizeit sein eigenes Boot zu zimmern; das Material konnte er sich einfach nehmen. Abends und am Wochenende lernte er meistens Norwegisch oder baute an seinem Boot, wenn keine Hausarbeiten anstanden. Adrian verbrachte seine Freizeit oft am Meer oder, wenn es draußen zu ungemütlich war, in der Hütte, wo er las oder manchmal auch Radio hörte; Fernseher oder Videogerät gab es dort nicht. Er und Thorge verbrachten aber auch viel Zeit zusammen, saßen zusammen am Meer oder waren mit dem Boot unterwegs und zogen sich abends manchmal gegenseitig aus, allerdings dann auch gleich wieder an, weil es zu kalt war, um nackt auf dem Bett zu liegen. Zum Schlafen hatten sie zwei dicke, schwere Federbettdecken, unter die sie sich verkrochen und aneinander schmiegt, um warm zu bleiben.

Thorge hatte inzwischen drei schwarze Cordhemden, von denen er manchmal zwei übereinander trug. In Trondheim gab es ein Geschäft für Berufsbeklei-

dung, das eine ähnliche Auswahl hatte wie das in Hamburg. Es gefiel Thorge, wenn ihm Adrian beim Ausziehspiel nacheinander beide Hemden und die Hose aufknöpfte und auszog. Meistens hatte er aber zwei Pullover übereinander an, so wie früher auch. Nach dem Frühjahr ging es sehr schnell, bis es abends noch lange hell war und auch deutlich wärmer wurde. Statt der dicken Overalls hatten sie jetzt dünne, die aus Baumwolle waren und keine Kapuze hatten. Nach der Arbeit ruderten Adrian und Thorge manchmal in den Fjord hinaus, um sich dann einfach treiben zu lassen. Dabei kuschelten sie sich eng aneinander, ohne etwas zu reden. „Es kommt mir hier vor wie im Paradies“, sagte Thorge dabei einmal, „findest du nicht?“ Adrian empfand es genauso. Oft arbeitete Thorge aber auch an seinem Boot, von dem er sagte, dass es fast eine Lebensaufgabe wäre, es fertigzustellen.

Im Sommer fand Thorge in einem der vollgestellten Schuppen auf dem Werftgelände ein altes Mofa. Es gelang ihm, es zu reparieren, und so konnten sie auch unabhängig von Torgeir nach Trondheim fahren. Torgeir fuhr höchstens einmal die Woche nach Trondheim und wollte sich dort nicht länger als notwendig aufhalten. Adrian und Thorge mussten ihm beim Einkauf helfen und hatten immer nur wenig Zeit für eigene Erledigungen. Mit dem Mofa konnten sie nach Trondheim fahren, um selbst etwas zu unternehmen. Allerdings dauerte die Fahrt fast eine Stunde; Thorge fuhr und Adrian musste sich gut an ihm festhalten, um nicht hinten vom Sattel zu rutschen. Der Berufsbekleidungsladen stand bei jedem Besuch auf dem Programm. Meistens sah sich Thorge dort nur um, worüber sich Adrian wunderte, weil er eigentlich schon alles kennen musste, was es in dem Laden gab. Manchmal probierte er auch etwas an, meistens eine Hose. Auch an seinem zwanzigsten Geburtstag gingen sie in den Laden. Thorge durfte sich dort etwas aussuchen, das hatte ihm Adrian zum Geburtstag geschenkt.

Nach längerem Suchen fand Thorge eine schwarze Hose, die vorne zwei Reihen Knöpfe hatte. „Eine alte Seemannshose“, sagte er und probierte sie gleich an. „So eine Hose hatte ich mal in einem alten Seeräuberfilm gesehen; mir war sofort klar, so eine muss ich haben. Bis jetzt habe ich allerdings noch keinen Laden gefunden, in dem es so eine Hose gibt.“ Adrian sah ihm zu, wie er die Hose auf beiden Seiten und dann noch oben zuknöpfte. „Ganz schön viele Knöpfe“, antwortete er, als Thorge fragte, wie sie ihm gefiel, „Zum An- und Ausziehen nicht gerade praktisch.“ Aber er wusste, dass dies aus Thorges Sicht

eher für als gegen die Hose sprach. Für ihn war die Entscheidung klar. „Ein besseres Geburtstagsgeschenk hättest du mir gar nicht geben können“, sagte er. Als sie zurückkamen wurden sie von den Werftarbeitern mit einem Geburtstagslied empfangen. Torgeirs Frau hatte für Thorge einen Kuchen gebacken.

Das Ende des kurzen Sommers war schon absehbar, als Thorge in einem Eiscafé einen Aushang entdeckte, auf dem stand, „Er du skeiv? Kom til oss. Hver andre lørdag på biblioteket kl tre.“ „Skeiv, was bedeutet das?“, fragte er; ein Kellner, der gerade vorbei lief sagte, „Homo“. Thorge schlug vor, zum nächsten Treffen zu gehen; das war bereits am kommenden Samstag. „Ich bin ja wirklich gespannt, wie die Schwulen in Trondheim so sind“, sagte er. Die Gruppe von etwa zehn Männern, die um einen Tisch saßen, fiel in der Stadtbibliothek sofort auf. „Das müssen sie sein“, sagte Thorge; er ging zielstrebig auf die Gruppe zu und fragte sie, ob sie die „Homos“ waren. Adrian beobachtete alles aus ein paar Schritt Entfernung; erst als sich Thorge in die Runde setzte, nahm er sich auch einen Stuhl und setzte sich neben ihn. Thorge stellte sich wie immer als Tore vor und erzählte, dass er mit Adrian aus Deutschland gekommen war und in einer Werft arbeitete. Einer der Teilnehmenden sagte dann, dass sie gerade über Asbjørn redeten, der verheiratet war und zwei kleine Töchter hatte.

Adrian fiel auf, dass alle in der Runde deutlich älter waren als er, alle bis auf einen, der ihnen schräg gegenüber saß und vor sich auf den Boden schaute. So, wie er aussah, war er noch Teenager; er hatte kurz geschorene blonde Haare, trug eine braune Hose mit vielen Flickern und Löchern und einen Bundeswehreparka mit Deutschlandabzeichen auf beiden Seiten, den er bis oben zugeknöpft hatte. Die meisten der anderen Teilnehmenden trugen Hosen aus Leder und Flanellhemden; das schien gerade Mode bei den Trondheimer Schwulen zu sein. Auch bei Asbjørn, der in langen Ausführungen sein Leiden mit seiner Familie schilderte. Als er erwähnte, dass er nachts in den Stadtpark ging, um dort sexuelle Abenteuer zu erleben, löste er damit eine kontroverse Diskussion über anonymen Sex aus. Adrian und Thorge hörten schweigend zu. Nach wohl über einer Stunde zog sich der Jugendliche den Parka aus, unter dem er ein „Metallica“-T-Shirt trug. Um jedes Handgelenk hatte er ein breites Lederarmband, eines mit und eines ohne Nieten, und um den Hals trug er eine Kette, an der ein rechteckiges Schild hing. Adrian konnte erkennen, dass auf dem Schild in Runenschrift „Leifur“ stand. Nach etwa einer weiteren Stunde, noch mitten in der Diskussion, stand der Jugendliche auf, zog sich den Parka an, knöpfte ihn wie-

der bis oben hin zu und ging, ohne an dem Abend etwas gesagt zu haben; zumindest nicht, seit Thorge und Adrian dort waren.

„Was für ein trauriger Verein“, sagte Thorge, als sie schließlich nach Hause gingen. Adrian musste immer wieder an den Jugendlichen denken, der da alleine zwischen den Männern saß, die mindestens zwanzig Jahre älter waren als er. Gab es sonst keine schwulen Jugendlichen in Trondheim? Zwei Wochen später gingen sie wieder in die Bibliothek. Diesmal saßen dort außer dem Jugendlichen nur vier weitere Teilnehmer. Thorge setzte sich neben ihn und versuchte, sich mit ihm zu unterhalten; dabei erfuhr er aber nicht viel mehr, als dass er Leif hieß. Sie waren noch keine halbe Stunde bei dem Treffen, als Thorge sagte, dass er frische Luft brauchte. Er fragte Leif, der noch seinen Parka anhatte, ob er nicht mitkommen mochte. Sie liefen dann zu dritt durch die Stadt und nach einer Weile fing Leif an zu reden. Er war erst sechzehn Jahre alt und ging noch in die Schule. Er traf sich wohl immer wieder mit älteren Männern zum Sex; „Die könnten alle meine Väter sein“, sagte er, aber das schien ihn nicht zu stören. Ihn störte offenbar auch nicht, dass ihm Thorge nach einer Weile seinen Arm unter den Parka schob und um die Hüfte legte.

Bevor sie sich wieder trennten, schrieb er seinen Namen und seine Adresse auf einen Zettel und gab ihn Thorge. Zu den Schwulentreffen gingen sie danach nicht mehr, Thorge hatte das Interesse daran verloren und Adrian fühlte sich dort sowieso nicht wohl. Stattdessen fuhr Thorge manchmal am Wochenende alleine nach Trondheim, um sich mit Leif zu treffen, während Adrian mit Torgeir einkaufen ging. Als er nach dem dritten Mal zurückkam, ließ er sich in der Hütte auf das Bett fallen und sagte, „Oh Mann, Adrian, ich glaube ich habe mich verliebt. Ich kann es nicht glauben, er ist zwar erst sechzehn, aber so cool, das Zimmer voll mit Heavy-Metal-Plakaten. Heute hatten wir Sex, in seinem Zimmer, während seine Eltern zu Hause waren. Er hat sogar Handschellen, von seinem Vater; der ist Polizist. Die musste ich anprobieren; oh Mann, ich bekomme schon einen Steifen, wenn ich nur daran denke.“ „Du lässt dir von einem Sechzehnjährigen Handschellen anlegen?“, fragte Adrian, der diese Vorstellung ziemlich eigenartig fand. „War ja nur zum Spaß“, sagte Thorge, „Wir haben einfach nur ein bisschen gespielt.“ „Gespielt?“, fragte Adrian und Thorge erklärte, „Ja, ein Spiel, das machen wir doch auch, mit Ausziehen und so; da ist doch nichts dabei.“

Ab da trafen sich Thorge und Leif oft am Wochenende. Meistens fuhr Thorge am Samstag nach Trondheim und brachte ihn abends mit ins Dorf, wo er bei den beiden übernachtete. Es dauerte nicht lange, bis Thorge mit kurzgeschorenen Haaren aus Trondheim zurückkam; das fand Adrian ziemlich irritierend, weil er sehr anders aussah als mit langen Haaren. Ansonsten störte ihn Thorges neue Liebe nicht, zumal sich dadurch an seinem Verhältnis mit Thorge nichts änderte. Sie kuschelten sich nachts nach wie vor aneinander und zogen sich davor meistens gegenseitig aus, was vor allen Dingen eine kleine Herausforderung war, wenn Thorge seine Seemannshose mit den vielen Knöpfen anhatte. Adrian mochte Leif auch gerne, vor allen Dingen, weil er ein ruhiger, unauffälliger Typ war, der mit einer leisen und sanften Stimme sprach. Das passte überhaupt nicht zu seiner Kleidung mit den den Heavy-Metal-T-Shirts und den löchrigen und geflickten Hosen, die er immer trug. Inzwischen hatte er immer einen Kapuzenpullover unter seinem T-Shirt an und trug eine lange Unterhose, die durch die Löcher seiner Hosen zu sehen war. Draußen hatte er meistens beide Kapuzen auf, die seines Pullovers und die des Parkas. Thorge hatte allenfalls seine Mütze auf, oft auch gar nichts, während es Adrian schon kalt genug für beides war, Mütze und Kapuze.

Leif erzählte, dass sein zweites Ich, wie er es nannte, „andre jeg“, das Leifur hieß, in einer magischen Welt lebte und bei einem Zauberer in die Lehre ging. Er erzählte überhaupt viel mehr von seiner magischen Welt als von seiner realen, von der Thorge und Adrian nur wenig erfuhren. Leifur war sein richtiger Name, erzählte er, „Mein Vater liest gerne alte Sagen und er ist auch der einzige, der mich so ruft. Alle anderen nennen mich Leif; Leifur heißt ja heutzutage niemand mehr.“ „Ich finde Leifur gut“, erwiderte Thorge, „Das klingt so richtig nordisch und mir gefallen nordische Namen.“ Sonntag vormittags ruderten sie meistens in den Fjord, um sich dort treiben zu lassen. Leif liebte es, mit dem Boot in die Bucht zu rudern, selbst im Winter, als es, wie er sagte, es kalt wie die Hölle wurde. Er sagte, dass es genauso war, wie er es sich vorstellte, nach Åsgard zu fahren. Für die Bootsfahrten lieh er sich von Thorge einen oder zwei zusätzliche Pullover und von Adrian eine Mütze, die er sich unter die beiden Kapuzen zog. Er sagte, dass er in Trondheim nie eine Mütze brauchte und deswegen auch keine hatte.

Thorge hatte Adrian gebeten, ein oder zwei Stunden mit Leif alleine in der Hütte sein zu können, wenn er zu Besuch war. Das war für Adrian auch in Ord-

nung; am Meer konnte man ja stundenlang spazieren gehen und hatte immer einen tollen Ausblick auf die vielen Inseln und Halbinseln vor der Küste. In der Regel war er deutlich länger als zwei Stunden weg. Einmal sah er neben dem Bett ein paar Handschellen liegen, als er von seinem Spaziergang zurückkam. „Hat Tore wieder was angestellt?“, fragte er und Leif antwortete, „Wenn du nicht aufpasst, nehme ich ihn mit und mein Vater buchtet ihn ein.“ Dabei grinste er breit und sah wie ein kleiner Schuljunge aus. Ab dem Herbst hatten sie nur wenig freie Zeit, nicht nur, weil es früh dunkel wurde. Die Kälte strengte sie ziemlich an, sodass sie nach der Arbeit zu erschöpft waren, um noch viel zu unternehmen. Vor allen Dingen auch Adrian, der oft draußen arbeitete und abends durchgefroren war, trotz Overall und Sturmmitze. Dass sie nach der Arbeit noch eine gute Stunde warten mussten, bis die Hütte warm wurde, kam noch erschwerend dazu. Am Wochenende stand Holz hacken und Wäsche waschen auf dem Programm, vor allen Dingen auch ihre Overalls, die nach einer Woche richtig dreckig waren.

Dazu kam samstags der Einkauf in Trondheim, bei dem sie Leif trafen, der dann mit ihnen zurück ins Dorf fuhr und meistens am Sonntag nach dem Mittagessen mit dem Mofa wieder nach Trondheim gebracht wurde. Die Fahrten mit dem Mofa waren im Winter eine echte Herausforderung, bei der sich Adrian und Thorge abwechselten. Nicht weil die Straßen manchmal glatt waren, das bekamen sie einigermaßen hin, auch weil das Mofa Reifen hatte, die für glatte Straßen gut geeignet waren. Aber die Kälte war auf dem Mofa kaum auszuhalten. Sie zogen sich für die Fahrt immer eine zweite Hose über, trotz langer Unterhose. Dazu kamen noch zwei paar Handschuhe und die Sturmmitze. Leif bekam die passende Zusatzkleidung für die Fahrt ausgeliehen. Sonntag nachmittags waren Adrian und Thorge meistens so erschöpft, dass sie die Zeit zusammen auf dem Bett liegend verbrachten. „Es fehlt nur noch ein Videogerät“, sagte Thorge manchmal, „Dann wäre alles perfekt hier.“

Einmal, als Adrian Leif nach Hause brachte, sagte sein Vater, dass er mit ihm sprechen wollte. Er erklärte, dass er kein Problem damit hatte, einen schwulen Sohn zu haben, und dass es ihn auch nichts anging, was er bei „den Deutschen“ genau machte. Aber als die Älteren dürften sie nicht vergessen, dass sie auch die Verantwortung trugen. „Die sind in Ordnung“, sagte Leif, „Außerdem habe ich mit Adrian nichts, nur mit Tore und der ist ein echter Freund.“ „Ich möchte die beiden kennenlernen“, sagte sein Vater, „dann kann ich mir selbst

ein Bild machen. Kommt doch am besten zum Essen; meine Frau kocht vorzüglich. Wir haben uns überlegt, euch am nächsten Samstag einzuladen, spricht da etwas dagegen?“ Er sagte auch, er würde sie abends wieder nach Hause fahren.

Nachdem sie an diesem Samstag Torgeir beim Einkauf geholfen hatten, gingen sie zu Leif. Der sah in seiner Jeans ohne Löcher und Flicker und dem Flanellhemd sehr ungewohnt aus; Adrian irritierte vor allen Dingen, dass sie beide ein blau kariertes Flanellhemd mit einem Rollkragenpullover darunter anhatten. Seit er in Norwegen lebte, trug er nur noch selten Flanellhemden, sondern wie Thorge Pullover oder das Cordhemd. Zu diesem Anlass wollte er aber etwas besonderes anziehen, was zu seiner Überraschung dazu führte, dass er und Leif fast das Gleiche anhatten. Thorge war wie immer ganz in schwarz, mit Cordhemd und Cordhose. Zu ihrer Überraschung hatte Leifs Vater seine Polizeiuniform an. Er hatte noch einen Einsatz gehabt und war wohl erst kurz vor Thorge und Adrian nach Hause gekommen. „In Trondheim ist viel los“, sagte er, „das glaubt man gar nicht. Ladendiebstahl, illegale Müllablagen, frisierte Mopeds; fast jeden Tag ist irgendetwas.“ „Zeig ihnen doch mal die Handschellen“, unterbrach ihn Leif, „Er sammelt nämlich historische Handschellen.“

„Oh ja, gute Idee“, sagte sein Vater und öffnete einen Schrank, aus dem er einige Handschellen hervorholte. „Die hier, 1620 ungefähr, das sind die ältesten, die ich habe. Die haben so eine Vorrichtung mit Bügeln, ziemlich unbequem.“ Dabei führte er vor, wie man sie zu- und wieder aufschloss. Danach zeigte er tschechische Handschellen aus dem letzten Jahrhundert. „Wer will ausprobieren?“, fragte er und hielt Adrian die Handschellen hin, „Der ältere von euch.“ Er drückte sie fest zu, sodass sie wirklich unangenehm zu tragen waren. „Jetzt muss ich mal überlegen, wo ich die Schlüssel hingelegt habe“, sagte er und Leif lachte, „Das kommt immer.“ Schließlich holte er die Schlüssel aus einer Schublade und öffnete etwas umständlich die Handschellen. Thorge sollte danach Handschellen ausprobieren, die mit einem Gelenk verbunden waren; auf Leifs Vorschlag hin mit den Händen auf dem Rücken. Dann rief Leifs Mutter, dass das Essen fertig war und sich sein Vater vorher noch umziehen sollte. Adrian war froh, nicht noch mehr Handschellen ausprobieren zu müssen.

Das Essen war wirklich gut; überhaupt war es deutlich entspannter bei Leifs Eltern, als es sich Adrian vorgestellt hatte. Sie waren recht offen eingestellt;

grundsätzlich und auch ihnen beiden gegenüber. Offensichtlich beeindruckte es sie, wie gut Adrian und Thorge Norwegisch sprachen. Sie kannten Torgeir von der Werft und sagten, dass er sehr korrekt wäre, jemand, bei dem man immer wusste, woran man war. Leifs Vater wollte dann genau wissen, was Adrian und Thorge in Hamburg gemacht hatten und warum sie nach Norwegen gekommen waren. „Etwas muss ich euch direkt fragen“, sagte er schließlich, „Seid ihr ein Paar?“ „Nein“, sagte Thorge, „Wir sind einfach nur Freunde, ein bisschen wie Brüder vielleicht.“ „Und Leifur?“ „Papa“, unterbrach ihn Leif, „das ist jetzt nicht deine Angelegenheit.“ „Doch, das ist es. Du bist noch minderjährig und die beiden hier sind deutlich älter als du“, antwortete sein Vater, „Wenn du meine Tochter wärst und am Wochenende immer zu zwei deutschen Kerlen gingst, würde ich auch nachfragen.“ „Nein, lass es doch, bitte“, rief Leif und wurde dabei ungewohnt laut.

Thorge, der neben ihm saß, nahm seine Hand und sagte, „Er hat doch recht, deine Eltern sollen wissen, was wir füreinander empfinden.“ Dann wandte er sich an Leifs Vater, „Ich liebe Leifur; das meine ich wirklich ernst.“ Leif war offensichtlich erstaunt, das zu hören, und fragte, „Tore?“ „Jetzt ist es raus“, sagte Thorge auf deutsch und fuhr auf norwegisch fort, „Mir geht es nicht einfach nur um Sex, da brauchst du dir keine Sorgen machen. Ich liebe deinen Sohn und ich finde, wir passen gut zusammen. Wir gehören zusammen.“ Dabei hielt er die ganze Zeit Leifs Hand. „Ich glaube, das ist ein anständiger Kerl“, sagte Leifs Mutter, „Das würde ich merken, wenn er nicht ehrlich wäre; mir spielt so leicht niemand etwas vor.“ „Gut“, sagte Leifs Vater nach einigem Zögern, „dann ist ja alles in Ordnung. Leifur ist noch sehr jung und als Vater muss ich mich schon vergewissern, dass er nicht irgendwie ausgenutzt wird; gerade bei eurem Altersunterschied. Ich bin verpflichtet, auf so etwas zu achten.“

Bevor sie zurück ins Dorf gefahren wurden, ging Thorge mit Leif in sein Zimmer und verbrachte noch gut eine Stunde mit ihm alleine. Adrian saß während dessen mit Leifs Eltern am Tisch. Leifs Vater fragte ihn mehrmals, warum er denn keinen Freund oder Freundin hatte und wieso er mit Thorge in so einem Dorf lebte, ohne einen richtigen Partner zu haben. Adrian gab erst ausweichende Antworten und erklärte schließlich, dass er autistisch war. „Hochgradig funktionaler Autismus heißt die Diagnose, das sind die intelligenten Autisten.“ Leifs Eltern wurden ganz neugierig; sie sagten, dass sie darüber schon etwas gelesen hatten, aber sich nichts genaues darunter vorstellen konnten. Adrian war froh,

als Thorge und Leif wieder kamen und sich mit einem Kuss voneinander verabschiedeten. „Ich finde, Leif und Tore passen wirklich zusammen“, sagte seine Mutter. Auf der Fahrt zurück wollte Leifs Vater von Thorge wissen, wie es so ist, mit einem Autisten in einer kleinen Hütte zusammenzuleben. „Ganz normal“, sagte Thorge, „Ganz normal“, wiederholte Leifs Vater und lachte, „Ihr seid mir vielleicht welche.“

Von da an war Leif an jedem Wochenende bei Thorge. Er half ihm, das Boot zu bauen, sodass es dabei wieder mehr Fortschritte gab, nachdem Thorges Bootsbau stagnierte, seit Leif in sein Leben gekommen war. Im Sommer hatte sich Thorge zwei Wochen Urlaub genommen, die er mit Leif in Trondheim verbrachte. Urlaub gab es in der Werft eigentlich keinen; dafür konnte man einfach zu Hause bleiben, wenn man sich nicht gut fühlte, auch ohne richtig krank zu sein. Es gab aber nicht viel zu tun und so konnte Thorge zwei Wochen Urlaub nehmen. Leif brachte viel Abwechslung in Adrians Alltag und Thorges Zufriedenheit konnte gar nicht größer sein. Sein Glück strahlte auf Adrian aus; es strahlte sogar auf die ganze Werft aus. Besonders gut gefiel Adrian, dass sie zu dritt in einem Bett schliefen, wenn Leif am Wochenende bei ihnen war. Thorge zwischen ihm und Leif; sie waren fast wie eine Familie, fand er.

Im Herbst hatte Torgeir seinen fünfzigsten Geburtstag und richtete eine große Feier in der Bootshalle aus. Es dauerte gut zwei Wochen, bis sie aufgeräumt und passend hergerichtet war. Zur Feier kamen nicht nur die Arbeiter der Werft und Torgeirs Familie, sondern auch Nachbarn aus dem Dorf und Bekannte aus Trondheim. Auch Leifs Eltern kamen und Leif brachte ein paar seiner Schulkameraden mit. Es war das erste Mal, dass es Alkohol gab, seit sie in Norwegen lebten; dafür gab es reichlich davon. Adrian bekam mit, wie Leifs Vater Leif anwies, nur Alkohol zu trinken, wenn er nicht hinsah. „Als Polizist darf ich so etwas ja gar nicht mitbekommen“, sagte er. Am Ende war Adrian so betrunken, dass er sich am nächsten Tag nicht mehr erinnern konnte, wie er in sein Bett gekommen war. Als er aufwachte, lag er aber mit Thorge und Leif zusammen unter den beiden Bettdecken. In der Hütte war alles gefroren; offenbar hatte niemand geheizt. Adrian lag noch eine ganze Weile neben den beiden, die tief und fest schliefen, bevor er sich überwinden konnte aufzustehen. Er zog sich dann eilig zwei Paar Strümpfe, lange Unterhose und einen Pullover an, Hose, Kapuzenpullover und Jacke darüber, Mütze und Kapuze auf. Dann rannte er

nach draußen, um Holz zu holen und es im Ofen anzuzünden. Als Leif und Thorge aufwachten, war es in der Hütte schon deutlich wärmer geworden.

Zum neuen Jahr kam ein neuer Mitarbeiter in die Werft. Es war Hannu, ein entfernter Verwandter von Torgeir; er war ungefähr in Adrians Alter. Torgeir erklärte der versammelten Belegschaft, dass der neue Kollege Autist war und nur wenig sprach. „Aber mit Motoren kann er umgehen“, sagte er. Hannu sollte für ein paar Monate als Praktikant arbeiten und bekam ein Zimmer in Torgeirs Haus. Er war im Umgang mit Motoren wirklich geschickt und reparierte einige von denen, die schon seit Jahren darauf warteten, repariert zu werden. Adrian beobachtete, wie er die Motoren mit seinen Ohren abhörte und den Fingerspitzen genau befühlte, bevor er anfang, daran zu arbeiten. Sie hatten oft Blickkontakt miteinander; es war das erste Mal, dass er den Blick eines anderen Menschen regelrecht spüren konnte. Hannu redete offenbar wirklich nicht, mit niemandem; Adrian glaubte, er konnte gar nicht sprechen. Von Torgeir erfuhr er, dass er ganz im Norden Norwegens lebte, in Kirkenes. „Deswegen hat er einen finnischen Namen“, sagte Torgeir, „Das ist da oben in der Finnmark nicht unüblich.“ Er erzählte, dass Hannu eine Art Betreuung für den Alltag brauchte, einen „Begleiter“, wie er es nannte. Das war auch der Grund, warum er auf der Werft war, weil sein bisheriger Betreuer den Job beendet hatte und noch kein Ersatz für ihn gefunden wurde. „Eigentlich passt es mir gerade überhaupt nicht; ich habe selbst gerade Sorgen genug“, sagte er. Tatsächlich war die Auftragslage seit letztem Herbst spürbar zurückgegangen.

Hannu war schon ein paar Wochen auf der Werft, als er Adrian zu sich winkte, während sie gerade wieder einen Blickkontakt hatten. Zu Adrians Überraschung fing er an zu sprechen; sehr leise zwar und mit einem nordnorwegischen Akzent, aber er war gut zu verstehen. Er sagte, dass er Autist war und Adrian antwortete, dass auch er eine Autismusdiagnose hatte. „Ich weiß“, sagte Hannu, „Ich habe gleich gesehen, dass du zu uns gehörst.“ „Zu uns?“, fragte Adrian. „Ja, zu uns“, antwortete Hannu, „wir Autisten gehören zusammen; wir müssen zusammenhalten.“ Adrian und Hannu verbrachten seither immer mehr Zeit miteinander. Oft saßen sie zusammen am Meer und schwiegen; Rudern mochte Hannu nicht, das schaukelte ihm zu sehr. „Wir müssen nicht reden“, sagte Hannu einmal, „Wir kennen uns auch so.“ Mit Hannu zusammen zu sein, fühlte sich irgendwie gut an. Adrian fiel auf, dass er immer dieselben Sachen anhatte, einen grauen Kapuzenpullover und eine graue Trainingshose und

draußen eine daunengefütterte Schneehose und einen dicken Daunenanorak mit Kapuze, beides dunkelblau. Wie Leif hatte er keine Mütze und zog sich beide Kapuzen über, wenn es richtig kalt war. Einmal erzählte Hannu, dass er seine graue Kapuzenpullover und Trainingshosen mehrfach hatte. So konnte er immer die gleichen Sachen anziehen, wenn seine Kleidung gewaschen werden musste.

Die Auftragslage in der Werft ging im Frühjahr noch mehr zurück. Es gab immer öfter Tage, an denen überhaupt nichts zu tun war, außer aufzuräumen und die Anlagen zu säubern. Am Tag vor Mittsommer holte Torgeir Thorge und Adrian zu sich; sie ahnten bereits, was er ihnen sagen wollte. „Ich sage es nicht gerne, aber ihr müsst euch etwas anderes suchen. Das wird hier noch eine ganze Weile dauern, bis wieder mehr Aufträge kommen, in diesem Jahr rechne ich nicht mehr damit.“ „Darüber habe ich mir auch schon Gedanken gemacht“, antwortete Thorge, „Aber wir brauchen Zeit, bis wir etwas anderes gefunden haben.“ „Ich wäre ein schlechter Arbeitgeber, wenn ich mich nicht schon darum gekümmert hätte“, erwiderte Torgeir. Er hatte sich bei einer größeren Werft in Trondheim nach offenen Stellen erkundigt. „Ich sagte denen, dass sie dumm wären, jemanden wie Tore nicht gleich zu nehmen; so leicht findet man keine Handwerker, die so engagiert und geschickt zugleich sind.“ Auch Adrian konnte dort arbeiten, als Hilfsarbeiter zwar, aber, „Das ist besser als nichts“, sagte er.

Auf dem Weg in ihre Hütte sagte Thorge, „Zum Glück bin ich mit meinem Boot fertig geworden. Eigentlich finde ich es ganz gut, jetzt wieder weiter zu ziehen; schließlich sind wir schon zweieinhalb Jahre hier. In Trondheim bin ich vor allen Dingen auch näher bei Leifur, deutlich näher sogar.“ Adrian war sich nicht sicher, ob er diese Veränderung wirklich gut fand. Auf jeden Fall war es eine Veränderung und er spürte deutlich die Widerstände in ihm, die sich dagegen aufbauten. Vor allen Dingen befürchtete er, Thorge als besten Freund zu verlieren, wenn er nur noch mit Leif zusammen war. Er hatte sich sehr an das Leben mit ihm gewöhnt, hier in der nordischen Einsamkeit. „Ich meine, es ist auch schön mit dir, richtig schön, und wir werden auch immer enge Freunde bleiben“, sagte Thorge, „Aber Leifur; das ist die Liebe meines Lebens. Das findet man höchstens einmal im Leben.“

Später rief Torgeir Adrian noch einmal zu sich. „Es gibt noch etwas, was ich mit dir besprechen muss“, fing er an und schilderte dann ausführlich Hannus Situa-

tion in Kirkenes. Es ging darum, dass Hannu Unterstützung für den Alltag brauchte, seine Eltern sich aber nicht richtig um ihn kümmern konnten. „Hannu braucht nicht viel Unterstützung“, erläuterte er, „vor allen Dingen nicht da oben im Norden. Kirkenes ist klein, da achten die Leute aufeinander, ganz anders als in Trondheim. Aber er braucht jemanden, der nach ihm sieht, mit ihm einkauft und Essen kocht. Vor allen Dingen braucht er auch ab und zu Kontakt, einen Menschen, mit dem er etwas anfangen kann; davon gibt es nicht viele. Ich meine, er macht jetzt nicht den Eindruck, dass er leidet, aber ist oft alleine.“ Er sah Adrian schweigend an und fragte schließlich, „Was denkst du dazu?“ Adrian wusste nicht, was er sagen sollte.

„Du und Hannu, ihr versteht euch ja gut, habe ich den Eindruck“, setzte er fort, „oder täusche ich mich?“ Adrian antwortete, dass er auch den Eindruck hatte. „Ich mag Hannu schon gerne“, sagte er, „und umgekehrt wohl auch.“ „Er hat mir gesagt, er möchte, dass du mit ihm kommst, wenn er wieder nach Kirkenes geht“, sagte Torgeir. Nach einer Pause setzte er fort, „Und ich finde, es ist eine gute Idee. Dann kannst du Hannu in Zukunft begleiten; du wirst auch dafür bezahlt. Das gibt zwar nicht viel Geld, aber in Kirkenes braucht man auch nicht viel. Hannu lebt dort in einem kleinen Haus, das für euch beide groß genug ist. Kirkenes ist schon speziell, aber wenn man den Norden mag, kann es richtig gut sein da oben.“ Adrian war ziemlich aufgewühlt. Sollte er sich wirklich auf einen neuen Menschen an einem neuen Ort einlassen? Und vor allen Dingen die Vertrautheit, die er mit Thorge erlebte, sollte er sie wirklich aufgeben? Wird er sie nicht ohnehin aufgeben müssen, weil Thorge und Leif eine Partnerschaft miteinander eingehen wollten?

Als er abends mit Thorge im Bett lag, sagte Thorge, „Wenn ich ehrlich bin, kann ich es gar nicht mehr abwarten, nach Trondheim zu ziehen. In der Werft dort verdienen wir deutlich mehr als bei Torgeir und können uns eine richtige Wohnung leisten, so mit Heizung und allem. Vor allen Dingen kann ich dann auch mehr Zeit mit Leifur verbringen.“ Adrian dachte darüber nach, dass Thorge Leif immer Leifur nannte, wenn er von ihm sprach, ihn aber immer mit Leif anredete, wenn er mit ihm sprach. Genauso hielt es Mathias mit Maximilian und Max. Die beiden lagen eine ganze Zeit lang schweigend nebeneinander, als Adrian sagte, „Torgeir hat mich gefragt, ob ich mit Hannu nach Kirkenes ziehe.“ „Wohin?“, fragte Thorge. „Nach Kirkenes, wo Hannu eigentlich lebt.“ Nach einer Weile fragte Adrian, „Was denkst du dazu?“ „Ich weiß nicht“, antwortete Thor-

ge, „Im ersten Moment habe ich gedacht, so etwas verrücktes, aber du und Hannu versteht euch ja gut, habe ich den Eindruck. Ich meine, ich habe noch kein einziges Wort mit ihm gesprochen, aber euch sieht man ja oft zusammen.“ „Viel mehr als ein paar Worte haben wir aber auch noch nicht gesprochen“, sagte Adrian, „aber wir verstehen uns trotzdem.“ Sie lagen noch eine Weile schweigend wach, bevor sie sich auszogen und einschließen.

Am nächsten Morgen sagte Thorge, dass ihm das, was Adrian ihm am Abend erzählt hatte, einiges zu denken gegeben hatte. „Ich bin fast die ganze Nacht wach gelegen und habe über unsere Zukunft nachgedacht, vor allem auch deine Zukunft. Als Hilfsarbeiter in der Werft in einer Stadt, das ist doch eigentlich nichts für dich. Und dann ist da noch Leifur. Um ehrlich zu sein, kann ich es mir gut vorstellen, mit ihm eine richtige Beziehung einzugehen, auch mit einer gemeinsamen Wohnung. Aber was wird dann mit dir?“ Adrian wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Es verging bestimmt eine Stunde, bis Thorge einen zweiten Anlauf nahm und sagte, „Du hast mich gestern Abend gefragt, was ich denke, und ich denke, dass du es tun solltest, nach Kirkenes ziehen.“ Dann drückte er ihn an sich und sagte, dass sie natürlich Freunde bleiben würden. „Du kommst mich dann in Trondheim besuchen und ich komme mal zu dir. So weit im Norden war ich noch nie.“ Als Adrian abends mit Hannu am Meer saß und schweigend den Wellen lauschte, fragte ihn Hannu unvermittelt, „Kommst du mit oder nicht?“ Hannus Frage hatte so eine Kraft, dass Adrian gar nicht anders konnte, als „Ja“ zu sagen. Als er dieses „Ja“ aussprach, fühlte er sich mit einem Mal richtig erleichtert. Es war die richtige Entscheidung, das wurde ihm in diesem Moment klar.

Zu zweit alleine

Hannu war Same und seine Eltern lebten als Halbnomaden am nördlichen Rand Norwegens. Im Sommer lebten sie vom Krabbenfischen und im Winter kümmerten sie sich um ihre Rentiere. Im Grunde genommen war Torgeir auch Same, aber er lebte wie ein Norweger und kannte die samische Kultur auch kaum. Hannus Eltern hatten ein kleines Haus am Stadtrand von Kirkenes, in dem Hannu lebte; da sollte auch Adrian einziehen. Weil er als arbeitsunfähig galt, bekam Hannu eine Art Rente und noch zusätzlich etwas Geld, mit dem er eine Unterstützung für den Alltag bezahlen konnte. Es war nicht viel, aber zusammen reichte es für beide. Kirkenes ist zwar eine richtige Stadt, aber im Ver-

gleich zu Trondheim sehr klein, ein Dorf eigentlich. Die nächsten größeren Städte sind weit entfernt, am nächsten mit knapp über zweihundert Kilometer Murmansk in Russland, wofür man allerdings ein Visum brauchte, was schwer zu bekommen war. Rovaniemi und Alta sind schon über fünfhundert Kilometer und Tromsø sogar achthundert Kilometer entfernt. Kirkenes ist weit weg von allem anderen.

Mit dem Bus brauchten sie zwei volle Tage, bis sie dort ankamen; dabei fuhren sie durch Schweden und durch Finnland. Adrian erlebte im Norden das erste Mal die Mitternachtssonne; es war pausenlos hell, Tag und Nacht. In Kirkenes waren die Schilder oft nicht nur norwegisch, sondern auch finnisch und russisch beschriftet. Es war wie in einem anderen Land. Hannus Haus war viel größer als die Hütte, die sich Adrian und Thorge geteilt hatten. Sie hatten dort jeder ein großes Zimmer mit einem eigenen Bett zusätzlich zu einem großen Wohnzimmer mit Terrasse und einem Gästezimmer. Dazu kam noch ein großer Bastelraum im Dachgeschoss, der reichlich mit Werkzeugen und Motorteilen ausgestattet war. Kurz nachdem sie angekommen waren, kamen die Nachbarn, zwei ältere Eheleute, und sagten, dass sie sich freuten, Hannu wieder zu sehen. Sie kamen einfach ins Haus, ohne zu klingeln oder zu klopfen. „Du siehst ja aus wie Hannus Bruder“, sagte der Mann, als er Adrian sah; Hannu lachte und wiederholte mehrmals „Hannus Bruder“. Sie waren beide sehr freundlich – und wortkarg. „Wenn du dich mal an den Norden gewöhnt hast, kannst du nirgendwo anders mehr leben“, sagte der Nachbar zu Adrian, „Hier spürst du, was in dir steckt.“

Wenige Tage später kamen Hannus Eltern, sehr früh am Morgen. Mit Hannu sprachen sie samisch, von dem Adrian kein einziges Wort verstand, aber Hannu antwortete ihnen immer auf Norwegisch. Sie saßen den ganzen Tag auf der Veranda vor dem Haus und gingen nur ins Haus, um etwas zu holen oder die Toilette zu benutzen. Hannus Mutter grillte Rentierfleisch und sein Vater schnitzte ein Namensschild, das er unter Hannus Namensschild neben die Haustür hängte. „Hannu Samuelson“ und „Adrian Jansen“ stand da jetzt. Die Buchstaben waren so gleichmäßig, als wären sie von einer Maschine geätzt worden. Abends, es war kurz vor Mitternacht und die Sonne schien immer noch, gingen sie wieder. Sie waren ähnlich wortkarg wie Hannu und der Name war auch das Einzige, was sie von Adrian wissen wollten.

Zum Haus gehörte noch ein kleiner Schuppen, in dem neben weiteren Ersatzteilen auch zwei Fahrräder standen. Hannu genoss es sichtlich, mit Adrian zusammen zu sein, mit ihm auf der Veranda zu sitzen oder Fahrrad zu fahren. Adrian gewöhnte sich schnell daran, dass sie kaum miteinander redeten, aber dafür umso mehr miteinander erlebten – und einander erlebten. Hier oben im Norden hatte alles eine Intensität, die er vorher nie erlebt hatte. In Kirkenes war es selbst im Sommer so kühl, dass er oft zwei Pullover übereinander anhatte; Hannu trug immer nur einen seiner grauen Kapuzenpullover, egal wie warm es gerade war. Im Alltag waren er und Adrian wie ein gut eingespieltes Team; sie kochten zusammen, gingen einkaufen und reinigten die Wohnung. Einmal in der Woche hatten sie einen Termin im Kommunalamt, wo sie gefragt wurden, ob alles in Ordnung war, und ihr Geld ausbezahlt bekamen. Das bewahrten sie in einer Kasse auf, die im Wohnzimmer stand.

Ab Ende Juli ging die Sonne wieder unter und auch an den Temperaturen war der nahende Herbst schon bald zu spüren. Hannu hatte eine Sammlung von geschnitzten und getöpften Gegenständen, die mit traditionellen samischen Zeichnungen versehen waren und alle von seinem Vater angefertigt wurden. Adrian gefielen sie so gut, dass er auch anfangen zu schnitzen. Im Schuppen fand er einen Brennofen, sodass er auch Töpferei ausprobieren konnte. Stundenlang schnitzte und töpferte er, während Hannu an seinen Motoren bastelte; es war eine ausgesprochen schöne Tätigkeit. Als Hannus Eltern etwa einen Monat nach ihrem Einzug wieder zu Besuch kamen, zeigte er ihnen seine Arbeiten. „Es dauert nicht lange und du wirst auch ein richtiger Same“, sagte Hannus Vater, als er die Figuren sah, und Hannu bestätigte, „Er gehört zu uns.“ Im Herbst wurde es schnell kalt. Als der Nachbar wieder einmal nach dem Rechten sah, fragte er Hannu, ob Adrian überhaupt die richtige Ausrüstung für den nordischen Winter hatte. Hannu sah Adrian fragend an und der Nachbar sagte, „Das ist hier nicht Trondheim; zeig ihm mal deine Wintersachen, Hannu.“ Hannu kramte seine dicke Schneehose und einen Daunenanorak aus seinem Schrank. Dazu kam noch ein wattierter Overall ohne Kapuze, mehrere Paare dicke Socken, Handschuhe, Fäustlinge, eine Fellmütze mit Ohrenklappen und eine Sturmmütze, wie sie Adrian in Torgeirs Werft hatte. Der Nachbar erklärte, dass Adrian vom Amt eine Sonderzahlung für seine Winterausrüstung bekommen konnte. „Schau dir Hannus Sachen an; genauso etwas brauchst du auch, gerade als Südländer, der gar nicht weiß, was ein richtiger Winter ist.“ Auf dem

Kommunalamt bekam Adrian tatsächlich Geld für eine Winterausrüstung. Er erfuhr, dass er jedes Jahr Kleidergeld beantragen konnte.

In Kirkenes gab es genau einen Laden, der solche Winterkleidung verkaufte. Die Verkäuferin war offenbar schon von dem Nachbarn informiert worden und wusste genau, was Adrian brauchte. Er probierte den Overall an und zog sich dazu noch Schneehose und Anorak über; es fühlte sich so dick an, dass Adrian sicher war, in einer solchen Kleidung selbst den tiefsten Temperaturen trotzen zu können. Die Verkäuferin erklärte, dass er im Winter immer zwei Paar Handschuhe tragen sollte, zuerst die Fingerhandschuhe und dann die Fäustlinge. Wichtig waren auch die Strümpfe; „Finger und Zehen sind das erste, was abfriert“, sagte sie. Am Ende setzte sie Adrian die Fellmütze auf und sagte, „Wenn es richtig kalt wird, kommt die noch dazu; probier mal aus, ob sie darunter passt.“ Sie gab ihm eine Sturmmütze, die das ganze Gesicht bis auf die Augen bedeckte. „Eine Balaklava“, sagte sie, „Die kommt aus Russland, die wissen dort mit Kälte umzugehen.“ Adrian zog sich die Handschuhe aus, um die Kombination aus Sturm- und Fellmütze anzuprobieren. „Das war’s“, sagte die Verkäuferin, „Du kannst dich wieder ausziehen.“ Am Ende füllte die neue Winterkleidung zwei große Taschen. Es waren ziemlich genau die gleichen Sachen, die Hannu hatte.

Mit Hannu zusammenzuleben, fühlte sich schon nach den wenigen Wochen sehr vertraut an. Er hatte recht, sie brauchten nicht viel reden, um sich kennenzulernen. Sie spürten sich so deutlich, wie Adrian bis dahin noch niemanden gespürt hatte; allerdings nicht körperlich. Körperliche Nähe konnte Hannu kaum aushalten. Einmal hatte sich Adrian zu ihm ins Bett gelegt und gleich gespürt, wie unwohl sich Hannu dabei fühlte. Er wurde regelrecht starr und war erleichtert, als Adrian wieder aufstand. Für Hannu war es die erste Freundschaft, die er überhaupt hatte, sagte er einmal. Bevor er Adrian kannte, hatte das Wort Freund für ihn keine Bedeutung. Er war in Kirkenes aber nicht isoliert, im Gegenteil. Er war in der ganzen Stadt als jemand bekannt, der eine „Wunderhand“ für Motoren hatte. Immer wieder wurde er gerufen, um einen Scooter, ein Auto oder einen Bootsmotor zu reparieren. Adrian kam oft mit und beobachtete, wie Hannu zuerst den Motor abhorchte und betastete, bevor er ihn öffnete und reparierte. Für die Reparatur bekam er jedes Mal etwas Geld, was er in die gemeinsame Kasse legte.

Schon bald gab es den ersten Schnee und Hannu schlug vor, sich den Scooter der Nachbarn auszuleihen, um in die verschneite Winterlandschaft zu fahren. Die brauchten ihn wohl nur selten, wie er sagte. Es war die erste Gelegenheit für Adrian, seine neuen Wintersachen auszuprobieren, zumindest den Anorak, die Schneehose und natürlich die Fellmütze. Als sie den Nachbarn nach dem Scooter fragten, sagte er, „Es ist schon verblüffend, ich hätte nie gedacht, dass es auf der Welt jemand zweites so wie Hannu gibt und jetzt steht so einer neben ihm und trägt dazu noch die gleiche Kleidung.“ Hannu lachte und sagte, „Wir gehören zusammen“; dabei legte er seinen Arm auf Adrians Schulter. Es war das erste Mal, dass Adrian ihn lachen sah und das erste Mal, dass ihn Hannu von sich aus berührte. „Wartet“, sagte der Nachbar, „Ich hole meine Kamera und mache ein Foto.“ Für das Foto sollten sie sich so nebeneinander stellen, dass man hinter ihnen die Landschaft sehen konnte. Der Nachbar probierte eine Reihe unterschiedlicher Positionen aus, bis er fand, dass das Licht und der Hintergrund passten. Hannu fand das Fotografieren offenbar ziemlich lustig. Als sie endlich soweit waren und fotografiert werden konnten, zog er sich die Kapuze über die Fellmütze. Adrian zog sich dann auch die Kapuze über und als der Nachbar fragte, „Seid ihr soweit?“, schauten sie beide in die Kamera. „Den Scooter könnt ihr euch einfach nehmen“, sagte der Nachbar, „Hannu kennt sich damit ja aus.“

Anfangs fand Adrian den Scooter ziemlich laut; dafür war die Stille umso beeindruckender, als Hannu irgendwo hielt und den Motor abstellte. Sie saßen dann lange schweigend auf dem Scooter und genossen die Stille und Weite der Landschaft. Näher konnte man dem Kosmos nicht kommen, dachte Adrian. Sie waren oft mit dem Scooter unterwegs und Hannu brachte Adrian auch bei, selbst zu fahren, damit sie sich abwechseln konnten. Mit dem Winter kamen auch die Nordlichter. Immer öfter waren sie auch nach Sonnenuntergang unterwegs, im fahlen Licht der langen Nächte, die von den feinen Schnee- und Eiskristallen in der Atmosphäre beleuchtet wurden. Dem Kosmos nahe zu sein, bedeutete auch, sich selbst nahe zu sein; beides verschmolz ineinander. Ganz besonders gefiel es Adrian, die Fellmütze aufzuhaben, über die er – anders als Hannu – immer auch die Kapuze zog. Sie fühlte sich nicht nur angenehm weich an, sondern vermittelte mit der Kapuze darüber auch ein Gefühl, richtig gut eingepackt zu sein. So war er ganz bei sich, während sich um ihn herum die Hügellandschaft der Finnmark ausbreitete.

Ihr Nachbar gab ihnen einen richtig großen Abzug des Fotos, das er von ihnen gemacht hatte; Adrian kaufte einen passenden Rahmen dafür und hängte es an die Wand. Erst auf diesem Foto fiel Adrian auf, dass sie wirklich ziemlich ähnlich aussahen. Wenn sie wie auf dem Bild die gleiche Kleidung anhatten, waren sie kaum mehr voneinander zu unterscheiden. Auf dem ersten Blick sah es so aus, als wenn durch eine Doppelbelichtung dieselbe Person zweimal abgebildet war. Ab November kamen immer wieder Hannus Eltern, um die beiden mit zu den Rentieren zu nehmen. Sie hatten einen Scooter mit Anhänger, auf dem die beiden dick eingepackt saßen. Nicht selten waren sie vierundzwanzig Stunden oder länger am Stück draußen bei der Rentierherde und machten ein Feuer, über dem sie Kaffee kochten und gefrorenes Rentierfleisch grillten. Sie kamen auch an Adrians dreißigsten Geburtstag, kurz bevor die Polarnacht begann. Hannu musste ihnen gesagt haben, dass Adrian Geburtstag hatte. Jedenfalls schenkten sie ihm ein Messer mit einem Griff aus Rentiergeweih und einem Schaft aus Rentierleder, beides hatte Hannus Vater angefertigt. Den Geburtstag verbrachten sie draußen bei den Rentieren.

Adrian verbrachte nicht nur viel Zeit in der Natur sondern auch mit Schnitzen und Töpfern. Er war fast nie alleine, aber redete auch fast nie, an manchen Tagen nicht ein einziges Wort. Die wortlosen Stunden und Tage öffneten seinen Geist; er fühlte sich eins mit allem, vor allen Dingen auch mit Hannu. Wenn Hannu sein Ohr an einen Motor hielt, konnte Adrian genau hören, was Hannu hörte, wenn Hannu in die Weite blickte und nachdachte, konnte Adrian seine Gedanken denken. Gedanken, die wie die alten samischen Zeichnungen waren, die vom Himmel kamen, der hier so nah schien wie sonst nirgendwo auf der Welt. Immer wieder kam ein Brief von Thorge, der sich nach ihm erkundigte. Er war offensichtlich sehr glücklich mit Leif, mit dem er inzwischen in Trondheim zusammenwohnte; auch die Arbeit in der Werft schien ihm zu gefallen. Adrian beantwortete jeden Brief und versuchte den Zauber zu schildern, den er hier oben erlebte, am nördlichen Rand Europas.

Mit der Polarnacht, die Ende November begann, tauchte Adrian völlig in eine magische Welt ein, in eine zugleich stumme wie beredte Welt, eine Welt, die alle Sinne zugleich ansprach. Die Polarlichter waren jetzt vierundzwanzig Stunden am Tag zu sehen und tauchten die Landschaft in ein noch unwirklicheres Licht ein. Als sie einmal mit dem Scooter auf einen Berg fuhren, von dem aus sie kilometerweit in die leere Landschaft blicken konnte, fing Hannu an, auf Sa-

misch zu singen; es war eher Jodeln als Singen. „Mein Joik“, sagte er, als er fertig war, und erklärte, dass jeder Same seinen eigenen individuellen Joik hatte. Adrian liebte diese Welt, die Weite und die Offenheit, eine Welt, in der man sein konnte, was man war, in der man sich selbst finden konnte. Er hatte einen Ort gefunden, den er als sein Zuhause empfand, als seine Heimat, weil er sich selbst darin wiederfand. Hannus Joik hatte sich ihm genau eingepägt; in Gedanken er konnte ihn immer wieder anhören.

Als sich Mitte Januar die Sonne wieder zeigte, versammelten sich viele Leute auf einem nahe gelegenen Hügel, um dem Ereignis beizuwohnen. Weil alle Schulklassen dabei waren, waren es hauptsächlich Kinder und Jugendliche, die unter lautem Gejohle warteten, bis die Sonne am Horizont aufblitzte. Es war ein richtig magischer Moment, dachte Adrian, der mit Hannu mitten in der ausgelassenen Meute von dick verummten Kindern und Halbwüchsigen stand. Ab da wurde es wieder merklich heller, aber auch kälter; Temperaturen unter dreißig Grad waren keine Seltenheit und Adrian zog sich den Overall unter die Daunensachen und die Sturmmitze unter die Fellmitze, wenn er draußen unterwegs war. Auch Hannu war draußen immer dick eingepackt.

Immer wieder kamen Hannus Eltern und holten sie ab, um zu den Rentieren zu fahren. Die Rentiere zogen alleine über das Fjell und Hannus Eltern zogen mit ihnen mit, zumindest im Winterhalbjahr. Sie hatten mehrere Koten, in denen auch manchmal Adrian und Hannu übernachteten, wenn sie dabei waren. Sie redeten nicht viel. Erst nach und nach erfuhr Adrian, dass sie zu den Samen gehörten, die fast ausschließlich von den Rentieren lebten. Bei denen blieben sie in der Regel bis Anfang Mai, bis die Kälber zur Welt gekommen waren. Über den Sommer lebten sie in einem kleinen Haus an der Nordküste; im Winterhalbjahr lebten sie draußen. Ihnen war die samische Kultur sehr wichtig. Sie sahen ihre Aufgabe nicht nur darin, die Rentiere zu hegen, sondern auch, wie Hannus Vater sagte, die Menschen zurück zur Natur zu bringen. Adrian mochte diese Kultur, es ist eine Kultur der Stille, eine schweigsame Kultur, in der es darum geht, ganz bei sich zu sein und damit eins mit der Welt.

Ende April fuhren sie das letzte Mal mit Hannus Eltern zu den Rentieren. Inzwischen hatte Adrian auch seinen Joik gefunden. Hannu war es wichtig, dass Adrian einen hatte, obwohl er sich ansonsten nicht viel mit der samischen Kultur beschäftigte. Den Joik musste man finden, indem man tief in sich drin der

Natur und dem Kosmos lauschte. Es war die intensive eisige Landschaft, die ihn einem ständig einflüsterte; die Kunst bestand darin, ihn zu hören. Lange Zeit verbrachte Adrian mit Hannu in der Stille, ohne etwas zu hören, bis er auf einmal eine Melodie hörte, die mit dem Wind kam, der ihnen um die Ohren pfiß. Das Singen kam dann ganz von alleine; nachdem er gesungen hatte, umarmte ihn Hannu und drückte ihn fest an sich. Es war das erste Mal, dass Hannu ihn umarmte; das zweite Mal, dass er ihn überhaupt berührte. Der Wechsel von Dunkelheit zu Helligkeit ging sehr schnell, viel schneller als in Trondheim. Mit einem Mal war es auch nachts hell, obwohl die Temperaturen oft noch frostig waren.

Anfang Mai kam Thorge zu Besuch; Adrian und Hannu holten ihn vom Flughafen ab. Er umarmte Adrian und drückte ihn lange und fest an sich. „Wir haben uns ja ewig nicht gesehen“, sagte er. Es fühlte sich ziemlich ungewohnt an, so fest umarmt und gedrückt zu werden; ungewohnt und gut. Thorge war fasziniert, dass in Kirkenes immer noch Schnee lag und es auch noch deutlich kälter war als in Trondheim. Er bekam das Gästezimmer für die drei Wochen, die er blieb. Aber er schlief bei Adrian im Bett; nicht ohne dass sich die beiden vorher gegenseitig auszogen. Sie schmiegteng sich eng aneinander und spürten sich ausgiebig und intensiv. Es fühlte sich richtig vertraut an. Als Adrian einmal fragte, ob Leif nicht eifersüchtig werden konnte, verneinte Thorge, „Leifur und ich sind doch ein Paar, wir wohnen ja schließlich zusammen und seine Familie hat mich schon quasi adoptiert. Wir beide sind gute Freunde, beste Freunde, das ist etwas ganz anderes.“ Einmal blieb er vor dem Foto von Adrian und Hannu stehen und sagte, „Man kann euch wirklich kaum auseinanderhalten, so mit Mütze und Kapuze drüber. Aber auch sonst merkt man deutlich, dass ihr Seelenverwandte seid.“ Sie verbrachten viel Zeit draußen, saßen manchmal stundenlang nebeneinander auf einem Stein oder einem Baumstamm und blickten schweigend in die Weite. Thorge mochte die Ruhe; im Vergleich zu Kirkenes ist Trondheim eine richtige Großstadt. Adrian fiel auf, dass Thorge inzwischen einen Kapuzenpullover hatte, natürlich in schwarz. Wenn sie draußen waren, hatte er nur manchmal die Kapuze auf; anders als Adrian, der meistens noch eine Mütze darunter zog.

Adrian machte große Fortschritte beim Töpfern und besonders auch beim Schnitzen. Inzwischen schnitzte er nicht nur Holz sondern auch Rentiergeweih. Durch das Schnitzen holte er die Wesen seiner Träume in die Wirklichkeit; sie

wurden zu Gegenständen und lebten auch in diesen Gegenständen. Interessanter Weise nahmen sie die Gestalten der Wesen im Norden an und sahen den traditionellen samischen Figuren sehr ähnlich. Die Welt dieser Wesen, die Welt seiner Träume war in Wirklichkeit eine sehr alte Welt, an der alle Menschen teilhaben können – wenn sie einen Zugang dazu finden. Hannus Eltern hatten diesen Zugang; vermutlich konnten sie sich gar nicht vorstellen, dass es Menschen gab, die einen solchen Zugang nicht hatten. Als der Nachbar Adrians Töpfereien und Schnitzereien sah, meinte er, dass sie sich bestimmt gut verkaufen ließen. „Die Touristen mögen solche samischen Sachen“, sagte er, „Die glauben ja, das es immer noch so wie in der Steinzeit hergestellt wird.“ Dabei lachte er und sagte, „Aber in der Steinzeit gab es keine Edelmesser und keine Elektrobrennöfen.“ Er nahm ein paar von den Sachen mit, um sie dem Inhaber eines Souvenirladens in Kirkenes zu zeigen. Der war offenbar auch von Adrians Arbeiten überzeugt und nahm sie in sein Sortiment auf. Ab und zu verkaufte er etwas davon und so konnte auch Adrian etwas zum gemeinsamen Einkommen beisteuern – abgesehen von dem Geld, dass ihm das Amt ausbezahlte.

Als Adrian im Herbst nach Trondheim flog, um Thorge zu besuchen, lag in Kirkenes schon wieder Schnee. Trondheim kam ihm im Vergleich dazu regelrecht südländisch vor. Er wurde von Leif und Thorge abgeholt. Leif hatte sich äußerlich sehr verändert; er war erwachsen geworden. Im Sommer hatten sie sich offiziell verpartnert und an der Klingel ihrer Wohnung stand „Leif og Tore Foss Ingvarson“, obwohl Thorge Leifs Nachnamen nicht offiziell angenommen hatte. Adrian fiel auf, dass Leif genau wie Thorge nur noch schwarze Kleidung trug, vor allen Dingen auch schwarze Cordhosen – natürlich mit Knöpfen statt mit Reißverschluss. Die einzige Ausnahme war sein Bundeswehrparka, den er immer noch hatte. Mit Thorge war es genauso wie immer, sehr nah und vertraut, als wenn sie immer noch zusammen wohnen würden. Er hatte sich in dieser Woche Urlaub genommen. Adrian schlief sogar mit den beiden in einem Bett, weil es bei ihnen sonst keine Schlafgelegenheit gab. Dabei lag Thorge in der Mitte und drückte sich eng an ihn heran. In Trondheim regnete es in dieser Zeit recht viel, sodass sie die Tage meistens zusammen in der Wohnung verbrachten.

Leif schilderte gerne ausführlich nordische Sagen, die er selbst erfunden hatte. Eine Geschichte konnte sich über mehrere Stunden erstrecken und war trotz-

dem so spannend wie ein Fantasyfilm. Er machte inzwischen eine Ausbildung bei der Polizei; Polizist zu sein war schon immer sein Traum gewesen, sagte er und fügte hinzu, „Nicht nur, weil ich anderen Leuten Handschellen anlegen darf.“ Adrian genoss es, mit den beiden zusammen zu sein, vor allen Dingen auch mit Thorge, mit dem er fast die ganze Zeit zusammen war. Bis auf ein paar Mal, als Thorge sagte, dass er gerne ein paar Stunden alleine mit Leif verbringen wollte. Adrian lief dann ziellos durch die Straßen und besuchte das ein oder andere Museum. Als er wieder zurückflog, war ihm ein bisschen wehmütig zu Mute. Thorge berührte deutlich eine tiefe Sehnsucht in ihm; eine ganz andere als die, die ihn mit Hannu verband. Aber die war nicht weniger tief und so freute er sich auch, wieder zu Hannu und in den Norden zurückzukehren. Das war seine Welt; da gehörte er hin.

Seit Adrian wieder aus Trondheim zurückgekehrt war, fiel ihm auf, dass Hannu ihn immer wieder berührte, meistens wie zufällig; ein, zwei Mal legte er ihm sogar seinen Arm um die Hüfte. So etwas hatte er bis dahin nie getan, kein einziges Mal. Einmal äußerte Hannu sogar den Wunsch, mit ihm in einem Bett zu schlafen; Adrian war darüber verwundert. Hannu war aber dabei ziemlich angespannt und ging wieder in sein eigenes Bett, bevor er einschlief. Wenn Adrian auf dem Sofa saß, setzte er sich manchmal dicht neben Adrian und lehnte sich an ihn an. Nach kurzer Zeit rückte er dann etwas zur Seite, sodass der übliche Abstand zwischen beiden wieder hergestellt war. Diese Momente, in denen Hannu ihn berührte, waren von einer ganz besonderen Intensität. Sie waren so intensiv, dass auch Adrian diese Berührungen nicht sehr lange ausgehalten hätte. Ab November wurden sie wieder von Hannus Eltern abgeholt, die sie mit zu den Rentieren nahmen. Den Sommer über waren nur sie ein einziges Mal gekommen, mitten in der Nacht, und gingen am frühen Morgen wieder. Auf der ersten Fahrt zu den Rentieren erzählte ihnen Hannu, dass Adrian seinen Joik gefunden hatte. Als Adrian ihn ihnen vorsang, waren sie richtig begeistert. Hannus Vater erklärte, dass die samische Kultur ein Schlüssel sei, um die Welt wieder auf einen guten Weg zu bringen. Er fand, dass Adrian ein sehr gutes Verständnis für diese Kultur hatte.

Adrian mochte die Winter am liebsten, auch weil er dann seinen Parka und die Fellmütze tragen konnte. Da es in Kirkenes auch im Sommer oft kühl war, zog er sich das ganze Jahr über warm an; im Sommer nicht selten mit einem dicken Rollkragenpullover unter seinem Kapuzenpullover, manchmal sogar mit

einem zweiten Pullover darunter. Es kam sogar vor, dass er zur Mitternachts-sonne mit Mütze und Kapuze auf der Veranda saß. Die Fellmütze hatte er erst im Herbst auf, wenn sie mit dem Scooter unterwegs waren. Erst bei richtig frostigen Temperaturen, die es durchaus schon im Dezember geben konnte, kam seine richtige Winterausrüstung zum Einsatz, der Overall, der Parka, den er für die Scooterfahrten hatte und die Balaklava. Der Scooter-Parka war viel wärmer als sein anderer Parka, den er seit seinem achtzehnten Geburtstag hatte. Zusammen mit dem Overall fühlten sich selbst minus dreißig Grad auf dem Scooter komfortabel an. Dicker als so konnte man nicht eingepackt sein.

Der Winter bot aber noch weitere Reize; vor allen Dingen das Licht. Auch wenn die Sonne nicht mehr aufging leuchtete sie in Orange-, Rot- und Violetttönen und tauchte die Landschaft in ein sanftes Licht. Dazu kamen die Polarlichter, die manchmal wie Geister über den Himmel fegten, und die Stratosphärenwolken, die oft überraschende Farbspiele zeigten. Alle diese Lichter wurden durch den Schnee und die winzigen Eiskristalle in der Luft reflektiert, gebrochen und verstärkt. In der Polarnacht war es niemals dunkel, der Himmel war so nah wie nirgendwo sonst. Vor allen Dingen mit Hannu war die Winterzeit eine besondere Zeit. Nicht nur weil sie oft mit seinen Eltern unterwegs waren. Durch die dicke Kleidung geschützt konnte er Berührungen nicht nur zulassen, sondern mochte sie und suchte sie auch. Manchmal lagen sie dick eingepackt nebeneinander im Schnee und drückten sich fest an sich. Oder sie lehnten sich aneinander und am Scooter an und genossen das Licht und die schemenhafte Landschaft, die es beleuchtete. Es war eine Traumlandschaft, die sie sich selbst und einander nahe kommen ließ; sehr nahe.

Kurz nach Neujahr kam ein Brief von Thorge, in dem ein weiterer Brief steckte; er war von Alex. Alex schrieb, dass er wissen wollte, wie es Adrian ging. „Wenn du den Brief liest, dann habe ich dich gefunden; schreib mir doch bitte zurück“, schrieb er zum Schluss. In dem Brief nannte er ihn Lennart, ein Name, der Adrian inzwischen richtig fremd geworden war; ein Name aus einer anderen Welt. Aber Thorge schrieb auch, dass er ihn gerne wieder besuchen wollte; am besten im März, weil er da Urlaub nehmen konnte. Adrian antwortete Alex und teilte ihm mit, wo er inzwischen lebte – und dass er von allen nur noch Adrian genannt wurde. Schon zwei Wochen später kam Alex' Antwort, der schrieb, dass er ihn gerne besuchen wollte. Nach so langer Zeit, schrieb er, mussten sie sich einmal treffen, auch wenn sie so weit voneinander entfernt lebten. Er frag-

te, ob er zusammen mit Jandro kommen konnte. „Jandro hat in der Schule viel über Skandinavien gelernt und ist schon richtig neugierig darauf, es mal kennenzulernen“, schrieb er. Und auch, dass er immer noch mit seiner Frau und Jandro in Hamburg wohnte und in einem Büro arbeitete. „Das Leben in der Großstadt ist ziemlich anstrengend“, schloss er den Brief, „Ein Urlaub im hohen Norden tut uns bestimmt gut.“

Als Thorge kam, war noch tiefster Winter. Gleich am Tag nach seiner Ankunft kamen bereits Hannus Eltern, um Hannu und Adrian abzuholen. „Fünf Uhr morgens“, sagte Thorge, als er aus dem Gästezimmer kam und sah, wie alle schon dabei waren, die Sachen für die Tour zu packen. Adrian antwortete, dass Hannus Eltern oft noch früher kamen. Dass Thorge zu Besuch war und mitkommen wollte, war kein Problem. Er bekam Adrians Winteroverall, den er sich unter seinen Parka zog und Adrians Fellmütze. Adrian hatte auch sonst genügend warme Kleidung für den Scooter. Schon beim ersten Halt fragte Thorge, „Sind wir jetzt in Finnland?“, und Hannus Vater nickte. Thorge erklärte, dass die weite Fläche, auf der sie fuhren, der Inari-See sein musste. Adrian war es bislang nie aufgefallen, aber sie waren tatsächlich die meiste Zeit in Finnland, wenn sie mit Hannus Eltern unterwegs waren. Als sie wieder zurückkamen, war Thorge so müde, dass er es nicht einmal schaffte, sich auszuziehen, bevor er ins Bett fiel und einschlief. Dennoch gefiel ihm die Fahrt zu den Rentieren; er sagte, dass dieses Licht und diese Landschaft es ein einmaliges Erlebnis wären. Während er in Kirkenes war, fuhren sie noch einmal zu dritt los und verbrachten einen Tag und eine Nacht draußen.

Kurz nach Mittsommer kamen Alex und Jandro auf dem nahegelegenen Flughafen an. „Ab Oslo drei Stunden mit soner Propellermaschine“, begrüßte ihn Alex, den er anfangs nicht wiedererkannte, „Das ist ja wirklich das Ende der Welt, wo du gelandet bist.“ Jandro ging inzwischen in die Schule und war trotz der anstrengenden Reise, die sie hinter sich hatten, richtig aufgekratzt. Sie hatten vor, eine Woche bei Adrian zu bleiben und dann mit dem Postschiff Richtung Süden zurückzufahren. Es war erstaunlich unproblematisch, die Zeit mit Alex und Jandro zu verbringen, auch wenn Jandro manchmal zu lebendig für Hannu und Adrian war. Aber sie waren viel draußen, wo sich Jandro austoben konnte. Er war außer sich, dass die Sonne auch um Mitternacht schien und auf den Straßen zu jeder Tageszeit Kinder zu sehen waren. Der Höhepunkt ihres Aufenthalts war eine zweitägige Wanderung auf der Varangerhalbinsel, nur mit

Schlafsack. Ihr Nachbar fuhr sie mit seinem Pick-up hin und holte sie am übernächsten Tag wieder ab. Die arktische Landschaft dort wirkte wie aus einer anderen Welt. Alex war erstaunt, wie viele Vögel dort zu sehen waren – und auch, wie kalt es war, obwohl die Sonne vierundzwanzig Stunden am Tag schien.

Er erzählte auch, dass sich ihre Eltern Sorgen um Adrian machten, weil sie nichts mehr von ihm mitbekamen, seit er in Norwegen lebte. Selbst dass er nach Norwegen gezogen war, hatten sie wohl erst Monate später erfahren, als sie sich bei Mathias nach ihm erkundigten. Adrian merkte, dass die Welt aus der Alex kam, weit weg war. Die Erinnerungen an seine Eltern, Mathias und Maximilian, sie waren ihm so fremd geworden, als gehörten sie zu einem Spielfilm, den er vor langer Zeit gesehen hatte. Alex erzählte auch, dass ihre Großmutter inzwischen gestorben war. Er hatte lange nicht mehr an sie gedacht, aber ihm kamen sofort ihm die Erinnerungen an die Gedichtabende bei ihr, so klar, als wenn es erst neulich gewesen wäre. Er dachte auch an ihre Schilderungen von seinem Onkel Adrian. Alex lud ihn ein, zusammen mit ihm und Jandro auf dem Postschiff nach Trondheim zu fahren. Von dort aus wollten die beiden wieder über Oslo zurück nach Hamburg fliegen. Die Fahrt mit dem Postschiff war traumhaft schön; Adrian hätte sich diese Fahrt selbst nicht leisten können. Obwohl er schon lange in Norwegen lebte, sah er auf dieser Fahrt die Küste und die Fjorde zum ersten Mal. Er blieb noch ein paar Tage in Trondheim bei Thorge und Leif. Das war wie immer mit Thorge sehr vertraut. Thorge erzählte, dass er demnächst eine kaufmännische Zusatzausbildung beginnen würde. „Die Handwerksarbeit auf der Werft gefällt mir zwar sehr gut, aber es ist auch ein echter Knochenjob“, sagte er, „Das werde ich nicht bis zur Rente machen können. Mit dieser Zusatzausbildung kann ich später auch im Büro arbeiten.“ Als Adrian wieder nach Kirkenes zurückkam, sagte Hannu, dass er Jandro sehr laut und anstrengend fand; das ging Adrian nicht anders.

Weil es ihnen so gut gefallen hatte, entschlossen sie sich, noch einmal für ein paar Tage auf der Varangerhalbinsel zu wandern. Erst beim zweiten Mal fiel Adrian auf, wie schön die Landschaft dort war. Hannu kannte alle Vogelarten, die sie dort sehen konnten, allerdings nur mit ihren samischen Namen. Kurz danach kündigte sich bereits der Herbst und damit auch gleich der nahende Winter an; der dritte, den Adrian hier oben in der Finnmark verbrachte. Inzwischen hatte er begonnen, samisch zu lernen, und konnte Hannus Eltern beeindrucken, indem er sich ab und zu auf samisch in ihr Gespräch einmischte und

damit auch zeigte, dass er zumindest ein wenig von dem verstehen konnte, was sie redeten. In diesem Herbst tätigten sie zusammen mit ihrem Nachbarn ein paar notwendige Arbeiten am Haus. Insbesondere war es notwendig geworden, zu streichen und die Fenster und Türen auszubessern. In Kirkenes gab es keine Handwerker, die man bestellen konnte; man war auf die eigenen Fertigkeiten angewiesen und auf die Hilfe der Nachbarn.

Anfang Januar meldete sich der Nachbar, weil sein Scooter defekt war. Hannu hörte wie immer den Motor ab und fand die Ursache nach nur wenigen Minuten. Er brauchte ein spezielles Ersatzteil, das bestellt werden musste und erst eine Woche später geliefert wurde. Am darauffolgenden Sonntag Vormittag wechselte Hannu das Ersatzteil aus und fuhr mit dem Scooter eine kleine Runde. „Perfekt“, sagte er und fragte Adrian, ob er zu einer Probefahrt mitkommen wollte. Es war sehr kalt an diesem Tag, unter minus fünfundzwanzig Grad, aber sie hatten ja dafür die richtige Kleidung. Unter Schneehose und Daunenanzug kam noch der wattierte Overall und unter die Fellmütze die Balaklava. Adrian setzte sich nach kurzer Fahrt noch die Kapuze über die Mützen, weil der Fahrtwind so frostig war. Hannu fuhr in die Berge; es war richtig schön, durch die fahl glänzende weiße Landschaft zu fahren, die durch das wenige Licht beleuchtet wurde, das jetzt, mittags, den Horizont erleuchtete. Durch die Kälte wirkte alles völlig unwirklich. Die in weiß getauchte Natur wirkte eigenartig sanft, während die Luft und der vom Scooter aufgewirbelte Schnee schneidend kalt waren. Schnell war es wieder dunkel, sodass nur noch der Schnee im Scheinwerferlicht glänzte.

Selbst durch seine dicke Kleidung spürte Adrian, wie ein kalter Wind von der Seite aufkam, der deutlich kälter gewesen sein musste, als die minus fünfundzwanzig Grad, die das Thermometer am Vormittag zeigte. „Da kommt ein Unwetter“, rief er Hannu zu, „Lass uns umkehren.“ Hannu hielt den Scooter an, als sie gerade den Gipfel eines der flachen Berge erreicht hatten. Adrian sah sich um; er liebte den Norden, die weiße Hügellandschaft im Halbdunkel, den eisigen Wind, den er durch seine Kleidungsschichten spüren konnte. Durch die Wolken verschmolzen Himmel und Erde am Horizont; die Landschaft wirkte endlos. Plötzlich hörten sie ein lautes Klopfen und der Motor des Scooters schaltete sich ab. „Scheiße“, sagte Hannu und sprang auf, um die Motorhaube zu öffnen. Nach kurzer Zeit sagte er wieder, „Scheiße“. „Was ist?“, fragte Adrian. „Der Zylinder ist verkeilt“, sagte Hannu, „Totalschaden, keine Chance.“

„Wie?“, fragte Adrian und erhielt noch einmal die Antwort, „Keine Chance“. Hannu schloss die Motorhaube und setzte sich neben Adrian auf den Scooter. „Und jetzt?“, fragte Adrian; er dachte, dass jetzt bloß keine Panik aufkommen durfte. Sie saßen ratlos nebeneinander auf dem Scooter und spürten, wie der Wind immer kräftiger wurde. „Das kommt direkt aus Sibirien“, sagte Adrian, „Das wird noch ein richtiger Schneesturm werden.“

Der Wind wurde tatsächlich immer kräftiger und die Temperatur sank noch weiter. Als nach etwa einer Viertelstunde das Licht ausging, weil die Batterie leer war, sagte Hannu, „Wir werden sterben.“ Er sagte es in einem so ruhigen Ton, dass Adrian erschrak; er dachte, Hannu hatte recht, sie hatten keine Chance so weit draußen, wie sie waren. Dennoch durften sie die Hoffnung nicht aufgeben. Ihr Nachbar wusste ja, dass sie unterwegs waren, allerdings nicht genau, wo. Aber man würde sie suchen und mit etwas Glück vielleicht auch finden; ihnen blieb nicht anderes als durchzuhalten. Adrian sah in Gedanken, wie Schlittenhunde einrollt dicht nebeneinander im Schnee lagen und sich einschneien ließen, um einen Schneesturm zu überleben. Das war vielleicht ihre einzige Chance, die sie hatten, es so zu machen wie die Hunde und zu hoffen, dass rechtzeitig Rettung kam. „Wir müssen den Scooter als Windschutz benutzen“, sagte er und schob ihn mit Hannu zurecht, bis er mit der Seite zur Windrichtung stand. Im seinem Windschatten trat er mit den Schuhen eine Kuhle in den Schnee und sagte, „Wir legen uns da rein und nehmen die Decken aus dem Scooter. Sie werden uns finden, sie wissen ja, dass wir irgendwo hier draußen sind.“ „Wir werden sterben“, sagte Hannu und legte sich seitwärts in die Schneekuhle. Adrian legte sich hinter ihn. Er zog ihm die Kapuze über und legte dann die Decken aus dem Scooter über beide. Er schmiegte sich eng an Hannu heran und sagte, „Sie werden uns finden“. Er spürte wie sich Hannus Brustkorb hob und senkte; „So lange wir atmen, leben wir“, dachte er und sagte zu Hannu, „Wir dürfen auf keinen Fall einschlafen. Wir müssen wach bleiben.“ Hannu schwieg und atmete gleichmäßig.

Nach kurzer Zeit heulte der Wind richtig auf; Adrian spürte nichts mehr, außer einer Müdigkeit, die ihn zusätzlich zur Kälte lähmte. Auch Hannu spürte er nicht mehr. „Nur nicht einschlafen“, sagte er immer wieder und versuchte, über irgendetwas nachzudenken, um sich wach zu halten. In Gedanken sagte er Wörter auf, die mit einem bestimmten Buchstaben begannen, und löste Rechenaufgaben. Die Zeit kam ihm unendlich vor und seine Gedanken wurden immer dif-

fuser und entglitten ihm immer mehr. Er hatte irgendwann mehr Angst davor, wahnsinnig zu werden, als zu sterben. Er klammerte sich fest an Hannu und war unfähig, auch nur einen Finger zu bewegen. Er war inzwischen vollkommen steif geworden und spürte auch nichts mehr. Schließlich kam in ihm der Wunsch auf zu sterben, nur um dieser nicht enden wollenden, schrecklichen Situation zu entkommen. Er richtete alle Anstrengungen gegen diesen Todeswunsch und versuchte, seine Gedanken auf die Hoffnung zu richten, dass irgendwann jemand kam und sie rettete. Er durfte schon alleine wegen Hannu nicht sterben; wenn er starb, wird auch Hannu seinen Lebensmut verlieren, dachte er. „Wir müssen nur lange genug durchhalten“, sagte er immer wieder, „Wir müssen durchhalten.“ Aber der Wunsch, diesem Alptraum zu entkommen, egal auf welche Weise, wurde immer mächtiger.

Plötzlich hörte er Motorengeräusche aus der Ferne, die näher kamen, und kurz darauf auch Stimmen, „Dort sind sie.“ Durch die Decke und die geschlossenen Augenlider sah er Licht dringen. Als er spürte, wie die Decke angehoben wurde, versuchte er, etwas zu sagen, bekam aber nur einen schwachen Laut heraus. „Er ist noch bei Bewusstsein“, hörte er eine Stimme sagen und spürte, wie er gleich darauf auf eine Bahre gehoben wurde. „Der andere ist tot“, hörte er noch, bevor er das Bewusstsein verlor. Als er wieder aufwachte, lag er in einem Krankenhausbett. Er brauchte eine ganze Zeit, bis er sich an das Ereignis mit dem Scooter erinnerte. „Er ist wach“, hörte er eine Stimme sagen, „Das war ganz schön knapp“, eine andere. Als er sich zur Seite drehte, sah er Torgeir und Thorge neben dem Bett sitzen. „Was macht ihr denn hier?“, fragte er. „Es ist ein Wunder, dass du noch lebst“, sagte Thorge, „Du hast jetzt drei Tage am Stück geschlafen.“ „Drei Tage?“, fragte Adrian. Nach und nach wurden seine Erinnerungen deutlicher, wie der Scooter liegen blieb und der Schneesturm aufkam und wie er sich mit Hannu in den Windschatten des Scooters legte.

„Und Hannu?“, fragte er. Thorge hielt ihm eine Zeitung hin. Dort stand in dicken Buchstaben, „Tragischer Unfall in der Finnmark: Autist kauert fast zwei Tage neben seinem toten Freund in der arktischen Kälte.“ Adrian wurde starr vor Schreck, als er das las; in Gedanken hörte er plötzlich eine Stimme, die sagte, „Der andere ist tot.“ „Der Rettungsarzt sagt, dass Hannu gleich am Anfang gestorben ist, kurz nachdem ihr euch da hingelegt hattet“, erklärte Torgeir, „Sein Vater meint, er hatte ein schwaches Herz. Aber bei minus vierzig Grad hattet ihr beide eigentlich keine Chance; es ist ein Wunder, dass du überlebt hast.“

Dann kam ein Arzt ins Zimmer und fragte, „Na, ausgeschlafen?“ Er erklärte, dass er stark unterkühlt war und zwei erfrorene Zehen hatte, die amputiert werden mussten. Erst da bemerkte Adrian, dass einer seiner Füße in einem Verband steckte. „Es ist ein Wunder, dass das alles war“, sagte der Arzt, „So viele Stunden in so einer Kälte, das überlebt man normaler Weise nicht.“ Adrian konnte an nichts anderes denken, als daran, dass er stundenlang neben dem toten Hannu lag. Nach kurzer Zeit wurde er so müde, dass er wieder einschlief.

In den folgenden Tagen schlief er sehr viel. Wenn er wach wurde, saß meistens Thorge neben seinem Bett; Torgeir war inzwischen wieder zu seiner Werft nach Trondheim gefahren. Adrian konnte bald wieder aufstehen und mit Thorges Hilfe laufen, allerdings bereitete ihm der verbundene Fuß noch einige Probleme. Beim Verbandswechsel konnte er die Lücke in der Zehenreihe sehen. Eigenartiger Weise spürte er die fehlenden Zehen, aber sobald er versuchte, sie zu bewegen, durchfuhr seinen Fuß ein stechender Schmerz. Immerhin fühlte er sich bereits nach wenigen Tagen wieder deutlich besser und wurde vor allen Dingen auch nicht mehr so schnell müde.

Etwa eine Woche, nachdem er aus seinem dreitägigen Schlaf aufgewacht war, kamen Hannus Eltern und setzten sich neben Adrians Bett. Sie saßen da bestimmt zwei bis drei Stunden schweigend, bis Hannus Mutter etwas auf Samisch sagte. Hannus Vater öffnete daraufhin die Tasche, die er mitgebracht hatte und holte eine Urne heraus. „Hannus Asche“, sagte er, „Wir werden sie auf See beisetzen; wir drei.“ Dabei zeigte er nacheinander auf sich, seine Frau und auf Adrian. „Jetzt?“, fragte Adrian ungläubig. Einen Moment lang dachte er, dass er träumte, aber dafür wirkte es dann doch zu real. Hannus Vater sagte etwas auf Samisch, woraufhin seine Frau das Zimmer verließ. Sie kam kurze Zeit später mit dem Arzt wieder. „Du kannst ruhig mit ihnen gehen“, sagte er, „und danach kannst du auch gleich nach Hause gehen. Du musst nur regelmäßig den Verband an deinem Fuß wechseln lassen, aber ansonsten ist alles in Ordnung soweit.“ Adrians Kleidung war noch im Krankenhaus und Hannus Eltern sahen ihm zu, wie er sich anzog. Zu ihrem Boot fuhren sie mit dem Scooter; Adrian bekam zusammen mit Hannus Urne einen Platz im Anhänger. Da er dieselbe Kleidung anhatte, wie bei dem letzten Scooterausflug mit Hannu, während sie durch die Dunkelheit fuhren, musste er die ganze Zeit über an die Stunden denken, die er im Schnee neben Hannu lag. Als sie im Dorf ankamen,

in dem Hannus Eltern ihr Boot liegen hatten, kam gerade die Sonne über den Horizont.

Am Boot stand ein Priester, der Adrian die Urne abnahm und den dreien auf das Boot folgte. Nachdem sie auf das Meer hinaus gefahren waren, gab es eine kurze Bestattungszeremonie auf Samisch, die damit endete, dass der Priester die Urne öffnete und die Asche ins Meer schüttete. Dann schloss er sie wieder und überreichte sie Hannus Eltern. Anschließend fuhren sie zurück an den Anleger und mit dem Scooter zu Hannus Eltern. In dem kleinen Haus, in dem sie wohnten, gab es noch ein gemeinsames Essen zu viert, zusammen mit dem Priester; Rentierfleisch, das Hannus Mutter zubereitet hatte. Hannus Vater fuhr Adrian danach wieder zurück nach Kirkenes und brachte ihn zu Hannus Wohnung. Auf dem Sofa lag die Kleidung, die Hannu auf seinem letzten Ausflug anhatte. Es fühlte sich sehr eigenartig an, alleine in dieser Wohnung zu sein. Adrian zog sich aus und legte seine Kleidung zu Hannus Sachen. Dann legte er sich in sein Bett und schlief sofort ein.

Thorge hatte ihm angeboten, nach Trondheim kommen und bei ihm wohnen zu können, zumindest für ein paar Wochen, bis er den Schock überwunden hatte und wusste, wie es für ihn weitergehen sollte. Adrian wollte aber noch in der Wohnung bleiben; er lief jeden Tag stundenlang durch die karge und kalte Landschaft. Hannus Abwesenheit war nicht zu ertragen. Sein Nachbar kam alle zwei bis drei Tage zum ihm und erkundigte sich, ob alles soweit in Ordnung war. Auch für ihn war Hannus Tod ein richtiger Schock. Die übrige Zeit war Adrian alleine. Oft stand er vor dem Foto, das der Nachbar von ihm und Hannu gemacht hatte. Dabei war er jedes Mal verblüfft zu sehen, wie ähnlich sie aussahen, wie ähnlich sie sich auch waren. „Auf dem Foto sieht es so aus, als wenn Hannu zweimal darauf zu sehen wäre“, sagte der Nachbar einmal, „Man konnte euch wirklich für Brüder halten, für Zwillingenbrüder sogar. Seine Eltern glauben ja, dass er in dir weiter lebt. Ich kann mir das gut vorstellen. Hier oben im Norden gibt es so etwas. Das ist nicht wie auf dem Kontinent, das ist eine andere Welt hier, hier ist alles miteinander verbunden. Und Hannus Eltern sind tief mit allem hier verwurzelt, richtig tief.“

Sie kamen nach zwei Wochen wieder. Hannus Vater setzte sich schweigend neben Adrian und hielt seine Hand, stundenlang, ohne etwas zu sagen. Wortlos gingen Hannus Eltern wieder. Adrian fühlte sich wie aus seinem Leben ge-

fallen. Das angesparte Geld war irgendwann aufgebraucht; da Hannu nicht mehr lebte, bekam Adrian kein Geld mehr für seine Betreuung. Er bekam noch etwas von dem Souvenirhändler, aber es war klar, dass er etwas anderes zum Leben finden musste, einen neuen Job und eine neue Wohnung. Nur was und wie? Thorge legte ihm wiederholt nahe, erst einmal zu ihm nach Trondheim zu kommen. Schließlich entschied er sich, das zu tun. Hannus Eltern hatte er nicht mehr gesehen, bevor er die Wohnung und Kirkenes verließ.

In Trondheim vermittelte ihm Leifs Vater einen Job in einem Supermarkt. Das war nicht optimal, aber so verdiente er nicht nur Geld, sondern war auch beschäftigt und konnte sich zumindest etwas ablenken. Mit Thorge zusammen zu sein, war sehr gut; es war so vertraut wie immer. Ab und zu zogen sie sich sogar gegenseitig aus, so wie früher; allerdings nur, wenn sie alleine waren. Adrian wunderte sich darüber, dass Leif nicht eifersüchtig wurde, aber Thorge meinte, er hätte keinen Grund dafür. „Leifur weiß, dass ich ihn liebe und immer mit ihm zusammen sein werde“, sagte er. Adrian erwischte sich immer wieder bei dem Gedanken, ganz bei Thorge bleiben zu wollen. Durchaus auch mit Leif; sie könnten zu dritt wie eine Familie sein. Aber es war ihm klar, dass Thorge und Leif ihr Glück zu zweit gefunden hatten. Etwa an jedem zweiten Tag bat ihn Thorge, erst spät abends nach Hause zu kommen, weil er etwas Zeit mit Leif alleine verbringen wollte. Einmal kam er wohl zu früh zurück; Thorge stand mit freiem Oberkörper im Wohnzimmer und hatte seine Hände mit Handschellen auf den Rücken gefesselt. Leif fand es offensichtlich lustig, dass Adrian dazu kam und witzelte, „Mein Vater war da und hat ihn verhaftet.“ Thorge musste die Handschellen noch eine ganze Weile anbehalten, bevor ihn Leif wieder befreite.

Adrian entschied sich schließlich, nach Deutschland zurückzugehen und nahm wieder Kontakt mit Alex auf. Der war offensichtlich sehr erschrocken, als er las, was Adrian erlebt hatte. Auf Adrians Brief kamen gleich drei Antwortbriefe, die Alex offenbar kurz hintereinander abgeschickt hatte. Im ersten stand nur, „Lennart, das ist so schrecklich, ich weiß gar nicht, was ich schreiben soll.“ Dann schrieb er, dass sich seine Frau gerade von ihm scheiden ließ und das ihm das sehr zusetzte. Immerhin konnten sie sich einigen, das Sorgerecht für Jandro zu teilen, was Alex sehr wichtig war. Im dritten Brief stand, „Jetzt ist gerade Platz in der Wohnung. Wenn du möchtest, kannst du hier einziehen, bis du etwas neues für dich gefunden hast. Du sollst wissen, dass ich für dich da

bin.“ In diesem Brief redete er ihn auch mit Adrian an. Adrian blieb noch bis Mittsommer bei Thorge und Leif. Dann kamen Alex und Jandro, um ihn abzuholen. Da sie flogen, konnte er nicht viel mitnehmen. Die Daunenkleidung und den Overall hatte er in Hannus Wohnung gelassen; so eine Kleidung brauchte man nur dort oben, im Norden. Seine Fellmütze und die Balaklava nahm er aber mit. Von den getöpften Vasen und Bechern und seinen Schnitzereien blieb ebenfalls das Meiste in Kirkenes. Thorge und Leif bekamen je einen Kaffeebecher mit Rentieren drauf. Es war am Ende nicht viel, was Adrian mit nach Hamburg nahm.

Adrian

In Hamburg war es sehr warm. Während Adrian in Norwegen so gut wie nie nur mit einem T-Shirt bekleidet war, war das Wetter in Hamburg die ganze Zeit über entsprechend. Alex ging unter der Woche jeden Tag zur Arbeit und setzte sich abends schon früh vor den Fernseher, der dann lief, bis er ins Bett ging. Adrian hatte schon lange nicht mehr ferngesehen. Die Informationen kamen in so kurzer Abfolge, dass er das meiste davon gar nicht richtig mitbekam. Zu der Ruhe, die er tagsüber alleine in der Wohnung hatte, war der Fernseher am Abend ein sehr unangenehmer Kontrast. Daher ging er oft abends in der Stadt spazieren, sodass er Alex unter der Woche kaum mitbekam. Am Wochenende war Jandro bei ihnen; meistens kam er Samstag vormittags, manchmal schon am Freitag. Er hatte einen enormen Bewegungsdrang, fand Adrian, das war ihm in Norwegen nicht so deutlich aufgefallen. Alex war mit ihm gut beschäftigt, bis ihn am Sonntag nach dem Abendessen seine Mutter wieder abholte.

Adrian vermisste Norwegen, vor allen Dingen auch Thorge und Hannu, an die er jeden Tag denken musste; Menschen, bei denen er sich wohl fühlte und zu denen er gehörte. Alex war gut zu ihm und ausgesprochen hilfsbereit, keine Frage, aber es war deutlich, dass sie nicht zusammen gehörten. Niemand wäre auf die Idee kommen, sie für Brüder zu halten, so unterschiedlich waren sie. Sie lebten nebeneinander her; Alex war offensichtlich nicht sehr an Adrians Leben interessiert. Wenn Adrian anfang, davon zu erzählen, was nur wenige Male geschah, wechselte er jedes Mal schnell das Thema und redete von etwas ganz anderem. Er erzählte umgekehrt auch nichts von seinem Leben. Am meisten störte Adrian, dass Alex ihn ständig Lennart nannte. Nur manchmal korrigierte er sich und sagte dann meistens, „An Adrian werde ich mich wohl nie gewöhnen. Für mich bleibst du der Lennart.“

In Hamburg hatte er einen Job in einem Supermarkt gefunden; es war einfach, so einen Job zu finden, und Adrian brauchte das Geld, das er da verdiente. Nachdem er bereits vier Wochen in Hamburg war, kam ihm die Idee, Mathias und Maximilian zu besuchen. Er hatte kaum mehr an die beiden gedacht, seit er nach Norwegen gezogen war. Manchmal erstaunte es ihn festzustellen, wie Erlebnisse einfach aus seinem Bewusstsein verschwanden und dann nach Jahren plötzlich wieder auftauchten, wie aus dem Nichts. Die beiden Zwillinge wohnten noch zusammen in der Wohnung, in der früher auch Adrian wohnte.

Sie waren beide kurz davor, ihr Studium zu beenden. Mathias erzählte, dass er einen Freund hatte, Elias, der aber in München lebte, sodass sie sich nur einmal im Monat treffen konnten. Er zeigte Adrian ein Foto, auf dem er sehr jung aussah, als wenn er noch ein Schüler wäre; er trug ein dunkelblau gemustertes Hemd über einem farblich genau passenden Rollkragenpullover. Mathias sagte, dass sie wie füreinander geschaffen waren. Maximilian war eher auf sexuelle Abenteuer aus. „Mir ist klargeworden, dass Beziehung nichts für mich ist“, sagte er, „zu langweilig; ich muss was erleben.“ Mathias erwiderte, dass er mit solchen sexuellen Abenteuern überhaupt nichts anfangen konnte.

Auf dem Weg nach Hause hatte Adrian die Idee, auch ein Studium zu beginnen, so wie die beiden. Skandinavistik fand er naheliegend; schließlich sprach er fließend Dänisch und Norwegisch. In so einem Studium konnte er vielleicht sogar richtig Samisch lernen; das würde ihn wirklich interessieren. In Gedanken sah er sich auf einem Scooter durch die eisige Hügellandschaft der Finnmark fahren. Der Kontrast zu einem Leben in Hamburg konnte nicht größer sein, dachte er dabei. Er informierte sich über das Studium und erfuhr, dass er in Hamburg nicht Samisch lernen konnte, dafür aber Finnisch, Schwedisch oder Isländisch. Oder alte skandinavische Sprachen, sodass er die Epen aus dem Mittelalter im Original lesen konnte; das klang auch recht interessant. Allerdings brauchte er auch einen Job, der zum Studieren passte; mit seinem jetzigen Supermarktjob würde das nicht funktionieren. Seit dem ersten Besuch ging er regelmäßig zu Mathias und Maximilian; meistens blieb er aber nur kurz. Mit den beiden konnte er deutlich mehr anfangen als mit Alex. Sie rieten ihm, sich auf jeden Fall um einen Studienplatz zu bewerben. „Wenn du einen Platz hast, kannst du dich ja immer noch entscheiden“, sagte Mathias.

Adrian war froh, als der Hochsommer zu Ende ging und es wieder etwas kühler wurde. Der Hamburger Sommer war ihm eindeutig zu heiß. In Kirkenes gab es nur selten Tage mit Temperaturen über zwanzig Grad, während es in Hamburg manchmal bis zu dreißig Grad warm werden konnte. Zum Ende des Sommers vermittelte ihm Alex einen Job in der Firma, in der er arbeitete. Dort wurde gerade alles auf elektronische Datenverarbeitung umgestellt und Adrian sollte Daten in einen Computer eingeben und bereits eingegebene Daten kontrollieren. Das war nicht schwierig, nur genau musste man sein, sehr genau. Fehlerhafte Eingaben waren nicht leicht zu finden und konnten schwerwiegende Folgen haben. Alex meinte, dass Adrian der Richtige war für einen solchen Job; Adrian

überraschte diese Einschätzung. Aber es stellte sich heraus, dass der Job tatsächlich ideal für ihn war. Nicht nur, weil er gut bezahlt wurde, sondern auch weil er sich die Arbeitszeit frei einteilen konnte. Er musste lediglich auf seine zwanzig Stunden pro Woche kommen; ob er tagsüber oder abends arbeitete oder am Wochenende, blieb ihm überlassen. Das war wesentlich besser, als im Supermarkt Regale einzuräumen, und ließ sich vor allen Dingen gut mit dem Studium vereinbaren, das Adrian im Herbst beginnen wollte.

Im September gab es von einem Tag zum anderen einen Wetterumschwung und es wurde richtig herbstlich. Bis dahin war fast durchgehend T-Shirt-Wetter, seit Adrian nach Hamburg gekommen war; lediglich abends zog er sich manchmal einen Kapuzenpullover über. Die meiste Kleidung hatte er noch in einer der Taschen, mit denen er nach Hamburg gekommen war. Als er die erste auspackte, lag gleich oben auf sein Adrian-Hemd. An Onkel Adrian hatte er noch gar nicht gedacht, eigentlich schon lange nicht mehr. Auch eine Erinnerung, die genauso plötzlich wieder auftauchte wie sie vorher verschwunden war. Mit einem Mal kam ihm alles ins Bewusstsein, was ihm seine Großmutter über seinen Onkel erzählt hatte. Sie mussten sich ziemlich ähnlich gewesen sein, er und sein Onkel, von dem er seinen Namen hatte. Spontan entschied er sich, am Wochenende das Grab seines Onkels zu besuchen. Als er Alex von seinem Vorhaben erzählte, erfuhr er, dass ihre Großmutter auf demselben Friedhof begraben war. „Dann kannst du sie gleich mit besuchen.“

Der Samstag, an dem Adrian den Waldfriedhof besuchte, war ein windiger Tag. Er zog sich passend zu seinem Vorhaben das Adrian-Hemd an und seinen dicksten Rollkragenpullover darunter, damit er ohne Jacke gehen konnte. Zur Sicherheit packte er noch eine Mütze zusammen mit belegten Broten in seine Umhängetasche. Er war viel zu früh auf dem Bahnhof und musste eine ganze Weile warten, bis der Nahverkehrszug kam. Nach einer Weile kam jemand und stellte sich direkt neben ihn. Adrian konnte ihn aus den Augenwinkeln kaum erkennen und entschied sich zunächst, ihn einfach zu ignorieren. Nach einiger Zeit irritierte es ihn aber, auf dem ansonsten fast leeren Bahnsteig jemanden so dicht neben sich zu spüren. Als er sich schließlich zur Seite drehte, sah er in ein grinsendes Gesicht von jemanden, der eine orangefarbene Kapuze aufhatte mit einer schwarzen Wollmütze darunter. So wie er aussah, konnte er in Adrians Alter gewesen sein, eher noch etwas jünger. Adrian starrte ihn an; es fiel ihm schwer, seinen Blick von diesem Gesicht mit Mütze und Kapuze zu lö-

sen. Es war zwar windig aber nicht kalt; selbst Adrian hatte seine Mütze nicht aufgesetzt.

„Hi“, sagte der Unbekannte, „Ist das dein Name, Adrian?“ Dabei zeigte er auf das Namensschild auf Adrians Hemd. „Ungewöhnlicher Name“, setzte er fort, „Klingt so nach Meer. Ich bin der Patrik, nur mit k am Ende, ohne c, das ist auch ungewöhnlich.“ Sie sahen sich eine ganze Weile schweigend an; Adrian betrachtete Patrik eingehend. Der orangefarbene Kapuzenpullover gefiel ihm gut, vor allen Dingen zusammen mit der löchrigen schwarzen Hose und der schwarzen Mütze. „Und was machst du hier?“, fragte Patrik schließlich. Adrian erzählte, dass er das Grab seiner Großmutter besuchen wollte. Patrik erkundigte sich, wo das war und sagte dann, „Ok, dann komm ich doch einfach mit. Ein bisschen Landluft tut mir bestimmt gut.“ Adrian wusste nicht, was er dazu sagen sollte; eigentlich war er darauf eingestellt, alleine zum Waldfriedhof zu fahren. „Bist du bei den Pfadfindern? Ich meine wegen dem Hemd mit deinem Namen drauf.“ Adrian schüttelte den Kopf. „Finde ich aber witzig; nur Rollkragenpullover gefallen mir überhaupt nicht, aber bei dem Wetter muss man wohl etwas darunter ziehen“, sagte Patrik. Es dauerte eine ganze Weile, bis Adrian eine Antwort dazu einfiel. „Das Hemd habe ich von meinem Onkel Adrian, der auch auf dem Waldfriedhof begraben liegt.“

Im Zug zog sich Patrik die Kapuze vom Kopf, zusammen mit der Mütze, die in der Kapuze liegen blieb. Er hatte kurze blonde Haare, wie Leif; überhaupt sah er Leif ziemlich ähnlich, fand Adrian. Sie saßen sie sich eine ganze Weile schweigend gegenüber, bis Patrik sagte, „Ich finde es gut, nicht so viel zu reden. Es wird soviel Blödsinn gelabert heutzutage, da muss man nicht auch noch mitmachen.“ Nach einer weiteren längeren Pause, fragte Adrian, ob Patrik auch in Hamburg wohnte. „Nö“, antwortete er, „aber ich ziehe da bald hin. Ich kenne da sone Frau, die findet mich wohl ganz cool.“ Bis sie das Dorf erreicht hatten, in dem Adrians Großmutter früher gelebt hatte, schwiegen sie. „Wir sind gleich da“, sagte Adrian und Patrik fischte seine Mütze aus seiner Kapuze, setzte sie sich auf und zog die Kapuze darüber. Adrian zog seine Mütze aus der Tasche und setzte sie auch auf. „Eine Kindermütze mit so einem Bommel dran“, sagte Patrik und lachte, „So etwas musste ich früher auch tragen; ich glaube ich habe die Mütze sogar noch.“ Adrian hatte sich die Mütze in Norwegen gekauft. Sie war tatsächlich ein wenig wie die Mütze aus seiner Kindheit, bevor er den Bommel abgeschnitten hatte.

Bis zum Waldfriedhof gingen sie noch über eine Stunde, ohne miteinander zu reden. Der Friedhof war nicht groß, sodass Adrian das Grab seiner Großmutter sofort fand. „Das möchte ich mir gar nicht vorstellen, wie die da drin jetzt aussieht“, sagte Patrik, während sie davor standen. Onkel Adrians Grab war nicht weit davon entfernt. Als sie davor standen, las Patrik die Lebensdaten auf dem Grabstein vor und rief, „Der war ja noch richtig jung, noch nicht mal dreiundzwanzig.“ „Er ist von einem Bus überfahren worden“, erklärte Adrian, „auf den Tag genau ein Jahr, bevor ich geboren wurde“. „Wirklich? Jahrgang einundsechzig bist du? Dann bist du ja doch ein paar Jahre älter als ich, aber du siehst jünger aus, finde ich.“ Adrian packte die Brote aus und gab Patrik eines davon. Sie saßen schweigend auf einer Bank bei Onkel Adrians Grab und aßen. Auf dem Weg zurück zum Bahnhof fragte Patrik, „Vielleicht bist du ja eine Reinkarnation von deinem Onkel. Ich finde das ja Quatsch, aber es gibt Leute, die glauben an so etwas.“ Adrian erklärte, dass er darüber noch nie nachgedacht hatte. Als sie sich in Hamburg am Bahnhof verabschiedeten, sagte Patrik, „Der Ausflug war echt cool. Wenn du willst, können wir uns ja nochmal treffen. Wenn du mir deine Telefonnummer gibst, melde ich mich, wenn ich wieder mal in Hamburg bin.“ Am Fahrkartenschalter bekam Adrian einen Zettel und einen Kugelschreiber. Er schrieb seinen Namen und Alex' Telefonnummer darauf; Patrik ergänzte, „Pfadfinder“.

In der folgenden Woche bekam Adrian Bescheid, dass er einen Studienplatz erhalten hatte. Vor dem Semester gab es eine Reihe Einführungsveranstaltungen an der Uni, auf denen er weit mehr Eindrücke sammelte, als er verarbeiten konnte. In seinem Kopf mischte sich alles zu einem einzigen Durcheinander. Auch Alex nervte ihn zunehmend; der Lärm, mit dem er sich umgab, die belanglosen Gespräche, das fand Adrian alles nur anstrengend. Er verbrachte viel Zeit an der Uni, arbeitete viel am Wochenende und genoss den Herbst mit ausgiebigen Spaziergängen. Er dachte oft an den Friedhofsbesuch und an Patrik, den er dabei traf. Seitdem trug er jeden Tag das Adrian-Hemd mit wechselnden Pullovern darunter. An der Uni lernte er niemanden kennen; es waren dort so viele Menschen, dass es ihm vorkam, als wenn es jedes Mal andere waren, die zu den Vorlesungen kamen. So waren Mathias und Maximilian, die er nach wie vor einmal in der Woche traf, die einzigen Kontakte, die er hatte; Alex sah er immer seltener. Für ihn war es so in Ordnung. Er fühlte sich ohnehin nicht in der Lage, Kontakte zu anderen Menschen zu pflegen; es war einfach zu an-

strengend. Im Geiste war er eigentlich in Norwegen geblieben und dachte oft an Hannu und auch an Thorge. Er sehnte sich nach Norwegen.

An seinem Geburtstag, es war der dreiunddreißigste, klingelte schon früh morgens das Telefon. „Das ist wohl jemand für dich“, sagte Alex und reichte Adrian den Hörer. „Hi“, hörte er Patriks Stimme, „ich bin es, der Patrik. Du hast heute Geburtstag, das habe ich mir gemerkt, und da habe ich mir gedacht, vielleicht ist es ja ein guter Anlass, dich nochmal zu treffen.“ Er wartete offenbar auf eine Antwort, aber Adrian wusste nicht, was er sagen sollte. Er hatte sich noch gar nicht überlegt, was er an dem Tag machen wollte. „Wenn es nicht passt, ist es auch ok. Wahrscheinlich willst du lieber mit deinen Freunden feiern.“ Adrian antwortete, dass er überhaupt nicht vorhatte, den Geburtstag zu feiern, Patrik aber trotzdem kommen konnte. Kurze Zeit später stand er vor der Tür, genauso wie beim ersten Mal, als sie sich trafen, mit seiner löchrigen Hose, dem orangefarbenen Kapuzenpullover und der Kapuze über seiner schwarzen Mütze. Diesmal hatte er eine lange Unterhose an, die durch die Löcher seiner Hose erkennbar war. Als er den Kapuzenpullover auszog, sah Adrian, dass er noch zwei Pullover darunter trug.

„Wir haben gerade gefrühstückt“, sagte Adrian, „Das ist Alex, mein Bruder.“ Alex stand auf und sagte, „Ich muss jetzt aber gleich zur Arbeit gehen.“ Als er gegangen war, fragte Patrik, „Trägst du das immer, das Pfadfinderhemd mit Rollkragenpullover drunter?“ „Ich mag es ganz gerne“, antwortete Adrian. „Mein kleiner Bruder hat auch immer einen Rollkragenpullover unter das Hemd gezogen“, erklärte Patrik und grinste, „Ich würde so etwas nie anziehen.“ Er aß noch ein Brot, bevor er sagte, „Gehen wir an die frische Luft, oder?“ Adrian zog sich noch einen Wollpullover und einen Kapuzenpullover über. Dazu setzte er sich wie Patrik eine Mütze auf und zog sich die Kapuze darüber. Sie liefen lange schweigend durch die Stadt, bis sie die Elbe erreicht hatten. „Ist das gut, mit deinem Bruder zusammen?“, fragte Patrik und Adrian schüttelte den Kopf. „Nein, das nervt ziemlich“, sagte er, „Aber ich kann mir keine Wohnung leisten, dafür verdiene ich nicht genug.“ „Ich bin ja gerade bei soner Frau eingezogen“, sagte Patrik, „Ich glaube, sie ist jetzt meine Freundin; ich weiß nicht genau. Sie hat ein richtig großes Haus mit viel Platz. Wenn du magst, kannst du da auch einziehen. Ich glaube, sie steht auf so schräge Typen wie dich oder mich.“ Adrian schaute ihn ungläubig an, „Meinst du wirklich?“ „Weiß nicht“, sagte Patrik, „Ich frag sie einfach und melde mich dann nochmal bei dir.“ Sie verbrachten ei-

nige Stunden zusammen an der Elbe und kochten bei Alex Nudeln mit Tomatensoße. Patrik ging wieder, bevor Alex von der Arbeit wieder zurückkam. Als sie sich verabschiedeten, drückte er Adrian fest an sich und sagte, „Wir sehen uns, Adrian, der Pfadfinder.“

Bereits am folgenden Wochenende rief er wieder an. „Ich hab sie gefragt, du kannst kommen“, sagte er, „Wir können ja nächstes Wochenende dafür einplanen. Ich helfe dir auch mit deinen Sachen.“ Adrian hatte allerdings noch gar nicht mit Alex darüber gesprochen, dass er vorhatte, auszuziehen. Als er immer noch zögerte, legte Patrik nach und erklärte, dass es wichtig sei, Gelegenheiten wahrzunehmen, wenn sie da sind. „Nachher überlegt sie es sich wieder und wir haben eine einmalige Chance verpasst, zusammen wohnen zu können“, sagte er. So blieb es bei der vorgeschlagenen Verabredung zum Umzug. Als Adrian Alex erklärte, dass er sich überlegte, zu einem Freund zu ziehen, meinte Alex nur, dass er es in Ordnung fand. „Das war ja ohnehin so gedacht, dass du nur vorübergehend hier wohnst. Ich finde es gut, dass du wieder deine eigenen Wege gehst.“ Dennoch war sich Adrian ziemlich unsicher. Er kannte Patrik ja kaum und die Frau, bei der er wohnte, erst recht nicht. Auf der anderen Seite konnte er dabei nicht viel verlieren. Falls es mit Patrik nicht funktionieren sollte, konnte er ja wieder zu Alex zurückkommen.

Ich bin mir selbst genug

Am folgenden Wochenende kam Patrik, um Adrian beim Umzug zu helfen. Er hatte das Auto der Frau, bei der er wohnte, geliehen, in das Adrians Sachen ohne Probleme hinein passten; es war kaum mehr als das, was er im Flugzeug von Trondheim nach Hamburg mitgenommen hatte. Alex wollte nicht beim Umzug dabei sein; er war mit Jandro unterwegs; er hatte sich am Vormittag kurz von Adrian verabschiedet. „Du kannst immer kommen, wenn du mich brauchst“, sagte er. Als sie bei dem Haus ankamen, in dem Patrik wohnte, war Adrian sprachlos. Es befand sich in einem wohlhabenden Viertel und war eine richtige Villa, die hinter einer Mauer versteckt war. „Gut, was?“, sagte Patrik und schloss das Tor auf, das in die Mauer eingelassen war. Das Haus war riesig und hatte drei Stockwerke. „Was ist das für eine Frau, die hier wohnt, woher kennst du sie?“, fragte Adrian ungläubig, als sie das Haus betraten. „Keine Ahnung, ich weiß eigentlich nur, dass sie Silke heißt“, sagte Patrik, „Ich spiele ihren Geliebten und habe hier dafür freie Kost und Logis. Das Beste ist aber“,

er öffnete eine Tür, „ich habe sogar ein eigenes Atelier.“ In dem Zimmer stand eine Staffelei und eine Fülle von Malutensilien, die in Regalen untergebracht waren. Auf der Seite gegenüber der Tür bestand die gesamte Wand aus Fenstern, die bis zum Boden reichten. Patrik zeigte Adrian das Haus, das heißt, nur das Erdgeschoss, und sagte, dass die oberen Stockwerke tabu waren. „Das ist ihr Privatbereich, da legt sie viel Wert drauf.“ Alles, was in dem Haus war, sah sehr wertvoll aus.

Patrik blieb für Adrian ziemlich geheimnisvoll, nicht nur weil er mit einer Frau zusammenlebte, die er scheinbar nicht kannte und die offensichtlich in einer völlig anderen Welt lebte als er. Er erzählte nichts aus seinem Leben, auch nicht, wenn Adrian ihn danach fragte. Er sagte einmal, „Die Vergangenheit interessiert mich nicht. Wir leben jetzt, in diesem Augenblick; alles andere hat keine Bedeutung.“ Er wollte daher auch nichts von Adrian wissen. Lieber zeichnete er, manchmal viele Stunden am Stück, oder hörte Musik, während er auf seinem Bett lag. Vor allen Dingen kochte er auch gerne und konnte, wie Adrian fand, auch wirklich gut kochen. So gab es jeden Tag etwas zu essen, wenn Adrian von der Uni oder der Arbeit nach Hause kam. Patrik mochte auch gerne spazieren gehen, am liebsten an der Elbe, die nicht weit von dem Haus entfernt war. Sie gingen fast jeden Abend zusammen spazieren, manchmal bis spät nachts. Dabei standen sie manchmal stundenlang an einer Stelle und schauten schweigend auf den Fluss.

Genauso wie Adrian zog sich Patrik gerne dick an, manchmal mit zwei langen Unterhosen unter der Hose und mehreren Pulloverschichten unter seinem Kapuzenpullover. Jetzt im Winter trug er immer zwei Kapuzenpullover übereinander und beide Kapuzen über der Mütze. Jacke hatte er scheinbar keine; zumindest hatte ihn Adrian noch nie mit Jacke gesehen. Überhaupt hatte er immer dieselbe Kleidung an, die er scheinbar nie wusch, so wie sie aussah und roch. Auch sein orangefarbener Kapuzenpullover war seit ihrer ersten Begegnung dunkler geworden. Patriks Aussehen stand in einem deutlichen Kontrast zu der Villa, in der sie wohnten und zu der Frau, deren Geliebter er offenbar war. Adrian kam das alles ziemlich unwirklich vor, geradezu unheimlich. Auch dass die Frau, der das Haus gehörte, scheinbar nie da war, fand er sehr eigenartig. Zweimal kam eine Putzfrau, eine Südamerikanerin, die kein Deutsch sprach; ansonsten waren die beiden alleine in der Villa. Immer wieder dachte er, es wirkte alles wie die Einleitung in einem Horrorfilm, bei dem nach einiger Zeit die

lebenden Toten kamen, um sich für irgendetwas an irgendjemandem zu rächen.

Erst nach über einer Woche kam die Frau, der das Haus gehörte, Silke; sie traf Adrian im Flur. „Was machen Sie denn hier“, fragte sie. Sie war schick gekleidet und stark geschminkt. „Was Sie hier machen, habe ich gefragt“, wiederholte sie. „Ich bin Adrian, Patriks Freund“, antwortete Adrian. „Patrik hat keine Freunde. Also? Haben Sie mir irgendetwas zu erklären?“ „Patrik meinte, er hätte mit Ihnen abgesprochen, dass ich hier wohnen kann“, antwortete Adrian, woraufhin Silke ihre Stimme hob und richtig laut wurde, „Bin ich bescheuert? Glaubst du wirklich, ich diskutiere hier mit sonem Typen, der sich einfach in meinem Haus eingenistet hat? Zehn Minuten, Freundchen, dann bist du hier verschwunden oder ich rufe die Polizei.“ Genau in diesem Moment kam Patrik zur Tür herein, wie immer in seinem Kapuzenpullover, mit Mütze und Kapuze auf. „Ihr habt euch also schon kennengelernt“, sagte er und grinste. „Du bist doch nicht mehr ganz dicht; quartierst hier irgendwelche Penner ein, was denkst du dir dabei? So etwas war nicht abgemacht“, sagte Silke, immer noch mit gehobener Stimme. „Ist doch genug Platz hier“, sagte Patrik, „Stell dich doch nicht so an.“ „Weißt du was? Genau das tue ich, ich stelle mich an. Glaube nur nicht, dass du hier jetzt der Hausherr geworden bist. Nur weil ich eine soziale Ader habe, gebe ich euch noch ein paar Wochen, aber spätestens nach Neujahr will ich euch hier nicht mehr sehen, beide nicht.“ Adrian und Patrik sahen sie schweigend an. „Du kommst gleich mit mir nach oben“, sagte sie dann mit einer ruhigeren Stimme und ging ins Obergeschoss. Patrik folgte ihr.

Adrian ging in sein Zimmer und versuchte, ein Buch zu lesen. Aber seine Gedanken kreisten unablässig um das, was er gerade erlebt hatte. Wie konnte er nur in so eine blöde Situation kommen? Und wohin sollte er jetzt gehen, wieder zu Alex? Er musste so schnell wie möglich eine andere Wohnung finden, dachte er, aber wie, mit seinem geringen Einkommen? Ein paar Stunden später klopfte es an seiner Tür, „Ich bin's, Patrik. Komm, wir gehen an die Elbe“, schlug er vor; die Pullover, die alle bereits ineinander steckten, hatte er schon in der Hand. Adrian zog sich seinen Parka über, ohne etwas zu sagen. „Sone Jacke sollte ich mir vielleicht auch mal zulegen“, sagte Patrik, als sie das Haus verließen, „Sieht richtig warm aus mit der Fellkapuze.“ „Mann Patrik“, erwiderte Adrian, „Die hat überhaupt nichts von mir gewusst; das ist doch völlig beschissen. Wie die mich angeschrien hat.“ „Sie ist halt ein bisschen überspannt“, ant-

wortete Patrik, „Wäre ich auch, wenn ich so viel Geld hätte. Aber das legt sich wieder. Sie will mich und sie braucht mich.“ „Das ist nicht dein Ernst“, entgegnete Adrian. Der Satz rutschte ihm heraus, ohne dass er darüber nachgedacht hatte. Aber er drückte ziemlich gut aus, was Adrian dachte. Für Patrik war alles ein Spiel und er vermutlich nur ein Spielball, über den Patrik genauso dachte wie über Silke. „Was ist schon ernst?“, erwiderte Patrik, „Ich meine, Silke weiß ja, worauf sie sich einlässt; es ist ihre Entscheidung. Außerdem können wir noch bis Ende Januar bleiben; habe ich mit ihr abgesprochen.“

Sie liefen eine ganze Zeit lang wortlos nebeneinander her, bis sie die Elbe erreichten. Als sie stehen blieben und auf das Wasser schauten, fragte Adrian, „Und ich?“ „Was ist mit dir?“, fragte Patrik. „Ich habe ja keine Ahnung, worauf ich mich eingelassen habe“, antwortete Adrian und ergänzte, „so mit dir.“ Patrik legte seinen Arm um ihn und lachte, „Du bist der coolste Typ, dem ich je begegnet bin“, sagte er, „und das ist der coolste Augenblick in meinem Leben, wir beide hier, ich mit meinem siffigen Kapuzenteil und mein Pfadfinder in nem schicken Parka mit Fellkapuze auf. Weißt du schon, was morgen ist, oder übermorgen oder in einem Monat? Jetzt sind wir die besten Freunde und erleben den besten Moment überhaupt, wir beide zusammen. Das zählt doch, oder?“ „Ich bin kein Pfadfinder“, entgegnete Adrian, „Aber du hast recht. Es ist wirklich schön mit dir hier zu sein und ich finde dich auch echt cool.“ Dabei legte er auch seinen Arm um Patriks Hüfte. Sie blieben deutlich länger als üblich an der Elbe stehen und dehnten den Augenblick, den sie zusammen genossen, so lange es möglich war. „Gehen wir wieder“, sagte Patrik schließlich, „Es ist bestimmt schon spät.“

Auf dem Weg zurück erklärte er, dass sie an Weihnachten und Silvester nicht in der Wohnung sein konnten. Adrian konnte in dieser Zeit bei Alex wohnen; Jandro war über die Feiertage bei seiner Mutter. Alex hatte vor, an Weihnachten zu ihren Eltern zu fahren, und fragte ihn, ob er nicht mitkommen wollte. Adrian war anfangs skeptisch, vor allen Dingen, weil sie sicher über ihn verärgert waren. Er hatte sich schließlich seit einigen Jahren nicht mehr bei ihnen gemeldet. Alex meinte aber, dass ihre Eltern inzwischen anders über ihn dachten. „Sie haben ja viel Zeit gehabt, über dich nachzudenken, und da ist ihnen schon etwas klar geworden. Ich bin mir sicher, dass sie sich freuen, dich wieder zu sehen.“ Sie fuhren mit einem Mietwagen an die Nordsee. Von den Eltern wurde er tatsächlich ausgesprochen freudig empfangen; seine Mutter umarmte

ihn sogar. In deren Haus sah es noch genauso aus wie früher; einzig sein Selbstporträt hing nicht mehr im Flur. Das fiel ihm sofort auf. Sie saßen dann eine ganze Weile in der Küche am Tisch, bis Alex sagte, „Also ich finde es gut, dass ihr euch wieder trefft.“ „Er hätte sich ja auch schon früher melden könnten“, sagte seine Mutter, „Er weiß ja, dass er hier immer willkommen ist.“ „Nein“, erwiderte sein Vater, „das weiß er eben nicht. Lenny“, dann machte er eine lange Pause, „Wir haben Fehler gemacht, alle. Kurzum: Ich habe jetzt verstanden, dass du behindert bist, wenn ich es so sagen darf, dass du Hilfe brauchtest. Und wir haben früher immer gedacht, Lenny soll sich nicht so anstellen; das, was die anderen können, muss er doch auch hinbekommen. Das war ein Fehler.“ Sie schwiegen eine ganze Weile, bis Alex sagte, „Er möchte Adrian genannt werden. Lenny klingt doch wie ein Kindername.“ Adrian war erstaunt, dass Alex das so sagte.

Schließlich forderte ihn Alex auf, von seinen Erlebnissen in Norwegen zu erzählen, und die Stimmung entspannte sich deutlich. Von Hannus Tod erzählte Adrian allerdings nichts. Er erfuhr von den Umständen des Todes seiner Großmutter und wie schwierig es war, ihr Haus zu verkaufen. Ihm stand auch ein Teil ihres Erbes zu, was seine Eltern auf ein Sparbuch eingezahlt hatten. „Ich muss jetzt an die frische Luft“, sagte Adrian schließlich und ging ausgiebig auf dem Deich spazieren. Er zog seine Wattstiefel an, die immer noch da waren, und lief auch einmal ins Watt hinaus. Er fühlte sich dabei wie früher, als er noch hier gewohnt hatte, vor allen Dingen weil er denselben Parka anhatte mit der Fellkapuze auf; fast zwanzig Jahre hatte er ihn schon. Er erschrak kurz bei dem Gedanken, dass ihn sein Parka bereits zwanzig Jahre durch sein Leben begleitete. Als die Feiertage vorbei waren und er mit Alex wieder nach Hamburg aufbrach, brachte ihm seine Mutter das Sparbuch und etwas, was in eine Decke eingewickelt war und wie ein Bild aussah. Sie wickelte es aus der Decke und, wie Adrian erwartet hatte, kam das Selbstporträt zum Vorschein. „Oh Mann“, sagte Alex und nahm das Bild in die Hand, „Den Parka hast du ja immer noch. Wenn man das so sieht, du hast dich wirklich kaum verändert.“ Zum Abschied sagten seine Eltern, dass er bei ihnen immer willkommen wäre. Auf dem Weg zurück nach Hamburg musste er immer wieder daran denken; „immer willkommen“, was meinten sie damit?

Bis Silvester blieb Adrian bei Alex. Silvester und Neujahr wollte er mit Mathias und Maximilian verbringen, die hatten allerdings bereits geplant, bei ihren El-

tern zu sein. Mathias schlug ihm vor, einfach mitzukommen und scheinbar waren auch seine Eltern damit einverstanden. „Nur ein Hemd ist ein Muss“, sagte Mathias, „Nicht dass du bei uns in einem Kapuzenpullover auftauchst.“ Adrian zog sich für Silvester das Hemd an, das er sich für Alex' Hochzeit gekauft hatte; seither hatte er es nur wenige Male getragen. Er ging zu den Zwillingen, von wo aus sie mit dem Auto zu den Marquarts fuhren. „Das Hemd hast du immer noch? Ich finde, du siehst richtig gut damit aus“, sagte Mathias, als er ihn sah. Er trug das gleiche blaue Hemd wie sein Bruder, allerdings wie Adrian mit einem weißen Rollkragenpullover darunter. Bei den Marquarts war es wie immer, Herr Marquart im Anzug mit Krawatte, Frau Marquart in einem schicken Kleid. Für das Essen waren die Bediensteten zuständig, die offensichtlich auch am Silvesterabend arbeiten mussten. Sie unterhielten sich zu viert als wenn Adrian nicht dabei gewesen wäre. Ihm war es aber recht, nur zuzuhören. Nach einer Weile wurde ein Aperitif aufgetischt und anschließend der erste Gang des Essens. Herr Marquart eröffnete den Abend offiziell mit einem Spruch, zu dem alle mit Wein anstießen.

Während dem Essen wandte sich Herr Marquart an Adrian und sagte, „Wir haben uns inzwischen damit arrangiert, zwei homosexuelle Söhne zu haben.“ „Fang doch nicht damit an“, entgegnete seine Frau, doch er ließ sich nicht abhalten. „Heutzutage kann man doch offen über solche Dinge reden und mich interessiert nur: Haben Sie einen Partner?“ Adrian wusste nicht, was er antworten sollte, „Eigentlich nicht.“ „Eigentlich?“, fragte Herr Marquart. „Adrian ist Autist“, erklärte Maximilian, „Bei Autisten funktioniert das anders.“ „Ach was“, sagte Herr Marquart, „Das sieht man Ihnen gar nicht an.“ „Er ist auch ein hochbegabter Autist“, erläuterte Maximilian. „Du machst dich jetzt lustig über mich“, erwiderte sein Vater, aber Maximilian verneinte, „Nein, das stimmt doch, oder?“ „Ja, ich habe eine Autismus-Diagnose“, sagte Adrian, „Hochgradig funktionaler Autismus nennt es sich“. Da kamen die beiden Bediensteten aus der Küche und brachten den nächsten Gang. Adrian war froh, dass das Thema nicht mehr angesprochen wurde. Um Mitternacht gab es ein umfangreiches Feuerwerk in Marquarts Garten. „Sie haben ja eine richtig warme Winterjacke“, bemerkte Frau Marquart, während sie sich anzogen. Adrian war tatsächlich in seinem Parka mit Abstand am dicksten angezogen. Die Zwillinge zogen sich nur eine dünne Jacke über und eine Mütze auf, sodass Adrian nicht der Einzige mit Mütze war. Als sie in den Garten gingen, zog er sich trotzdem noch die Kapuze

über. Beim Feuerwerk erzählte Mathias, dass er demnächst zu seinem Freund Elias nach München ziehen würde; inzwischen hatte er ja sein Studium abgeschlossen. Maximilian war kurz davor, sein Studium abzuschließen, aber wusste noch nicht, was er danach tun wollte. „Ich werde dann wohl auch nach München ziehen“, erklärte er. „Die gehen jetzt ihre eigenen Wege, die Zwillinge. Wir werden sie wohl in Zukunft nicht mehr so oft zu sehen bekommen“, sagte Herr Marquart, bevor sie wieder nach drinnen gingen. Adrian blieb noch über Nacht und schlief zusammen mit Mathias in dessen ehemaligem Zimmer.

Er blieb noch bis zum zweiten Januar bei Mathias und Maximilian, bevor er in die Villa zurück ging. Als er dort ankam, war Patrik schon zurück. Adrian fiel auf, dass alle seine Sachen frisch gewaschen waren; sein orangefarbener Kapuzenpullover, den er anhatte, leuchtete regelrecht. Was Patrik während der Feiertage gemacht hatte, wusste er nicht; Patrik erzählte nichts davon und Adrian fragte auch nicht nach. Womöglich war er gar nicht weg, sondern die ganze Zeit über bei Silke? So wie es Momente gab, an denen es sich mit Patrik sehr vertraut anfühlte, gab es auch welche, an denen er Adrian ausgesprochen geheimnisvoll vorkam – und fremd. „Ich habe alles mit Silke geklärt. Wir können länger bleiben, nicht nur bis Ende Januar; du auch“, sagte er, „Ich habe ihr erklärt, wie wichtig mir deine Freundschaft ist und ich glaube, sie hat es verstanden.“ „Du bist ja auch ein ruhiger Typ; das merkt sie wahrscheinlich überhaupt nicht, ob du hier bist oder nicht“, erklärte er noch.

Patrik war fast jeden Tag bei Silke. Adrian versuchte, ihr aus dem Weg zu gehen und war ihr im Januar nur drei Mal kurz begegnet. Sie ignorierte ihn einfach, obwohl er sie jedes Mal mit einem „Hallo“ begrüßt hatte. Patrik erzählte nichts weiter über sie; auch, was sie zusammen taten, wenn er zu ihr ins Obergeschoss ging, wusste Adrian nicht. Das war Patriks Seite, die Adrian sehr fremd und fast schon unheimlich vorkam. Seine vertraute Seite erlebte er bei den Spaziergängen, die sie fast täglich unternahmen. Wie Patrik trug Adrian inzwischen fast nur noch Kapuzenpullover, draußen mit mehreren anderen Pullovern drunter, drinnen ohne. Ganz besonders gefiel es ihm, mit Patrik zusammen an der Elbe zu stehen und sich gegenseitig einen Arm um die Hüfte zu legen, beide im Kapuzenpullover, mit Mütze und Kapuze. Patrik sagte auch immer wieder, dass es ihm gut tat, mit Adrian zusammen zu sein. „Was besseres konnte mir gar nicht passieren, als dich zu treffen“, sagte er.

Adrian war sehr an Patriks Zeichnungen interessiert, aber der mochte sie ihm nicht zeigen. „Ich zeichne für mich; für andere hat das keine Bedeutung“, sagte er. Es interessierte ihn auch nicht, dass Adrian früher auch gezeichnet hatte, bot aber Adrian an, aus dem Atelierzimmer nehmen zu können, was er zum Zeichnen haben wollte. „Es ist von allem genug da, Papier, Blöcke, Stifte“, sagte er, „Was du willst.“ Adrian nahm das Angebot gerne an und fing auch wieder an zu zeichnen. Da sein Job in Alex' Firma inzwischen ausgelaufen war, hatte er viel Zeit, sich mit so etwas zu beschäftigen. Er schon lange nicht mehr gezeichnet; das letzte Mal zeichnete er, als er noch bei seiner Großmutter wohnte, das war wirklich lange her. Umso erstaunter stellte er fest, dass es ihm vollkommen leicht fiel, als hätte es diese lange Pause gar nicht gegeben. Er war mit den Bildern, die er zeichnete, ziemlich zufrieden. Patrik zeigte er seine Bilder nicht; er würde sie ohnehin nicht sehen wollen, da war sich Adrian sicher.

Er war schon seit fast vier Monaten in der Villa, als er beim Aufwachen davon träumte, wie er Patrik kennengelernt hatte. Im Traum standen sie zu zweit vor Onkel Adrians Grab und Patrik umarmte ihn und drückte ihn fest an sich. Plötzlich war er weg, wie weggezaubert und Adrian stand alleine vor dem Grab in seinem Adrian-Hemd. Als er aus diesem Traum aufwachte, hatte er das Bild von sich selbst mit dem Adrian-Hemd deutlich vor Augen und spürte dabei ein Bedürfnis, dieses Hemd wieder anzuziehen. Seit er bei Patrik wohnte, hatte er überhaupt keine Hemden mehr getragen, weil Patrik auch keine Hemden trug und keine Rollkragenpullover mochte. Unter das Hemd zog er Jannings Pullover mit Stehkragen; irgendetwas musste er darunter tragen, es war auch im Haus recht kühl. In der Küche traf er Patrik, „Der Adrian in Pfadfinderuniform“, sagte er und hob grinsend seine Hand zum Pfadfindergruß. „Und das Hemd drunter bis oben zugeknöpft.“ „Das ist ein Pullover“, erklärte Adrian. „Hemd oder Pullover“, sagte Patrik, „Auf jeden Fall passt es zu dir.“

Während sie zusammen das Frühstück richteten, fragte er, „Hab ich dir eigentlich schon gesagt, dass wir gehen? An Ostern?“ „Was meinst du mit gehen?“, fragte Adrian. „Ausziehen.“ „An Ostern? Das ist in zwei Wochen.“ „Ja“, sagte Patrik, „Das hat sich halt abgenutzt, das mit Silke meine ich. War ja auch nicht so gedacht, dass es dauerhaft laufen soll.“ „Aber wo gehen wir dann hin?“, fragte Adrian, aber Patrik ging nicht auf die Frage ein. „Das passt ja auch gar nicht zu uns, hier in soner Villa. Völlig dekadent eigentlich. Nein, nein, eine Zeit lang war das ganz gut hier, aber jetzt ist es einfach durch.“ „Aber wir finden

doch nichts in zwei Wochen“, sagte Adrian, „Wie soll denn das funktionieren?“ „Oh, keine Panik“, antwortete Patrik, „Ich habe da schon was klar gemacht, einen Bauwagen.“ „Einen Bauwagen?“ „Ja, genau, auf einem Bauwagenplatz. Nicht mehr dieser bürgerliche Kram mit Wohnung und so, sondern etwas richtiges, etwas bodenständiges.“ „Bodenständig“, wiederholte Adrian. „Komm schon“, sagte Patrik, „Das wird cool, wirst du sehen. Wir beide zusammen in einem Bauwagen; richtig cool.“

Adrian war von Patriks Plänen außerordentlich beunruhigt. Auf einem Bauwagenplatz zu wohnen, konnte er sich überhaupt nicht vorstellen. Allerdings war schon die aktuelle Wohnsituation mit Silke alles andere als angenehm. Bereits eine Woche nach Patriks Ankündigung, am Wochenende vor Ostern, zogen sie auf den Bauwagenplatz. Es war warm und trocken, und Patrik meinte, sie sollten das gute Wetter für ihren Umzug nutzen. Als sie gingen, war Silke nicht im Haus; ob sich Patrik überhaupt verabschiedet hatte, wusste Adrian nicht. Er vermutete aber, dass er es nicht getan hatte und Silke womöglich nicht einmal über den Auszug informiert war. Der Bauwagen war klein. Es passte gerade das Bett herein, unter das mehrere große Holzkisten gestapelt waren. Das Bett war auch ziemlich hoch, sodass man gerade noch darauf sitzen konnte, ohne den Kopf an die Decke zu stoßen. Es reichte bis zu dem einen Fenster an der Seite. Stehen konnte man nur in einem etwa einen Meter breiten Bereich zwischen Bett und Eingangstür. Dort stand auch ein kleiner Holzofen. Patrik brachte neben dem Bett noch ein paar Regale an, die für Bücher und Musikkassetten gedacht waren. Jeder bekam vier von den Kisten unter dem Bett. Zu Adrian's Erstaunen reichte der Platz für seine Sachen. Patrik hatte deutlich weniger als er und konnte eine Kiste ausschließlich für seine Malutensilien nutzen.

Die meisten Leute vom Bauwagenplatz nannten Patrik Pat, englisch ausgesprochen. Sie saßen jeden Abend zusammen, manchmal an einem Lagerfeuer in der Feuerstelle mitten auf dem Platz, manchmal im Küchenwagen, in dem es dann aber auch eng war. Meistens wurden politische Diskussionen geführt. Das heißt, es waren eigentlich keine Diskussionen, da alle dieselbe Meinung vertraten. Patrik kommentierte das immer wieder mit einer witzigen Bemerkung, deren Pointe Adrian allerdings meistens nicht verstand. Er kochte auch jeden Abend oder richtete etwas für das Grillen. Bevor sie dort hinzogen, wurde auf dem Bauwagenplatz scheinbar nicht so oft gekocht; das Essen kam dann meistens von einem Imbiss. Patriks Kochkünste kamen daher sehr gut an. Adri-

an saß immer schweigend dabei, wenn sie zusammen aßen. Er konnte zu den besprochenen Themen nichts beitragen und genoss es, seinen Träumen nachzugehen, während er neben Patrik in der Runde saß.

Ein paar Tage nach dem Einzug in den Bauwagen brachte Patrik ein großes Paket. „Das hat mir Silke vermacht“, sagte er, „eine Stereoanlage mit Kassettenrekorder und Boxen. Jetzt können wir hier auch Musik hören.“ Adrian wusste, dass Patrik gerne Musik hörte aber nicht, welche. Er hörte sie immer nur für sich alleine, als sie noch in der Villa wohnten. Patrik brachte für die Anlage ein weiteres Regal an, das genau auf sie eingepasst war und legte eine Stromleitung zum Wagen. Als alles fertig war, legte er sich mit Adrian auf das Bett und legte eine Musikkassette ein. Adrian gefiel die Musik nicht; sie war ziemlich lärmig, Punk eben, noch dazu welcher, der weitgehend ohne Harmonien auskam. Anders als in der Villa schliefen sie jetzt zusammen in einem Bett. Patrik legte dabei immer seinen Arm um Adrian und drückte ihn fest an sich heran. Oft beschnüffelte er ihn ausgiebig und sagte, „Von deinem Geruch kann ich gar nicht genug kriegen.“ Adrian fiel auf, dass Patrik dabei nie ein steifes Glied hatte, genau wie er auch. Sie verbrachten viel Zeit miteinander, manchmal mehrere Tage am Stück. Sie waren oft an der Elbe, lagen stundenlang zusammen im Bett und hörten Musik oder waren im Küchenwagen, wo ihm Adrian zusah, wie er kochte oder versuchte, die Gespräche der anderen Bauwagenbewohner mit Witzen aufzulockern. Adrian verpasste den Beginn des Sommersemesters und entschied sich, es ganz auszusetzen. Seit Anfang des Jahres hatte er auch keine Arbeit mehr und auch kein Einkommen. Auf dem Bauwagenplatz brauchte er kein Geld; es war alles einfach da. Lebensmittel gab es von einem Händler, der die Reste eines jeden Tages den Bewohnern spendete; Strom und Wasser wurden einfach an öffentlichen Leitungen abgezapft.

Es war ein sommerlicher Abend und schon ziemlich spät, als sie am Lagerfeuer saßen und jemand sagte, „Dann starten wir jetzt.“ „Was meint er?“, fragte Adrian. „Es geht um sone Aktion mit Farbbeuteln und so“, sagte Patrik, „Ich glaube, es geht um den Polizeipräsidenten.“ Dann wurden Rucksäcke verteilt, in denen mit Farbe gefüllte Luftballons steckten. „Wir müssen uns jetzt ver mummen“, sagte Patrik, „Ich nehme einen Schal, hast du auch was, eine Sturmhaube oder so?“ „Ja, eine Sturmhaube“, antwortete Adrian. Patrik setzte sich seine Mütze auf, wickelte sich seinen Schal um Mund und Nase und zog die Kapuze darüber. Adrian fand nach einigem Suchen seine Sturmmütze; „Balaklava“, fiel ihm

da ein und er fragte sich, woher das Wort kam. Als er sie sich überzog, sagte Patrik, „Perfekt, dann los.“ Als sie die anderen trafen, erfuhren sie, dass sie mit der S-Bahn fahren mussten und daher die Vermummung wieder ablegen sollten, um dort nicht aufzufallen. Als sie sich schließlich dem Haus näherten, das mit Farbbeuteln beworfen werden sollte, vermummten sie sich wieder.

Plötzlich blitzte von allen Seiten blaues Licht auf und Polizeisirenen heulten. Eine Lautsprecherstimme rief, „Hier spricht die Polizei. Legen Sie Taschen und Rucksäcke auf den Boden und heben Sie die Hände.“ Von allen Seiten kamen Polizisten angerannt. Adrian stand direkt vor einer Haustür, von der er erkennen konnte, dass sie nur angelehnt war. Er rannte in das Haus und die Treppen herunter in den Keller. Er hörte wie ihm Polizisten hinterher rannten; „Ihr geht in den Keller, wir sichern die Obergeschosse“, hörte er. Er sah eine offene Kellertür und sprang in den Kellerraum. Darin sah er einen Schrank, in den er stieg und die Tür zuzog. Die Stimmen der Polizisten kamen näher, „Er muss hier irgendwo sein.“ Dann hörte er von draußen eine Lautsprecherstimme, „Suche abbrechen, Suche abbrechen.“ Die Polizisten gingen wieder. Dennoch waren sie noch eine ganze Zeit lang vor dem Haus zu hören. Adrian blieb sehr lange in dem Schrank. Noch nie in seinem Leben hatte er eine solche Angst verspürt, wie in dieser Situation. Erst als nichts mehr zu hören war, verließ er den Schrank wieder.

Als er schließlich am Bauwagenplatz ankam, saßen alle am Lagerfeuer. „Wir haben schon gedacht, dass sie dich behalten haben“, sagte Patrik. Er erzählte, dass bei ihnen lediglich die Personalien festgestellt wurden und weiter nichts passierte. „Und bei dir?“ „Ja, auch“, sagte Adrian. Er wusste nicht warum, aber er dachte, es war besser, nicht zu erzählen, dass er sich in einem Keller versteckt hatte. „Da hat uns jemand verraten“, sagte jemand in der Runde, „Die haben genau gewusst, was wir vorhatten, das war perfektes Timing.“ „Wer soll uns denn verraten haben?“, fragte ein anderer. „Komm, wir gehen“, sagte Patrik und ging mit Adrian in den Bauwagen. „Was für ein Schwachsinn“, sagte er, „die sind ja sowas von bescheuert.“ „Naja“, erwiderte Adrian, „das wirkte schon so, als wenn die Polizei Bescheid wusste.“ „Ach was“, sagte Patrik, „wegen ein paar Farbbeuteln, die noch nicht mal geworfen wurden. Die machen sich nur wichtig. Dieser ganze Polit-Schwachsinn ist doch überhaupt nur Wichtigtuerei. So ein Blödsinn. Komm jetzt ins Bett, es ist wirklich schon spät.“

Im Sommer waren sie oft zusammen an Seen außerhalb von Hamburg baden. Patrik kannte einige davon. Zum Baden fuhren sie mit der S-Bahn und Fahrrädern, die Patrik auf einer Auktion der Bahn günstig bekommen hatte. Adrian genoss jeden Moment, den er mit Patrik zusammen war, und das war in diesem Sommer fast die gesamte Zeit. In manchen Momenten war es, wie in einer anderen Welt zu leben, in einer Welt, die in ähnlicher Weise seine eigene Welt war, wie er es in der Finnmark erlebt hatte. Zugleich gab es aber immer wieder Irritationen, die genau dieselbe Welt plötzlich völlig fremd erscheinen ließen. Sein Verhältnis mit Patrik war paradox: So nahe wie sie sich waren, so unglaublich weit voneinander entfernt waren sie sich zugleich. Sie lebten jeweils in einer eigenen, völlig isolierten Welt, und zugleich so eng zusammen, dass es Adrian oft schwer fiel, zwischen sich und Patrik zu unterscheiden; als wären sie eine einzige Person. An einem Tag überraschte Patrik Adrian, indem er ihm sagte, dass er demnächst einen Job als Koch anfangen würde. „Bist du denn Koch?“, fragte Adrian und Patrik erzählte ihm, dass er in Portugal Koch gelernt hatte. Dabei erwähnte er, dass er mehrere Jahre in Portugal gelebt hatte. Adrian wusste bis dahin nichts davon und Patrik wollte auch nichts weiter davon erzählen. An einem Morgen, es war noch sehr früh und sie lagen noch im Bett, klopfte es an der Bauwagentür. Die Frau, die dann hereinkam war wohl eine Bekannte von Patrik; Adrian hatte sie noch nie gesehen. Sie setzte sich auf den Ofen und vergrub ihr Gesicht in ihren Händen; nach einer Weile schluchzte sie, „Johan ist tot.“ Patrik sagte zu Adrian, „Ich glaube, du lässt uns am besten alleine.“ Eigentlich hatten sie wieder geplant, zu einem See zu fahren; Adrian wusste nicht, was er stattdessen machen sollte. Während er im Küchenwagen saß und einen Kaffee trank, entschied er sich, alleine zum See zu fahren. Als er abends zurückkam, war der Bauwagen leer; als Patrik kam, schlief er bereits. Am nächsten morgen eröffnete ihm Patrik, dass er keine Zeit hatte, weil er sich um Johans Mutter kümmern musste. Es regnete und Adrian verbrachte den Tag an der Uni, weil eine keine Idee hatte, was er sonst tun sollte. Die meiste Zeit verbrachte er in der Bibliothek und las.

Am Abend war beim Lagerfeuer Johans Tod das beherrschende Thema; offensichtlich war seine Mutter auf dem Platz bekannt. Es wurde ausführlich darüber gesprochen, was es alles zu tun gab und wie es organisiert werden konnte. Einer der Bewohner schien sich mit Todesfällen auszukennen und legte detailliert dar, was alles bedacht werden musste. Adrian war erstaunt, wie kompliziert es

war, mit so einem Todesfall umzugehen. Als er mit Patrik im Bauwagen lag, sagte Patrik, „Der war noch nicht mal zwei Jahre alt. Früher oder später trifft es alle und am Ende ist es ja egal, ob es nach zwei Jahren passiert oder nach achtzig. Möchtest du achtzig Jahre alt werden?“ Adrian hatte sich darüber noch keine Gedanken gemacht. Patrik sagte, dass er für das gestorbene Kind eine Musikkassette aufnehmen wollte. Damit war er die ganze Nacht durch beschäftigt, während Adrian versuchte zu schlafen. Am nächsten Morgen ging er wieder zu Johans Mutter und kam erst abends zurück.

Wenige Tage später fand bei den Eltern des Kindes eine Totenfeier statt. Patrik sagte, dass er dort nicht hingehen wollte. „Da kommen dann lauter Leute und trauern“, sagte er, „Was soll das denn sein, das Trauern? Das ist doch wie im Theater, alle spielen etwas und fühlen sich dabei noch betroffen. Das muss ich nicht haben.“ Er fand es aber wichtig, dass die Eltern des Kindes seine Kassette bekamen. Er hatte sie ja extra zu diesem Anlass für sie aufgenommen. Er wickelte die Kassette in ein Paketpapier ein, auf das er „Johan“ schrieb. „Du gehst da hin“, sagte er dann, „Du brauchst ja nur die Kassette abgeben und kannst dann gleich wieder gehen. Wenn ich da hingeh, kann ich nicht gleich wieder gehen; das geht nicht, das würden sie nicht verstehen.“

Als Adrian dort ankam, stand die Wohnungstür einen kleinen Spalt offen. Durch den Spalt beobachtete er, wie sich jemand in das Zimmer direkt neben der Wohnungstür schlich und die Tür hinter sich ein kleines Stück zuzog. Als er in die Wohnung ging und durch den Spalt in dieses Zimmer sah, erblickte er den kleinen Sarg mit der Kinderleiche. Der Mann, der sich dort hinein geschlichen hatte, kniete daneben und betrachtete die Leiche. Er kam Adrian irgendwie bekannt vor; aber er konnte ihn nicht deutlich genug erkennen. Dann hörte er Johans Mutter, „Komm rein, du bist doch Pats Freund. Hier sind alle willkommen, ganz besonders Pats Freunde.“ Adrian sagte, dass er etwas von ihm übergeben sollte. „Ach Patrik“, sagte Johans Mutter und nahm die Kassette, „Der ist so gut, wirklich; wenn ich den nicht hätte. Wenn du willst, kannst du gerne bleiben.“ Doch Adrian kannte die meisten Leute auf der Feier nicht und wollte lieber gleich wieder gehen. Inzwischen stand das Zimmer mit dem Sarg offen und um den Sarg herum spielten lauter Kinder; der Mann kniete immer noch neben dem Sarg. Adrian war sehr neugierig, sich das tote Kind im Sarg anzusehen, aber er traute sich nicht, das Zimmer zu betreten. Er blieb einige Zeit unentschlossen stehen und ging schließlich, kurz nachdem er gekommen war.

Auch nach der Totenfeier war Patrik oft bei Johans Mutter. Als er im September begann, als Koch zu arbeiten, war Adrian nur noch abends und nachts mit ihm zusammen, außer an den Wochenenden, die sie größtenteils miteinander verbrachten. Nach ein paar Wochen sagte Patrik, dass es ihm zu eng wurde, mit Adrian in einem Bauwagen zu leben. „Im Sommer waren wir ja viel unterwegs, da war das ja kein Problem, aber wenn jetzt das Wetter schlechter wird, dann ist hier drin einfach zu wenig Platz für zwei.“ Adrian fand, dass er recht hatte. Auch wenn es schön war, so eng mit Patrik zusammenzuleben, es war auch unbequem. „Ich habe mir auch schon überlegt, ob ich mir nicht ein Zimmer mieten soll“, sagte er und Patrik bestätigte ihn. „Wir können uns ja umhören. Hier in der Gegend sind ja viele Wohnungen frei.“ Nur wenige Tage später erzählte ihm Patrik, dass jemand aus dem Umfeld des Platzes eine kleine Wohnung hatte, die er nicht nutzte. „Da kannst du zur Untermiete wohnen“, sagte er, „Ich habe das schon klar gemacht, du kannst da eigentlich sofort einziehen.“

Die Wohnung war sehr klein. Sie bestand aus einem kleinen Zimmer mit einer Kochnische, in der zwei verrostete Herdplatten standen und einem Klo. Eine Dusche gab es auch hier nicht, aber Adrian konnte ja die Dusche in einem nahe gelegenen Wohnprojekt benutzen; das tat er schließlich, seit er auf den Bauwagenplatz gezogen war. Dafür war das mit der Miete denkbar unproblematisch; sie war nicht nur gering, sein Vermieter sagte ihm auch zu, die ersten Monate ohne Miete wohnen zu können, bis er genügend verdiente, um Miete bezahlen zu können. Er überließ Adrian die Matratze und die beiden Stühle, die in der Wohnung waren. Das waren allerdings die einzigen Möbel, die es gab. Adrian zog noch am selben Tag um, an dem er die Wohnung besichtigt hatte.

Alleine in der Wohnung zu sein, fühlte sich sehr merkwürdig an; nicht unangenehm aber ungewohnt. Dabei kam Adrian seit langer Zeit zum ersten Mal wieder Thorge in den Sinn. Sie hatten sich ab und zu mal geschrieben, aber immer mit einem Abstand von ein, zwei Monaten und immer nur recht kurz. Die Zeit mit Patrik war so intensiv, dass Thorge in Adrians Vorstellung weit entfernt war. Er tauschte in einem Kiosk Münzen ein und rief Thorge von einer Telefonzelle aus an. Thorge war außer sich vor Freude, als er Adrians Stimme hörte. Innerhalb von nicht einmal einer Minute fühlte es sich richtig vertraut an, miteinander zu sprechen, als wenn sie sich erst vor Kurzen das letzte Mal gesehen hätten und nicht vor über einem Jahr. Adrian schilderte seine Zeit in Hamburg, insbesondere auch seine Erlebnisse mit Patrik, von denen er in den Briefen nur An-

deutungen gemacht hatte. „Das hört sich ja ganz schön verrückt an“, sagte Thorge, „verloren in der Großstadt.“ Adrian fühlte sich in der Tat ziemlich verloren. „Du hast recht“, antwortete er, „mit Hannu habe ich auch meine Heimat verloren.“ Er stutzte, als er das gesagt hatte; der Satz kam tief aus seinem Unterbewusstsein, aber er stimmte, er hatte seine Heimat verloren. Thorge lud ihn ein, nach Trondheim zu kommen und sie verabredeten sich für das kommende Frühjahr.

Adrian wohnte bereits seit drei Wochen in der neuen Wohnung, als Patrik vorschlug, einen Bekannten auf dem Land zu besuchen. Ihn hatte er seither nur noch an den Wochenenden gesehen, an denen sie dafür meistens viel Zeit zusammen verbrachten. „Das ist ein richtiger Bauernhof dort, das wird sicher gut“, sagte Patrik. Der Bauernhof war mit der Bahn gut zu erreichen und sie entschieden sich, über das Wochenende dorthin zu fahren. Patrik hatte sich den Freitag frei genommen, sodass sie bereits Freitag vormittags fuhren. Das Wetter war bereits ziemlich herbstlich und Patrik hatte wieder seine Mütze auf, über die er seine orangefarbene Kapuze zog. Das Wetter wurde immer ungemütlicher, es war nicht nur kalt und windig, sondern gab auch immer wieder Regenschauer. Adrian hatte seinen Parka an und auf dem Weg zum Bauernhof sagte Patrik, „Ich brauche dringend auch so eine Jacke für den Winter; so eine dicke, wie du sie hast.“ Als sie ankamen, empfing sie Patriks Bekannter und sagte, dass mit seiner Familie gleich zu Verwandten fahren würde. „Ihr müsst euch ohne uns vergnügen“, sagte er zu Patrik, „aber das wird wohl kein Problem für euch sein. Du weißt ja, wie das hier funktioniert“ Er zeigte ihnen noch das Zimmer, in dem sie übernachten konnten.

Beim anschließenden Spaziergang kamen sie in einen Regenschauer. Zum Glück hatte Adrian seinen Parka an; Patrik, der lediglich den Kapuzenpullover trug, war ziemlich durchnässt, als sie wieder zurückkamen; da nutzten auch die weiteren Pullover nichts, die er darunter anhatte. „Ich habe zu wenig Sachen zum Anziehen mit. Ich schau mal, ob ich hier was finden kann; irgendwo finde ich bestimmt eine Jacke oder so“, sagte er. Als er wieder ins Zimmer kam, hatte er einen Bundeswehrparka an, den er bis oben hin zugeknöpft hatte. „Der ist doch ganz gut“, sagte er, „Den kann ich mir sicher über das Wochenende ausleihen.“ In dem Parka sah er endgültig aus wie Leif in der Trondheimer Schwulengruppe. Irgendwie passte das nicht zu Patrik; Adrian fand, dass überhaupt Jacken nicht zu ihm passten, schon gar nicht ein Bundeswehrparka. Er konnte

sich Patrik eigentlich nur in T-Shirt und Pullover vorstellen mit einem orangefarbenen Kapuzenpullover als Oberstes, außer im Sommer natürlich. Aber Patrik schien der Parka zu gefallen, er hatte ihn die ganze Zeit über an, auch drinnen, da es auch im Haus nicht warm war; der Bauernhof war nicht gut beheizt. Weil es viel regnete, verbrachten sie die meiste Zeit drinnen, hörten zusammen Musik oder bereiteten die Mahlzeiten vor. Es stellte sich zwischen den beiden wieder dieses intensive Gefühl von Vertrautheit ein, das Adrian schon länger nicht mehr gespürt hatte. Leider war die Zeit schnell vorbei; am Sonntag nachmittags fuhren sie wieder zurück. Der Bundeswehrrparka blieb auf dem Bauernhof.

Adrian las täglich Stellenanzeigen in der Zeitung. Er brauchte dringend einen Job. Bislang musste er keine Miete bezahlen und konnte auf dem Bauwagenplatz oder in dem Wohnprojekt essen. Er konnte sich dort auch Lebensmittel mitnehmen, wenn er wollte. Aber er konnte sich nicht darauf verlassen, dass es so blieb und er ganz ohne Geld leben konnte. Doch das Durchsehen der Stellenanzeigen machte ihn mutlos. Er konnte sich nicht mehr vorstellen, in einem Supermarkt zu arbeiten oder etwas anderes, was ihn nicht interessierte. Die Rettung kam, als er an einem Haus einen Aushang im Erdgeschossfenster entdeckte, in dem eine Stelle als Illustrator ausgeschrieben war. In dem Haus war ein kleiner Verlag untergebracht, der auf Kinderbücher spezialisiert war. Adrian ging hinein und erkundigte sich nach der Stelle. Der Verlag war offenbar sehr klein; so wie es Adrian erkennen konnte, war er in nur drei Zimmern untergebracht. Er hatte obendrein den Eindruck, dass die Frau, die ihm die Tür geöffnet hatte, die einzige Mitarbeiterin des Verlags war. Sie sagte ihm, dass die Stelle noch zu vergeben war und dass er sich am besten mit ein paar Arbeitsbeispielen bewerben sollte. Er holte ein paar seiner Zeichnungen und war kurze Zeit später wieder zurück. Die Frau begutachtete die Zeichnungen und sagte, „Das ist doch großartig; Sie sind ja richtig talentiert.“ Adrian bekam eine Teilzeitanstellung und sollte an zwei Tagen in der Woche arbeiten. Er konnte gleich am nächsten Tag beginnen.

Die Arbeit gefiel ihm sehr gut. Er hatte seinen Arbeitsplatz alleine in einem der Zimmer und sollte erst einmal den Verlag kennenlernen. Seine Arbeit bestand darin, Kinderbücher zu illustrieren. Das beinhaltete aber auch, Vorschläge über die Aufteilung des Buches und den Stil der Illustrationen zu entwickeln, die dann mit den jeweiligen Autoren abgestimmt wurden. Bevor er aber damit anfangen sollte, sollte er erst einmal den Stil des Verlages kennenlernen und sich bereits

veröffentlichte Bücher ansehen. Die Verlagsleiterin schlug ihm vor, zu den ein oder anderen Büchern Alternativvorschläge zu erarbeiten und mit ihr zu besprechen. Damit war Adrian in den ersten beiden Wochen beschäftigt. Die Bücher, die der Verlag veröffentlichte, waren durchaus anspruchsvoll, meistens mit vielen farbigen Bildern, die alle recht aufwendig gemalt oder gezeichnet waren. Zum Arbeiten stand ihm neben Papier und Blöcken ein ganzer Schrank voll unterschiedlicher Farben zu Verfügung. Die Verlagsleiterin war mit seinen Ideen sehr zufrieden; sie meinte, Adrians Stil passte sehr gut zum Verlag.

Patrik traf er nur noch am Wochenende auf dem Bauwagenplatz. Abgesehen vom Tag des Umzugs war er kein einziges Mal in Adrians Wohnung gewesen. Wenn das Wetter oft nicht so gut war, verbrachten sie die Zeit damit, sich im Bett aneinander zu kuscheln und Musik zu hören. Ansonsten spazierten sie an der Elbe, so wie in der Zeit, als sie noch in der Villa wohnten. Auch am Samstag nach seinem Geburtstag ging Adrian zum Bauwagen, aber Patrik war nicht da, obwohl es noch sehr früh war. Auf dem Platz erfuhr Adrian, dass Patrik weggefahren war; wohin, war offensichtlich nicht bekannt. Adrian versuchte es am Sonntag nochmal, aber er traf Patrik auch da nicht an; auch an den folgenden Wochenenden nicht. Erst nach drei Wochen traf er Patrik wieder an. Er verhielt sich, als wenn er gar nicht weg gewesen wäre; Adrian fühlte sich ziemlich irritiert. Als er ihn schließlich fragte, wo er gewesen war, sagte Patrik, „Ich war weg, mal was anderes sehen. Hast du ein Problem damit?“ Adrian verneinte. Patrik sagte, dass er etwas Abstand brauchte und Adrian ihn erst einmal nicht besuchen sollte. „Du kannst es ja im Januar wieder versuchen; vielleicht nicht gleich am ersten Wochenende“, sagte er.

Adrian wartete bis zum dritten Wochenende im Januar, um Patrik wieder zu besuchen. Der überfiel ihn gleich mit der Frage, „Hast du dir schon mal Gedanken dazu gemacht, ob du schwul bist?“. „Gedanken habe ich mir schon gemacht“, antwortete Adrian, „Warum fragst du?“ „Ich meine, so wie das letztes Jahr war, wir beide, zwei Typen in einem Bauwagen, in einem Bett; das wirkt doch schon ein bisschen so, oder?“ „Ich weiß nicht“, antwortete Adrian, „Eigentlich glaube ich nicht, dass ich schwul bin; allerdings auch nicht hetero. Irgendwie bin ich da nichts; das ist irgendwie nicht mein Thema.“ „Ja“, sagte Patrik und wirkte dabei ziemlich nachdenklich, „Ist ja auch nichts passiert. Wir liegen jede Nacht eng beieinander und nie ist da irgendwas passiert. Das ist doch komisch, oder? Ich muss mir darüber klar werden. Du erinnerst dich doch an Johan, den kleinen

Jungen, der letztes Jahr gestorben ist? Seine Mutter hat mir von jemandem erzählt, Jan heißt er.“ Patrik sah ihn an und setzte nach einer kurzen Pause fort. „Der ist schwul, so richtig, offen, mit Coming-out und so.“ Patrik sah ihn wieder eine ganze Zeit lang schweigend an. „Verstehst du?“ Adrian verneinte. „Ich hab den jetzt mal so ein bisschen beobachtet, so auf der Straße, der wohnt hier gleich um die Ecke. Witziger Typ. Rennt draußen auch so eingemummelt rum, so wie du, mit Mütze und Kapuze und so; gefällt mir ja auch. Ich meine nur, interessanter Typ, dieser Jan.“

Sie saßen eine ganze Zeit lang schweigend auf dem Bett. Adrian wusste nicht, was sagen sollte; er war auch ein bisschen müde. „Wie siehst du das denn mit uns?“, fragte Patrik plötzlich. „Ich meine, es war ja total schön mit uns letztes Jahr, aber jetzt ist das doch durch, oder?“ Adrian war irritiert, so etwas von Patrik zu hören, obwohl er zugeben musste, dass sich ihr Verhältnis in den letzten Wochen tatsächlich sehr verändert hatte. Aber es war Patrik, der es verändert hatte. „Egal, ob jetzt schwul oder nicht, das war ja schon wie eine Partnerschaft, ich meine, so wie eine Ehe, oder?“ Adrian dachte eine ganze Weile darüber nach, bis er sagte, „Wir waren schon eng zusammen, das stimmt; aber Partnerschaft? Ich weiß ja nicht.“ „Ist ja egal, wie du es nennst“, sagte Patrik, „Auf jeden Fall ist es jetzt vorbei. Es stimmt nicht mehr. Wir sollten ab jetzt unsere eigenen Wege gehen.“ Adrian war erschrocken, vor allem von Patriks Bestimmtheit. Sie saßen eine ganze Weile schweigend nebeneinander auf dem Bett. „Ich bin jetzt aber müde“, sagte Patrik, „Wir haben ja auch alles besprochen.“ Er zog sich aus und legte sich unter die Bettdecke. Adrian fiel es schwer, die Starre zu überwinden, die er in diesem Moment spürte. Aber es gelang ihm und er ging nach Hause.

Es dauerte weitere vier Wochen, bis er sich traute, Patrik wieder aufzusuchen. Er hatte täglich gehofft, dass Patrik zu ihm kam und das, was er gesagt hatte, wieder zurücknahm. Aber er war nicht gekommen. Als Adrian ihn besuchte, war er im Gegenteil sehr abweisend. „Das passt jetzt gerade gar nicht“, sagte er gleich. Als Adrian ihn fragte, wann er denn wieder kommen konnte, antwortete er, „Keine Ahnung; ich weiß nicht. Jetzt passt es jedenfalls nicht.“ „Sollen wir uns überhaupt wieder treffen?“, fragte Adrian. Patrik zögerte einen Moment und sagte dann, „Du hast recht. Ich glaube, das ist wirklich vorbei mit uns. Vielleicht begegnen wir uns zufällig mal irgendwo, aber jetzt? Nein, das ist vorbei.“ Adrian ging wortlos wieder. Inzwischen zeichnete er sehr viel. Die Arbeit machte

Spaß und inspirierte ihn ungemein. Wenn er nicht zeichnete, ging er an die Elbe spazieren und dachte dabei oft an Patrik. Inzwischen war er so wie Patrik gekleidet und hatte Hosen mit Löchern und eine schwarze Mütze. Es fehlte nur noch ein orangefarbener Kapuzenpullover, das hatte er nicht, dafür den braunen, den er im letzten Jahr immer getragen hatte. Wenn er so spazieren ging und sich die Kapuze über die Mütze gezogen hatte, fühlte er sich Patrik irgendwie nahe; und es fühlte sich gut an.

Im Frühjahr fuhr Adrian nach Trondheim, um Thorge und Leif zu besuchen. Er brauchte zwei Tage, um mit dem Zug und der Fähre dorthin zu kommen. In Trondheim war es noch richtig winterlich. Schon bei der Fahrt durch die norwegischen Berge überkam Adrian eine Art Heimweh und die Sehnsucht nach dem Norden. Er dachte darüber nach, wieder nach Kirkenes zu ziehen, aber die Erinnerungen an Hannu und seinen Tod waren noch zu präsent; obwohl es schon über zwei Jahre her war. Thorge hatte wie früher wieder lange Haare und war wie gewohnt ganz in schwarz gekleidet. „Du hast ja deine Haare wieder wachsen lassen“, bemerkte Adrian und Thorge erklärte, dass er Leif mit längeren Haaren besser gefiel. „Leifur steht auf schwarze Haare“, sagte er. Bei Thorge erlebte er die gewohnte Vertrautheit, spielte mit ihm das Ausziehspiel und schlief mit ihm und Leif in einem Bett. Unter der Woche arbeiteten beide und Adrian setzte sich dann in einen Park, wo er stundenlang seinen Gedanken nachging. „Du solltest wieder nach Norwegen kommen“, sagte Thorge, „Das Leben in Hamburg ist viel zu schnell für Menschen wie uns. Kaum hat man sich an etwas gewöhnt, ist alles schon wieder anders. Es ist dort wie in einem Comic.“ Adrian war sich unsicher; Thorge hatte recht, er gehörte nach Norwegen und nicht nach Hamburg. Auf der anderen Seite hatte er den Eindruck, dass es noch etwas gab, was er für sich klären musste und was er klären sollte, bevor er eine neue Heimat fand. Er erzählte Thorge, wie er zu seiner Autismusdiagnose gekommen war. In letzter Zeit dachte er immer wieder darüber nach, dass er sich mit den autistischen Aspekten seines Lebens intensiver auseinandersetzen sollte. Ansonsten war es wie ein Schicksal, dem er sich ausgeliefert fühlte, so wie er sich auch Patrik ausgeliefert fühlte. Es war das erste Mal, dass er mit Thorge über seinen Autismus redete; es war sehr gut.

Am Sonntag, Adrians letztem Tag in Trondheim, waren Thorge und Leif nachmittags bei Freunden verabredet, um eine Krimiserie anzusehen. Leifs Freund hatte eine ganze Sammlung von solchen Serien auf Videokassette. „Für Leif

hat diese Serie Kultstatus“, erklärte Thorge und Leif sagte, dass er gar nicht genug davon bekommen konnte. Bei seinem Bekannten waren noch drei weitere Interessierte, sodass sie zu siebt vor dem Fernseher saßen. Nach etwa einer halben Stunde gab es in dem Film eine Szene, in der die Polizisten in eine Wohnung eintraten und einen Mann antrafen, der vor einem Fernseher saß. „Ørstein Lindholm, Sie sind verhaftet“, sagte einer der Polizisten, „Stellen Sie sich mit dem Gesicht zur Wand.“ Er durchsuchte den Beschuldigten und führte ihn in Handschellen ab. Direkt nach dieser Szene stand Leif auf und stellte sich vor Thorge. „Tore Foss Ingvarson, Sie sind verhaftet. Stellen Sie sich mit dem Gesicht zur Wand“, sagte er. Sein Bekannter lachte und sagte, „Darauf haben wir schon gewartet.“ Thorge zögerte und Leif forderte ihn mit einer Geste auf, sich an die Wand zu stellen. „Aufstehen“, rief einer der anderen Anwesenden und Thorge stand schließlich auf und stellte sich mit dem Gesicht zur Wand. Leif tastete ihn von oben bis unten ab und zog dann Handschellen aus seiner Hosentasche, mit denen er Thorge die Hände auf den Rücken fesselte. „Das ist der eigentliche Grund, warum er diese Filmnachmittage so mag“, sagte Thorge, als er sich wieder setzte. Die Handschellen musste er anbehalten, bis der Film zu Ende war und sie wieder gingen. Adrian verabredete mit ihm, am Ende des Jahres wieder zu kommen.

Geheimnisvolle Verwandtschaft

Den Sommer über war Adrian viel alleine. Der Kontakt mit Patrik war völlig abgerissen. Einmal hatte er die Idee, Patrik zu besuchen, und ging zum Bauwagenplatz. Als er von Weitem Patrik vor seinem Bauwagen sitzen sah, kam in ihm die Befürchtung auf, wieder von Patrik verletzt zu werden. Er entschied sich, Patrik lieber nicht zu treffen, und kehrte wieder um. Er dachte oft über seine Autismusdiagnose nach, gerade auch weil ihm auffiel, wie gut er sich fühlte, alleine zu sein. Ihm fielen nach und nach die Umstände seiner Diagnose wieder ein, auch dass er damals schon nicht mit anderen Kindern spielen wollte. Es waren immer nur spezielle Menschen, zu denen der Kontakt fand, Menschen wie Janning oder Ender mit dem Gehirntumor, Mathias, Thorge und Hannu; und Patrik, der mit Abstand merkwürdigste von allen. Er begann, einen Comic über Autismus zu zeichnen, in dem er seine Geschichte und die merkwürdigen Begegnungen und Erlebnisse, die er hatte, zeichnete. Zum Ende des Sommers reifte die Idee, vielleicht noch einmal einen Psychologen aufzusuchen und mit ihm über seinen Autismus zu reden. Es war ja viel Zeit vergan-

gen, seit er seine Diagnose erhalten hatte. Im Telefonbuch fand er schließlich die Telefonnummer des Hamburger Autismusinstituts. Er brauchte noch ein paar Wochen, bis er sich entschließen konnte, dort anzurufen. Am Telefon erfuhr er, dass er dort keine Diagnose erhalten konnte. Als er erklärte, dass er bereits eine Autismusdiagnose hatte und einen Psychologen suchte, der sich mit Autismus auskannte, bekam er einen Beratungstermin.

Das Autismusinstitut war in einem kleinen Haus untergebracht, das eher in ein Dorf passte als in eine Großstadt. Im Flur standen fünf Stühle, von denen von denen zwei mit einer Frau und einem Jungen besetzt waren. Adrian wurde am Telefon instruiert, dort zu warten, bis er aufgerufen wurde. Er setzte sich neben die Frau; der Junge neben ihr, vermutlich ihr Sohn, war in ein Buch vertieft. Plötzlich wandte sie sich an ihn, „Lenny?“ Als Adrian sie ansah, fragte sie, „Lennart Jansen?“ Adrian hatte überhaupt keine Idee, wer diese Frau sein konnte und antwortete, „Ja, ich heiße Lennart Adrian Jansen.“ „Was machst du denn hier?“, fragte sie. Adrian sagte, dass er seine Autismusdiagnose noch einmal abklären wollte. Nach einer kurzen Pause, fragte sie, „Aber du weißt, wer ich bin, oder?“ Adrian verneinte. „Hanna Schmidt, wir sind zusammen in die Schule gegangen, bevor du dann weggezogen bist, irgendwohin an die Nordsee, glaube ich.“ Adrian erinnerte sich so langsam; Hanna war das Mädchen, das seine Mutter früher ab und zu eingeladen hatte, damit er Kontakte zu anderen Kindern knüpfte. Aber er konnte mit ihr nie etwas anfangen; zumindest hatte er es so in Erinnerung. „Das ist wirklich schon sehr lange her“, sagte er, „Und was machst du hier?“ „Ich bin mit meinem Sohn hier. Ich suche für ihn eine Gruppe, damit er ein bisschen Kontakt mit Gleichaltrigen bekommt. Er sitzt sonst immer nur alleine zu Hause rum und liest Bücher.“ Hannas Sohn las unbeirrt weiter und schien von dem Gespräch keine Notiz zu nehmen.

„Aber wie kommst du denn überhaupt zu einer Autismusdiagnose?“, fragte sie. Adrian erzählte von den Schwierigkeiten, die es bei seinem Wechsel auf das Gymnasium gab und wie er deswegen seine Diagnose erhielt. „Und jetzt will ich es nochmal abklären lassen, ob ich immer noch autistisch bin. Ich weiß nur nicht, wo das möglich ist; deswegen bin ich hier.“ „Du warst früher schon etwas auffällig und lebstest in bisschen in deiner eigenen Welt“, sagte Hanna, „In der Schule wurdest du deswegen auch ‚der Lenny von einem anderen Stern‘ genannt. Das passte schon ein bisschen, zumindest früher.“ „Inzwischen heiße ich Adrian, nicht mehr Lenny“, antwortete Adrian. Dann kam jemand aus einer

Tür und sagte, „Adriong Schmidt.“ „Komm jetzt“, sagte Hanna, „wir sind dran.“ „Oh Mann“, sagte ihr Sohn, „Ich will aber erst noch das Kapitel über Neptun fertig lesen.“ „Das kannst du doch zu Hause noch lesen“, erwiderte Hanna, „Wir haben hier jetzt einen Termin.“ Ihr Sohn las noch etwas in seinem Buch, schlug es dann aber mit einem Knall zu und stand wortlos auf. Adrian wunderte sich über den Namen des Jungen; wahrscheinlich hieß er Adrien, Adrian auf französisch. Als die beiden wieder aus dem Zimmer kamen, sagte der Mann, „Und jetzt Adrian Jansen.“ Beim Herausgehen reichte ihm Hanna einen Zettel, „Melde dich mal bei mir, dann haben wir ein bisschen mehr Zeit zum Reden.“ Das Beratungsgespräch im Autismusinstitut war nur kurz. Konkret konnte Adrian nicht weiter geholfen werden; er bekam den Namen eines Psychologen, der in der Uniklinik arbeitete und vielleicht die Diagnose abklären konnte.

Seit er im Frühjahr Thorge besucht hatte, hatte er mit keinem Menschen gesprochen; abgesehen von den Kassierern beim Einkaufen und dem Psychologen im Autismusinstitut. Das war inzwischen ein halbes Jahr her. Mittlerweile hatte er durchaus ab und zu das Bedürfnis, mit einem Menschen zu sprechen; warum nicht mit Hanna? Sie war bestimmt eine gute Gesprächspartnerin. Vor allen Dingen, dass sie einen autistischen Sohn hatte, der obendrein Adrien hieß, fand er interessant. Es dauerte einige Tage, bis er sich dazu entscheiden konnte, aber schließlich rief er bei ihr an. Am Telefon erfuhr er, dass sie außerhalb von Hamburg wohnte, aber dennoch mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbar war. Sie sagte, dass sie sich über Adrians Anruf „wahnsinnig freute“, und schlug vor, sich gleich am kommenden Samstag nachmittags zu treffen. Die Fahrt zu ihr dauerte fast eine Stunde und noch etwa fünfzehn Minuten Fußweg dazu. „Super, dass du gekommen bist, komm rein“, empfing sie ihn, „Adi ist auch schon richtig aufgeregt, weil Besuch kommt.“ „Adi?“, fragte Adrian, dem gleich sein Onkel Adi in den Sinn kam. „Adrian, mein Sohn“, sagte Hanna, „Ich nenne ihn immer Adi.“

Kaum hatte er seine Schuhe und den Kapuzenpullover ausgezogen, kam ihr Sohn angerannt und sagte, „Komm, das muss ich dir gleich zeigen.“ Er zog ihn am Arm in sein Zimmer und zeigte auf das aufgeschlagene Buch, das auf seinem Tisch lag. „Schau mal hier, wie klein Pluto ist, viel kleiner als der Mond“, sagte er, „Zuerst kommt Jupiter, der Gigant in unserem Sonnensystem, dann Saturn, der zweitgrößte Gigant. Du kennst Saturn?“ „Ja, sicher“, antwortete Adrian, der natürlich wusste, dass Saturn ein Planet ist, auch wenn er ansons-

ten kaum etwas von der Astronomie verstand. „Das ist der mit den Ringen“, erklärte Adi. „Und dann kommen Uranus und Neptun, die zwar kleiner sind, aber trotzdem Giganten, weil sie viel größer sind als die Erde.“ Dann sah er Adrian an. „Und?“, fragte er, „Fällt dir nichts auf?“ Adrian versuchte zu erraten, was er wohl meinte, aber es fiel ihm tatsächlich nichts auf. „Komm schon, das erkennt man doch sofort.“ „Ich nicht“, sagte Adrian nach einer Weile, „Ich habe mich schon lange nicht mehr mit den Planeten beschäftigt.“ In Wirklichkeit hatte er sich noch nie damit beschäftigt. „Pluto passt nicht in die Reihe“, klärte ihn Adi auf, „Der ist viel zu klein. Weißt du was?“ Adrian verneinte. „Er ist gar kein richtiger Planet“, sagte Adi und fing an, auf der Stelle zu hüpfen, „er kann gar kein richtiger Planet sein. So weit draußen, hinter Neptun, müsste er ein Gasplanet sein, aber dafür ist er viel zu klein.“ Er setzte sich wieder und fuhr fort, „Und schau mal hier, seine Bahn.“ Als er in seinem Buch blätterte, kam Hanna und unterbrach sie, „Jetzt ist erstmal gut; Adrian ist mein Besuch. Du kannst ihm ja nachher noch mehr zeigen.“

„Du kannst ja etwas nach draußen gehen; ist ja gutes Wetter, was meinst du? Aber zieh dir deine Jacke an und am besten auch die Mütze.“ Adi ging wortlos aus dem Zimmer, zog sich Jacke, Schuhe und Mütze an und ging aus der Wohnung. „Als Adrian kam, war ich mit nem Typen zusammen, den ich bei einem Urlaub in Frankreich kennengelernt hatte“, erzählte Hanna beim Kaffeetrinken. „Wegen dem bin ich sogar nach Frankreich gezogen. Aber als dann klar wurde, dass es mit Adrian Probleme gibt, wollte er von uns nichts mehr wissen. Hat uns einfach sitzen lassen; da war der Kleine gerade zwei Jahre alt. Irgendwann bin ich mit ihm dann hier gelandet, in unserem kleinen Palast, der mir aber eher wie ein Gefängnis vorkommt.“ Sie wohnten in einer kleinen Wohnung in einer Reihenhaussiedlung; Palast war bestimmt eine übertriebene Bezeichnung dafür, aber ein Gefängnis war es auch nicht, dachte Adrian. „Kann ich gar nicht glauben, dass er euch wegen deinem Sohn verlassen hat“, sagte er, „Ich meine, er ist doch ganz in Ordnung, der kleine Adi.“ „Naja“, antwortete Hanna, „Rate mal, wie alt er ist.“ Adrian war nicht gut darin, das Alter anderer Menschen zu schätzen. Adi hätte er nach dem Aussehen vielleicht auf zwölf geschätzt, aber er war bestimmt jünger, als er körperlich wirkte, dachte Adrian und riet nach längerem Überlegen, „Zehn?“ „Völlig daneben.“ „Elf?“ Hanna lachte, „Fünfzehn; er ist fünfzehn und im Januar wird er sechzehn.“ Adrian staunte; so alt hätte er Adi niemals geschätzt.

„Adi ist wirklich toll“, sagte Hanna, „Ich mag ihn total gerne; nicht nur weil er mein Sohn ist. Aber er ist auch richtig anstrengend und hat so mit einigem Probleme, was andere in seinem Alter mühelos hinbekommen.“ „Das war bei mir früher auch so“, bemerkte Adrian. „Weißt du, woher er seinen Namen hat?“, fragte Hanna und wartete Adrians Antwort gar nicht ab. „Schon vor seiner Geburt hatte ich das Gefühl, dass er anders ist, etwas besonderes. Als Mutter spürt man so etwas. Als es darum ging, einen Namen für ihn zu finden, dachte ich sofort an dich. Ich hatte dich ja eine Zeit lang richtig bewundert, weil du so kompromisslos warst und einfach du selbst geblieben bist, obwohl dich die anderen gehänselt haben.“ „Ja, das war ganz schön hart früher in der Schule“, sagte Adrian, „Nach dem Umzug hatte ich solche Probleme nicht mehr. In der dänischen Schule war das ganz anders, viel besser.“ „Ich muss zugeben, ich war schon ziemlich in dich verliebt, aber du hast mir ja nie viel Beachtung geschenkt. Deswegen wollte ich meinem Sohn deinen Namen geben. Weil sich Lennart nicht ins Französische übersetzen lässt, hat er deinen Zweitnamen als Namen; eigentlich Adrien“, erklärte Hanna, „aber er spricht den Namen immer deutsch aus, was bescheuert klingt; dann lieber Adrian oder Adi. Er ist wirklich besonders, so wie du früher“, dabei lachte sie. „Und jetzt erfahre ich, dass ihr beide eine Autismusdiagnose habt; das ist schon komisch, oder?“

Adrian erzählte, wie seine Eltern erfolglos versuchten, ihm den Autismus abzugewöhnen, und was es für ihn bedeutete, autistisch zu sein. „Für mich ist es eigentlich keine Behinderung“, erklärte er, „Man ist halt anders. Viele Leute haben damit ein Problem, manche aber auch nicht. In der richtigen Umgebung fühle ich mich gar nicht autistisch, da bin ich einfach, wer ich bin. Es gibt aber auch Umgebungen, da fühle ich mich so richtig wie behindert.“ Von Hanna erfuhr er, dass sie als Programmiererin arbeitete und gleichzeitig alleinerziehende Mutter war. Das funktionierte nur, weil sie die Möglichkeit hatte, auch von zu Hause aus zu arbeiten. „Zum Glück gibt es nicht so viele Leute, die programmieren können“, sagte sie, „Sonst wären die in der Firma nicht so bereit, auf meine Situation einzugehen.“ Als Adrian gehen wollte, sagte sie noch, „Ich fand das gut, was du mit der Umgebung sagtest. Es ist wirklich so, dass ich noch nach der richtigen Umgebung für mich und meinen Sohn suche. So, wie es jetzt ist, ist es nicht gut.“ Adi war immer noch draußen, als Adrian ging.

Er besuchte Hanna in der folgenden Zeit fast jedes Wochenende. Es war sehr angenehm, mit ihr zu reden. Oft fuhr er schon morgens zu ihr, sodass sie den

ganzen Tag für sich hatten. Sie waren dabei auch oft zu dritt draußen im Wald oder an einem nahegelegenen See. Adi mochte ihn offensichtlich sehr gerne und erzählte ihm ausführlich von seinen Beschäftigungen mit der Astronomie. Er hatte ein enormes Wissen und konnte wie ein wandelndes Lexikon alle relevanten Zahlen auswendig. Zurzeit interessierte er sich für das Sonnensystem mit den Planeten und Monden, aber er hatte sich auch schon mit anderen Themen beschäftigt. Besonders schwarze Löcher und Quasare fand er ausgesprochen spannend. Adrian schlug ihm vor, mit ihm Norwegisch zu lernen, damit er auch mal der Experte sein konnte. Adi gefiel diese Idee sehr gut. Es stellte sich heraus, dass er sehr schnell lernte und es ihm leicht fiel, sich die Vokabeln zu merken; nur die Aussprache bereitete ihm Probleme.

Adrian hatte die Idee, für Adi ein Teleskop zu kaufen; der redete über nichts anderes mehr, nachdem Adrian ihm davon erzählt hatte. Allerdings überforderte ein gutes Teleskop, und das sollte es ja sein, ihre finanziellen Möglichkeiten bei Weitem. „In der Nähe von meiner Arbeitsstelle gibt es so einen Trödeladen“, sagte Hanna, „Da habe ich im Fenster auch mal ein Teleskop gesehen.“ Adrian informierte sich darüber, was beim Kauf eines Teleskops alles beachtet werden musste, bevor sie zu dritt in diesen Laden gingen. Tatsächlich gab es dort gleich drei Teleskope, von denen eines nach Adrians Einschätzung geeignet war. Er war auch das teuerste von den dreien, aber sie konnten es sich leisten. Allerdings war das Stativ für ein Teleskop mit dieser Auflösung viel zu wackelig. Adrian bastelte ein ausreichend stabiles Stativ aus Holz, das er mit einer Präzisionslagerung für das Teleskop versah, was ihn den Rest seiner Ersparnisse kostete.

Als es soweit war und das Teleskop getestet werden konnte, war Adi richtig aufgeregt. Er konnte er gar nicht erwarten, bis es dunkel wurde. Zum Testen gingen sie in den Wald, wo Adrian bereits eine geeignete Stelle gefunden hatte, ein Hochsitz am Rand einer kleinen Lichtung. „Zieh dich warm an“, sagte er zu Adi, der oft nicht genügend anzog, wenn er nicht daran erinnert wurde. Und das, obwohl er gerne warm angezogen war. Adi trug nur Trainingshosen und Pullover aus Baumwolle, von denen er in der kalten Jahreszeit auch in der Wohnung zwei übereinander trug. Dazu kam seine dicke Daunenjacke und die Mütze. Diesmal zog er sich noch eine dritte Hose und einen dritten Pullover über. Als sie das Teleskop auf dem Hochsitz aufgebaut hatten, stellte es sich als ein voller Erfolg heraus. Sie konnten den großen roten Fleck auf Jupiter er-

kennen und die Ringe Saturns. Adi war außer sich vor Freude und auch Adrian war sehr beeindruckt, die Planeten so nahe sehen zu können. Plötzlich verstand er die Faszination, die von der Astronomie ausging: Alle die unscheinbaren Punkte, die man am Himmel sah, waren in Wirklichkeit Welten, oft viel größer und beeindruckender als die Erde.

Kurz nach der Einweihung des Teleskops hatte Adrian seinen fünfunddreißigsten Geburtstag. Zu diesem Anlass zog er sich sein Adrian-Hemd an, das er bestimmt seit über einem Jahr nicht mehr getragen hatte. Er war erstaunt, dass er so lange nicht mehr daran gedacht hatte, an das Hemd und seinen Onkel. „Das ist ja ein witziges Hemd“, sagte Hanna, als sie ihn sah, „mit deinem Namen drauf.“ „Das habe ich von meinem Onkel“, erklärte Adrian. „Du hast einen Onkel, der wie du Adrian heißt?“ „Ja“, antwortete Adrian, „Von ihm habe ich auch den Namen; meine Eltern haben ihn mir gegeben, weil er auf den Tag genau ein Jahr vor meiner Geburt gestorben war; von einem Bus überfahren, mit zweiundzwanzig.“ „Das ist ja tragisch“, sagte Hanna. „Meine Großmutter hat mir sein Hemd gegeben“, erzählte Adrian weiter. „Sie sagt, dass er so wie ich war, auch so ein Träumer, autistisch eben. Er war wahrscheinlich extremer als ich und hatte als Kind nur in einer Sprache gesprochen, die niemand verstehen konnte. Aber damals gab es noch keine Autismusdiagnosen.“ Adi hörte seinen Ausführungen genau zu und wollte wissen, ob sein Onkel auch ein Teleskop hatte. Dann zeigte er auf das Namensschild an Adrians Hemd und sagte, „Ich heiße auch Adrian“. „Naja, fast“, sagte Hanna.

Adrian hatte inzwischen einen Termin bei dem Psychologen in der Klinik bekommen, der ihm im Autismusinstitut genannt wurde. Der Psychologe erklärte ihm, dass er grundsätzlich keine Autismusdiagnosen stellte, aber auf Adrian neugierig war und sich gerne mit ihm unterhalten wollte. Nach dem ersten Gespräch schlug er vor, mit Adrian noch weitere Termine zu vereinbaren. Er konnte ihn in eine Studie über erwachsene Autisten einbeziehen, an der er gerade arbeitete. Zu den Terminen bekam Adrian jedes Mal Fragebögen, die er bis zum folgenden Termin ausfüllen sollte; einmal auch einen für seine Eltern, den er ihnen schickte, damit sie ihn ausfüllten. Beim letzten Termin sagte der Psychologe, „Bei Ihnen ist es eine klare Sache, aber das wussten Sie ja bereits. Wenn Sie möchten, schreibe ich Ihnen einen Bericht, in dem ich Ihre Diagnose bestätige.“

An Adrians Geburtstag, einem Samstag, waren Hanna und Adi zu Hause, so dass sie den ganzen Tag zusammen verbrachten. Abends gingen sie mit dem Teleskop zu dem Hochsitz im Wald; auch Hanna kam mit. Die Nacht war klar, aber auch richtig kalt. Adrian zog sich so dick an wie früher in Norwegen, mit zwei langen Unterhosen und zwei dicken Pullovern unter dem Parka. Adi hatte vier Trainingshosen übereinander an und drei Pullover unter der Jacke. „Ist es dir nicht zu kalt nur mit der Mütze?“, fragte Hanna, „Adrian hat ja noch eine Kapuze, die er sich drüberziehen kann und ich meinen dicken Schal.“ „Wenn ich nicht dran denke, macht es mir nichts aus“, antwortete Adi. „Du hast doch noch deine Überziehmütze, hol die mal.“ Die Mütze, die Adi holte, sah so ähnlich aus wie Enders Kapuzenmütze, an die sich Adrian noch gut erinnern konnte. Bevor er sie sich überstreifte, setzte er die Mütze, die er aufhatte, ab und danach wieder auf, um die Kapuzenmütze wie eine Kapuze darüber zu ziehen. „Auch wenn er es selbst nicht merkt, ist er doch empfindlich an den Ohren“, sagte Hanna, „Da ist so eine Mütze zum Überziehen genau richtig.“ Am Hochsitz angekommen, war Hanna völlig fasziniert, während sie durch das Teleskop sah und Adi ihr etwas über Milchstraßensysteme und anderen Sternhaufen erzählte. Sie war diejenige, die die meiste Zeit durch das Teleskop sah.

Über Weihnachten und Silvester besuchte Adrian wieder Leif und Thorge. An Heiligabend waren sie bei Leifs Eltern eingeladen, zusammen mit der ganzen Verwandtschaft, über dreißig Personen. Leif zog sich für den Anlass einen Rollkragenpullover und sein blaues Flanellhemd an. Ohne löchrige Hose und Heavy-Metal-Shirt wirkte er ziemlich verändert, doch Adrian gefiel es, mit ihm im Partnerlook zu sein. Adrian wurde von allen wie ein Familienmitglied behandelt; er bekam von Leifs Eltern sogar ein Weihnachtsgeschenk, ein Buch über Autismus. „Leifur und ich haben uns in einem Buchladen beraten lassen“, erklärte Leifs Vater. Silvester verbrachten sie bei Torgeir auf der Werft. Der freute sich richtig, Adrian wieder zu treffen, und erzählte, dass Hannus Eltern nicht über Hannus Tod hinweg gekommen waren. „Sie denken, dass du so etwas wie Hannus Reinkarnation bist“, erklärte Torgeir, „Die sind ein bisschen verrückt, aber das Haus steht immer noch leer, weil sie glauben, dass du als ihr Sohn wiederkommst und da wieder wohnen wirst.“ Adrian musste daran denken, wie er neben Hannu im Schnee lag, und kämpfte gegen die Tränen an, die ihm dabei kamen. Auf der Fahrt zurück, ging ihm der Gedanke nicht mehr aus dem Kopf, dass Hannus Eltern auf ihn warteten; seit inzwischen fast drei Jahren.

Er war inzwischen oft bei Hanna; nicht selten übernachtete er bei ihr und blieb gleich mehrere Tage am Stück. Manchmal verbrachte er fast die ganze Zeit mit Adi, lernte mit ihm Norwegisch oder ließ sich in Astronomie unterweisen. Adi ging auch gerne mit ihm spazieren. Er zeigte ihm die Plätze, an denen er sich gerne aufhielt; die meisten befanden sich im nahe gelegenen Wald. Bei einem dieser Spaziergänge fragte er, „Sind wir jetzt eigentlich Freunde?“ Adrian bejahte und sagte, „Zurzeit bist du der beste Freund, den ich habe.“ „Du auch“, sagte Adi, „Ich habe noch nie einen so guten Freund gehabt wie dich. Überhaupt noch keinen Freund; jetzt habe ich einen.“ Hanna und Adi waren für Adrian wie eine Familie. Er fühlte sich so zufrieden wie schon lange nicht mehr.

Wenn der Himmel klar war, gingen die beiden Adrians am Wochenende immer mit dem Teleskop in den Wald. Adi hatte dabei immer seine beiden Mützen auf, seine gewöhnliche Mütze mit der Kapuzenmütze darüber. Er bereitete die Beobachtungen immer gut vor, sodass sie genau wussten, was sie sich ansehen wollten. Er freute sich auch immer über die Zeichnungen, die Adrian von dem anfertigte, was er durch das Teleskop erkennen konnte. Hanna sagte, dass sie Adi noch nie so zufrieden erlebt hatte, bevor er Adrian kennengelernt hatte. „Ihr Adrians passt zueinander“, sagte sie. Adi griff diese Wendung auf und sprach bei jeder passenden Gelegenheit auch von „wir Adrians“. Im Januar wurde er sechzehn, wirkte aber immer noch so, dass man sein Alter höchstens auf zwölf schätzen würde; eher niedriger. Adrian dachte oft darüber nach, ob er in dem Alter auch so jung wirkte. Adis enormes Wissen über alle Bereiche der Astronomie und die Leichtigkeit, mit der er Norwegisch lernte, standen in einem deutlichen Kontrast dazu, dass er immer noch wie ein Kind war und nicht wie ein Jugendlicher. Seine Fähigkeiten, die Positionskoordinaten von Sternen oder kosmische Entfernungen unter Einbeziehung der Relativitätstheorie zu berechnen, überstiegen Adrians mathematische Fähigkeiten bei Weitem. Um mit Adi mithalten zu können, lieh er sich Bücher aus der öffentlichen Bibliothek und arbeitete sie regelrecht durch. Das war ganz schön mühsam.

Ende Januar, an Adis Geburtstag, fragte ihn Hanna, ob er nicht zu ihnen ziehen wollte. „Ist halt nur ein kleines Zimmer, das wir dir hier bieten können, dafür aber unsere Gesellschaft.“ Sie sagte, dass sie jemanden wie Adrian brauchte, um ihr Leben zu bewältigen, und sah, wie gut sich „die beiden Adrians“ verstanden. „Ich glaube, Adi fände es richtig gut, wenn du hier einziehen würdest.“ Adrian wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Er verständigte sich mit Hanna

darauf, noch einmal darüber zu sprechen, wenn er darüber genauer nachgedacht hatte. Eigentlich gefiel ihm die Vorstellung, bei ihr und ihrem Sohn zu wohnen, aber er hatte noch nie ein Verhältnis mit einer Frau. Er hatte noch nicht einmal über so etwas nachgedacht, so selbstverständlich fühlte er sich schon immer nur von anderen Männern angezogen, wenn überhaupt von jemandem. „Ich hatte aber noch nie etwas mit einer Frau“, sagte er dann auch, als ihn Hanna nochmal auf ihr Angebot ansprach. „Eigentlich bin ich schwul oder, ich weiß nicht, vielleicht auch gar nichts. Ich mag euch wirklich gern, aber ich glaube nicht, dass ich ein guter Partner für dich wäre.“ „Das möchte ich auch gar nicht“, erwiderte Hanna, „Mir geht es nicht um Partnerschaft und erst recht nicht um Sex und so, das interessiert mich im Moment wirklich nicht. Ich möchte nur nicht mehr mit meinem Sohn alleine sein; das überfordert mich einfach. Du kommst so gut mit ihm klar, bringst Abwechslung und neue Ideen in unseren Alltag. Das ist genau das, was ich möchte, Abwechslung und neue Ideen. Wegen mir kannst du auch schwul sein.“ Anschließend gingen sie zu dritt spazieren, obwohl es draußen fast schon stürmisch war. „Und wann ziehst du zu uns?“, fragte ihn Adi plötzlich. „Er muss sich das noch überlegen“, erwiderte Hanna und Adi sagte, „Er muss aber einziehen, er gehört doch zu uns.“ Dabei hüpfte er aufgeregt und fuchtelte mit den Armen. „Du gehörst doch zu uns, oder?“, fragte er. Adrian musste sofort an Hannu denken, als er ihm genau das sagte, „Du gehörst zu uns.“ Er fühlte sich von der Situation überrumpelt, aber während er Adi musterte mit seiner Kapuzenmütze und seiner Mütze darunter, wurde ihm klar, dass er sich eigentlich schon entschieden hatte. Zu sehr fühlten sie sich miteinander verbunden. „Du hast recht“, sagte er, „Ich gehöre zu euch und sollte wohl wirklich zu euch ziehen.“ Adi hüpfte vor Freude und Hanna sagte nur, „Klasse.“

Adrian zog schließlich im März zu Hanna und Adi. Das Zimmer, das er dort bekam, war zwar klein aber größer als das, in dem er bislang wohnte; es war mit einem Bett, Schrank und einem Schreibtisch eingerichtet. Vor allen Dingen gab es bei Hanna eine richtige Küche und eine Dusche; sie hatte sogar eine Badewanne in ihrer Wohnung. Die meisten Kartons hatte er noch in der Villa gepackt und seither nicht mehr geöffnet. In einem dieser Kartons fand er sein Selbstporträt wieder und hängte es an die Wand. Unter der Woche hatte Adrian die Wohnung bis zum Nachmittag für sich alleine, abgesehen von den beiden Tagen, an denen er im Verlag arbeitete. Hanna ging tagsüber arbeiten und Adi

in eine Förderschule; sie kamen nachmittags immer etwa zur selben Zeit zurück. Von der Wohnung aus waren es nur wenige Meter bis zum Wald, den Adrian sehr mochte. Er verbrachte die meiste Zeit mit Zeichnen und Spaziergängen im Wald – bis Adi von der Schule kam und sich mit ihm beschäftigen wollte; Astronomie und Norwegisch standen dann meistens auf dem Programm, aber auch gemeinsame Spaziergänge. Adi mochte den Wald auch gerne, er liebte ihn geradezu; er war überhaupt gerne draußen, weil er einen unstillbaren Bewegungsdrang hatte.

Adi hatte ein extrem gutes Gedächtnis; er konnte sich nicht nur mühelos die norwegischen Vokabeln merken, sondern kannte offenbar alle Zahlen, die etwas mit Astronomie zu tun hatten, nicht selten bis auf etliche Stellen hinter dem Komma. In der Förderschule gab es dagegen ständig Schwierigkeiten. Offenbar konnten die Lehrer und Pädagogen nicht mit Adis Impulsivität umgehen; er regte sich schnell auf, wenn etwas in seinen Augen nicht stimmte, hüpfte dann auf der Stelle und fuchtelte wild mit seinen Armen. Es kam wohl auch vor, dass er um sich schlug. Adrian kam mit ihm dagegen sehr gut klar; wenn Adi das Gefühl hatte, dass etwas nicht stimmte, hatte Adrian immer auch dasselbe Gefühl. Sie konnten sich darüber verständigen, ohne dass sich Adi aufregen musste. Auch bei Hanna hatte er nur selten solche Gefühlsausbrüche.

In der Förderschule nützte Adi das alles allerdings nichts. Es gefiel ihm dort überhaupt nicht, weil es zu laut in der Klasse war, und vor allen Dingen, weil er sich ständig missverstanden und ungerecht behandelt fühlte. „Er ist viel zu intelligent für eine Förderschule“, sagte Adrian und Hanna stimmte ihm zu. Aber was sollten sie tun? Eine reguläre Schule würde ihn auf keinen Fall aufnehmen. „Er bräuchte eine Schule mit Schwerpunkt Astronomie“, meinte Adrian, aber so etwas gab es nicht, „Vielleicht sogar etwas für Hochbegabte, für Menschen, die mit ihren Fähigkeiten extrem spezialisiert sind.“ „Das ist doch alles nicht realistisch“, sagte Hanna, „Menschen wie Adi sind einfach nicht vorgesehen; darauf ist niemand eingestellt.“ Hanna wurde kurz vor den Osterferien wieder einmal zu einem Gespräch in die Schule eingeladen, weil Adi eine Lehrerin mit einem Radiergummi beworfen und dabei am Auge verletzt hatte. Dabei wurde ihr eröffnet, dass Adi die Schule nach dem Ende des Schuljahres verlassen musste. „Seine Schulpflicht hat er ja abgesessen und, Frau Schmidt, das wissen Sie ja selbst, er ist für uns einfach nicht tragbar.“

Hanna erzählte beim Abendessen von dem Gespräch. Die beiden Adrians hörten sich das schweigend an. „Ganz schön ätzend; eigentlich sind die ja ausgebildet, mit schwierigeren Kindern umzugehen und Adi ist ja wirklich nicht so schlimm.“ „Scheinbar das Schlimmste, was sie an der Schule haben; so stellen sie es zumindest dar“, antwortete Hanna. Adi stand plötzlich auf und zog Adrian am Arm, „Komm Adrian.“ Als sie in seinem Zimmer waren, fragte er, „War das bei dir früher auch so?“ Adrian antwortete, dass er im Unterschied zu ihm früher sehr ruhig und eher unauffällig war. „Da war das Problem, dass ich ständig geträumt habe. Die Lehrer dachten, ich schlafe im Unterricht, dabei hatte ich nur meine Tagträume.“ „Du bist ein Träumerautist und ich bin ein wilder Autist“, sagte Adi, „Aber manchmal bin auch auch ein Träumer und dann träume ich von Sternen und Galaxien; andere Welten.“ „Und du hast ein phänomenales Gedächtnis“, sagte Adrian und Adi ergänzte, „Du kannst gut zeichnen und ich kann mir gut Zahlen und Wörter merken. Trotzdem bist du mir so ähnlich wie sonst niemand, auch nicht Hanna.“ „Wahrscheinlich, weil wir beide Autisten sind“, erklärte Adrian. „Weil wir beide Autisten sind“, wiederholte Adi. Dann gingen sie wieder zurück zum Esstisch, an dem Hanna auf die beiden gewartet hatte. „Wir mussten etwas unter Adrians besprechen“, sagte Adi und grinste dabei.

Seit er ihn besucht hatte, hatte Adrian mit Thorge einen intensiveren Briefkontakt. Er schrieb über seine Erlebnisse mit Hanna und Adi und vor allen Dingen über seine Zerrissenheit, was seine Heimat anging. Er fühlte sich bei den beiden wohl, spürte aber dennoch einen Drang, wieder in den Norden zu gehen. Thorge schrieb meistens über lustige Begebenheiten bei seiner Arbeit auf der Werft und manchmal auch über Leif, mit dem er nach wie vor glücklich und zufrieden war. „Ich habe definitiv meine Heimat gefunden“, schrieb er einmal. Der Briefkontakt fühlte sich für Adrian richtig gut an. Oft fügte er seinen Briefen Zeichnungen bei, die er extra dafür auf kleinen Papierblättern anfertigte. An dem Abend nachdem sie erfuhren, dass Adi die Schule beenden musste, packte er die Briefe aus der Kiste, in der er Thorges Briefe aufbewahrte, und las sie nochmal. Er schrieb einen Brief an Thorge, in dem er über Adis Probleme in der Schule schrieb und über Hannas Ratlosigkeit, was seine Zukunft anging. Dann schrieb er, dass er Adi sehr mochte und sich mit ihm auf eine rätselhafte Weise verbunden fühlte. „So wie mit Hannu“, schrieb er, „Irgendwie; irgendwie auch wieder ganz anders. Wir Autisten unterscheiden uns schon sehr vonein-

ander, aber trotzdem ist da etwas, was uns verbindet.“ Er schrieb ihm über seinen Onkel Adrian und schloss mit der Feststellung, dass er sich mit seiner neuen Familie sehr glücklich fühlte. „Ich kann mir gar nicht vorstellen, glücklicher und zufriedener sein zu können“, zitierte er Thorges Brief. Thorge antwortete ihm kurz darauf, dass ihm der Brief gut gefallen hätte und kündigte an, in den Sommerferien mit Leif nach Hamburg zu kommen.

Es waren nur noch einige Wochen bis zu den Sommerferien. Die beiden Adrians verbrachten viel Zeit draußen, manchmal im Wald, aber meistens an einem See, obwohl Adi nicht badete. Abends grillten sie manchmal im Garten; der gehörte zwar zum ganzen Haus, aber die anderen Mieter nutzten ihn nicht. Adi sprach immer mal wieder das Thema Autismus an und wollte von Adrian alles darüber wissen. Es war schwer zu erklären. Adrian fand aber schnell heraus, dass er es auch gut deutlich machen konnte, indem er von seinen eigenen Erlebnissen erzählte; vor allen Dingen auch die aus seiner Schulzeit. Adi sagte dabei oft, „Das kenne ich“ oder „So ist es bei mir auch“. Umgekehrt versuchte auch Adrian von Adi zu erfahren, wie er seinen Alltag erlebte. Aber der wusste meistens nicht, was er auf Adrians Fragen antworten sollte. Einmal sagte er, „Also wenn meine Klassenlehrerin so laut redet, sehe ich plötzlich einen riesigen Mund vor mit mit rot geschminkten Lippen und leuchtend weißen Zähnen, dann erschrecke ich mich, obwohl ich weiß, dass es nicht echt ist; ich meine kein echter Mund, weißt du?“ Adrian erzählte ihm dann von seinen Tagträumen, von den Bäumen und Tieren mit denen er sprechen konnte. „Auch ich habe natürlich gewusst, dass es nicht echt ist, aber, naja, es ist halt meine Welt.“ „Unsere Welt“, sagte Adi.

Thorge und Leif hatten sich eine Deutschlandreise mit mehreren Stationen vorgenommen, „Damit Leifur auch etwas von Deutschland kennenlernt“, sagte Thorge. Auch ein Besuch bei Mathias in München stand auf ihrem Programm. Daher waren sie nur drei Tage in Hamburg, von denen sie einen bei Adrian verbringen wollten. Die restliche Zeit wollten sie in Hamburg etwas unternehmen, „Sightseeing“, wie sich Thorge ausdrückte. Thorge und Leif kamen schon früh morgens und brachten etwas zum Frühstück mit. Es war sehr warm an dem Tag und sie gingen zu dritt an einen nahe gelegenen See zum Baden. Hanna arbeitete und Adi ging zu einer Veranstaltung ins Planetarium. Am Nachmittag kamen sie wieder zurück, um Hanna und Adi zu treffen und mit ihnen zusammen im Garten zu grillen. Allerdings war nur Hanna zu Hause, die sich Sorgen

um Adi machte. „Adi müsste schon längst wieder zurück sein“, sagte sie, „Die Veranstaltung war ja schon um halb zwei zu Ende, jetzt ist es schon nach vier.“

„Ich mache auf“, sagte Thorge, als es an der Tür klingelte. „Hanna, Adrian, kommt ihr mal?“, rief er gleich darauf. Vor der Tür stand Adi mit zwei Polizisten, von denen ihn einer am Arm festhielt. Er hatte seine Hände auf dem Rücken und trug offenbar Handschellen. Einer der Polizisten fragte Hanna nach ihrem Namen und wollte wissen, ob das ihr Sohn Adrien Schmidt war; den Namen sprach er deutsch aus. „Er ist beim Schwarzfahren erwischt worden und hat einen Kontrolleur tätlich angegriffen“, erklärte der Polizist. Adi stand regungslos neben dem anderen Polizisten, der ihn nach wie vor am Arm hielt. „Das wird wohl eine Anzeige geben“, setzte der Polizist fort und überreichte Hanna einen Zettel. „Das ist die Quittung von der Hochbahn; da steht auch drauf, wohin Sie das erhöhte Beförderungsentgelt überweisen können“, erklärte er. „Muss das denn sein, in Handschellen?“, fragte Hanna. „Er ist bei der Kontrolle ziemlich ausgerastet; die mussten ihn zu dritt festhalten. Dabei hat auch mein Kollege etwas abbekommen.“ Dabei zeigte er auf den Polizisten, der Adi festhielt, „Schauen Sie.“ Er hatte tatsächlich ein dunkel unterlaufenes Auge. „Zum Glück hatte er seinen Ausweis dabei, sonst hätten wir ihn auf die Wache mitnehmen müssen.“ „Dann haben Sie doch auch seinen Behindertenausweis gesehen“, sagte Hanna. Der Polizist erklärte aber, dass dies keine Rolle spielte. „Wenn er nicht alleine unterwegs sein kann, müssen Sie halt für eine Begleitung sorgen. Das hier kann Sie ganz schön teuer kommen, Körperverletzung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, das sind keine Kleinigkeiten.“

Dann wandte er sich an Adi. „Wenn du dich jetzt benimmst und bei meinem Kollegen entschuldigst, macht er dich bestimmt wieder los.“ Er wartete offenbar auf eine Antwort, aber Adi blieb regungslos stehen und schwieg. „Egal; lass ihn gehen“, wies er schließlich den Kollegen mit dem Veilchen an. Kaum wurden ihm die Handschellen abgenommen, rannte Adi ins Haus und versteckte sich hinter Adrian. Die Polizisten verabschiedeten sich; „Hoffentlich müssen wir nicht nochmal kommen“, sagte der, der das Gespräch geführt hatte. Kaum war die Haustür zu, begann Adi auf der Stelle zu hüpfen und wild mit den Armen zu fuchteln. Dabei schrie er, „Dieser Scheißautomat hat mir mein Geld geklaut und keine Fahrkarte ausgegeben. Der hat mich beschissen. Scheißautomat, Scheißautomat, Scheißautomat.“ „Stop“, schrie Hanna und Adi wurde augenblicklich wieder ruhig. „Du kannst nicht einfach andere Leute schlagen, schon gar nicht

Polizisten“, sagte sie und hielt Adi dabei am Arm, „Hast du das verstanden?“ „Der hat mich aber angefasst“, sagte Adi laut und fing wieder an, zu fuchteln und zu hüpfen; immerhin schrie er nicht mehr, „Der darf mich nicht anfassen.“ „Ich drehe hier noch durch“, sagte Hanna, „Erst fliegt er von der Förderschule und jetzt so etwas; was soll ich denn noch tun?“

Adi sprang immer noch aufgeregt auf der Stelle und fuchtelte wild mit den Armen. Adrian stellte sich hinter ihn, drückte sanft seine Arme an seinen Körper und hielt ihn fest. Er tat es intuitiv, ohne darüber nachzudenken, und Adi wurde augenblicklich ruhig. „Hanna hat recht“, sagte er, „Du darfst nicht einfach fremde Leute schlagen, das ist verboten.“ Er spürte Adis regelmäßiges Atmen, während er ihn an sich drückte; wie von selbst synchronisierte sich sein Atmen mit Adis. Als er ihn wieder loslassen wollte, sagte Adi leise, „Nein, halt mich fest; das ist gut; ruhig noch fester.“ Adrian drückte ihn fester an sich. So intensiv hatte er Adi bis dahin noch nicht gespürt, nicht ansatzweise. „Ich wollte niemanden schlagen“, sagte Adi leise, „aber das war so gemein. Ich habe ja bezahlt, aber der Automat.“ Es stellte sich heraus, dass er seine Monatskarte zu Hause vergessen hatte und scheinbar erfolglos versuchte, sich eine Fahrkarte am Automaten zu kaufen. Adrian spürte Adis Erregung in seinem Körper. „So gemein“, sagte er noch einmal mit einer weinerlichen Stimme. „Ich kann ihn doch nicht einsperren“, sagte Hanna, „Ich meine, wie soll denn das funktionieren mit einer Begleitung, was der Polizist da sagte.“ „So ein Quatsch“, sagte dann Thorge, der alles schweigend beobachtet hatte. „Ich meine, das ist ganz schön krass. Adi ist ja doch wie ein Kind und dann veranstalten die einen solchen Zinnober und bringen ihn in Handschellen nach Hause. Körperverletzung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, die spinnen ja. Machen die denn keine Konflikttrainings, damit solche Situationen gar nicht erst eskalieren? Also wenn ich Polizist wäre, fände ich es richtig peinlich, wenn mir jemand wie Adi ein Veilchen schlagen würde.“ Nachdem sich Hanna beruhigt hatte, sagte sie, dass die ganze Geschichte wirklich etwas komisch war. „Mein Adrian haut nem Polizisten ein blaues Auge; ganz schön mutig eigentlich.“ Etwa zwei Wochen später kam ein Brief von der Hamburger Staatsanwaltschaft, dass das Verfahren wegen Körperverletzung eingestellt wurde.

Der Abend mit Leif und Thorge war sehr angenehm. Thorge erzählte, warum er sich in Norwegen so wohl fühlte und was er an dem Land mochte. Adi unterhielt sich ausgiebig mit Leif auf Norwegisch; selbst Adrian war erstaunt, wie gut

er es inzwischen konnte. Seine Aussprache klang zwar noch ziemlich unnorwegisch, aber Leif konnte ihn dennoch gut verstehen. Er erzählte ihm Geschichten aus der nordischen Sagenwelt, was Adi ausgesprochen spannend fand. „Die sind ja richtig nett“, sagte Hanna, nachdem sie wieder gegangen waren. Am folgenden Tag unternahm Adrian mit den beiden die geplante Besichtigungstour. Thorge hatte ein recht umfangreiches Programm zusammengestellt und sie sahen unter anderem das Rathaus, die Speicherstadt und die Landungsbrücken. Adrian kannte bis dahin keine einzige von den Hamburger Sehenswürdigkeiten, die sie dabei besichtigten.

Er spürte nach dem Besuch wieder eine starke Sehnsucht nach Norwegen. Hanna und Adi waren inzwischen zweifelsohne so etwas wie seine Familie und sein Zuhause geworden, aber Norwegen war in einer anderen Hinsicht seine Heimat. Er gehörte in den Norden, so wie Thorge dort hin gehörte. Er dachte lange darüber nach, bis er Hanna und Adi fragte, ob sie nicht Lust hatten, im Winter einen Urlaub in Norwegen zu verbringen. „Am liebsten würde ich ganz in den Norden fahren.“ „Ist es dann nicht dunkel da oben?“, fragte Hanna. „Polarnacht“, antwortete Adrian, „Aber durch den Schnee und die Luft ist es trotzdem nicht dunkel; außerdem kann man im Winter dort Polarlichter sehen.“ „Polarlichter“, rief Adi, „Ja, ich will Polarlichter sehen.“ „Mir gefällt es im Winter am besten“, sagte Adrian, „Das ist dann der echte Norden, alles ist von Schnee bedeckt, die Luft ist eisig und klar, die Sterne unglaublich nah. Irgendwie vermisse ich es.“ Hanna war anfangs sehr skeptisch, ob sie sich auf so etwas einlassen wollte, aber ließ sich am Ende überzeugen; nicht zuletzt von Adi, der unbedingt Polarlichter sehen wollte. Sie entschieden sich, zum Jahreswechsel nach Kirkenes zu fliegen; Adrian sollte alles vorbereiten.

Der Sommer verging recht schnell und Adi kam kurz nach den Sommerferien in eine Werkstatt für behinderte Menschen. Hanna meinte, dass es nicht gut war, wenn er die ganze Zeit zu Hause verbringen würde. „Er braucht ja auch als Autist soziale Kontakte außerhalb der eigenen Familie“, sagte sie. Adi mochte die Werkstatt überhaupt nicht. Er musste dort Schraubenzieher zu Sets zusammenstellen und verpacken, was er ziemlich eintönig fand. Er wurde wohl auch oft ermahnt, weil er viel zu langsam arbeitete und häufig seinen Arbeitsplatz verließ. Wenn er mit etwas interessantem beschäftigt war, konnte er stundenlang ruhig und konzentriert sein, aber bei Langeweile kannte sein Bewegungsdrang keine Grenzen. Es war wie in der Schule. Hanna wurde immer wieder

angerufen und musste in der Werkstatt Gespräche über Adi führen. Es dauerte nicht lange, bis sie eine schriftliche Einladung zu einem Gespräch erhielt. Statt Hanna nahm Adrian den Termin in der Werkstatt wahr; „Vielleicht kannst du da mehr erreichen als ich“, meinte sie.

Das Gespräch war wie ein Tribunal. Ihm Gegenüber saßen die Abteilungsleiterin, eine Ergotherapeutin und eine Psychologin. „Ich sage es Ihnen ganz direkt: Das wird nichts mit Ihrem Sohn. Er kann ja keine zwei Minuten am Stück still sitzen. Das bringt den ganzen Betrieb durcheinander; wir haben hier ja schließlich keine eins-zu-eins-Betreuung.“ Die Ergotherapeutin nickte zustimmend. „Also ich kann mit ihm stundenlang ein Buch durcharbeiten oder Sterne beobachten, da ist er die ganze Zeit still und aufmerksam; stundenlang“, entgegnete Adrian. Die Psychologin erwiderte, sie würde häufig beobachten, dass Eltern einen ganz anderen Blick auf ihre Kinder hatten als „Externe“, wie sie es nannte. „Vielleicht ist er lediglich mit den Tätigkeiten bei Ihnen unterfordert. Ich habe auch den Eindruck, dass die Arbeitsbedingungen für ihn nicht richtig geeignet sind“, entgegnete Adrian. Es folgte eine kontroverse Diskussion, die die Abteilungsleiterin mit der Bemerkung beendete, „Wir sind ja hier kein Astronomieclub.“ Sie einigten sich darauf, es noch einen weiteren Monat mit Adi zu probieren und dann zu entscheiden, ob er bleiben konnte oder nicht.

Adi hielt danach noch genau zwei Wochen durch und weigerte sich dann, in die Werkstatt zu gehen. Hanna ließ ihn erst einmal krank schreiben und meldete ihn schließlich ab. Er war wieder jeden Tag zu Hause, aber ausgesprochen guter Stimmung und so ausgeglichen, wie ihn Hanna nur sehr selten erlebt hatte. Adrian hatte für den Urlaub in Kirkenes alles geklärt. Da Hanna zwischen Weihnachten und Silvester arbeiten musste, flogen sie erst Anfang Januar. Adrian hatte die Reise so geplant, dass sie knapp drei Wochen in Kirkenes blieben und dort den ersten Sonnenaufgang nach der Polarnacht erlebten. Auf dem Rückweg wollte er noch Thorge und Leif in Trondheim besuchen. Um eine Unterkunft für die drei Wochen zu finden, rief er bei der Stadtverwaltung an. Die Frau am Telefon konnte sich noch gut an ihn erinnern und sagte, dass die Tragödie mit ihm und Hannu in Kirkenes nach wie vor unvergessen war. Sie bestätigte, dass Hannus Haus immer noch leer stand, weil Hannus Eltern es nicht fertigbrachten, es zu verkaufen. Sie bot an, sie zu fragen, ob Adrian für den Urlaub das Haus nutzen konnte. Etwa zwei Wochen später kam ein Brief aus Kirkenes. Er kam von Hannus Vater, der schrieb, dass sie sich freuen würden,

wenn Adrian seinen Urlaub in Hannus Haus verbrachte. „Das Haus braucht Leben“, schrieb er und ergänzte, dass sie ihm das Haus kostenfrei überlassen würden, solange er bleiben mochte.

Heimat im Norden

„Adi braucht noch Wintersachen zum Anziehen“, sagte Adrian, als er mit Adi und Hanna die Urlaubsplanungen besprach, „Und wir beide werden wahrscheinlich auch etwas brauchen; es kann in Nordnorwegen schon richtig kalt werden.“ Er hatte vor, sich auch einen neuen Parka zu kaufen, da sein alter inzwischen ein paar kleinere Löcher hatte und überhaupt nicht mehr gut aussah. Der Einkauf mit Adi gestaltete sich ausgesprochen kompliziert. Er wollte alles genau wissen, untersuchte bis in kleinste Details die Unterschiede zwischen den Parkas, Anoraks und Pullovern, die zur Diskussion standen. Hanna wollte bereits nach kurzer Zeit wieder nach Hause gehen und ihre Sachen an einem anderen Tag alleine kaufen. „Ich krieg hier sonst noch Zustände“, sagte sie sichtlich genervt. Die beiden Adrians hatten bereits einige Stunden in verschiedenen Hamburger Kaufhäusern verbracht, bis Adi überhaupt einmal etwas in Betracht zog und anprobierete. Es war ein dick gefütterter Parka mit Fellkapuze, der Adrians altem Parka ziemlich ähnlich war, nur dicker und in schwarz. „Wenn es den auch in meiner Größe gibt, würde ich auch so einen nehmen“, sagte Adrian. Er war nicht nur froh, dass Adi endlich etwas gefunden hatte, was er wenigstens anprobierete; ihm gefiel der Parka auch. Es gab auch in seiner Größe einen, der fast genauso aussah, woraufhin sich Adi für diesen Parka entscheiden konnte. Sie kauften sich beide noch eine dunkelgraue Schneehose, die gut zum Parka passte. Adi bekam dazu noch einen Wollpullover, Handschuhe und eine mit Kunstfell dick gefütterte Fliegermütze, die ihm so gut gefiel, dass er sie gleich auf behielt.

Der Einkauf war recht teuer. Weil sie von Hannas Einkünften gut leben konnten und Adrian fast alles von seinen Verdiensten der letzten Monate gespart hatte, konnten sie es sich leisten. Als sie zu Hause ankamen, sagte Hanna, „Zum Glück schließen die Läden irgendwann, sonst wärt ihr vermutlich überhaupt nicht mehr fertig geworden.“ Sie forderte die beiden auf, zu zeigen, was sie eingekauft hatten. Adrian zog sich die Schneehose und den Parka an. „Du auch“, forderte sie Adi auf, der sich dann ebenfalls Schneehose und Parka überzog. „Ihr habt euch echt die gleichen Sachen gekauft?“, fragte Hanna. „Wir haben

wohl den gleichen Geschmack“, antwortete Adrian, „Als Adi den Parka anprobierte, war ich sofort davon überzeugt. Es war eine klare Entscheidung. Am besten gefällt mir aber seine neue Mütze“, sagte Adrian, „so eine Fellmütze habe ich auch und in Kirkenes habe ich sie ständig getragen.“ Er holte sie aus seinem Zimmer und setzte sie sich auf. Hanna sagte, „Jetzt seid ihr ja bestens für unsere Polarexpedition ausgerüstet“, und lachte. „Und beide in den gleichen Klamotten, da muss ich doch ein Foto machen.“ Sie holte einen Fotoapparat und sagte, „Stellt euch nebeneinander und macht eure Jacken richtig zu.“ Adrian zog sich die Kapuze über die Mütze und den Reißverschluss bis oben hin zu. Auch Adi packte sich ein und steckte wie Adrian die Hände in die Jackentaschen. Als Hanna das Foto machte, lachte sie, „Meine beiden Adrians auf Arktisexpedition.“ Sie kaufte sich wenig später ebenfalls einen Daunenanorak, eine Schneehose und lange Unterwäsche.

Adi trug ab da nur noch seine neue Fellmütze zu den Sternbeobachtungen; „Die ist so warm wie die beiden anderen Mützen zusammen“, sagte er. Immer wieder sprach er über die Polarlichter und wollte wissen, ob es während ihres Aufenthalts in Norwegen auch garantiert welche geben würde. „Garantien gibt es natürlich keine“, sagte Adrian, „Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass es dort einen Winter ohne Nordlichter gibt; ich habe auf jeden Fall oft welche gesehen.“ Je näher der Norwegen-Urlaub rückte, desto öfter redete Adi darüber. Auch Hanna war zunehmend aufgeregt. „Ich bin mal gespannt, wie ich das aushalte, vier Wochen Dunkelheit und Kälte. Das wird ein echtes Persönlichkeitstraining werden.“ Weil das Gepäck im Flugzeug begrenzt war, nutzten sie die Weihnachtstage, gut zu überlegen, was sie mitnehmen wollten und wie sie es platzsparend verpacken konnten. Es stellte sich schnell heraus, dass sie ihre Schneehosen und Winterjacken bei der Reise anziehen mussten, weil sie sonst nicht alles unterbringen konnten. Adi hätte am liebsten sein Teleskop mitgenommen, aber er sah schnell ein, dass das auf keinen Fall möglich war.

Eineinhalb Wochen nach Silvester ging es endlich los, mit dem Flugzeug zuerst nach Oslo und dann, nach drei Stunden Wartezeit, weiter nach Kirkenes. Der Flug nach Kirkenes dauerte länger als der nach Oslo. „Das ist ja richtig weit weg“, sagte Hanna und Adrian antwortete, „fast zweieinhalb tausend Kilometer von Oslo. Norwegen ist groß, oder lang zumindest.“ In Kirkenes waren es um minus zwanzig Grad, als sie ankamen. Sie fuhren mit einem Taxi zuerst zur Gemeindeverwaltung, wo Hannus Eltern den Schlüssel für das Haus hinterlegt

hatten, und dann weiter zum Haus. „Das sieht ja aus wie in der DDR“, sagte Hanna während der Fahrt. „Ist halt alles nach dem zweiten Weltkrieg aufgebaut worden. Die Deutschen hatten hier einen Nordmeerhafen und die Sowjetarmee hat das Ganze zurückerobert. Da ist nicht mehr viel übrig geblieben nach dem Krieg“, erläuterte Adrian. Hannus Haus sah noch aus wie früher, nur seine Sachen waren nicht mehr dort. Adrian fand es ein wenig unheimlich, in der Wohnung zu sein. Gleich nachdem sie ihre Sachen ausgepackt hatten, drang Adi darauf, nach draußen zu gehen, um Polarlichter zu sehen. Hanna war müde und hatte keine Lust dazu, aber Adrian zog sich an und ging mit Adi nach draußen. Polarlichter sahen sie keine, aber Adi war richtig begeistert, so viel Schnee zu sehen. Er ließ sich immer wieder in den Schnee fallen und klopfte ihn anschließend wieder von seiner Kleidung ab. „Hier ist es richtig arktisch kalt“, erzählte er Hanna, als sie wieder zurückkamen, „aber wir sind so dick eingepackt, das macht uns gar nicht aus.“

Am nächsten Tag kam Hannus Vater. Er war wie immer ziemlich wortkarg, aber freute sich sichtlich, Adrian wieder zu sehen. Er erzählte, dass er und seine Frau schwer an Hannus Tod trugen. Da Hannus Vater sehr langsam und akzentuiert sprach, verstand ihn Adi sehr gut und fragte, was mit Hannu passiert war. Adrian hatte ihm noch nichts darüber erzählt. „Hannu und ich waren mit einem Scooter unterwegs und sind in einem Schneesturm stecken geblieben; Motorschaden. Die Rettung kam erst fast zwei Tage später und für Hannu war es dann zu spät“, erzählte er auf Norwegisch. „Wie Schlittenhunde lagen sie aneinander gekauert, als Hannu starb“, ergänzte Hannus Vater. „Hannu war auch Autist, wie du und ich“, erklärte Adrian und Hannus Vater lachte laut auf. „Wir sind hier oben alles Autisten“, sagte er, „Wir Samen sind einfach so.“ Adi wollte wissen, was Samen waren und ließ es sich von Hannus Vater erklären. „Wenn du willst, könnt ihr mitkommen zu den Rentieren. Meine Frau und ich fahren da übermorgen wieder hin“, schlug er am Ende vor. Für Adi war es keine Frage, dass er da mitkommen wollte.

Die Stadt Kirkenes hatten sie schnell erkundet; sie ist nicht sehr groß. Hanna fühlte sich in ihrer Auffassung bestätigt, dass es dort aussah wie in der DDR; Adrian konnte es nicht beurteilen, da er nie in der DDR gewesen war. Vermutlich waren es neben den schlichten neuen Häusern, die die Stadt prägen, auch die russischen Beschilderungen, die diesen Eindruck bestärkten. Adrian meldete sich auch bei den Nachbarn, die sie gleich zum Essen einluden. Auch hier

war Hannus Tod das beherrschende Thema. Der Nachbar zeigte Hanna und Adi den Zeitungsartikel und sagte, „Das werden wir hier nicht so schnell vergessen. Wann passiert denn schon mal etwas in Kirkenes? Und dann gleich so etwas schlimmes.“ Er erzählte auch, dass der Motor des Scooters nicht mehr zu reparieren war. „Ich kann es mir nicht erklären“, sagte er, „Ich habe noch nie gehört, dass so etwas passieren kann. Diese Scootermotoren sind eigentlich sicher und Hannu hatte ihn ja gerade repariert gehabt. Wenn man jemandem seinen Scooter anvertrauen konnte, dann ihm.“ Er erzählte, dass der Scooter inzwischen einen neuen Motor hatte und dass sie ihn sich ausleihen konnten, wenn sie wollten. „Fahrt nur nicht so weit raus, damit so etwas nicht noch einmal passiert.“

Als am nächsten Morgen Hannus Eltern kamen, lagen sie alle drei noch im Bett. „Fünf Uhr morgens; die sind ja früh dran“, sagte Hanna, als Adrian die Tür öffnete. Sie aßen schnell etwas und zogen sich an. „Zieht euch warm an“, sagte Adrian, „auf dem Scooter ist es kalt und wir werden heute lange unterwegs sein.“ Adi zog sich wie Adrian eine zusätzliche Schicht unter die Schneehose und den Parka. Unter die Fellmütze zog er Adrians Sturmmitze. Die hatte ihm Adrian gegeben, weil Adi keine Schals mochte, aber etwas brauchte, um Mund und Nase zu bedecken. Hanna hatte nur eine gewöhnliche Mütze, dafür aber eine ausgesprochen dick gefütterte Kapuze an ihrer Daunenjacke und einen langen Schal, den sie um ihr Gesicht wickelte. Statt dem Anhänger hatten Hannus Eltern zwei Schlitten hintereinander an den Scooter gebunden, auf denen auch das Gepäck befestigt war. Adi wollte zusammen mit Adrian auf einem Schlitten sitzen, sodass Hanna alleine auf dem anderen saß. Hannus Eltern saßen auf dem Scooter, den Hannus Mutter steuerte. Während Hanna noch mit ihrer Müdigkeit kämpfte, war Adi munter und bester Laune.

Nach kurzer Zeit hielt Hannus Mutter an und zeigte nach oben. Adrian konnte ein schwaches Leuchten erkennen, das ein Polarlicht gewesen sein konnte; es war aber nur ein schwaches Glimmen. Mit einem Mal war der Himmel grün erleuchtet und die Polarlichter zeigten sich in ihrer vollen Pracht. Adi sprang vom Schlitten und sah nach oben. Dabei sank er bis zur Hüfte im Schnee ein, aber das schien ihn nicht weiter zu stören. Er drehte er sich, um die Lichter in allen Richtungen beobachten zu können. Auch Hanna war fasziniert. „So etwas schönes habe ich noch nie gesehen“, sagte sie zu Adrian, „So langsam verstehe ich, warum es dir hier so gefällt.“ Adi lag inzwischen auf dem Schnee und

sah gebannt nach oben, als sie Hannus Mutter aufforderte, wieder auf den Schlitten zu steigen. Adi war so aufgeregt, dass es ihm schwer fiel, auf dem Schlitten ruhig zu sitzen, und Adrian ihn festhalten musste. Nach kurzer Zeit sahen sie die ersten Rentiere und waren gleich danach mitten in der Herde. Den Rentieren schien der Lärm des Scooters nichts auszumachen. Als Adi eines streichelte, war ihm anzusehen, dass er diesen Tag so schnell nicht vergessen würde. Sie verbrachten Stunden in der zugleich dunklen und weißen Wildnis, sahen Rentiere und Polarlichter, machten immer wieder eine Rast und fuhren wieder ein Stück weiter. Schließlich machten ein Feuer und grillten Rentierfleisch. Es musste um die Mittagszeit gewesen sein, da ein violettes Leuchten zu sehen war, dass zum südlichen Horizont hin heller wurde.

Von dem Rentierfleisch wollte Adi allerdings nichts essen. Es half auch nichts, dass Hannus Vater ihm erklärte, dass es seit Urzeiten die Grundlage sowohl für Samen als auch für die Rentiere war, miteinander zu leben. „Wir kümmern uns darum, dass sie die Weiden finden, die sie brauchen, und sie geben uns ihr Fleisch und ihre Felle.“ Er erklärte auch, dass immer nur so viele Rentiere geschlachtet werden, wie neu geboren wurden. „Es ist ein Gleichgewicht bei den Tieren und bei den Menschen.“ Adrian fiel auf, dass er mit Adi ungewöhnlich viel sprach; ansonsten war er und noch mehr seine Frau immer ausgesprochen wortkarg. Zum Glück hatten sie noch andere Lebensmittel eingepackt, sodass Adi auch ohne Rentierfleisch genügend zu essen bekam. An diesem Tag beschloss er, Vegetarier zu werden.

„Ziehst du wieder hierher?“, fragte Hannus Vater beim Grillen, „zusammen mit deiner Familie?“ Adrian wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Er dachte tatsächlich oft darüber nach, wieder nach Kirkenes zu ziehen, aber er war sich nicht sicher, wie realistisch so ein Vorhaben war. Vor allen Dingen wusste er nicht, wie das mit Hanna und Adi klappen konnte. Insgeheim erhoffte er sich von dem Urlaub, dass auch Hanna diese Perspektive ernsthaft in Erwägung zog. Adi brauchte er nicht mehr davon überzeugen. „Das Haus ist so leer, seit du weg bist“, erklärte Hannus Vater, „Es wartet auf dich; wir warten auf dich.“ Nach einer langen Pause sagte er in die Stille, „Du gehörst zu uns, auch dein Sohn gehört zu uns, ihr gehört hierher, das ist euer Leben. Denk darüber nach, es ist kein Zufall, dass du Hannu begegnet bist.“ Als sie wieder zurückkamen, war es spät am Abend. „Wir waren fast achtzehn Stunden unterwegs“, bemerk-

te Hanna, „und trotzdem ist mir nicht kalt geworden. Es ist wirklich eine eigenartige Welt, gleichzeitig so fremd und vertraut, so sanft und so eisig und rau.“

Am nächsten Tag schliefen alle drei sehr lange und wurden gerade noch rechtzeitig wach, um das rote Leuchten der Sonne unter dem Horizont mitzubekommen. Abends gab es in der Bibliothek einen Vortrag über die Planeten, „Spaziergang durch unser Sonnensystem“. Dass Adi dort hingehen musste, war klar. Er war ziemlich aufgereggt und sie gingen schon früh in die Bibliothek, damit sich Adi vorher mit dem Ort vertraut machen konnte. Als sie ankamen, sahen sie, wie gerade jemand einen Zettel an die Tür hängte. „Der Vortrag fällt aus“, sagte der Mann, „Olas Wagen springt nicht an und die zwanzig Kilometer geht er bestimmt nicht zu Fuß, um hierher zu kommen.“ Adi fing auf der Stelle an, zu hüpfen und mit den Armen zu fuchteln. Er war so erregt, dass er dabei nicht einmal etwas sagen konnte. „Er hat sich so gefreut“, sagte Adrian, „Gibt es da keine Möglichkeit?“ Der Mann beobachtete Adi eine Weile und sagte schließlich, „Er kann sich ja die Dias ansehen. Die haben wir hier.“ Adi beruhigte sich schnell wieder, „Ja, die Dias muss ich sehen.“ „Das ist ja ein richtiger Enthusiast“, sagte der Mann von der Bibliothek. „Nicht nur das, er weiß auch alles, was man über Planeten wissen kann“, sagte Adrian. „Wirklich?“, fragte der Mann und Adrian antwortete, „Alles.“ „Hm, da bin ich ja mal gespannt. Ein bisschen kenne ich mich auch aus; ich weiß gar nicht, wie oft ich schon bei Olas Vorträgen war.“ Der Mann von der Bibliothek ging mit ihnen in den recht großen Vortragsraum, in dem der Vortrag stattfinden sollte. Er war mit einer großen Leinwand und einem Diaprojektor ausgestattet. Er zeigte ihm die Dias und Adi fiel bei jedem auf Anhieb etwas ein, was er dazu erzählen konnte. Daran, dass sein Norwegisch holpriger war als sonst, merkte man ihm seine Aufregung an, ansonsten war er aber sehr konzentriert.

„Nicht schlecht“, sagte der Mann, „Wirklich nicht schlecht. Lass mich mal überlegen: Wie wäre es, wenn du an Olas Stelle den Vortrag hältst? Dann müssen wir ihn nicht ausfallen lassen. Die Leute mögen diese Vorträge sehr gerne und manche werden enttäuscht sein, wenn sie gleich lesen, dass sie umsonst gekommen sind.“ Adrian sah Adi an, „Was meinst du? Ich würde dir auch helfen, mit dem Norwegisch, meine ich.“ „Ihr seid ja verrückt“, sagte Hanna und lachte, „Adi soll vor fremden Leuten einen Astronomievortrag halten und dann noch auf Norwegisch.“ Adi gefiel die Idee aber, „Das ist nicht so schwer, das kann ich bestimmt.“ Der Mann von der Bibliothek lachte und sagte, „Die richtige Einstellung

hat er auf jeden Fall.“ Kurze Zeit später kamen die ersten Interessenten; es war auch eine Schulklasse dabei, sodass sich der Raum schnell füllte.

Als der Vortrag begann, war der Raum etwa zu dreiviertel gefüllt. Der Mann von der Bibliothek bediente den Projektor und die beiden Adrians standen am Rednerpult. Adrian erklärte am Anfang, dass Adi sehr kurzfristig eingesprungen war und erst seit wenigen Monaten Norwegisch sprach. Aber Adis Vortrag lief erstaunlich gut; Adrian sprang immer mal wieder ein, als ihm gerade nicht das richtige Wort einfiel. Im Großen und Ganzen ging es auch mit Adis Norwegisch; dass es eher deutsch als norwegisch klang, machte er mit einer langsamen und klaren Aussprache wett, sodass er einigermaßen gut zu verstehen war. Vor allen Dingen beeindruckte er mit den vielen Zahlen zu den Planeten, die er alle auswendig kannte und nicht ohne Stolz bei jeder Gelegenheit einfließen ließ. Die Leute applaudierten am Ende lange und die Lehrerin der Schulklasse kam zu ihm, um zu sagen, dass ihr sein Vortrag sehr gut gefallen hatte.

„Das ist unglaublich“, sagte Hanna auf dem Weg nach Hause. „Bei dir zeigt Adi Seiten, die ich früher nie an ihm gesehen hatte.“ Adi schwebte mehr als er lief; er ließ sich noch nicht einmal von den Polarlichtern beeindrucken, die an dem Abend den Himmel beleuchteten. Zu Hause ging er in einer Art Schnelldurchlauf die Dias noch einmal durch; Adrian war sich sicher, dass er sie sich alle exakt eingeprägt hatte. „Was war nochmal auf dem neunten Dia?“, fragte er ihn, weil ihn interessierte, ob seine Einschätzung richtig war. „Saturn und seine acht größten Monde“, sagte Adi und zählte die Namen der Monde auf. „In Wirklichkeit gibt es achtzehn Monde, aber die haben nicht alle auf das Dia gepasst, sodass die kleineren weggelassen wurden.“ Er erzählte auch, dass die Größenangaben auf dem Dia ungenau waren und von ihm korrigiert werden mussten. Am nächsten Tag kam der Mann von der Bibliothek, um Adi für den Vortrag ein Astronomiebuch zu schenken. Er blieb noch zum Kaffeetrinken. Er erzählte, dass in Kirkenes wie überhaupt im Norden gerade jüngere Leute gesucht werden. „Jetzt kommen die Computer“, sagte er, „alles wird auf Computer umgestellt. Für uns Alte ist das ja nichts mehr, da müssen die Jungen ran, die mit Computern umgehen können. Aber davon gibt es nicht viele in Kirkenes, viel zu wenige.“ „Das wär doch was für dich“, sagte Adrian zu Hanna. Er wusste nicht, ob das ein ernsthafter Gedanke war; auf jeden Fall gefiel er ihm. Hanna sagte dazu nichts.

Am Abend waren wieder Polarlichter zu sehen. Adi zog sich Schneehose und Parka an und sagte, „Wir gehen Polarlichter schauen, Hanna, Adrian, kommt.“ Er hatte auch schon seine Fellmütze auf und die Kapuze darüber gezogen. „Jetzt?“, fragte Hanna, „Es ist doch schon spät.“ „Das ist doch egal“, erwiderte Adi und überredete sie schließlich mitzukommen. Während er begeistert die Nordlichter beobachtete, fragte Hanna Adrian, „Du würdest gerne wieder hierher kommen; ich spüre das schon deutlich.“ „Ja“, sagte Adrian, „wenn das mit Hannu nicht passiert wäre, wäre ich bestimmt mein restliches Leben hier geblieben. Das hier ist meine Welt, nicht das laute und hektische Hamburg.“ „Es ist schon sehr anders hier“, sagte Hanna, „Schon schön, aber die ganze Zeit Nacht und dann so weit weg von allem in so einer kleinen Stadt. Wie viele Einwohner hat das denn überhaupt hier?“ „Ich weiß es nicht genau, vielleicht dreitausend“, antwortete Adrian und Hanna sagte, „Dreitausend; Wahnsinn. Und wie weit ist es bis zum nächsten größeren Ort?“ „Zweihundert Kilometer ungefähr.“ „Am Rand der Zivilisation sozusagen“, sagte Hanna. Adi konnte nicht genug von den Polarlichtern sehen und ging erst nach Hause, als Adrian versprach, am nächsten Tag mit dem Scooter des Nachbarn in die hügelige Landschaft zu fahren.

Bis zum Ende der Polarnacht wurde das Licht der Sonne, wenn sie ihren Scheitelpunkt unter dem Horizont erreichte, von Tag zu Tag intensiver. Es wechselte von einem tiefen Purpurrot über rot nach orange und wieder zurück. Auch der Tag, an dem sich die Sonne das erste Mal wieder über dem Horizont zeigte, war ein farbenfrohes Schauspiel. Adrian hatte die Farben gar nicht so intensiv in Erinnerung und auch Hanna war davon richtig fasziniert. Die wiederkehrende Sonne wurde wie jedes Jahr von den Leuten ausgelassen begrüßt, darunter wohl sämtliche Kinder, die in Kirkenes lebten; und das, obwohl es an dem Tag richtig kalt war, unter minus fünfundzwanzig Grad. Adi war nicht weniger begeistert als die Schulkinder; er hätte gut einer von ihnen sein können.

Kurz danach flogen sie nach Trondheim. Dort wohnten sie noch ein paar Tage in einem Hotel, bevor sie über Oslo wieder nach Hamburg zurück flogen. Im Vergleich zu Kirkenes ist Trondheim eine richtige Großstadt, eine, die Hanna beeindruckend schön fand, vor allen Dingen die Holzhäuser. Sie unternahmen viel mit Thorge, der für die Zeit Urlaub genommen hatte. Leif nahm Adi sogar einmal zu seinem Streifendienst mit. „Hier gibt es keine Einbrecher oder Bankräuber“, resümierte Adi, „nur Falschparker und Betrunkene.“ „Naja“, sagte Leif,

„Hier gibt es auch mal richtige Kriminalfälle, aber halt nicht jeden Tag.“ Später fragte Adi Adrian, „Wusstest du, dass Leif in Wirklichkeit Leifur heißt und in seinem zweiten Leben ein mächtiger Zauberer ist?“ „Tatsächlich?“, fragte Adrian, „Das letzte Mal, als ich mit ihm darüber gesprochen hatte, war er noch ein Zauberlehrling.“

Abends, als sie mit Thorge und Leif zusammen saßen und redeten, sagte Adi, „Wenn wir nach Norwegen ziehen, werde ich auch Polizist wie Leif.“ „Ihr zieht nach Norwegen?“, fragte Thorge. „Das haben wir eigentlich nicht geplant“, sagte Adrian, „aber wir haben darüber gesprochen; auch weil meine Sehnsucht danach wirklich groß ist, das muss ich schon zugeben.“ „Meine auch“, sagte Adi, „Das ist viel besser als Hamburg. In Hamburg darf ich gar nichts machen, aber hier kann ich sogar Polizist werden.“ „So einfach ist es hier auch wieder nicht“, erwiderte Leif, „Die Anforderungen bei der Polizei sind hier richtig hoch. Da musst du erst einmal viele Prüfungen bestehen“ „Ich kann mir schon vorstellen, dass es für Adi hier einfacher sein kann als in Hamburg“, sagte Thorge, „Vor allem auch da oben, ganz im Norden. Wenn ihr wirklich vorhabt, nach Norwegen zu kommen, unterstützen wir euch natürlich.“ „Mal sehen“, sagte Adrian, „Bis jetzt ist da noch überhaupt nichts entschieden.“ Hanna schwieg während dem Gespräch.

Am Tag nach Adis siebzehnten Geburtstag, den sie mit Leif und Thorge feierten, ging es wieder zurück nach Hamburg. Adi hatte sich durch den Urlaub spürbar verändert und war ruhiger und ausgeglichener geworden. Wenn er mit Adrian zum Hochsitz in den Wald ging, um Sterne zu beobachten, zog er sich wie in Norwegen seine Schneehose und den Parka über, mit Mütze und Kapuze auf. „Hier sind es aber keine minus fünfundzwanzig Grad“, sagte Adrian einmal und Adi erwiderte, dass es sich trotzdem gut anfühlte, so eingepackt zu sein. Hanna war mit seiner Situation sehr unzufrieden und sprach alle paar Tage mit Adrian darüber. Sie fand vor allen Dingen, dass er nicht die ganze Zeit zu Hause sein sollte und es nicht gut war, dass er außer mit ihr und Adrian zu niemanden Kontakt hatte. Aber was sollte er stattdessen tun? Die Werkstatt kam nicht in Frage, auf so etwas ließ er sich nicht mehr ein. „Ich möchte einen richtigen Beruf haben und Polizist werden oder Astronom“, sagte er, wenn er danach befragt wurde, „Ich möchte nicht mehr behindert sein.“ Hanna und Adrian waren ratlos, wie sie mit seiner Situation umgehen sollten.

Nur wenige Wochen nachdem sie aus Norwegen zurückgekommen waren, schlug Hanna die Tür zu, als sie nach Hause kam, und rief laut, „Scheiße“. Als sich wieder beruhigt hatte, erzählte sie, dass sie mit ihrem Chef eine heftige Auseinandersetzung hatte. Adrian wusste, dass sie mit ihrem Job nicht zufrieden war, aber jetzt erfuhr er, dass sich Hanna schon seit Monaten mit ihrem Vorgesetzten stritt. „Der hat mir jetzt einfach das Projekt weggenommen und es jemand anderem geben“, sagte sie, „Seit drei Jahren baue ich das alles auf und jetzt, seit es anfängt, gut zu laufen, redet er mir ständig drein. Und weil ich mir das nicht bieten lasse, bin ich das Projekt jetzt los. Drei Jahre Arbeit.“ Sie zog sich in ihr Zimmer zurück und sagte, dass sie das erst einmal verarbeiten musste. Beim Abendessen saß sie eine ganze Zeit lang schweigend am Tisch und sagte schließlich, „Vielleicht sollten wir wirklich in die Arktis ziehen; ich glaube, so langsam bin ich reif dafür.“ Adi war von der Idee sofort begeistert und sagte, „Ja, ich will auch zu den Polarlichtern und den Rentieren. Mir ist das auch nicht zu kalt.“ Adrian fragte Hanna, ob sie das ernst meinte, und sie antwortete, „Ich weiß nicht, aber ich denke in letzter Zeit oft daran, dass es Zeit wird für einen Neuanfang. Ich meine, wer weiß, wie lange ich es noch in meinem Job aushalte, und mit Adi funktioniert ja gerade gar nichts. Da gibt es ja überhaupt keine Perspektive hier.“ „Ihm geht es so wie mir“, sagte Adrian, „So eine kleine überschaubare Welt, weit weg von dem ganzen Trubel, das ist schon das, was für ihn am besten passt.“ „In letzter Zeit wünsche ich mir so etwas für mich auch“, sagte Hanna, „eine kleine überschaubare Welt; weit weg von dem ganzen Wahnsinn.“

Von da an redeten sie immer wieder über die Option, nach Norwegen zu ziehen, bis sich Adrian schließlich bei der Stadtverwaltung von Kirkenes nach möglichen Jobs für Programmierer erkundigte. Er erfuhr, dass Hanna dort beste Chancen hatte. Sie sollte ihre Bewerbungsunterlagen dort zu einer Firma schicken, die die elektronische Infrastruktur und Datenverarbeitung für die gesamte Kommune aufbaute. Die Antwort, die Hanna auf ihre Bewerbung erhielt, war nicht nur eine Einladung zu einem Bewerbungsgespräch, sondern klang schon wie eine Zusage. Dass sie kein Norwegisch konnte, war offenbar kein Problem; das Antwortschreiben war wie Hannas Bewerbung auf Englisch verfasst. Hanna zögerte noch, entschied sich aber doch, mit den Adrians noch einmal nach Kirkenes zu fliegen und sich bei dieser Firma vorzustellen. Während sich in Hamburg bereits das Frühjahr ankündigte, lag in Nordnorwegen

noch viel Schnee, sogar mehr als Anfang des Jahres. Sie waren nur eine Woche dort, für das Bewerbungsgespräch und für ein Gespräch mit Hannus Eltern, mit denen sich Adrian verabredet hatte. Beide Gespräche waren ausgesprochen erfolgreich. Hanna bekam eine interessante und obendrein gut bezahlte Tätigkeit in Aussicht gestellt und konnte sofort mit ihrer Arbeit beginnen, wenn sie gewollt hätte. Und Hannus Eltern würden Adrian das Haus zu noch günstigeren Konditionen verkaufen, als es Adrian erhofft hatte.

Seit Hannas Bewerbungsgespräch redete Adi nur noch von dem Umzug. Statt mit Astronomie beschäftigte er sich mit Norwegen, worüber er schon nach kurzer Zeit erstaunlich viele Fakten kannte, und er lernte intensiv Norwegisch. Er redete auch oft norwegisch, auch mit Hanna, obwohl sie es nicht verstand. Sie entschieden sich, im Juni umzuziehen, um zu Mittsommer in Kirkenes zu sein. Seit Hanna ihren Job gekündigt hatte, fühlte sie sich richtig erleichtert. „Es war höchste Zeit“, sagte sie, „Ich hatte mich schon lange nicht mehr so gut gefühlt wie in dem Moment, als ich denen die Kündigung auf den Tisch legte.“ Adrian konnte für den Verlag auch aus der Ferne arbeiten. Die Vorlagen, Materialien und Zeichnungen würde er dann mit der Post geschickt bekommen. Für wichtige Besprechungen würde er nach Hamburg kommen müssen, aber das würde nicht oft erforderlich sein. Er war erstaunt, wie gut sich alles fügte und dass der Schritt, in den Norden zu ziehen, sich als so unerwartet einfach herausstellte. Der Tag des Umzugs rückte schnell näher. Die Sachen, die sie nicht mit dem Flugzeug mitnehmen konnten, mussten sie mit der Post verschicken, vor allen Dingen auch Adis Teleskop. Möbel nahmen sie keine mit; Hannus Haus war ja vollständig eingerichtet.

Zum Umzug kam Thorge nach Kirkenes. Er kam ohne Leif und blieb gleich zwei Wochen. „Ich habe noch nie die Mitternachtssonne erlebt“, sagte er, „Da muss ich ja die Gelegenheit nutzen, an Mittsommer im Norden sein zu können.“ Adrian verstand es aber auch als Ausdruck einer engen Freundschaft, die trotz der Distanz geblieben war. Dass Thorge eine Ausbildung als Zimmermann hatte, war bei der Renovierung sehr hilfreich. Zusammen mit den beiden Adrians baute er den Dachboden aus, damit Adi ein großes Zimmer für sich bekam. Im Garten bauten sie aus Holz einen Hochsitz, auf dem das Teleskop montiert werden konnte, Adis kleine Sternwarte. Da es vierundzwanzig Stunden lang hell war, bauten sie Tag und Nacht. „Das wirkt ja wie ein gut eingespieltes Team“, bemerkte Hanna. Das waren sie in der Tat; auch Adi fügte sich da

scheinbar mühelos ein. Anders als die drei arbeitete Hanna jeden Tag zu einer festen Arbeitszeit. Dadurch hatte sie einen festen Tagesrhythmus, was die anderen überhaupt nicht hatten. Es kam sogar vor, dass sie gerade aufstand, als die drei ins Bett gingen. Aber trotz ihrer Arbeit half sie kräftig beim Einrichten des Hauses mit.

Sie zeigte Thorge das Foto das sie gemacht hatte, als die beiden Adrians ihre neue Winterkleidung anprobiert hatten; davon hatte sie sich einen großen Abzug anfertigen lassen. „Die Arktisexpedition“, sagte sie und stellte das Bild auf die Kommode am Eingang. Adrian kam dabei sofort das Foto mit Hannu in den Sinn, das der Nachbar gemacht hatte, nachdem er seine Winterkleidung gekauft hatte. Er hatte es seit seinem Tod nicht mehr gesehen. Als er es Hanna zeigte, fragte sie, „Warum bist du da zweimal auf dem Bild?“ Adrian erklärte ihr, dass es Hannu war, der da neben ihm stand. „Die Ähnlichkeit ist wirklich verblüffend“, sagte er, „Das ist mir früher nie so aufgefallen.“ „Ich finde, das passt zu dir“, sagte Hanna, „vor allen Dingen, in diesen Winterklamotten eingepackt zu sein, mit Fellmütze und Kapuze drüber.“ Sie stellte das Bild neben das Foto von Adi und Adrian. „Jetzt fehlst aber du noch in dieser Galerie“, bemerkte Adrian und holte einen Umschlag mit Fotos von ihrer ersten Reise nach Kirkenes. Auf einem stand sie vor einem Rentier, mit Adi daneben, von dem wegen der Sturmmitze nur die Augen zu sehen waren. Adrian stellte das Bild neben die beiden anderen, „Jetzt bist du auch auf Arktisexpedition zu sehen.“ In dem Moment kam Adi, stellte sich vor die drei Fotos und sagte „Adrien, Adrian, Hannu, Hanna“, wobei er Adrien deutsch aussprach. Er zeigte der Reihe nach auf die entsprechenden Personen. „Wie hast du denn erkannt, dass Adrian der linke von den beiden ist?“, fragte Hanna und erhielt als Antwort, „Kannst du es nicht erkennen?“ Sie besorgte noch am selben Tag Bilderrahmen und hängte die drei Bilder über die Kommode.

Adi wirkte sehr zufrieden; das Renovieren und Einrichten gefiel ihm. Er mochte vor allen Dingen die Mitternachtssonne und die im Vergleich zu Hamburg deutlich niedrigeren Temperaturen. Mittsommer feierten sie zusammen mit den Nachbarn, die recht viele Leute, Erwachsene und Kinder, eingeladen hatten; sogar Hannus Eltern kamen. Anfangs redeten sie nicht viel, aber nachdem sie etwas Alkohol getrunken hatten, wurden sie richtig gesprächig. Hannus Mutter erklärte Adrian, dass beim Tod eines Menschen manchmal die Seele auf einen anderen Menschen übertragen würde. Sie war sich sicher, dass das mit Han-

nus Seele geschehen war und sie jetzt in Adrian weiterlebte. Adi, der die meiste Zeit bei Hannus Eltern saß, hörte interessiert zu. „Ich glaube, sie hat recht“, sagte er, „dass ihr beiden zusammen gehört, sieht man ja schon auf dem Foto. So wie wir beide auch, wir gehören auch zusammen.“ Es wurde allgemein viel getrunken, wie üblich an Mittsommer. Hanna und Adrian hielten sich allerdings sehr dabei zurück; Thorge und Adi tranken gar keinen Alkohol. Die Mittsommerfeier war zugleich ihre Einzugsfeier; das Haus war eingerichtet und Thorge fuhr kurz danach wieder zurück nach Trondheim.

Das Haus war den Sommer über Tag und Nacht offen. Adi war die meiste Zeit draußen, oft ohne dass Adrian oder Hanna wussten, wo er war. Er ging gerne in die Bibliothek und lernte erstaunlich schnell Gleichaltrige kennen. „In Hamburg hatte er nie Kontakte zu anderen gefunden und hier passiert es ganz selbstverständlich“, bemerkte Hanna. Nach einiger Zeit hielt er wieder einen Vortrag in der Bibliothek. Ola, der üblicherweise die Astronomievorträge hielt, hatte offenbar keine Lust mehr auf die Vorträge und war froh, einen Nachfolger gefunden zu haben. Für den Vortrag fertigte Adi mit Hilfe der Bibliotheksangestellten eigene Dias an. Er verbrachte viel Zeit mit der Vorbereitung und hielt auch Probevorträge vor Adrian und Hanna, die nicht viel davon verstand, weil sie erst dabei war, Norwegisch zu lernen. Der Vortrag war gut besucht und kam gut beim Publikum an. Adi erhielt das Angebot, in Zukunft einmal im Monat in der Bibliothek einen Vortrag zu halten. An einem Abend, als Hanna und Adrian im Garten saßen, sagte Hanna, „Das ist jetzt also unser neues Zuhause.“ Adrian lachte und sagte, „So wie es aussieht ja; wie eine richtige Familie in einem richtigen Haus.“ „Ja“, antwortete Hanna, „und du bist jetzt auch Adis richtiger Vater. Jetzt gibt es kein Zurück mehr.“ Sie sagte, dass sie Adrian heiraten wollte, um auch offiziell eine Familie zu sein.

Hanna und Adrian heirateten nur auf dem Standesamt, ohne Feier. Für ihre Nachbarn und Bekannten in Kirkenes galten sie ohnehin schon als verheiratet. Hanna wollte auch Adrians Namen annehmen, nicht nur, damit sie wie eine richtige Familie den gleichen Nachnamen hatten, sondern auch weil Jansen skandinavischer klang als Schmidt. Auch Adi hieß jetzt Jansen mit Nachnamen. Als sie von der Trauung auf dem Standesamt nach Hause kamen, blieb Adi vor den drei Bildern am Eingang stehen und berührte mit dem Finger das Bild, auf dem er neben Adrian in Winterkleidung stand. „Bist du jetzt mein Vater?“, fragte er. „Also wie ein richtiger Vater fühle ich mich wirklich nicht“, antwortete Adrian,

„eher wie ein Freund.“ Als sie das neue Namensschild für die Haustür zeichneten, fragte Hanna, „Was meint ihr, ‚Hanna, Adrian og Adi Jansen‘ oder lieber ‚Adrien‘? Zweimal ‚Adrian Jansen‘ geht nicht, oder“. „Ich heiÙe aber Adrian“, rief Adi, „Adrian Jansen.“ So wurde es „Hanna, Adrian og Adrian (Adi) Jansen“.

Als nach den Sommerferien die Schule wieder begann, durfte Adi auch vor Schulklassen Vorträge halten. Seine astronomischen Berechnungen, Studien und Vortragsvorbereitungen waren wie eine Vollzeitbeschäftigung, die er sehr ernst nahm. Sie füllten bereits nach kurzer Zeit ganze Hefte. Als es nachts wieder dunkel wurde, begann er mit seinen Sternbeobachtungen in der kleinen Sternwarte im Garten. Oft lud er dazu andere Jugendliche ein, die mit ihm zusammen die Planeten, Galaxien und andere Himmelsphänomene bestaunten. Er begann auch, seine Beobachtungen zu zeichnen, das heißt, zu skizzieren. Aus den Skizzen fertigte dann Adrian Zeichnungen an, die Adi für seine Vorträge verwenden konnte. Er wurde von den Jugendlichen und Erwachsenen einfach angenommen, ohne dass Erklärungen für ihn und sein Verhalten notwendig waren. Zugleich war er auch wesentlich ausgeglichener als in Hamburg. Es kam nur selten vor, dass er sich aufregte, und selbst wenn es geschah, beruhigte er sich schnell wieder. Es war unübersehbar, dass er von dem Umzug profitierte.

Hanna war aber auch mit ihrem neuen Job zufrieden. Er war abwechslungsreich und, obwohl sie erst anfang, Norwegisch zu lernen, fand sie schnell Kontakt zu Arbeitskollegen. Anders als in Hamburg wurde bei ihrer Arbeit vieles besprochen und die wichtigen Entscheidungen mit der Belegschaft diskutiert. Die Arbeitsatmosphäre war ruhig und sachlich; das gefiel ihr sehr gut. Adrian begann wieder zu töpfern und seine samischen Töpferwaren in dem Souvenirladen zu verkaufen. In der samischen Kultur fand er eine Spiritualität, die ihn sehr ansprach, aber es war ihm auch wichtig, auch eine Tätigkeit zu haben, mit der er Geld verdiente, obwohl Hanna genug für alle drei verdiente und die monatlichen Raten, die sie an Hannus Eltern bezahlten, gering waren. Von dem Geld, das er sparen konnte, kauften sie sich im Herbst einen eigenen Scooter mit einem Schlitten als Anhänger. Adi und Adrian fuhren oft mit dem Scooter in die Natur; Hanna blieb meistens lieber zu Hause.

Sonnenfinsternis

Als Adi seinen achtzehnten Geburtstag hatte, hatten sie sich schon richtig eingelebt. Hanna sprach inzwischen etwas Norwegisch, aber es fiel ihr noch schwer. Aber sie konnte die Leute schon gut verstehen. Adis Norwegisch unterschied sich von Adrians kaum mehr und war nahezu akzentfrei. Als die Frage auftauchte, was er sich zu seinem Geburtstag wünschte, sagte er, „Ich möchte zur Sonnenfinsternis.“ Er erklärte, dass in Mitteleuropa am elften August eine totale Sonnenfinsternis zu sehen war und er sich schon seit Langem vorgenommen hatte, dabei zu sein. Hanna und Adrian wurde schnell klar, dass sie ihn von diesem Wunsch nicht abbringen konnten. „Dann machen wir halt im Sommer Urlaub in Deutschland“, sagte Hanna und lachte, „Warum nicht?“ Zur Geburtstagsfeier kamen so viele Gäste, dass Adrian und Hanna überrascht waren. Nicht nur Jugendliche aus der Schule, sondern auch Erwachsene, Lehrer und Fans seiner Astronomievorträge; das Haus war voll. Während seine Gäste im Haus feierten, war Adi draußen bei seinem Teleskop und beobachtete den Himmel, immer zusammen mit einigen Interessenten. Draußen war es eisig kalt, aber das störte ihn nicht.

Schon lange vor der Sonnenfinsternis im August 1999 war Adi intensiv mit der Vorbereitung beschäftigt. Er berechnete die Bewegung des Mondschattens auf der Erdoberfläche und zeichnete auf Landkarten den Bereich ein, in dem die Sonnenfinsternis optimal beobachtet werden konnte. Es war auf jeden Fall in Süddeutschland, sodass sie sich entschieden, nach Frankfurt zu fliegen. Die Fahrt zur Sonnenfinsternis war ziemlich teuer. Nicht nur wegen dem Flug; sie mussten sich auch ein Auto leihen und in einer Ferienwohnung übernachten. Sie hatten vor, eine Woche in Deutschland zu bleiben und mieteten sich eine Ferienwohnung im Nordschwarzwald. Das entsprach Adis bevorzugter Beobachtungsregion und ermöglichte auch über die Sonnenfinsternis hinaus einen Urlaub in einer schönen Landschaft.

Kurz bevor sie flogen, kam Adi von einem Astronomievortrag zusammen mit einem Jungen nach Hause, der wohl in seinem Alter war und eine Fliegermütze trug. Als ihn Hanna begrüßte, schwieg er. „Wer ist das?“, fragte sie und Adi antwortete, „Ich weiß nicht. Er war auch im Vortrag und ist einfach mitgekommen.“ Adi verbrachte mit ihm ein paar Stunden in seinem Zimmer, bis er wieder ging. Nachdem er gegangen war, fragte Hanna noch einmal, wer das war. „Keine Ah-

nung“, sagte Adi, „Er spricht ja nicht. Aber er weiß viel über Astronomie und kann irre gut rechnen.“ Adrian war aufgefallen, dass er auch im Haus seine Mütze aufbewahrt hatte. Es war genauso eine Fliegermütze, wie die von Onkel Hans, die er als Jugendlicher getragen hatte. Adis neuer Freund kam von da an jeden Tag, klingelte und ging in Adis Zimmer, ohne etwas zu sagen. Immer mit seiner Fliegermütze auf. Adi schien diese unangekündigten Besuche nicht zu stören, was Adrian ziemlich erstaunlich fand, weil weder er noch Hanna in Adis Zimmer gehen durften, ohne ihn vorher zu fragen.

Schließlich flogen sie. Adi deckte sich bereits am Frankfurter Flughafen mit Zeitungen ein, um die Wettervorhersagen zu studieren. Am Tag vor der Sonnenfinsternis zeigte er Adrian etliche Seiten voll mit Linien, die wie Höhenlinien aussahen, versehen mit Zahlen und Symbolen, wie sie Adrian von Wetterkarten kannte. „Ich habe sämtliche Wetterbeobachtungen zusammengetragen, die ich in den letzten Tagen bekommen konnte“, sagte er, „und in dieser Region ist die Wahrscheinlichkeit am höchsten, dass wir morgen die Sonnenfinsternis sehen können.“ Adrian schaute ungläubig auf die Skizzen; Adi hatte eine erstaunliche Menge an Wetterkarten abgezeichnet und damit Hochrechnungen ange stellt. Aus den Nachrichten erfuhren Hanna und Adrian, dass es schwierig, eigentlich unmöglich sein würde, die Sonnenfinsternis zu sehen zu bekommen; ganz Mitteleuropa wurde an diesem Tag von einer weitgehend geschlossenen Wolkendecke bedeckt. Für Adi glich das einer Katastrophe; seit Monaten fieberte er auf dieses Ereignis zu, die totale Sonnenfinsternis, und jetzt das. „Das wäre ja das Beste“, sagte Hanna, „Da reisen wir wegen der Sonnenfinsternis über viertausend Kilometer und sehen am Ende doch nichts.“ Doch Adi gab die Hoffnung nicht auf und ermittelte schließlich genau einen Ort, an dem die Wahrscheinlichkeit am höchsten war, dass die Wolkendecke Lücken hatte. „Bist du sicher?“, fragte Adrian, der versuchte, Adis Berechnungen zu verstehen. „Ja, ganz sicher; schau hier sieht man über der Biskaya den Ausläufer eines kleinen Zwischenhochs, siehst du?“ Er zeigte auf eine kurze gekrümmte Linie vor der spanischen und französischen Atlantikküste. „Wenn man jetzt die Luftströmungen berücksichtigt, wird es hier entlang ziehen und morgen zur Mittagszeit ziemlich genau hier sein.“ Sein Finger zeigte auf einen Punkt, der vielleicht dreißig Kilometer von der Ferienwohnung entfernt war.

Am nächsten Morgen ging Adi früh los, um Zeitungen einzukaufen und seine Wetterprognosen auf den aktuellsten Stand zu bringen. Etwa eine Stunde vor

der Sonnenfinsternis waren sie an dem von Adi bestimmten Ort auf einer kleinen Anhöhe im Nordschwarzwald. Der Himmel war bewölkt, hatte aber immer wieder kleine Wolkenlücken. Durch sie konnten sie mit ihren Sonnenfinsternisbrillen erkennen, dass der Mond gerade begonnen hatte, sich vor die Sonne zu schieben. Nach und nach kamen mehr Leute auf den Hügel, aber es waren am Ende nur wenige, die sich dort eingefunden hatten. Adi war richtig angespannt, weil auch wenige Minuten vor der totalen Sonnenfinsternis die Wolkendecke weitgehend geschlossen war. Die Wolkenlücken zeigten sich nur selten. Plötzlich riss die Wolkendecke auf. Adi hüpfte vor Freunde und rief, „Ein Wolkenloch, da, ein Wolkenloch. Das ist das Zwischenhoch, das gerade noch rechtzeitig hier ankommt.“ Aus der Ferne war schon der Mondschaten erkennen, der sich mit einem atemberaubenden Tempo näherte.

Und plötzlich war es still, still und dunkel, während das Sonnenlicht den Horizont ringsum fahl beleuchtete. Adrian hatte noch nie einen so eindrucksvollen, ja magischen, Moment erlebt. Es war, wie wenn mit einem Mal die Zeit stehen geblieben wäre. „Das ist ja richtig unheimlich“, sagte Hanna leise, „Jetzt spürt man erst, wie groß der Kosmos ist und wie klein wir darin sind.“ Adi beobachtete alles regungslos und schweigend. So schnell er angekommen war, entfernte sich der Mondschaten wieder und verschwand schließlich hinter dem Horizont. Auch die Wolkendecke schloss sich wieder; wie der Vorhang nach einer Theatervorstellung. Adi hüpfte vor Begeisterung; es war ihm deutlich anzusehen, dass er etwas sagen wollte, er aber kein Wort herausbrachte. „Das war echte Magie“, sagte Hanna, „dass die Wolkendecke genau zur richtigen Zeit aufgerissen ist. Das kann kein Zufall gewesen sein.“ Adi, der immer noch auf der Stelle hüpfte, rief, „Die Korona, ich habe die Korona gesehen. Habt ihr sie auch gesehen?“

Nach einer gefühlten Ewigkeit erklärte sich Adi einverstanden, den Platz zu verlassen und zurück in die Ferienwohnung zu fahren. Er war vor Freude so aufgereggt, dass es ihm schwer fiel zu gehen; er hüpfte eher und erzählte immer wieder, wie der Schatten angerast kam, „mit 2650 Stundenkilometer – ungefähr“, und wie es dann plötzlich dunkel und still wurde. Er rannte ein paar Schritte voraus und drehte sich um, um Hanna und Adrian mit einer ruckartigen Armbewegung die Geschwindigkeit des Mondschatens zu veranschaulichen. Plötzlich stieß er mit einem Mann zusammen, der ihnen entgegenkam und offenbar in Gedanken versunken war. Adrian beobachtete die beiden, die wie in

Zeitlupe durch die Wucht des Aufpralls auf den Boden fielen; auch Hanna, die neben ihm stand, sah zu, ohne sich zu regen. Eine ganze Zeit lang standen sie regungslos nebeneinander und starrten auf Adi und den Mann, die beide auf dem Boden lagen. „Nichts passiert“, rief Adi und sprang wieder auf, als wenn nichts geschehen wäre. Der Mann aber blieb liegen und wirkte etwas benommen. Adrian fiel auf, dass er ihm direkt in die Augen sah; er konnte nicht anders, als ebenfalls in die Augen zu starren, die ihn ansahen. Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, als wenn die Zeit stehen geblieben wäre. Irgendwie kamen ihm die Augen, in die er sah, bekannt vor, auch das Gesicht des Mannes auf dem Boden musste er schon einmal gesehen haben. Es wirkte so eigenartig vertraut, als wenn sie sich schon lange kannten.

„Sind Sie verletzt?“, fragte Hanna, „Brauchen Sie Hilfe?“ Der Mann auf dem Boden schüttelte den Kopf, ohne seinen Blick von Adrian abzulassen. „Len?“, fragte er, „Bist du es, Len?“ Adrian war verwirrt, er kannte die Stimme, ganz sicher, aber woher? Woher kannte der Mann seinen Namen, vor allen Dingen den aus seiner Schulzeit? „Adrian, hast du auch bemerkt, dass die Vögel aufgehört haben zu zwitschern, als es dunkel wurde? Ist dir das auch aufgefallen?“ Adi stellte sich zwischen ihm und dem Mann auf dem Boden, um seine Aufmerksamkeit zu erhalten. „Adrian, ist dir das auch aufgefallen?“, wiederholte er. Der Mann stand schließlich wieder auf und sagte leise, „Bei mir ist alles in Ordnung“. Als er stand, sah er Adrian wieder an und fragte, „Lennart Adrian?“ Adrian ging so viel auf einmal durch den Kopf, dass er unfähig war, etwas zu sagen. Nach einem kurzen Moment drehte sich der Mann um und ging weiter. Adrian beobachtete, wie er sich mit schnellen Schritten entfernte; seine Gedanken überstürzten sich. Wer war dieser Mann? Wieso kannte er seinen Namen? Sie mussten sich gekannt haben, aber woher?

„Kennst du diesen Mann?“, fragte Hanna. „Ich weiß nicht; ich kann mich zumindest nicht erinnern.“ Plötzlich erinnerte sich Adrian aber an einen Jungen, den er auf einem Parkplatz getroffen hatte. Zwölf Jahre alt musste er gewesen sein; er hatte da gerade seine Großmutter besucht. Mit einem Mal tauchten die Erinnerungen auf und waren so deutlich, als wenn es erst vor wenigen Tagen gewesen war. Er erinnerte sich, wie sie zusammen Schokolade aßen; es war im Winter, Adrian sah den Schnee auf dem Parkplatz und plötzlich das Gesicht des Jungen. „Weißt du, dass Jupiter vierzehn Monde hat und Saturn zehn? Jupiter ist viel größer als Saturn und deswegen hat er mehr Monde; die Erde ist

winzig klein und deswegen gibt es hier nur einen Mond“, hörte er klar und deutlich die Stimme des Jungen; es war die Stimme des Mannes, den Adi umgestoßen hatte. „Ich hab den nicht mit Absicht angerempelt“, rief Adi, „Ich hab nur nicht aufgepasst.“ „Schon gut“, sagte Hanna, „ist ja nichts passiert.“ „Jan ist eine Abkürzung für Johannes“, hörte Adrian seine eigene Stimme in Gedanken; ja, genauso hieß dieser Junge. „Jan“, rief er ihm hinterher, „Johannes“. Aber er war schon zu weit weg, um ihn zu hören.

„Doch ich kenne ihn“, korrigierte Adrian seine Antwort auf Hannas Frage, „Jetzt kann ich mich genau daran erinnern. Ich habe ihn mal getroffen, da war ich zwölf Jahre alt.“ Er erzählte von dieser Begegnung, die so merkwürdig war, dass er auch Jahre danach immer wieder daran denken musste. „Ein seltsamer Junge, so wie ich es erinnere, dieser Johannes. Irgendwie war es, als hätte ich da jemanden getroffen, mit dem mich etwas besonderes verbindet. Damals dachte ich, es könnte vielleicht mein Zwilling Bruder sein. Nicht ein echter Bruder, sondern jemand, der so wie ich ist, ein Zwilling Bruder im Geiste sozusagen.“ Adrian hielt bei diesem Gedanken einen Moment inne, „Irgendetwas besonderes verbindet uns, da bin ich ganz sicher.“ „So wie uns beide“, sagte Adi, „Uns beide verbindet ja auch etwas besonderes.“ „Ja, genau“, antwortete Adrian, „bei uns beiden ist es auch so.“ „Das ist weil wir autistisch sind“, erklärte Adi, „weil wir die beiden Adrians sind.“ Nach einer Weile fragte er, „Ist der Mann auch autistisch?“ „Ich weiß es nicht“, antwortete Adrian, „Ich habe ihn ja nur ein einziges Mal getroffen damals. Es kann aber gut sein, dass er auch autistisch ist; ich kann mich erinnern, dass er erst gar nicht geredet hatte und dann anfing, mir etwas über Planeten zu erzählen.“ Dass er ihm ausgerechnet bei einer Sonnenfinsternis wieder begegnet war, konnte eigentlich kein Zufall sein, dachte er.

„Er ist wie ein unsichtbarer Begleiter in meinem Leben, jemand, der mir irgendwie immer nahe ist, obwohl ich ihm in Wirklichkeit nur ein einziges Mal begegnet bin“, dachte er und hörte in Gedanken seine Stimme den Namen aussprechen, „Jan“. Ihm fiel auf, das er den Namen laut ausgesprochen hatte. „Weißt du, wie groß der Mondschaten war? Hier auf der Erde?“, fragte Adi und riss Adrian unsanft aus seinen Gedanken. „Weißt du, wie groß der Mondschaten hier auf der Erde war?“, wiederholte er. „Nein, ich weiß es nicht.“ „Wirklich nicht?“ „Nein, wirklich nicht.“ „Da, wo wir waren, über hundert Kilometer im Durchmesser. Und weißt du, wie groß der Mondschaten maximal werden

kann? Ich meine überhaupt bei einer Sonnenfinsternis?“ Jan ging Adrian nicht aus dem Kopf. Es hätte ihn schon interessiert, ihn kennenzulernen. Dass er so lange brauchte, um sich zu erinnern, fand er richtig schade; so hatte er die Gelegenheit verpasst, den Menschen kennenzulernen, mit dem er als Kind diese eigentümlich verheißungsvolle Begegnung hatte. Vielleicht die einzige, die es gab. Es war gut möglich, dass Jan auch autistisch war, fand er; das würde auch dieses Gefühl von Verbundenheit erklären, das er verspürte. Ihn beschäftigte diese kurze Begegnung so sehr, dass er die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Auch Adi konnte nicht schlafen und zeichnete auf zahlreichen Blättern seine Eindrücke von der Sonnenfinsternis. Am nächsten Tag waren beide so müde, dass sie im Flugzeug schliefen.

Bereits am Tag nach ihrer Rückkehr kam Adis neuer Freund wieder zu Besuch. Er war offensichtlich ein Autist, fand Adrian, einer der nicht sprach und niemals jemandem in die Augen sah. Anders als Adi war er sehr ruhig; er wirkte immer, als würde er gerade über komplexe Fragestellungen nachdenken und dabei nicht gestört werden wollen. Er hatte auch immer seine Fliegermütze auf, draußen und in der Wohnung. Adrian musste daran denken, dass er wegen so einer Mütze in der Schule „Mützen-Lenny“ genannt wurde. Während ihrer Reise zur Sonnenfinsternis hatte Hanna das Thema angesprochen und gesagt, sie fand es merkwürdig, dass niemand etwas über Adis Freund wusste und sie noch nicht einmal seinen Namen kannten. Adi glaubte, dass er keinen hatte, weil er nicht sprach und deswegen keinen Namen brauchte. „Ich nenne ihn einfach Hannes“, sagte er, „Das passt gut zu Hanna und Hannu und ich glaube, er mag den Namen auch.“ Hannes klingt aber nicht sehr norwegisch, dachte Adrian, aber vielleicht war das auch egal. In der folgenden Zeit kam er, Hannes, fast täglich zu Besuch, blieb mal länger, mal kürzer. Er und Adi verstanden sich offenbar sehr gut, vor allem weil sie mit der Astronomie ein gemeinsames Interesse hatten. Hanna und Adrian kam es schon nach wenigen Tagen vor, als wenn Hannes ein weiteres Familienmitglied wäre.

Hanna nannte ihn wie Adi Hannes und er reagierte auch, wenn sie ihn mit dem Namen rief. Adrian schreckte aber davor zurück, ihn Hannes zu nennen; nicht nur weil er sehr wahrscheinlich nicht so hieß. Immer wenn er den Namen hörte, musste er an Hannu denken, wie er neben seinem leblosen Körper in der Kälte kauerte. Obwohl seither einige Jahre vergangen waren, kam es ihm vor, als wenn er es gerade eben erst erlebt hatte. Hannes erinnerte ihn tatsächlich ein

wenig an Hannu; umso mehr irritierte ihn der Name. Hanna konnte sich nicht damit abfinden, jeden Tag einen Gast im Haus zu haben, von dem sie überhaupt nichts wusste. Sie gab Hannes schließlich einen Zettel mit einer Einladung für seine Eltern mit. Die kamen gleich am nächsten Tag zusammen mit ihm. Sie wirkten ähnlich fremd und unbeholfen wie ihr Sohn, aber sie sprachen immerhin. Dass Hanna ihren Sohn mit „Hannes“ begrüßte, fanden sie offenbar richtig lustig. Die Mutter erklärte lachend, dass Adis Freund nicht ihr Sohn, sondern ihre Tochter war. „Alle denken, dass es ein Junge ist, aber es ist ein Mädchen“, sagte die Mutter, „eine junge Frau.“ „Mädchen oder Junge; sie sieht nicht wie eine Frau aus, aber für einen Mann fehlt eben etwas“, sagte ihr Vater, „Vielleicht ist sie keins von beidem; niemand kann es wissen. Sie spricht ja nicht.“ Dabei lachte er. „Hannes ist ein lustiger Name“, sagte die Mutter und ihr Mann bestätigte, „Ja, Hannes ist lustig.“ Hannes' richtigen Namen nannten die Eltern allerdings nicht.

Sie setzten sich an den Tisch und schenkten sich Kaffee ein. Adi erzählte, dass Hannes über Astronomie viel mehr wusste als er und auch richtig komplizierte Berechnungen vornehmen konnte, „im Kopf“. Dann schilderte er ausführlich die Sonnenfinsternis und holte schließlich die Zeichnungen, die er davon angefertigt hatte. „Hannes passt gut“, sagte er plötzlich, während sich die Eltern die Zeichnungen ansahen, „So möchte er heißen, ich weiß es.“ Er betonte das „er“ und stieß Hannes leicht an der Schulter. „Oder?“ Hannes fing an zu lachen und seine Eltern gleich darauf auch. Sie lachten überhaupt viel, auch über Dinge, die nicht lustig waren, wie Adis Zeichnungen von der Sonnenfinsternis. „Hannes ist mein bester Freund“, sagte Adi und zog ihm die Fliegermütze vom Kopf, unter der kurzgeschorene hellblonde Haare zum Vorschein kamen. Er setzte sich die Mütze auf und Hannes' Eltern konnten sich vor Lachen nicht mehr beruhigen. Gleich darauf zog Hannes die Mütze von Adis Kopf und setzte sie sich wieder auf.

Als Hannes' Eltern aufhörten zu lachen und wieder ruhiger wurden, sagte Adi auf Deutsch. „Dass ich bei der Sonnenfinsternis Adrians Zwilling getroffen habe, ich meine so richtig getroffen.“ Dabei machte er eine ruckartige Bewegung mit seinem Oberkörper und stieß Hannes an der Schulter. Der fing den Stoß wie ein Boxsack auf und pendelte zur Seite und wieder zurück. „Und dann ist er umgefallen, aber er hat sich nichts gemacht.“ „Das war aber nicht mein Zwilling“, entgegnete Adrian, „Ich meinte lediglich, dass er so etwas wie ein

Zwillingsbruder sein könnte.“ „Ich weiß“, sagte Adi, „Er ist wie ein Traumzwilling.“ Adrian beobachtete Adis Freund, wie er mit der Fliegermütze auf dem Kopf neben Adi saß und aß. Das Bild überlagerte sich mit dem, was er noch von dem Jan in Erinnerung hatte, mit dem er als Kind seine Schokolade teilte. „Ja, du hast recht“, antwortete er nach einer Weile und Adi sagte, „Es ist, weil wir autistisch sind, oder?“ „Ich muss mich ja immer wieder wundern, auf was für eine Familie ich mich da eingelassen habe“, sagte Hanna, „Dass ich hier mit zwei Autisten in der Arktis lebe, gibt mir ja schon zu denken.“ Adrian musste lachen und sagte, „Das passt hier alles ganz gut zusammen.“ Adis Freund fing auch an zu lachen und dann auch wieder seine Eltern, obwohl sie vermutlich nichts von dem Gespräch auf deutsch verstanden hatten. Als Hannes und seine – oder ihre – Eltern gegangen waren, fragte Adi Adrian, ob er sein Adrian-Hemd bekommen konnte. Adrian zögerte, auch weil er Adi noch nie in einem Hemd gesehen hatte. Aber er musste Adis Einwurf zustimmen, dass er es eigentlich nicht mehr trug. Adi in diesem Hemd zu sehen, fand er sehr gewöhnungsbedürftig; Adi schien es zu mögen.

Seinen nächsten Vortrag in der Bibliothek hielt Adi zusammen mit Hannes, über die Sonnenfinsternis. Diesmal gab es sogar ein Plakat für die Veranstaltung auf der eine von Adis Zeichnungen zu sehen war und die Ankündigung: „Adrian Jansen og Hannes Kauhanen om sommerens solformørkelse“. Der Vortrag war so erfolgreich, dass er kurz darauf wiederholt wurde.

Zwillingsgeschichten



Maximilian und Mathias

„Auf dem Bild siehst du richtig cool aus“, sagte Mathias, „Das passt alles perfekt, der Anzug, die Krawatte und die Schuhe. Ich finde, das ist das beste Foto von dir überhaupt. Das blau-graue Hemd ist der Hammer.“ „Der Fotograf war auch gut“, erwiderte Maximilian, „Der hat ein gutes Gespür für das Licht. Gut, auf dem Foto stehst du ein bisschen in meinem Schatten, aber hier auf dem, das ist auch richtig cool. Schau dir nur an, wie er die Grautöne herausgearbeitet hat, nur mit dem Naturlicht.“ Er nahm das Foto in die Hand und drehte es erst gegen das Licht und dann langsam zum Licht hin; dann lachte er, „Das ist mein Matze, komplett in Grau aber trotzdem interessant. Jetzt sind wir gerade fünfzehn geworden und bewundern uns auf unseren Konfirmationsfotos, als würden wir den fünfzigsten Hochzeitstag feiern.“ „Na, dafür sehen wir doch noch ziemlich gut aus“, lachte auch Mathias. Dass ihn Maximilian immer Matze nannte, gefiel ihm überhaupt nicht. Sein Bruder stellte sich selbst auch immer als Max vor, Max und Matze; nein, sie waren Maximilian und Mathias, auch wenn es umständlicher klang. Er leerte die Schachtel mit den Fotos auf den Tisch und zog eines heraus, „Hier eins vom Skiurlaub.“ „Mit deiner Mütze siehst du unmöglich aus“, sagte Maximilian. Dabei war es nur Zufall, dass er auf dem Foto keine Mütze aufhatte; er hatte nämlich genauso eine wie Mathias, eine ganz normale Pudelmütze eben, mit Bommel. Mathias zog noch weitere Bilder aus dem Haufen und legte sie in eine zeitliche Reihenfolge nebeneinander. „Schon irre, wie wir uns in den letzten fünf Jahren verändert haben“, bemerkte er, „Wenn es die Fotos nicht gäbe, hätte ich eher den Eindruck, wir hätten uns gar nicht verändert, aber das Gegenteil ist ja der Fall.“ „Vor allen Dingen sehen wir in unseren Anzügen inzwischen richtig schick aus“, bestätigte Maximilian, „Diese Kinderanzüge sehen eigentlich nur komisch aus irgendwie. Aber so wie jetzt gefällt es mir richtig gut, vor allen Dingen in unseren Konfirmationsanzügen; das ist definitiv der beste Schneider in Lübeck. Aber die von Weihnachten sind auch nicht schlecht, wie das hier vor dem Weihnachtsbaum. Das Foto hat unsere Mutter geschossen, direkt bevor du in den Baum gefallen bist und beinahe alles abgebrannt wäre.“ Mathias musste lachen; das war wirklich eine komische Situation.

Max bewunderte Matze, weil er ganz natürlich, ohne etwas dafür tun zu müssen, etwas sehr tiefgründiges, geradezu edles ausstrahlte. Das wurde noch da-

durch betont, dass er immer schon mit Farben sehr zurückhaltend war und am liebsten nur Grautöne getragen hatte. Max mochte es eher bunt, nicht richtig bunt natürlich, aber er fühlte sich nur wohl, wenn er auch etwas farbiges anhatte, am besten in Blau. Da reichte schon das Hemd oder die Krawatte, zuweilen auch nur der Gürtel, aber ganz in Grau kam für ihn nicht infrage. Er hatte auch nicht die Ausstrahlung von Matze, sondern musste etwas für seine Wirkung tun; sonst verschwand er, erst recht wenn er neben seinem Bruder stand. Aber so passte es ganz gut zusammen, wie bei der Konfirmation und kurz danach bei ihrem Geburtstag: Er, Max, mit diesem unübersehbaren blauen Akzent und sein Bruder Matze komplett in Grautönen. Max und Matze, das war ein besonderes Paar, Zwillinge, die aller Unterschiede zum Trotz bedingungslos füreinander da waren, sich ohne Abstriche verstanden und mochten und – wie zumindest auf den guten Fotos – sich gegenseitig in ein gutes Licht stellten.

Dabei sahen sie überhaupt nicht wie Zwillinge aus; ihr Aussehen und ihre Art waren so unterschiedlich, dass sie oft noch nicht einmal als Brüder durchgingen. Max war blond, richtig hellblond, quirlig und auch etwas frech, während Mathias sehr dunkle Haare hatte und eher nachdenklich und zurückhaltend war. Auch in der Schule waren sie alles andere als gleich: Max ging alles leicht von der Hand. Er war in allen Fächern gut, nicht sehr gut, aber gut genug auf jeden Fall. Er traf sich auch oft mit Klassenkameraden und ging auf Feten, ganz anders als Mathias, der viel Zeit für sich brauchte, um zu lesen oder nur nachzudenken und manchmal auch ein bisschen zu träumen, und der sich auf Feten nicht wohl fühlte. Anders als Max musste er für die Schule viel arbeiten, um passable Noten zu erhalten. Manchmal war er schon ein bisschen neidisch auf seinen Bruder, aber er war dennoch mit seinem Leben zufrieden, eigentlich sogar sehr zufrieden. Es war eine gute Entscheidung ihrer Eltern, dass sie nicht in eine Klasse gingen; so fiel der Unterschied nicht so auf. Trotz dieser Unterschiedlichkeit – oder vielleicht ja auch deswegen – waren sie tatsächlich wie echte Zwillinge und spürten beide eine tiefe Verbundenheit zwischen sich. Sie hatten vor allen Dingen das Gefühl, sich sehr gut zu kennen und voreinander nichts verheimlichen zu können.

Mathias' Zufriedenheit hat sicher auch damit zu tun, dass sie aus einem gut betuchten Elternhaus kommen, einer der vermögenderen Familien in Lübeck. Sie wohnten nicht nur in einem großen Haus, das mit seiner teuren Einrichtungen anderen wie ein Palast vorkommen musste, sondern auch in einer sehr konser-

vativen Familie, die viel Wert auf Etikette legte, korrekte Kleidung und korrektes Benehmen. Die ersten sieben Jahre waren sie in einem Internat, in dem ihre Mitschüler einen ähnlichen Hintergrund hatten wie sie. Erst seit der achten Klasse waren sie in einem ganz normalen öffentlichen Gymnasium. Max wollte das so. Mathias wäre lieber auf dem Internat geblieben, aber setzte sich aus Solidarität mit seinem Bruder auch dafür ein, eine reguläre Schule besuchen zu dürfen. So war es immer bei den beiden: Wenn einer etwas wollte, wollte es der andere auch. Als der Schulpsychologe des Internats ihren Eltern riet, diesem Wunsch nachzukommen und es wenigstens auszuprobieren, willigten sie ein. Und es funktionierte gut; keiner von beiden war in seinen Leistungen abgefallen und die Befürchtung ihrer Eltern, dass ihre Manieren von den einfachen Jugendlichen abfärben könnten, bestätigte sich nicht. Sie fühlten sich auf dem Gymnasium wohl, weil ihre Herkunft und auch ihre Kleidung akzeptiert wurde. Sie waren halt die, die immer im Anzug in die Schule kamen; als einzige an dem Gymnasium.

Mathias hatte ein Foto von ihrer Konfirmationsfahrt Anfang des Jahres in der Hand. Darauf war die ganze Gruppe, acht Jungs und sechs Mädchen abgebildet. Die Jungs und die Mädchen waren in zwei verschiedenen Gebäudetrakten des Freizeithauses der Kirchengemeinde untergebracht und nur auf diesem Foto zusammen zu sehen, das zum Abschluss der Konfirmationsfreizeit aufgenommen wurde. „Da hast du die Jeans an“, sagte Mathias, „Wie bist du bloß auf so eine Idee gekommen?“ Jeans waren in ihrer Familie tabu; ihre Eltern hätten es überhaupt nicht lustig gefunden, einen ihrer Söhne in einer Jeans zu sehen. Es wäre mit Sicherheit als ein schwerwiegendes Übertreten der Regeln gewesen, eben der Regel, dass sie immer, egal zu welchem Anlass, so gekleidet waren, dass sie die Familie angemessen vertraten. Und das hieß mindestens eine Anzughose und ein einfarbiges Hemd und in den allermeisten Fällen Krawatte und Jackett dazu; auf keinen Fall eine Jeans. Maximilian hatte sie kurz vor der Freizeit gekauft und die Freizeit dazu genutzt, sie unbemerkt zu tragen. Tatsächlich war die Konfirmationsfahrt die erste und bisher einzige Gelegenheit, in der sie mehrere Tage nicht unter der Aufsicht ihrer Eltern oder den Lehrern und Lehrerinnen des Internats standen. Ihre Eltern hatten ihnen zuvor noch eingeschärft, diese Situation nicht auszunutzen und sich auch da ihrem Stand gemäß zu kleiden und zu benehmen. Mathias wäre es niemals in den Sinn gekommen, diesen Anweisungen nicht zu folgen und etwa eine Jeans zu

tragen, aber insgeheim bewunderte er seinen Bruder dafür, dass er es getan hatte.

Nicht, dass er sich nicht trauen würde, aber für ihn kam es nicht infrage, Regeln zu übertreten. Er konnte sich mit dem reglementierten Alltag nicht nur arrangieren, er fand ihn sogar gut. Regeln waren für ihn etwas Gutes, sie gaben Halt und Orientierung, sie unterstützten ihn in allem, was er tat. Anders als Maximilian machte er sich viele Gedanken um sich und seine Familie; jede Unregelmäßigkeit war für ihn ein Anlass zur Sorge, dass etwas nicht stimmte oder nicht passte. Nichts war für ihn beunruhigender als der Gedanke, dass etwas nicht so ablief, wie es ablaufen sollte. Mathias war froh, in einem konservativen und auch strengen Elternhaus zu leben. Seit er in die reguläre Schule ging, bekam er mit, dass viele in seiner Altersstufe in einem viel liberaleren Umfeld aufwuchsen, in dem auch viel mehr erlaubt war. Aber das war auch immer damit verbunden, dass dort auch vieles nicht festgelegt war, unklar und unvorhersehbar. Für ihn war schon die Umstellung von dem Internat, in dem wie bei seinen Eltern viel klar geregelt war, zum Regelgymnasium sehr schwierig, in dem jede Lehrerin und jeder Lehrer eigene Regeln hatte, die mal mehr mal aber auch weniger eingehalten wurden. Damit zurecht zu kommen, kostete ihn viel Energie, und das bedeutete am Ende, dass er für die Schule und seine Noten noch mehr arbeiten musste. Er brauchte den Halt, auch weil es für ihn wichtig war, alles richtig zu machen; Fehler konnte er nur schwer ertragen, am wenigsten, wenn er sie selbst beging. Da wünschte er sich manchmal, dass er etwas toleranter und weniger angespannt wäre, so wie Maximilian. Manchmal träumte er davon, so wie Maximilian zu sein, ein blonder, frecher Junge, der ohne Anstrengung durch das Leben ging, aber nur manchmal. Was er wirklich gerne von Maximilian gehabt hätte, waren seine blonden Haare. Wenn er vor sich hin träumte und sich selbst mit blonden Haaren und in einem blauen oder blaugrauen Hemd vorstellte, konnte es sogar passieren, dass ihn diese Vorstellung erregte – und verunsicherte. Tatsächlich war er es selbst, sein Körper und die körperlichen Veränderungen, die er in den letzten Jahren verspürte, was immer wieder zu Irritationen führte, weil sie anders waren als erwartet und scheinbar keinen Regeln folgten, zumindest keinen, die Mathias kannte. Ganz besonders irritierten ihn seine immer wiederkehrenden Erregungen, die er offenbar nur dann spürte, wenn er über sich selbst nachdachte und etwa seinen Bruder so sah, wie er selbst sein wollte. So wie auf dem Foto, das jetzt vor ihm lag, nach-

dem er ein paar andere zur Seite geschoben hatte: Das war das Abschlussporträt seines Bruders vom Internat, auf dem er ungewohnt ernst in die Kamera blickte und ein blaues Hemd mit einer grauen Krawatte anhatte. „Da schaue ich aber böse“, sagte Maximilian und Mathias antwortete, „Eher ernst, würde ich sagen.“

Max musste nicht lange suchen, bis er das entsprechende Abschlussfoto von Mathias gefunden hatte. „Du schaust auch so auf dem Foto“, sagte er, „Auf diesen beiden Bildern sehen wir wirklich ein bisschen ähnlich aus; bis auf die Haarfarbe natürlich.“ Es war fast schon komisch, dass sie sich ausgerechnet auf zwei Bildern ähnlich sahen, die für beide sehr untypisch waren. Max starrte auf dem Foto so ernst in die Kamera, wie er es sonst nie tat; er war sich sicher, dass der Fotograf auf so einen Moment gewartet haben musste, bis er auf den Auslöser drückte. Aber auch Matzes Porträt sah sehr ungewohnt aus, fast schon etwas eigenartig. Er versuchte offensichtlich, zu lächeln, was ihm aber nicht so richtig gelang, sodass er eher angespannt wirkte, als würde er gerade ein schweres Gewicht heben. „Du siehst auf dem Bild so aus, als würdest du etwas im Schilde führen“, sagte Max und Matze antwortete, „Vielleicht haben wir hier ja vertauschte Gedanken.“ „Vertauschte Gedanken? Was meinst du damit?“ „Dass du dir gerade meine Sorgen machtest, weil die schöne Zeit im Internat vorüber war, und ich mir an deiner Stelle etwas aushecke“, versuchte Matze zu erklären. Wer weiß? Es kam ja wirklich nicht selten vor, dass sie den Eindruck hatten, die Gedanken des anderen zu haben. Auch wenn sie nie darüber gesprochen hatten, wusste Max, dass Matze sich im Internat wohl gefühlt hatte und dass er den strengen Rahmen ihrer Eltern brauchte. Dafür brauchte er den Freiraum nicht, der für Max wichtig war und für den er richtig kämpfen musste. Wie mit der Jeans, die er sich kaufte und die er während der Konfirmationsfreizeit getragen hatte. Das musste sein; es genügte ja schon, dass Matze und er die einzigen waren, die nur weiße Hemden dabei hatten. Zumindest mussten sie nicht wie in der Schule die ganze Zeit über Anzüge tragen. Dennoch: Auch wenn sie eine unterschiedliche Haltung zu ihrem Elternhaus und dessen Regeln hatten, hielten sie immer zusammen. Selbst als es um das Internat ging, war Matze auf seiner Seite und hatte gesagt, er würde auch gerne auf ein gewöhnliches Gymnasium gehen, obwohl es nicht stimmte. Er wusste, wie wichtig es Maximilian war, und stand deshalb auf seiner Seite. Umgekehrt nahm auch Max Rücksicht auf Matzes Bedürfnisse und würde etwa niemals of-

fen die Regeln des Elternhauses brechen; so etwas tat er nur heimlich oder deutete es allenfalls mal in einem Scherz an.

„Die Freizeit war echt gut“, sagte er und Mathias erwiderte lachend, „Naja, der Pastor und seine Assistentin haben ein bisschen viel durchgehen lassen. Aber es war auf jeden Fall gut gelegen, so direkt an der Ostsee.“ „Du meinst, wir hätten alle brav zuhören sollen, was uns der Pastor zu sagen hat, wie im Konfirmationsunterricht? Womöglich alle noch in ihren Anzügen?“, fragte Max. Mathias zögerte und, als er, „Warum nicht?“, antwortete, stürzte sich Max auf ihn und schob ihn mit einer kräftigen Bewegung auf das Bett. Er warf sich auf ihn und versuchte, ihn festzuhalten. Doch Mathias gelang es, ihn von sich herunter zu bugsieren und sich auf ihn zu setzen. Er hielt seine Hände fest und kniete auf seine Oberarme. „Das ist unfair“, rief Max, doch Mathias begann, mit seinen Knien dessen Oberarme zu reiben. Max stöhnte und Mathias fragte, „Ergibst du dich?“ „Niemals“, rief Max mit schmerzverzerrtem Gesicht. Schließlich sagte er, „Ich ergebe mich, lass mich los!“ und Mathias fragte, „Wie bitte?“ „Ich, Maximilian Marquart, ergebe mich.“ Dann ließ ihn Mathias los; es war wie ein Ritual, das sie schon ungezählte Male durchgeführt hatten. Nicht immer war Max der Unterlegene aber meistens; Mathias war am Ende ein bisschen kräftiger als er, allerdings auch sensibler. Er hätte bestimmt nicht so lange gewartet, sich zu ergeben, wie Max und der hätte ihm dazu auch nicht so kräftig die Knie auf die Oberarme drücken müssen. Max war durchaus robuster und oft auch gröber als Mathias aber nicht stärker.

Anschließend standen sie auf und Mathias packte die Fotos in die Schachtel. „Lass uns ein Video schauen“, schlug Max vor, „Tom Sawyer und Huckleberry Finn.“ „Das hatten wir doch neulich erst gesehen“, wand Mathias ein, „alle vier Teile.“ „Ich habe da den Spielfilm bekommen, den können wir uns ansehen“, entgegnete Max. Mathias war davon nicht überzeugt; der Spielfilm war ja lediglich eine gekürzte Fassung des Vierteilers. Aber Max wollte den Film unbedingt sehen; er war bereits von der vierteiligen Fassung richtiggehend begeistert. „Na gut“, sagte Mathias. Er setzte sich auf das Bett, während Max das Video einlegte. Vom Film bekam er nicht so viel mit; der war eher wie ein Hintergrundrauschen. Im Vordergrund lehnte er sich an Maximilian und träumte vor sich hin. Ihm gingen die vielen Fotos durch den Kopf, wobei es immer wieder Fotos von Maximilian waren, die er besonders lange vor sich hatte. „Wir lieben uns doch auch“, sagte Maximilian plötzlich in die Stille. Mathias öffnete die Augen

und sah, wie Tom Sawyer und Huckleberry Finn nebeneinander am Fluss saßen, so wie Maximilian und er auf dem Bett. Er versuchte sich vorzustellen, wie Huckleberry Finn wohl in einem blauen Hemd und einem Anzug aussehen würde, aber das passte irgendwie nicht zusammen. Plötzlich bemerkte er, dass seine Hand auf Maximilians Oberschenkel lag und er eine Erektion hatte. Schnell zog er seine Hand zurück. Die Erektion war schnell vergangen und die Irritation hielt auch nicht sehr lange. Es waren bestimmt wieder diese Träume, die ihn ein bisschen erregt hatten. Das passierte immer wieder mal und hatte nichts weiter zu bedeuten. Es gefiel ihm einfach, seinen Bruder zu spüren und mit ihm nicht nur grobe Spiele zu spielen, sondern auch ein bisschen zärtlich zu sein, wie jetzt beim Filmschauen. Maximilian schien es nicht zu stören. „Ja, bestimmt“, sagte Mathias, „Wir sind ja Zwillingbrüder.“

Kleidungsstile

Die Skiferien waren dieses Jahr anders als üblich. Zwar fuhren sie wie immer in die Schweiz, aber diesmal nicht im Winter sondern in den Osterferien. Das bedeutete vor allen Dingen, dass Max und Mathias ihren Geburtstag in der Schweiz feierten. Aber bei dieser Änderung blieb es nicht, denn einen Tag vor ihrer Geburtstagsfeier stürzte Max auf der Piste und brach sich ein Bein, genaugenommen den Knöchel. Dabei riss auch eine Sehne, sodass Max noch am selben Tag operiert werden musste und seinen siebzehnten Geburtstag in einem Schweizer Krankenhaus verbrachte. Das hatte sämtliche Planungen für diesen Tag zunichte gemacht. Nicht umsonst war Mathias ein geregeltes Leben wichtig, denn sonst zogen auch kleine oder vermeintlich unwichtige Veränderungen immer noch weitere, unvorhergesehene Änderungen nach sich. Am Ende hatte das Ganze mit dem ursprünglichen Vorhaben kaum mehr Ähnlichkeit. So war es auch mit der Geburtstagsfeier. Mathias hatte den Tag durchgeplant, vom Frühstück über den Vormittag auf der Piste, wo Max und er synchron fahren und dabei gefilmt werden sollten, das Mittagessen, das im Hotelrestaurant bereits vorbestellt war, als Highlight den Nachmittag im Maison Cailler und natürlich den Abend. Das Mittagessen fand ohne Maximilian statt, der Vormittag auf der Piste fiel aus und statt dem Maison Cailler besuchten seine Eltern und er Maximilian im Krankenhaus, der recht souverän der mit der veränderten Situation umging. Am Ende war es dennoch ein recht schöner Geburtstag, aber auch einer mit einer unerwarteten Entdeckung.

Als Mathias nämlich in Maximilians Aktentasche nach dem Buch suchte, das er ihm mitbringen sollte, zog er versehentlich einen Briefumschlag mit heraus, aus dem ein paar Fotos auf den Boden fielen. Er war richtig verblüfft, als er sie sah. Es waren Fotos von dem neuen Klassenkameraden, der letztes Jahr in Maximilians Klasse gekommen war. Der trat ziemlich provokativ auf, was sich auch in seiner Kleidung widerspiegelte: Er trug mit Vorliebe weite Jeanshosen und Kapuzenpullover. Maximilian hatte eine ganze Reihe von Fotos, auf denen dieser Klassenkamerad abgebildet war; auf einigen hatte er sogar die Kapuze auf. Mathias sah sich die Fotos genau an; so wie sie aussahen, hatte sie Maximilian selbst aufgenommen. Wozu hatte er das getan? Und warum ausgerechnet diesen Mitschüler, der so provokativ auftrat? Er packte die Bilder wieder in den Umschlag und legte ihn zurück in die Aktentasche. Vermutlich bewunderte ihn Maximilian, gerade weil er so auftrat; auch Maximilian provozierte mal gerne, wenn auch lange nicht so extrem wie sein neuer Mitschüler. Auf jeden Fall fand es Mathias sehr eigenartig, dass Maximilian solche Fotos hatte. Erst auf dem Weg ins Krankenhaus fiel ihm ein, dass er selbst auch heimlich aufgenommene Fotos hatte, von Maximilian, gut versteckt, dass sie niemand finden konnte. Das war mindestens genauso eigenartig; er hatte sie aufgenommen, weil Maximilian mit dem Hemd, das er anhatte, sehr gut ausgesehen hatte. Er hatte das Bedürfnis, ihn so auf einem Foto festzuhalten; warum konnte er nicht sagen. So kamen ein paar Fotos zusammen, alle mit Maximilian in einem Hemd, das Mathias besonders gut gefallen hatte.

Er musste immer wieder an die Fotos von Maximilians Mitschüler denken. Tatsächlich faszinierte es ihn, wie Maximilian mit seinen kleinen Provokationen, den Rahmen erweiterte und sich so nach und nach seine Freiräume schuf. Nach der Konfirmationsfahrt hatte er irgendwann morgens seine Jeans an zum Jackett an. Das bemerkten die Eltern natürlich sofort, aber zu Mathias' Verwunderung ließen sie ihn so in die Schule gehen; allerdings auch, weil sie es an diesem Tag eilig hatten. Am nächsten Tag trug er wieder die Anzughose, am übernächsten auch, aber dann wieder die Jeans. Inzwischen war es so akzeptiert, dass auch mal Jeans getragen werden durften, dass sogar Mathias eine hatte. So ähnlich hatte es sich auch eingebürgert, dass sie die Hemden auch mal ohne Krawatte tragen konnten, oder in der Freizeit ein Poloshirt statt einem Hemd. Die Jeans und das Poloshirt mussten allerdings recht edel sein. Maximilian war auch der erste, der einen Klassenkameraden mit nach Hause brachte.

Der war von dem Haus ziemlich beeindruckt, vor allen Dingen auch davon, dass sie eine Haushälterin hatten. Bereits am Tag nach seinem Geburtstag kam Maximilian aus der Klinik und verbrachte die letzten Tage der Skiferien im Hotelzimmer. Immer wieder musste Mathias über die Fotos nachdenken. Wieso machte er heimlich Fotos von Maximilian, obwohl er ihn ja ständig sah? War der Maximilian auf den Fotos ein anderer als der echte, lebende Maximilian? Die Fotos waren zumindest seine; er konnte sie ansehen, wann der wollte, er konnte sie sogar anstarren und die kleinsten Details in Maximilians Gesicht erkunden; das konnte er mit dem lebenden Maximilian nicht tun. Vor allen Dingen konnte er auch eine gewisse Erregung zulassen, wenn er die Fotos betrachtete, keine sexuelle Erregung aber doch eine gewisse Erotik. Und die machte sich in weiten Teilen an der Kleidung fest, konkret an dem Hemd, das Maximilian auf den Fotos trug. Am liebsten mochte er die Fotos, auf denen Maximilian das Hemd offen trug, was er gerne tat, anders als Mathias, der sein Hemd nur selten ohne Krawatte anhatte. Das passte zu Maximilian und noch viel mehr zu dem, was er in ihm sah und an ihm bewunderte.

Seit den Skiferien waren schon einige Monate vergangen, als Max unvermittelt eine Kasette mit Rap-Musik in den Kassettenrekorder legte. Abgesehen davon, dass sie nur selten Musik hörten, waren diese Klänge sehr ungewöhnlich; es fühlte sich fast an, als würden sie etwas verbotenes tun. „Cool, was?“, sagte Max, „Die habe ich von Sören bekommen.“ „Ist das der mit den Schlaberhosen und Kapuzenpullis?“, fragte Mathias. „Ja, genau“, antwortete Max, „Der sieht doch richtig cool aus, findest du nicht? So einen Pulli mit Kapuze hätte ich auch gerne.“ Mathias fand die Musik alles andere als gut; sie war so schlecht, dass es ihn nervte, sie anhören zu müssen. „Du spinnst“, sagte er, „Wie sieht den das aus? Das kann man doch höchstens zum Sport anziehen, aber wer braucht beim Sport schon eine Kapuze? Abgesehen davon, möchte ich nicht in der Nähe sein, wenn dich die Eltern mit so einem Kapuzenpulli sehen.“ Er stellte den Kassettenrekorder aus. „Wahrscheinlich findest du den Sören so cool, weil er keine Hemmungen hat, anderen auf die Nerven zu gehen mit seinen ständigen Provokationen.“ „So schlimm ist er gar nicht“, erwiderte Max, „Eigentlich ist er ganz nett. Er will sich halt nur ein bisschen von der Masse absetzen, so wie wir. Wir tun es, indem wir uns besonders schick anziehen, er, indem er besonders leger daherkommt. Ich finde, da ist nichts dabei; im Gegenteil, ich finde ihn sogar ein bisschen mutig. Das ist ja immerhin eines der

vorneheren Gymnasien in Lübeck.“ „Naja“, sagte Mathias, „Im Internat hätten sie es ihm nicht durchgehen lassen, weder die Hosen, noch diese Pullis und schon gar nicht diesen Lärm, der als Musik daherkommt.“

Wenige Tage später kam Maximilian mit einem Umschlag; Mathias erkannte sofort, dass es der Umschlag mit den Fotos war, die er heimlich von Sören aufgenommen hatte. „Ich möchte dir etwas zeigen“, sagte er, „Aber nur unter zwei Bedingungen: Du gibst dazu keinen blöden Kommentar ab und du behältst es für dich, für alle Zeiten. Das ist etwas sehr persönliches, das würde ich noch nicht einmal meiner Freundin zeigen, auch nicht meinem besten Freund; nur meinem Zwillingbruder, einverstanden?“ Mathias war einverstanden und beobachtete, wie Maximilian die Fotos aus dem Umschlag nahm. „Die muss ich noch kurz sortieren“, sagte er und behielt drei von ihnen, während er die anderen wieder zurück in den Umschlag steckte. „Das hier ist das coolste überhaupt“, erklärte er und zeigte Mathias ein Foto, auf dem Sören in seinem Kapuzenpullover zu sehen war. Die Kapuze hatte er aufgesetzt und sogar eine Wollmütze darunter. „Das habe ich erst neulich gemacht“, sagte Max, „So ist er morgens in die Schule gekommen.“ „Du hast ihn heimlich fotografiert?“, fragte Mathias. „Ist ja nur für mich“, wiegelte Maximilian ab, „Ich zeige die Bilder ja niemandem, außer dir. Wir haben ja keine Geheimnisse voreinander.“ Mathias betrachtete das Foto; ihm war schleierhaft, was Maximilian an diesem Jugendlichen fand. Dass er morgens nicht nur mit aufgesetzter Kapuze in die Schule kam, sondern manchmal auch eine Mütze darunter aufhatte, tat er doch nur, weil er meinte, die anderen damit beeindrucken zu können. Bei Maximilian gelang ihm das offensichtlich auch. Der zeigte ihm das nächste Foto, da hatte er einen anderen Kapuzenpullover an und nur die Kapuze auf, so wie auf dem dritten Foto auch. „Der hat doch ein ziemliches Geltungsbedürfnis, findest du nicht?“, sagte Mathias und Maximilian antwortete gleich, „Der macht es, weil es ihm gefällt. Ich finde jedenfalls, dass es cool aussieht.“ Während Maximilian die Fotos wieder in den Umschlag steckte, überlegte sich Mathias, was er dazu sagen sollte, ob er überhaupt etwas dazu sagen sollte. „Ich finde, Jungs sollten Hemden tragen“, sagte er schließlich, „Das muss ja nicht mit Krawatte und Anzug sein, aber alles andere ist doch für den Sportplatz.“

Diese Fotos gingen ihm nicht aus dem Kopf: Wieso ist Maximilian so von einem Klassenkameraden fasziniert, der Pullover mit Kapuze trägt? Wieso konnte man andere beeindrucken, indem man solche Kleidung trägt? Ohne Zweifel

war Maximilian nicht der Einzige, den Sören mit seinem Äußeren und auch seiner frechen Art beeindruckte. Mathias merkte sehr wohl, wie sich die Schülerinnen und Schüler in der großen Pause um ihn herum gruppierten. Er war so etwas wie ein Alleinunterhalter und hatte dafür bestimmt seine Qualitäten; Mathias fand diese Selbstdarstellungen allerdings eher abstoßend. Umso mehr, nachdem er erfahren hatte, dass Sören auch aus einer reichen Familie stammte und in einer Villa mit Swimmingpool wohnte. Er hieß auch Franz und hatte Sören nur als Zweitnamen. Mathias wusste es von seiner Tante, die sich einmal darüber aufgeregt hatte, dass sich dieser Franz Neubert in der Öffentlichkeit so unmöglich benahm und „solche neumodischen Sachen mit Kapuze“ anhatte, wie sie sich ausdrückte. Zuhause wurde er Franz genannt, wie Mathias herausgefunden hatte, aber in der Schule war er der coole Sören.

Es dauerte einige Zeit, bis Mathias den Gedanken hatte, dass Maximilian diesen Sören vielleicht erotisch anziehend fand. Allerdings verwarf er diese Idee auch gleich wieder, denn schließlich hatte er ja eine Freundin. Es wäre ja schon ziemlich merkwürdig, wenn sein Bruder einen Jungen aus seiner Klasse attraktiv gefunden hätte, vor allem auch in erotischer Hinsicht, obwohl er eine Freundin hatte. Dabei kam ihm auch immer wieder die Frage auf, ob er denn Maximilian erotisch anziehend fand. Wenn er ehrlich war und genau beobachtete, was in ihm vorging, wenn er ihn auf einem seiner Fotos betrachtete, musste er zugeben, dass es so war. War er womöglich schwul? Oder war das nur so, weil sie als Zwillingenbrüder ein besonderes Verhältnis zueinander hatten? Wahrscheinlich konnte er sich selbst in Maximilian wiederfinden, allerdings eher indirekt, denn sie waren ja sehr unterschiedlich. Was er in Maximilian wiederfinden konnte, war ein Selbst, was er irgendwo auch gerne gewesen wäre, was aber tief in ihm schlummerte, weil er es nicht zulassen konnte. Ein Selbst, das er mit seinem Bedürfnis nach Sicherheit und seiner Fixierung auf Regeln in Schach halten musste, weil es ihm sonst den Boden unter den Füßen wegziehen würde. Es war ja eigentlich nichts besonderes, sich mit seinem Zwillingenbruder zu identifizieren, es bot sich geradezu an.

Diesen Winter fuhren sie wieder wie üblich nach Weihnachten in die Skiferien. Bevor sie fuhren, sollten Mathias und Max einen neuen Skianzug bekommen. Es war klar, dass sie als Zwillinge beide den gleichen Skianzug tragen sollten, doch diesmal war es ausgesprochen schwierig, sich auf einen zu einigen. Max wollte unbedingt einen mit Kapuze haben, was Mathias nicht so gefiel. Sie tru-

gen ja Mützen, wozu brauchten sie dann eine Kapuze an der Skijacke? Tatsächlich gelang es Max, Mathias zu einem Anzug zu überreden, dessen Jacke eine Kapuze hatte. Aber dann legten ihre Eltern ein Veto ein. „Wozu braucht ihr denn eine Kapuze?“, fragte ihre Mutter, als ihr Max den Wunsch offenbarte, „In den Bergen regnet es im Winter nicht. Das sieht nicht nur unmöglich aus, sondern ist auch beim Skifahren hinderlich.“ Damit war die Diskussion beendet und sie bekamen beide einen Skianzug ohne Kapuze. Mathias war froh, dass es so ausging und nicht wieder eine Regel gebrochen wurde. Auch weil er während der Skiferien etwas vorhatte, was ihm überhaupt nicht leicht fiel: Er wollte Max gestehen, dass er heimlich von ihm Fotos gemacht hatte, so wie Max von Sören. Immerhin hatte ihm Max dieses Geheimnis anvertraut, da war es nur richtig, wenn er sich ihm umgekehrt auch anvertraute. Er nahm aus seiner Sammlung von Fotos vier mit, die ihm am besten gefielen; auf zwei von ihnen war Max mit offenem Hemd zu sehen, einmal in seinem blauen Konfirmationshemd und dann in einem blau-grauen, das er schon länger hatte, auf den beiden anderen mit weißem Hemd und Krawatte.

In den Skiferien teilten sie sich immer ein Hotelzimmer, genau genommen eine kleine Suite, die aus einem Wohnzimmer und einem Schlafzimmer mit einem Doppelbett bestand. Sie fuhren seit Jahren auch immer in den gleichen Ort, nach Adelboden im Berner Oberland, und kamen immer im gleichen Hotel unter. Dadurch fühlte sich der Urlaub fast wie ein Zuhause an: eine vertraute Umgebung und ein vertrautes Zimmer. Mathias gefiel es auch, in diesen Zwei Wochen das Zimmer mit Max zu teilen. Sie schliefen auch zu Hause manchmal in einem Bett, da sie beide nicht nur ein großes Zimmer, sondern auch ein großes Bett hatten, meistens bei Mathias, weil bei ihm der Videorekorder stand. Aber in dem Hotel war es doch ein bisschen anders, näher, vermutlich weil sie dort wie ein Ehepaar wohnten. Als sie an einem Abend nach dem gemeinsamen Ringen, das diesmal Max gewonnen hatte, zusammen im Bett saßen, holte Mathias den Umschlag mit den Fotos aus seiner Nachttischschublade. „Ich möchte dir auch mal etwas sehr persönliches zeigen“, sagte er und reichte Max die Fotos. Max sah sie sich an und lachte, „Das bin ja ich. Sag bloß, dass du mich heimlich fotografierst. Das hätte ich dir nie zugetraut.“ Mathias wusste nicht, was er antworten sollte und sagte schließlich, „Findest du bestimmt komisch, oder?“ „Ach was“, antwortete Max, „Wir sind doch Brüder, wir lieben uns, da ist es doch normal, dass wir uns attraktiv finden. Ich finde dich auch at-

traktiv, nur heimliche Fotos habe ich von dir noch keine gemacht, wahrscheinlich weil es ja genügend Fotos von uns beiden gibt, auf denen ich dich bewundern kann.“ Dabei sah er sich immer wieder nacheinander die Fotos an und lachte, „Wir sind wohl die verrücktesten Zwillinge, die es gibt.“ Mathias war erleichtert, dass er so reagierte.

Aber dennoch war das Thema für ihn nicht erledigt. Immer wieder fragte er sich, ob er nicht doch schwul war. Er versuchte, in sich hinein zu spüren, seine Phantasien zu ergründen und herauszufinden, was es genau war, was ihn erregte. Dabei fiel ihm auf, dass er zwar recht häufig erregt war und das schon seit Jahren, aber bisher nur sehr wenige Samenergüsse hatte; keine zehn schätzte er, obwohl er fast achtzehn war. Mitten in seine Forschungen kam noch ein Ereignis, das ihn danach wie in Zeitlupe langsam und allmählich aus der Bahn warf. Zumindest fühlte es sich so an. Maximilian schenkte ihm zum achtzehnten Geburtstag einen Fotoband, in dem lauter männliche Jugendliche und junge Erwachsene in schicken Hemden und Anzügen abgebildet waren. Das war an sich schon ungewöhnlich, weil sie sich nie etwas zum Geburtstag schenkten. Für die Geschenke waren ihre Eltern zuständig und es war klar, dass beide zu ihrem achtzehnten Geburtstag die Möglichkeit geschenkt bekommen, einen Führerschein zu machen. Als Mathias den Bildband ausgepackt hatte und kurz darin blätterte, war er wie vom Schlag getroffen; Maximilian hätte ihm genauso gut einen Porno schenken können. „Völlig in Ordnung, dass du kein Geschenk für mich hast“, erklärte Maximilian, „Ich habe den Band zufällig letzte Woche in einem Buchladen gesehen und dachte, da freust du dich bestimmt drüber. Den hättest du auch ohne Geburtstag bekommen, aber so passte es gerade.“ Seinen Eltern gefiel das Buch auch. „Da sieht man, was Kleidung aus den jungen Leuten machen kann“, kommentierte es seine Mutter, „Ich finde es ja unbegreiflich, wie sie heutzutage alle herumlaufen. Ich bin wirklich froh, dass unsere Söhne so vorbildhaft sind.“ Es vergingen Wochen, in denen sich Mathias immer nur drei oder vier Seiten in dem Buch ansah und es wieder weglegte. Mit jedem Mal festigte sich in ihm ein Gedanke, „Ich bin schwul.“ Offensichtlich waren es Jungs, die Hemden trugen, was ihn am meisten faszinierte – und erregte. Dabei spielte es keine Rolle, ob sie es offen oder mit Krawatte, alleine oder mit einem Jackett darüber an hatten. Der Geburtstag war schon ein halbes Jahr vergangen, als Mathias das Buch an einem Abend ganz durchblätterte. Danach suchte er das Foto heraus, das ihm am besten gefiel. Nach-

dem er eine ganze Weile seiner Erregung nachgespürt hatte, fing er an, sein Glied zu massieren und bekam schließlich einen Samenerguss, während er dem Jungen aus dem Bildband ins Gesicht sah.

Es waren nur noch wenige Monate bis zu den Abiturprüfungen, als Mathias das Gefühl bekam, für die Vorbereitungen Hilfe zu benötigen. Sein Vater gab eine Annonce auf, dass er einen Nachhilfelehrer für ihn suchte. Kurz darauf meldete sich jemand, der dem Bewerbungsschreiben nach zu urteilen, gut geeignet war; er hatte wohl selbst in Schleswig-Holstein ein gutes Abitur gemacht und war genau in den Fächern gut, in denen Mathias Unterstützung brauchte. Das war in erster Linie Deutsch, wenn es darum ging, Romane zu interpretieren, aber auch Englisch, Geschichte und Politik; eigentlich alles, was mit Sprache zu tun hatte. Lennart Adrian Jansen hieß der Nachhilfelehrer, der nach seinem Abiturjahrgang nach zu urteilen sechs Jahre älter gewesen sein musste als Mathias. Er wohnte nicht direkt in Lübeck und musste mit dem Zug kommen. Im ersten Moment war Mathias erstaunt, als er ihn sah, er sah aus wie ein zweiter Max, nur vielleicht ein wenig älter. Tatsächlich sah er entschieden jünger aus als fünfundzwanzig und wirkte höchstens zwei bis drei Jahre älter als Max aber keine sechs. Er stellte sich als Lennart vor und fragte gleich nach dem Unterrichtsstoff. Seine Art war ganz anders als die von Max; er strahlte eine ungewöhnlich starke Ruhe aus und verhielt sich sehr vorsichtig. Er war fast ein bisschen unscheinbar, hätte er nicht ein kariertes Flanellhemd mit einem Rollkragenpullover darunter getragen. Das sah ziemlich ungewöhnlich aus, aber passte irgendwie zu ihm.

Ihre Nachhilfestunden wurden jäh beendet, als Max ins Zimmer gestürmt kam und Mathias auf das Bett warf, um mit ihm zu ringen. Sonst hätte Lennart bestimmt noch stundenlang weiter mit Mathias gelernt; er war wirklich jemand mit einer unerschöpflichen Geduld. Mathias war sich sicher, den richtigen Nachhilfelehrer gefunden zu haben. Nicht nur das, er hatte auch einen zweifellos außergewöhnlichen Menschen kennengelernt. Er dachte den ganzen Abend über an ihn. Wieso nannte er sich Lennart, obwohl er einen so schönen und ungewöhnlichen Zweitnamen hatte? Wieso trug er einen Rollkragenpullover unter seinem ohnehin schon dicken Hemd? Die folgenden Nachhilfestunden liefen alle ähnlich ab, sie lernten zusammen, bis Max das Ganze unterbrach und Lennart wieder ging. Mit jedem Mal war Mathias mehr von diesem Lennart fasziniert; ihm gefiel auch, dass er immer Hemden trug, auch wenn seine karierten

Flanellhemden etwas gewöhnungsbedürftig waren, besonders in der Kombination mit einem Rollkragenpullover darunter. Aber es war eigentlich eine gute Idee, denn so kamen sie besser zur Geltung als wenn sie mit einem Pullover darüber getragen wurden, was Mathias im Winter üblicherweise tat. Er versuchte sich vorzustellen, was Lennart wohl für ein Mensch war, wie er lebte und was er wohl machte, wenn er nicht gerade Nachhilfeunterricht gab. Er würde ihn gerne näher kennenlernen.

Nachdem sie wieder einen ausgesprochen langen Unterricht hatten, legte Mathias etwas erschöpft seine Hand auf Lennarts Oberschenkel. Es ergab sich eher, als dass es beabsichtigt war, und Mathias spürte sofort den Impuls, sie wieder wegzuziehen, aber es fühlte sich so gut und auch stimmig an, dass er sie einfach liegen ließ. Jetzt war es auch Zeit, etwas zu sagen; spontan kam ihm in den Sinn, Lennart zu fragen, warum er sich nicht Adrian nannte. Der Name passte doch wesentlich besser zu ihm; Mathias verband ihn mit einem feinfühligem, umsichtigen und tiefgründigen Menschen, während er Lennart eher mit einem Draufgänger assoziierte. Es war ein unglaublich schönes Moment, der allerdings wieder von Maximilian unterbrochen wurde, der ins Zimmer polterte und Mathias zu einem Ringkampf herausforderte. Als Lennart ging, musste Maximilian noch unbedingt seinen Parka anprobieren, denn Lennart hatte einen mit Kapuze, obwohl er eine Mütze aufhatte. Das war Mathias ein bisschen unangenehm, weil er Maximilians Verhalten ziemlich kindisch fand, aber Lennart schien sich daran nicht sehr zu stören. Für Mathias war klar: Was er gegenüber Lennart verspürte, war eindeutig erotisch, vielleicht sogar so etwas wie Liebe. Es war das Gefühl einer seelischen Verbundenheit und gleichzeitig aber auch so etwas wie eine körperliche Anziehung. Mathias fand ihn ziemlich attraktiv und inzwischen gefielen ihm sogar seine karierten Flanellhemden.

Seinen Eltern mochten die Idee, Lennart beim nächsten Mal zum Essen einzuladen. Sie waren ziemlich neugierig, wer ihrem Sohn Nachhilfeunterricht gab, zumal Mathias nur Gutes über ihn erzählt hatte. Da prallten allerdings die unterschiedlichen Welten ein bisschen unvermittelt aufeinander. Mathias' Mutter machte keinen Hehl daraus, dass sie Lennarts Flanellhemd mit dem Rollkragenpullover darunter mindestens eigenartig und auf jeden Fall für den Anlass unpassend fand. Und als Lennart erzählte, dass er sein Geld damit verdiente, auf einem Friedhof zu gärtnern, waren seine Eltern vollkommen entgeistert. Je-

mand mit Abitur, noch dazu einem guten, verdingt sich als Friedhofsgärtner, das war für sie geradezu absurd. Aber sie blieben freundlich und sahen auch, dass Lennart jemand mit besonderen Qualitäten war; das sagte ihm sein Vater am nächsten Tag. Zusammen mit Max saßen sie noch eine ganze Weile auf Mathias' Bett und sahen sich Videos an. Mathias saß dabei zwischen Lennart und Max, die sich beide an ihn lehnten. Er strich fast unmerklich, so leicht, Lennarts Oberschenkel. Ja, kein Zweifel, er mochte ihn. Es fühlte sich unglaublich gut an, ihm so nahe zu sein, ihn zu spüren und sich an sein weiches Flannelhemd zu kuscheln. Schade, dass er im Gästezimmer übernachtete, aber es wäre erklärungsbedürftig gewesen, wenn ihn Mathias eingeladen hätte, bei ihm im Bett zu schlafen. So träumte er von ihm, während er im Zimmer nebenan schlief, sein Adrian. Für ihn hieß er ab jetzt Adrian; er hatte ihn auch seinen Eltern mit diesem Namen vorgestellt und es schien ihn nicht zu stören, dass sie ihn so anredeten.

Am nächsten Morgen schärfte sein Vater Adrian noch einmal ein, etwas aus sich zu machen und die zweifellos vorhandenen Talente nicht zu vergeuden. Lennart begleitete sie noch ein Stück auf ihrem Weg zur Schule und bog dann in Richtung Bahnhof ab. Als sie das Haus verlassen hatten, zog er sich die Kapuze über, über die Mütze, die er aufhatte. Dabei war es eine recht schicke Mütze, eine mit Ohrenklappen und einem kleinen Schirm über den Augen. Die sah viel besser aus als die Skimützen mit Bommel, die Mathias und Max hatten, und war vor allen Dingen auch viel wärmer. Trotzdem zog sich Adrian die Kapuze über; ganz offensichtlich mochte er es, warm angezogen zu sein. Mathias nahm durchaus wahr, dass er auch auf Max eine gewisse Anziehungskraft ausübte, und fragte sich, ob es nur an seinem Parka lag, der Max offensichtlich gefiel, oder an Adrian selbst. Es war auch nicht zu übersehen, dass sich Max' Interesse noch steigerte, als Adrian einmal in einem Kapuzenpullover kam. Als sich die Prüfungen näherten und die Nachhilfezeit zu Ende war, waren Mathias und Adrian schon Freunde geworden, in gewisser Weise. Ihr Wiedersehen nach dem Abitur wurde noch dadurch erleichtert, dass Mathias' Eltern Adrian als Dank zum Essen einluden, dass das Abitur besser ausfiel als erwartet, vor allen Dingen auch in den Fächern, in denen er Nachhilfe bekommen hatte. Nach dem Essen waren alle ziemlich betrunken und Adrian schlief in Mathias' Bett, ohne dass es ursprünglich geplant war; spät abends war es die einfachste Lösung. Und es war richtig schön. Mathias kuschelte sich an ihn und

spürte, wie Adrian es mindestens genauso genoss wie er, so eng aneinander geschmiegt zu im Bett zu liegen; noch dazu nackt.

Sie trafen sich den Sommer über immer wieder, allerdings war auch immer Maximilian dabei und Mathias traute sich nicht, in seiner Gegenwart zu zeigen, was er für Adrian empfand. Früher oder später musste er mit ihm darüber sprechen, das war klar. Als Zwillingenbrüder hatten sie keine Geheimnisse voreinander, das heißt, sie durften sie nicht haben; es konnte nicht sein, dass Mathias gleich zwei so wichtige Geheimnisse hegte, sein Schwulsein und seine Zuneigung zu Adrian. Aber er ahnte, dass beides auch sehr schwierige Geheimnisse waren, Geheimnisse, die Maximilian sehr wahrscheinlich verletzen würden, weil sie ihr besonderes Zwillingenverhältnis infrage stellten. Auf Dauer ließ sich aber nicht verbergen, was ihm Adrian bedeutete. Als er vor den Abiturprüfungen an einem kalten Tag mal seinen Skirolli unter ein Hemd gezogen hatte, bemerkte Maximilian, „Jetzt ziehst du dich auch schon so an wie er; man könnte fast meinen, ihr seid ein Paar“, und seine Eltern mahnten ihn, nicht alle Gewohnheiten von seinem Nachhilfelehrer zu übernehmen. „Es ist ja in Ordnung, dass du ihn als Vorbild nimmst, aber das solltest du nur mit seinen guten Eigenschaften tun, nicht mit seinen schlechten Angewohnheiten“, erklärte sein Vater einmal. Als er sich im Spätsommer ein kariertes Flanellhemd kaufte und damit am Frühstückstisch saß, fragte seine Mutter, was er denn da anhatte. „Ein Flanellhemd; ich finde, es steht mir gut“, erklärte er und seine Mutter erwiderte zu seiner Überraschung, „Ich finde ja diesen Adrian recht sympathisch und denke auch, er ist sehr klug, aber davon, wie man sich kleidet, hat er wirklich keine Ahnung.“ Immerhin wurde Adrian als sein Freund wahrgenommen, wenn auch nicht als sein schwuler Freund.

Eigentlich hatten Maximilian und Mathias geplant, im Herbst zusammen nach Hamburg in eine gemeinsame Wohnung zu ziehen und dort ein Studium zu beginnen. Doch dann eröffnete ihm Adrian, dass er nicht länger bei seiner Großmutter wohnen konnte und keine Idee hatte, wo er in Zukunft wohnen konnte. Mathias hatte die Idee, Adrian in die gemeinsame Wohnung mit Maximilian aufzunehmen, aber dann musste er auch Maximilian und seinen Eltern gegenüber eröffnen, was für ein Verhältnis er zu Adrian hatte. Es war ihm klar, dass es schwierig werden würde, auf jeden Fall mit seinen Eltern. Wie Maximilian darauf reagierte, konnte er dagegen überhaupt nicht einschätzen. Vor dem Hintergrund ihres Verhältnisses war das ja keine einfache Situation, zumal Maximilian

Adrian offenbar auch irgendwie interessant. Allerdings hatte er auch einmal eine Freundin, wenn auch nur für kurze Zeit. Mathias hatte vor, seinen Eltern und Max beim Abendessen nicht nur zu erklären, was ihm Adrian wirklich bedeutete, sondern auch seinen Wunsch zu äußern, mit ihm und Maximilian zusammen in Hamburg wohnen zu wollen. Zu diesem Anlass zog er sich extra sein Flanellhemd an und einen Rollkragenpullover darunter, was gleich zu Beginn zu einer Diskussion über seine Kleidung führte. Seine Mutter forderte ihn auf, sich zum Essen umzuziehen und als er sich weigerte und Maximilian ihm auch noch beistand, sahen sich seine Eltern genötigt, ihr grundsätzliches Missfallen darüber auszudrücken, wie sich ihre Söhne und insbesondere Mathias in den letzten Monaten entwickelt hatten. In diesem Disput, sagte Mathias schließlich wohl für alle recht unvermittelt, „Und was ich euch eigentlich sagen wollte: Ich bin schwul und ich liebe Adrian.“ Alle drei wurden augenblicklich still und schauten ihn an. „Das ist nicht dein Ernst“, sagte sein Vater, doch er bestätigte, dass es ihm sehr ernst damit war. Völlig unerwartet sprang Maximilian auf und rief, „Und was ist mit mir? Bin ich dir denn völlig egal?“ Er ließ sein Essen stehen und ging in sein Zimmer. Auf dem Weg dorthin rief er noch, „Einen solchen Bruder brauche ich nicht. Am besten du verschwindest einfach, du und dein bescheuerter Adrian.“

Max war außer sich, nicht nur vor Wut, auch vor Verzweiflung und Enttäuschung. Er hätte es eigentlich wissen müssen, die Zeichen waren im Nachhinein betrachtet so deutlich, dass mehr dahinter stecken musste und Adrian Matze nicht nur einfach beeindruckte. Sie liebten sich, was bedeutete, dass Matze ihn betrog. Nicht nur das, Matze hatte ihr besonderes Verhältnis als Zwillinge aufgekündigt, zumindest fühlte es sich so an. Schließlich liebten sie sich; wie konnte sich da einfach so ein Typ hineindrängen, der noch dazu ständig in Holzfällerhemden herumlief? Max hörte von seinem Zimmer aus, wie sich Matze und seine Eltern laut stritten und Matze schließlich auch das Essen verließ. Kurz darauf öffnete er die Tür zu Max' Zimmer und sagte, „Ich möchte dir alles erklären.“ Max sah ihn an; da stand er als Adrian-Verschnitt in seinem Holzfällerhemd über seinem Skirolli. Es war nicht mehr der Matze, den er sein Leben lang geliebt hatte, es war jetzt Mathias, der versuchte, etwas zu werden, was er gar nicht war. Wenn er wenigstens so konsequent gewesen wäre und wie Adrian Kapuzenpullover getragen hätte; aber das traute er sich offensichtlich nicht. „Ich möchte keine Erklärungen hören“, antwortete Max, „Es ist einfach vorbei;

alles ist vorbei. Alles, was zwischen uns war, und alles, was wir vorhatten. Geh einfach deinen Weg mit diesem Holzfäller und ich muss eben schauen, wo ich bleibe. Auf keinen Fall ziehe ich mit euch zusammen, das kommt überhaupt nicht infrage.“ Nach diesem Abendessen war klar, dass Mathias so schnell wie möglich eine Wohnung in Hamburg finden musste. Ein schwuler Sohn war zu ziemlich das letzte, was seine Eltern akzeptieren konnten.

Dass seine Eltern so reagierten, hatte er befürchtet, aber von Maximilians Reaktion wurde er wirklich überrascht. Er verhielt sich nicht wie ein Bruder sondern wie ein betrogener Ehemann. Erst jetzt war Mathias klargeworden, was seinem Bruder ihr Verhältnis bedeutet hatte, erst jetzt, wo es mit einem Schlag zerstört war. Aber was hätte er tun sollen, seine Gefühle gegenüber Adrian verleugnen? Für ihn standen sie in keinem Widerspruch zu dem, was er Maximilian gegenüber empfand. Maximilian war sein Zwillingsbruder, mit dem er alles teilen konnte, und Adrian sein Geliebter, mit dem er gerne eine Partnerschaft aufbauen wollte, eine mit Sex. Mit seinem Zwillingsbruder eine sexuelle Partnerschaft zu wollen, war ja ausgeschlossen, das passte auch überhaupt nicht zu ihrem Verhältnis. Ja, sie mochten sich auch körperlich, aber eben mit ihren Ringkämpfen und den Abenden, an denen sie aneinander gelehnt Videos schauten. Was erwartete Maximilian von ihm? Sollte er sein Leben lang auf Sex verzichten, nur für ihr Verhältnis als Zwillingsbrüder? Das war auf jeden Fall ein entscheidender Aspekt, dass er auch das Bedürfnis hatte, mehr an Körperlichkeit zu erleben als es mit Maximilian möglich war; und eben auch echte Liebe. Adrian war im Grunde ein Maximilian, mit dem beides möglich war, zumindest denkbar, denn ausprobiert hatten sie es noch nicht.

Auch für Max war dieses unerwartete Coming-out seines Bruders ein Anlass, über ihr Verhältnis nachzudenken. Dabei störte ihn nicht der Umstand, dass Matze schwul war, sondern dass es jemanden gab, den er liebte, mehr liebte als ihn. Es störte ihn auch nicht, dass er mit Adrian eine Beziehung hatte oder haben wollte; er hatte ja ein paar Monate lang auch eine Freundin gehabt, aber sie stand nie in einer Konkurrenz zu Matze. Er wäre niemals auf die Idee gekommen, mit ihr etwa zusammenzuziehen statt mit seinem Bruder; erst recht nicht mit ihm zusammen. Natürlich war ihm klar, dass es etwas anderes war, wenn es um den Bruder ging, aber es war dennoch so, dass die Entscheidung für Adrian gleichzeitig auch eine gegen ihn war. So verstand es Max jedenfalls. Dazu passte auch, dass sich Max und Adrian ein wenig ähnlich sahen; sie hat-

ten dieselbe Größe und Statur, die gleichen blonden Haare, wobei Adrian sie länger wachsen ließ, und auch ein halbwegs ähnliches Gesicht. Die Vorstellung, mit Adrian und Matze zusammen zu wohnen und jeden Tag einer Konkurrenz ausgesetzt zu sein, mit wem von beiden sich Matze jetzt beschäftigen wollte, war vollkommen abwegig. Auf so etwas hätte sich Max niemals eingelassen. Es war konsequent, dass Matze mit seiner großen Liebe ausgezogen war und Max etwas für sich in Hamburg suchte. Seinen Bruder wollte er erst einmal nicht mehr treffen; irgendwann vielleicht, wenn ihn diese Geschichte nicht mehr so berührte.

Nach Matzes Auszug traf er einen Schulfreund, der bereits nach Hamburg umgezogen war. Als Max sagte, dass er noch eine Wohnung suchte, lud ihn Oskar, sein Schulfreund, in ein Café ein. Er erzählte, dass er vorhatte, nach Silvester in eine WG zu ziehen und fragte Max, ob er nicht auch dort einziehen wollte. Sie hatten eine große Wohnung und suchten noch einen vierten Mitbewohner. „Allerdings sind wir alle schwul“, erklärte Oskar. Maximilian war wie vom Schlag getroffen; schon wieder traf er auf dieses Thema. „Dann ist das wohl nichts für mich“, antwortete er, nicht ohne damit eine Enttäuschung zum Ausdruck zu bringen. Dass Oskar schwul war, überraschte ihn nicht, da bereits in der Schule entsprechende Gerüchte die Runde machten. Oskar grinste ihn an und fragte, „Sicher?“ Max wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Schließlich platzte es aus ihm heraus, „Ich fühle mich so langsam von Schwulen verfolgt, zuerst mein Bruder und sein Nachhilfelehrer, dann du und am Ende soll ich noch in eine Schwulen-WG ziehen.“ „Ich finde, das passt“, sagte Oskar, „Denk mal darüber nach. Ich meine, es ist doch ein offenes Geheimnis, dass zwischen dir und deiner Ex nichts lief; deswegen hatte sie sich ja gleich wieder von dir getrennt.“ Es ärgerte Max, dass Oskar so offen seine gescheiterte Beziehung ansprach, aber er hatte nicht unrecht; den Gedanken an Sex mit einer Frau fand er tatsächlich nicht besonders erregend. Stattdessen konnte er sich Sex mit Jungs durchaus vorstellen. Eigenartigerweise hatte er das noch nie so klar vor Augen wie jetzt im Gespräch mit Oskar. Offenbar hatte er das Thema so sehr verdrängt, dass ihm nie der Gedanke gekommen war, schwul zu sein. Doch mit Matzes Coming-out nahm dieses Thema einen gewaltigen Raum in seinem Leben ein, sodass er es nicht mehr ignorieren konnte.

Kurz vor Weihnachten hatte Max eine sehr ungewöhnliche Begegnung, die ihn ziemlich aus der Bahn warf. Er war bei seinem Onkel in Lüneburg zu Besuch

gewesen und gerade auf dem Weg zurück. Als der Zug am ersten Bahnhof stehen blieb und Max aus dem Fenster sah, sah er direkt in ein Gesicht, das hinter einem über Mund und Nase gezogenen Tuch und Mütze verborgen war. Darüber war noch eine Kapuze, die Kapuze eines Kapuzenpullovers. Es war offenbar ein Punk in einem Kapuzenpulli ohne Jacke darüber. Obwohl Max nur die Augen sah, war er wie elektrisiert: Es waren Matzes Augen. Die Vorstellung, dass Matze einen Kapuzenpullover statt einer Jacke anhatte und dann noch die Kapuze auf und ein Tuch über der Nase, war so absurd, dass Max schmunzeln musste. Dann hatte er noch ein T-Shirt über dem Pullover mit einem Totenkopf-Motiv; im Vergleich dazu war Sören ein echter Musterknabe. Es war schon ganz schön cool, so herumzulaufen. Im Zug setzte sich der Punk in das Abteil, in dem auch Max saß. Max war zuerst ziemlich nervös, weil er nicht wusste, wie er auf ihn reagieren sollte, aber das legte sich sehr schnell, als er merkte, dass sein Mitfahrer eigentlich sehr sanft und fast schon schüchtern war. Das passte so gar nicht zu seinem Aussehen als Punk.

Die beiden hatten nur eine kurze Strecke, die sie gemeinsam fuhren, eigentlich nur eine Station bis Jan, so hieß der Punk, wieder umsteigen wollte. Aber er entschied sich, bis Lübeck weiterzufahren – wegen Max. Der fühlte sich ziemlich geschmeichelt, dass ein Punk extra wegen ihm einen Umweg fuhr. Dann kam ihm allerdings der Verdacht, dass Jan vermutlich schwul war und ein sexuelles Interesse an ihm hatte. Das war eine ziemlich komische Vorstellung: Er lernte einen schwulen Punk kennen, den er ihn angestarrt hatte, weil er einen Kapuzenpullover mit Kapuze auf und Mütze drunter trug. Die Situation mit Jan in einem Abteil kam ihm völlig unwirklich vor. Er wurde schnell klar, dass Jan ein besonderes Verhältnis zu Kapuzenpullovern haben musste, so wie Max. Damit zu spielen, sodass Jan unsicher und ein bisschen peinlich berührt war, machte ihm richtig Spaß; er hatte das Gefühl, diesen Menschen ein bisschen in der Hand zu haben und mit ihm spielen zu können. Am Ende der Zugfahrt schenkte ihm Jan sogar einen Kapuzenpullover, den er natürlich gleich anzog. Jan wechselte in den Zug nach Hamburg und Max ging zum Bahnhofsvorplatz, wo seine Eltern bereits auf ihn warteten. Sie waren außer sich, als sie ihn sahen, denn er hatte nicht nur Jans Kapuzenpulli an, sondern auch die Kapuze über seine Mütze gezogen. Da Max nicht bereit war nachzugeben, eskalierte der Streit mit seinen Eltern so sehr, dass er am nächsten Tag nach Hamburg

fuhr und vorhatte, dort auch Silvester zu verbringen statt wie ursprünglich geplant mit seinen Eltern.

Er konnte bei Oskar übernachten, mit dem er ausführlich über das Thema Schwulsein sprach. Oskar hatte mit seiner Einschätzung völlig recht, Max fühlte sich eindeutig zu Jungs hingezogen wie zu diesem Jan, den er im Zug kennengelernt hatte. Aber auch das Zusammensein mit Matze hatte ihn erotisch angesprochen. Er fand, es klang ausgesprochen merkwürdig, aber ja, sie hatten als Zwillingenbrüder ein erotisches Verhältnis. Matzes Coming-out hatte ihn wohl auch deswegen so getroffen, dass es mit einem Mal offenbar wurde und nicht mehr ein harmloses Spiel zwischen den beiden war. Und auch weil dieses Verhältnis in dem Moment auch beendet war, in dem es ausgesprochen wurde. Es war eine schwierige Situation, aber jetzt klärte sie sich auf. Als Oskar das Angebot, in seine Schwulen-WG zu ziehen, wiederholte, nahm es Max an. Er war froh, jemanden wie Oskar, als Freund zu haben; seine Offenheit und Klarheit half ihm wirklich weiter. Leider war er zu Silvester irgendwo eingeladen, sodass Max nicht wusste, was er an dem Abend tun sollte. Spontan entschied er sich, den Bauwagenplatz aufzusuchen, auf dem Jan wohnen musste. Er brauchte etwas, bis er ihn gefunden hatte, und, während er noch überlegte, ob er wirklich zu Jan gehen sollte, traf er ihn auch schon. Sie verbrachten einen sehr spannenden Abend miteinander, in dessen Verlauf Max eine von Jans Armeehosen und seinen Parka anzog, bevor sie zusammen die allgemeinen Silvesterfeiern auf der Straße auf sich wirken ließen. So beeindruckend das alles war, wurde Max auch deutlich, dass das Leben als Punk sich sehr von dem unterschied, was er selbst lebte und auch leben wollte. Obwohl er diesen Jan in der Silvesternacht wirklich schätzen gelernt hatte und mochte, hatte er starke Zweifel, dass eine Beziehung mit den beiden wirklich funktionieren konnte, vor allen Dingen auch, weil er mitbekam, dass Jan Haschisch rauchte. Aber er war auf jeden Fall neugierig geworden, ihn näher kennenzulernen, alleine schon wegen seiner Vorliebe für Kapuzenpullover.

Nach Neujahr suchte Max Matze auf, noch bevor er wieder zurück zu seinen Eltern fuhr. Es fiel ihm nicht leicht, gar nicht mal, weil er sich bei ihm entschuldigen musste, sondern, weil er in den wenigen Wochen seit Matzes Auszug so viel erlebt hatte, dass er keine Idee hatte, wie er das alles vermitteln sollte. Ein Max, der sich in einen schwulen Punk verliebt hatte, naja ein bisschen zumindest, und der demnächst in eine Schwulen-WG zog, war ja ein ganz anderer

als der, den Matze vor kurzem noch mitbekommen hatte. Doch als Matze die Tür öffnete, waren seine Bedenken verflogen. Er stand da mit Adrian im Hintergrund und beide im Partnerlook mit kariertem Hemd und Rollkragenpullover. Auch Matze hatte sich offensichtlich verändert. Diese Veränderungen faszinierten Max, auch weil sie so deutlich erkennbar waren: Matze mit seinem Holzfällerhemd und er mit seinem Kapuzenpulli, den ihm Jan geschenkt hatte. Matze mit Adrian, der Max ähnlich sah, und er mit Jan, der mit seinen dunklen Haaren und seinen Augen an Matze erinnerte. Sie waren schon ein verrücktes Brüderpaar, dachte Max, er mit einem Punk und Matze mit einem Grübler. Er fand, dass Adrian und Jan mit ihren Eigenheiten irgendwie ähnlich waren, obwohl sie recht unterschiedlich aussahen, so wie er und sein Bruder. Beide waren zweifellos ziemlich eigen – und auch stark genug, dazu zu stehen. Vielleicht war es ja diese Stärke, die ihn an den beiden faszinierte und seinen Bruder an Adrian; Jan kannte er ja nicht.

Nachdem er sich wieder mit seinem Bruder ausgesöhnt hatte und erleichtert war, dass er ihm auch nichts nachtrug, fuhr er wieder zu seinen Eltern. Deren Ärger war inzwischen verflogen und einer Sorge gewichen, die Max nur schwer nachvollziehen konnte. Sie hatten offensichtlich die Befürchtung, dass Mathias und er in Hamburg in die falschen Kreise kamen, wie sie sagten, und dort abstürzen konnten. Max erzählte ihnen, dass er sich mit seinem Bruder wieder versöhnt hatte. Dabei erklärte er auch nachdrücklich, kein Problem damit zu haben, dass Mathias schwul war. „Adrian ist doch ein richtig netter Typ“, sagte er, „Ach was, ein richtig guter Mensch, sollte sich sagen. Seid doch froh, dass Mathias so einen Freund hat.“ Das sahen seine Eltern natürlich ganz anders. Sein eigenes Coming-out erwähnte Max aber nicht. Er wollte die wenigen Tage, die er noch bei ihnen war, nicht gänzlich mit Grundsatzdiskussionen verbringen. Vor allen Dingen hielt er es für unangemessen, dass er sich und seinen Bruder für das rechtfertigen musste, was sie nun einmal waren.

Zwillingswunder

Max musste oft über die Begegnungen mit Jan nachdenken. Er konnte es schwer nachvollziehen, wie jemand so sensibles als Punk auf einem Bauwagenplatz lebte, und noch viel weniger, wie Jan als offen Schwuler Schwierigkeiten mit dem Sex hatte. Was waren das wohl für Schwierigkeiten? Er fand ja bereits Adrian ziemlich eigen und wunderte sich darüber, dass sich Matze in so je-

manden verliebte, aber Jan war noch viel eigener – was ganz offensichtlich eine hohe Anziehungskraft auf Max ausübte. Die machte sich zweifellos auch an Jans Verhältnis zu Kapuzen fest, dass es ihn offenbar anmachte, Kapuzen aufzuhaben, es ihm aber auch irgendwie unangenehm war. Eine heimliche Vorliebe, die Max bei ihm aufgedeckt hatte; er wusste nicht, ob auch andere von Jans Kapuzenvorliebe wussten, aber vermutete, dass dem nicht so war. Aber ihn faszinierte Jan auch als Person; er war wie ein Puzzle, dem einige Teile fehlten, hier die Feinfühligkeit und seine vorsichtige Art mit Menschen umzugehen, dort sein punktiges Aussehen und die Freunde vom Bauwagenplatz, die Max ein bisschen unheimlich waren, dann sein offenes Schwulsein und seine Sex-Probleme, über die er nicht sprach, und nicht zuletzt sein Faible für Kapuzen. Max hatte ein ausführliches Gespräch mit Matze darüber, eigentlich das erste wirklich offene Gespräch, das sie über ihre sexuellen Vorlieben hatten. Dabei war Max seine Unsicherheit klargeworden, ob er Jan wirklich liebte, oder nur von ihm fasziniert war. Als ihm Matze eröffnete, dass er eine ähnliche Unsicherheit in Hinblick auf Adrian verspürte und zum Schluss gekommen war, dass er ihn eher mochte als wirklich liebte, wurde Max klar, dass es ihm mit Jan genauso ging.

Richtig spannend wurde es jedoch, als Matze von seinen sexuellen Erfahrungen mit Adrian erzählte, nämlich dass er eigentlich keine hatte. Auch Adrian hatte wohl Schwierigkeiten mit dem Sex, obwohl er es mochte, mit Matze zärtlich zu sein, und auch sagte, dass er sich eindeutig zu Männern hingezogen fühlte. Diese Gemeinsamkeit zwischen Jan und Adrian fand Max ziemlich frappierend. Er war sich obendrein sicher, dass Adrian zu Flanellhemden ein ähnlich erotisches Verhältnis haben musste wie Jan zu Kapuzen. Matze sah es allerdings nicht so, „Diese Hemden sind einfach sehr angenehm zu tragen“, erklärte er, „und warm halten sie außerdem.“ „Das sind Kapuzen auch“, erwiderte Max, „aber es geht ja noch um etwas anderes.“ Matze blieb skeptisch. Er sagte auch, dass ihm Sex eigentlich nicht so wichtig war, „Ich bin eher ein Kuschetyp“, sagte er und lachte. In dieser Beziehung war Max anders. Zwar konnte er Kuscheeln auch genießen, kein Zweifel, aber ihm ging es schon auch um Sex, richtigen Sex. Den hatte er bisher nur ein einziges Mal, nämlich mit seiner früheren Freundin. Es war keine besonders berauschende Erfahrung und führte dann auch zur Trennung zwischen den beiden. Aber trotzdem hatte sie sein Interesse geweckt. Vor allen Dingen hatte er seitdem immer wieder sexuelle

Phantasien mit Matze; er hatte sich nie Gedanken darüber gemacht, weil er oft sehr verrückte Gedanken und Phantasien hatte. Bis eben sein Bruder ihm und seinen Eltern sein Schwulsein offenbart hatte. Dann plötzlich bekamen seine Phantasien eine reale Dimension und hatten ihre Unschuld verloren. In seiner Phantasie passierte zwischen Matze und Adrian genau das, was er in seinen Phantasien mit Matze erlebt hatte. Und jetzt erfuhr er, dass es in Wirklichkeit ganz anders und Matze sozusagen immer noch Jungfrau war – so wie Max in Hinblick auf Männer. Und beide hatten einen Partner, der das voraussichtlich nicht ändern würde. Vielleicht waren Matze und er ja doch füreinander bestimmt, ein schwules Zwillingspaar in einer untrennbaren Partnerschaft.

Aber das waren wilde Träumereien und Max war selbst erstaunt, dass ihm solche Gedanken kamen. Real war dagegen seine neue Lebenssituation in der WG mit Oskar. Sie wohnten zu viert in einer ziemlich großen Wohnung, in der jeder ein Zimmer hatte und es obendrein eine große Küche, ein gemeinsames Wohnzimmer und sogar noch ein Gästezimmer gab. Seine drei neuen Mitbewohner waren ihm gegenüber ausgesprochen aufgeschlossen; sie kannten sich wohl bereits seit einiger Zeit. Oskar sagte, dass er Frank und Vince vor über einem Jahr in einer Schwulenkneipe kennengelernt hatte. Es war auch klar, dass Max nicht nur bei ihnen wohnte, sondern auch mit ihnen in die Schwulenkneipen und Schwulensbars ging; er sollte Teil ihrer Clique werden. Bereits am ersten Wochenende nach Max' Einzug hatten sie sich verabredet, „auf Piste“ zu gehen. Bevor es abends losging, kam Oskar in Max' Zimmer und fragte, „Wie sehe ich aus?“ Er hatte wie immer eine Jeans und eine Jeansjacke an, die er sich gerade zuknöpfte; das war schon in der Schule zuletzt sein Kleidungsstil gewesen. „Gut, wie immer“, antwortete Max und lachte. „Schau doch mal genau hin, fällt dir nichts auf?“, hakte Oskar nach und erklärte, ohne eine Antwort abzuwarten, „Die Jeans ist mit offener Knopfleiste, cool, oder?“ Tatsächlich waren die Knöpfe der Jeans offen zu sehen und setzten die Knopfreiheit der Jacke nach unten fort. Ansonsten waren es einfach eine Jeanshose und eine Jeansjacke, was Oskar üblicherweise trug.

„Bist du immer noch Jungfrau?“, fragte Oskar. Max musste darauf gar nicht antworten. „Vielleicht willst du es beim ersten Mal mit jemand probieren, der dir vertraut ist, bevor du heute Abend von einem Wildfremden genagelt wirst“, schlug ihm Oskar vor, „Ich finde dich ja schon attraktiv; du erinnerst mich an meinen Freund.“ „Deinen Freund?“, fragte Max; er wusste nicht, dass Oskar ei-

nen Freund hatte. „Naja, eine Fernbeziehung“, erklärte Oskar, „Er ist Norweger, aber kommt immer wieder mal nach Hamburg. Er liebt die Stadt.“ Max war zwar von Oskars Angebot etwas überrumpelt, aber er fand ihn durchaus attraktiv. So ganz in Jeans gekleidet sah Oskar ein bisschen aus wie die Schwulen in Schwulenmagazinen. Sein Angebot klang auf jeden Fall vielversprechend. „Ok“, antwortete Max, „Jetzt gleich?“ Oskar ließ nicht lange auf sich warten und forderte ihn auf, sich auszuziehen. Er streichelte Max mit festen Griffen. „Du siehst echt gut aus“, sagte er in einem ruhigen Ton, „Am besten, du kniest dich auf den Boden.“ Dabei knöpfte er sich die Jeans auf, ohne sie allerdings ausziehen; auch seine Jacke behielt er an. Er knetete Max' Po und sagte, „Das sieht doch gut aus, völlig entspannt; ich denke, das geht völlig ohne Gleitcreme.“ Und schon spürte Max, wie er in ihn eindrang und mit rhythmischen Bewegungen sein Glied weiter und weiter in ihn hinein schob. Dabei stöhnte er so laut, dass es in der WG alle hören mussten. Nach einer Weile zog er sein Glied mit einem Ruck heraus und bekam dann unter noch lauterem Stöhnen einen Orgasmus. „Das mache ich immer so“, erklärte Oskar kurz darauf, „wegen AIDS; ich mag keine Kondome und solchen Kram, aber so ist es auch sicher.“ Max stand auf und beobachtete, wie Oskar seinen Penis wieder in die Hose packte. „Das war richtig gut“, sagte Oskar, „Jetzt bin ich dir einen Blow-Job schuldig, oder?“ Er massierte Max' Penis, der schnell steif wurde. „Einen geilen Schwanz hast du“, sagte er und nahm das Glied in den Mund. Es dauerte nicht lange, bis Max anfang, rhythmisch zu zucken; Oskar ließ den Penis aus seinem Mund gleiten und Max bekam einen Orgasmus, wie er ihn noch nie hatte. Er wurde dabei fast ohnmächtig. „Cool“, sagte Oskar, „Perfektes Warm-up für heute Abend.“

Sie trafen sich in der Küche, tranken zusammen noch eine Flasche Sekt und gingen dann los: Zuerst in eine Schwulenkneipe und dann, nach weiteren Gläsern Sekt, in eine Bar. In der Bar dauerte es nicht lange, bis Oskar jemanden ansprach und dann irgendwohin verschwand; Max konnte nicht erkennen, wohin. Auch die anderen beiden schlossen Bekanntschaften, verschwanden und tauchten einige Zeit später wieder auf. Max sah sich das Treiben an, aber wollte an diesem Abend keine weiteren Sex-Abenteuer erleben; das mit Oskar war erst einmal genug. Wenn er angesprochen wurde, antwortete er, dass sein Freund gerade auf Toilette war und gleich wieder kommen musste. Nach einigen Stunden und drei Cocktails gingen sie nach Hause; Oskar und Vince nah-

men noch jemanden für einen „Dreier“ mit. Max faszinierte diese Art von schnellem Sex. Mit Oskar dauerte es insgesamt vielleicht eine Viertelstunde, Geschlechtsverkehr und Blow-Job, wie er es genannt hatte. Es war konzentriert und intensiv und ging ohne viel Umschweife gleich zur Sache. Man hatte Sex, einen Orgasmus wie eine Explosion des Verstands, wischte alles wieder sauber und zog sich wieder an – oder wie Oskar gar nicht erst aus. Es war wie ein Spiel, ein Adrenalin-Kick, ein Gefühl von Leben und Lebendigkeit, das sich in einem Moment zuspitzte und entlud. Max gefiel es, vor allen Dingen auch, weil es so unkompliziert war, ohne viel kommunizieren zu müssen und ohne sich mit Beziehungen auseinandersetzen zu müssen.

Sie gingen jedes Wochenende auf Piste, immer samstags, oft auch schon freitags, dann allerdings meist nur in die Kneipe, wo einer oder auch mehrere von ihnen manchmal jemanden trafen, um zu ihm zu gehen oder ihn nach Hause mitzunehmen. Nur selten ließ sich wie beim ersten Mal jemand auf einen Dreier ein. Max fiel es leicht, auf diesem Weg Bekanntschaften zu schließen und mehr oder weniger intensive Sex-Abenteuer zu erleben; allerdings immer mit Kondom. In Oskars Methode hatte er nicht viel Vertrauen und bestand darauf, dass Oskar sich bei ihren weiteren Sex-Begegnungen ein Kondom überzog. So vergingen die ersten Wochen in der Schwulen-WG, bis Max unvermittelt an Jan denken musste, den er seit Silvester nicht mehr gesehen hatte, das war schon über ein Monat her; er hatte ihn vor lauter neuen Eindrücken in der WG vergessen. Den Vormittag hatte er damit verbracht, sich neue Kleidung zu kaufen, vor allen Dingen auch einen neuen Anorak. Es war eigentlich nicht verwunderlich, dass er gerade dann an Jan denken musste, als er zu Hause seinen neuen Anorak mit der großen Kapuze vor dem Spiegel anprobierte. In seiner neuen Kleidung gefiel er sich richtig gut; sie war auch schick genug, dass sie seine Eltern akzeptieren würden, wenn wahrscheinlich auch etwas widerwillig. Vor allen Dingen die weiße Jeans sah zusammen mit dem weißen Anorak richtig stark aus, fand er. So ging er kurz entschlossen zu Jan, den er auf dem Bauwagenplatz antraf. Und sofort fühlte es sich richtig schön und vertraut an in Jans Gegenwart, aber es war ganz anders als mit den anderen Schwulen in der WG. Überhaupt hatte Jan überhaupt nichts von den Schwulen, mit denen Max in den letzten Wochen Kontakt hatte. Am Wochenende darauf unternahmen sie zusammen einen gemeinsamen Ausflug an die Ostsee. Max war wieder ganz eingenommen von diesem Menschen, der ihn diesmal ganz ihn Grün, mit Ka-

puzenpulli und Mütze unter der Kapuze begleitete. Er selbst hatte das erste Mal seinen neuen leuchtend blauen Kapuzenpulli unter seinem Anorak an und die gemusterte Mütze, die ihm Oskar gegeben hatte. Die hatte wohl sein norwegischer Freund bei ihm liegen lassen und Oskar trägt keine Mützen.

Mit Jan tauchte er in eine eigene Welt ein, eine Welt des Vertraut-Seins und einer Nähe, die sich wie selbstverständlich einstellte, eine Art geistige Verwandtschaft, die trotz aller Unterschiede zwischen den beiden vorhanden sein musste. Es war eine ganz andere Sehnsucht, die Jan bei Max ansprach, als die nach Sex und körperlichen Orgasmen. So etwas gab es bei Jan nicht. Wenn Max seine Nähe spürte, während sie beide mit ihren Kapuzenpullovern, Mütze und Kapuze auf, schweigend durch die Landschaft liefen, spürte er deutlich, dass Jan überhaupt nicht der Typ für Sex war; für Kuscheeln, aber nicht für diese Orgasmen und körperlichen Explosionen. Eigentlich wünschte sich Max einen Partner, mit dem er beides erleben konnte, aber womöglich gab es das gar nicht. Womöglich gab es entweder junge Männer, mit denen er Sex haben konnte, so wie Oskar und die vielen anderen, die die Schwulenkneipen und Bars aufsuchten, oder solche wie Jan. Während dem Ausflug hatte Max immer wieder die Phantasie, wie ihm Jan die Hose herunterzog und sein Glied in ihn hineinsteckte oder einfach Max' Penis nahm, massierte und mit seinem Mund bearbeitete, so wie es Oskar immer tat. Aber das war Jan nicht.

Als sie wieder zurück gekommen waren, gingen sie zum Bauwagenplatz und legten sich im Bauwagen ins Bett. Auch das sprach Max irgendwie an, dieses wilde und freie Leben, das Jan hatte, das allerdings auch ziemlich unbequem war. Der Bauwagen war komplett ausgekühlt und, bevor sie sich ausziehen und ins Bett legen konnten, musste erst der Ofen angezündet werden. Mitten in der Nacht wurde Jan wach, stand auf und zog sich an. Max bekam nur im Halbschlaf mit, wie er eilig verschwand. Kurz nachdem Jan verschwunden war, tauchte plötzlich jemand anderes auf, der nach Jan suchte. Spontan dachte Max, dass es Jans Partner sein musste, aber verwarf den Gedanken wieder, da Jan keinen Partner hatte. Max hätte es gewusst, wenn er einen gehabt hätte. Das Ausflugswochenende endete etwas abrupt, weil Jan wohl eine andere Verabredung vergessen hatte. Schnell war Max wieder in seinem Alltag in der WG mit den Wochenenden „auf Piste“ und den Bekanntschaften für schnellen Sex. Genauso schnell hatte er Jan auch wieder vergessen und mit ihm auch die Sehnsüchte nach einer Nähe und Vertrautheit, die einfach da war und blieb,

selbst wenn sie sich für ein paar Wochen aus den Augen verloren hatten. Es war bereits Ende März, als Jan plötzlich vor seiner Tür stand und ihn wieder an sich erinnerte. Diesmal war das Treffen aber weniger nah als sonst; Max spürte von Beginn an eine Distanz, die ihn zunächst verunsicherte. Sie machte sich interessanterweise auch daran fest, dass Jan ganz in Schwarz gekleidet war, während Max seine weiße Jeans und den weißen Anorak anhatte. Schließlich erklärte Jan, dass er in einer Beziehung lebte, offenbar schon länger. Max hatte das ziemlich getroffen, vor allen Dingen, weil es ihm Jan die ganze Zeit über verschwiegen hatte. Mit einem Mal war der ganze Zauber, den er mit diesem Punk erlebt hatte, verschwunden. Der Traum entpuppte sich als eine Illusion, die mit der Realität nichts zu tun hatte sondern nur mit Max' Sehnsüchten, die sich darin widerspiegelten. Die Sehnsucht vor allen Dingen nach einem Zwilingsbruder, mit dem er die Lebendigkeit spüren konnte, die er in seiner WG und der schwulen Subkultur fand. Immerhin hatte ihm der Kontakt mit Jan das so deutlich vor Augen geführt, wie er es sonst wohl nicht erkannt hätte.

Kurz darauf kündigte Oskar an, dass sein norwegischer Freund nicht nur wie ursprünglich geplant zu Besuch kam, sondern plante, länger zu bleiben. Er hatte wohl vor, in Hamburg zu studieren, und wollte sich die Uni und die Stadt ansehen, bevor er sich zu so einem Schritt entschied. Er hieß Ingve und wohnte in einer Kleinstadt in den Bergen nördlich von Oslo. Oskars Ankündigung führte zu einer Diskussion darüber, wie lange Ingve in der WG bleiben konnte, weil Frank sich davon ziemlich überrumpelt fühlte. Am Ende entschieden sie, Ingve im Gästezimmer unterzubringen und ihn genauso wie alle anderen an der Miete und den gemeinsamen Haushaltskosten zu beteiligen. Als es soweit war, begleitete Max Oskar zum Flughafen, um Ingve abzuholen. Sein Erstaunen kannte keine Grenzen, als er auf Oskar zukam und ihn gleich umarmte: Er sah aus wie Max. Einzig seine längeren Haare und seine Kleidung unterschieden ihn. „This is Max“, stellte ihn Oskar vor, „He lives with me in my flat.“ „Nice to meet you“, antwortete Ingve und gab Max die Hand, „My name is Ingve. We almost look the same, isn't it funny?“ Max wusste nicht, was er sagen sollte. „Überrascht?“, fragte Oskar. Das war Max in der Tat. Auf dem Weg in die WG unterhielten sich Ingve und Oskar sehr angeregt, während Max nur zuhörte. Sie hatten sich schließlich viel zu sagen, nachdem sie sich mehrere Monate nicht gesehen hatten. Max beobachtete Ingve sehr genau; er hatte eine offene und

fröhliche Ausstrahlung und war bestimmt jemand, dem alles leicht von der Hand ging.

Er hatte vor, Germanistik zu studieren, was Max verwunderte, da Ingve kein Deutsch sprach. Er konnte aber gut Deutsch, sehr gut sogar, nur mit dem Sprechen war er sich unsicher, und solange er nicht hundertprozentig sicher mit der Aussprache war, zog er es vor, Englisch zu sprechen. Oskar sprach mit ihm Englisch, um ein Sprachdurcheinander zu vermeiden, wie er erklärte, und so sprachen auch alle anderen in der WG mit Ingve Englisch, auch Max. Ingve kam wie Max aus einer ziemlich reichen Familie; sein Vater besaß eine Reederei in Norwegen. Aber anders als bei Max war Ingves Familie wohl sehr liberal eingestellt. Seine Eltern akzeptierten sein Schwulsein von Anfang an und unterstützten ihn sogar dabei, in der Kleinstadt, in der sie lebten, einen Treffpunkt für Schwule einzurichten. Wie Max trug auch Ingve zwar keine konservative, aber dennoch schicke und teure Kleidung, Designer-Jeans, gute Pullover, T-Shirts und Poloshirts. Wohl in einem gewissen Unterschied zu seinen Eltern, denn einmal sagte er, „Du solltest meinen Vater mal sehen; der geht manchmal mit einer Schlabber-Jeans und Sandalen ins Büro. So etwas würde ich nie anziehen.“ Allerdings hatte er keine Kapuzenpullover, auch seine beiden Anoraks hatten keine Kapuze.

Max und Ingve freundeten sich schnell an. Der Umstand, dass sie aussahen wie Zwillinge, gab ihrer Freundschaft etwas besonderes; es fühlte sich an, als wenn sie Wahl-Zwillinge wären. Der Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, dass sie oft miteinander herumalberten und manchmal auch ein bisschen miteinander rangen, so wie es früher mit Matze gewesen war. Ingve erzählte auch gerne von seinem Leben in Norwegen und in seiner Familie, was Max alles sehr bekannt vorkam, teilweise aber zugleich auch völlig anders als das, was er kannte. Er war auch immer dabei, wenn Max und seine Mitbewohner am Wochenende in die „Sub“, die schwule Subkultur, gingen, und hatte offenbar keine Probleme, dort Leute kennenzulernen, bei denen er manchmal übernachtete. Oskar schien es nicht zu stören; er traf sich ja selbst auch mit anderen Schwulen zum Sex. Sein Verhältnis mit Ingve war schwer zu durchschauen, es war offenbar nicht so eng, wie Max es vermutet hatte. Da wirkte es fast schon wie eine konsequente Entwicklung ihrer Freundschaft, als sich Ingve an einem Nachmittag auszog und Max aufforderte, es auch zu tun. Er hatte auch ein Kondom dabei und forderte Max auf, es überzuziehen. „Ich mache es nie

ohne“, erklärte er, „auch mit Oskar nicht, obwohl er Kondome überhaupt nicht mag.“ Anders als mit Oskar, der dabei immer komplett die Initiative übernahm, spielte Max mit Ingve den aktiven Part. Das gefiel ihm sehr gut. Nach diesem ersten Sex-Erlebnis mit Ingve, das sich ebenfalls anders als mit Oskar über mehrere Stunden erstreckte, war sich Max im Klaren darüber, dass er sich in Ingve verliebt hatte und zwar richtig verliebt.

Jetzt gab es drei junge Männer, in die sich Max verliebt hatte, alle in einer anderen Weise: Ingve, Jan und seinen Bruder Matze. Jan war erst vor ein paar Tagen bei ihm und ziemlich verwirrt, als er Ingve kennengelernt hatte. Er sah richtig gut aus mit seinem Kapuzenpulli, der Kapuze auf und seiner schwarzen Mütze darunter. Max gefiel es, wie in dieser Situation hinter seiner harten Punk-Fassade jemand sehr sensibles und zartes zum Vorschein kam. Jan konnte sich nicht verstecken, auch wenn er sich noch so sehr darum bemühte. Mütze und Kapuze passte richtig gut zu ihm, gleich ein doppelter Schutz nicht nur vor der Kälte, sondern vor allem vor anderen Menschen, vor ihren Blicken, ihren Deutungen und Beurteilungen. Ihm sah man sofort an, dass sich hinter dem Schutz jemand befand, der ihn auch brauchte. Wenn Max dagegen Mütze und Kapuze aufhatte, erschrak er selbst manchmal, wenn er sich im Spiegel sah, weil er nur so vor Selbstbewusstsein strotzte. Das tat Jan überhaupt nicht. Matze war auch so wie Jan, nur dass er gar nicht erst versuchte, sich zu verstecken. Er zeigte offen, wie verletzlich und sensibel er war, und wirkte paradoxerweise gerade dadurch recht stark und selbstbewusst, ganz anders als Jan. Ansonsten waren sich Jan und Matze in vielerlei Hinsicht ähnlich; zumindest sprachen sie bei Max etwas ähnliches an.

Mit Ingve war es anders; er war wie Max und nicht wie Jan oder Matze. Eine andere Zwillingiskonstellation, eine, die Max komplett in den Bann zog. Max musste oft darüber nachdenken, warum Ingve eine so starke Ausstrahlungskraft auf ihn ausübte, dass er keine Chance hatte, ihr zu widerstehen. Es war nicht nur die verblüffende Ähnlichkeit zwischen beiden, sondern auch die Leichtigkeit, mit der sie miteinander umgingen. Es schien keine Schwierigkeiten, keine Hürden und keine Missverständnisse zwischen den beiden zu geben. Anders als mit Jan und auch mit Matze war das Zusammensein mit Ingve wie ein Traum – und wie ein Rausch. Vor allen Dingen hatten sie zusammen auch Sex, richtigen Sex, nicht nur das Kuschneln wie mit Jan oder Matze. Gut, mit Matze hatte Max früher auch Erlebnisse gehabt, bei denen sie zu einem

Samenerguss kamen, aber es war dennoch kein richtiger Sex, so wie er ihn auch mit seinen Bekanntschaften aus den Schwulen-Bars hatte. Das alles zusammen gab ihm das Gefühl, mit Ingve etwas völlig neues zu erleben und vor allen Dingen auch sich selbst neu zu erleben.

Mathias war sprachlos, als er Maximilian mit seinem neuen Mitbewohner vor der Tür stehen sah, obwohl ihm Maximilian eine Überraschung angekündigt hatte. Sie sahen sich wirklich zum Verwechseln ähnlich; wenn Ingve nicht deutlich längere Haare als Maximilian gehabt hätte, hätte er einen Moment gebraucht, um herauszufinden, wer von den beiden sein Bruder war. Und sie sahen nicht nur verblüffend ähnlich aus, sondern ähnelten einander sehr in ihrer Art, auch in ihrer Kleidung. Anders allerdings als Maximilian sprach Ingve Englisch. Sie gefielen sich offensichtlich sehr in ihrem Ähnlich-Sein, ganz besonders Maximilian. Mit ihm war eigentlich kein richtiges Gespräch möglich. Sie blieben nicht sehr lange; der Besuch war eher wie eine Art Theaterstück, in dem Mathias und Adrian sich ungefragt in einer Zuschauerrolle wiederfanden. Mathias empfand den Besuch ziemlich befremdlich, vergleichbar mit der Situation, als sein Bruder ausrastete, nachdem Mathias seiner Familie sein Schwulsein offenbart hatte.

Seit ihrem Auszug aus dem Elternhaus dachte Mathias oft darüber nach, dass er und Maximilian sich zunehmend auseinanderlebten. Dabei mochte er ihn nach wie vor, auch wenn er manchmal überdreht war und zu Extremen neigte, was Mathias eher fremd war. Natürlich akzeptierte er, dass Maximilian mit anderen Menschen Beziehungen einging, sei es mit diesem Jan oder jetzt mit Ingve. Er hatte auch kein Problem damit, dass er in Schwulenkneipen Sex-Bekanntschaften suchte. Umgekehrt hatte er ja auch sein eigenes Beziehungsleben mit Adrian und neuerdings auch mit Thorge, den er in einer Bar kennengelernt hatte. Während sein Verhältnis mit Adrian rein platonischer Natur war, hatte er mit Thorge auch Sex; warum nicht? Er dachte daran, wie Thorge ihm erklärte, dass er sich gerne mit ihm ins Bett legen würde, gleich bei ihrer ersten Begegnung; nur war Adrian auch da. Aber schon kurze Zeit später gab es die Gelegenheit, dass sie alleine waren. Mathias war fasziniert, wie behutsam Thorge mit ihm umging, als er anfang, ihn auszuziehen und sie sich dann gegenseitig berührten, immer intensiver und auch intimer; aber sehr langsam. Es dauerte bestimmt drei Stunden, wahrscheinlich sogar vier, bis sie zum ersten Orgasmus kamen, und dabei blieb es nicht. Erst am nächsten Morgen, als

Thorge zur Arbeit gehen musste, beendeten sie ihr Spiel so sanft und zärtlich, wie sie es begonnen hatten.

Der Kontakt mit Thorge eröffnete Mathias völlig neue Erfahrungen. Vor allen Dingen auch Erfahrungen mit Sex, mit richtigem Sex, anders als er es mit seinem Bruder und Adrian kennengelernt hatte, bei denen es maximal zu einem Samenerguss gekommen war. Aber auch die Erfahrung eines gemeinsamen Empfindens für Erotik, Spannung und überhaupt für den eigenen Körper war neu. Natürlich hatte er ähnliche Erfahrungen auch mit Maximilian und Adrian, Erfahrungen, dass das körperliche Empfinden zueinander passte und eine gute Sensibilität füreinander da war. Aber das Gefühl für ein wirklich gemeinsames Empfinden hatte Mathias bisher nur mit Thorge erlebt. Und das meistens über Stunden hinweg, angefangen damit, dass sie sich gegenseitig auszogen bis zum gemeinsamen Ausklang nach dem Geschlechtsverkehr. Alleine das gemeinsame Ausziehen fand er so anregend, dass er sich neue Hosen kaufte und sie statt der Anzughosen trug, die er bisher immer hatte; neue Hosen, die vor allen Dingen geknöpft waren, weil Thorge solche Hosen am liebsten mochte. Mathias versuchte, solche spannenden Momente auch mit Adrian zu erleben; das klappte noch gut beim gegenseitigen Ausziehen, fiel dann aber schnell wieder in sich zusammen, weil sich Adrian sichtlich unwohl fühlte, in seiner Gegenwart nackt zu sein. Adrian kuschelte sehr gerne und war mochte ganz offensichtlich den körperlichen Kontakt, aber er schien unüberwindbare Hemmungen vor Sex zu haben. Thorge riet Mathias, sich darauf einzulassen und es zu akzeptieren, dass er seine Hose beim gemeinsamen Kuschneln anbehielt. Das klappte auch, aber es hatte nicht die Intensität, die Mathias mit Thorge erlebte, nicht ansatzweise.

Trotzdem liebte er Adrian, aber nicht als Sex-Partner, sondern eher wie einen Bruder. Mathias hatte immer wieder den Gedanken, dass er so etwas wie ein Ersatz-Maximilian war. Er hätte ihn gerne als richtigen Partner gehabt und mit ihm eine richtige schwule Beziehung gelebt, aber das ging mit ihm nicht. Während Adrian mehr und mehr die Rolle seines Zwillingsbruders einnahm, um genau zu sein, die einer sanften und ruhigen Version seines Zwillingsbruders, wurde Maximilian auf seine Art immer wilder und extremer. Sie entfernten sich immer mehr voneinander und mit der Distanz wuchs bei Mathias eine Sehnsucht nach ihrer alten Bruderliebe, als Maximilian in sein Zimmer gestürmt kam, ihn auf das Bett gestoßen und mit ihm manchmal bis zur Erschöpfung ge-

rungen hatte. Stattdessen hatte Maximilian jetzt einen neuen Zwilling Bruder; sein merkwürdiges Verhältnis mit Ingve machte Mathias zu schaffen. Es war ein bisschen wie ein Verrat. Für ihn wog Maximilians Verhalten immer noch schwer, als er sein Coming-out hatte; es wäre genau da wirklich wichtig gewesen, dass sein Bruder zu ihm stand. Mathias war sich bewusst, dass er die Veränderungen, die er an Maximilian seitdem wahrnahm, vor diesem Hintergrund bewertete. Dabei gab es bestimmte Veränderungen, die man durchaus auch positiv hätte betrachten können; nur das eigenartige Verhältnis mit Ingve, dieses seltsam zur Schau gestellte und unechte Zwilling-Sein, gehörte nicht dazu. Es war ja unmöglich, mit Maximilian über etwas anderes zu reden als über Ingve. Dass Ingve seinen Platz an Maximilians Seite einnahm, durfte einfach nicht sein. Mathias war sich sicher, dass dies kein gutes Ende nehmen würde, vor allen Dingen auch nicht für seinen Bruder. Mit diesem abschreckenden Beispiel vor Augen achtete er sehr darauf, dass seine Verhältnisse mit Adrian und Thorge nicht auch ins Extreme abglitten. Aber davon waren sie weit entfernt. Adrian lebte dafür zu sehr in seiner eigenen Welt und Thorge war für so etwas schlicht zu sachlich.

Einmal hatte Mathias ein ziemlich spezielles Erlebnis mit ihm. Sie hatten sich wie meistens in Thorges kleiner Wohnung in der Nähe der Reeperbahn getroffen, als er ihn fragte, „Möchtest du mal was neues ausprobieren mit mir?“ Mathias fand die Vorstellung, mit Thorge etwas neues auszuprobieren, ausgesprochen attraktiv, da ihm bisher alles, was sie zusammen ausprobiert hatten, sehr gut gefiel. „Ich würde dich gerne mal festbinden“, erklärte Thorge, „ans Bett mit Händen und Füßen, damit du dich völlig meinen Berührungen hingeben kannst und an nichts anderes denken musst.“ Mathias war sehr unsicher, ob er sich wirklich darauf einlassen sollte; die Vorstellung, festgebunden zu sein, löste in ihm ein spürbares Unbehagen aus. „Wenn es dir zu viel wird, werde ich es sofort abbrechen und dich losbinden, darauf kannst du dich verlassen“, beruhigte ihn Thorge. Mathias war zögerlich, sagte schließlich dennoch, „Ok.“ Thorge zog ihn aus und bat ihn, sich auf das Bett zu legen, nachdem er das Kissen und die Bettdecke über einen Stuhl gelegt hatte. Zum Festbinden hatte er Seile mitgebracht. „Ich mag Bondage ganz gerne“, erklärte er, „und ich praktiziere es auch ab und zu. Für mich ist es ein bisschen wie Kunst; bei einem gefesselten Körper treten die Muskeln deutlicher zutage, das kann richtig gut aussehen. Bei dir bin ich mir sehr sicher, dass es richtig gut aussieht.“ Mathias streckte seine

Arme und Bein in Richtung der Bettpfosten, „Ist das gut so?“ „Du musst auf gar nichts achten, das übernehme ab jetzt ich. Sei einfach entspannt und gib dich dem hin, was jetzt kommt“, sagte Thorge mit ruhiger Stimme und fing an, Mathias festzubinden, zuerst die Hände, dann die Füße. Mathias fühlte sich zum Zerreißen gespannt, jede Berührung war um ein Vielfaches intensiver als sonst, und er spürte Angst. In die Intensität von Thorges Berührungen mischte sich ein Gefühl von Panik, das ihn fast ohnmächtig werden ließ. Nach endlos langer Zeit kam er zu einem Samenerguss und Thorge band ihn gleich danach wieder los.

„Wie war es?“, fragte er und Mathias wusste nicht so richtig, was er antworten sollte. „Sehr intensiv“, antwortete er, „aber nichts für mich. Ich dachte, ich sterbe vor Angst.“ „Wirklich? Kein Vertrauen in mich?“, fragte Thorge und lachte, „Mein Bruder hat mich früher so angebunden, als ich noch klein war, und hat mich dann gequält, so richtig gefoltert mit Reißnägeln und Nadeln.“ Mathias gruselte es bereits bei der Vorstellung. „Das Schlimmste war die Angst, bevor es losging“, erklärte Thorge, „Wenn er mich festgemacht hatte und sich überlegte, was er mit mir anstellen wollte. Als er dann anfang, war ich manchmal erleichtert, weil dann die Angst weg war.“ „Hör auf“, sagte Mathias, „Da läuft es mir kalt den Rücken herunter, wenn ich so etwas höre.“ Um die Bilder zu vertreiben, die Thorges Schilderungen in ihm hervorriefen, stellte er sich vor, wie er angebunden von Maximilian gekitzelt wird; auch diese Vorstellung fand er sehr unbehaglich. Gefesselt zu sein, war ganz sicher nichts für ihn. „Ich hoffe, es war trotzdem in Ordnung, dass wir es ausprobiert haben“, sagte Thorge, „Jetzt wissen wir beide, dass Fesseln nicht so deine Sache ist.“

Es war schon Oktober, als Maximilian vor der Tür stand und Mathias sofort spürte, dass etwas nicht stimmte. Es dauerte auch nur wenige Sekunden, bis er anfang zu heulen. Mathias schob ihn in die Wohnung und setzte ihn auf einen Stuhl; Maximilian brauchte eigentlich nicht sagen, was passiert war. „Wegen Ingve?“, fragte Mathias und Maximilian nickte. Er hörte gar nicht mehr auf zu heulen. Doch irgendwann hatte er sich beruhigt und erzählte, dass Ingve ihm eröffnet hatte, doch lieber mit Oskar zusammen zu sein. „Bei euch ist doch ohnehin jeder mit jedem irgendwie zusammen; was macht das für einen Unterschied?“, fragte Mathias. „Er hat gesagt, dass er das alles mit mir ganz witzig fand und viel Spaß mit mir gehabt hat, aber mich nicht liebt“, erklärte Maximilian, wiederholte, „Er liebt mich nicht“, und fing wieder an zu heulen. Mathias bot

ihm an, über Nacht bleiben zu können, „Morgen sieht das vielleicht wieder besser aus.“ Maximilian schüttelte den Kopf und schluchzte, „Ich will nicht, dass Adrian mich so sieht.“ Doch der war mit Thorge verabredet und hatte auch vor, bei ihm zu übernachten. Mathias fand es ziemlich anstrengend, mit seinem Bruder den Abend zu verbringen und erwartungsgemäß sah am nächsten Morgen nichts besser aus. Dass Maximilian mit Oskar und Ingve in einer WG lebte, machte diese Trennung nicht einfach.

Doch Max wollte die WG nicht aufgeben; seine große Liebe zu verlieren, war schon genug, auch noch seine WG zu verlieren, die ihm ja viel bedeutete, kam nicht infrage. Ingve bemühte sich, ihm aus dem Weg zu gehen. Max nahm durchaus wahr, dass ihm diese Situation sehr unangenehm war. Vor allen Dingen fühlte er sich schlecht, Max derartig verletzt zu haben. „Ich musste mich zwischen einem von euch entscheiden“, erklärte er bei dem Trennungsgespräch, „und ich glaube, es ist für alle besser, dass ich jetzt die Entscheidung getroffen habe. Ich habe viel zu lange damit gewartet.“ Sogar Oskar kam ein paar später in sein Zimmer und nahm ihn wortlos in den Arm. Aber Max war froh, dass er zu seinem Bruder gehen konnte, wann immer er wollte, und machte von dieser Möglichkeit auch oft Gebrauch. Es störte ihn auch nicht mehr, dass Adrian das alles mitbekam; eigentlich war es gut, dass er auch mal mit ihm und sogar mit Jan darüber reden konnte. So gut es ging, denn oft bekam er kaum ein Wort über die Lippen vor lauter Verletzung. Mathias machte sich ernsthaft Sorgen um ihn; er befürchtete sogar, er könnte sich etwas antun. Anders als in seiner WG konnte sich Max bei ihm ein bisschen gehen lassen und musste nicht den Starken mimen, der auch mit dieser zerstörten Liebe umgehen konnte. Manchmal hatte Mathias allerdings auch den Eindruck, dass Max sich mutwillig in sein Leiden fallen ließ. Das drückte sich auch darin aus, dass er oft den Kapuzenpullover trug, den Ingve ihm mal geschenkt hatte. Hauptsache Kapuzenpulli und Kapuze auf; wenigstens in dieser Beziehung war Max noch der Alte.

Es waren noch wenige Wochen bis Weihnachten, als sich Mathias entschied, ihm anzubieten, ganz zu ihm und Adrian zu ziehen. Solange Max in der WG mit Ingve lebte, war nicht zu erwarten, dass er über die Trennung hinweg kam; irgendeine Lösung musste her. Adrian war inzwischen oft bei Thorge, weil Max immer wieder bei ihnen war, meistens über Nacht blieb und die Wohnung zu dritt schon etwas eng war. Diese Geschichte mit Max ging jetzt schon sechs

Wochen und hatte Mathias' Leben ziemlich umgekrempelt. Mit Thorge traf er sich nur noch selten und Adrian vermied es zunehmend in der Wohnung zu sein. Mit einem Mal war Max wieder im Mittelpunkt seines Lebens, wie früher, als sie noch bei ihren Eltern wohnten. Mathias wusste nicht so recht, was er davon halten sollte. Einerseits fand er es schön, wieder mehr und intensiveren Kontakt mit seinem Bruder zu haben, aber der war dann doch zu sehr von dieser Trennungstrauer dominiert. Zugleich fühlte es sich so an, als hätte Max sein Leben einfach gekapert. Allerdings war es auch so, dass die Zeit mit Adrian und Thorge ohnehin zu Ende ging. Thorge hatte sich entschieden, aus Hamburg wegzuziehen, weil er hier keinen passenden Job für sich als Schiffszimmerer fand, und Adrian steckte in einer ungunstigen Routine fest, aus der er zu entkommen versuchte. Es war wohl eine Zeit der Veränderungen, die jetzt auf Mathias zukam, ähnlich wie auf Max, nur eben nicht so dramatisch.

Bereits einen Tag nach Mathias' Entscheidung stand er wieder vor der Tür, diesmal so aufgelöst, wie direkt nach der Trennung. Wieder hatte er Ingves Pullover an und Mütze und Kapuze auf. Er lag dann den ganzen Abend auf dem Bett und heulte; dabei schluchzte er immer wieder, dass er nicht mehr zurück in die WG gehen wollte. Mathias sprach mit Adrian darüber, der nichts dagegen einzuwenden hatte, Max in ihrer Wohnung ein Asyl anzubieten. Adrian war selbst sehr berührt, von dem Drama, das sich unter ihren Augen abspielte. Er hatte ja die Möglichkeit, sich zu Thorge zurückzuziehen; die beiden verstanden sich offensichtlich sehr gut. Mathias wusste, dass Thorge der Meinung war, Adrian sollte sich eine andere Wohnung suchen, weil er fand, dass ihm die Situation mit ihm und Max nicht guttat. Vermutlich hatte er auch schon mit Adrian darüber gesprochen. Mathias fragte sich immer wieder, was er in ihnen suchte, in Adrian, Thorge und seinem Bruder. Diese Frage stellte sich Mathias noch viel dringlicher, seit sich Ingve von Max getrennt hatte. Ging es um Partnerschaft, um Sex oder um Liebe? Das war wirklich nicht leicht zu beantworten. Es ging vor allen Dingen darum, dass er sich irgendwie zuhause fühlte, wenn er in ihrer Nähe war. Sie waren wie kleine Inseln in dem riesigen Ozean, in dem Mathias lebte und fürchtete, unterzugehen. Sie waren auch ein bisschen wie er, nicht ganz aber genug, um sich irgendwie wiederzuerkennen. Bei Maximilian kam noch dazu, dass sie sich von Geburt an kannten und sich alleine deswegen nicht voreinander verstecken konnten. Selbst in den blödesten Situationen,

wie in den letzten Wochen, war immer noch ein erstaunlich hohes Maß an Vertrautheit vorhanden.

Max fühlte sich in Mathias' Gegenwart irgendwie schuldig. Es war nicht richtig, dass sein falscher Zwilling, Ingve, so im Mittelpunkt seiner Gedanken war, während sein echter Zwilling richtig Mühe hatte, überhaupt zu ihm durchzudringen. Das war ihm richtig deutlich geworden, als er mit seinen Sachen zu ihm kam, um bei ihm einzuziehen. „Jetzt hast du nicht nur Ingves Pulli an, sondern noch seine Mütze unter der Kapuze“, sagte er, nachdem er ihm die Tür geöffnet hatte, „Ich finde dieses Ingve-Getue manchmal unerträglich.“ Max stellte seine Sachen ab und zog sich den Pullover und die Mütze aus. Mathias hatte recht; es war unerträglich, nicht nur für ihn, sondern auch für alle um ihn herum, besonders seinen Bruder. Er hätte ihn einfach wegschicken können; stattdessen hielt er Max einfach aus, hielt es aus, ständig als Zwillingsbruder verletzt zu werden und nahm sogar in Kauf, dass seine Verhältnisse mit Adrian und Thorge darunter litten. Das, was ihm Max angetan hatte, hatte er nicht verdient.

Max saß schon eine ganze Weile regungslos auf dem Stuhl und hatte wie seit der Trennung immer Ingves Kapuzenpullover an und die Kapuze über den Kopf gezogen. Die Trennung war jetzt fast zwei Monate her und Mathias fand, dass der Umgang mit ihm noch schwieriger geworden war. „Das war doch alles absehbar“, sagte er in die Stille, „Das hätte ich dir gleich beim ersten Mal, als ich euch zusammen gesehen hatte, sagen können, dass das nicht gut geht.“ Max schluchzte, aber Mathias musste es loswerden. „Euer Zwillingsgetue war doch völlig aufgesetzt, da war doch nichts echtes dran“, setzte er fort, „Du hast doch Ingve gar nicht als Person wahrgenommen und erst recht nicht, was die ganze Zeit zwischen ihm und Oskar lief. Wie kann man nur so blind sein? Ich habe ihn ja nur ein paar Mal von weitem gesehen im letzten halben Jahr und sofort erkannt, wie eifersüchtig er war und wie er um seinen Freund gekämpft hat, der gar nicht genug davon bekommen konnte, von dir angehimmelt zu werden.“ Max fing an zu heulen, „Ich habe es einfach nur verkackt und jetzt ist alles zu spät.“ „Du suchst einfach etwas, was es nicht gibt. Du siehst in einem Jan oder einem Ingve etwas, was sie nicht sind, was sie gar nicht sein können, selbst wenn sie es wollten.“ „Ich suche dich“, schluchzte Max, „Ich will meinen Bruder wieder haben; ich brauche dich.“ Mathias war erschrocken, so etwas zu hören, und nahm dann seinen weinenden Bruder in den Arm. „Wir sind echte Zwillin-

ge. Uns kann uns niemand wegnehmen“, sagte er leise, mehr zu sich selbst als zu Max, „Aber wir sind auch wir selbst, Max und Mathias.“

Max nahm jetzt auch Mathias in den Arm, Max und Mathias, ja das waren sie. In diesem Moment kam ihm der Gedanke, dass es tatsächlich etwas ganz besonderes war, einen Zwillingenbruder wie Mathias zu haben. „Wollen wir uns aufs Bett legen?“, fragte er und Mathias antwortete, „Aber nicht solange du Ingve Kapuzenpulli anhast.“ Max zog ihn aus und Mathias half ihm; dabei zog er ihm auch sein T-Shirt, die Hose und die Unterhose aus. „Und jetzt du“, sagte er, „Zieh mich aus.“ Max zog ihm den Pullover aus und knöpfte ihm die Hose auf, „So etwas haben wir schon lange nicht mehr gemacht.“ „Das ist mindestens zwei Jahre her“, bestätigte Mathias. Als sie sich das letzte Mal nackt miteinander beschäftigt hatten, war Adrian noch nicht sein Nachhilfelehrer. Früher hatten sie es immer wieder gemacht; Mathias war sich nicht sicher, ob er es Sex nennen sollte oder nicht. Es war schon sehr intensiv und sie spielten auch mit ihren Penissen, aber weiter gingen sie nie. „Hast du Kondome hier?“, fragte Max, „Ich meine wegen AIDS; ich bin ja in letzter Zeit nicht sehr enthaltsam gewesen.“ „Ist das dein Ernst?“, fragte Mathias und wartete keine Antwort ab, „Im Badezimmer.“ Max holte ein Kondom aus dem Badezimmerschrank; die Idee, mit Mathias Geschlechtsverkehr zu haben, kam ihm sehr spontan. Wenn ihr Verhältnis als Zwillingenbrüder so eng war, dass sie richtigen Sex miteinander hatten, dann war es wirklich eines, das über dem stand, was er in Ingve gesucht hatte.

Max packte Mathias und warf ihn auf das Bett. Im Nu saß er auf ihm und hatte ihn fest im Griff, seine Knie auf Mathias' Oberarmen. „Soll ich dir die Muskeln reiben, so wie du es früher immer mit mir gemacht hast?“ „Maximilian, bitte nicht“, stöhnte Mathias. Sein Bruder war ganz schön kräftig geworden, seit sie das letzte Mal miteinander gerungen hatten. „Wie heißt das?“, fragte Max und drückte seine Knie so fest auf die Armmuskeln, dass es wehtat. „Ich, Mathias Marquart, ergebe mich.“ „Warum nicht gleich so?“, sagte Max und ließ von ihm ab, „Jetzt dreh dich um.“ Er schob Mathias in die gewünschte Position und gab ihm einen Klaps auf den Hintern, „Du hast echt einen geilen Po; dass mir das früher nie so aufgefallen ist.“ Und dann spürte Mathias schon sein Glied in sich. Max stieß einige Male richtig kräftig zu und hatte dann schließlich unter lautem Stöhnen einen Orgasmus. Es war ganz anders als mit Thorge: kein stundenlanges Vorspiel, kein vorsichtiges Herantasten; Max ging gleich zur Sache.

Thorge und Max waren jetzt die beiden einzigen, mit denen Mathias Geschlechtsverkehr hatte, und die Erfahrungen konnten unterschiedlicher nicht sein. „Das ging ja ganz schön schnell“, sagte er, als Max seinen Penis wieder aus ihm herausgezogen und das Kondom abgenommen hatte. „Wenn schon, dann richtig“, sagte Max, „Erst einen ordentlichen Kick; kuscheln können wir ja immer noch.“ Das taten sie dann auch, wobei Max Mathias' Penis so bearbeitete, dass er zu einem Orgasmus kam, ohne dabei berührt werden zu müssen. „Das klappt ja immer noch bei dir“, bemerkte er, „Bei mir muss man da schon kräftiger reiben, damit etwas kommt.“

Sie lagen danach lange im Bett, kuschelten sich aneinander und streichelten sich. Max fühlte sich so glücklich wie schon lange nicht mehr. „Schön, dass wir wieder zueinander gefunden haben“, sagte er, „Dass wir mal so richtig Sex miteinander haben, hätte ich mir nie träumen lassen. Es war richtig gut; wir sollten es öfter tun.“ Mathias fühlte sich davon aber immer noch ein wenig überrumpelt. Thorges Art, die Spannung langsam aufzubauen und dann behutsam zum Geschlechtsakt überzugehen, gefiel ihm deutlich besser als der schnelle Akt mit Max. Überhaupt fand er den Gedanken sehr gewöhnungsbedürftig, mit seinem Bruder richtigen Sex zu haben und nicht nur zu kuscheln. Trotzdem war er froh, mit Max wieder so ein körperliches Verhältnis haben zu können.

Von Trieben und Getrieben-Sein

„Eigentlich gefällt mir Ingves Pulli gar nicht“, erklärte Max, als Mathias nach Hause kam, „Rot und Blau, das passt irgendwie nicht so richtig zusammen; zumindest passt es nicht zu mir.“ Mathias fiel auf, dass er seinen leuchtend blauen Kapuzenpullover anhatte; den hatte er schon lange nicht mehr getragen. „Dein blauer gefällt mir auch besser“, sagte er, „den anderen hast du doch nur wegen Ingve getragen.“ „Aber Ingves Mütze ist doch in Ordnung, oder?“, fragte Max, „Die würde ich auch nicht wegen Ingve tragen, sondern weil sie einfach gut aussieht mit ihrem Norweger-Muster und gut zu dem Kapuzenpulli passt, schau mal.“ Er zog die Mütze aus seiner Hosentasche, setzte sie sich auf und zog sich die Kapuze über, „Du trägst ja auch immer einen Rolli unter dem Hemd, so wie Adrian.“ „Ja, weil ich finde, dass es gut aussieht“, antwortete Mathias, „Ich mag Hemden und in der kalten Jahreshälfte ist das eine gute Art, sie zu tragen.“ Er war richtig froh, wieder seinen alten Bruder zu sehen, den mit den komischen Ticks, und nicht mehr den, der pausenlos unter Ingves Verlust

litt. „So hast du ein bisschen was von Adrian an dir und ich ein bisschen was von Ingve“, schloss Max. Vor allen Dingen hatte er auch etwas von Jan, nämlich seine Kapuzenpullis und Mathias von Thorge seine geknöpften Hosen. Es war gut, dass von diesen doch sehr intensiven Begegnungen mit Adrian und Thorge etwas geblieben war, und so konnte er es auch gut akzeptieren, dass es bei Max nicht anders war. Er beobachtete Max, wie er sich die Kapuze wieder herunter schob und die Mütze absetzte. Mit einem bisschen Ingve und Jan konnte er gut umgehen, das war völlig in Ordnung, und Max konnte auch gut mit einem bisschen Adrian und Thorge umgehen. Auch wenn er sich nie so anziehen würde, fand er sogar, dass Mathias mit dem Hemd über dem Rollkra-genpullover recht gut aussah.

Als Max es ausgesprochen hatte, war Thorge sofort anzusehen, dass ihn die Idee, nach Norwegen zu gehen und dort als Schiffszimmerer zu arbeiten, ansprach. Mathias war erstaunt, wie schnell mit Ingves Hilfe daraus ein konkreter Plan wurde. Noch mehr war er davon erstaunt, dass Adrian sich darauf einließ, mitzukommen. Für jemanden wie Adrian war das ein ganz schön großer Schritt. Kaum war der Entschluss gefasst, gingen die beiden an die Umsetzung und kauften sich passende Kleidung für den hohen Norden; Trondheim war ganz schön weit im Norden und dort wollten sie hinziehen, in ein kleines Fischerdorf nicht weit von der Stadt entfernt. Thorge war sehr zielstrebig; wenn ihm eine Idee gefiel, verlor er keine Zeit. Es ging schnell, bis es soweit war und sie nach Norwegen aufbrachen. Da hatte sich Max gerade ein bisschen in Mathias' Wohnung eingelebt. Mathias vermisste die beiden vom ersten Tag an, obwohl er sie in den vergangenen Wochen nicht sehr häufig gesehen hatten.

Mathias und Max richteten sich die Wohnung so ein, dass das große Bett und das Videogerät in Mathias' Zimmer waren und Max nur ein kleines Bett in seinem Zimmer hatte, dafür aber einen großen Schreibtisch, an dem sie beide sitzen und arbeiten konnten. So ähnlich war die Wohnung bereits eingerichtet, als Mathias und Adrian dort gewohnt hatten, nur dass der Schreibtisch kleiner war, denn Adrian brauchte keinen. Sie schliefen meistens zusammen bei Mathias, eigentlich immer, außer wenn Max an einem Wochenende eine Sex-Bekannt-schaft traf. Manchmal brachte er jemanden abends nach Hause mit und über-nachtete mit ihm bei sich, in seinem kleinen Bett, aber in der Regel ging er zu seinen Bekanntschaften. Jetzt, als er es direkt mitbekam, fiel es Mathias schwer, zu akzeptieren, dass Max immer wieder Sex-Abenteuer mit anderen

Schwulen hatte. Selbst konnte er sich es überhaupt nicht vorstellen, Sex mit Leuten zu haben, die er eigentlich nicht kannte oder eben erst in der Kneipe kennengelernt hatte. So war es eine Mischung aus Neid und Eifersucht, die er spürte, wenn Max wieder mal bei jemand anderem übernachtete oder jemanden mitbrachte. Aber sie waren ja Brüder und keine Partner, auch wenn ihr Verhältnis Sexualität mit einschloss, richtig gute Sexualität sogar, bei der kein Wunsch offen blieb. Auch Max fand, dass er den besten Sex mit Mathias hatte, und trotzdem war es ihm wichtig, seine Sex-Bekanntschaften zu pflegen. Er war Teil einer Clique von Schwulen, die er immer wieder in den Kneipen traf und die so etwas wie sein Freundeskreis waren, so ähnlich vielleicht, wie Mathias an der Uni einen Freundeskreis hatte, nur dass es in seinem Freundeskreis vornehmlich um Sex ging.

Aber es war vor allen Dingen die Intensität und Lebendigkeit, die er dabei spürte, sich selbst zusammen mit jemand anderem zu erfahren, in einem Jetzt, das wie eine kleine Explosion eine Marke in seinem Leben setzte. Darin hatte er sich schon immer von seinem Bruder unterschieden: Max hatte bereits früh angefangen zu onanieren, immer heimlich im Badezimmer. Es war immer wieder vorgekommen, dass ihn Mathias dabei versehentlich erwischt hatte, und irgendwann onanierte er manchmal auch in dessen Gegenwart, wenn sie zusammen auf dem Bett lagen. Mathias onanierte dagegen nie. Er bekam nur dann einen Samenerguss, wenn ihm Max einen runterholte, aber dann war es immer ein richtiger Orgasmus. Im Nachhinein fanden es beide etwas seltsam; obwohl sie in einem wirklich konservativen Elternhaus aufgewachsen waren, hatten sie in Bezug auf Sex immer einen sehr offenen und unbefangenen Umgang miteinander. Zumindest wenn es darum ging, sich gegenseitig zu erregen und zu einem Orgasmus zu bekommen; Geschlechtsverkehr hatten sie als Jugendliche nicht, aber das war auch gar nicht notwendig. Zumindest für Mathias war es so, wie sie es zusammen praktizierten, genau das, was er wollte; Max dagegen suchte immer mehr. Nicht selten holte er sich nochmal einen runter, nachdem er mit seinem Bruder zu einem Samenerguss gekommen war. Nach dem Orgasmus ein weiterer, noch intensiverer Orgasmus, immer mehr, immer weiter; das war Max. Auch ihre Vorstellungen von Sex unterschieden sich deutlich voneinander. Anders als Max, dem es um den Augenblick ging, in dem er zum Orgasmus kam, mochte Mathias die Spannung, die sich über lange Zeit, über Stunden, auf- und langsam wieder abbaute. Ob er dabei zu einem Orgas-

mus kam, war ihm am Ende gar nicht so wichtig – für Max war es das Entscheidende.

Sie erinnerten sich gerne an ihre gemeinsame Kindheit und Jugendzeit. Es war eine gute Zeit, auch weil ihnen ihr Elternhaus einen festen und sicheren Rahmen gegeben hatte und es ihnen an nichts fehlte, aber vor allem, weil sie sich hatten, weil sie im Grunde genommen nicht nur Zwillinge waren sondern auch eine Art Liebespaar. Bis zu Mathias' Coming-out hatten sie sich nie gestritten und trotz aller Unterschiede zwischen ihnen fühlten sie sich immer nahe, unvorstellbar nahe. Seit sie wieder zusammen wohnten, ließen sie ihr gemeinsames Aufwachsen immer wieder aufleben, indem sie sich zu einem Anzug-Tag verabredeten. Dann trugen sie den ganzen Tag ihren besten Anzug, das heißt, Max trug den, der Mathias am besten gefiel, und Mathias den, den Max am liebsten an ihm sah. Nicht selten packten sie die Fotos von früher aus und betrachteten sie sich gemeinsam; „Du siehst unglaublich gut aus“, sagte Max dabei oft, „Ich habe noch nie mit jemandem geschlafen, der so gut aussieht wie du.“ Und Mathias erwiderte, „Ich könnte mich in niemanden so sehr verlieben wie in dich.“ Ein Liebespaar im Anzug. Es war wie ein Ritual, denn anders als früher trugen beide üblicherweise keine Anzüge mehr; nur zu den entsprechenden Anlässen, meistens wenn sie zu Familientreffen bei ihren Eltern waren.

Sie hatten es tatsächlich geschafft, wieder zusammenzufinden, nachdem sie ein Jahr lang getrennte Wege gegangen waren. Es war nicht einfach nur die Fortsetzung ihres engen Verhältnisses während ihrer Jugend, es war tatsächlich ein neues Verhältnis. Das war stark davon geprägt, dass dabei auch ihre eigenen Wege gingen und in einer ganz anderen Weise sie selbst waren als früher. Nicht nur Max mit seinen vielen Sex-Erlebnissen, auch Mathias pflegte seine Sehnsüchte, die allerdings nur in seiner Phantasie ihren Platz hatten. Er träumte oft von Adrian, den er eher noch mehr mochte, seit er mit Thorge nach Norwegen gezogen war. Dabei konnte er ihn so deutlich spüren als wäre er wirklich da und würde ihn wirklich berühren. Mit diesen Phantasien kam auch immer die Frage, was es für eine Sehnsucht war, die Adrian für ihn verkörperte. Auf jeden Fall war es eine andere als die, die ihn zu seinem Zwillingenbruder zog. Trotzdem hatte das Verhältnis mit Max für beide eine Qualität, die es früher nie hatte. Ihre körperlichen Kontakte waren wesentlich intensiver und sie hatten richtig guten Sex, bei dem sie abwechselnd den aktiven Part einnahmen. Mit der Zeit gelang es ihnen auch, ihre unterschiedlichen Vorstellungen

zusammenzubringen, indem sie über Stunden die erotische Spannung aufrecht erhielten und Max dabei nicht selten mehrmals einen Höhepunkt erlebte, einen Orgasmus, der ihn explodieren und in einem einzigen Moment mit maximaler Intensität seine konzentrierte Lebendigkeit spüren ließ. Mathias gefielen die Stunden am besten, in denen sie sich, beide in ihren Anzügen, miteinander beschäftigten, sich berührten, streichelten, küssten und gegenseitig spürten; die Momente, in denen er seinem Bruder sagen konnte, „Ich liebe dich“ und Max ihm antwortete, „Es gibt niemanden, der mich so anmacht wie du.“

Es war im Sommer 1991, da wohnten sie bereits zweieinhalb Jahre zusammen, als Max plötzlich krank wurde. Eine Erkältung, obwohl es sommerlich warm war und sonst niemand eine Erkältung hatte. Auch nachdem die Symptome wieder nachließen, fühlte sich Max immer noch richtig schwach und verbrachte die Tage im Bett. Er hatte häufig Kopfschmerzen und nach zwei Wochen Nasenbluten. Dann ging er zum Arzt, der ihn umgehend in die Klinik einwies. Dort wurde schnell klar, dass es keine normale Erkältung war, sondern eine ernsthaftere Erkrankung dahinter stecken musste, und nach vier Tagen im Krankenhaus stand da diese Diagnose wie ein Schock: Leukämie. Innerhalb weniger Tage bekam Max die erste Chemotherapie; er hatte noch nie so schlecht ausgesehen wie nach diesen Infusionen. Er hatte sich auch noch nie so schlecht gefühlt. Mit einem Mal hatte das Leben von Max und Mathias alles an Unbeschwertheit verloren und war geprägt von Ängsten, von der Angst vor dieser unheimlichen Krankheit, vor diesen Therapien, die so starke Nebenwirkungen hatten, dass man daran sterben konnte, von der Angst, seinen Zwilingsbruder und Geliebten zu verlieren und der Angst vor dem Tod. Auch für ihre Eltern begann die schwierigste Zeit ihres Lebens; die Vorstellung, ihren Sohn zu verlieren, der nur knapp über zwanzig Jahre alt war, war ein Albtraum.

Nach dem zweiten Chemotherapiezyklus wurde klar, dass Max eine Knochenmarktransplantation brauchte. Das Gespräch mit dem Arzt machte deutlich, dass vor ihnen ein langer und schwieriger Weg lag, einer, von dem sagen konnte, ob Max ihn bis zum Ende durchhalten würde. Mathias gab eine Blutprobe ab und stellte sich als ein geeigneter Spender heraus. In der Folge erhielt er Infusionen, die sein Knochenmark dazu anregen sollten, mehr Stammzellen zu bilden. Das war mit ziemlichen Schmerzen verbunden; es fühlte sich wie ein nicht enden wollender Kater an. Schließlich war es soweit. Max und er kamen beide in einem sterilen Krankenzimmer unter, das mit einer doppelten

Luftschleuse von der Außenwelt getrennt war. Die Ärzte, die zu ihnen kamen, trugen alle Schutzanzüge; offenbar war eine Infektion das größte Risiko, dem Max jetzt ausgesetzt war. Dann bekam er ein Chemotherapeutikum, das so stark war, dass es sein Knochenmark zerstörte. Max heulte vor Schmerzen, während die Infusionen eine nach der anderen über einen Katheder, der an seinem Hals angebracht war, in ihn hinein liefen. Zeitgleich wurden aus Mathias' Blut die Stammzellen herausgefiltert, die Max als letzte der Infusionen bekam. Es war zweifellos der schwierigste Tag im Leben der beiden Zwillinge, ein Tag, der ihnen immer in Erinnerung bleiben würde. Nach der Übertragung der Stammzellen wurde Mathias in ein anderes Zimmer gebracht, wo er sich von der Strapaze erholen sollte; einer Strapaze, die nicht zu vergleichen war mit dem, was sein Bruder erlebte. Dass ihm schon wenige Tage später die Haare ausfielen war noch das geringste. Er musste noch mehrere Wochen in dem sterilen Zimmer verbringen, bis sich sein Knochenmark neu gebildet hatte, das heißt, bis sich Mathias' Knochenmark in ihm neu gebildet hatte.

Mathias verbrachte während dessen auch viel Zeit mit seinen Eltern. Da er seit diesem Semester in eine Examensgruppe ging, um sich so langsam seinem Studienabschluss zu nähern, war es insgesamt sehr anstrengend. Nicht selten saß er bis spät in der Nacht an seinen Examensvorbereitungen, nachdem er tagsüber bei Max war, immer im Schutzanzug mit Mund- und Nasenschutz, und danach oft ausgiebig mit seinen Eltern geredet hatte. Diese Gespräche waren aber richtig gut. Es war das erste Mal, dass Mathias den Eindruck hatte, seine Eltern wären an seinem und Max' Leben wirklich interessiert. Mathias konnte ihnen erzählen, wie Max und er als Schwule lebten, was er mit Adrian und Thorge erlebt hatte und Max mit Ingve und Jan. Ja selbst, dass Max eine Zeitlang in einen Punk verliebt war, der auf einem Bauwagenplatz lebte, nahmen sie hin. Dass Max und er auch ein sexuelles Verhältnis zueinander hatten, verschwieg er allerdings. Als Max nach Wochen wieder auf eine reguläre Krankenstation verlegt wurde, war die Erleichterung groß; bedeutete es doch, dass er die riskanteste Phase der Transplantation überstanden hatte. Gleich bei ihrem ersten Besuch ohne Schutzanzug schafften es Mathias' Eltern ihn und Max zu verblüffen. Sie gaben ihm nicht nur einen Kapuzenpullover mit passender Trainingshose, den sie für ihn gekauft hatten, sondern auch ein Schwulenpornoheft. „Softporno“, kommentierte es Max, als er darin blätterte; da wusste Mathias, dass er wieder der alte war, wenigstens ein bisschen.

Seit der Transplantation spürte er seinen Bruder so deutlich und intensiv wie noch nie zuvor. Er spürte seine erbarmungslose Konfrontation mit dem Tod, die Erfahrung, wie nach und nach das Leben aus ihm verschwand, als sein Knochenmark zerstört wurde, die Schmerzen, die nicht aufhörende Übelkeit. Das alles spürte er so deutlich, dass er es kaum ertragen konnte. Was ihm in dieser Zeit Halt gab, waren seine Gedanken an Adrian und Thorge, ganz besonders an Adrian. Es war, als wenn ihm Adrian aus dem fernen Trondheim seine ganze Kraft übermitteln konnte, seine Stärke, so fest und tief in dieser Welt verankert zu sein, wie kaum ein anderer Mensch. So fest verankert wurde er selbst zu einem Anker, zumindest für Mathias. Um sich ihm so nahe wie möglich zu fühlen, zog Mathias ab dem Herbst seine karierten Flanellhemden an, die er seit Adrians Auszug nicht mehr getragen hatte; dicke, warme Flanellhemden mit einem Rollkragenpullover darunter. So fühlte er sich zumindest manchmal so stark wie Adrian und konnte diese Stärke auf seinen Bruder übertragen und für ihn ein Anker sein, für Maximilian.

Als Max wieder nach Hause gehen konnte, hatte er fast ein halbes Jahr in der Klinik verbracht und war noch sehr mitgenommen von der Knochenmarkstransplantation. Um sich zu regenerieren, ging er zuerst nach Lübeck zu seinen Eltern, die ihn pflegten. So hatte Mathias Zeit, sich seinem Studium zu widmen; es gab viel, das er noch lesen sollte und wozu er nicht gekommen war, auch weil er sich nicht richtig darauf konzentrieren konnte. Die Examensgruppe hatte er nur sporadisch besucht und es war jetzt schon klar, dass er sein Studium ein Semester später als geplant abschließen würde. Mathias war eine Hälfte der Woche, Montag bis Donnerstag, in Hamburg und verbrachte die restliche Woche Mathias bei Max und seinen Eltern. Oft saßen sie zu viert im Wohnzimmer, Max in seinem Trainingsanzug mit Kapuzenpulli, Mathias in einem karierten Flanellhemd mit Rollkragenpullover; das war für ihre Eltern kein Problem mehr. Nach Silvester zog Max wieder in ihr gemeinsames Heim nach Hamburg. Er war wieder ziemlich kräftig geworden und fühlte sich körperlich fast so wie früher, doch psychisch hatte ihm die Erkrankung sehr zugesetzt. Vor allen Dingen fiel ihm auf, dass seine sexuellen Regungen nicht mehr vorhanden waren. Sogar die Vorstellung, mit Mathias zu kuscheln, löste bei ihm ein Unwohlsein aus. „Ich glaube, die Chemo hat meine Erotik und Sexualität zerstört“, sagte er einmal, als Mathias ihn fragte, ob er mit ihm ein wenig kuscheln wollte. Das Einzige, was möglich war, war dass sie sich aneinander lehnten; manchmal konnte

Mathias dann auch seine Hand auf Max' Schenkel legen, aber mehr ging nicht. Darunter litt Max noch mehr als sein Bruder, denn er fühlte sich ihm trotzdem nahe, sehr nahe sogar. Es war ein großes Glück, dass er diese Krankheit bezwingen konnte, aber viel mehr als das empfand er es als ein Geschenk, dass er jetzt Mathias' Stammzellen hatte, die Lebenskraft seines Bruders, die er sein Leben lang behalten würde. Näher konnten sie sich gar nicht mehr kommen.

Aber nicht nur in Hinblick auf sein erotisches und sexuelles Empfinden hatte die Leukämie Max nachhaltig verunsichert. Er war selbst manchmal erstaunt, wie schnell ihn Gedanken an die Uni etwa oder selbst an seine schwulen Freunde verunsicherte. Solche Verunsicherungen kannte er früher überhaupt nicht, aber jetzt begleiteten sie ihn ständig jeden Tag, bei jedem Gedanken an eine reale oder mögliche Anforderung, die an ihn gestellt werden konnte. Einzig sein Bruder verunsicherte ihn nicht; bei ihm fühlte er sich sicher. Manchmal kam ihm der Gedanke, dass seine Welt ganz schön klein geworden war, aber Mathias machte sie zumindest zu einer Welt, in der er sein konnte. Ihm war, als hätte er zum ersten Mal erkannt, wie wichtig ihm sein Zwillingsbruder war. Umso wichtiger war es, Schritte heraus zu versuchen, hinaus in die wirkliche Welt, vor allen Dingen wieder zu seinem Studium und an die Uni. Aber das war alles andere als einfach, sodass Max auch das Sommersemester verpasste. Erst zum Wintersemester war er soweit, das Studium wieder aufzunehmen zu können. Es war auch für Mathias eine Erleichterung, denn er war bis dahin der einzige Bezugspunkt seines Bruders, abgesehen von ihren Eltern natürlich, aber das war etwas anderes. Mathias musste sich wieder mehr Zeit für sein Studium nehmen. Im Grunde hatte er durch Max' Leukämie ein ganzes Semester verloren, auch wenn er in der Zeit immer wieder an der Uni gewesen war. Er nutzte die Sommerferien, um so viel wie möglich von dem nachzuholen, was er verpasst hatte. Zum Beginn des Wintersemesters fand an der Uni eine literaturwissenschaftliche Tagung von internationalem Rang statt. Das war eine gute Gelegenheit, sich den notwendigen Schwung für den Einstieg im darauf folgenden Semester zu bekommen.

Die Tagung war ganz schön intensiv; sowohl die Vorträge am Vormittag als auch die am Nachmittag waren ziemlich anspruchsvoll mit nur fünf Minuten Pause zwischen ihnen. Es war eine einmalige Gelegenheit, einen Überblick über die aktuellen Fragen der Literaturwissenschaft zu erhalten. Nachmittags, in der Kaffee-Pause hatte Mathias das Gefühl, dass er nichts mehr aufnehmen

konnte, aber die beiden Vorträge, die noch folgten, wollte er dennoch nicht verpassen. Während er noch versuchte, die Nachmittagsvorträge zu rekapitulieren, stellte sich ein junger Mann zu ihm, der ein richtig schickes blau gemustertes Hemd anhatte. Er trug es über einem weißen Rollkragenpullover und hatte eine weiße Jeans an; das sah richtig edel aus, fand Mathias. Obendrein war er der einzige auf der Tagung, der einen Rollkragenpullover unter seinem Hemd anhatte. „Hallo, ich heiße Elias“, sagte der junge Mann und gab Mathias die Hand. Elias erzählte, dass er in München lebte und extra für die Tagung nach Hamburg gekommen war. „Morgen Mittag ist sie ja leider schon zu Ende“, sagte er, „Aber es hat sich trotzdem gelohnt; tolle Vorträge.“ Dann fingen die restlichen Vorträge wieder an. „Magst du morgen mit mir zusammen Mittag essen, bevor ich wieder fahre?“, fragte Elias auf dem Weg ins Audimax und Mathias sagte zu.

Abends musste Mathias immer wieder an diesen Elias denken; er hatte eine Ausstrahlung, die ihn auf eine sehr direkte Weise angesprochen hatte. Er sah auch sehr gut aus, vor allen Dingen in dem Hemd, das Mathias außerordentlich gut gefallen hatte. Er überlegte am nächsten Morgen, wie er Elias auf unaufdringliche Weise sein Interesse an ihm signalisieren konnte. Auf jeden Fall würde er auch einen Rollkragenpullover unter sein Hemd ziehen. Nachdem er eine ganze Reihe unterschiedlicher Kombinationen ausprobiert hatte, entschied er sich, dasselbe Hemd wie am Tag zuvor anzuziehen, allerdings zusammen mit einem Rollkragenpullover, der farblich zu seiner Jeans passte. Als er am Tagungsort ankam, hatten die Vorträge bereits begonnen und er bekam noch einen Platz am Rand der Sitzreihen. Elias konnte er in der Menge der Zuhörenden nicht ausmachen. Nach dem letzten Vortrag wartete er an einem der Ausgänge in der Hoffnung, ihn zu sehen. Er stand dort schon eine ganze Weile, bis er ihn von hinten sah; an seinem Hemd und der weißen Hose erkannte er ihn sofort. „Ich dachte schon, du wärst heute gar nicht gekommen“, sagte Elias, „Willst du mit mir Mittagessen? Wir können ja in die Mensa gehen.“ Mathias schlug vor, in die Geomatikummensa zu gehen; die war zwar etwas weiter weg, aber dafür nicht so überfüllt wie die anderen Mensen. „Schickes Hemd hast du an“, sagte Elias auf dem Weg dorthin, „Scheinbar haben wir einen ähnlichen Geschmack.“

Beim Mittagessen erzählte er, dass er gerade sein Studium in Literaturwissenschaft begonnen habe, sich aber mit dem Thema beschäftigte, seit er lesen

konnte. „Eigentlich brauche ich das Studium nicht mehr“, sagte er und lachte, „Da gibt es nicht mehr viel neues für mich. Aber so eine Tagung wie die hier in Hamburg ist auch für mich interessant. Da konnte ich einiges lernen.“ Er wohnte noch bei seinen Eltern und lud Mathias ein, ihn einmal besuchen zu kommen. „Meine Eltern haben da nichts dagegen; wir haben genügend Platz in der Wohnung.“ Er machte Mathias so einen Besuch auch schmackhaft, indem er aufzählte, was es in München alles zu besichtigen gab. „Und ich wohne sozusagen mittendrin“, schloss er, „Besser kannst du bei einem Besuch in München gar nicht wohnen.“ Bevor ihn Mathias zum Bahnhof begleitete, tauschten sie noch ihre Adressen aus. „Jetzt hat sich die Reise doppelt gelohnt“, sagte Elias zum Abschied, „nicht nur wegen der interessanten Tagung, sondern auch weil ich einen interessanten Menschen kennengelernt habe. Das passiert nicht oft.“ In den folgenden Tagen ging Mathias dieser Elias nicht mehr aus dem Kopf; er hatte ihn sehr beeindruckt. Zwei Wochen nach dieser Begegnung kam ein Brief von Elias an, in dem er sich für die „ausgesprochen schöne“ Begegnung bedankte. Mit dem Brief schickte er ein Foto von sich in dem Hemd, das er auch auf der Tagung getragen hatte. Mathias konnte sich an dem Foto gar nicht satt sehen. Das Hemd mit dem grau-blauen Muster hatte Elias darauf mit einem hellgrauen Rollkragenpullover darunter kombiniert. Mathias fasste den Entschluss, ihn bei nächster Gelegenheit in München zu besuchen.

Die gab es aber erst im kommenden Frühjahr, gut ein halbes Jahr nach dem Kongress, weil Mathias nach dem Semesterende seine Examensgruppe hatte und lediglich die zwei Wochen vor dem Sommersemester frei waren. Elias holte ihn am Münchener Bahnhof ab; Mathias erkannte ihn sofort, weil er dasselbe Hemd anhatte wie auf dem Foto und es warm genug war, dass er keine Jacke darüber hatte. „Ich habe dich gleich an deinem Hemd erkannt“, sagte er und Elias antwortete, „Mein Lieblingshemd. Aber deines gefällt mir auch. Du trägst wie ich die Hemden mit einem Rollkragenpulli drunter, das gefällt mir gut. Ein Onkel von mir trägt es auch so; früher war das wohl eher progressiv, jetzt eher ein bisschen konservativ. Ich finde es ja cool, dass du einen ähnlichen Geschmack hast wie ich.“ Er wohnte mit seinen Eltern nicht weit vom Bahnhof entfernt; die Wohnung war so groß, dass sie ein Gästezimmer hatte, in dem Mathias untergebracht war. Seine Mutter hatte Nudeln mit einer Soße gekocht, extra für Mathias. „Normalerweise essen wir abends nur Brot, aber wir dachten, nach dieser langen Fahrt bist du bestimmt hungrig“, erklärte sie, „Die Soße ist ein

original neapolitanisches Rezept. Das haben wir von einer Taverne in Neapel, wo wir vorletztes Jahr im Urlaub waren.“ Beim Essen erzählte Elias, dass er eine behinderte Familie betreute, die mit Unterstützung alleine in einer Wohnung leben konnte, obwohl beide Partner ziemlich schwer behindert waren. „Eigentlich müsste ich nicht arbeiten, ich mach das auch nicht wegen dem Geld. Aber ich mache das sehr gerne, es gibt mir sehr viel und die beiden sind auch wirklich nett; eine interessante Familie“, erklärte Elias. Der Job ließ sich wohl problemlos mit seinem Studium vereinbaren, da er in einem Team arbeitete und sich die Arbeitszeit passend zu seinen Seminaren einteilen konnte.

Mathias blieb drei Tage bei Elias, an denen sie ein volles Programm hatten. Elias zeigte ihm die Universität, die riesige Bibliothek, die weit größer war als die in Hamburg, die alte und die neue Pinakothek und am Ende das Deutsche Museum. Seine Mutter kochte jeden Mittag ein anderes italienisches Gericht nach originalen Rezepten, wie sie es jedes Mal erläuterte. Mathias fand Elias nicht nur sympathisch sondern auch ausgesprochen attraktiv. Allerdings kam es nur ab und zu wie zufällig zu Berührungen. Mathias hätte ihn gerne mal umarmt oder sogar mit ihm gekuschelt, aber das ergab sich die ganze Zeit über nicht. Entweder sie waren unterwegs oder bei Elias zu Hause, wo auch immer seine Mutter und abends sein Vater waren. Als sie an seinem letzten Besuchstag durch das Deutsche Museum gingen, fasste Mathias seinen ganzen Mut und sagte, „Ich finde dich ja wirklich attraktiv.“ Elias grinste ihn an, „Das ist mir schon aufgefallen. Ich mag dich auch; du bist ein toller Typ. Aber ich brauche Zeit; wir müssen uns erst ein bisschen kennenlernen und dann können wir ja weitersehen. Auf jeden Fall bist du eingeladen, wieder zu kommen, vielleicht ja in den Sommerferien. Es gibt hier noch viel zu sehen, das Olympiadorf zum Beispiel oder den Englischen Garten. Das ist gerade im Sommer richtig gut.“ Am nächsten Morgen brachte er Mathias zum Bahnhof. „Zum Abschied dürfen wir uns ruhig umarmen“, sagte er, als sie auf dem Bahnsteig auf den Zug warteten; das ließ sich Mathias nicht zweimal sagen. Er drückte Elias kräftig an sich und genoss es, ihn so zu spüren. Am liebsten hätte er ihn gar nicht mehr losgelassen.

Im Sommersemester begann Mathias auch seine Examensarbeit, zumindest die notwendigen Literaturrecherchen und die Konzeption. Er fühlte sich durch die Examensgruppe gut vorbereitet und hatte eine schon recht genaue Vorstellung darüber, was er schreiben wollte. Sein Thema war, wie in der modernen

deutschsprachigen Literatur über die Kleidung Charaktere darstellt werden; ein Thema, zu dem es bislang überhaupt nichts gab und das ihn selbst interessierte. Er beobachtete ja auch, wie für ihn zumindest manchmal eine gewisse Kongruenz von Kleidungsstilen und dem, was er in anderen Menschen wahrnahm, eine nicht geringe Rolle spielte. Eine Vorliebe für Hemden etwa und der Stil, sie mit einem Rollkragenpullover zu kombinieren, eine Vorliebe für geknöpfte Hosen oder für Kapuzenpullover, wie sie sein Bruder offensichtlich hatte und pflegte. Maximilian trug ja nicht nur selbst gerne Kapuzenpullis sondern auch die meisten Schwulen, mit denen vor seiner Erkrankung Kontakt hatte; nicht alle, aber die meisten. Er fand allerdings Maximilian in Hemd oder Anzug wesentlich attraktiver als mit Kapuzenpulli. Offensichtlich spielte Kleidung eine Rolle dabei, von wem man sich angezogen fühlte oder nicht, zumindest für Mathias. Durch den Kontakt zu Elias war Mathias das Thema Kleidung gerade sehr präsent. Im Sommer fuhr er wieder ein paar Tage zu Elias nach München. Wieder hatten sie jeden Tag ein umfangreiches Besichtigungsprogramm und wurden von Elias' Mutter mit italienischer Küche verwöhnt. Wieder vermied Elias allzu enge Berührungen, aber sie verabschiedeten sich abends immerhin mit einem Kuss in ihre jeweiligen Zimmer. Das hatte Mathias gleich am ersten Abend eingeführt. Auch war die Umarmung am Bahnsteig, als Mathias wieder nach Hamburg zurück fuhr, deutlich intensiver als beim ersten Mal und wurde sogar von einem Kuss gekrönt. Mathias schwebte förmlich vor Glück.

Matze arbeitete viel an seiner Examensarbeit; er hatte den Ehrgeiz, eine richtig gute Arbeit abzugeben. „Dafür bekommst du bestimmt einen Nobelpreis“, witzelte Max manchmal. Matze arbeitete so viel, dass nicht viel Zeit für Max übrig blieb, aber das war in Ordnung, weil Max vorhatte, seine früheren Kontakte wiederzubeleben. Piero hatte ihm dabei sehr geholfen, nachdem er ihn Anfang des Jahres angerufen und mit ihm ausgiebig über seine Ängste geredet hatte. Piero gehörte zu seiner Schwulenkneipen-Clique; er war ein echter Kumpel, jemand, auf den Max auch verlassen konnte, wenn es ihm schlecht ging. Und das war so nach seiner Leukämie. Den Kontakt zu seiner Clique hatte er zu Beginn seiner Behandlungen abgebrochen, weil er nicht wollte, dass ihn seine Freunde so sahen, so krank, ohne Haare und mit Pusteln am ganzen Körper. Aber das war alles schon vor einem Jahr wieder abgeklungen und trotzdem schaffte er es nicht, Kontakt zu ihnen wieder aufzunehmen. Alleine das Studium wieder aufzunehmen, das er zwei Semester lang ausgesetzt hatte, war am

Anfang eine echte Herausforderung. Was ihn aber daran hinderte, wieder mit seiner Clique in Kontakt zu kommen, waren seine tiefen Verunsicherungen und seine Ängste. Dass er durch die Chemotherapie sein sexuelles Empfinden verloren hatte, spielte dabei eine große Rolle, aber es war nicht nur das. Die Leukämie war wie ein Schock, der ihn aus seinem Leben herausgerissen hatte, und obwohl er inzwischen genesen und eigentlich alles wieder gut war, fand er nicht mehr zurück. So verging das gesamte letzte Jahr, ohne dass er außer Mathias jemanden getroffen hatte und ohne dass er auch nur einmal in eine Schwulenkneipe gegangen war. Erst vor sechs Wochen schaffte er es, den Mut zu fassen und Piero anzurufen.

Und das war nicht nur gut, inzwischen konnte er sagen, dass es ein Durchbruch war. Er traf sich nicht nur ab und zu mit Piero, sondern ging mit ihm zusammen in ihre Stammkneipe, wo sie auch andere aus ihrer Clique trafen. Es fühlte sich unerwartet gut an und auch Matze zeigte sich erleichtert, dass Max so langsam Wege aus seiner Lethargie fand. Jetzt mussten sich nur noch seine erotischen und sexuellen Bedürfnisse wieder einstellen. Es war ihm ein Rätsel, wie leicht es ihm früher zur Hand ging, Sex-Bekanntschaften zu schließen. Im Moment konnte er sich noch nicht einmal vorstellen, mit Matze Sex zu haben; selbst das Kuscheln kostete ihn so viel Überwindung, dass er es nicht genießen konnte. Auch wenn sich weder Matze noch seine Freunde aus der Clique daran störten, nahm er als einen ziemlich schmerzlichen Verlust wahr. Umso mehr, weil er durchaus mitbekam, wie sehr sich Matze von seinem Münchener Bekannten angezogen fühlte. Er arbeitete so viel an seiner Arbeit dass er bis zum Beginn der Examensprüfungen im Wintersemester Elias lediglich zwei Mal besuchte. Trotzdem hatte er sich richtig verliebt, so sehr, dass er sich entschieden hatte, nach dem Studium nach München zu gehen und mit Elias in eine gemeinsame Wohnung zu ziehen. Max war schon ein bisschen eifersüchtig, aber er konnte Matze ja verstehen, Elias war wie Adrian genau sein Typ. Witzigerweise drückte sich das auch in ihren Kleidungsstilen aus, Matze sammelte scheinbar Typen, die gerne Rollkragenpullis unter ihren Hemden trugen. Noch eigentümlicher war, dass Matze eine literaturwissenschaftliche Arbeit darüber schrieb, wie literarische Charaktere über die Kleidung dargestellt werden. Max war erstaunt, worüber nicht alles geforscht werden konnte.

Als der Sommer sich dem Ende zu neigte, meldete sich Adrian bei Matze. Er war wieder in Hamburg und hatte zuletzt im äußersten Norden der skandinavi-

schen Halbinsel gelebt. Das hatte allerdings ein schreckliches Ende genommen. Adrian hatte dort einen Partner, der starb, als sie einmal mit ihrem Schneeskooter liegen geblieben waren. Max musste weinen, als er davon erzählte; was für eine grausame Vorstellung, neben dem Geliebten zu liegen und zu spüren, wie er stirbt, ohne etwas tun zu können. Er erzählte nichts von seiner Leukämie, um Adrian nicht auch noch mit seiner Geschichte zu belasten. Auch Matze meinte, dass es besser wäre, es nicht zu erwähnen. Max konnte nicht sagen, warum, aber Adrians Besuch hatte in ihm die Idee geweckt, Jan zu besuchen. Den hatte er seit fast fünf Jahren nicht mehr gesehen, eine richtig lange Zeit. Tatsächlich wohnte er noch in der gleichen Wohnung wie zuletzt, und zunächst hatten sie auch ein gutes Gespräch. Er war immer noch mit seinem Niklas zusammen, aber die Beziehung zwischen den beiden schien recht konfliktreich zu sein. Doch nach dann mischte sich Jans Mitbewohner ein und schmiss Max einfach aus der Wohnung. Er sagte, dass Max außer seinen Klammotten nichts im Kopf hatte; was bildete er sich denn ein? Das war schon ein richtig schräger Typ; dass Jan mit so jemanden zusammenwohnte. Schade, denn unter solchen Bedingungen wollte Max nicht noch einmal kommen; das kam nicht in Frage. Kurze Zeit später traf er die beiden in der Schwulenkneipe; Piero hatte offenbar auch schon mit ihnen Bekanntschaft geschlossen und eine sehr eindeutige Meinung von ihnen. Wirklich schade; Jan wäre ein netter Typ, wenn er nicht in so einem abstoßenden Umfeld gelebt hätte. Er wäre sogar jemand, den sich Max gut als Freund vorstellen konnte, aber nicht als Punk und erst recht nicht mit diesen Verrückten, mit denen er sich umgab.

Überraschend kam Adrian zur Silvesterfeier zu den Marquarts nach Lübeck. Er wusste wohl nicht, wo er hingehen sollte und Matze hatte ihn kurzerhand eingeladen. Max war auch etwas überrascht, wie schick er angezogen war, als er zu ihnen kam, um mit ihnen zusammen nach Lübeck zu fahren. Er hatte ein richtig schickes Hemd an und wie bei Matze durfte der Rollkragenpulli darunter nicht fehlen, sodass die beiden ein bisschen im Partnerlook gingen. Es fühlte sich erstaunlich vertraut an zu dritt, fast schon so wie früher, vor Matzes Coming-out, als Adrian noch sein Nachhilfelehrer war. Er war schon ein netter Typ, was heißt netter Typ, er war einfach durch und durch gut, offen, freundlich und weit entfernt von irgendwelchen bösen Gedanken. Eine Welt voller Adrians wäre eine gute Welt, eine friedliche und gerechte Welt, in der alle ihren Platz hatten, den ihnen auch niemand streitig machte. Davon war Max überzeugt. Er

verblüffte seine Eltern und Matze, indem er ihnen verriet, dass Adrian autistisch war. Er hatte es in seinem Beisein einmal eher beiläufig erwähnt; das heißt, er hatte gesagt, dass er als Kind eine Autismus-Diagnose bekommen hatte. Aber davon hatte er immer noch etwas; so etwas prägt einen vermutlich ein ganzes Leben lang. Dazu passte gut, dass er, als sie um Mitternacht nach draußen gingen, seine dicke Parka-Kapuze aufsetzte, obwohl er schon seine Mütze aufhatte. Fast schon ein Klischee, dachte Max, ein Autist dick eingepackt mit Mütze und Kapuze auf, das war Adrian. Dass er es selbst gut nachvollziehen konnte, wie gut es sich anfühlte, eine Kapuze aufzuhaben, noch besser, wenn sie dick gefüttert war oder man noch eine Mütze darunter hatte, gab ihm zu denken. Ob er auch autistisch war, ein bisschen zumindest? Früher hätte er einen solchen Gedanken weit von sich gewiesen, aber nach der Erfahrung mit seiner Leukämie kam es ihm gar nicht so abwegig vor. Adrian blieb noch bis zum zweiten Januar und, kaum dass er das Haus verlassen hatte, fragte Matze, woher Max denn wusste, dass er autistisch war. Matze hatte es nicht gewusst.

Max wusste nicht viel über Autismus, aber er hatte Vorstellungen davon. Er wusste immerhin, dass es nicht nur Autisten gab, die nicht sprechen konnten und ständig sich selbst auf den Kopf schlugen oder in die Hand bissen. Es gab auch welche, die selbstständig lebten und es oft vielleicht selbst nicht wussten, dass sie autistisch waren. Aber man merkte es ihnen deutlich an. Sie fielen eigentlich überall aus dem Rahmen, hatten es sehr schwer, mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen, und verhielten sich oft merkwürdig, unbeholfen, als wären sie mit ihrer eigenen Kultur nicht vertraut. Adrian war eindeutig so jemand und obendrein noch ziemlich verträumt. Max hatte oft den Eindruck, dass er seltsam abwesend wirkte, als würde er träumen, während er in Wirklichkeit wach war. Als Adrian seine Autismus-Diagnose erwähnt hatte, war Max mit einem Mal klargeworden, was es mit seinem Verträumt-Sein auf sich hatte; nicht nur das, ihm wurde auch klar, wer überhaupt Adrian war. Interessanterweise war Jan auch so ein Typ, auch wenn er sich von Adrian in manchen Dingen unterschied. Max hätte es nicht gewundert, wenn auch Jan autistisch gewesen wäre. Dass er und sein Bruder sich jeweils in einen Autisten verliebten, noch dazu als erste Liebe nach ihrem Coming-out, war auf jeden Fall bemerkenswert. Er sprach einige Male mit Matze darüber. „Ich glaube, es ist diese Offenheit, die mich an Adrian so fasziniert“, erklärte Matze dabei einmal, „seine offene Ausstrahlung, seine Unvoreingenommenheit, man könnte es auch Naivität

nennen, und seine Stärke; eine Stärke, die nicht abwehrt, sondern abfärbt. Man bekommt sie einfach, wenn man in seiner Nähe ist, mir geht es zumindest so.“ Max ging es mit Jan ähnlich, „Das hast du gut getroffen mit der Stärke, genauso habe ich es auch mit Jan empfunden, im Guten wie im Schlechten allerdings.“

Enders Tagebuch

Im neuen Jahr zog Mathias nach München zusammen mit Elias in eine recht geräumige Wohnung in der Nähe der Olympiastadt. Die Wohnung war ziemlich teuer, aber sie konnten sich es leisten, da Elias von seinen Eltern finanziert wurde und Mathias als Lektor im Cosmopolitan-Verlag eingestellt wurde. Sein Gehalt lag weit über seinen Erwartungen, die allerdings nicht besonders hoch waren, denn so viele Stellen gab es für Literaturwissenschaftler und Germanisten nicht. Die Texte, die er dort lektorierte waren nicht gerade literarisch anspruchsvoll, dafür war die Arbeitsatmosphäre angenehm und entspannt; man konnte sogar Pausen machen, soviel man wollte, und das Arbeitspensum ließ einem auch die Zeit dafür. Mathias' Arbeit bestand im Wesentlichen darin, in einen bequemen Sessel zu sitzen und Artikel oder – als Pause – das Buch zu lesen, das er mitgebracht hatte. Es gab auch ständig informelle Treffen der Kolleginnen und Kollegen bei Sekt oder Orangensaft. Da wurden die aktuellen Gerüchte ausgetauscht; auch wenn die meisten davon tatsächlich nur Gerüchte waren, gab es immer wieder recht interessante Informationen, wie etwa die Entwicklung der Verkaufszahlen und des Werbeetats oder dass der Eigner des Verlags immer mit seinem Rolls-Royce vorfuhr, wenn er zu seinem wöchentlichen Besuch ins Verlagshaus kam. Mathias hatte es bislang immer verpasst; es genügte ja, die Vorstellung davon zu haben und dafür musste er es nicht selbst gesehen haben.

Elias war ein ausgesprochen angenehmer Mitbewohner; es war faszinierend, wie sehr die beiden miteinander harmonierten, im Alltag genauso wie bei ihren Gesprächen, die beide als ausgesprochen bereichernd empfanden. Elias war hochbegabt; das war schon seit seiner Kindheit bekannt und seine Eltern förderten ihn, seine Begabungen zu entwickeln. Mathias war immer wieder verblüfft, wie schnell er lesen konnte, und das nicht oberflächlich, im Gegenteil, er behielt erstaunlich viel detailliert in seinem Gedächtnis. Er konnte er aus dem Gedächtnis Textpassagen zitieren, die er Monate oder sogar Jahre zuvor gele-

sen hatte, allerdings nur solche, die ihm besonders aufgefallen waren; das waren aber sehr viele. Was Literatur anging, war Elias so etwas wie eine Musikbox mit einer scheinbar unendlichen Auswahl von mehr oder weniger umfangreichen Textpassagen. Für ihn waren Ordnung und klare Strukturen wichtig, entsprechend war die Wohnung recht leer, nichts unnötiges, weil sich Elias leicht ablenken ließ und ihn überflüssige Dinge und Informationen richtig durcheinander bringen konnten. Er war insgesamt ausgesprochen fokussiert und lief sogar Marathon, weil ihm das Laufen half, seine Gedanken noch mehr auf das zu konzentrieren, was er gerade tat. „Denken findet ja nicht nur im Kopf statt“, erläuterte er, „sondern im ganzen Körper; daran ist jeder Muskel und ganz besonders auch die Atmung beteiligt. Richtig zu denken, heißt eben auch, die richtigen Muskelspannungen und die richtige Atmung zu haben. Das gilt zumindest für das komplexe Denken von Hochbegabten. Laufen ist der beste Weg, alles drei in einen Einklang zu bringen, die perfekte Harmonie.“

Mathias bewunderte Elias und genoss die Momente, die sie gemeinsam auf dem Sofa verbrachten und sich gegenseitig spürten. Sie hatten in der Wohnung jeder ein sein Zimmer mit seinem eigenen Bett und auch nach Wochen hatte es sich nicht ergeben, dass sie zusammen in einem Bett schliefen. Am meisten irritierte Mathias, dass er gar nicht das Bedürfnis verspürte, es zu ändern. Erst seit dem Umzug war ihm klargeworden, wie sehr er sich zwischen Elias und Max hin- und hergerissen fühlte. Er vermisste Max viel mehr, als er es erwartet hatte. Umgekehrt ging es Max nicht anders. Sie schrieben sich im Wochenabstand Briefe, in denen sie zuerst von ihrem Alltag schrieben, Mathias von seinen Erlebnissen in München, mit Elias und bei Cosmopolitan, Max von seiner Clique und wie es war, alleine in ihrer ursprünglich gemeinsamen Wohnung zu leben. Max hatte sich vorgenommen, auch nach München zu ziehen, nachdem er im Sommersemester sein Studium abgeschlossen hatte. Allerdings hatte er es mit Mathias noch nicht besprochen und war auch unsicher, ob es sich mit Elias vertragen würde. Er sollte respektieren, dass Mathias sich entschieden hatte, mit ihm zusammenzuleben. Nachdem er wieder einmal einen ganzen Abend lang darüber nachgedacht hatte, schrieb er einen Brief, in dem er Mathias offen seine Gefühle darlegte. „Seit du in München bist, scheinen meine erotischen Bedürfnisse wieder zum Vorschein zu kommen, zumindest dann, wenn ich an dich denke, an unsere schönen gemeinsamen Zeiten“, schrieb er und schloss, „Ich möchte nicht mit Elias in Konkurrenz treten, aber ich spüre deut-

lich die Sehnsucht danach, in deiner Nähe zu sein.“ Als Mathias diesen Brief las, stellte er fest, dass es ihm nicht anders ging; auch er spürte eine starke Sehnsucht nach seinem Bruder und wollte in Max' Nähe sein.

Es war ein merkwürdiger Zufall, dass sich Elias gerade, als er den Brief zu Ende gelesen hatte, zu ihm setzte und sagte, „Jetzt wohnen wir zwei Monate zusammen und ich finde es echt schön mit dir. Mir ist dabei allerdings klargeworden, dass wir gute Freunde sind aber keine Beziehungspartner.“ Mathias zögerte und sagte schließlich, „Ja, da hast du recht.“ „Ich bin auch nicht der, den du eigentlich suchst“, setzte Elias seine Ausführungen fort, „Den hast du nämlich schon längst gefunden. Das ist für mich völlig in Ordnung, denn ich habe herausgefunden, dass ich in keiner Beziehung leben möchte. Ich möchte eine unkomplizierte Freundschaft zu Menschen, mit denen ich so etwas wie eine Geistesverwandtschaft verspüre, so wie mit dir.“ Mathias erzählte von Max' Wunsch, in seine Nähe zu ziehen, und auch, dass sie als Zwillingenbrüder immer schon ein besonderes Verhältnis zueinander hatten. „Ich habe euch ja nur kurz zusammen erlebt, aber trotzdem war euch anzumerken, dass ihr mehr als nur Brüder seid“, sagte Elias, „Wegen mir kann er auch hier bei uns einziehen; die Wohnung ist ja groß genug und ich finde ihn ja auch sympathisch. Ausprobieren können wir es ja.“ Mathias war von dieser schnellen Klärung überrascht und froh, dass sein Verhältnis mit Elias durch dieses Gespräch klarer wurde. Das war Elias; er war kein Freund von vielen Worten, aber was er sagte, das traf immer sehr genau.

Im Frühjahr nahm Elias Mathias mit zu seiner Arbeit. Er arbeitete stundenweise in einem Betreuungsteam, das eine behinderte Familie betreute. Elias war zu dem Team gestoßen, als er noch Schüler war und ein Schulpraktikum machte. Er fand diese Arbeit und vor allen Dingen auch die betreute Familie so interessant, dass er in dem Team weiterhin mitarbeitete. Mathias wusste nicht genau, was ihn erwartete, da ihm Elias nicht viel von der Arbeit und der Familie erzählt hatte. Die Familie waren Daniela und Ender, beide älter als Mathias, und ihr fast zehnjähriger Sohn Jan-Lennart. Den Besuch bei der Familie fand Mathias ausgesprochen interessant. Elias gab Jan-Lennart ein paar Hinweise für seine Hausaufgaben; „In der Schule kommt er aber gut zurecht“, erklärte er. Anders als seine Eltern war Jan-Lennart nicht behindert. Ender hatte als Jugendlicher und junger Erwachsener einen Gehirntumor gehabt, und war durch die Operationen, die er deswegen hatte, behindert. Vor allen Dingen funktionierte sein Ge-

dächtnis nicht mehr, aber er konnte auch nicht mehr sprechen, war auch auf einem Auge blind und hatte große Schwierigkeiten, seine Handbewegungen zu koordinieren. Um sich zu verständigen, hatte er einen Computer mit einer speziellen Tastatur, mit der er schreiben konnte. Daniela hatte eine geistige Behinderung, die nicht näher spezifiziert war, wie Elias erklärte. Sie hatte Mühe, Zusammenhänge zu verstehen, wenn man sie ihr nicht genau und in einfachen Worten erklärte. Mathias mochte die Familie auf Anhieb und Elias nahm ihn immer wieder mit zu ihnen.

Max zog gleich, nachdem er die letzten Prüfungen abgelegt hatte, zu Elias und Mathias in die Wohnung. Da Mathias und er ein eingespieltes Paar waren, lief das Zusammenwohnen mit Elias auf Anhieb gut und reibungslos. Elias gefiel es, dass Max etwas lebendiger und impulsiver war als er und Mathias; das brachte mehr Abwechslung in ihr gemeinsames Leben. Für Max und Mathias war das die nun endgültige Entscheidung, zusammenleben zu wollen. Im Nachhinein war es für sie schwer zu verstehen, warum sie so lange mit dieser Entscheidung gewartet hatten. Beide sehnten sich offensichtlich nach etwas, ohne zu wissen was es war, und erst durch ihre Liebesepisoden mit Adrian, Jan, Ingve und Elias merkten sie, dass sie es waren, was sie suchten, Max Mathias und Mathias Max. Wie Elias gesagt hatte, sie hatten sich schon längst gefunden, ohne es bemerkt zu haben. Offenbar hatten sie beide die Zeit der Suche gebraucht, um darüber klarzuwerden. Max verspürte den Wunsch, sich mit seinem Bruder wieder an Sex heranzutasten. Seit seiner Leukämie-Erkrankung hatte er keinen Sex mehr gehabt, noch nicht einmal richtiges Kuschneln; es war eine Mischung aus Angst und körperlicher Unlust, die ihn daran hinderte. So ein Herantasten war auch notwendig, denn es fiel Max nicht leicht, diese Ängste und die Unlust zu überwinden. Aber sie näherten sich dem an und konnten es nach einigen Versuchen wieder genießen, miteinander zu kuscheln und irgendwann auch Sex zu erleben. Am spannendsten waren dabei ihre Anzugtage. Die hatten sie immer sonntags und trugen dabei ihre besten Anzüge. Nicht selten kramten sie dabei Fotos aus ihrer Kindheit und Jugendzeit hervor. Elias gefiel diese Idee so gut, dass er meistens mitmachte und auch einen Anzug trug und ebenfalls Fotos von früher zeigte; auf denen war er allerdings nie in einem Anzug zu sehen. So ein Anzugtag endete immer damit, dass Max und Mathias sich am frühen Abend zurückzogen und ausgiebig kuschelten, immer häufiger auch mit Sex. Abgesehen von den Anzugtagen blieben sie bei ihrem be-

vorzugten Kleidungsstil, Max bei seiner Vorliebe für Kapuzenpullover und Mathias bei der für Hemden. Als Elias einmal anmerkte, dass die Zwillinge sich in fast allem unterschieden, sogar in ihren Kleidungsvorlieben, sagte Mathias, „Ich habe mich damit abgefunden, dass Maximilian Kapuzenpullis trägt, aber im Hemd gefällt er mir eindeutig besser.“ „Hemden mit Rolli drunter zu tragen, ist aber auch gewöhnungsbedürftig“, erwiderte Max und Mathias erklärte, „Das sind ja beides Kleidungsstile einer männlichen Jugendkultur. Einen Rollkragenpullover unter dem Sporthemd zu tragen, war ja schon Anfang des Jahrhunderts in manchen Sportarten üblich, im Hockey oder Baseball. In den Sechzigern wurde diese Kombination als Abgrenzung gegen eine Kultur aufgegriffen, in der es wichtig war, nach außen den bürgerlichen Schein zu wahren, und Männer Anzüge und Krawatten trugen. Über einem Rollkragenpullover wird das Hemd ja offen und ohne Krawatte getragen. Kapuzenpullover waren ursprünglich, in den Dreißigern, als Arbeitskleidung gedacht, dann auch als Sportkleidung. Populär wurden sie dann in den späteren Achtziger- und Neunzigerjahren, ich denke als Abgrenzung gegen die Kultur einer vermeintlich grenzenlosen Offenheit, wie sie in den Siebzigern vorgeherrscht hatte. Indem man sich die Kapuze überzieht, kann man sich abschotten und zugleich auch verbergen.“ Max zog sich die Kapuze über und lachte, „Und Anzüge mit Hemd und Krawatte stehen für die Sehnsucht nach einer Zeit, in der alles seine Ordnung hat und man sich mit dem identifizieren kann, was man nach außen darstellt. Das kannst du in seiner Magisterarbeit nachlesen.“

Gegen Ende des Sommers erzählte Elias, dass Ender seit seiner ersten Tumor-Operation Tagebuch schrieb und eine umfangreiche Sammlung an Tagebüchern hatte. Er hatte schon seit längerem die Idee, Ender daraus vorzulesen, um ihm einen Zugang zu seiner Biographie zu erschließen, den er wegen seiner fehlenden Erinnerungen nicht mehr hatte. „Für Ender ist es, als würde er jeden Tag neu geboren, immer mit einem leeren Blatt als sein Leben, das über den Tag beschrieben und in der kommenden Nacht wieder gelöscht wird“, erklärte Elias. Ganz so war es nicht, aber tatsächlich verblassten Enders Erinnerung bereits nach einem Tag und waren nach wenigen Wochen gänzlich verschwunden. Sein Tagebuch war das einzige Zeugnis für sein Leben, aber es war viel zu ausführlich und detailliert, als dass es sich zum Vorlesen eignete. Elias fragte Mathias, ob er sich mit den Tagebüchern beschäftigen und sie in Geschichten umschreiben wollte, die er dann Ender vorlesen würde. Mathias

fand die Idee interessant und ließ sich beim nächsten Besuch Enders Tagebücher zeigen.

Es war überwältigend, den Karton voll mit den Schulheften im DIN A5 Format zu sehen. Mathias zog das ein oder andere heraus; sie waren alle mit „Enders Tagebuch“ und einem Datum beschriftet. Zum Glück standen sie in der richtigen Reihenfolge in dem Karton, sodass er sie nicht erst sortieren musste. Das erste begann am fünfzehnten Februar 1972. „Ab morgen wird alles anders sein“, begann es, „keiner weiß, wie es sein wird, aber es wird auf jeden Fall anders sein. Denn morgen komme ich in das Krankenhaus und dort werde ich operiert. Die Ärzte werden mir den Kopf aufsägen und den Krebs aus meinem Gehirn herausschneiden. Dafür hat mir heute meine Mutter die Haare geschoren. Ich hätte vorher gerne noch meinen zwölften Geburtstag gefeiert, aber der ist erst in zwei Wochen. Meine Mutter hat die Idee gehabt, dass ich anfangs ein Tagebuch zu schreiben und meine Erfahrungen als Junge mit einem Krebs im Gehirn aufschreibe. So kann ich meine Angst vor der Operation besser bewältigen, sag sie. Ich probiere es aus, denn ich möchte keine Angst haben. Ich heiße Ender Özlan und wurde am 3.3.1960 in der Türkei geboren. Ich war gerade ein Jahr alt, als meine Eltern nach Deutschland gezogen waren, sodass ich mich nicht an die Türkei erinnern kann.“ Mathias verstand schnell, warum sich die Tagebücher nicht zum Vorlesen eigneten: Sie waren viel zu ausführlich und dadurch auch viel zu lang, sodass es eine echte Herausforderung war, eine Geschichte im Sinne einer geschlossenen Erzählung daraus zu schreiben. Seine Arbeit würde erst einmal darin bestehen, einiges davon zu lesen, um eine Idee zu bekommen, wie er sie zu einer biographischen Erzählung zusammenfassen konnte.

Ender war in der fünften Klasse sitzengeblieben und musste sie zusammen mit einem anderen Klassenkameraden, Alexander, wiederholen. Er beschrieb, wie er zu Beginn der wiederholten fünften Klasse zum ersten Mal plötzlich bewusstlos wurde. Das geschah in der Folge alle paar Wochen und nach Monaten von Untersuchungen und Tests wurde klar, dass es wohl epileptische Anfälle waren. Er musste deswegen einen Helm tragen, damit er sich nicht am Kopf verletzte, wenn er einen Anfall hatte. Das fand er richtig schlimm. Mathias las die ersten Tagebücher gleich zwei Mal durch und skizzierte die Geschehnisse, die wie Wegmarken durch die ersten drei bis vier Jahre von Enders Aufzeichnungen führten. Er schrieb eine erste Geschichte und las sie Ender vor. Elias war dabei

und unterstützte Ender am Computer. „Es war wohl der schlimmste Schultag, den der kleine Ender erlebt hatte, als er zum ersten Mal mit seinem neuen Helm in die Schule gehen musste. Als er in die Klasse kam, hatte er den Eindruck, dass ihn alle anstarrten. Jetzt fiel er nicht nur auf, weil er der einzige Türke in der Klasse war, sondern auch weil er einen Epileptiker-Helm aufhatte. Einer seiner Klassenkameraden hatte ihn gefragt, ‚Bist du jetzt behindert?‘ Das hatte er bestimmt nicht böse gemeint, aber Ender war zum Heulen zumute. ‚Ich bin nicht behindert, ich bin nur Epileptiker‘, antwortete er und fand, dass das so richtig bescheuert klang.“ Ender tippte etwas in den Computer und Elias las vor, „Plötzlich geht das Licht aus. Ender liegt auf dem Boden. Alles ist so grell und so laut. Alle sind so aufgereg.“

Ein Jahr später, in den Sommerferien, bekam er immer wieder heftige Kopfschmerzen und es wurde schnell klar, dass er einen Tumor in seinem Kopf hatte. Dann wurde er operiert; in seinem Tagebuch schilderte er ausführlich, wie er sich die Haare abscheren lassen musste, wie die Operation ablief, wie sein Kopf dafür festgeschraubt wurde und auch die Narben, die die Operation hinterlassen hatte. Die Ärzte sagen, dass es ein gutartiger Tumor gewesen wäre, was Ender nicht verstanden hatte: Wie konnte etwas, was so eine Operation notwendig machte, gutartig sein? Die Narbe machte Ender ziemlich zu schaffen. Auch wenn seine Eltern behaupteten, mit den nachgewachsenen Haaren würde sie fast gar nicht auffallen, empfand es Ender anders. Er fand, die Narbe war auch mit den Haaren gut zu erkennen und zeigte allen, dass mit seinem Kopf etwas nicht in Ordnung war. Das war es auch nicht; seit der Operation sah er auf dem linken Auge nur noch verschwommen und manchmal fielen ihm die richtigen Wörter nicht ein, sodass er ins Stottern kam. Wenigstens bekam er keine epileptischen Anfälle mehr und musste den Helm nicht mehr tragen. Nach der Operation trug er oft Mützen, in erster Linie um die Narbe darunter zu verbergen, aber auch weil sich der kahlgeschorene Kopf mit Mütze besser anfühlte, auch wenn es nicht kalt war. Er hatte eine besonders dünne Mütze bekommen, die er bei warmem Wetter und drinnen aufsetzen konnte.

Ein Jahr später bekam er wieder diese heftigen Kopfschmerzen, wieder war ein Tumor an fast der gleichen Stelle gewachsen. Die Ärzte mutmaßten, dass bei der ersten Operation ein kleiner Teil des Tumors im Kopf geblieben war und dann wieder wuchs. „Von wegen gutartig!!!“, schrieb Ender mit drei Ausrufezeichen. Wieder schilderte Ender die Operation sehr ausführlich. Danach stotterte

er richtig und hatte Schwierigkeiten, sich Dinge zu merken. Er konnte sich nur schwer auf etwas konzentrieren und, wenn er versuchte, Schulaufgaben zu lösen, hatte er meistens schon auf halbem Wege vergessen, welche Aufgabe er eigentlich bearbeitete. Es war klar, dass er nicht mehr in die Schule gehen konnte; es war eigentlich schon egal, da er auch für seine wiederholte fünfte Klasse kein Versetzungszeugnis bekommen hatte. Dafür hatte er nach der ersten Operation zu lange gefehlt. Seine Narbe am Kopf war noch wulstiger geworden und sein Kopf blieb auch empfindlich, nachdem die Haare wieder gewachsen waren. Er trug jetzt ständig Mützen. „Ohne Mütze fühle ich mich so nackt wie andere ohne Hose“, schrieb er. Schon im folgenden Frühjahr hatte er noch eine dritte Operation, kurz nach seinem vierzehnten Geburtstag.

Mathias las die Geschichte weiter, die er geschrieben hatte. „Ender hatte richtig Angst vor der Operation, obwohl es schon die dritte war. Trotzdem war es immer noch unheimlich, in Narkose versetzt zu werden und nicht zu wissen, was ist, wenn man wieder aufwacht. Kann ich dann gar nicht mehr sprechen oder bin ich dann blind? Wenn er sich vorstellte, wie die Ärzte seinen Schädel aufsägen und etwas aus seinem Gehirn herauschnitten, gruselte es ihn. Aber er versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen. Er wusste ja, dass seine Eltern fast noch mehr Angst hatten als er, also musste er tapfer sein. Aber das war schwer. War das jetzt sein Leben? Musste er jetzt immer wieder operiert werden, weil der Tumor immer wieder nachwuchs, und verlor er mit jeder Operation ein Stück von seinem Leben? Wurde er immer weniger, bis er gar nicht mehr vorhanden war? Mit so einem Tumor zu leben, war eine echte Herausforderung, aber immerhin konnte er damit leben. Im Krankenhaus hatte er mitbekommen, dass es auch Kinder gab, die starben, weil sie einen Tumor hatten, der nicht mehr operiert werden konnte oder weil bei der Operation etwas schiefging, was wohl nicht selten vorkam. Ihm konnte so etwas auch passieren und er musste darauf gefasst sein, nach der Narkose gar nicht mehr aufzuwachen. Doch was geschah dann? Wäre er dann für immer weg? Wie war es wohl, weg zu sein? Aber er wachte nach der Operation wieder auf und war sogar fast der alte. Auf seinem Kopf hatte er eine zweite, kleinere Narbe und sein linkes Auge war fast blind, aber die Ärzte sprachen immer noch von einem ‚gutartigen‘ Tumor.“

Ender war sichtlich erregt, während er die Geschichte aufmerksam verfolgte. Immer wieder tippte er etwas in den Computer und kurz darauf sagte Elias,

„Hat er wieder gelöscht.“ Nachdem Mathias fertig war und sich von Ender verabschiedete, tippte Ender nochmal etwas in den Computer, „Ender ist tot, Ender lebt??? Welcher Ender ist tot, welcher lebt???“ Mathias brauchte ein paar Tage Abstand, bis er wieder in den Tagebüchern lesen konnte; Enders Geschichte nahm ihn ganz schön mit. Inzwischen hatte er die Aufzeichnungen über knapp zwei Jahre verfolgt, von der Zeit kurz vor der ersten Operation im Sommer 1972 bis nach der dritten im Frühjahr 1974. Als er die folgenden Tagebücher durchblätterte, um einen groben Eindruck zu bekommen, fielen ihm zwei Fotos auf, die eingeklebt waren. Auf einem war er mit einem anderen Jugendlichen abgebildet, der einen Bundeswehrparka anhatte, und sah recht fröhlich aus; beide hatten eine Mütze auf. Das zweite Foto war in einem späteren Tagebuch eingeklebt und war an der Nordsee aufgenommen. Es zeigte einen Jugendlichen vor der Weite des Wattenmeers, der zwei Jacken und zwei Mützen übereinander trug, eine Art Fliegermütze mit einer Wollmütze darunter. Mathias erinnerte dieser Jugendliche an jemanden; nachdem er die beiden Fotos verglichen hatte, erkannte er, dass es derselbe war wie der im Bundeswehrparka. Er erinnerte Mathias tatsächlich an Adrian, aber das war sicher eine Täuschung.

Als er die Tagebücher durchlas, erfuhr er, dass es sich um Enders Freund Lennart handelte; vielleicht war er es wirklich, Lennart Adrian Jansen? Das wäre ein wirklich unwahrscheinlicher Zufall gewesen, Adrian auf diesem Weg wieder zu begegnen. Seit seinem zweiten Krankenhausaufenthalt hatte Ender kaum noch Kontakt mit anderen Jugendlichen. Er ging nicht mehr in die Schule und war viel mit seinen Untersuchungen und Therapien beschäftigt. Er fand es ausgesprochen schwierig, sich mit seinem neuen Leben als Behinderter anzufreunden. Nach seiner dritten Operation schickten ihn seine Eltern zu den Pfadfindern. Erst wollte er dort nicht hingehen, aber die Pfadfinder waren sehr nett und ließen es ihn gar nicht spüren, dass er behindert war. Er war dort so wie alle anderen. Dort lernte er auch Lennart kennen, der schnell zu seinem einzigen und besten Freund wurde. Gut ein Jahr nach der Operation konnte er sogar mit den Pfadfindern auf das Osterlager fahren, wo er mit Lennart in einem Zelt schlief. Doch dann wuchs der Tumor wieder und diesmal musste Ender eine Chemotherapie machen. Das war noch schlimmer als die Operationen. Er bekam einen Katheder in den Hals gelegt und musste sich ständig übergeben. Dazu fielen ihm noch die Haare aus, sodass die Narben auf dem Kopf frei la-

gen. So schlecht wie in dieser Zeit hatte er sich noch nie gefühlt. Das einzig gute war, er konnte sich auf Lennart als Freund verlassen; er war für ihn da, besuchte ihn und ging mit ihm oft in den Wald. Das waren ganz besondere Momente, denn Lennart hatte ein ganz besonderes Verhältnis zum Wald.

Mathias nahm die beiden Fotos aus dem Tagebuch mit in die Cosmopolitan-Redaktion und fertigte dort Vergrößerungen von ihnen an. In der Redaktion gab es so gute Kopierer, dass die Vergrößerungen besser aussahen als die Originale. Die beiden Fotos stellte er neben Enders Computer und las, „Lennart war Enders bester Freund. Er war ein ganz besonderer Freund, weil er ein ganz besonderes Verhältnis zum Wald und überhaupt zur Natur hatte. Niemand sonst war so eng mit der Natur verbunden wie Lennart. Er wohnte in einem kleinen Dorf direkt am Nordseedeich und konnte jeden Tag auf dem Watt spazieren gehen. Dort spürte er die Wesen, die diese endlose Weite zwischen Land und Meer bevölkerten. Er konnte sie nicht nur spüren, sie sprachen auch mit ihm und er mit ihnen. Sie zeigten ihm die innersten Geheimnisse der Welt und so war es, als wäre er selbst eines dieser Wesen. Noch enger war er mit den Wesen des Waldes verbunden, den Baumwesen, den Vogelwesen und den Pilzwesen. Sie waren seine eigentliche Familie. Durch Lennart lernte auch Ender die Wesen kennen. Er spürte, wie auch er ein Teil von allem war, von den Bäumen, den Pilze und den Tieren. Alles war Teil von etwas viel größerem, alles war miteinander verbunden. Auch wenn ihn der Krebs in seinem Kopf irgendwann das Leben nahm, blieb er dennoch Teil von allem, ein Wesen unter den Wesen, so wie Lennart. Wahrscheinlich sind alle Menschen Teil von dieser großartigen Natur, nur die allerwenigsten spürten und wussten es; alle anderen hatten es vergessen.“ Ender betrachtete die Fotos sehr genau. Während er sich selbst sofort erkannte, brauchte er eine ganze Weile, bis er sich – zumindest vage – an Lennart erinnern konnte. „Lennart spricht mit dem Wald“, tippte er, „Ender kann den Wald hören, aber nicht verstehen.“ Lange betrachtete er das Foto von Lennart im Watt. „Kein Land, kein Meer“, tippte er schließlich, „Leben und Tod jeden Tag.“

Im Sommer darauf, mit sechzehn, zog Ender aus seinem Elternhaus aus nach Hamburg in eine WG, in der behinderte Menschen lebten und betreut wurden. In Hamburg konnte er Therapien erhalten, um zu lernen, weniger zu stottern, und seine Sehfähigkeit, die nach der Chemotherapie so schlecht geworden war, dass ihn das Lesen ziemlich anstrengte, zu verbessern. In dieser WG leb-

te er mit fünf anderen jungen Männern zusammen, die alle erwachsen waren und unterschiedliche Behinderungen hatten. Das Zusammenwohnen klappte unerwartet gut; nur der Unterschied zu dem kleinen Dorf im Wald, in dem er mit seinen Eltern gelebt hatte, war sehr groß. Einerseits war Ender die Großstadt viel zu laut, zu hell und vor allem zu hektisch, andererseits faszinierte ihn das Treiben dort ungemein. Oft stand er lange einfach irgendwo und beobachtete die Menschen, wie sie durch die Straßenschluchten liefen, von Bussen und S-Bahnen ausgespuckt und wieder aufgesammelt wurden. Die Therapien waren wohl sehr gut; bereits nach wenigen Monaten konnte Ender sprechen, ohne zu stottern, zumindest wenn er sich stark darauf konzentrierte, und auch das Lesen fiel ihm wieder leichter. Durch diese Verbesserungen fiel es ihm leicht, sich auf sein Leben in Hamburg einzulassen. Einzig der Umstand, dass er noch weiter von Lennart entfernt wohnte und sie sich nicht mehr regelmäßig sahen, weil er auch nicht mehr zu den Pfadfindern gehen konnte, machte ihn traurig.

In diesem Sommer fuhr er in die Türkei, das erste Mal seit seinem Umzug nach Deutschland, das heißt eigentlich das erste Mal überhaupt, denn an sein erstes Lebensjahr konnte er sich ja nicht mehr erinnern. Der Anlass war der Tod seiner Großmutter, die wie alle seine Großeltern, Tanten und Onkel in der Türkei lebte. Obwohl in Hamburg der Sommer schon vorbei war, war es in der Türkei noch sehr warm, für Ender zu warm. Er fühlte sich insgesamt nicht besonders wohl dort, auch weil ständig Verwandte um sie herum waren und er kaum zur Ruhe kam. Obendrein verstand er die Sprache nicht; er kannte zwar von seinen Eltern einige Wörter, aber das genügte nicht ansatzweise. Allerdings fühlte er sich sich auch nicht wirklich unwohl; seine Verwandten waren alle sehr nett und auch um ihn bemüht. Vor allen Dingen bekam er ständig Süßigkeiten und die waren ausgesprochen lecker, viel leckerer als das, was er aus Deutschland kannte. Das Einzige, was ihn störte, war neben der Mittagshitze, dass ihn alle Iskender riefen, obwohl er immer wieder sagte, dass er Ender genannt werden wollte. Seine Eltern fanden die Türkeireise, wie sie sagten, interessant und angenehm, aber auch sehr anstrengend. Irgendwie waren sie alle eher an Norddeutschland akklimatisiert.

Mathias verlor sich regelrecht in den Tagebüchern. Die Schilderungen waren so detailreich, dass es ihm manchmal vorkam, als würde er selbst das Gelesene durchleben. Dazu kam, dass ihn Enders Geschichte zunehmend mitriss. Vor allen Dingen die Freundschaft mit Lennart ergriff ihn. Diese Nähe, die sie hatten,

obwohl sie sich nicht häufig trafen, eine bedingungslose Nähe, die immer da war, wenn sie sich trafen. Mathias erinnerte es an Adrian, denn es war genau das, was ihn an Adrian fasziniert hatte, diese Nähe, die einfach da war, ohne Fragen zu stellen, und mit dieser Nähe eine tiefe Verbundenheit mit der Welt. Das war Adrian; immer wieder musste er darüber nachdenken, war Lennart Adrian? Nicht selten träumte Mathias Szenen aus Enders Tagebuch und träumte sie sogar weiter, als sie Ender beschrieben hatte. „Mathias ist mein Gedächtnis“, hatte Ender einmal getippt, „Er gibt mir mein Leben wieder. Wer sich nicht erinnert, ist tot.“ Das war, als ihm Mathias eine Zeichnung aus seinem Tagebuch zeigte, das Lennart von ihm angefertigt hatte. Ender war darauf gut zu erkennen; er stand mitten im Wald, in dem man überall angedeutete Gesichter erkennen konnte, je genauer Mathias hinsah, desto mehr Gesichter konnte er entdecken. Es war ein faszinierendes Bild; es hatte auch Ender erkennbar bewegt.

„Als ich die schlechte Nachricht hörte, wollte ich nicht mehr leben“, las Mathias in dem Tagebuch, „Jetzt ist der Tumor schon zum vierten Mal wieder gewachsen und ich bin erst einundzwanzig Jahre alt. Wie soll das weitergehen? Es ist besser ich sterbe jetzt als in den nächsten Jahren Stück für Stück. Meine Eltern sagen, ich soll mir wenigstens anhören, was die Ärzte in der Klinik dazu sagen.“ Das war ein Jahr, nachdem Ender nach München gezogen war. Er wäre viel lieber in Hamburg geblieben, aber sein Vater musste aus beruflichen Gründen nach München ziehen. Um ihm den neuen Wohnort schmackhaft zu machen, fuhren Enders Eltern mit ihm an Weihnachten nach Österreich in die Berge. Er schrieb, „Die Berge sind ein echtes Wunder, so viel Stein, so schroff und steil und alles mit Schnee bedeckt. Überhaupt der Schnee: Ich liebe es, durch den Schnee zu laufen und mich eingepackt in meinen Anorak und die Schneehose mit Mütze und Schal und der Kapuze drüber in den Schnee fallen zu lassen. Der Schnee ist so sauber. Die Berge sind ganz anders als das Meer und ich weiß nicht, was ich lieber mag. Wenn ich träume, träume ich aber vom Meer, vom endlosen Watt und von Lennart, meinem besten Freund.“ Die Ärzte erklärten ihm wohl, dass der Tumor zwar an einer schwierigen Position in seinem Gehirn wuchs, dass sie ihn aber mit einer neuen Operationsmethode restlos entfernen konnten. Sie versprachen ihm, dass dies die letzte Operation war, die er wegen dem Tumor über sich ergehen lassen musste.

„Als Ender nach der Operation aufwachte, fühlte er sich wie neu geboren, allerdings nicht in einem guten Sinn. Er blickte um sich, sah das Krankenzimmer und die Ärzte, die fragten, wie es ihm ging. Doch er konnte nicht mehr sprechen. Er versuchte es, aber es war, als hätte er vergessen, wie es ging; seine Gedanken waren in ihm gefangen und fanden keinen Weg mehr nach draußen. Nach einer Weile erkannte er seine Eltern, die ihn besorgt beobachteten und Süßigkeiten auf seinen Tisch gestellt hatten, er wusste auch, wer er war, Ender, Iskender Özlan, in der Türkei geboren und dann mit den Eltern nach Deutschland gekommen. Er konnte sich noch an seine Schulzeit erinnern, an seine epileptischen Anfälle und den Helm, den er tragen musste. Doch dann wurden seine Erinnerungen immer blasser, immer bruchstückhafter. Er erinnerte sich mit Mühe an einen blonden Jungen, doch wer war er, war er ein Klassenkamerad oder sein Freund? Je mehr er versuchte, sich zu erinnern, desto deutlicher erkannte er, dass er die meisten Erinnerungen an sein Leben ab etwa elf zwölf Jahren verloren hatte. Es war ein Loch, ein tiefes schwarzes Loch, das in seinen Erinnerungen klaffte. Wohin war es verschwunden, sein Leben?“

Beim Lesen der Tagebücher fand Mathias ein weiteres Foto, das Ende 1982 bei Lennarts Geburtstagsfeier aufgenommen wurde. Darauf waren Ender, Lennart und zwei weitere junge Männer zu sehen. Auf dem Foto war es nun eindeutig zu sehen, Lennart war wirklich Adrian. Er hatte ein Flanellhemd mit einem Rollkragenpullover darunter an, so wie es Adrian auch gerne getragen hatte. Genauso wie der junge Mann neben ihm, der ihm verblüffend ähnlich sah; war es Adrians Bruder? Mathias hatte seinen Bruder nie persönlich kennengelernt, aber er wusste, dass er älter war als Adrian. Das passte eher zu dem vierten Mann auf dem Foto. Doch wer war der andere dann? Adrians Zwilingsbruder womöglich? Vielleicht war es auch eine zufällige Ähnlichkeit wie bei Maximilian und Ingve; überhaupt erinnerte Mathias die beiden sehr an Maximilian und Ingve. Mathias hatte auch von diesem Foto in seiner Redaktion eine Vergrößerung anfertigen lassen, um es Ender zu zeigen. „Ender freute sich sehr, dass er zu Lennarts Geburtstag eingeladen wurde. Für ihn war klar, dass er dafür auch nach Norddeutschland fuhr. Doch wer war dieser Lennart? Er war fast vollständig aus seinem Gedächtnis verschwunden. Seine Eltern erzählten ihm, dass es sein bester Freund gewesen war, bevor sie nach München zogen. Das letzte Mal hatte er ihn drei Jahre vorher gesehen, zu seinem achtzehnten Geburtstag. Er las seine Tagebuch-Eintragungen, die er dazu gemacht hatte.

Zu Lennarts achtzehntem Geburtstag hatte er ein ganzes Heft vollgeschrieben, auch viele Gedanken, die er sich da über Lennart gemacht hatte, weil er wusste, dass er demnächst nach München ziehen würde. Er schilderte auch, wie er mit Lennart einen neuen Parka ausgesucht hatte, den er zu seinem Geburtstag von seinen Eltern bekommen hatte. So wurde sein Tagebuch zu seinem Gedächtnis und damit zugleich auch zu seinem Leben.“

„Warmer Parka mit Fellkapuze“, tippte Ender in den Computer, „Ender und Lennart zusammen im Watt. Ich kann ihn sehen!!! Ich kann Lennart sehen!!! Lennart mit Fellkapuze!!!“ Elias war erstaunt, dass Ender sich spontan erinnern konnte; das kam wohl nur selten vor. Mathias las weiter, „Lennart hatte einen anderen Freund, der auch zum Geburtstag gekommen war. Sie saßen zu dritt auf dem Deich und tranken Schnaps, was Enders Gedanken völlig durcheinander brachte und dann so krank machte, dass er glaubte, sterben zu müssen. Aber es hat Spaß gemacht; er hatte sich an den Tagen bei Lennart so lebendig gefühlt wie noch nie in seinem Leben.“ Nach dieser Geburtstagsfeier kam Ender in eine Einrichtung für behinderte Menschen, in eine Wohngruppe. Seit seinem Umzug nach München hatte er bei seinen Eltern gewohnt, was gut funktionierte, aber es war ihm auch wichtig, unabhängig von ihnen zu leben. „Ich möchte nicht mein Leben lang ein Kind bleiben“, schrieb er dazu in sein Tagebuch. In der Wohngruppe lebte auch eine junge Frau in seinem Alter, mit der er sich auf Anhieb gut verstanden hatte. „Ich glaube, ich habe mich verliebt“, schrieb er, „Wenn ich Daniela sehe, wird mir innerlich richtig warm, in ihrer Nähe fühle ich mich, als wäre ich in Watte eingepackt. Wenn ich sie nur einfach ansprechen könnte.“ Er schrieb ihr schließlich einen Brief und saß neben ihr, als sie ihn las. Anschließend sah sie ihn an und fragte, „Willst du mit mir zusammen sein?“ „Das war alles“, schrieb Ender, „Mehr sagte sie nicht und ich brauchte nur mit dem Kopf nicken.“ Das war einer der glücklichsten Tage in seinem Leben und er war sich sicher, dass Daniela die richtige Partnerin für ihn war.

„Ender wusste nicht, welche Behinderung Daniela hatte, es war ihm auch egal. Sie hatten sich gefunden und das war es, worauf es ankam. Es dauerte nicht lange, bis sie schwanger wurde und bereits ein Jahr später hatten sie einen kleinen Sohn. Ender wollte ihn nach seinem früheren Freund Lennart nennen, während Daniela fand, dass Jan der beste Jungename überhaupt war; so bekam er den Namen Jan-Lennart. Die Betreuer der Wohngruppe waren aller-

dings nicht begeistert. Die sagten, dass sich Daniela und Ender unmöglich um das Kind kümmern konnten. Aber damit hatten sie unrecht; in Wirklichkeit waren die drei eine richtig gute Familie. Ender hatte Angst, dass man ihnen das Kind wegnehmen könnte, und daher beschlossen er und Daniela, zu heiraten.“ Mathias zeigte Ender Fotos von der Hochzeit und ihrem kleinen Kind, die er den Tagebüchern entnommen und wie die anderen vergrößert hatte. „Jan-Lennart“ tippte Ender, als er das Babyfoto sah, „mein Sohn, mein Leben.“ Der hatte am folgenden Tag seinen zehnten Geburtstag, den sie gemeinsam feierten, Daniela, Ender, Elias, Mathias und natürlich Jan-Lennart. Die große Geburtstagsfeier gab es am Wochenende darauf; zu der hatte er seine Freundinnen und Freunde aus der Schule eingeladen. Seit drei Jahren wohnten sie in einer eigenen Wohnung und wurden von dem Assistenzteam betreut, zu dem auch Elias gehörte. Elias sagte, dass sie gute Eltern waren und es ihrem Sohn an nichts fehlte. Einmal im Jahr organisierten sie sogar einen Urlaub in den Österreichischen Alpen, obwohl es ziemlich aufwendig war, weil sie dort auf Unterstützung angewiesen waren. Jan-Lennart war in der Schule so gut, dass er im kommenden Schuljahr in das Gymnasium wechselte. Mathias war fasziniert, wie normal es für ihn war, zwei so schwer behinderte Eltern zu haben. Er war auch fasziniert, wie sich Daniela und Ender trotz ihrer Einschränkungen ein normales Leben erkämpft hatten. Enders Tagebuch zu einer Geschichte umzuschreiben, war wohl eine der spannendsten Literaturerfahrungen, die er sich vorstellen konnte. Ihn faszinierte auch, wie eng, Erinnerungen, Biographien und Geschichten zusammenhingen.

Es waren noch wenige Wochen bis Weihnachten, als Max fragte, „Weißt du, wann wir das letzte Mal zusammen im Skiurlaub waren?“ Mathias musste etwas überlegen; es war vor ihrem achtzehnten Geburtstag. „Vor zehn Jahren, oder täusche ich mich?“ „Ja, genau vor zehn Jahren. Jetzt sind die Alpen so nahe, ich denke, es wird mal wieder Zeit: Weihnachten und Silvester in den Bergen, was hältst du davon?“ Mathias war unschlüssig; er fühlte sich von dem Vorschlag auch etwas überrumpelt, gerade mal drei Wochen vor Weihnachten. „Findest du es nicht ein bisschen kurzfristig? Außerdem war ich schon zehn Jahre nicht mehr Skifahren; auf der Piste breche ich mir alle Knochen.“ „Ich dachte auch nicht an Abfahrtski, das würde ich auch nicht wollen. Aber Langlauf vielleicht, das stelle ich mir schön vor. Ich dachte an das Karwendelgebirge, da kann man gut Langlaufski fahren, habe ich gelesen, das ist gerade mal

120 Kilometer weg von hier. Wir leihen uns ein Auto und quartieren uns dann dort irgendwo ein; ich habe ein Prospekt mit Adressen, da sind so viele Pensionen, dass wir bestimmt etwas finden.“ Mathias war überrascht, wie konkret Max' Vorstellungen schon waren. „Aber gebucht hast du noch nichts, oder?“, fragte er und Max lachte, „Nein, ich wollte dich zuerst fragen.“

Mathias konnte Max' Vorschlag nicht ablehnen; mit etwas Abstand gefiel ihm die Idee auch. Max hatte für sie ein kleines Appartement für zwei Wochen gebucht, sodass sie den Jahreswechsel in den Bergen verbringen würden. Kurz bevor sie fuhren, schlug Max vor, dass sie während des Urlaubs in den Bergen ihren Kleidungsstil tauschen. Mathias' Reaktion war etwas verhalten; Max wusste, dass ihm seine Ideen oft zu kreativ waren. Mathias war eher für das Gleichbleibende und die gewohnten Routinen, die ihm die Sicherheit vermittelten, die er brauchte. „Ich trage deine Flanellhemden und Cordhosen und du bekommst dafür meine Kapuzenpullis und Jeans“, erklärte Max, „Ich glaube, das wird auch dir gefallen, wenn du dich mal darauf eingelassen hast. Es ist ja nur ein Spiel und ich fände es cool, es zu spielen.“ Mathias ließ sich darauf ein, es einen Tag lang zu probieren und sich dann zu entscheiden, ob er es sich zwei Wochen lang vorstellen konnte, Kapuzenpullover und Jeans zu tragen. Max hatte unter das Flanellhemd einen Rollkragenpullover gezogen und fand, dass er damit sehr gewöhnungsbedürftig aussah. Aber es fühlte sich gut an, sehr angenehm auf der Haut und warm war es obendrein. Sogar den Rollkragen war nicht unangenehm, da Mathias' Pullover alle aus einer angenehm weichen Baumwolle waren. Überrascht war Max, als ihm Mathias sagte, dass er den Kapuzenpullover viel angenehmer fand, als er es sich vorgestellt hatte. „Nur wenn ich mich im Spiegel sehe, erschrecke ich mich jedes Mal“, sagte er, „Nur gut, dass uns dort niemand kennt.“

Mathias war richtig froh, dass sie zusammen in den Skiurlaub gefahren waren. Er fühlte sich vom ersten Tag an so unbeschwert wie schon lange nicht mehr. Es gab nur seinen Bruder und die herrliche schneebedeckte Landschaft, alles andere war weit entfernt. Tatsächlich war das einzige, was ihn manchmal irritierte, dass ihn Max in seinem Flanellhemd über einem Rollkragenpullover doch sehr an Adrian erinnerte. Dabei erst wurde ihm klar, wie sehr er sich nach ihm sehnte. Dadurch dass er seinen Kleidungsstil übernommen hatte, zumindest, was die Flanellhemden und Cordhosen anging, war Adrian irgendwie immer bei ihm. So einen dicken Parka mit Kapuze hatte er allerdings nach wie vor

nicht und konnte sich auch nicht vorstellen, einen zu tragen. Das führte ihm jetzt Max wie ein Spiegel vor Augen. Er fand, Max sah in diesen Hemden gut aus, und liebte es, sich an ihn anzukuscheln und das angenehm weiche Flanellhemd zu spüren. Schon am ersten Tag führte Max etwas ein, was sie auch schon lange nicht mehr getan hatten: Er zog Mathias die Kapuze über und versuchte ihn daran zu hindern, sie wieder abzunehmen, was im Nu in einen Ringkampf überging, den Mathias gewann. „Ich, Maximilian Marquart erbege mich“, sagte Max und, als Mathias ihn losließ, „Und jetzt ziehen wir uns aus, ja?“ Dann hatten sie den besten Sex seit langem und konnten gar nicht mehr aufhören, sich zu genießen. Mathias hatte den Eindruck, dass seit seiner Leukämie-Erkrankung Max zum ersten Mal dabei richtig entspannt war.

Sie hatten überhaupt eine sehr entspannte Zeit miteinander und genossen es, einfach nur zusammen zu sein, gemeinsam Langlaufski zu fahren, die grandiose Aussicht in den Bergen zu erleben oder auch sich ihre Kindheits- und Jugendfotos anzusehen, von denen Max einige mitgenommen hatte – und natürlich miteinander zu ringen. „Wir hatten damals ja schon einen Anzug-Fetisch“, sagte Max, als sie ihre Jugendfotos durchgingen. Mathias fand das Wort „Fetisch“ etwas unpassend, aber ja, das mit den Anzügen war früher schon eine Obsession. „Wir haben eben ein besonderes Verhältnis zu unserer Kleidung“, erklärte er, „Ich bin auf jeden Fall sehr froh, dass ich wieder meine Hemden tragen kann, wenn wir wieder zurück sind.“ „Ich finde dich aber echt cool im Kapuzenpulli, vor allem mit Kapuze auf“, entgegnete Max. Das war Mathias natürlich klar und deshalb zog er sich immer die Kapuze über seine Mütze, wenn sie draußen waren. Mit der Kapuze alleine wäre es ihm zu kalt gewesen, da wärmte seine Mütze deutlich besser. Aber beides zusammen war richtig warm; Mathias hätte sich daran gewöhnen können – zumindest solange er nicht darüber nachdachte, wie er damit aussah.

„So mit Mütze und Kapuze erinnerst du mich schon ziemlich an Jan“, sagte Max und lachte, „Ihr seid euch schon ein bisschen ähnlich, finde ich, auch wenn du sozusagen eher ein ‚Anti-Punk‘ bist.“ „Ich habe nichts gegen Punks“, entgegnete Mathias und Max erklärte, „Das meine ich auch nicht, sondern vom Ästhetischen her, da bist du fast das Gegenteil von einem Punk.“ „Du meinst, ein Punk wäre dir lieber?“, fragte Mathias und Max antwortete, „Niemand wäre mir lieber als du.“ Er war tatsächlich davon überzeugt, dass es für ihn keinen idealeren Partner gab als seinen Zwillingenbruder, und er wusste, dass Mathias

es genauso empfand, sein Matze. „Und niemand wäre mir lieber als mein Maximilian“, sagte Mathias und lachte. Die zwei Wochen waren recht schnell vorbei, Weihnachten und Silvester; es waren die besten zwei Wochen, die Mathias seit langem erlebt hatte. Max ging es nicht anders.

Nachdem sie am letzten Tag ihre Sachen gepackt hatten, saßen sie zusammen auf dem Bett und starrten auf ihre Koffer. Sie wären beide am liebsten geblieben, hätten am liebsten die Zeit angehalten und diese unglaublich schönen gemeinsamen Tage bis ans Ende aller Zeiten gehabt. „Bist du glücklich?“, fragte Max; er wusste nicht, wieso er gerade jetzt auf diese Frage gekommen war. Vielleicht war es dieses durch und durch zufriedene Gefühl, seinen Bruder neben sich zu spüren, dieser Moment, der am besten ewig anhalten würde. „Ja“, antwortete Mathias, „Ich bin glücklich, weil wir uns gefunden haben.“ Er war auch glücklich, sich selbst gefunden zu haben, nicht nur in der Auseinandersetzung mit Max sondern auch in der mit Enders Geschichte. Sie hatte ihm gezeigt, was Leben bedeuten konnte: Auch sein Leben mit Max war eine Geschichte, die sich einreihete in den Fluss der Geschichten, aus der die Welt bestand, ihre Welt und die aller anderen. „In Gedanken bist du jetzt aber wieder bei deinen literarischen Höhenflügen“, erwiderte Max und zog Mathias die Kapuze über; er sah richtig gut aus mit den Kapuzenpullovern. „Ich spüre genau, dass du in Gedanken gerade woanders bist.“ „Und wo bist du in Gedanken?“, fragte Mathias, „Rate mal“, antwortete Max und schob ihn mit einem kräftigen Stoß auf das Bett. Dann sprang er auf ihn und ehe Mathias richtig realisierte, was gerade geschah, drückte er bereits seine Handgelenke neben seinem Kopf auf das Bett. „Du bist wieder ganz schön kräftig geworden“, sagte Mathias, den es offensichtlich erregte, von seinem Bruder so festgehalten zu werden. Es war das erste Mal, dass Max das Ringen gewann. Er fing an, mit seinen Knien Mathias' Oberarme zu kneten, der vor Schmerzen stöhnte „Du sollst raten“, forderte ihn Max auf, „Woran denke ich gerade?“ „Wahrscheinlich an Sex“, sagte Mathias und Max ließ ihn los, „Gut geraten. Dann ziehen wir uns jetzt aus, oder?“

Kay und Janning

Als Janning nach Hause kam, war er schon richtig hungrig. Er hatte den Vormittag auf dem Deich verbracht und es war schon lange her, dass er gefrühstückt hatte. Aber sein Vater war gerade erst aufgestanden und saß vor einer Flasche Bier am Küchentisch, seine Mutter schlief noch. „Mach dir doch selber was“, sagte sein Vater, als Janning fragte, ob es wieder nichts zum Mittagessen gab. Er kochte sich ein paar Nudeln, die er mit dem Ketchup aß, der noch im Kühlschrank stand. Andere Kinder bekamen zu Hause eine richtige Mahlzeit, ihre Eltern spielten mit ihnen, halfen ihnen bei den Hausaufgaben und fuhren mit ihnen in den Urlaub. Das hatte Janning nicht. Es fing damit an, dass sein Vater vor über zwei Jahren seine Arbeit verlor und dann immer früher anfang, Bier zu trinken. Nach kurzer trank er schon morgens, gleich nachdem er aufgestanden war. Und dann wurde seine Mutter krank und hatte keine Kraft mehr aufzustehen. Seitdem verbrachte sie die meiste Zeit des Tages im Bett und war auch nicht ansprechbar, wenn sie aufgestanden war. Es funktionierte nichts mehr, es wurde nur noch ab und zu mal etwas gekocht, die Wohnung wurde nicht mehr geputzt und die Wäsche nicht mehr gewaschen. In der Schule machten sich die Kinder darüber lustig, dass Janning nur noch kaputte und schmutzige Sachen anhatte, und dann wollte niemand mehr neben ihm sitzen, weil er so streng roch. Nach und nach fing er an, alles selbst zu organisieren, sich selbst etwas zu kochen, sein Zimmer zu putzen, die Wäsche zu waschen und Flicker aufzunähen, wenn seine Kleidung irgendwo aufgerissen war.

Aber das funktionierte alles nicht so richtig; er war ja erst zehn Jahre alt. Immerhin konnte er Nudeln oder Kartoffeln kochen, die er mit Ketchup oder Quark zu Mittag aß. Aber seine Kleidung war inzwischen voll mit Flicker und das Wäschewaschen war sehr umständlich, weil er sie im Waschbecken waschen musste. Im Haus gab es keine Dusche und die Badewanne ist verstopft, seit sein Vater im Raum den vollen Küchenmülleimer darin ausgeleert hatte. Jetzt musste Janning alles in dem einen Waschbecken waschen, das noch funktionierte, sich selbst, die Wäsche und sogar das Geschirr, weil der Wasserhahn am Küchenwaschbecken nicht mehr ging. Das Haus zerfiel zunehmend, nur sein Zimmer war immer sauber und ordentlich aufgeräumt, das war Janning wichtig. Nach dem Mittagessen ging er in sein Zimmer und las in seinem Buch mit Geschichten aus dem Schwarzwald. Er mochte die Geschichten sehr ger-

ne, ganz besonders die mit dem Herz aus Stein. So gerne würde er mal in den Schwarzwald fahren, um zu sehen, wie es dort aussah. Aber mit seinen Eltern war so etwas undenkbar. Während er im Buch las, hatte er plötzlich die Idee einen Brieffreund zu finden, der im Schwarzwald wohnte. Der könnte ihm dann erzählen, wie es im Schwarzwald war und Fotos schicken. Das Buch, was er las, wurde in Freiburg hergestellt, so stand es zumindest drin, und Freiburg lag am Rand des Schwarzwalds und war obendrein eine große Stadt; da gab es bestimmt jemanden, der mit Janning eine Brieffreundschaft eingehen wollte. Er schrieb einen Brief an den Verlag des Buches fragte, ob er seine Anfrage nach einem Brieffreund dort als Kleinanzeige veröffentlichen konnte. Dazu legte er ein Foto von sich vor dem Haus. Das hatte sein Onkel an seinem zehnten Geburtstag aufgenommen.

In der Woche darauf kam schon eine Antwort aus Freiburg. Es war jemand vom Verlag, der schrieb, dass er Jannings Brief an die Zeitung weitergeleitet hatte und er ihm viel Glück bei seiner Suche wünschte. Es dauerte weitere zwei Wochen, bis noch ein Brief aus Süddeutschland kam. Er war von einem Jungen, der Kay hieß und eine Brieffreundschaft mit Janning beginnen wollte. Kay schrieb, dass er gerne im Wald war und auch bastelte. Er schrieb auch, dass er mit den anderen Kindern in seiner Klasse nichts anfangen konnte. Das kannte Janning sehr gut; auch er konnte mit ihnen nichts anfangen, im Gegenteil, er fühlte sich von ihnen meistens genervt, weil sie so taten, als wären sie etwas besseres als er. Am Ende fragte Kay, ob er nur geflickte Kleidung hatte und ob es in das Haus regnete. Er schickte auch ein Foto von sich, auf dem er im Anzug und mit Krawatte abgebildet war; auf dem Foto machte er ein ernstes Gesicht, fast schon grimmig. Janning antwortete ihm noch am gleichen Tag und schrieb über Reetdächer, dass die an der Nordsee üblich waren und sie normalerweise den Regen gut abhalten konnten. „Aber unser Dach müsste mal gemacht werden“, schrieb er, „Da ist schon viel Moos drauf. Überhaupt ist das Haus baufällig. Meine Eltern kümmern sich aber nicht darum, sie kümmern sich eigentlich um gar nichts, und weil mein Vater nicht arbeitet, können wir uns auch nichts leisten. Ich hätte gerne neue Kleidung oder mal etwas leckeres zu essen, aber das gibt es bei mir nicht.“ Er ließ den Brief ein paar Tage lang liegen, bis er ihn mit in die Schule nahm und dort in den Briefkasten steckte.

Es dauerte ein paar Wochen, bis Kay wieder antwortete. Dann kam aber gleich ein Päckchen mit einem Buch, einem Bildband über den Schwarzwald. Kay

entschuldigte sich, dass er so lange gewartet hatte, und schrieb, dass er sich oft mit seiner Mutter stritt, weil bei ihr alles sehr ordentlich und sauber sein musste. Aber mit seinem Vater verstand er sich dafür gut. Das Buch hatte Kay aus der Schulbibliothek ausgeliehen und er bat Janning, es zurückzuschicken, wenn er es gelesen hatte, damit er es wieder abgeben konnte. „Der Schwarzwald ist eigentlich nichts besonderes“, schrieb er, „Berge, viel Wald und Bauernhöfe. Aber ich mag ihn; mit dem Fahrrad bin ich gleich in den Bergen, aber es ist ganz schön anstrengend, ständig den Berg hoch und wieder runter zu fahren. Das ist bei euch sicher einfacher, wenn alles flach ist.“ Das Buch war voll mit Fotos; Janning blätterte es immer wieder durch. Nach drei Wochen musste er es wieder zurückschicken. Er hätte Kay gerne auch ein Buch über die Nordsee geschickt, aber in seiner Schule konnte man sich keine Bücher ausleihen. Dafür steckte er ein paar Muscheln in das Päckchen, die er am Strand gefunden hatte.

Die Brieffreundschaft entwickelte sich sehr gut. Bereits nach wenigen Briefwechseln war Kay für Janning wie ein echter Freund. Manchmal ertappte er sich dabei, wie er mit ihm redete, wenn er auf dem Deich saß. Aber es war wohl gut, dass es nur eine Brieffreundschaft war. Ein Junge im Anzug mit einem sauberen weißem Hemd und einer Krawatte passte nicht richtig zu einem, der nur schmutzige und geflickte Sachen hatte. Trotzdem störte es Kay offenbar nicht, dass Janning in solchen Verhältnissen lebte. Im Sommer kamen seine Tante und sein Onkel; sie kamen nur sehr selten, vielleicht einmal im Jahr. Dabei stritten sie sich jedes Mal mit seinem Vater, besonders seine Tante, die die Schwester seines Vaters war. Sie fand es unmöglich, dass sich Jannings Eltern so gehen ließen. „Ich bin froh, dass ich nicht mehr Magnussen heiße und mit dir in Verbindung gebracht werden kann“, sagte sie einmal. Janning würde auch gerne nicht mehr mit seinen Eltern in Verbindung gebracht werden; dann würden die anderen Kinder und die Lehrer nicht mehr so auf ihn herabsehen. Von seinem Zimmer hörte er, wie sein Vater seiner Tante und ihrem Mann verbot, ins Haus zu kommen. „Ich will wenigstens nach dem Jungen sehen“, sagte seine Tante und sein Vater behauptete, dass er gerade nicht zu Hause sei. Als seine Tante fragte, wo er denn war, behauptete sein Vater, in der Schule. Janning traute sich nicht, aus dem Zimmer zu kommen und seinen Vater als Lügner dastehen zu lassen, aber am liebsten hätte er das gemacht. Schließlich gingen sie wieder, ohne das Haus betreten zu haben.

Nach den Sommerferien wiederholte er die vierte Klasse; das hätte er nicht gemusst, aber mit seinem Zeugnis hätte er in die Hauptschule gehen müssen und das wollte er nicht. Seine Klassenlehrerin war auch der Meinung, dass er eher ein Kandidat für die Realschule oder vielleicht sogar das Gymnasium war. Er hatte jetzt zwar neue Klassenkameraden, aber die gleichen Probleme wie in der alten Klasse auch. Er war eben das Schmuttelkind. Niemand wollte in seiner Nähe sein, nicht nur wegen seiner Kleidung, sondern auch, weil er sich schnell aufregte und dann grob wurde. Eigenartigerweise regte er sich zu Hause nie auf, obwohl es dafür viele Gründe gab. Dort ließ er alles über sich ergehen; er konnte ohnehin nichts dagegen unternehmen. Aber in der Schule brauchte ihn nur jemand anschauen, schon war er genervt und musste ihn weg schubsen oder boxen. Es nervte ihn, wenn ihn andere Kinder anschauten oder etwas blödes sagten, er war eigentlich immer genervt, wenn ihm jemand zu nahe kam, vor allen Dingen andere Kinder. So saß er auch in dieser Klasse alleine an einem Tisch und nicht zu zweit wie die anderen. Wie in der alten Klasse waren sie eine ungerade Anzahl Schüler, sodass einer von ihnen zwangsläufig alleine sitzen musste.

Den ganzen Sommer über hatte Janning nicht an Kay gedacht. Zu sehr war er damit beschäftigt, seinen Alltag zu organisieren, einkaufen, kochen, waschen, vor allen Dingen verbrachte er viel Zeit an der Nordsee. Er liebte es, barfuß im Watt zu sein, sich von der Brandung nass spritzen zu lassen oder einfach nur auf dem Deich zu sitzen und in die Ferne zu schauen. Aber schon am ersten Schultag kam er ihm wieder in den Sinn. Es dauerte aber noch einige Tage, bis er wieder einen Brief schrieb. Er war hin- und hergerissen, ob er über die Schule und die Probleme, die er dort hatte, schreiben sollte, oder lieber darüber, wie gut er sich fühlte, wenn er an der Nordsee war. Er schrieb über die Nordsee. Zuerst erklärte er das Wattenmeer und die Tiere, die dort lebten, und dann, wie gut es war, einfach da zu sein, in der Weite, weit und breit keine anderen Menschen, nur er selbst. Da konnte er alles vergessen, sein Zuhause, die Eltern, die Schule. Wenn es das nur alles nicht geben würde, sondern nur er und die weite Landschaft mit dem Wind und dem Geruch nach Meerwasser, das wäre das höchste Glück, das man sich vorstellen konnte. „Dann bin ich ich, Janning“, schrieb er, „und nicht der Schmuttelhans oder der Stinkepeter.“

Kay antwortete ihm, dass er für ihn kein Schmuttelhans oder Stinkepeter war. Im Gegenteil bewunderte er, wie Janning seinen Alltag meisterte, obwohl er so

ein schwieriges Elternhaus hatte. „Ich dachte immer, bei mir wäre das extrem, aber bei dir ist das ja viel extremer. Ich bekomme immerhin etwas zu essen gekocht und saubere Kleidung.“ Dann erzählte er über seine Mutter, wie oft sie ihn ausschimpfte und dass sie ihn oft in sein Zimmer einsperrte. „Ich kann mich gut alleine beschäftigen, aber wenn ich eingeschlossen bin, dann kocht es in mir innerlich. Es macht mich richtig wütend, wie in einem Gefängnis eingesperrt zu sein“, schilderte er. Zum Glück hatte sein Vater viel Verständnis für ihn; allerdings auch für seine Mutter. „Mein Vater sagt immer, ‚Wir müssen hier alle Kompromisse eingehen‘“, erklärte er. Dann schrieb er, dass Janning sein einziger Freund war, der einzige, mit dem er etwas anfangen konnte. „Für mich bist du Janning, mein Brieffreund“, schloss er den Brief. Er schickte ein paar Fotos mit, die sein Vater bei einem Ausflug in den Schwarzwald gemacht hatte. Es waren Fotos von einer zerfallenen Burg dabei und ein riesiges Schwarzwaldpanorama, das er von einem Aussichtsturm aus aufgenommen hatte. Auf einem Foto war Kay abgebildet, mit seinen dunklen, kurzen Haaren in einer grauen Hose und einem Hemd; offenbar war es noch warm. Die Hose und das Hemd waren sehr sauber und passten farblich gut zueinander; Kay sah richtig gut aus, fand Janning, er würde auch gerne so eine Hose und ein Hemd tragen, das würde sicher auch zu ihm gut passen.

Eingesperrt zu werden, konnte sich Janning überhaupt nicht vorstellen. Trotz aller Probleme mit seinen Eltern konnte er eigentlich tun, was er wollte, vor allen Dingen konnte er auf dem Deich oder im Watt sein und sich frei fühlen, keine Schule, keine Eltern, keine Menschen. Allerdings konnte er auch einfach verhungern oder im Dreck ersticken und das würde auch niemanden interessieren. Kays Eltern kümmerten sich wenigstens um ihn, auch wenn sie ihn oft ausschimpften und ins Zimmer sperrten. Schwer zu sagen, was schlimmer war. Blöde waren immer die Herbst und die Winterferien, da gab es keine Schule und er konnte nicht so viel draußen sein, weil es zu regnerisch oder zu kalt war. Er hatte ja keine richtige Kleidung für schlechtes Wetter, besonders nicht für Regen; sein alter Anorak war im Nu durchnässt. Dann saß er oft stundenlang in seinem Zimmer und blätterte in den wenigen Büchern, die er hatte. Er schrieb mehrere Briefe an Kay, in denen er seine Tage beschrieb, was er sich zu essen kochte, wie umständlich das Geschirrspülen und Wäschewaschen am Waschbecken war. Kay antwortete nur ein einziges Mal, schrieb über seine Ausflüge in den Schwarzwald und schickte zwei Fotos von sich mit. Die hatte wieder

sein Vater auf einem der Ausflüge aufgenommen. Kay trug diesmal eine Jeans und ein passendes einfarbiges Hemd dazu. Er hatte eine Mütze auf und einen dicken Anorak an, den er auf dem einen Bild offen hatte, auf dem anderen geschlossen. Janning betrachtete die Bilder ausgiebig; er wünschte sich, so wie Kay zu sein, sauber und mit Jeanshose, einem passenden Hemd und neuen Schuhen. „Du kannst mir auch Fotos von dir schicken; mir ist es egal, wenn deine Kleidung nicht so gut aussieht“, schrieb Kay. Janning hatte allerdings nicht viele Fotos von sich. Er fragte seine Klassenlehrerin, ob sie eines machen würde; sie brachte am Tag darauf ihre Fotokamera mit in die Schule, um ihn zu fotografieren. Janning sagte, dass er sich für das Foto gerne etwas richtiges anziehen wollte. Im Sekretariat stand eine Fundkiste mit verschiedensten Kleidungsstücken, von denen er sich etwas aussuchen konnte. Er fand dort eine Jeans und ein Hemd und ließ sich darin fotografieren. Leider konnte er die Sachen nicht behalten. Eine Woche später gab ihm die Lehrerin zwei Abzüge; er fand, er sah richtig gut darauf aus, und schickte eins davon Kay, ohne viel dazu zu schreiben.

Es dauerte ziemlich lange, bis Kay wieder schrieb. Er schrieb, dass sein Vater bei einem Autounfall gestorben war und zwar schon kurz nach Weihnachten. Jetzt war er mit seiner Mutter alleine und stritt sich immer heftiger mit ihr. Der Brief machte ihn traurig; so gerne würde er Kay helfen, aber konnte er tun? Er antwortete, dass Kay ihm alles anvertrauen konnte und sagen sollte, wenn er etwas für ihn tun konnte. „Wir haben beide unsere Päckchen zu tragen“, schrieb er, „und zusammen schaffen wir es auch.“ Es dauerte lange, bis Kay wieder schrieb, länger noch als das letzte Mal. Inzwischen war Sommer geworden und Janning verbrachte wieder viel Zeit draußen auf dem Deich und im Watt. Diesmal schrieb Kay, dass er einem Klassenkameraden fast ein Ohr abgerissen hatte. Er hatte den Eindruck, dass er manchmal die Kontrolle über sich verlor und er dann wie aus einem Traum aufwachte und über das, was er getan hatte, richtig erschrocken war. „Der hatte irre geblutet“, schrieb er, „Ich will doch nicht einem anderen so weh tun. Das ist doch nicht richtig.“ Kay schien richtig verzweifelt zu sein, auch mit seiner Mutter wurde es immer heftiger. Neuerdings gab sie ihm immer wieder eine Ohrfeige, „Nicht schlimm, sie schlägt nicht richtig zu und es tut auch nicht weh, aber trotzdem.“ Er erzählte am Schluss noch von dem Gespräch mit dem Psychologen und der Klassenlehrerin; sie rieten ihm, zu den Pfadfindern zu gehen. Das war wirklich eine

gute Idee, fand Janning; er sollte vielleicht auch zu den Pfadfindern gehen. Vielleicht musste er keinen Beitrag bezahlen, weil seine Eltern so arm waren. Das antwortete er auch Kay, dass er es für eine sehr gute Idee hielt, zu den Pfadfindern zu gehen. Ein paar Wochen später schrieb ihm Kay, dass er jetzt ein Pfadfinder geworden war und sogar am Sommerlager teilgenommen hatte. Er schrieb auch, dass er im Sommerlager einen anderen Pfadfinder verletzt hatte, was wieder einfach geschah, ohne dass er es kontrollieren konnte. „Als wenn bei mir eine Sicherung durchgebrannt wäre“, schrieb er. „Aber die Pfadfinder haben mich dafür bestraft, ich habe mich bei ihm entschuldigt und dann war alles wieder gut. Ich glaube, ich bin hier richtig“, beendete er den Brief. Im Umschlag war auch ein Foto von ihm in einem Pfadfinderhemd, unter dem er ein anderes Hemd anhatte. Janning betrachtete es sehr ausgiebig; Kay hatte auch einen Gürtel mit Abzeichen um, an dem ein Pfadfindermesser hing. So wollte er auch aussehen; es war bestimmt eine gute Idee, zu den Pfadfindern zu gehen.

Als Kay von der Schule nach Hause kam, sah er eine Zeitung auf dem Küchentisch liegen, die Ausgabe vom letzten Wochenende. Sein Vater kaufte sie jeden Samstag, weil sie dann einen umfangreichen Kleinanzeigenteil hatte. Die Zeitung war so akkurat gefaltet, als wenn sie noch niemand gelesen hätte und lag parallel zu den Tischkanten. Während er in der Zeitung blätterte, kam seine Mutter in die Küche und forderte ihn mit erhobener Stimme auf, sie wieder richtig zu falten und hinzulegen. „Ich möchte sie aber lesen“, sagte Kay, aber seine Mutter zog sie ihm einfach weg. Er bekam noch den hinteren Teil zu fassen, der jetzt genauso zerfleddert aussah, wie der, den seine Mutter in der Hand hielt. „Was fällt dir ein?“, fragte sie mit erhobener Stimme und gab ihm eine Ohrfeige, „Du gehst jetzt sofort in dein Zimmer.“ Er nahm den Teil der Zeitung, den er in der Hand hielt, mit in sein Zimmer und hörte, wie seine Mutter von außen zuschloss. Das machte sie neuerdings, seit Kay sich traute, ihr auch mal zu widersprechen. Bei ihr musste alles immer in einer bestimmten Ordnung sein, in einer Ordnung, in die Kinder nicht hineinpassten. Nachmittags kam zum Glück sein Vater von der Arbeit nach Hause; dann schimpfte auch seine Mutter nicht mehr so oft mit ihm. Er sagte immer, dass Kays Mutter etwas komisch sei aber im Grunde ein guter Mensch. Kay konnte eigentlich nichts gutes an ihr erkennen, dafür schimpfte sie viel zu oft mit ihm. Sein Zimmer war der einzige Ort, an dem er auch mal tun konnte, was er wollte, solange er immer

aufräumte und nichts herumlag. Sonst hatte er den Eindruck, dass er nichts anfassen durfte, ohne dass seine Mutter mit ihm schimpfte.

Das Stück Zeitung, das er mitnahm, war der Anzeigenteil. Er las ihn sich genau durch und fand eine Anzeige, in der stand, „Ich bin zehn Jahre alt und suche einen gleichaltrigen Brieffreund, der im Schwarzwald wohnt, weil ich gerne etwas über den Schwarzwald wissen möchte. Ich kann dafür etwas über die Nordsee erzählen; da wohne ich nämlich.“ Kay fühlte sich sofort angesprochen, gerade weil er keine Freunde hatte und ihm die Aussicht auf eine Brieffreundschaft gut gefiel. Er wohnte zwar nicht im Schwarzwald, aber am Rand, sodass er mit dem Fahrrad in die Berge fahren konnte. Der Junge hatte auch einen Namen, der so richtig norddeutsch klang, Janning Magnussen. Kay schrieb gleich einen Antwortbrief, in dem er auch schilderte, dass er gerne in den Wald ging und aus Papier Phantasiemaschinen bastelte. Das machte er wirklich sehr gerne. Er hätte auch gerne geschrieben, dass seine Mutter sehr streng war und ihn wegen jeder Kleinigkeit ausschimpfte, aber so etwas wollte er nicht an jemanden schreiben, den er nicht kannte. In der Schule klappte es auch nicht so gut; der Unterricht schon, immerhin hatte er es auf die Realschule geschafft, aber mit seinen Klassenkameraden konnte er nichts anfangen. Das Einzige, was ihm einfiel, war, sie zu ärgern, wofür er immer wieder ermahnt wurde. Sein Vater musste deswegen schon öfter in die Schule kommen. Aber das war noch in der Grundschule; in der Realschule gab es bisher noch keine Probleme, obwohl er schon über ein halbes Jahr dort war. Er gab sich wirklich Mühe, die anderen Kinder in Ruhe zu lassen.

Nach zwei Wochen bekam er einen Brief von Janning. Er schrieb, dass er in einem kleinen Dorf in der Nähe der Nordsee lebte, in einem ehemaligen Bauernhof. „Aber meine Eltern sind keine Bauern“, schrieb er, „Meine Mutter fühlt sich ständig schlecht und liegt bis nachmittags im Bett und mein Vater trinkt viel Alkohol.“ Er schrieb, dass er am liebsten stundenlang auf dem Deich spazieren ging und das mit den Freundschaften nicht so richtig klappte. „Aber vielleicht habe ich ja jetzt einen Brieffreund“, schloss er den Brief ab. In dem Brief war auch ein Foto, das Janning vor dem Bauernhaus zeigte. Er hatte strohblonde Haare, so wie sich Kay die Menschen im Norden vorstellte. Bei genauerer Betrachtung erkannte er, dass das Haus ziemlich baufällig aussah und Jannings Pullover und Hose lauter aufgenähte Flicker hatten. Er wusste, dass die Menschen in Norddeutschland ärmer waren als im Süden, dass sie so arm waren,

erstaunte ihn aber dennoch. Abends schrieb er einen Antwortbrief. Diesmal schrieb er über seine Probleme mit seiner Mutter und auch, dass sein Vater immer zu ihm hielt. Janning hatte ja offenbar auch Probleme mit seinen Eltern und dann gleich mit beiden. Er schrieb auch über seine Probleme mit seinen Klassenkameraden. „Ich ärgere sie immer, ich weiß auch nicht, warum. Ich weiß aber auch nicht, was ich mit ihnen anfangen soll; einladen kann ich sie nicht, weil meine Mutter so komisch ist und mich lädt ja sowieso niemand ein.“ Am Ende fragte er, ob Janning immer geflickte Kleidung trug und ob es in das Haus hinein regnete, weil da nur Stroh auf dem Dach war.

Es dauerte nicht lange, bis Janning antwortete. Kay konnte gar nicht glauben, dass es Eltern gab, die sich überhaupt nicht um ihre Kinder kümmerten. Janning lebte ohne Zweifel in einer Welt, die sich die meisten Menschen nicht vorstellen konnten; so wie er mit seiner Mutter und ihrer zwanghaften Ordnung. Ständig diese Streits und ständig eingesperrt zu werden, konnten sich bestimmt auch nur die wenigsten vorstellen. Er konnte Janning gut verstehen, und Janning ihn sicher auch; sie konnten sich verstehen, obwohl sie sich mit den allermeisten anderen Kindern nicht verstehen konnten. Auch wenn sie sich noch nicht getroffen hatten, empfand Kay Janning als einen echten Freund, als jemanden, dem er vertrauen konnte. Einen Freund zu haben, der noch nicht einmal etwas richtiges zum Anziehen hatte, war wirklich besonders. Aus der Schulbibliothek lieh er sich einen Bildband über den Schwarzwald und schickte ihn Janning. Der hatte sicherlich nur wenig Bücher, so arm wie seine Eltern waren. In das Päckchen, mit dem er das Buch wieder zurück schickte, hatte Janning ein paar Muscheln vom Nordseestrand gesteckt, die sich Kay auf den Schreibtisch legte, neben Jannings Foto.

Am Wochenende wurde es richtig frühlingshaft und Kay durfte zu seiner Großmutter gehen. Seine Mutter mochte es überhaupt nicht, dass er dort hinging, weil er immer dreckig wieder zurückkam. Seine Großmutter wohnte in einem kleinen Dorf in der Nähe auf einem Bauernhof, den sie ganz alleine betrieb. Das Dorf war eigentlich eher eine Siedlung; es gab dort noch nicht einmal einen Lebensmittelladen. Kay liebte den Bauernhof; er war riesig und neben dem Haus, in dem seine Oma wohnte, standen noch mehrere Schuppen. Das Beste war, dass Kay manchmal ein kleines Stück selbst mit dem Trecker fahren durfte, natürlich nur, wenn seine Großmutter neben ihm saß. Und der Erdkeller; der war richtig groß und bestand aus drei hintereinander angeordneten unterirdi-

schen Räumen, von denen der letzte mit einer Tür abgetrennt war. Kay hatte ihn leergeräumt, ausgefegt und für sich eingerichtet, leere Kisten zu einer Sitzgruppe mit einem Tisch in der Mitte angeordnet und unterschiedliche Sachen, die er auf dem Bauernhof gefunden hatte und nützlich fand, ins Regal gestellt. Seine Oma hatte ihm Kerzen und Streichhölzer gegeben, damit der „die Grotte“, wie er den Erdkeller nannte, ausleuchten konnte. In die Tür hatte er seinen Namen geritzt; so hatte er seinen ganz privaten Raum tief unter der Erde. Seine Großmutter mochte ihn; sie schimpfte nie mit ihm und ließ ihn einfach tun, was er tun wollte. Schließlich war sie den ganzen Tag beschäftigt, auch am Wochenende. Auf dem Bauernhof gab es immer etwas zu tun.

Als er am Sonntag wieder nach Hause kam, schimpfte seine Mutter, weil er so schmutzig war. Sein Vater nahm ihn aber gleich mit ins Badezimmer, steckte die dreckige Wäsche in die Waschmaschine, und forderte Kay auf zu duschen. Beim Abendessen sagte seine Mutter, „Ich möchte nicht, dass Kay zu seiner Großmutter geht; dieser Dreck dort. Mich juckt es überall, wenn ich nur daran denke.“ Sein Vater entgegnete, dass Kay und die Wäsche ja inzwischen wieder sauber waren. So war es jedes Mal, wenn er seine Oma besuchte. Er wäre gerne öfters bei ihr gewesen, aber aus Rücksicht mit seiner Mutter durfte er nur alle paar Wochen auf den Bauernhof. Von Janning kam lange kein Brief mehr, auch den ganzen Sommer über nicht. Aber auch Kay war nicht danach, Briefe zu schreiben. Die ständigen Streits mit seiner Mutter belasteten ihn ziemlich; am liebsten würde er nach der Schule gar nicht nach Hause kommen, weil er genau wusste, was ihn dort erwartete. Seine Mutter schloss ihn inzwischen regelmäßig in sein Zimmer ein und ließ ihn erst wieder heraus, nachdem sein Vater von der Arbeit zurückgekommen war. In seinem Zimmer eingeschlossen dachte er oft an Janning und betrachte manchmal die ganze Zeit die Muscheln und das Foto mit dem in Lumpen gekleideten Jungen vor dem baufälligen Haus. Aber an Briefeschreiben war dann nicht zu denken; zu sehr war Kay wegen dem Streit mit seiner Mutter aufgewühlt. Vor allen Dingen fühlte es sich richtig mies an, eingesperrt zu sein wie ein Tier im Zoo oder ein Straftäter im Gefängnis.

Wenigstens durfte er im Sommer mehrere Wochenenden bei seiner Großmutter verbringen. Dass seine Mutter jedes Mal deswegen schimpfte, war ihm egal. Am Ende der Sommer kam wieder ein Brief von Janning. Er schrieb viel über die Nordsee und wie er dort die Zeit verbrachte. Kay las den Brief mehre-

re Male und versuchte, sich die Weite vorzustellen, von der Janning schrieb. Es würde ihm an der Nordsee bestimmt auch gut gefallen. Zum Schluss schrieb Janning, dass er für die anderen nur ein „Schmuddelhans“ war. Kay fand den Ausdruck witzig, aber er verstand, dass es eigentlich überhaupt nicht witzig war. Er antwortete, dass Janning für ihn ein echter Freund war, und schrieb auch darüber, dass ihn seine Mutter in sein Zimmer einschloss. Bevor er den Brief in den Umschlag steckte, betrachtete er Jannings Foto. „Schmuddelhans“, dachte er und lachte. In den Umschlag steckte er auch ein paar Fotos, die sein Vater bei ihrem letzten Ausflug in den Schwarzwald aufgenommen hatte. In der Folge schrieb Janning mehrere Briefe hintereinander. Kay fand es ziemlich deprimierend, was er schrieb; so völlig auf sich gestellt zu sein und gar nichts zu haben, konnte er sich nur schwer vorstellen. Er wusste nicht so richtig, was er darauf antworten sollte.

Nach den Sommerferien durfte er nicht mehr zu seiner Großmutter gehen. Kay war vor Wut und Verzweiflung ziemlich aufgebracht, als seine Mutter das Verbot verkündete, vor allen Dingen, weil sein Vater sagte, dass man dafür Verständnis haben sollte, dass seine Mutter den Bauernhofgeruch nicht vertrug. „Du hältst immer nur zu ihr, nie zu mir“, warf er ihm vor. Als Ausgleich fuhr sein Vater ein paar Mal mit ihm in den Schwarzwald, um dort zu wandern. Nach einem dieser Ausflüge schrieb er Janning einen Brief und schickte zwei Fotos von sich mit. Er schrieb auch, dass ihm Janning auch Fotos von sich schicken sollte. Als Antwort schickte Janning ein Foto von sich; diesmal in richtiger Kleidung, in einer Jeanshose ohne Flecken und einem karierten Hemd, das ziemlich zerknittert aussah. Kays Mutter bügelte seine Hemden immer, sodass sie nie zerknittert waren. Trotzdem sah Janning in dem Hemd und der Jeans ganz anders aus. In dem kurzen Brief schrieb er, dass er die Sachen in der Schule geliehen bekommen hatte, damit er sich für das Foto „schick machen“ konnte. Kay musste lachen; für ihn bedeutete „schick machen“, ein weißes Hemd mit Krawatte und einen Anzug zu tragen.

Geraubte Freiheit

Kay saß in seinem Zimmer, als es an der Tür klingelte. Wer sollte denn jetzt, zwischen Weihnachten und Neujahr zu Besuch kommen? Er öffnete die Zimmertür einen Spalt und lauschte. Es waren Polizisten, die in die Küche kamen und sagten, dass sein Vater einen Autounfall hatte und gestorben war. Durch

den Türspalt sah er, wie seine Mutter stocksteif dasaß und nichts sagte. Die Polizisten blieben noch eine ganze Zeitlang schweigend sitzen und sagten schließlich, dass sich seine Mutter bei ihnen melden konnte, wenn sie etwas brauchte. Dann gingen sie. Kaum war Kay in die Küche gekommen, schickte sie ihn wieder in sein Zimmer; wenigstens schloss sie diesmal nicht ab. Kay blieb den restlichen Tag in seinem Zimmer. Auch in den folgenden Tagen ging er seiner Mutter aus dem Weg. Ihr Schweigen war ihm unheimlich; sie schimpfte noch nicht einmal mit ihm. Doch das änderte sich nach ein paar Tagen. Am Tag vor der Beerdigung schloss sie ihn wieder in sein Zimmer ein und ließ ihn erst am Abend wieder heraus. Sein Vater war nicht mehr da, um ihn zu befreien, und so musste er ohne Abendessen hungrig ins Bett gehen. Bei der Beerdigung wurde ihm erst so richtig deutlich, was der Tod seines Vaters bedeutete; jetzt konnte seine Mutter mit ihm machen, was sie wollte, er war ihr jetzt völlig ausgeliefert. Während Kay die Beerdigungszeremonie regungslos beobachtete, gab es beim anschließenden Kaffeetrinken kein Halten mehr. Er konnte gar nicht mehr aufhören zu weinen. Erst als er versehentlich sein Glas mit Limonade umstieß und seine Mutter für alle hörbar sagte, „Du musst wieder alles dreckig machen, das sieht dir ähnlich“, wich seine Trauer der bekannten Wut.

Kaum waren sie in der Wohnung, sagte sie, „Schau dir mal deinen Anzug an; den kann ich jetzt in die Reinigung geben. Es ist immer das Gleiche: Wo du bist, sind Unordnung und Dreck. Lange schau ich mir das nicht mehr an, glaub mir das.“ Dabei war der Fleck auf dem Anzug fast nicht zu sehen; gelbe Orangenlimonade auf einem dunkelbraunen Anzug. Kay war verzweifelt; jetzt gab es noch nicht einmal seinen Vater, der ihn in Schutz nehmen konnte. Nach einem kurzen Streit schob sie ihn in sein Zimmer und schloss die Tür ab. Kay kamen vor Wut die Tränen; am liebsten hätte er einfach um sich geschlagen. „Lass mich raus“, rief er, aber seine Mutter antwortete nicht. Er schlug mit der Faust gegen die Tür und ignorierte die Aufforderungen seiner Mutter, damit aufzuhören. Schließlich schloss sie die Tür auf und herrschte ihn an, „Du hörst sofort auf, gegen die Tür zu hämmern, sonst passiert hier noch etwas.“ „Dann sperr mich einfach nicht ein“, entgegnete Kay und schlug wieder mit beiden Fäusten gegen die Tür. Seine Mutter gab ihm eine Ohrfeige, packte seine Hände und hielt sie ihm auf dem Rücken zusammen, „Bist du jetzt ruhig oder muss ich dir die Hände festbinden?“ Kay bebte innerlich vor Wut und rief, „Mach doch! Das ist auch nicht schlimmer als eingesperrt zu sein.“ Sie ließ seine Hände los, aber

Kay behielt sie auf dem Rücken und rief, „Mach schon, bind mich fest!“ Im Augenwinkel beobachtete er, wie seine Mutter den Stoffgürtel aus den Gürtelschlaufen seines Bademantels zog, der am Schrank hing. Als er spürte, wie sie den Gürtel um seine Handgelenke legte, hämmerte sein Puls so laut, dass er fast alles andere übertönte. Seine Mutter wickelte den Gürtel zwischen seinen Handgelenken hindurch und knotete ihn fest. „Das hast du jetzt davon“, sagte sie. Er bewegte seine Hände und merkte, dass sie richtig fest zusammengebunden waren. „Jetzt setz dich auf die Küchenbank, damit ich dich im Auge habe, und wehe du rührst dich vom Fleck“, befahl ihm seine Mutter, „Deinen Widerstand werde ich brechen, glaub mir.“ Er ging in die Küche und setzte sich auf die Bank. Um eine halbwegs bequeme Position zu finden, musste er sich ein paar mal zurecht rücken, was mit den Armen auf dem Rücken nicht einfach war. Trotzdem fühlte es sich zu seiner Überraschung überhaupt nicht schlecht an, gefesselt zu sein, im Gegenteil, er fühlte sich plötzlich so ruhig und entspannt, wie er sich nur sehr selten fühlte. Die Verzweiflung und die Wut waren einfach verschwunden; selbst die Gedanken an die Beerdigung seines Vaters waren mit einem Mal weit entfernt.

Kay war ziemlich verunsichert, denn eigentlich war es das Schlimmste, was er sich vorstellen konnte, von der eigenen Mutter festgebunden zu werden, schlimmer auf jeden Fall als im Zimmer eingesperrt zu sein und eigentlich auch schlimmer als geohrfeigt zu werden. Aber so fühlte er sich gar nicht, er fühlte sich nicht schlecht, im Gegenteil, die innere Ruhe, die er verspürte, war eine echte Wohltat. Nicht so angenehm war, dass es ihn immer wieder mal juckte und er sich nicht kratzen konnte. Er konnte auch weder seine Krawatte lösen noch den obersten Hemdknopf öffnen und nach einiger Zeit wurde das Sitzen auf der Holzbank zunehmend unbequem. Es vergingen fast drei Stunden, bis seine Mutter sagte, „Wenn du mir versprichst, ruhig zu bleiben, binde ich dich wieder los.“ Kay war erleichtert; gerade die letzte Stunde Stillsitzen war wirklich nicht besonders angenehm. Nachdem sie ihn losgebunden hatte, nahm er sich als erstes die Krawatte ab und öffnete den obersten Hemdknopf, bevor er das Abendessen richtete. Nach dem Essen ging er in sein Zimmer, wo er den restlichen Abend verbrachte.

Aber bereits am nächsten Tag stritten sie sich wieder. Ein Anlass fand sich immer, meistens war es irgendetwas, was die Ordnung von Kays Mutter störte, wenn beim Essen etwas neben den Teller fiel, er seine Schuhe oder irgendet-

was anderes nicht an den richtigen Platz stellte, wenn irgendetwas dreckig war oder er einfach nur zu laut sprach. Es gab eigentlich immer einen Anlass für einen Streit. Wie immer sperrte sie ihn in seinem Zimmer ein. Eigentlich hielt sich Kay gerne in seinem Zimmer auf; es machte ihm nichts aus, alleine zu sein; er konnte sich gut alleine beschäftigen. Erst vor kurzem hat er von seinem Vater mehrere Bausätze für Modellflugzeuge bekommen. Das Zusammenbauen war sehr aufwendig, die einzelnen Teile waren zum Teil sehr filigran und es gab viele davon. Schließlich musste das Modellflugzeug noch lackiert werden. Aber, wie in einem Gefängnis eingesperrt zu sein, machte ihn so wütend, das er unfähig war, sich auf den Modellbau zu konzentrieren. Er saß schon lange auf dem Bett und wartete, bis seine Wut verflog, als ihm der Gedanke kam, was wohl passieren würde, wenn er wieder an der Tür hämmerte. Würde ihn seine Mutter wieder festbinden? Die Vorstellung, wieder mit den Händen auf den Rücken gebunden auf der Bank zu sitzen, empfand er zugleich als unheimlich und faszinierend. Warum fühlte es sich so gut an, gefesselt zu sein? Kay entschied sich, die Auseinandersetzung nicht weiter zu eskalieren und sich ruhig zu verhalten. An den nächsten beiden Tagen gelang es ihm, einem Streit aus dem Weg zu gehen, indem er gleich nach der Schule in sein Zimmer ging und nur herauskam, um seine Aufgaben zu erledigen, einkaufen zu gehen oder das Abendessen zu richten. Offenbar fand an diesen Tagen seine Mutter keinen Anlass, ihn auszuschimpfen. Das war auch gut so, denn, wenn sie ihn ausschimpfte, wurde er immer wütend und es kam zum Streit, der damit endete, dass sie ihn in sein Zimmer einsperrte. Es fiel ihm immer schwerer, sich dann wieder zu beruhigen.

Auch am Samstag eskalierte die Situation wieder, diesmal weil er beim Mittagessen gekleckert hatte. Wochentags aß er immer in der Schulkantine zu Mittag, wo er ungestört essen konnte, aber am Wochenende gab es immer Konflikte beim Mittagessen. „Mit einem Kind wie dir bin ich wirklich bestraft“, sagte seine Mutter, „Zur Strafe machst du nicht nur den Tisch sauber sondern schrubbst auch den Boden.“ Kay spürte wieder eine Mischung aus Wut und Verzweiflung in sich aufkommen, stand auf und erwiderte, „Das ist nur auf den Tisch gefallen. Den Boden kannst du selber schrubben.“ Seine Mutter gab ihm eine Ohrfeige und sperrte ihn wieder ein. „Das wird dir noch vergehen, mir ständig zu widersprechen“, sagte sie. Er war so wütend, dass er wieder gegen die Tür schlug. „Du weißt, was passiert, wenn du so weiter machst“, rief seine Mutter

durch die Tür, aber es war ihm egal; soll sie ihn doch wieder festbinden. Als sie die Tür öffnete, hatte er schon den Bademantelgürtel in der Hand und reichte ihn ihr. „Du willst es ja gar nicht anders“, sagte sie und band ihm die Hände auf dem Rücken zusammen. Im Nu war Kays Wut wieder verfliegen und stattdessen breitete sich eine wohltuende Ruhe in ihm aus. Selbst die Anspannung, die er mal stärker, mal schwächer immer spürte, war einfach weg, während er gefesselt auf der Küchenbank saß. Er würde sich gerne immer so fühlen, so ruhig und entspannt, aber er wusste, dass es nur von kurzer Dauer war.

Es waren wie beim letzten Mal knapp drei Stunden vergangen, als seine Mutter fragte, „Bist du jetzt wieder zu Vernunft gekommen?“ Obwohl das Stillsitzen schon richtig unbequem geworden war und er noch vorhatte, zum Sportplatz zu gehen, konnte sich Kay überhaupt nicht vorstellen einzulenken. Alleine diese Frage machte ihn wütend, schließlich war es sie, die zur Vernunft kommen sollte und nicht er. Statt einer Antwort bewegte er seine Arme, als wenn er sie aus den Fesseln herauswinden wollte. „Was ist, gibst du mir keine Antwort?“, fragte seine Mutter, aber Kay schwieg. „Na gut“, sagte sie schließlich, „ich gehe jetzt in die Stadt einkaufen. Bis ich wiederkomme, hast du genügend Zeit, um darüber nachdenken.“ Sie ging tatsächlich und ließ ihn alleine. Noch nie fühlte sich Kay so hilflos ausgeliefert wie in diesem Moment. Er spürte, dass seine Mutter eine Macht auf ihn ausübte, der er nicht entkommen konnte. Selbst, wenn es möglich gewesen wäre, hätte er keinen ernsthaften Versuch unternommen, sich zu befreien. Er hätte auch aufstehen und in der Wohnung herumlaufen können, jetzt wo seine Mutter nicht da war. Stattdessen blieb er sitzen, wie sie es ihm befohlen hatte. Schließlich kamen ihm die Tränen und liefen ihm die Wangen herunter; er konnte sie noch nicht einmal abwischen. Lieber hätte er wie Janning Eltern, die sich um nichts kümmerten, als so eine Mutter. Als sie wieder zurückkam, war schon Zeit für das Abendessen und sie band ihn los. „Jetzt richte das Abendessen und dann verschwindest du“, sagte sie. Widerwillig aber kommentarlos richtete Kay das Abendessen und ging nach dem Essen in sein Zimmer, um seine Hausaufgaben zu erledigen und einen Brief an Janning zu schreiben. Während er über den Tod seines Vaters und die Streits mit seiner Mutter schrieb, kamen ihm wieder die Tränen. Jannings Antwort gab ihm in den folgenden Wochen viel Halt. „Zusammen schaffen wir es“, hatte er geschrieben und Kay ging dieser Satz immer wieder durch den Kopf, „Zusammen schaffen wir es.“

Mit seiner Mutter wurde es aber eher schwieriger als besser. Sie lebte in ihrem Ordnungswahn und konnte ihn nur solange tolerieren, wie er ihre Ordnung nicht störte und sich unsichtbar machte. Sonst wurde sie böse und Kay wütend, sie stritten sich und seine Mutter sperrte ihn in seinem Zimmer ein. Seine Wut war inzwischen meistens so groß, dass er gar nicht anders konnte, als sie lautstark herauszulassen und als Konsequenz die folgenden Stunden gefesselt auf der Küchenbank zu sitzen. Es gab keinen Vater mehr, der ihn zu sich nahm und seine Mutter aufforderte, nicht so streng zu sein. Auch seine Großmutter durfte er seit dem Tod seines Vaters nicht mehr besuchen. Als er vor kurzem heimlich bei ihr war, hatte es seine Mutter sofort gemerkt, weil er nach Bauernhof roch. Als Strafe sollte er den ganzen Sonntag vom Frühstück bis zum Abendessen eingeschlossen in seinem Zimmer verbringen. Und wieder war seine Wut so groß, dass er mit den Händen auf dem Rücken auf der Küchenbank saß, diesmal den ganzen Tag lang; nur für das Mittagessen band ihn seine Mutter los. Abends taten ihm die Arme weh, weil sie so lange auf dem Rücken gefesselt waren. Seitdem eskalierten die Streits nicht nur oft sondern immer und endeten auch immer damit, dass er den Nachmittag gefesselt auf der Bank verbrachte. Meistens hämmerte er gegen die Tür, gleich nachdem er eingesperrt wurde, denn wenn er zuerst versuchte, seine Wut zu unterdrücken, verspürte er innerlich so einen Druck, dass er sich geradezu danach sehnte, gefesselt zu werden. Vermutlich war es für ihn schlimmer, seiner Wut ausgesetzt zu sein als für seine Mutter.

In der Schule wurde es auch immer schwieriger. Kay schaffte es oft nicht, die Hausaufgaben zu machen, und seine Noten wurden auch schlechter. Immer wieder hatte er Gespräche mit seiner Klassenlehrerin, die den Verdacht hatte, dass irgendetwas mit ihm nicht in Ordnung war. Kay versuchte aber, sich nichts anmerken zu lassen, obwohl er fand, dass sein Elternhaus alles andere als in Ordnung war. Überhaupt war eigentlich nichts in seinem Leben in Ordnung, weder sein Elternhaus noch die Schule. Im Grunde genommen fühlte er sich nur gut, wenn er abends alleine in seinem Zimmer war und bastelte oder am Wochenende den Nachmittag im Wald verbrachte. Alles andere war für ihn die Hölle. Irgendwie schaffte er es nicht, mit anderen Kindern in Kontakt zu kommen; er wusste nicht, was er mit ihnen anfangen sollte, und so ärgerte er sie, indem er sie schubste, zwickte oder sich grobe Scherze ausdachte. Einmal hatte er einen Klassenkameraden so kräftig an einem Ohr gezogen, dass es ein-

riss und kräftig blutete. Zum anschließenden Gespräch brachte seine Klassenlehrerin einen Psychologen mit, der Kay nach seinen Familienverhältnissen ausfragte. „Das ist doch nicht nur, weil dein Vater gestorben ist, mir kannst du nichts vormachen.“ Kay wusste nicht, was er sagen sollte, und als der Psychologe fragte, ob ihn seine Mutter schlug, fing er an zu weinen. Er konnte dem Druck, den der Psychologe auf ihn ausübte, nicht mehr standhalten. Als er sich wieder gefasst hatte, sagte er, „Wir streiten uns oft, aber sie schlägt mich nicht; nur manchmal eine Ohrfeige und“; er zögerte. „Und was?“, bohrte der Psychologe nach und Kay sagte, dass sie ihn öfter in sein Zimmer einsperrte. Dass sie ihn auch festband, erzählte er nicht. Am Ende des Gesprächs schlug ihm seine Klassenlehrerin vor, zu den Pfadfindern zu gehen und gab ihm einen Zettel mit der Telefonnummer des Pfadfinderleiters.

Er hatte Janning schon lange nicht mehr geschrieben. Die Probleme mit seiner Mutter setzten ihm richtig zu und er kam mit seinen Wutgefühlen nicht mehr zurecht, sie wurden immer extremer, Wut und Verzweiflung. Manchmal kam ihm sogar der Gedanke, sich das Leben zu nehmen, aber er wusste, dass er das niemals tun würde. Vielleicht war es eine gute Idee, zu den Pfadfindern zu gehen, einfach nur, um ab und zu etwas anderes zu erleben. Aber wahrscheinlich kam er mit den Pfadfindern genauso wenig zurecht wie mit seinen Klassenkameraden. Er war nicht der Typ für Freundschaften, dafür hatte er einfach zu viele Probleme, zu Hause, in der Schule und vor allen Dingen mit sich selbst. Der Brief, den er Janning schrieb, war vermutlich ziemlich wirr, aber Janning antwortete trotzdem recht schnell und riet ihm, zu den Pfadfindern zu gehen. Er schrieb sogar, dass er selbst überlegte, zu einem Pfadfindertreffen zu gehen.

Kay rief den Pfadfinderleiter an und wurde zum nächsten Pfadfindertreffen eingeladen. Das Treffen war überraschend interessant, es ging um Spuren, die Tiere im Wald hinterlassen. Besonders gefreut hatte ihn, dass ihn die Pfadfinder eingeladen hatten, mit auf das Sommerlager zu kommen, um sie kennenzulernen. Die Aussicht, in den Ferien zwei Wochen woanders zu sein, fand er richtig gut; zwei Wochen ohne seine Mutter, ohne eingesperrt oder gefesselt zu werden. Bis es soweit war, gab es noch zwei weitere Gruppentreffen, die wie das erste Treffen sehr lehrreich waren. Vor allen Dingen waren die Pfadfinder ausgesprochen nett, ganz anders als seine Klassenkameraden. Das Sommerlager gefiel ihm wie erwartet sehr gut. Die Pfadfinder liehen ihm ein Zelt und einen Schlafsack, und es gab jeden Tag etwas zu tun, Unterricht in Pfadfinderdis-

ziplinen, Wanderungen, Spiele und natürlich auch Kochen, Abwaschen und das Graben von Toilettenlöchern. Kay fühlte sich wie ein anderer Mensch, so entspannt und ausgeglichen, wie er sich sonst nie fühlte. Nur einmal drängte es ihn, einen anderen Pfadfinder zu ärgern. Er stach ihn mit einem spitzen Nagel in die Fußsohle, während er auf der Wiese döste, nur ganz leicht, um ihn ein bisschen zu pieken. Doch vor Schreck machte der Pfadfinder eine so ungeschickte Bewegung, dass sich der Nagel richtig tief in die Sohle bohrte und stecken blieb. Er schrie, wie Kay noch nie jemanden schreien gehört hatte.

Sofort kamen die anderen Pfadfinder und der Gruppenleiter angerannt. Kay beobachtete wie gelähmt, wie der Leiter den Nagel aus dem Fuß zog und die Wunde verarztete. „Und was machen wir jetzt mit Kay?“, fragte einer der Pfadfinder und einer der älteren Pfadfinder antwortete, „Die übliche Strafe für so etwas ist Pflocken.“ Er wandte sich an Kay, „Nimmst du die Strafe an?“ Kay war so erschrocken über das, was er getan hatte, dass er nickte, obwohl er nicht wusste, was Pflocken bedeutete. Er wollte dem Jungen nicht wehtun und schon gar nicht so, dass er so schreien musste. In Gedanken versunken beobachtete er, wie die Pfadfinder an der Stelle, an der der verletzte Pfadfinder gelegen hatte, vier Holzpflocke in den Boden schlugen. Dann musste er sein Hemd und die Schuhe ausziehen und wurde recht unsanft zu den Pflocken gezerrt. Im Nu war er an Händen und Füßen angebunden, sodass er ausgestreckt wie ein X auf dem Boden lag, und wurde mit Erde und feuchten Blättern beworfen. Einer der Pfadfinder sagte, „Eugen ist mein bester Freund“, und leerte einen Eimer mit Küchenabfällen über ihn aus.

Dann liefen sie weg und ließen ihn liegen. Sie hatten ihn so fest angebunden, dass er sich kaum bewegen konnte. So mit dem ganzen Unrat bedeckt dazuliegen, fühlte sich unglaublich mies an; es juckte und kratzte am ganzen Körper. Kay hatte sich noch nie so schlecht gefühlt, noch nicht einmal bei den Streits mit seiner Mutter. Während er so dalag, gingen ihm die unterschiedlichsten Gedanken durch den Kopf, vor allen Dingen auch, wie er seinen Klassenkameraden so kräftig am Ohr zog, dass es blutete, und immer wieder daran, wie der Pfadfinder mit dem Nagel im Fuß schrie. Dabei kamen ihm die Tränen. Kurz darauf kam einer der Pfadfinder zu ihm und rief laut, „Er weint.“ „Dann kannst du ihn losbinden“, rief ein anderer als Antwort. Nachdem er wieder frei war, wischte sich Kay den Dreck ab und ging zu dem Jungen, dem er den Nagel in den Fuß gedrückt hatte, um sich zu entschuldigen. Die Pfadfinder waren so

nett zu ihm, nahmen ihn mit ins Sommerlager und dann tat er so etwas; er konnte es immer noch nicht fassen. Dafür war die Strafe viel zu mild, dachte er, er hätte es verdient, den ganzen Tag angebunden zu bleiben und immer wieder mit Unrat überschüttet zu werden. Als er zu Eugen ins Zelt kam, bekam er kein Wort heraus; stattdessen musste er wieder weinen. „Ist ja gut“, sagte Eugen, „Ich hab es ja überlebt, auch wenn es immer noch wehtut wie die Hölle.“ Als Kay wieder aus dem Zelt kam, rief ihn der Pfadfinder zu sich, der die Strafe vorgeschlagen hatte. „Du hast die Strafe angenommen und dich bei Eugen entschuldigt; damit ist alles wieder gut“, erklärte er, „So ist das bei uns Pfadfindern.“ In diesem Moment entschied sich Kay, bei den Pfadfindern zu bleiben.

Als er nach dem Sommerlager zu Hause ankam, sah ihn seine Mutter mit offenem Mund an, öffnete seine Sporttasche und sagte, „Oh Gott ist das alles dreckig. So kommst du hier nicht über die Schwelle. Kay musste sich vor der Tür bis auf die Unterhose ausziehen und seine Mutter packte seine Sachen und die Sporttasche in Müllbeutel; dann schickte sie ihn unter die Dusche. Er zog sich danach frische Sachen an und zog sich gleich in seinem Zimmer zurück, um sich nicht wieder mit ihr zu streiten. Doch sie rief ihn zu sich und erklärte, dass er nicht mehr zu den Pfadfindern gehen durfte. „Das kannst du nicht machen“, rief er, „Dann gehe ich einfach hin, ohne dich zu fragen.“ Seine Mutter antwortete, „Das werden wir ja sehen. Und jetzt gehst du in dein Zimmer, sonst setzt es noch was.“ Kay spürte wieder diese unbändige Wut in sich aufkommen. Zwei Wochen lang hatte er sie überhaupt nicht gespürt, und jetzt, nach gerade Mal einer Stunde zu Hause war sie wieder da, mit voller Wucht. Am liebsten hätte er um sich geschlagen, irgendetwas kaputt geschlagen; der Drang, seine Wut irgendwie zu entladen, war unerträglich. „Dann musst du mich festbinden“, rief er, „jeden Tag, wenn ich von der Schule komme bis ich ins Bett gehe.“ Dabei drehte er sich um und hielt die Hände auf den Rücken. „Du provozierst es ja geradezu“, sagte sie und seufzte, „Was habe ich nur getan, dass ich mit so einem Kind bestraft wurde.“ Sie schob ihn in sein Zimmer, nahm den Stoffgürtel und band ihm die Hände zusammen. „Ich will von dir heute nichts mehr sehen oder hören“, sagte sie und schloss ihn ein.

In Kay wich die Wut wieder einer tiefen Ruhe, als wenn jemand das Fenster zu einer lärmenden Straße geschlossen hätte. Seine Mutter ließ ihn wie angedroht, den restlichen Tag gefesselt in seinem Zimmer eingesperrt. Kay verhielt sich die ganze Zeit ruhig und versuchte auch nicht, seine Hände frei zu bekom-

men. So fest, wie sie zusammengebunden waren, hätte es ohnehin nicht geschafft. Er fügte sich und dachte viel nach; mit den Händen auf dem Rücken konnte er auch nicht viel anderes tun als nachdenken. Es war schon sehr spät, als er auf die Toilette musste und seine Mutter rief. „Es ist jetzt ohnehin Bettzeit“, sagte sie, als sie ihm die Hände losband, „Du raubst mir den letzten Nerv; ich weiß wirklich nicht, wie lange ich das noch durchhalte.“ Als sie ihn ein paar Tage später wieder nach einem Streit ohrfeigte, in sein Zimmer schob und drohte, „Du weißt, was passiert, wenn du keine Ruhe gibst“, antwortete er, „Du kannst mir doch gleich die Hände zusammenbinden.“ Es endete ohnehin immer so. Zu seinem Erstaunen gab sie ihm recht, band ihm die Hände auf den Rücken und ließ ihn auf der Küchenbank sitzen. Seitdem sperrte sie Kay nicht mehr ein, sondern ließ ihn gefesselt auf der Bank sitzen. Mit jeder Eskalation und mit jeder Ohrfeige wuchs seine Wut. In seinen Phantasien zertrümmerte er Möbel und schlug manchmal sogar seine Mutter tot, was ihn richtig erschreckte. Dann erstarrte er, biss sich auf die Lippen, hielt seine Hände auf den Rücken und wartete, bis sie ihm seine Mutter zusammenband. So wurde er wieder ruhig und verbrachte einige Stunden auf der Bank oder manchmal auch in seinem Zimmer.

Zwei Wochen später hatte sie ihre Androhung wohl wieder vergessen, ihn nicht mehr zu den Pfadfindern gehen zu lassen. Zumindest ließ sie Kay kommentarlos gehen, als er sagte, dass er zum Pfadfindertreffen ging. Er wurde bei diesem Treffen offiziell bei den Pfadfindern aufgenommen. Dafür musste er ein paar Tests bestehen, Tierfährten bestimmen, Knoten vorführen und die drei wichtigsten Pfadfinderregeln aufsagen. Dann ging er mit verbundenen Augen über eine Brücke, die auf dem Boden aufgemalt war, und er war Pfadfinder. Sein neues Pfadfinderhemd zog er gleich an; dazu bekam er ein Halstuch, einen Gürtel mit dem Abzeichen des Stamms und ein Fahrtenmesser. „Was ist denn das für ein Uniformhemd, das du über deinem Hemd trägst“, fragte seine Mutter, als er zu Hause ankam. „Ein Pfadfinderhemd“, erklärte Kay, „Ich bin jetzt Pfadfinder.“ Sie schüttelte den Kopf, sagte aber ansonsten nichts und ließ ihn in sein Zimmer gehen. Das Pfadfinderhemd behielt er den restlichen Tag über an; es fühlte sich richtig gut an, ein Pfadfinder zu sein. Beim folgenden Pfadfindertreffen bekam er ein paar Fotos, die von ihm bei seinem Pfadfinderübertritt aufgenommen wurden. Eines davon klebte er an seine Schranktür, wo er bereits das Foto von Janning mit Hemd und Jeans angeklebt hatte. Er

schrieb ihm wieder einen Brief über seine Erlebnisse auf dem Sommerlager und seinen Übertritt zu den Pfadfindern. Eigentlich würde er Janning gerne öfter schreiben, aber dafür war er zu sehr mit sich selbst und seiner blöden Situation zu Hause beschäftigt. Mit dem Brief schickte er eines der Fotos von seinem Übertritt.

Kurz vor den Herbstferien kam eine Antwort von Janning. Als Kay ihn öffnete, zog er zuerst ein Foto heraus; es war offenbar ein Gruppenfoto von Jannings Schulklasse. Er brauchte eine Weile, bis er ihn auf dem Foto erkannte. Janning stand da in einer Jeanshose und einem karierten Flanellhemd, unter dem er noch ein anderes Hemd trug, so wie es aussah, alles neu. Er war kaum wiederzuerkennen, so verändert sah er mit dieser Kleidung aus. „Mein Onkel und meine Tante haben mir neue Sachen gekauft“, schrieb er, „Jeanshosen, Hemden und neue Schuhe. Am besten gefallen mir die Holzfällerhemden; die sind zum Überziehen wie Pullover und werden normalerweise über der Hose getragen. Mir gefällt es aber besser, wenn sie in der Hose stecken; wenn es über der Hose hängt, sieht es doch aus wie eine Schlafanzugjacke. Jetzt habe ich endlich richtige, saubere Kleidung. Ich werde auch sehr gut auf sie aufpassen und sie immer gleich waschen, wenn sie schmutzig wird. Auch ich wasche mich jetzt jeden Tag, damit ich nicht mehr so rieche. Mit meiner alten Kleidung war es egal, die hatte ja immer gerochen, selbst wenn sie frisch gewaschen war. Mit meiner neuen Kleidung ist das jetzt ganz anders; mit ihr bin ich ein neuer Mensch.“ Er fragte Kay, ob er auch solche Holzfällerhemden hatte. Das tat Kay nicht; er bevorzugte einfarbige Hemden, die er im Winter wie im Sommer trug. Karierte Hemden passten nicht zu ihm, da war er sich ziemlich sicher. Aber Janning sah gut darin aus.

Gerne hätte ihm Kay geschrieben, was er mit seiner Mutter erlebte. Aber es war ihm unangenehm, zu schreiben, dass er alle paar Tage den Nachmittag gefesselt auf der Küchenbank oder in seinem Zimmer verbrachte. Das war sicher nicht normal, auch wenn er sich schon daran gewöhnt hatte. Richtig blöde war allerdings, dass er deswegen auch mal das Pfadfindertreffen verpasste, und dass sie ihn immer öfter ohrfeigte; das tat zwar nicht weh, aber steigerte seine Wut noch mehr. In der Schule lief es auch nicht besser; immerhin wurde er im letzten Schuljahr noch versetzt, aber es war ziemlich knapp. Die Späße, die er mit anderen Schülern trieb, wurden auch immer übler und waren eigentlich schon lange keine Späße mehr. Kay konnte nichts dagegen tun; es trieb

ihn manchmal geradezu, andere Kinder zu ärgern oder ihnen wehzutun. Er wurde deswegen mehrmals ermahnt und dabei jedes Mal nach seinem Elternhaus befragt. Trotz Einladung kam seine Mutter aber nicht in die Schule, weil sie ihr zu dreckig war, wie sie sagte. Kurz vor den Herbstferien hatte er einen Jungen so kräftig mit dem Kopf an die Wand gestoßen, dass er blutete. Seine Klassenlehrerin holte wieder den Psychologen zum Gespräch, der Kay wie in einem Verhör ausfragte. Statt zu antworten, fing Kay aber an zu weinen und sagte, dass er dem Jungen nicht wehtun wollte. Die Wut in ihm wurde manchmal so groß, dass er sich nicht mehr unter Kontrolle hatte. Zu Hause wäre sicher auch schon etwas passiert, wenn ihn seine Mutter in solchen Situationen nicht festbinden würde. Kay fragte sich, ob die anderen Jungs bei den Pfadfindern oder in seiner Klasse auch zu Hause festgebunden wurden. Er konnte es sich aber nicht vorstellen und traute sich auch nicht, das Thema anzusprechen. „Ich bin mir sicher, dass da etwas nicht stimmt“, sagte die Klassenlehrerin und am Ende erklärte der Psychologe, dass er jetzt das Jugendamt verständigen musste. Zum Glück gab es das Herbstlager der Pfadfinder. Weil Kay sagte, dass ihm seine Mutter nicht erlaubte mitzukommen, hatte der Stammesleiter bei ihr angerufen und die Erlaubnis eingeholt. Das Lager war wieder wie Urlaub, obwohl es ständig etwas zu tun gab; hier fühlte sich Kay sicher, kein Ausschimpfen, keine Ohrfeigen, kein Festbinden. Er hatte viel mit Knoten geübt und war inzwischen ziemlich gut dabei. Er durfte andere Pfadfinder fesseln, um zu zeigen, wie es richtig gemacht wird, und ließ sich von ihnen fesseln, um zu sehen, ob er sich befreien konnte – was ihm meistens gelang.

Der Kontrast zwischen dem Lager und zu Hause war riesig. Aber durch die Pfadfinder lernte er auch, sich alleine in der Natur besser zurecht zu finden. Er war oft draußen, am Wochenende meistens den ganzen Tag. Wenn er dann nach Hause kam, säuberte er sich immer gründlich mit dem Gartenschlauch und trocknete sich mit einem Handtuch ab, das er im Garten versteckt hatte. Was er an Kleidung nicht säubern konnte, zog er aus und steckte es in einen Müllbeutel. Wann immer es ging, war er draußen im Wald, und blieb nur bei Dauerregen und er zu Hause. Am liebsten wäre er bei seiner Großmutter gewesen, aber er traute sich nicht, zu ihr zu gehen, weil er wusste, dass ihn seine Mutter dafür wieder einen ganz Tag lang einsperren würde. Sie fand ja schon so immer wieder einen Anlass, ihn zu beschimpfen, obwohl er ihr aus dem Weg ging, so gut er konnte. Und das endete fast immer in einem Streit und damit,

dass er gefesselt auf der Bank sitzen musste. Richtig eskalierte es an Heiligabend, als sie nach dem Frühstück sagte, „Die nächsten Tage bleibst du in deinem Zimmer, damit ich wenigstens an den Feiertagen meine Ruhe habe.“ Er konnte es nicht fassen; sie wollte ihn wirklich über Weihnachten einsperren, sodass er auch nicht nach draußen gehen kann? Auf dem Weg in sein Zimmer bebte er wieder innerlich und blieb stehen, bevor er hineinging. Wieder spürte er den Impuls, um sich zu schlagen, und um ihn zu unterdrücken, biss er sich auf die Lippen und hielt seine Hände auf den Rücken. „Jetzt musst du mich festbinden, sonst weiß ich nicht, was gleich passiert“, sagte er und spürte wie ihm vor lauter Wut und Verzweiflung die Tränen kamen. „Du drohst mir?“, fragte seine Mutter mit erhobener Stimme, „Ich werde von meinem eigenen Sohn bedroht, soweit ist es schon gekommen. Du willst festgebunden werden? Das kannst du haben.“ Während sie ihm die Hände auf dem Rücken zusammenband, spürte Kay, wie ihm die Tränen über die Wangen liefen und er wieder ruhiger wurde. „Das Mittagessen ist heute gestrichen“, sagte sie, als sie ihn in sein Zimmer schob und einschloss. Weil Weihnachten war, hatte er sein weißes Hemd und eine Krawatte an, was am Hals ziemlich eng war und schon nach kurzer Zeit unbequem wurde; er hätte den obersten Knopf öffnen sollen, doch jetzt war es zu spät dafür. Während er eingesperrt war, kamen Kay lauter Erinnerungen an seinen Vater, der vor einem Jahr gestorben war, und dabei musste er immer wieder weinen. Seine Mutter befreite ihn erst zum Abendessen wieder und schloss ihn aber anschließend wieder ein. Als sie ihn am nächsten Tag nach dem Frühstück in sein Zimmer schickte, sagte er, „Dann bind mir auch gleich die Hände auf den Rücken.“ Diesmal bekam er wenigstens etwas zum Mittagessen. Als ihn seine Mutter nach dem Essen fragte, ob er sich beruhigt hatte, nahm er wortlos wieder seine Hände auf den Rücken. Gefesselt konnte er diese Situation, den ganzen Tag eingesperrt zu sein, besser ertragen. Weil er dann aber auch nicht viel tun konnte, um sich abzulenken, dachte er viel nach und musste immer wieder weinen, weil er sich so hilflos fühlte. Aber es war besser als die Wut und Verzweiflung, die manchmal in ihm regelrecht explodierten, sodass er am liebsten etwas kaputt geschlagen hätte. Die konnte er offenbar nur unterdrücken, wenn ihm die Hände festgebunden waren. Den zweiten Weihnachtstag verbrachte er auch in seinem Gefängnis, aber danach verzichtete seine Mutter darauf, ihn wieder einzusperren. Die restlichen Ferienzeite verbrachte er meistens draußen im Wald und hielt sich zuhause nur in seinem Zimmer auf.

Das Einzige, was ihn in dieser Zeit aufbaute, war ein Brief von Janning. Er hatte zu Weihnachten wieder neue Kleidung von seinem Onkel und seiner Tante bekommen und war offensichtlich richtig glücklich darüber. Er schickte ein Polaroidfoto mit, auf dem er vor seinem Haus in seinem Anorak zu sehen war. Den Reißverschluss hatte er bis oben zugezogen und die Kapuze aufgesetzt, über seine neue Mütze; dazu trug er seine neuen Handschuhe. Wieder beschrieb er ausführlich, was er bekommen hatte. „Eigentlich wollte ich Fingerhandschuhe haben, aber meine Tante sagte, dass Handschuhe ohne Finger besser warmhielten.“ Auf dem Foto strahlte er vor Glück. Kay klebte es neben die anderen Fotos, die er von ihm hatte.

Kay hatte inzwischen richtig Angst davor, seine Wut gar nicht mehr kontrollieren und seiner Mutter etwas antun zu können. Angst vor seiner Mutter hatte er dagegen nicht; sie war ja trotz allem berechenbar. Ihre Ohrfeigen taten nicht sehr weh und, gefesselt zu werden, war für ihn schon wie eine normale Erziehungsmaßnahme, so wie andere Kinder früh ins Bett gehen mussten oder Fernsehverbot erhielten, wenn sie sich nicht benahmen. Aber er wusste natürlich, dass es alles andere als normal war. Nachdem er abends lange darüber nachgedacht hatte, entschied er sich, Janning darüber zu schreiben. „Ich habe dir ja schon mal über die Probleme mit meiner Mutter geschrieben. Es wird immer schlimmer; die Ohrfeigen sind schon Standard bei jedem Streit und jeden zweiten oder dritten Nachmittag muss ich auf unserer Küchenbank oder in meinem Zimmer eingesperrt verbringen. Und was ich noch niemandem erzählt habe: Ich bin dabei gefesselt, so richtig, mit den Händen auf dem Rücken. Ja, wirklich, meine Mutter bindet mir die Hände auf den Rücken und auch richtig fest. Das macht sie, seit mein Vater tot ist und mich nicht mehr vor ihr beschützt. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Wenn wir uns streiten, wird meine Wut immer größer; am liebsten würde ich sie umbringen. Ich glaube, wenn ich dann nicht gefesselt wäre, wäre schon etwas passiert. Muss man mich jetzt festbinden, weil ich meine Wut nicht mehr kontrollieren kann?“ Er erschrak, als er das geschrieben hatte, aber es war so, er konnte seine Wut tatsächlich nicht mehr kontrollieren. Jannings Antwortbrief kam schon die Woche darauf. Er schrieb, dass er das mit der Wut gut kannte. „Soweit, dass man mich festbinden muss, ist es zum Glück noch nicht gekommen. Aber im Ernst, was deine Mutter macht, geht doch nicht. Du hast doch gute Gründe, wütend zu sein, und dass sie dich deswegen fesselt, ist überhaupt nicht in Ordnung. Ich glaube, es ist so-

gar verboten.“ Eine Lösung für die Situation hatte Janning auch nicht, aber er betonte mehrmals, dass Kays Mutter das Problem war und nicht er.

Kurz nach seinem dreizehnten Geburtstag musste er wieder mit seiner Klassenlehrerin sprechen; diesmal hatte er einem Klassenkameraden mit dem Finger ins Auge gestochen. Aber das war ein Versehen; er hatte nicht vorgehabt, den Jungen zu ärgern. Diesmal schilderte er unter Tränen ausführlich die Verhältnisse bei ihm zu Hause, auch dass er gefesselt wurde. Sie hörte sich alles an und sagte, „Ich werde da herausholen“, bevor sie ihn entließ. Beim Mittagessen fiel ihm eine Nudel auf den Boden, was für seine Mutter wieder ein Anlass war, ihn mit Beschimpfungen geradezu zu überziehen. Beim darauf folgenden Streit sagte er, „Ich habe es der Klassenlehrerin gesagt.“ „Was hast du?“, fragte sie und er antwortete, „Ich hab ihr gesagt, was du mit mir machst.“ Daraufhin gab sie ihm eine kräftige Ohrfeige, die anders als sonst richtig weh tat. Augenblicklich spürte er wieder diese unbändige Wut und wie in einem Reflex schlug er zurück und ohrfeigte seine Mutter. Sie schrie auf und boxte in seine Richtung, ohne hinzusehen. Sie traf ihn dabei so kräftig an seinem Auge, dass er auf den Boden fiel und ihm schwindelig wurde. Er bebte innerlich und sah in Gedanken, wie er mit einer Pfanne auf seine Mutter einschlug. Als er wieder aufstand, weinte er vor Wut, Schmerz und Verzweiflung. Er hielt seine Hände auf den Rücken und wartete darauf, dass sie wieder zusammengebunden wurden. Etwa eine Stunde später klingelte es an der Haustür. Er hörte die Stimme seiner Klassenlehrerin und seine Mutter, die zuerst sagte, dass Kay nicht zu Hause war, und dann, dass sie sie nicht in die Wohnung ließ, weil sie alles dreckig machen würden. Schließlich kamen die Klassenlehrerin und zwei andere Frauen in die Küche und Kays Mutter schrie hysterisch, dass sie die Wohnung verlassen sollten; so extrem hatte er seine Mutter noch nie erlebt. „Um Gottes Willen“, sagte die Lehrerin, „Das ist ja viel schlimmer, als ich gedacht hatte.“ Eine der anderen Frauen nahm einfach das Telefon und rief die Polizei, die andere half der Lehrerin dabei, Kay loszubinden. Als die Polizei eintraf, nahmen ihn die beiden Frauen mit zu ihrem Auto. Sie sagten, dass sie vom Jugendamt waren und ihm helfen wollten.

Zuerst fuhren sie zu einem Arzt, der sein Auge begutachtete. „Nur ein Bluterguss, das gibt sich wieder“, sagte er und fragte, „Wurdest du oft geschlagen?“ Kay schüttelte den Kopf und sagte leise, „Nur Ohrfeigen.“ „Man wird dich jetzt erst einmal in ein Kinder- und Jugendheim bringen“, erklärte eine der Frauen

vom Jugendamt, „Bei deiner Mutter kannst du erst einmal nicht bleiben. Wir prüfen jetzt, ob in dich deiner Verwandtschaft jemand aufnehmen kann, und sehen dann weiter.“ Kay wollte aber nicht in ein Kinderheim gehen und sagte, „Ich möchte zu meiner Oma.“ „In Ordnung“, sagte die Frau, „Wir werden sehen, ob das möglich ist. Bis das geklärt ist, wirst du aber in dem Heim bleiben müssen.“ Die beiden Frauen fuhren ihn dann zu einem abgelegenen Hof mit drei Häusern, einem großen und zwei kleinen. Es war ein Erziehungsheim für Jungen, so stand es an der Eingangstür. Als erstes wurde ihm erklärt, dass er immer den Anweisungen der Erzieher folgen musste und vor allen Dingen Gewalt tabu war. Dann wurde ihm das Haupthaus gezeigt und die Tagesabläufe erklärt. Zum Schluss brachte ihn ein Erzieher in den Schlafsaal und zeigte ihm sein Bett. Weil das Abendessen schon vorbei war, bekam er einen Teller mit zwei belegten Broten hingestellt. Der Schlafsaal war voll mit Jungs in unterschiedlichem Alter, die viel Lärm und Unruhe verbreiteten.

In der Nacht konnte Kay kaum schlafen, nicht nur weil es mit so vielen Kindern in einem Raum ziemlich unruhig war, sondern auch weil ihm die unterschiedlichsten Gedanken durch den Kopf gingen. Jetzt plötzlich in einem Erziehungsheim zu sein, war ein richtiger Schock für ihn. Als die Standuhr auf dem Flur leise zwölf Uhr schlug, war er immer noch hellwach. Plötzlich stand einer der Jungen an seinem Bett; er musste sich angeschlichen haben, denn Kay hatte nicht bemerkt, wie er kam. Er hatte nicht nur seine Hose und Strümpfe an sondern auch noch eine Jacke, die ihm eng anlag und bis oben zugeknöpft war. Seine Hände steckten in den Jackentaschen. Sie sahen sich eine ganze Weile an; der Junge hatte sympathische, fast schon vornehme Gesichtszüge, fand Kay. Warum sagte er nichts? Wieso stand er mitten in der Nacht, noch vollständig angezogen und mit den Händen in den Taschen an seinem Bett lächelte ihn an, ohne etwas zu sagen? Schließlich setzte er sich aufs Bett und Kay setzte sich ebenfalls auf. Er sah sich den Jungen genau an, der schweigend neben ihm auf dem Bett saß. Erst jetzt fiel ihm auf, dass die Ärmel an den Taschen festgenäht waren und der Junge seine Hände gar nicht aus ihnen herausziehen konnte. War es eine Art Zwangsjacke, die er Junge anhatte? Außer dass sie recht eng war und mehr Knöpfe hatte als üblich, sah sie wie eine normale Jacke aus. Das heißt, sie hätte so ausgesehen, wenn die Ärmel nicht so an die Taschen genäht wären, dass sie wie in Fäustlinge in sie mündeten. "Warum sind denn die Ärmel festgemacht?", fragte Kay, aber der Junge lächelte nur und

gab keine Antwort. Während er bei Kay saß, redete er kein Wort, bis die Uhr auf dem Flur halb eins schlug, dann stand er wieder auf und ging zurück zu seinem Bett. Kay beobachtete ihn dabei, wie er sich ins Bett legte und dann mit den Händen in den Jackentaschen ziemlich schnell einschlief, zumindest sah er so aus. Er hatte keine Bettdecke; die brauchte er wohl auch nicht, so wie er angezogen war.

Am nächsten Tag verbrachte Kay viel Zeit mit ihm; er hieß Benny und Kay fand ihn richtig nett. Obwohl er nicht sprach, machte er den Eindruck, als würde er alles verstehen. Zudem war er sehr zurückhaltend und freundlich in seiner Art, ganz anders als die anderen Jungen. Kay fand es sehr angenehm, in seiner Nähe zu sein. Die Jacke hatte Benny den ganzen Tag über an, selbst wenn er auf Klo musste; dann half ihm einer der Betreuer, die Hose herunterzuziehen. Zu den Mahlzeiten bekam er sie allerdings ausgezogen, damit er ohne Hilfe essen konnte. Nach dem Abendessen konnte er sich auch waschen, bevor ihm die Jacke wieder angezogen wurde.

Die Jungen mussten früh aufstehen und machten morgens einen unvorstellbaren Lärm, tobten durch den Schlafsaal und den Waschraum, schrien und schubsten sich gegenseitig. Überhaupt fand es Kay im Heim fast noch schlimmer als bei seiner Mutter; dort hatte er wenigstens ein paar Stunden lang seine Ruhe, auch wenn er dabei eingesperrt oder gefesselt war. Bereits am zweiten Tag gab Kay beim Mittagessen dem Jungen, der neben ihm saß, eine Ohrfeige, weil er ihn mit seinem Gerede nervte. Der Junge fing sofort an zu heulen und Kay wurde zur Strafe in einen kleinen Raum im Keller eingesperrt, in dem nur ein Eimer stand, sonst nichts. Es war ziemlich dunkel in dem Raum, nur durch ein winziges Fenster direkt unter der Decke schien ein bisschen Licht. „Hier kannst du dich erst einmal abkühlen“, sagte einer der Erzieher. Kay spürte wieder diese Wut in ihm aufkommen und er schlug gegen die Tür, doch nichts passierte; niemand kam, noch nicht einmal, um ihn festzubinden, damit er nicht mehr an die Tür hämmern konnte. Es waren einige Stunden vergangen, bis er wieder herausgelassen wurde. „Du kennst die Regel: keine Gewalt“, sagte der Erzieher, „Heute bekommst du auch nichts zum Abendessen.“ Kay war richtig hungrig, weil er bereits beim Mittagessen nichts gegessen hatte, doch zum Glück gab ihm einer der Jungs zwei belegte Brote, die er vom Abendessen heimlich mitgenommen hatte. „Aber nicht verraten“, sagte er, „Sonst komme ich auch noch in die Beruhigungszelle.“

„Wer sich nicht an die Regeln hält, wird eingesperrt und muss hungrig ins Bett, so ist es hier“, erklärte ein anderer Junge. „Und wenn du was richtig verbotenes machst wie Weglaufen, dann kriegst du die Reitgerte“, sagte er und lachte, „Dann heißt es bücken und fünfzig Hiebe auf den nackten Hintern.“ „Fünfzig Hiebe? So ein Quatsch“, sagte einer der älteren, „Das kann man doch gar nicht aushalten. Überhaupt geht es nur mit Festbinden; die Reitgerte tut so weh, da hüpfst du sonst schon beim ersten Hieb quer durch das Zimmer. Ich weiß, wovon ich rede; mein Vater hat mich nämlich mit der Gerte bestraft. Immer im Keller, damit man mein Gejaule nicht hört, und angebunden, damit ich die Hiebe nicht abwehre. Dann hat er kräftig durchgezogen; das hat richtige Striemen gegeben. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie weh das tut.“ Ein anderer erklärte, dass es inzwischen verboten war, Kinder zu schlagen. „Aber es gibt trotzdem richtig gemeine Strafen“, erzählte er, „Du musst stundenlang mit den Händen hinter dem Kopf stillstehen, bis deine Arme lahm werden. Oder dir werden vorne Hände und Füße eng zusammengebunden, dann tut dir alles weh, weil du so zusammengekauert sitzen musst. Manchmal kommt noch eine Stange zwischen die Kniekehlen und Arme, dann kannst du dich gar nicht mehr bewegen.“ „So etwas habe ich noch nie gehört“, erwiderte ein anderer, „Die stecken dich doch höchstens in eine Zwangsjacke, so wie Benny.“ „Aber doch nicht als Strafe“, widersprach der Junge, der Kay das Brot gegeben hatte, „Er trägt sie, weil er sich sonst selbst verletzt. Das letzte Mal war ich dabei, da hat er sich mit einer Glasscherbe den Arm aufgeschnitten und das Blut kam nur so herausgequollen; mir ist richtig schlecht geworden. Deshalb muss er eine Zwangsjacke tragen, das geht ja gar nicht anders.“ Benny, der auch dabeisaß und zuhörte, grinste.

Kay war oft mit ihm zusammen und hatte schnell ein geradezu vertrautes Gefühl ihm gegenüber. Benny sträubte sich nie dagegen, seine Jacke anzuziehen, im Gegenteil, immer wenn es soweit war, reichte er sie einem Erzieher, damit er sie ihm überzog. Inzwischen war Kay meistens derjenige, von dem er angezogen werden wollte. Die Jacke war deshalb so eng, damit sie Benny ein beruhigendes Gefühl vermittelte, erklärte einer der Erzieher, der für ihn zuständig war. „Das waren ursprünglich Arbeitsjacken; meine Frau hat ein paar zusätzliche Knöpfe angebracht, damit sie eng anliegt, und die Ärmel mit den Taschen zusammengenäht. Zwei Stück, damit er eine zum Wechseln hat. Als er hierher kam, trug er eine richtige Zwangsjacke und ich konnte mich nicht damit an-

freunden, jemanden wie Benny in einer Zwangsjacke mit Gurten und Schnallen zu sehen. So sieht es wie eine gewöhnliche Jacke aus und sie hilft ihm, mit seinen Emotionen zurecht zu kommen, indem sie ihm Druck vermittelt und seine Hände festhält“, erläuterte er, „Er empfindet es ja nicht als Zwang sondern als Entlastung, fixiert zu sein. Sonst würde er ständig in der Angst leben, dass er die Kontrolle verliert und sich etwas antut.“ Kay musste dabei daran denken, wie auch er sich bereitwillig von seiner Mutter fesseln ließ, weil es ihm half, seine aggressiven Gefühlen zu dämpfen. Auch er hatte Angst, die Kontrolle zu verlieren. Er erzählte Benny ausführlich von seiner Situation und hatte den Eindruck, dass er alles verstand, auch wenn er nicht sprach. Zumindest antwortete er auf Nachfragen, indem er nickte oder dezent den Kopf schüttelte. Er kam jede Nacht zu Kay ans Bett und saß da von Mitternacht bis halb eins. Für Kay war es immer etwas besonderes, nachts neben ihm zu sitzen und mit ihm irgendwie zu kommunizieren, ohne zu reden. Schon nach wenigen Tagen war Benny so etwas wie ein Freund für ihn, eine Art Anker in dem tosenden Meer, als das er dieses Heim mit den tobenden Jungen empfand. Die nervten ihn ziemlich und immer wieder kam in ihm diese unbändige Wut hoch, dass er gar nicht anders konnte, als einem von ihnen weh zu tun. Dabei war er manchmal richtig gemein, was ihm hinterher leid tat – und auch immer in der Beruhigungszelle endete. Für Kay war es jedes Mal eine echte Qual, eingesperrt zu sein, weil er dabei seiner Wut vollkommen ausgeliefert war und gegen die Tür hämmerte, bis ihm die Hände wehtaten. Er hätte lieber wie Benny eine Fixierjacke getragen, um daran gehindert zu werden, anderen Jungs wehzutun; es wäre auf jeden Fall besser gewesen als das Kellergefängnis.

Nach vier Wochen wurde Kay wieder abgeholt und zu seiner Großmutter gebracht; endlich. Schon nach kurzer Zeit bei seiner Großmutter fühlte sich Kay wie ein anderer Mensch. Es war, als wenn es die Zeit seit dem Tod seines Vaters nicht gegeben hätte, die zwanghafte Mutter, die Streits, das Festgebunden-Werden und das Heim, das war alles weit weg. Erst nach zwei Wochen sprach ihn seine Oma auf diese Vorfälle an; die Frauen vom Jugendamt hatten ihr scheinbar alles erzählt. „Deine Mutter ist krank“, sagte sie, „Mir war es schon lange klar, aber dein Vater wollte es nie wahrhaben. Er wollte die Familie aufrecht erhalten und am Ende musstest du den Preis dafür bezahlen. Wenn ich gewusst hätte, was du bei ihr durchgemacht hattest, hätte ich sofort das Jugendamt verständigt und dich zu mir geholt.“ Kay schrieb einen Brief an Jan-

ning, in dem er ausführlich beschrieb, was in den letzten Wochen alles vorgefallen war. Es war mit Abstand der längste Brief, den er ihm geschrieben hatte. Seine Großmutter erzählte ihm, dass seine Mutter in eine Klinik gekommen war, aber das interessierte ihn nicht. Er wollte nicht mehr an sie denken und hätte sie am liebsten vollständig aus seinen Erinnerungen gelöscht. Zum Glück gab es auf dem Bauernhof viel zu tun; wo immer es möglich war, half er seiner Großmutter, und lernte, wie so ein Bauernhof bewirtschaftet wird.

Sonst verbrachte Kay viel Zeit bei den Pfadfindern. Er wollte alles lernen, was für Pfadfinder wichtig war, den Aufbau von Mannschaftszelten, Lagerküchen, Wasch- und Toilettenaufbauten im Freien und vieles mehr. Inzwischen war er schon recht gut in Knoten und hatte angefangen, Abdrücke von Tierfährten zu sammeln, die er in der Grotte weiter verarbeitete und aufbewahrte. Er nahm auch an allen Fahrten und Pfadfinderlagern teil. Allerdings war er bei den anderen Pfadfindern nicht sehr beliebt, weil er zum Teil recht grobe Späße mit ihnen trieb. Mal versteckte er die Sachen von einem, mal jagte er einem auch Angst ein, indem er ihm Prügel androhte und es kam auch vor, dass er einen fesselte und dann nicht mehr losband. Irgendwie konnte er nicht anders; es war so ähnlich wie die Wut, die in ihm aufkam, wenn er sich mit seiner Mutter gestritten hatte. Die Späße waren nicht schlimm, er tat den anderen Pfadfindern nicht weh, aber er war deswegen ein Außenseiter, den alle respektierten aber eben nicht mochten. Während dem Herbstlager taten sich einige Pfadfinder zusammen, um an ihm zu revanchieren. Sie zerrten ihn aus seinem Zelt und schleppten ihn in den Wald, wobei jeweils zwei Pfadfinder ihn an einem Arm festhielten. Schließlich banden sie ihn an einen Baum und ließen ihn dort stehen. Die Fesseln saßen sehr fest; offensichtlich beherrschten auch sie das Knotenhandwerk. Kay stand viele Stunden gefesselt an dem Baum, bis einer der Pfadfinder kam und ihn losband. Wie bei seiner Mutter, spürte er eine tiefe Ruhe in sich, während er gefesselt war, zumindest bis er pinkeln musste und nach einem langen Kampf gegen den Druck in die Hose pinkelte. „Hoffentlich hast du die Lektion verstanden“, sagte der Pfadfinder, der ihn losband, „Dass du hier nicht noch länger schmoren musst, hast du unserem Stammesleiter zu verdanken.“ Aber Kay konnte es auch danach nicht lassen, die anderen Pfadfinder zu ärgern.

Abends schrieb Kay einen Brief an Janning, in dem er von seinen Erlebnissen bei den Pfadfindern berichtete. Janning hatte ihm zuletzt wieder Fotos ge-

schickt von einem Schulfest kurz vor den Sommerferien. Er sah darauf recht glücklich aus; Kay war fasziniert, dass Janning auf den Fotos immer glücklich und zufrieden aussah, obwohl er ein so schwieriges Leben hatte. Er hatte von seiner Tante wieder neue Kleidung bekommen, vor allen Dingen ein neues Flanellhemd, weil er versehentlich eines am Ärmel aufgerissen hatte. „Ich habe aber einfach die Ärmel abgeschnitten und kann es jetzt im Sommer ohne Ärmel tragen“, hatte er geschrieben und, tatsächlich, auf dem Schulfest hatte er es an, mit einem kurzärmeligen Hemd darunter. Kay konnte sich Janning ohne Flanellhemd gar nicht vorstellen; das gehörte einfach zu ihm. „Heute haben sich die Pfadfinder an mir dafür gerächt, dass ich sie immer ärgere“, schrieb er an Janning, „Sie haben mich im Wald an einen Baum gebunden, so richtig fest, dass ich mich kein bisschen rühren konnte, und dann haben sie mich einfach stehen gelassen, stundenlang, bis ich mir dabei sogar in die Hose gepinkelt habe. Das war ganz schön unangenehm, aber ich glaube, ich habe es nicht anders verdient.“ Kay überlegte sich, ob er auch schreiben sollte, dass er es gar nicht so unangenehm fand, gefesselt zu sein, zumindest wenn es nicht zu lange war. Aber er schrieb dann doch nichts darüber.

Grenzenlose Freiheit

Jannings elfter Geburtstag war ein trauriger Tag. Sein Vater war mittags schon betrunken und seine Mutter lag noch im Bett; dass er Geburtstag hatte, interessierte beide nicht. Zu seiner Überraschung kamen nachmittags sein Onkel und seine Tante. Sie waren schon lange nicht mehr da, wohl weil sein Vater beim letzten Mal sagte, dass er sie nicht mehr sehen wollte. Er schickte auch diesmal beide wieder weg, aber sie ließen sich nicht beirren. „Das ist doch unmöglich, dass der Junge in solchen Verhältnissen leben muss“, sagte Jannings Tante, „Schon die Kleidung; er sieht ja richtig verwahrlost aus.“ Seine Kleidung sah in der Tat nicht mehr gut aus; er hatte schon lange nichts neues mehr bekommen. Seine Tante schlug vor, mit ihm in die Stadt zu fahren und ihn „neu einzukleiden“, wie sie es nannte. Sein Vater äußerte seinen Unmut durch unverständliche Laute und öffnete eine weitere Flasche Bier. Es war schon eine ganze Weile her, dass Janning in der Stadt war, und neue Kleidung konnte er auf jeden Fall gebrauchen. Sie gingen in ein Warenhaus und seine Tante erklärte der Verkäuferin, dass er alles brauchte, Hosen, Hemden, Pullover und Schuhe. „Er ist für sein Alter schon ziemlich groß und kann die Sachen sicher noch lange tragen.“ Janning freute sich auf die neue Kleidung, nicht nur weil seine Klas-

senkameraden sich immer wieder über seine schmutzige und geflickte Kleidung lustig machten.

Als die Verkäuferin fragte, was er gerne haben wollte, war die Antwort klar: Er wollte wie Kay Jeanshosen und Hemden tragen. Er suchte sich eine Jeans und ein einfarbiges Hemd aus und war begeistert, als er sich im Spiegel sah. So sah er ganz anders aus als mit seiner alten Cordhosen und dem alten Pullover, richtig gut. Er bekam zwei Jeanshosen und zwei passende Hemden, damit er die Sachen zum Waschen wechseln konnte, dazu kam ein Paar Turnschuhe. „Dann brauchst du noch einen Pullover“, sagte seine Tante und die Verkäuferin führte sie zu einem Regal mit Pullovern, „Hier findet er bestimmt etwas passendes.“ Janning sah sich ratlos die Pullover an; es war kein einziger dabei, der ihm gefiel. Kay trug keine Pullover, da war er sich sicher; wahrscheinlich war es in Süddeutschland so warm, dass es auch nicht notwendig war, Pullover zu tragen, anders als hier im Norden. „Ganz neu im Sortiment haben wir auch kanadische Holzfällerhemden zum Überziehen“, schlug die Verkäuferin vor, „Die sind aus extra dickem Flanell, ideal für die Übergangszeit.“ Janning gefielen diese Hemden auf Anhieb und er zog sich eines mit einem dunkelblauen Karomuster über. Als er es in die Hose stecken wollte, erklärte die Verkäuferin, „Das ist eine Hemdjacke und wird über der Hose getragen.“ Über der Hose sah es aber eher wie ein Schlafanzug aus als wie ein Hemd, fand Janning und erwiderte, „Hemden gehören doch in die Hose.“ „Es ist eine Jacke, die wie ein Hemd aussieht“, erläuterte die Verkäuferin, „und eine Jacke würdest du doch auch nicht in die Hose stecken.“ Janning betrachtete sich im Spiegel und wusste nicht, was der von dieser Hemdjacke halten sollte. Eigentlich gefiel sie ihm gut, aber nicht, wenn sie über der Hose hing. „Das gefällt mir so aber nicht“, sagte er und die Verkäuferin lenkte ein, „Es ist ja nicht verboten, die Jacke wie ein Hemd in die Hose zu stecken. Es sieht nur ungewöhnlich aus, noch dazu mit einem Hemd drunter.“ Erleichtert steckte er das Holzfällerhemd in die Hose und fand, dass es so viel besser aussah. Überhaupt gefiel er sich richtig gut mit der Jeans, dem Hemd und dem Holzfällerhemd darüber. Die neue Kleidung war mit Abstand das beste Geschenk, was er je zu einem Geburtstag bekommen hatte. Als sie bei ihm zu Hause ankamen, sagte sein Vater, „Wie siehst du denn aus? So eine amerikanische Hose und ein amerikanisches Hemd.“ Seine Mutter, die inzwischen aufgestanden war, jammerte, „Die Amerikaner machen doch alles kaputt.“ Plötzlich wurde seine Tante laut und sagte, dass sich Jan-

nings Eltern schämen sollten. Janning ging in sein Zimmer und hörte seine Tante und seinen Vater streiten, der am Ende brüllte, „Raus mit euch, ich will euch nie wieder sehen.“ Während dessen betrachtete er sich in dem Spiegel an seinem Schrank. Mit der neuen Kleidung sah er richtig gut aus; das Holzfällerhemd gefiel ihm ganz besonders. In der Hose sah es eindeutig besser aus, als wenn es darüber hing, auch mit dem einfarbigen Hemd darunter.

In der Woche nach seinem Geburtstag begann das neue Schuljahr. Diesmal in einer neuen Schule, in einer Realschule. Eigentlich hätte er in eine Hauptschule wechseln sollen, aber er hatte das letzte Grundschuljahr wiederholt und dann ein Zeugnis bekommen, mit dem er auf die Realschule gehen konnte. Wenn es nach seinem Vater gegangen wäre, hätte er es nicht getan, aber seine Klassenlehrerin fand, dass er das Potenzial hatte, auf eine höhere Schule zu gehen und gab ihm so schlechte Noten, dass er wiederholen musste. In die neue Klasse kam er als ein neuer Janning, nicht mehr der mit der schmutzigen und zerschlissenen Kleidung. Stattdessen hatte er eine neue Jeans an, richtige Turnschuhe und das Flanellhemd mit einem anderen Hemd darunter; alles neu. Bevor der Unterricht begann, versammelte sich die Klasse in der Schulhalle und der Rektor hielt eine Ansprache. Danach stellten sich alle für ein Foto auf, von dem alle am Ende der Woche einen Abzug bekamen. Weil noch Abzüge über waren, bekam Janning zwei davon, damit er seinem Brieffreund eines schicken konnte. „Zu meinem Geburtstag habe ich neue Sachen zum Anziehen bekommen“, schrieb er und zählte auf, was er alles an Kleidung bekommen hatte, „Ich finde, das Flanellhemd steht mir richtig gut, findest du auch?“ Dass er die vierte Klasse wiederholt hatte, erwähnte er nur beiläufig.

Einige Zeit später kamen eine Frau und ein Mann vom Jugendamt und erklärten, dass sich Verwandte bei ihnen gemeldet hätten. Jannings Vater war richtig erbost, „Das war meine Schwester, die mir wieder eins auswischen will.“ Aber die Frau beschwichtigte und sagte, dass sie nur ab und zu mal nach Janning sehen wollten und auch einen Gutschein mitgebracht hatten, mit dem er sich etwas zum Anziehen kaufen konnte. Als sein Vater protestierte und erklärte, dass sein Sohn nichts benötigt, ließ sie sich nicht beirren und fragte „Wo ist denn Ihre Frau?“ Er antwortete, dass sie gerade nicht zu Hause wäre; dabei lag sie im Schlafzimmer im Bett. Schließlich wollten sie noch Jannings Zimmer sehen und die Frau bemerkte, „Das sieht ja ganz ordentlich aus, nicht so verwahrlost wie der Rest des Hauses.“ Der Mann erklärte, dass sie nur helfen

wollten und gab Janning und seinem Vater eine Karte mit seiner Telefonnummer. Mit dem Gutschein kaufte sich Janning zwei weitere Flanellhemden, ein grau kariertes und ein einfarbiges, eine Regenjacke und Strümpfe. So konnte er immer ein anderes Flanellhemd tragen, wenn eines gewaschen werden musste. Seit er die neue Kleidung hatte, wusch er sie selbst, wenn sie dreckig war oder roch. Vorher hatte sein Vater immer die Sachen gewaschen; allerdings wusch er nur selten, sodass Jannings Kleidung die meiste Zeit schmutzig war und stank. So wie die Kleidung seines Vaters, dem das scheinbar nichts ausmachte. Auch wenn sein Elternhaus verwahrlost war, sein Zimmer und seine Kleidung waren jetzt immer sauber, das war ihm sehr wichtig.

Eigentlich freute er sich, in einer neuen Schule zu sein. Mit seiner neuen Kleidung fühlte er sich wie ein neuer Mensch, nicht mehr der Janning, der im Dreck lebte mit einer Mutter, die den ganzen Tag im Bett lag und einem Vater, der so betrunken war, dass er nur noch grunzte. Er wusch sich jeden Tag und trug eine Jeans und ein Flanellhemd mit einem anderen Hemd darunter, immer ordentlich in die Hose gesteckt. Er war wahrscheinlich das sauberste Kind in der Klasse, ganz anders als in der Grundschule. Aber trotzdem fing es auch in der neuen Schule an, schwierig zu werden. Er regte sich schnell auf, auch über seine Klassenkameraden, die er dann weg schubste oder manchmal auch boxte. Er war gut einen Kopf größer als die anderen in seiner Klasse, nicht nur weil er der älteste war, er war auch für sein Alter sehr groß. Immer wieder wurde er deswegen ermahnt. Er tat den anderen Kindern nicht richtig weh, dafür boxte er sie nicht kräftig genug, aber er war schon nach wenigen Wochen dafür bekannt, grob zu sein, und niemand wollte mit etwas zu tun haben. Niemand verabredete sich mit ihm und er konnte sich auch nicht verabreden, weil er niemanden zu sich nach Hause einladen konnte. Nach den Herbstferien ging er zu einem Pfadfindertreffen. Der Leiter sagte, dass er erst einmal dabei sein konnte, ohne einen Beitrag zu bezahlen, aber wenn er Pfadfinder werden wollte und auf die Freizeiten mitkommen wollte, müsste ein Antrag bei der Kirchengemeinde gestellt werden. „Die werden die Kosten bestimmt übernehmen“, sagte der Leiter. Janning nahm sich vor, regelmäßig zu den Treffen zu gehen und am Ende ein richtiger Pfadfinder zu werden, so wie Kay.

Kurz vor Weihnachten kamen seine Tante und sein Onkel wieder und sagten, dass sie ihm zu Weihnachten noch mehr neue Kleidung kaufen wollten. Jannings Vater wurde richtig wütend und schrie sie an, dass sie sofort das Haus

verlassen sollten. Er holte eine Axt aus der Werkzeugkammer und schrie, „Ich mach euch zu Hackfleisch.“ Seine Tante stellte sich aber vor ihn und sagte, „Was ist nur aus dir geworden? Schau dich doch mal im Spiegel an, du bist doch kein Mensch mehr.“ Sie nahm Janning an der Hand und ging mit ihm und ihrem Mann zum Auto. Im Auto sagte sie, „Du brauchst doch noch etwas richtiges für den Winter. Nur mit dem Hemd und der dünnen Jacke, dass dir damit nicht kalt ist.“ Sie hatte recht, er fror wirklich oft; nur ein Hemd unter dem Flanellhemd war eindeutig zu wenig. Vor allen Dingen weil die Schule wie das Haus seiner Eltern schlecht beheizt war und die anderen Schüler alle mit ihren dicken Wollpullovern in der Klasse saßen. „Der Junge braucht etwas für den Winter, dicke Pullover und eine Winterjacke“, erklärte seine Tante der Verkäuferin. Janning wollte aber keine Pullover; sie standen für den alten Janning, der zerschlissene Pullover und Cordhosen getragen hatte. Der neue Janning trug saubere Hemden und Jeanshosen so wie Kay. „Ich mag aber lieber Holzfällerhemden als Pullover“, wandte er ein. „Die Holzfällerhemden sind ja eigentlich Hemdjacken und werden wie Jacken über der Hose getragen. Dann kann man natürlich auch einen dicken Pulli drunter ziehen“, erklärte die Verkäuferin und zog einen Pullover aus dem Regal, „Diese Sportpullis haben einen Stehkragen mit Knopfleiste und ein kleines aufgenähtes Abzeichen. Die sehen ein bisschen frecher aus als die konventionellen Pullover; genau das Richtige für einen Jungen wie dich, was denkst du?“ Janning betrachtete den Pullover und zögerte. Als ihn seine Tante aufforderte, ihn anzuprobieren, zog er seine beiden Hemden aus und den Pullover über. Er betrachtete sich im Spiegel: Mit dem Stehkragen und den Knöpfen sah er ein bisschen aus wie ein Hemd; mit so einem Pullover konnte er sich anfreunden. Als Janning das Holzfällerhemd darüber zog und in die Hose steckte, sagte die Verkäuferin, „Das würde ich wirklich über der Hose tragen; diese Hemdjacken sollen doch gerade lässig aussehen.“ Als er erwiderte, dass er die Holzfällerhemden immer in die Hose steckte, lachte seine Tante, „Der Janning hat halt seinen eigenen Kopf.“ „Jungs eben“, bemerkte die Verkäuferin, „Aber wenn er es unbedingt wie ein Hemd tragen möchte, würde ich den Pulli ganz zuknöpfen, damit er aussieht wie ein Rolli, den er drunter gezogen hat.“ Janning fand, er sah gut aus mit dem zugeknöpften Pullover unter dem Holzfällerhemd. „Etwas unkonventionell, aber so ist eben die Jugend“, bemerkte die Verkäuferin. Er bekam noch einen zweiten Pullover mit Stehkragen und sollte sich dann eine Jacke aussuchen, „etwas richtig dickes für den Winter“, sagte seine Tante. Die Verkäuferin erklärte, „Ak-

tuell sind ja solche Parkas sehr beliebt“, und zeigte ihnen einen Ständer mit olivgrünen Parkas. Janning hatte sich aber einen Anorak vorgestellt, so ähnlich wie Kay einen hatte. Es dauerte eine ganze Weile, bis er einen fand, der für ihn überhaupt in Frage kam. „Der sieht doch wirklich gut aus“, sagte seine Tante, als er ihn anprobierte, „Auf jeden Fall ist er recht dick und eine Kapuze hat er auch.“ Er zog den Reißverschluss zu und betrachtete sich lange im Spiegel. Der Anorak hatte zwar nur wenig Ähnlichkeiten mit Kays, aber er war wirklich dick und hielt sicher auch im kalten Nordseewind warm. „Dann haben wir ja doch noch eine passende Jacke gefunden“, stellte die Verkäuferin erleichtert fest und ging gleich mit ihnen zu den Mützen und Handschuhen. Zum Schluss, als sie schon mehr als eine Stunde im Kaufhaus verbracht hatten, bekam er noch eine lange Unterhose und richtige Winterschuhe; so war er bestens für die kalte Jahreszeit ausgerüstet.

Nach dem Einkauf brachten ihn seine Tante und sein Onkel wieder nach Hause. Ins Haus gingen sie nicht; „Der schlägt uns sonst noch tot“, sagte seine Tante. Bevor sie weiterfuhren, machte Jannings Onkel noch eine Aufnahme mit seiner Polaroidkamera; dafür zog Janning den Anorak, Mütze und Handschuhe an. Seine Eltern saßen beide am Küchentisch, als er kam, und sein Vater grunzte nur, ohne etwas zu sagen. Janning ging auch gleich wieder und verbrachte den Tag auf dem Deich. Er freute sich richtig über die neue Kleidung, die er bekommen hatte; jetzt hatte er auch etwas für den Winter und froh selbst nach mehreren Stunden nicht. Besonders die Mütze gefiel ihm, weil sie ziemlich warm hielt und er obendrein die Kapuze überziehen konnte. Dann spürte er überhaupt nichts mehr von dem kalten Wind. Janning fühlte sich an diesem Nachmittag so gut wie schon lange nicht mehr, wie eins mit der Welt, warm eingepackt in seiner neuen Kleidung. Das war es, was er mit Glück verband; für ein paar Stunden war er richtig glücklich – bis er wieder nach Hause kam. Noch am Abend schrieb er einen Brief an Kay und listete die neuen Sachen auf, die er bekommen hatte. „Mit dem neuen Anorak ist mir nicht mehr kalt und mit der Mütze und den Handschuhen kann ich stundenlang draußen sein, ohne zu frieren“, schrieb er. Weihnachten und Silvester waren wie alle anderen Tage bei ihm zu Hause; wenn er nicht draußen war, verbrachte er die Zeit in seinem Zimmer, machte alles sauber, wusch seine Kleidung. Er betrachtete oft das Klassenfoto, auf dem er in seinem neuen Holzfällerhemd abgebildet war; genau so wollte er aussehen.

Anfang des Jahres bekam Janning wieder einen Brief und war richtig schockiert, als er anfang zu lesen. Er konnte es zuerst gar nicht richtig fassen, was Kay ihm geschrieben hatte. Von der eigenen Mutter festgebunden zu werden, mit den Händen auf dem Rücken, das konnte er sich nicht vorstellen; Kay, sein Brieffreund, der so gut aussah in seiner Jeans und dem Hemd. Das beschäftigte ihn den ganzen Tag. Er wachte sogar mitten in der Nacht auf, weil er daran denken musste. Dann holte er leise eine Wäscheleine aus der Werkzeugkammer und knotete sie zu einer Schlinge. Die Hände auf dem Rücken in die Schlinge zu bekommen, war gar nicht so einfach, aber es gelang ihm schließlich und er konnte die Schlinge zuziehen. Er versuchte sich vorzustellen, jetzt mehrere Stunden gefesselt auf dem Stuhl zu sitzen, doch schon nach nicht einmal einer Viertelstunde kam in ihm eine derartige Panik auf, dass er die Hände aus der Schlinge ziehen musste. Unvorstellbar, wenn er richtig gefesselt gewesen wäre und sich nicht hätte befreien können. Und dann sah Kay die Schuld bei sich? Glaubte er wirklich, dass es richtig war, ihn zu fesseln, wegen seiner Wut? Janning konnte bis zum Morgen nicht mehr einschlafen. Er schrieb noch in der Nacht einen Antwortbrief, in dem er mehrmals betonte, dass das alles nicht Kays Schuld war. Das Problem war eindeutig seine Mutter und nicht er.

Der Gruppenleiter war richtig sauer. „So benimmt sich kein Pfadfinder; die Pfadfinder beschützen die Schwachen und stoßen sie nicht vom Stuhl.“ Was Janning getan hatte, war in der Tat nicht gut. Es war der eine Pfadfinder, der ihn nervte, weil er immer so tat, als wüsste er alles, und sich immer als erstes meldete, wenn der Gruppenleiter etwas fragte. Dabei war er einer der jüngsten und noch gar nicht so lange dabei. Als er wieder einmal aufstand und erklärte, was beim Zeltaufbau alles beachtet werden musste, war Janning so genervt, dass er zu ihm ging und so kräftig schubste, dass er über den Stuhl hinter ihm fiel und mit dem Kopf auf dem Boden aufschlug. „Wenn du Pfadfinder werden willst, musst du auch lernen, dich wie einer zu verhalten“, erklärte er Leiter, „und jetzt entschuldigst du dich bei allen.“ Janning dachte nicht daran, sich für irgendetwas zu entschuldigen. Im Gegenteil spürte er den Impuls, noch mal jemanden zu schubsen, und verließ das Treffen wortlos. Das war es wohl; nach diesem Vorfall konnte er nicht mehr zu den Treffen gehen. Zu Hause ärgerte er sich über sich selbst; warum war er wegen so etwas nur so genervt? Am Ende schadete er sich mit einem solchen Verhalten nur selbst und konnte jetzt seinen Traum, Pfadfinder zu werden, wieder begraben.

Immerhin hatte er inzwischen sein Zimmer so eingerichtet, dass er dort alles hatte, was er brauchte. Vor allen Dingen eine kleine Wanne, in die er sich zum Waschen stellen konnte und die er auch zum Wäschewaschen benutzen konnte. So musste er nicht mehr das schmutzige Badezimmer mit seinem Vater teilen, sondern holte das Wasser mit einem Krug in sein Zimmer und wusch sich und seine neue Kleidung dort. Seine alten geflickten Sachen hatte er in eine Mülltüte eingepackt und in eine Abstellkammer gebracht. Nur zum Kochen musste er die Küche benutzen und die war richtig verdreckt. Wenn er sich etwas zu essen machte, putzte er immer zuerst den Gasherd, und seine Lebensmittel verpackte er in eine Plastiktüte, bevor er sie in den Kühlschrank stellte. Sein Zimmer war wie eine Parallelwelt in dem Haus, sauber und aufgeräumt. Das hatten auch der Mann und die Frau vom Jugendamt angemerkt, als sie wieder kamen, um nach ihm zu sehen. „Eigentlich würde ich so ein Haus nur mit Schutzanzug betreten“, sagte die Frau, „Dass der Junge so gepflegt aussieht und sein Zimmer so sauber ist, ist wirklich ein Wunder.“ Diesmal sprachen die beiden mit ihm, ohne dass sein Vater dabei sein durfte. Sie fragten in mehrmals, ob er zurechtkam und wirklich bei seinen Eltern bleiben wollte. Doch sonst hätte er in ein Heim gemusst; das kam für ihn nicht in Frage. In der Schule hatte er gelernt, dass die Heimkinder hart arbeiten mussten und auch schon für kleine Verfehlungen bestraft wurden, so wie Kay. Vermutlich wurden sie dann auch eingesperrt oder sogar angebunden; das kam für ihn nicht in Frage. Da blieb er lieber bei seinen Eltern. Der Mann vom Jugendamt erklärte ihm, dass er bei seinen Eltern bleiben konnte, solange er keinen verwahrlosten Eindruck machte, ansonsten würden sie ihn in ein Kinderheim bringen.

Nicht zu verwahrlosen, war aber ein echter Kraftakt und zwar an jedem einzelnen Tag. Es war ja nicht nur das Waschen und Aufräumen, er musste auch für die Schule lernen und seine Hausaufgaben machen. Das war alles ganz schön anstrengend; die einzige Erholung hatte Janning bei seinen Spaziergängen auf dem Deich. Im Frühjahr kam ein weiterer Brief von Kay. Die Geschichte, die er beschrieb, war unglaublich; aber er hatte es geschafft und war endlich bei seiner Großmutter, die sich gut um ihn kümmerte und ihn auch nicht misshandelte. Janning machte der Brief allerdings traurig; auch er würde es gerne schaffen. Er hatte sogar schon einmal seinen Onkel gefragt, ob er nicht zu ihm und seine Tante ziehen konnte, aber die hatten selbst Kinder und waren damit voll ausgelastet. Kays Brief bestätigte ihm auch, dass ein Kinderheim keine Alterna-

tive war; die Kinder wurden dort zur Strafe wirklich eingesperrt und mussten manchmal sogar eine Zwangsjacke tragen. So etwas war für Janning undenkbar. Kurz vor den Sommerferien kamen seine Tante und sein Onkel wieder. Diesmal trauten sie sich nicht, ins Haus zu kommen, sondern hupten und sammelten Janning ein, um mit ihm Kleidung für den Sommer einzukaufen. Wichtiger war ihm aber, ein neues Flanellhemd zu bekommen. Er ist nämlich mit einem der Hemden an einem Zaun hängengeblieben, das jetzt einen langen Riss am Ärmel hatte. Nach dem Einkauf fragte ihn seine Tante, ob er zurecht kam und vom Jugendamt jemand gekommen war, bevor sie ihn wieder nach Hause brachten. Janning hatte die Idee, an dem Hemd mit dem Riss die Ärmel abzuschneiden und es im Sommer mit einem T-Shirt oder Sommerhemd darunter zu tragen.

Inzwischen war es höchste Zeit, Kay eine Antwort zu schreiben. Er schrieb, es machte ihn richtig glücklich, dass Kay bei seiner Großmutter war und nicht mehr bei seiner Mutter wohnen musste. Das stimmte wirklich, allerdings war er zugleich auch traurig, weil es für ihn eine solche Lösung nicht gab. „Ich wäre auch gerne woanders, aber es gibt bei mir keine Großeltern, die mich aufnehmen könnten. Es gibt nur meinen Onkel und meine Tante, die mir immer wieder etwas zum Anziehen kaufen, aber die können mich nicht aufnehmen, weil sie selbst Kinder haben. Mein Zimmer sieht jetzt richtig gut aus, ich wasche mich jeden Tag und trage saubere Kleidung. Die Frau vom Jugendamt sagte, solange ich nicht verwahrlose, muss ich nicht in ein Kinderheim. Ich glaube, ein Kinderheim wäre noch schlimmer als mein Elternhaus.“

Im neuen Schuljahr hatte die Schule eine Schulkantine eröffnet. Da gab es zwar nicht viel Auswahl, aber das Essen war wesentlich besser als das, was sich Janning zu Hause immer kochte. Eigentlich hätten seine Eltern dafür bezahlen müssen, aber seine Klassenlehrerin setzte sich dafür ein, dass er auch ohne Bezahlung dort essen durfte. Er konnte sich morgens sogar ein belegtes Brot abholen, was viel besser schmeckte als das Brot zu Hause, das er meistens mit Quark aß. Überhaupt lief es in der Schule inzwischen ziemlich gut. Seine Noten waren in Ordnung und seine Klassenlehrerin war mit ihm zufrieden, wie sie sagte. Nur an seinem Verhalten müsste er arbeiten, meinte sie; er war immer noch zu grob zu seinen Klassenkameraden. Tatsächlich nervte ihn alleine schon die Tatsache, dass sie alle ein ordentliches Elternhaus hatten mit einer sauberen Küche und einem richtigen Badezimmer mit Dusche oder Bade-

wanne. Vor allen Dingen hatten sie auch Eltern, von denen sie Kleidung und etwas richtiges zum Essen bekamen. Sein Vater ging nur alle zwei Wochen einkaufen und brachte dann immer einen Sack Kartoffeln und eine Tüte voll Nudeln mit, dazu noch Quark und Ketchup und jede Menge Bier; das war für ihn das Wichtigste. Er meinte, das reichte. Brot gab es nur, weil Janning einmal die Woche eines von den Nachbarn bekam, die selbst Brot backten.

Janning war bereits aufgefallen, dass Leona aus seiner Klasse ständig zu ihm herüber sah. Daher überraschte es ihn nicht, als sie ihn schließlich während der großen Pause ansprach. „Ich möchte dir den Reiterhof zeigen, auf dem ich lebe; wir haben zwanzig Pferde, alle Schwierigkeitsgrade von Anfänger bis Profi.“ Sie schlug ihm vor, am Samstag nach der Schule mit ihr zu kommen. Janning zögerte; es war sehr ungewöhnlich, dass er eingeladen, und er fragte sich, was Leona von ihm überhaupt wollte. Aber ein Reiterhof mit Pferden, das war auf jeden Fall eine willkommene Abwechslung, zumal es seit Tagen nur noch regnete und er kaum Gelegenheit hatte, draußen zu sein. Nachdem er zuge sagt hatte, fragte sie, „Warum trägst du eigentlich immer diese Holzfällerhemden?“ Janning wusste zuerst nicht, was er sagen sollte und antwortete, dass er die Hemden einfach gerne anhatte. „Eigentlich werden sie ja wie Jacken getragen, aber du hast sie immer in der Hose stecken. Mit den Hemden drunter sieht das ja schon ein bisschen ungewöhnlich aus. Das ist wohl dein spezieller Stil“, erklärte sie und lachte. Janning wusste wieder nichts zu antworten; ihm war nicht klar, was genau sie damit sagen wollte. „Schön, dass du Samstag kommst“, sagte sie schließlich und ging weiter.

Auf dem Reiterhof gab es erst einmal ein Mittagessen; Janning hatte schon lange nicht mehr so etwas leckeres gegessen, ein richtiges Essen mit Fleisch, Gemüse und Salat. Danach gingen Leona und er in den Pferdestall, wo ihm Leona zu jedem Pferd eine ausführliche Geschichte erzählte. Mit Pferden hatte sie schon viel Erfahrung; sie war schon oft bei Turnieren und hatte mit einigen Turnierreitern gesprochen. Sie war fest entschlossen, den Reiterhof einmal zu übernehmen und bereitete sich jetzt schon darauf vor. Janning war beeindruckt. Plötzlich stellte sie sich vor ihn und schaute ihn von oben bis unten an. „Das sieht interessant aus“, sagte sie, „Ich meine, was du anhast. So ein rot kariertes Flanellhemd und dann noch das blaue Hemd drunter, passend zur Jeans. Ist das auch Flanell?“ Damit hatte sie ihn regelrecht überfallen. Nachdem er sie eine Weile wortlos angeschaut hatte, lachte sie, „Das muss dir nicht

peinlich sein. Ich meine, vom Aussehen her bist du nicht so ein Langweiler wie die anderen Jungs hier auf dem Land. Du hast immerhin den Mut, aus der Reihe zu tanzen.“ Sie gaben den Pferden frisches Heu und dann war es schon Zeit für das Abendessen. Auch das war so gut, dass Janning gar nicht genug bekommen konnte. „Man könnte den Eindruck haben, bei dir zu Hause gäbe es nichts zu essen“, bemerkte Leonas Mutter. „Meine Eltern kochen nicht gerne“, antwortete Janning, „Bei mir gibt es meistens nur Nudeln oder Kartoffeln mit Soße.“ Zu Hause fiel ihm auf, dass seine Kleidung stark nach Pferdestall roch. Er wusch sie noch am Abend und ließ sich danach erschöpft ins Bett fallen. Am Sonntag schrieb er einen Brief an Kay, dem er schon lange nicht mehr geschrieben hatte, zuletzt kurz nach den Sommerferien.

Nach Neujahr besuchte er Leona alle zwei bis drei Wochen, immer samstags. Er half ihr im Stall und bekam dafür etwas leckeres zu essen, jedes Mal etwas anderes. Ihre Mutter kochte wirklich gut. Leona ließ immer wieder eine Bemerkung zu seiner Kleidung fallen; sie fand es ganz offensichtlich merkwürdig, dass er Flanellhemden statt Pullover trug. Einmal sagte sie, „Ich hab mal in so einem Magazin für Homosexuelle geblättert; da haben die meisten auch solche Holzfällerhemden getragen, allerdings ziemlich offen und ohne etwas drunter, sodass man ihre Bodybuilder-Brust sehen konnte.“ Janning ließ sich davon aber nicht beirren. Schließlich zog er die Hemden an, weil sie ihm gefielen und nicht wegen Leona. Es war ihm eigentlich egal, was sie über seinen Kleidungsstil dachte, und es störte ihn auch nicht, dass sie es immer wieder ansprach. Er war selbst darüber erstaunt, dass ihn ihre vorlaute Art nicht störte, überhaupt, dass er kein einziges Mal das Gefühl hatte, von ihr genervt zu sein, obwohl sie aus einem richtig guten Elternhaus kam und sich auch so benahm. Wenn er sich seine Eltern aussuchen könnte, würde er Leonas Eltern aussuchen; besser konnte man es nicht erwischen. Er nahm es sogar hin, dass er nach seinem Besuch abends seine Kleidung waschen musste, damit sie nicht nach Pferdestall roch. Leona war der erste Mensch, mit dem er sich vorstellen konnte, befreundet zu sein – abgesehen von Kay natürlich.

Sobald es etwas wärmer wurde, überredete ihn Leona, das Reiten auszuprobieren. Doch er merkte schnell, dass es nichts für ihn war. Auf einem Pferd zu sitzen, fand er richtig unbequem und dann roch das Pferd noch so stark nach Schweiß; seine Hose war hinterher richtig feucht vom Pferdeschweiß. Nach dem Reiten sagte sie, dass sie gerne mal zu Janning kommen wollte, um zu

sehen, wie er wohnte. Janning überlegte sich Gründe, die er dafür nennen konnte, dass das nicht ging, aber es fiel ihm nichts gutes ein. „Das geht nicht“, sagte er schließlich, „Meine Mutter hat Depressionen und liegt den ganzen Tag im Bett und mein Vater trinkt morgens schon Alkohol. Ich habe eigentlich kein Zuhause; das ist eine verdreckte Bruchbude. Meine Eltern kümmern sich um nichts, wirklich gar nichts.“ „Oh Gott, Janning, das habe ich gar nicht gewusst, das ist doch schrecklich“, sagte sie und Janning erklärte, „Schon ok; man gewöhnt sich schließlich an alles.“ Als er ging, sagte sie, „Merkt man dir nicht an, das mit deinen Eltern.“

Den Sommer über war Janning fast an jedem Wochenende bei Leona. Er versuchte immer wieder zu reiten, aber es blieb dabei, dass Reiten nicht seine Sache war. Einmal beim Mittagessen fragte Leonas Mutter, ob es stimmt, was sie über Jannings Eltern erfahren hatte. Janning schilderte die Zustände bei ihm zu Hause, dass es weder Dusche noch Badewanne gab und keine Waschmaschine und dass alles kaputt und verdreckt war, auch die Küche und der Kühlschrank. „Aber mein Zimmer ist sauber, da könnten Sie vom Boden essen.“ Leonas Mutter sagte, dass sie mit ihrem Mann und Leona darüber gesprochen hatten und er bei ihnen sein konnte, wann immer er wollte. „Der Hof ist ja groß genug und wir haben dir ein Zimmer fertig gemacht, in dem du wohnen kannst. Du bekommst auch einen Schlüssel, dann kannst du kommen und gehen wie du möchtest.“ Janning konnte gar nicht fassen, was sie gesagt hatte. Er hatte jetzt wirklich ein eigenes Zimmer auf dem Reiterhof? Als es ihm Leona zeigte, kam es ihm vor wie ein Traum; das konnte gar nicht wirklich sein. Am Abend ging er nach Hause; er hätte auch auf dem Reiterhof bleiben können, dort übernachten und am nächsten Morgen duschen und richtig frühstücken. Das war ein echter Wendepunkt in seinem Leben.

Er brauchte ein paar Tage, bis er es wahrhaben konnte; er ging wieder zum Reiterhof, um zu fragen, ob er wirklich in das Zimmer einziehen konnte. Dann holte er seine wichtigsten Sachen, seine Kleidung, seine Muschelsammlung und die Fotos von sich und von Kay, und richtete sein Zimmer auf den Reiterhof ein. Es war zwar kleiner als sein Zimmer bei seinen Eltern, aber trotzdem groß genug. Er schrieb Kay ausführlich über sein Glück; „Jetzt habe ich es auch geschafft und ein neues Zuhause gefunden, wie du“, schloss er seine Schilderungen. Kay hatte ihm in den letzten Monaten mehrere Briefe geschrieben über sein Leben auf dem Bauernhof seiner Großmutter. Er hatte sich fest

vorgenommen, den Hof zu übernehmen, wenn ihn seine Großmutter nicht mehr bewirtschaften konnte. Seit dem Umzug ließ sich Janning seine Haare wachsen. Bisher hatte er sie immer beim Friseur scheren lassen, der für das Scheren keine Bezahlung verlangte. Die geschorenen Haare waren auch praktisch, weil er sie nicht so oft waschen musste, aber jetzt konnte er duschen oder baden und konnte die Haare problemlos waschen, so oft er wollte. Seine Tage waren seit dem Umzug richtig voll. Wochentags half er am Nachmittag im Stall und wusch alle zwei Tage den Stallgeruch aus seiner Kleidung. Die wenige freie Zeit, die er hatte, brauchte er, um seine Hausaufgaben zu machen. Am Wochenende half er Leonas Mutter in der Küche, weil es am Wochenende immer sehr gutes Essen gab, die Einkäufe für die ganze Woche erledigt wurden und außerdem die Küche gründlich gereinigt wurde. Dann besuchte er seine Eltern, die seinen Auszug scheinbar gar nicht richtig bemerkt hatten und ihn jedes Mal fragten, wo er denn gewesen war, ohne eine Antwort zu wollen. Wann immer er Zeit hatte, fuhr er mit dem Fahrrad an den Schlussdeich und wanderte im Watt. Von Leonas Vater lieh er hohe Gummistiefel, sodass er auch im Winter im Watt sein konnte. Gerade im Winter fühlte er sich dabei richtig gut, ganz alleine in dieser menschenleeren Weite, dick eingepackt in seinen Anorak mit Mütze und Kapuze auf. Da machte es ihm auch nichts aus, wenn es regnete.

Spiegelbilder

Kay wusste schon vorher, dass der Sohn des neuen Gruppenleiters auf das Pfingstlager mitkam. Er konnte es sich nicht verkneifen, ihn im Gruppenzelt aufzusuchen und ein bisschen einzuschüchtern. Ganz sicher wird er sich Hilfe bei seinem Vater holen, dachte Kay und so war es auch. Als er sich bei Johannes entschuldigte, fand er ihn fast ein bisschen sympathisch. Er war anders als die anderen Pfadfinder; Kay konnte nicht sagen, was genau an ihm anders war, aber er war anders, das war irgendwie deutlich zu erkennen, die Art, wie er redete und sich bewegte. Das Geländespiel war eine gute Gelegenheit, ihn ein wenig auszutesten. Wenn sich das Spiel entwickelt hatte, wollte ihn Kay aufspüren und gefangen nehmen; das war sicher ein Kinderspiel. Aber Johannes lief ihm bereits über den Weg, kurz nachdem das Spiel begonnen hatte. Kay konnte gar nicht anders, als ihn gefangen zu nehmen. Dabei war er nicht besonders sanft und band ihm mit seinem Halstuch die Hände auf den Rücken. Dafür waren die Halstücher sehr praktisch, gerade groß genug, um damit die

Hände zusammenbinden zu können, und die Knoten hielten fester als mit Seilen. Doch was sollte er jetzt mit Johannes tun? Ihn als Gefangenen gleich zurück zum Zeltplatz bringen, war sicher keine gute Idee. Dafür war es zu früh und er war dann wieder der fiese Kay, der sich an den Kleinsten vergriff, die für ihn eine leichte Beute waren. Er lief mit dem gefesselten Johannes eine Weile durch den Wald und entdeckte schließlich einen Hochsitz. Dort konnte er Johannes zwischenlagern und später zum Zeltplatz zu bringen. Dann sah es zumindest so aus, dass es nicht so einfach war, ihn zu fangen. Kay fand den Gedanken spannend, ihn gefesselt auf dem Hochsitz gefangen zu halten. Dabei musste daran denken, wie er gefesselt in seinem Zimmer gewartet hatte, bis es seine Mutter wieder aufschloss und ihn befreite.

Zu seiner Überraschung ließ sich Johannes dadurch nicht einschüchtern und reagierte fast schon trotzig auf ihn; und das, obwohl er kleiner und jünger war als Kay. Ihm kam in den Sinn, wie er trotzig seiner Mutter die Hände auf dem Rücken hinhielt, damit sie sie zusammenband, und sagte, „Dann bind mich doch fest.“ Johannes schien auch so zu sein wie er, trotzig obwohl er keine Chance hatte, zumindest ein bisschen. Auf jeden Fall hatte er ihn kein einziges Mal aufgefordert, ihn loszubinden. Nachdem ihn Kay einige Zeit später vom Hochsitz abgeholt hatte, musste er pinkeln. Kay half ihm, die Hose herunter zu ziehen und sah, dass er einen deutlich erigierten Penis hatte; er brauchte deswegen auch sehr lange, um zu pinkeln. Den hatte er bestimmt, weil er gefesselt war, dachte Kay; offenbar machte es ihn an, gefesselt zu sein. Kay fand es ja auch nicht unangenehm, gefesselt zu sein, aber er war deswegen nie erregt; im Gegenteil, es machte ihn ruhig. Er dachte nie an Sexualität, als er gefesselt war. So erregt zu sein, war Johannes bestimmt unangenehm; ihm wäre es auf jeden Fall unangenehm gewesen, schon alleine wegen dem Risiko, dabei er tappt zu werden. Auf dem Zeltplatz hatten sich schon ein paar Gefangene angesammelt, da passte es gut, dass Kay Johannes dort ablieferte. Zu Kays Schadenfreude meinte sein Vater, der die Gefangenen bewachte, dass er wie die anderen erst zum Ende des Spiels losgebunden werden sollte.

Kay machte sich während des Pfingstlagers immer wieder einen Spaß mit Johannes' offensichtlicher Vorliebe, gefesselt zu sein. Aber sie freundeten sich auch an. Kay erkannte sich ein bisschen in Johannes wieder; sie fühlten sich sicher beide ähnlich fremd in dieser Welt und haben dagegen eine Widerstandskraft entwickelt. Leider war die Freizeit viel zu schnell wieder vorbei und

damit auch die Zeit mit Johannes. Sie sind sicher beide auf ähnliche Weise nach außen hin stark und innen aber sehr verletzlich, dachte Kay. Genau das hatte er auch mit Janning gemeinsam, egal, was passiert, man schlägt sich durch – und steht zu dem, was man ist. Kay holte die Fotos von Janning aus der Schublade und legte sie nebeneinander auf den Tisch; zuerst das erste Foto, auf dem er noch in Lumpen gekleidet war. Er hatte sich vom „Schmuddelhans“ zu einem Janning entwickelt, der selbstbewusst und lebensfroh in die Kamera grinste. Und dazu zog er sich etwas unkonventionell an mit den beiden Hemden übereinander; ein Janning, dessen ganze Erscheinung sagte, „Das bin ich!“ So einer war Johannes auch, da war sich Kay ziemlich sicher und musste schmunzeln: Ein Johannes der mit den Händen auf dem Rücken und ausgebeulter Hose auf der Bank saß; „Das bin ich!“ Und was war er, Kay? Der Kay, der sich ruhig und entspannt fühlte, wenn er die Hände auf den Rücken gebunden hatte, der, der seiner psychisch kranken Mutter trotzte oder der, der zusammen mit seiner Großmutter einen Bauernhof bewirtschaftete?

Von Janning gab es gute Neuigkeiten; er hatte wohl mit einem Mädchen Freundschaft geschlossen, das auf einem Reiterhof lebte. Er schrieb, dass er zwar Reiten nicht mochte und nach der Arbeit im Stall immer streng roch, aber trotzdem gerne dort hinging. Vor allen Dingen das gute Essen und die Dusche fand er richtig gut. Zum Ende des Sommers schrieb Janning, dass er im Reiterhof einziehen konnte. Er beschrieb den Alltag, den er dort hatte und der ziemlich anstrengend klang. Dafür, dass er dort wohnen konnte, half er viel im Pferdestall mit und hatte nur noch wenig freie Zeit. Kay freute sich für ihn; jetzt hatten sie beide ihr Elternhaus endlich hinter sich gebracht und einen guten Platz für sich gefunden. Er betrachtete lange das Foto, das Janning mitgeschickt hatte; da saß er auf einem Pferd und sah dabei recht angestrengt aus. Das einzige Foto, auf dem er nicht grinste. Kay fiel auf, dass er wie immer ein Flanellhemd anhatte, mit hochgekrempelten Ärmeln und einem wohl kurzärmeligen Hemd darunter. Er bewunderte ihn für sein Selbstbewusstsein und seine Fähigkeit, er selbst zu sein, sogar auf einem Pferd, wo er sich alles andere als wohl fühlte, das war ihm auf dem Foto deutlich anzusehen. Es gab nur sehr wenige Menschen, die sich einfach so zeigten, wie sie waren, egal, was andere darüber dachten. Auch dieser Johannes vom Pfingstlager war so und Kay sah sich auch so. Das war ja der Grund, warum Janning und Johannes zu den wenigen Menschen gehörten, die ihn wirklich interessierten.

Kay freute sich, als er mitbekam, dass Johannes auf das Herbstlager mitkommen würde. Johannes' Mutter gab ihm sogar den Auftrag, auf Johannes aufzupassen. Auf dem Zeltlager war er für Kay wie ein kleiner Bruder; einer obendrein, der ihn geradezu einlud, seine Späße mit ihm zu treiben. Johannes befragte Kay auch danach, was er mit seiner Mutter erlebt hatte. Er wohnte im selben Dorf, in dem Kay bei seiner Mutter gewohnt hatte, und war gut über die Vorkommnisse informiert. Kay wäre es am liebsten gewesen, wenn diese Geschichte einfach vergessen worden wäre. Aber er wusste, dass auch bei den Pfadfindern sein grober Umgang mit anderen mit diesen Erlebnissen erklärt wurde. Er war wie ein Makel, als wenn ihm irgendwo eingebrannt wäre, „Das ist Kay, der von seiner Mutter misshandelt wurde und deswegen ein bisschen schwierig ist.“ Einige Wochen nach dem Herbstlager rief er bei Johannes an, um ihn zu sich einzuladen. Es gefiel ihm unerwartet gut, den Tag mit ihm zu verbringen. Johannes war der erste, der zumindest ungefähr in Kays Alter war und mit dem Kay etwas anfangen konnte, auch wenn der Altersunterschied immerhin zwei Jahren betrug. Seit Kays fünfzehnten Geburtstag trafen sie sich alle paar Wochen auf dem Bauernhof und verbrachten einen Samstag oder einen Sonntag miteinander. Kay unterrichtete Johannes in Pfadfinderdisziplinen und manchmal bastelten sie sogar zusammen Modellflugzeuge. Als sie an Ostern zusammen im Wald waren, machte Johannes deutlich, dass er gefesselt werden wollte. Zuerst zögerte Kay ein bisschen; er wusste ja, was es bei Johannes auslöste, gefesselt zu sein. Schließlich gab er nach und war überrascht, was es in ihm auslöste, mit einem Spielkameraden im Wald unterwegs zu sein, der die Hände auf den Rücken gebunden hatte. Er musste dabei daran denken, wie er sich gefühlt hatte, als ihm seine Mutter die Hände gefesselt hatte, und spürte dabei die angenehme tiefe Ruhe, die ihn dabei erfüllt hatte. Ein bisschen zumindest aber lange nicht so intensiv, als wenn er selbst gefesselt gewesen wäre.

Janning bemerkte Leona erst, als sie neben ihm stand, während er sich im Spiegel betrachtete. „Da ist ja einer ganz schön in sich selbst verliebt“, sagte sie und lachte. Er fühlte sich ertappt; er fand tatsächlich, dass er richtig gut aussah mit seinen blonden Haaren, die halb über die Ohren reichten, und seinem blau karierten Lieblingsflanellhemd. „Ich wollte nur sehen, wie es mit dem Hemd von deinem Vater drunter aussieht“, erklärte er schließlich. Das Hemd, das er unter dem Flanellhemd trug, hatte er an Ostern von Leonas Vater be-

kommen; ein weißes Hemd mit Stehkragen. Ihr Vater erzählte, dass er es zuletzt als Jugendlicher getragen hatte und dass man es gut auch als Unterhemd tragen konnte. Es passte tatsächlich gut zu allen seinen Flanellhemden, sogar unter die einfarbigen. „Dafür stehst du aber schon ganz schön lange vor dem Spiegel; ich habe dich beobachtet“, entgegnete Leona und lachte wieder, „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist der Schönste im ganzen Land?“ Janning spürte deutlich einen Impuls, sie wegzustoßen; es war das erste Mal, dass er gegenüber Leona so etwas fühlte. Bevor es aber soweit kommen konnte, ging er in sein Zimmer und schloss hinter sich die Tür. Nachmittags traf er sie im Stall wieder und, als sie frotzelte, „Der schöne Janning im Pferdestall“, konnte er nicht mehr an sich halten. Er schubste sie so kräftig, dass sie auf den Boden fiel. „Ich hasse dich“, rief er, „dich und deine bescheuerten Pferde; ich kann diesen Gestank hier nicht mehr ertragen, diesen ekligen Pferdeschweiß und die Pferdepisse. Ich hasse euch alle.“ Leona sah ihn erschrocken an, aber er war nicht weniger erschrocken über sich und rannte in sein Zimmer. Plötzlich war alles zerstört, sein neues Zuhause, seine neue Familie; sein Traum war geplatzt wie eine Seifenblase. Er packte seine Sachen in die große Mülltüte, in der er sie letztes Jahr hierher gebracht hatte und verließ den Pferdehof. Für Ende April war es ganz schön kalt und trotzdem lief Janning stundenlang mit Tränen in den Augen ohne Ziel durch die Landschaft, eingepackt in seinen Anorak mit Mütze und Kapuze auf. Und plötzlich stand er vor dem Haus seiner Eltern. Er blieb dort eine ganze Weile stehen, bis er sich dazu durchringen konnte hineinzugehen.

„Wo kommst du denn her?“, grunzte sein Vater und Janning antwortete, „War unterwegs“, bevor er in sein Zimmer verschwand. So war es jedes Mal seit seinem Auszug, wenn er zu Besuch gekommen war, jedes Wochenende. Seine Mutter hatte er in dieser Zeit nur selten gesehen, weil sie meistens noch im Bett lag, als er kam. Er blieb ja nie lange, sondern fuhr dann lieber weiter zum Watt, seinem eigentlichen Zuhause. Manchmal dachte er, wenn er lernen würde, wie die Vögel Schnecken und Muscheln zu essen, könnte er ganz im Watt leben; es wäre zumindest möglich gewesen, wenn es nicht zu feucht gewesen wäre. Sein Anorak war bei Regen oft schon nach nicht einmal einer Stunde durchnässt. Doch diesmal würde er länger bei seinen Eltern bleiben, womöglich für immer. Leona und ihre Eltern hatten ihm eine so einmalige Chance gegeben und er hatte alles verpatzt. Er wusste genau, dass es keine Möglichkeit

gab, das Geschehene wieder gut zu machen. Leona würde ihn ab jetzt immer nerven, da gab es keine Zweifel. Wie bei den Pfadfindern, als ihn dieser junge Pfadfinder so genervt hatte. Janning hatte oft darüber nachgedacht, wie ihn dieser Pfadfinder derartig provozieren konnte; er hatte am Kopf geblutet, das war ganz schön heftig. Dabei kam Janning der Gedanke, dass er auch gerne so ein Junge gewesen wäre, der alles wusste und eigentlich auch gut erklären konnte. Früher war er das genaue Gegenteil davon, ein Schmuttelkind, das sich nicht richtig artikulieren konnte und deswegen die anderen Kinder schubste und boxte. Aber er war ja nicht mehr dieser Janning, er war ein ganz anderer Janning, einer, der immer saubere Kleidung trug und sich zumindest so gut artikulieren konnte wie die meisten anderen in seinem Alter auch. Aber trotzdem ist da immer noch dieses Genervt-Sein und der Impuls, zu schubsen und zu boxen, gegen den er sich kaum wehren konnte. Das ist der alte Janning, der noch in ihm steckte. Janning fiel auf, dass er immer dann besonders genervt war, wenn er sich ertappt fühlte. Dann konnte er nicht einfach sagen, „Lass doch die blöden Witze“, oder etwas ähnliches, sondern dann war plötzlich alles vorbei. Er konnte mit dem betreffenden Mädchen oder Jungen nichts mehr anfangen, es ging nicht mehr. War er einmal von jemandem genervt, blieb es dann auch so; das war das eigentlich Schlimme, nicht so sehr, dass er dann oft boxte oder schubste. Leona hätte ihn nicht beobachten dürfen, wie er sich vor dem Spiegel betrachtete. Das war seine ganz private Angelegenheit.

Bevor er sich wieder bei seinen Eltern einrichten konnte, musste er sein Zimmer gründlich sauber machen. Am nächsten Tag war wieder Schule, wo er Leona wieder traf. Sie redeten den ganzen Vormittag nicht miteinander, bis ihn Leona nach Schulschluss fragte, ob er wirklich nicht wieder kommen wollte. Schon das nervte ihn so sehr, dass er sich sehr zusammenreißen musste, um sie nicht zu beschimpfen oder einfach wegzustoßen. Dabei meinte sie es nur gut mit ihm und war offenbar bereit, den Vorfall im Pferdestall zu vergessen. Aber es war klar, dass es nur eine Frage der Zeit gewesen wäre, bis so etwas wieder geschehen würde, wenn er wieder zurückkam. Leona bot ihm sogar an, zum Essen oder Duschen zu ihr kommen zu können, wenn er wollte. Das Angebot nahm er an. Dadurch wurde es wesentlich erträglicher, wieder bei seinen Eltern zu leben. Wenn er bei ihr aß und duschte, vermied er aber, mit ihr alleine zu sein, und blieb auch immer nur so lange wie nötig. Auf keinen Fall wollte er Leona wieder kränken, das hatte sie nicht verdient. Er war fast jeden Samstag

auf dem Pferdehof zum Mittagessen und anschließenden Duschen. In der Zeit konnte er auch seine Wäsche in der Waschmaschine waschen. Sonntags war er meistens auf dem Deich, auch wenn es regnete; zu Hause bei seinen Eltern hielt er es nie lange aus.

Johannes kam alle zwei bis drei Wochen zu Kay, wo er auf dem Bauernhof die „richtige Welt“ kennenlernte. Kay wusste eigentlich nicht, was er sonst in seiner Freizeit trieb, aber er war davon überzeugt, dass Johannes nur zu Hause saß und über irgendetwas nachdachte. Er war ein echter Grübler, fand Kay, einer, der obendrein sehr ungeschickt war, was praktische Fertigkeiten anging. Aber er ließ sich davon nicht abhalten, sich alles zeigen zu lassen und auch selbst auszuprobieren. Kein Zweifel, Kay mochte Johannes, der aber deutlich jünger und unerfahrener war als er, wie ein kleiner Bruder eben. Ganz anders Janning, den Kay eigentlich als Gleichaltrigen wahrnahm, obwohl er gerade mal ein halbes Jahr älter war als Johannes. Janning war in seinem Leben derartig auf sich gestellt, dass er ohne Probleme mit einem Erwachsenen mithalten konnte, was Lebenserfahrung anging. Nach Ostern schrieb er wieder einen Brief; er hatte sich wohl mit Leona gestritten und zog vom Pferdehof wieder zurück zu seinen Eltern. Seine Verzweiflung schien durch jeden Satz, den er geschrieben hatte. Er schrieb ausführlich über sein Genervt-sein, darüber, dass ihn andere Gleichaltrige in der Regel nervten, ohne dass er genau wusste, warum. Vielleicht, weil sie aus einem funktionierendem Elternhaus kamen, weil sie ohne größere Probleme durch die Welt gingen oder alles bekamen, was sie sich wünschten. Eigenartigerweise war er von Leona nicht genervt, obwohl sie wirklich alles hatte, was Janning fehlte: nette Eltern, gutes Essen, gute Kleidung und sie konnte sich alles leisten. „Ich glaube, ich habe Leona nicht so richtig als Mensch wahrgenommen, sondern eher als Teil des Pferdehofs und damit als Teil meines neuen Zuhauses“, schrieb er, „Bis sie mich heimlich beobachtet und durchschaut hatte.“

Er schilderte, wie sie ihn unbemerkt beobachtete, als er vor dem Spiegel stand, und dann noch sagte, dass er in sich selbst verliebt wäre. „In diesem Moment wurde sie zu einer Klassenkameradin, die keine Ahnung davon hatte, wie es ist, ohne richtige Eltern aufzuwachsen, ohne richtiges Essen, richtige Kleidung, ein richtiges Badezimmer oder eine richtige Küche. Und mit einem Mal war ich von ihr so genervt, dass ich sie am liebsten aus dem Fenster geschubst hätte.“ Janning schrieb, dass er in diesem Moment das Problem verstanden hatte, das

er mit den anderen hatte: Sie durften ihm nicht zu nahe kommen. „Keiner darf in meine Nähe kommen. Ich bin von einer unsichtbaren Grenze umgeben, wie die DDR-Grenze mit den Selbstschussanlagen. Wenn jemand in die Nähe kommt, dann wird geschossen, dann kann ich gar nicht anders, als das Verhältnis zu zerstören.“ Er ergänzte, dass Kay die einzige Ausnahme war, wahrscheinlich, weil sie sich nicht persönlich trafen, sondern eine Brieffreundschaft hatten. „Ich denke immer wieder daran, dich mal zu treffen, aber jetzt denke ich, wäre das wohl keine gute Idee. Nachher bin ich dann von dir genervt und unsere Freundschaft ist auch kaputt.“ Kay las den Brief mehrere Male; was Janning ihm schrieb, kam ihm sehr bekannt vor. Er ist zwar nicht von den anderen genervt, aber sein Drang, üble Späße mit ihnen zu treiben, hatte auch damit zu tun, dass ihm niemand wirklich nahe kommen durfte. Auch er war von einer unsichtbaren Grenze umgeben. Die einzigen, die sie überschreiten und Kay nahe kommen durften, waren Janning und Johannes.

Aber es wurde besser. Auf dem Pfingstlager kam es sogar kein einziges Mal vor, dass sich ein anderer Pfadfinder über ihn beschwert hatte. Kay spürte den Drang nach wie vor, eine innere Anspannung, die zwar lange nicht mehr so stark war wie früher bei seiner Mutter. Da war es ja noch eine richtige Wut, die er spürte, den Drang, alles zu zerschlagen. Das war manchmal so stark, dass er befürchtete, jemanden töten zu können, ganz besonders seine Mutter. Seit er bei seiner Großmutter war, hatte es deutlich nachgelassen, aber es war dennoch immer noch da; der Drang, andere zu ärgern, ihnen weh zu tun und auch, sie zu fesseln und hilflos irgendwo zurückzulassen. Immerhin konnte er es zunehmend besser kontrollieren. Im Sommer kam Johannes oft zu ihm, manchmal blieb er auch über Nacht ein ganzes Wochenende. Kay verbrachte die Tage gerne mit ihm; allerdings wusste er nicht, wie er damit umzugehen sollte, dass Johannes offensichtlich den Wunsch hatte, gefesselt zu werden. Er hatte es zwar nicht klar ausgesprochen, aber die Anspielungen waren deutlich genug, dass Kay sie verstand und auch verunsicherten. Zuerst versuchte er es zu ignorieren; einen Jungen zu fesseln, den es erregte, gefesselt zu sein, war ihm einfach nicht geheuer, auch wenn es nur ein Spiel war. Vor allen Dingen auch nicht, weil er es selbst spannend fand, andere Jungs zu fesseln, und es auch spannend finden würde, Johannes zu fesseln. Immer wieder dachte er an das erste Pfadfinderlager, als er Johannes kennenlernt hatte; wie Johannes bei dem Geländespiel stundenlang gefesselt war und wie sein Vater, als er hoffte,

endlich befreit zu werden, sagte, dass er gefesselt bleiben sollte. Aber auch daran, wie er sah, dass Johannes' Penis erigiert war und wie er ihn damit aufgezogen hatte. Es war ja auch etwas eigenartig, dass seine Erektion so deutlich zu erkennen war, selbst wenn ihm die Hände auf den Rücken nur gehalten wurden; es war noch nicht einmal notwendig, ihn dafür zu fesseln.

Schließlich konnte sich Kay nicht mehr zurückhalten und trieb seine Späße mit Johannes, den er dafür an einen Stützbalken in der Grotte gebunden hatte. Er stand dann da mit gespreizten Armen, als wenn er gerade gekreuzigt wurde. Kay war erstaunt, was es in ihm auslöste, mit dem angebondenen Johannes in der Grotte zu sein. Es fühlte sich nicht nur angenehm an, die inneren Spannungen, die Kay eigentlich immer spürte, waren verschwunden. Immer wieder stellte er sich vor, genau so wie Johannes gekreuzigt zu sein, das heißt, nicht richtig, sondern schon so, dass man dabei auf dem Boden stand. Dieses angenehme, ruhige Gefühl wäre dann sicher noch wesentlich intensiver, aber er würde deswegen keinen erigierten Penis bekommen. Das war noch nie der Fall gewesen, selbst dann nicht, als ihn die Pfadfinder so fest an einen Baum gebunden stehen ließen, dass er sich stundenlang so gut wie gar nicht bewegen konnte. Wie kam es, dass es auf ihn so eine beruhigende Wirkung hatte, gefesselt zu sein, und bei Johannes den Penis steif werden ließ, der ja, so unbedarft wie er war, vermutlich kaum etwas über Sexualität wusste? Es war schon Herbst, als Johannes an einem regnerischen Samstag kam und Kay mit einer richtig schlechten Laune antraf. Kay war so genervt, dass er ihn in der Grotte an einen Pfosten band, mit den Händen auf dem Rücken, so wie ihn seine Mutter früher gefesselt hatte. So ließ er ihn stundenlang im Dunkeln sitzen und, als er wieder kam und ihn befreite, hatte sich Johannes die Hose nass gepinkelt und weinte. Kay war eindeutig zu weit gegangen; er sollte aufhören, Johannes zu fesseln. Kurz vor Weihnachten sprach er mit Johannes darüber, das heißt, er versuchte es. Johannes fühlte sich offensichtlich verletzt und warf Kay schließlich vor, es würde ihn sexuell erregen, kleine Jungs zu fesseln. Da wurde Kay klar, dass diese Freundschaft nicht weiter bestehen konnte. Er war nicht der Typ, den es anmachte, Jungs zu fesseln; das war er nicht und das wollte er vor allen Dingen auch nicht sein.

Als Janning kurz vor Weihnachten am späten Nachmittag wieder nach Hause kam, fragte ihn sein Vater, ob er wüsste, wo seine Mutter war. „Die hat sich seit drei Tagen nicht mehr blicken lassen“, sagte er. Doch wo sollte seine Mutter

sein, wenn nicht im Bett? Janning hatte das Schlafzimmer schon lange nicht mehr betreten, weil er den Anblick seiner Mutter im Bett nicht ertragen konnte. Aber üblicherweise kam sie nachmittags für ein, zwei Stunden in die Küche, saß dort eingesunken auf dem Stuhl, ohne viel zu reden, und ging dann wieder. „Schau doch mal nach ihr“, forderte ihn sein Vater auf; vermutlich war er schon zu betrunken, um selbst nachzusehen. Schon als er die Schlafzimmertür öffnete, hatte Janning den Eindruck, dass etwas nicht stimmte. Seine Mutter lag mit offenem Mund und aufgerissenen Augen regungslos im Bett. Er näherte sich langsam, stieß sie zu erst an und fasste sie dann an der Hand. Sie war schon kalt und steif. Er rannte zum Nachbarbauernhof und rief einen Notarzwagen, der seine tote Mutter abholte. Janning fragte sich, ob sein Vater überhaupt mitbekam, was geschehen war; der saß die ganze Zeit über am Küchentisch und starrte wortlos auf sein Bier.

Am nächsten Morgen beschloss Janning, nicht in die Schule zu gehen. Auch wenn er eigentlich kein Verhältnis zu ihr hatte, berührte ihn der Tod seiner Mutter. Als sein Vater aufgestanden war, saßen beide lange schweigend am Küchentisch. Anders als sonst hatte sein Vater noch keine Bierflasche aufgemacht. Schließlich sagte er, „Janning, jetzt müssen wir zusammenhalten. Ich weiß, dass wir nicht die besten Eltern für dich waren, aber ich werde mich jetzt zusammenreißen, das verspreche ich dir. Wir sind ja jetzt ganz alleine.“ „Ich bin gerne alleine“, antwortete Janning und ging schließlich nach draußen, ans Watt. Als er nachmittags nach Hause kam, bemerkte er erstaunt, dass sein Vater immer noch nüchtern war und die Küche gereinigt hatte. Zumindest den Herd und den Boden; die waren zwar immer noch nicht richtig sauber, aber deutlich sauberer als vorher. Janning konnte es nicht glauben und sein Vater sagte, „Ich habe es versprochen und halte mich auch daran. Aber jetzt habe ich ein Bier verdient.“

Auch in der folgenden Zeit kümmerte sich sein Vater vermehrt um das Haus. Es blieb zwar immer noch baufällig und wurde auch nicht richtig sauber, aber es sah lange nicht mehr so verwahrlost aus wie vor dem Tod von Jannings Mutter. Das wirkte sich auch auf Jannings Leistungen in der Schule aus. Das folgende Halbjahreszeugnis war sein bestes überhaupt und seine Klassenlehrerin schlug ihm vor, auf ein Gymnasium zu wechseln. Sie empfahl ihm eine dänische Schule, obwohl er kein Dänisch sprach. Das Gymnasium war nicht nur in der Nähe, sodass er mit dem Fahrrad hinfahren konnte, dort wurde auch

auf Schüler aus schwierigen Verhältnissen mehr Rücksicht genommen als anderswo. Obwohl er gute Noten hatte, galt er in der Realschule immer noch als „Problemschüler“, weil er keinen Kontakt mit anderen Kindern aufnahm und immer wieder genervt auf sie reagierte.

Das Ende der Freundschaft mit Johannes belastete Kay in den folgenden Wochen sehr. Ohne ihn waren die Wochenenden ziemlich leer. Oft saß er den ganzen Nachmittag über in der Grotte und bearbeitete seine Abdrücke von Tierspuren. Er hatte inzwischen begonnen, sie abzuzeichnen, und hatte sich dafür ein Heft mit einer Sammlung von selbstgezeichneten Tierfährten angelegt. Für seine Knoten und Fesselungstechniken legte er ein weiteres Heft an, um sie zu illustrieren. Ständig dachte er dabei, wie schön es wäre, wäre Johannes dabei gewesen. Ihm hätte er das alles nochmal zeigen können und Johannes hätte beurteilen können, ob die Zeichnungen gut genug waren, um die Tierspur bestimmen oder den Knoten nachknoten zu können. Sobald er aber anfang, über diese Freundschaft nachzudenken, fand er es richtig, sie beendet zu haben. Johannes' Vorliebe, gefesselt zu werden, war einfach ein Problem für Kay. Es war unmöglich, es geschehen zu lassen, ohne sich dem Vorwurf auszusetzen, mit einem Jüngeren eine Art sexuelle Spiele zu spielen. Es ging einfach nicht. Kay dachte dabei auch viel darüber nach, warum er Johannes so mochte; hatte es vielleicht doch etwas damit zu tun, dass es Johannes erregte, gefesselt zu sein? Auch wenn es ihn nicht sexuell erregte, gefesselt zu sein, und er auch keinen steifen Penis davon bekam, war es für ihn ein heikles Thema, das er immer für sich behalten hatte. Dass er mit Johannes darüber gesprochen hatte, ging schon sehr weit, vielleicht zu weit. Immer wieder ging ihm durch den Kopf, was Janning über Nähe geschrieben hatte. Johannes war Kay sehr nahe gekommen, ohne Zweifel. Als er mit gespreizten Armen am Balken festgebunden stand, konnte Kay genau spüren, wie es sich anfühlte, so gefesselt zu sein. Es war fast, wie wenn er selbst so, wie gekreuzigt, angebunden gewesen wäre. Er konnte es spüren, als wenn er Johannes gewesen wäre; in diesem Moment zumindest waren sie sich richtig nahe. Deswegen musste Kay diese Nähe gleich wieder zerstören, indem er sich über Johannes' steifes Glied lustig machte.

Er war ein bisschen aufgeregt; der Gruppenleiter war krank und Kay sollte das Pfadfindertreffen alleine leiten. Zum Glück war er in dem Thema des Treffens sehr sicher, Knoten, das konnte er in- und auswendig. „Wer von euch war den

schon einmal gefesselt“, fragte er als Einstieg in das Thema. Mehr als die Hälfte der Pfadfinder meldeten sich. „Ich wurde auf dem Herbstlager gepflockt“, sagte einer von ihnen, „das war ganz schön ätzend.“ „Und wer von euch konnte sich alleine wieder befreien?“ Es meldeten sich die meisten derjenigen, die schon einmal gefesselt waren. Kay erklärte, dass beim Fesseln deutlich wird, ob man richtig knoten kann oder nicht. „Wenn ich zwei Balken zusammenbinde, bleiben sie zusammengebunden, aber zwei Hände versuchen alles, um wieder freizukommen“, erläuterte er. Er fragte nach Freiwilligen, an denen er es demonstrieren konnte, „Wer es schafft, sich zu befreien, spendiere ich beim nächsten Pizza-Essen die Pizza.“ Als sich ein paar Freiwillige gemeldet hatten, erklärte er, „Die Hände werden natürlich auf den Rücken gebunden, sonst ist es zu einfach. Benny und Micha binde ich die Hände über Kreuz zusammen; das ist die sicherste Art und Weise, denn so bekommen sie die Hände auf keinen Fall nach vorne. Felix bekommt die Hände richtig eng zusammengebunden mit den Handflächen zusammen und Eugen mit den Handflächen nach hinten.“ Er zeigte, wie das Seil zwischen den Handgelenken durchgeführt werden muss, damit sich die Hände in den Fesseln nicht drehen konnten. „Dem Jonas binde ich die Hände nicht so eng zusammen, so sieht es aus, als hätte er Handschellen an. Er hat die besten Chancen auf eine Pizza, denn er könnte seine Arme nach vorne bringen, wenn sie lang genug sind.“ Doch das waren Jonas' Arme nicht.

Kay setzte seine Ausführungen fort und beobachtete vergnügt, wie die fünf an ihren Fesseln zerrten. Es dauerte nicht lange, bis Felix darum bat, losgebunden zu werden. „Das ist ja richtig ätzend, gefesselt zu sein“, sagte er, während Kay ihn losband. „Und wie sieht es bei euch aus?“, fragte Kay die übrigen; sie gaben alle auf, bis auf Jonas. „Tja, es ist nicht leicht auszuhalten, wenn man die Hände auf den Rücken gebunden hat und nicht benutzen kann“, lachte Kay, aber Jonas widersprach, „Ich finde es eigentlich ganz cool, da muss ich nicht überlegen, was ich mit den Händen mache.“ „Aber manchen gefällt es“, sagte Kay und die Pfadfinder lachten. Einer sagte, er konnte es sich nicht vorstellen, dass es jemandem gefällt, gefesselt zu sein. „Ihr erinnert euch doch sicher noch an den Johannes, er mochte es ganz gerne“, antwortete Kay und auf die Frage, woher er es wusste, lachte er, „Naja, es war ja nicht zu übersehen.“ Die Pfadfinder lachten und Kay bemerkte sofort, dass es ein Fehler war, so etwas zu sagen. Er war sich zwar sicher, dass es auch die anderen Pfadfindern mit-

bekommen hatten, aber es war trotzdem falsch, Johannes so bloßzustellen. „So richtig anmachen tut mich das natürlich nicht“, erklärte Jonas, „aber cool finde ich es irgendwie trotzdem.“ Dabei stand er auf und zeigte der Gruppe seine gefesselten Hände. „Jetzt machen wir aber weiter mit dem eigentlichen Thema: Wie baut man ein Lager auf, nur mit Balken, Seilen und Planen?“, beendete Kay das Thema, „Jonas kann so lange versuchen, die Pizza zu gewinnen.“ Er schaffte es bis zum Ende des Treffens nicht.

Immer wieder musste Kay an Johannes denken. Dass er die Freundschaft beenden musste, schmerzte ihn wirklich, aber es ging nicht anders. Er konnte sich nicht auf eine Freundschaft mit einem Jungen einlassen, zu der es gehörte, dass der Junge ein erigiertes Glied bekam und sogar ejakulierte. Schon gar nicht mit einem Jungen, der deutlich jünger war als er und eine sexuelle Vorliebe dafür hatte, gefesselt zu werden. Kay hatte noch nie ejakuliert, das heißt noch nie absichtlich. Es war ein paar Mal vorgekommen, dass es von alleine geschah, aber das war nachts, im Halbschlaf, sodass er kaum etwas davon mitbekommen hatte. Er hatte auch nur selten ein erigiertes Glied. Er hatte auch noch nie etwas unternommen, um eines zu bekommen. Bis zum Sommer, als Kay abends wieder an Johannes dachte und ihn in Gedanken sah, wie er mit den Händen auf dem Rücken in der Grotte saß. Dabei begann er, sein Glied zu massieren, aber es passierte nichts, es wurde nicht steif. Er ließ seine Gedanken schweifen, zu Johannes, zu den Pfadfindern, dem Jonas, dem es offensichtlich gefallen hatte, gefesselt zu sein, bis plötzlich Janning in seinen Gedanken auftauchte. Er sah genau so aus wie auf dem Schulfoto, nachdem er zu ersten Mal etwas neues zum Anziehen bekommen hatte. In seinen Gedanken wurde Janning lebendig, sprach mit ihm, lachte, berührte ihn; Kay hatte die Bilder klar vor Augen, Janning in seinem Flanellhemd. Er selbst würde sich ja nicht trauen, ein Flanellhemd über sein Hemd zu ziehen und das dann auch noch in die Hose zu stecken. Das wäre ihm viel zu unkonventionell; da trägt er lieber ein einfarbiges Hemd ohne etwas darüber. Plötzlich bemerkte Kay, dass sein Glied steif geworden war, richtig steif. Sofort hörte er auf, es zu massieren, und stand auf, um seine Gedanken an Janning zu vertreiben.

Seither dachte er oft an Janning, vor allem abends, wenn er im Bett lag. Allerdings massierte er dabei nicht mehr sein Glied. Dass ihn Gedanken an Janning sexuell erregen konnten, irritierte ihn sehr. Offenbar vermischte sich bei ihm dabei die Sehnsucht nach einer Freundschaft mit dem Bild von einem lächelnden

blonden Jungen, der obendrein mit den beiden Hemden übereinander recht ungewöhnlich gekleidet war. Immer betrachtete Kay das Schulfoto; es war das Foto von Janning, das ihm am besten gefiel. Leider war er darauf ziemlich klein, weil es ein Gruppenfoto war. Mit der Zeit legte sich Kays Beunruhigung, weil er sich sicher war, dass seine Gefühle eher weniger mit Sexualität zu tun hatten, sondern eher mit seiner Sehnsucht nach einer Freundschaft. Ohne Johannes und ohne Janning hatte er nur wenig Kontakte zu anderen Menschen, abgesehen von seiner Großmutter. Zum Glück gab es die Pfadfinder. Dort hatte er wenigstens Kontakte zu anderen Gleichaltrigen, aber es war etwas anderes als eine richtige Freundschaft. Zu einer Freundschaft gehörte, dass man sich mochte und es sich gut anfühlte, etwas zusammen zu unternehmen, dass es ein tiefes Verständnis füreinander gab und man sich in einer gewissen Weise ähnlich war. Janning und Johannes waren bisher die einzigen Menschen, denen sich Kay ähnlich fühlte. Sie waren auch die einzigen, mit denen er sich vorstellen konnte, befreundet zu sein. Dass Johannes so eine Obsession für Fesselungen hatte, war richtig blöde, so war eine Freundschaft nicht möglich. Janning war anders, nicht nur in dieser Beziehung. Mit Janning konnte sich Kay eine Freundschaft sehr gut vorstellen. Nachdem er an einem Abend wieder an ihn gedacht hatte, kam ihm die Idee, ihn von dem Schulfoto abzuzeichnen; und zwar richtig groß. Er übertrug die Proportionen von Jannings Gesicht von dem kleinen Foto auf ein großes Blatt Papier und zeichnete die ganze Nacht durch. Am Ende war auf dem Zeichenpapier ein großes Porträt zu sehen; Kay fand es richtig gelungen. Janning war deutlich wiederzuerkennen, sogar das Flanellhemd hatte Kay realistisch abgezeichnet. Er rahmte das Bild ein und stellte es sich auf den Schreibtisch. Dabei nahm er sich auch vor, Janning wieder zu schreiben. Zuletzt hatte ihm Janning Anfang des Sommers geschrieben. Seit dem Tod seiner Mutter lief es wohl mit seinem Vater besser und in der Schule war er inzwischen so gut, dass er auf ein Gymnasium wechseln sollte. „Eine dänische Schule“, schrieb er, „Dabei kann ich kein Dänisch. Aber meine Klassenlehrerin meinte, dass ich es dort lernen würde. Die dänischen Schulen sind die besten Schulen, ganz besonders für Schüler wie mich, die manchmal etwas schwierig sind.“

Janning freute sich schon auf das Gymnasium; schließlich hatte er auf der Realschule hart gearbeitet, um so weit zu kommen. Mit seinem Vater lief es inzwischen unerwartet gut. Er trank zwar noch Alkohol, aber frühestens ab dem spä-

ten Nachmittag und manchmal sogar erst abends. Das Haus war inzwischen wesentlich sauberer geworden und mit der Hilfe ihrer Nachbarn hatten sein Vater und er sogar eine Dusche ins Badezimmer eingebaut. Sie wohnten zusammen wie in einer Art Wohngemeinschaft und das klappte gut. Dennoch war sein Vater nicht jemand, dem er sich anvertrauen würde, überhaupt redeten sie nicht viel miteinander, auch nicht über den Tod von Jannings Mutter. Als er vor der Klasse stand und sich vorstellte, fiel ihm auf, dass einer seiner neuen Klassenkameraden fast so aussah wie er. Wie er hatte er etwas längere blonde Haare und trug vor allen Dingen auch ein dickes Flanellhemd. Janning und er waren die einzigen in der Klasse, die so ein Holzfällerhemd trugen. So, wie sie aussahen, hätten sie Brüder sein können oder sogar Zwillingbrüder. Janning war gleich wieder genervt von diesem Schüler, der wie ein Spiegelbild in dieser Klasse saß. Er konnte nicht anders, als zu ihm zu gehen, nur um ihn zur Seite zu schubsen und ihm damit deutlich zu machen, dass er niemals Janning werden konnte, auch wenn er sich noch so anstrengte. Lenny, so hieß dieser Schüler, kam immer in einem solchen Holzfällerhemd in die Schule, allerdings nicht mit einem Hemd sondern mit einem Rollkragenpullover darunter. Janning vermied es, ihm nahe zu kommen; er hätte ihn dann doch nur geschubst oder geboxt, was dennoch ab und zu vorkam.

Als Lenny nach den Herbstferien Zeichnungen mit in den Unterricht brachte und dafür über alles gelobt wurde, steigerte sich Jannings Genervt-Sein noch einmal beträchtlich. Nach einer weiteren Begegnung kurz vor den Weihnachtsferien wurde Janning sogar vom Schulleiter ermahnt. Das war zu viel; er passte Lenny nach dem Unterricht ab um sich mit ihm auszusprechen. Es war kalt und regnete auch leicht, kein Wetter für ein klärendes Gespräch. Dazu kam es auch nicht. Als Lenny kam und von seinem Rad abstieg, kochte Janning innerlich und riss ihm das Fahrrad aus den Händen. Es fiel hart auf den Boden, sodass die Klingel absprang. Wie wenn ein Schalter umgelegt worden wäre, wich Jannings Wut einem Bedauern; er wollte das Fahrrad nicht kaputt machen und war verzweifelt, dass es wieder soweit gekommen war. Doch dann schubste ihn Lenny derartig heftig, dass er in den Straßengraben fiel und dabei seine Schultasche aufging. Seine Hefte und Bücher lagen alle im Dreck. Wieder stieg in Janning diese Wut aus, er konnte sich nicht mehr halten und die beiden rangen heftig miteinander. Als sie schließlich voneinander abließen und sie voneinander standen, sah er fassungslos, dass er Lennys Kleidung völlig zerrissen hat-

te. Woher kam bloß diese Wut? Warum war es ihm nicht einfach egal, dass ihn einer seiner Klassenkameraden an sich selbst erinnert? Vielleicht war er ja nett, der Lenny, vielleicht könnten sie sogar befreundet sein?

Besonders blöde war, dass Jannings Leistungen auf dem Gymnasium weder seinen Erwartungen entsprach noch denen der Schule. Er konnte sich in die Klasse nicht einfinden; niemanden, mit dem er Kontakt aufnehmen konnte. Es war, als wenn die anderen alle in einer anderen Welt lebten als er. Auch dass er ständig von diesem Lenny genervt war, hatte ihn oft davon abgehalten, sich gedanklich auf den Unterricht einzulassen. Wieso sah er so aus wie sein Zwillingbruder? Lebte er womöglich auch in einer anderen Welt, so wie Janning? Wahrscheinlich war das Problem, dass ihm Lenny zu ähnlich war, nicht nur, was das Aussehen anging. Vielleicht aber auch, dass die anderen Schüler alle zu weit von ihm entfernt waren, um mit ihnen Kontakt aufnehmen zu können? Sein Klassenlehrer empfahl ihm, wieder in die Realschule zurückzukehren; auf diese Weise war ihm zumindest die Mittlere Reife sicher und er konnte dann immer noch auf ein Gymnasium wechseln. Er sagte, dass es nicht an Jannings Intelligenz oder Auffassungsgabe lag, sondern dass er noch viel an sich selbst arbeiten musste. „Du musst aufpassen, dass du dir nicht selbst im Weg stehst“, sagte er.

Auf der Realschule gab es einen Sportlehrer, der spezielle Kurse anbot, „für Jungs, die lernen wollen, mit ihrer Wut und ihren Aggressionen besser zurecht zu kommen“; so stand es am schwarzen Brett. Janning sprach den Lehrer an und wurde zu einem Termin eingeladen. Durch das Training lernte er, seine Impulse zurückzuhalten, wenn es ihn drängte, einen anderen Schüler zu boxen oder zu schubsen. Um herauszufinden, warum er über andere immer so genervt war und warum es ihm so schwer fiel, Nähe zu anderen zuzulassen, begann er eine Therapie bei einem Schulpsychologen. Die hatte ihm der Sportlehrer vermittelt. Der Ärger über die verpatzte Chance, das Abitur zu machen, war für ihn eine starke Motivation, seine Probleme in den Griff zu bekommen. Umso mehr, weil ihm die Aggressionen, die er gegenüber Lenny gespürt hatte, zeigten, dass er mit diesem Problemen niemals eine Freundschaft eingehen konnte. So war Kay der einzige Freund, den er hatte, was nur deswegen möglich war, weil sie sich nicht persönlich begegneten, denn auch sie waren sich in vieler Hinsicht ähnlich. Nachdem sie sich lange nur wenige Briefe geschrieben hatten, hatte Kay angefangen, alle paar Wochen einen Brief zu schreiben. Seit

dem Ende seiner Freundschaft mit Johannes litt er sehr unter seiner Einsamkeit und fragte sich genauso wie Janning, warum es ihm so schwer fiel, mit anderen in Kontakt zu kommen. Selbst bei den Pfadfindern gelang es ihm nicht, neue Freundschaften zu finden, auch wenn er mit ihnen inzwischen besser zurecht kam als früher. Kay schrieb, dass Janning offensichtlich der einzige war, mit dem er eine Nähe zulassen konnte – genau so ging es umgekehrt Janning mit Kay.

Sich verlieren, sich finden

„Du bist jetzt siebzehn und hast noch immer keine Freundin?“, fragte ihn seine Großmutter unvermittelt. Kay wusste nicht, was er antworten sollte; tatsächlich hatte er noch nie das Bedürfnis verspürt, eine Freundin zu haben. Aber scheinbar gab es die Erwartung; in der Schule war es das Thema schlechthin. Diejenigen aus seiner Klasse, die keine Freundin hatten, hatten entweder schon einmal eine gehabt oder den Wunsch nach einer. Wenn das Thema zur Sprache kam, entzog er sich immer, weil er nicht wusste, was er dazu sagen sollte. „Die Tochter von den Schmieders ist doch wirklich nett“, sagte seine Großmutter, „und sie ist in deinem Alter. Was meinst du, soll ich sie einfach mal einladen?“ Doch Kay war überhaupt nicht daran interessiert, nach einer Freundin Ausschau zu halten. „Ich habe schon eine Freundin“, antwortete er schließlich. Das war zwar gelogen, aber in diesem Fall war es sicher legitim. „Wirklich?“, fragte seine Großmutter erstaunt, „Davon habe ich ja noch gar nichts mitbekommen. Warum lädst du sie nicht einmal ein?“ „Ist auch ganz frisch“, erklärte Kay, „Sie wohnt in Freiburg und sie mag das Landleben nicht so.“ Seine Großmutter ließ nicht locker und wollte alles über Kays neue Freundin wissen. Doch Kay gab ihr nur vage Antworten und brach das Gespräch schließlich ab. Zum Glück sprach seine Großmutter das Thema nicht so häufig an; vielleicht glaubte sie ihm auch nicht, dass es diese Freundin gab, aber das war Kay egal. Auf dem Herbstlager gab es einmal abends eine Gesprächsrunde, bei der alle, die eine Freundin hatten, etwas über sie erzählen sollten. Auch Kay wurde danach befragt und erzählte etwas über seine fiktive Freundin. Es fühlte sich nicht gut an, eine erfundene Geschichte zu präsentieren, aber er sah keine andere Möglichkeit. Es wirkte bestimmt merkwürdig, wenn jemand mit fast achtzehn noch keine Erfahrungen mit Mädchen hatte und auch nicht an einer Freundin interessiert war.

Als er kurz vor Silvester in den Fernsehnachrichten die Bilder von dem Winter- einbruch in Norddeutschland sah, musste er sofort an Janning denken. In dem alten Haus, in dem er wohnte, mussten die Kälte und der viele Schnee dramati- sche Auswirkungen haben. Zwei Wochen später kam auch schon ein Brief von ihm. Zu Kays Erstaunen schien der Wintereinbruch Janning zu gefallen, vor al- len Dingen weil alles stillstand; sogar Jannings Schule war geschlossen. Jan- ning schickte mehrere Fotos mit, die sein Onkel aufgenommen hatte, als er an Neujahr mit seiner Tante zu Besuch gekommen war. Die Landschaft war kom- plett mit Schnee bedeckt und die Wege und Straßen waren zu weißen Schluch- ten geworden. Janning war auf den Fotos mit Mütze, Kapuze und einem Schal so ver mummt, dass nur noch seine Augen zu sehen waren. Selbst im Haus hatte er seine Mütze auf und einen dicken Seemannspullover mit Rollkragen und Reißverschluss unter dem Flanellhemd. Er schickte auch ein Foto mit, auf dem das, was alles er anhatte, auf seinem Bett ausgebreitet war. Es war lange Unterwäsche, Pullover, Hemd und Jeans und schließlich der Anorak und eine Arbeitshose. Er schrieb, dass es im Haus nur ein Zimmer gab, das einigerma- ßen warm war. „Mein Vater verbringt da drin den ganzen Tag“, schrieb er, „da ziehe ich mich lieber warm an und bin tagsüber trotz der Kälte draußen.“ Wenige Wochen später schickte er Kay einen weiteren Brief mit Fotos. Kay war er- staunt über die Mengen von Schnee, die Norddeutschland bedeckten.

Kays letztes Schuljahr lief recht gut; der Abschluss konnte sich sehen lassen. Er war froh, die Schule beendet zu haben; die letzten zwei Jahre fühlte er sich dort immer fremder und immer weniger zugehörig. Es war klar, dass er nach dem Sommer eine Ausbildung zum Landwirt beginnen wird. Die konnte er auf einem Hof im Nachbardorf machen, der deutlich größer war als der seiner Großmutter. Mit ihr hatte er auch schon besprochen, dass er den Hof nach der Ausbildung übernehmen würde. Dass er jetzt erwachsen war, löste in ihm ge- mischte Gefühle aus. Gut war auf jeden Fall, dass er so auch offiziell für sich selbst entscheiden konnte; aber zugleich beunruhigte ihn der Gedanke, mit ra- senden Schritten in eine Zukunft zu gehen, von der er keine Vorstellungen hat- te, was sie ihm bringen würde. Er wusste noch nicht einmal, was er sich für sei- ne Zukunft wünschen würde, außer dass alles so blieb, wie es gerade war. Als Erwachsener konnte er nun auch Gruppenleiter bei den Pfadfindern werden und regelmäßig die Gruppen leiten, Ausflüge und Zeltlager planen, und mit den anderen Leitern Gespräche über einzelne Pfadfinder oder den Stamm insge-

samt führen. Im Sommer traf er zufällig Johannes, der sich kein bisschen verändert hatte. Kay lud ihn ein und es war fast wie früher, wie eine Zeitreise. Er spürte sofort eine irritierende Nähe und Vertrautheit, aber zugleich auch eine Distanz, eine Distanz, die in Wirklichkeit eine zu sich selbst war. Er hatte sich in den knappen zwei Jahren, seit er die Freundschaft beendet hatte, ziemlich verändert; nicht äußerlich, aber in der Art und Weise, wie er inzwischen im Leben stand. Dadurch, dass sich Johannes scheinbar nicht verändert hatte, wurde ihm diese Veränderung so deutlich wie noch nie. Johannes warf ihm vor, dass er den Pfadfinder etwas von seinen Fesselungsvorlieben erzählt hatte; das hatte ihn offenbar ziemlich verletzt. Dabei war es ja schon immer ein offenes Geheimnis bei den Pfadfindern gewesen; er selbst hatte ja kaum versucht, es zu verbergen. Trotzdem hätte es Kay nicht verraten sollen. Er war sich sicher, dass diese Vorliebe für Johannes nicht nur eine vorübergehende Episode war. Auf jeden Fall hatte er deutlich gemerkt, dass die Begegnung für Johannes ziemlich heikel war. Es wäre keine gute Idee gewesen, sich wieder zu treffen, obwohl Kay die Vorstellung, mit ihm so etwas wie eine Freundschaft wieder aufzunehmen, nicht unattraktiv fand. Es war auf jeden Fall besser nicht alleine zu sein, aber für richtige Freundschaften kamen nur sehr wenige in Frage und, selbst wenn Johannes dazugehören sollte, ging es wegen seinem Verhältnis zu Fesselungen nicht.

Es war bereits das dritte Mal, dass ihn Idris nach dem Pfadfindertreffen ansprach und etwas erklärt haben wollte. Er war noch neu bei den Pfadfindern und so motiviert, wie kaum ein anderer. Er wollte alles genau wissen und Kay fiel auf, dass er zu Hause viel übte und schnell lernte; auf jeden Fall kam er immer gut vorbereitet zu den Treffen. Er hatte wohl mitbekommen, dass er von Kay einiges lernen konnte und wollte nach den Treffen mit ihm Fährtenlesen oder Knoten üben. Diesmal lud ihn Kay für das Wochenende zu sich auf den Bauernhof ein. Er zeigte ihm seine Sammlung an Tierfährten, die inzwischen einen beträchtlichen Umfang angenommen hatte. Von jeder Tierart hatte er mehrere Abdrücke, sodass er auch die Variation der Fährten zeigen konnte. Obwohl der Altersunterschied sehr groß war, Idris war erst elf, verstanden sie sich richtig gut und konnten Stunden miteinander verbringen. Auf dem Bauernhof konnten sie auch das Aufbauen von Zelten, Freilandküchen und Toiletten üben; es war alles da, was sie dafür benötigten. Idris kam nach einigen Wochen regelmäßig zu Kay und im Sommer verbrachten sie oft die Nachmittage in

der Grotte, wo es angenehm kühl war. Kay fühlte sich sehr an Johannes erinnert, der so wirkte, als wäre er so alt wie Idris, obwohl er deutlich älter war. Idris wirkte für sein Alter sehr reif und vor allen Dingen klar in dem, was er wollte. An einem dieser heißen Sommernachmittage saßen sie wieder zusammen in der Grotte und Kay demonstrierte ein paar besonders raffinierte Knoten, mit denen er gerne andere Pfadfinder verblüffte. Idris war sehr interessiert und nicht ungeschickt dabei, auch komplizierte Knoten nachzuknoten.

„Der ist doch ganz einfach aufzubekommen“, sagte er, als ihm Kay einen seiner Spezialknoten zeigte. „Wetten?“, fragte Kay und Idris wollte es genau wissen. Kay band ihm die Hände auf den Rücken und sagte, „Jetzt zeig mal, wie einfach du den Knoten auf bekommst. Idris bemühte sich eine ganze Weile, schaffte es aber nicht. „Du hast gemogelt und einen anderen Knoten gemacht“, sagte er schließlich. Dann demonstrierte Kay, dass dem nicht so war, und zog kurz an einem der Seilenden, um die Fesselung zu lösen. „Jetzt nochmal“, sagte er. Idris ließ sich diesmal die Hände vorne zusammenbinden und trotzdem schaffte er es nicht, den Knoten zu lösen. Kay gefiel dieses Spiel. „Der Knoten liegt so, dass du keine Chance hast, ihn in die Finger zu bekommen“, erklärte er, „Das ist der ganze Trick.“ Nach ein paar weiteren Versuchen, zuerst vorne, dann auf dem Rücken, sagte Idris, „Du hast recht; ich gebe auf.“ „Dann können wir ja mit dem Fährtenzeichnen weitermachen“, sagte Kay und packte das Heft mit den Zeichnungen aus. „Aber willst du mich nicht losbinden?“, fragte Idris und Kay antwortete, „Nö, wegen mir kannst du gefesselt bleiben. Mich stört das nicht.“ Er musste grinsen, während er beobachtete, wie Idris um eine Erwidderung rang. Scheinbar fiel ihm nichts ein und er fragte, „Meinst du wirklich?“ „Ja, klar“, antwortete Kay, „So können wir sehen, wie lange die Fesselung hält.“ Idris sagte nur „Ok“, und fügte sich.

Kay spürte wieder eine Entspannung in sich aufkommen; eine Entspannung, die sich offensichtlich nur bei Fesselungen einstellte, egal ob er selbst gefesselt war oder jemanden fesselte. Während er erklärte, wie anhand von Blättern, Rinden und Beeren Bäume und andere Pflanzen des Waldes bestimmt werden konnten, musste er ständig auch an diese geheimnisvolle Wirkung von Fesselungen denken. Ob es Idris auch so empfand? Wenn Kay zu ihm blickte, wie er mit den Händen auf dem Rücken auf der Kiste saß und Kays Ausführungen folgte, war es, als würde er sich selbst sehen – damals auf der Küchenbank seiner Mutter. Dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, dass Idris wie er

selbst einfarbige Hemden trug. Es war wie mit Johannes, nur dass Johannes etwa zwei Jahre jünger war als Kay, während Idris mehr als acht Jahre jünger war als er. Er hatte ein ungutes Gefühl, mit einem gefesselten Jungen zusammen zu sein, aber Idris schien es nichts auszumachen; zumindest sagte er nichts. Schließlich band ihn Kay wieder los. „Jetzt war ich ganz schön lange gefesselt“, sagte Idris, „Was meinst du, wie lange war ich gefesselt?“ „Eine Stunde vielleicht“, antwortete Kay, „vielleicht auch eineinhalb.“ Idris strahlte, als hätte er einen Sportwettbewerb gewonnen. Kay nahm sich vor, ihn nicht mehr zu fesseln; es gab ja noch viele andere Fertigkeiten, die er ihm zeigen konnte, es mussten ja keine Knoten sein. Doch bereits beim nächsten Treffen wollte wieder Idris Knoten üben. Diesmal sollte er Kay fesseln, der sich aber immer schnell wieder befreien konnte. Schließlich wollte er wieder versuchen, sich aus einer von Kays Fesselungen zu befreien. Kay zögerte und sagte, „Ich werde dich aber dann so schnell nicht wieder losmachen.“ Doch Idris bestand darauf, gefesselt zu werden. Wie zwei Wochen zuvor saß er mit den Händen auf dem Rücken auf einer Kiste und lauschte Kays Ausführungen über Pflanzenbestimmung. Wieder fühlte sich Kay dabei so entspannt wie sonst nur sehr selten und band ihn einige Zeit später wieder los.

An den folgenden Tagen dachte Kay viel darüber nach, was es in ihm auslöste, jemanden wie Idris oder Johannes zu fesseln. Es war so widersprüchlich wie früher, als seine Mutter ihn gefesselt hatte: einerseits dieses unerwartet gute Körpergefühl, diese Beruhigung der aufbrausenden Gefühle, andererseits fühlte es sich falsch an, von seiner Mutter gefesselt zu werden. Und es war sicher falsch, jemanden zu fesseln, der so viel jünger war als er, zumindest bei sich in der Grotte. Auf einem Pfadfinderlager war es etwas anderes, da waren ja die anderen Pfadfinder dabei und, gefesselt zu werden, gehörte zum Lagerleben dazu, aber hier, in der Grotte, nur sie beiden alleine; Kay fühlte sich bei diesem Gedanken sehr unwohl. Immerhin war es nicht so wie bei Johannes, dass Idris davon erregt wurde; Kay achtete genau darauf: Das war bestimmt nicht der Fall. Solche Gedanken kamen ihm aber nur, wenn er darüber nachdachte. Als er dann wieder mit Idris in der Grotte war, traten solche Bedenken in den Hintergrund. Sie blitzten ab und zu kurz auf, verschwanden aber gleich wieder in dem Fluss, in dem sich Kay immer befand, wenn er sich mit ihm traf, einem Fluss, in dem die Dinge einfach geschahen, auch die Fesselungen. Nach einigen Wochen war es fast schon zu einer Routine geworden, dass Idris ein bis

zwei Stunden gefesselt mit Kay in der Grotte saß, wenn er zu Besuch war. Nur im Winter setzten sie diesen Teil ihrer Treffen aus, weil es auch mit dicker Jacke und Mütze zu kalt war, um so lange in der Grotte zu sitzen. Anfang des Jahres erzählte einer der Gruppenleiter bei einem Leitungsgespräch, dass er mehrere Gespräche mit Idris' Eltern geführt hatte, bevor er zu einem Gruppentreffen gekommen war. Seine Eltern waren wohl ziemlich besorgt, weil sie ihn für sensibel und verletzlich hielten. Dann kam er auf Kay zu sprechen und sagte, dass Kay eine gute Arbeit mit dem Jungen leistete und entscheidend dazu beitrug, dass er sich bei den Pfadfindern wohlfühlte.

Als es wieder wärmer wurde und sie wieder häufiger in der Grotte waren, übten sie auch wieder Knoten und Fesselungen. Kay wartete dabei meistens, bis Idris genug hatte, und machte sich einen Spaß daraus, ihn dann darum betteln zu lassen. Aber Idris hatte viel gelernt und konnte Kay inzwischen so gut fesseln, dass er sich nicht selbst befreien konnte. Er durfte auch Kay fesseln und konnte sich revanchieren, indem er Kay darum betteln ließ, losgebunden zu werden. Kay stellte dabei fest, dass es sich immer noch gut anfühlte, gefesselt zu sein. Es war, als wenn er ständig gegen irgendetwas ankämpfen musste, aber, dadurch dass er gefesselt war, nicht mehr kämpfen konnte und vor allen Dingen auch nicht mehr musste. Er konnte einfach geschehen lassen, was geschah, und das verschaffte ihm eine tiefe innere Ruhe. Es kam vor, dass er einen ganzen Nachmittag gefesselt war, bis er Idris bat, ihn loszubinden. Idris war in dieser Hinsicht konsequent, ohne darum gebeten zu werden, hätte er Kay nicht befreit, niemals. Kay konnte sich in dabei richtig gut von seinen inneren Kämpfen und seiner inneren Anspannung erholen. So war es auch bei seiner Mutter, als sie ihn gefesselt hatte. Doch was waren das für innere Kämpfe, woher kam diese Anspannung? Auf jeden Fall waren sie dagewesen, seit sich Kay erinnern konnte. Es waren immer die selben, die mal mehr, mal weniger in den Vordergrund traten, aber immer da waren und die Hintergrundmusik in seinem Leben spielten.

Der Wintereinbruch kam unerwartet; schon nach kurzer Zeit war die Landschaft komplett mit Schnee bedeckt. Das Bauernhaus war eindeutig nicht auf solche Temperaturen ausgelegt. Bereits nach Neujahr froren die Wasserleitungen ein und die Heizung schaffte es gerade, das Haus auf etwa zehn Grad aufzuheizen. Als wäre das nicht genug gewesen, hatte Jannings Vater eine Erkältung und lag den ganzen Tag über im Bett. Unter diesen Umständen einzukaufen,

zu kochen und das Haus sauber zu halten, war eine echte Herausforderung. Zum Glück kamen Jannings Tante und sein Onkel, um nach ihnen zu sehen. Sie brachten ihm noch Kleidung mit und halfen ihm vor allen Dingen, die Wasserleitungen aufzutauen und so zu isolieren, dass die nicht mehr einfroren. Um das Heizungsproblem zu lösen, wurde nur noch ein Zimmer richtig beheizt, während im Rest des Hauses gerade soviel geheizt wurde, dass es nicht einfrohr. So war es zwar immer noch alles andere als komfortabel, aber es funktionierte wenigstens. Jannings Verwandte kamen immer wieder, um nach ihm und seinem Vater zu sehen und sie bei ihrer schwierigen Alltagsbewältigung zu unterstützen. Erst Anfang Mai entspannte sich die Lage bei Janning wieder. Auch wenn er den Winter mochte und es liebte, dick eingepackt draußen auf dem Deich zu sein, war es eine ziemlich schwierige Zeit. Vor allen Dingen, dass es nur einen beheizten Raum im Bauernhaus gab, in dem sich auch sein Vater ständig aufhielt, fand er sehr unangenehm. Er war froh, als er sich wieder länger in seinem Zimmer aufhalten konnte, vor allen Dingen, weil er von seinem Onkel eine kleine Musikanlage bekommen hatte. Es war die alte Anlage seines Cousins und bestand aus einem Kassettenrekorder und einem Radio. Sein Onkel gab ihm dazu einen Schuhkarton voll mit Kassetten, die er überspielen konnte. Den ganzen Winter über stand das Gerät ungenutzt in seinem Zimmer.

Nach diesem Winter fühlte sich Janning so erschöpft, wie er es noch nie erlebt hatte. Vor allen Dingen ging diese Erschöpfung auch nicht mehr vorüber und es kostete ihn bereits nach kurzer Zeit viel Kraft, um überhaupt morgens aufzustehen. Er begann im Sommer, in einem Supermarkt in der nahegelegenen Stadt zu arbeiten, um nicht immer auf die Geschenke seines Onkels und seiner Tante angewiesen zu sein. Aber schon nach einem halben Tag Arbeit war er meistens so müde, dass er nur mit Mühe seine Aufgaben im Haus erledigen konnte. Manchmal saß er viele Stunden in seinem Zimmer und konnte sich noch nicht einmal dazu aufraffen, Musik zu hören oder vom Radio aufzunehmen. Selbst dafür, draußen auf dem Deich oder im Watt zu sein, reichte seine Energie nur noch selten. Mit der Kraftlosigkeit kam auch die Leere. Janning hatte auch kein Gefühl mehr dafür, was er wollte und was ihm guttat; er konnte nicht mehr draußen sein und sich einfach wohl fühlen. Es fiel ihm sogar schwer, Kays Briefe zu lesen, die jetzt immer ein paar Tage ungeöffnet auf seinem Schreibtisch lagen, bevor er sie las. Er war verzweifelt, weil er scheinbar nichts gegen diese Schwere tun konnte, die ihn seit dem letzten Winter heimsuchte. Ungünstiger-

weise wurde seine Therapie im Winter unterbrochen und erst im Sommer wieder aufgenommen. Manchmal dachte er sogar, dass er keine Kraft mehr zum Leben hatte, dass er bereits jetzt, mit gerade mal siebzehn Jahren, alle Energie aufgebraucht hatte, die anderen Menschen bis zu ihrem Lebensende mit über achtzig reichen würde. Seine Leistungen in der Schule nahmen dramatisch ab und am Ende schaffte er noch nicht einmal die Prüfungen für die Mittlere Reife und beendete die Schule mit einem Hauptschulabschluss. Kurz vor seinem achtzehnten Geburtstag stand er vor dem Trümmerhaufen seines Lebens; die Träume, die er hatte, waren zerplatzt. Stattdessen lebte er immer noch in seinem heruntergekommenen Elternhaus mit seinem Vater, mit dem er kaum ein Wort wechselte, und arbeitete halbtags in einem Supermarkt.

Janning war auf seinem Weg zur Arbeit früh dran und spazierte durch die Stadt, bevor er zur Arbeit in den Supermarkt ging. Das machte er ab und zu; die Stadt war viel bunter und lauter als das Dorf. Es regte seine Tagträume an, in die er dann für einige Minuten abtauchen konnte. Das war viel besser als Kino, weil er selbst den Film gestalten konnte, und Stoff für seine Gedankenfilme hatte er genug. Plötzlich sah er jemanden, der ihm merkwürdig vertraut vorkam. Er hatte wie Janning die Kapuze übergezogen, weil es kalt und windig war. Das musste jener Lenny aus dem Gymnasium sein, schoss es ihm in den Kopf. Er konnte ihn nicht genau erkennen, aber er spürte es genau. Jener Lenny, an den er oft denken musste, seit seinem Versuch, ins Gymnasium zu wechseln. Damals konnte er ihn nicht ertragen, weil er ihm so ähnlich sah, nicht nur das, Lenny war wie eine bessere Ausgabe von ihm, ein Janning, der kein Schmuttelkind war, dem der Unterricht leicht fiel und den die Lehrer mochten. Janning musste daran denken, wie er wegen so einer Auseinandersetzung mit Lenny zum Direktor gerufen wurde und er ihn auf dem Nachhauseweg abgepasst hatte. Als er sich daran erinnerte, wie er bei dieser Begegnung die Kontrolle über sich verloren hatte, seine Schultasche und die Bücher im Matsch lagen und Lenny in dem zerfetzten Parka vor ihm stand, gruselte es ihm. „Mensch, Lenny“, rief er und war gespannt, ob er es wirklich war; er war es. Er lud ihn in ein Café ein, doch Lenny reagierte sehr reserviert; sie hatten es ja wirklich nicht leicht miteinander. Im Café beobachtete er ihn genau, wie er redete und sich bewegte. In seinem Wollpullover mit dem Rollkragenpullover darunter sah er ziemlich gut aus. Früher hatte er auch schon immer Rollkragenpullover getragen, allerdings meistens unter einem Hemd. Janning gefiel

die Kombination aus Rollkragenpullover und einem Flanellhemd darüber so gut, dass er sich selbst einen gekauft hatte; aber erst, nachdem er das Gymnasium wieder verlassen hatte.

Zufällig hatte er den auch gerade an, zusammen mit seinem Lieblingshemd. Während er sich mit Lenny unterhielt, spürte er deutlich, wie sehr er sich nach einer Freundschaft sehnte; besser noch wäre ein Bruder. Eigenartigerweise gehörte er zu den wenigen, mit denen er sich so etwas vorstellen konnte, ausgerechnet Lenny, der in ihm früher so starke Aggressionen ausgelöst hatte. Und den er eigentlich gar nicht kannte. Trotzdem waren sie sich irgendwie nahe, das hatte er damals in der dänischen Schule gespürt und das spürte er auch jetzt. Das war ja früher auch der Grund, warum er so abweisend auf ihn reagiert hatte. Eine Nähe, die einfach da war, ohne sich zu kennen, ohne zu wissen, ob sie überhaupt etwas miteinander anfangen konnten; und eine Nähe, die sich in ihrem ähnlichen Aussehen und ihrer Vorliebe für diese Holzfällerhemden überdeutlich zeigte. Lenny reagierte immer noch sehr zögerlich auf ihn; ganz offensichtlich war ihm die gemeinsame Zeit auf dem Gymnasium noch sehr präsent. Aber Janning schaffte es, sich mit ihm zu verabreden. Er konnte es gar nicht so richtig fassen, dass er so eine unerwartete Begegnung hatte; er war schon lange nicht mehr so gut gelaunt wie nach dem Kaffeetrinken mit seinem früheren Klassenkameraden.

Schon bei ihrer ersten Verabredung spürte Janning, dass diese Begegnung mit Lenny etwas außerordentlich bedeutsames für ihn war. Er hatte sich schon lange nicht mehr so gut gefühlt wie an diesem Tag. Offensichtlich mochte es auch Lenny, draußen zu sein, die Kälte und den Wind zu spüren, das Leben zu spüren. Sie beide, eingepackt in ihren dicken Winterjacken mit Mütze und Kapuze auf, sie waren wirklich wie Brüder, als wenn sie zusammen aufgewachsen wären; zumindest Janning empfand es so. Diese Nähe und Vertrautheit war genau das, was er brauchte, durch sie konnte sich die Leere, die er in sich spürte, füllen. Scheinbar gefiel es auch Lenny, zumindest verabredeten sie sich wieder und es sah so aus, als wenn es wirklich der Beginn einer Freundschaft war. Noch nie war Janning mit jemandem befreundet, außer mit seinem Brieffreund Kay, den er noch nie getroffen hatte, und ein paar Monate lang mit Leona. Diesmal war er sich sicher, dass es nicht wieder an seinen bescheuerten Gefühlen, dem Genervt-sein und den Aggressionen, die dabei in ihm aufkamen, scheitern sollte. Schließlich hatte er in der Psychotherapie gelernt, diese Ge-

fühle zu kontrollieren. Das gelang ihm inzwischen recht gut, vor allen Dingen auch, weil er sie verstanden hatte: Sie sollten dafür sorgen, dass er einsam blieb, dass niemand in seine Nähe kommen und sein zerbrechliches Selbst in Frage stellen konnte. Doch Lenny sollte in seine Nähe kommen und Jannings Gefühle sollten ihn nicht daran hindern. Als sie sich das nächste Mal trafen, hatte er ein Flanellhemd an, das er wie Janning über einem Rollkragenpullover trug. Da es regnete, verbrachten sie den Tag drinnen, in Lennys Zimmer. Lenny sagte, dass er keine Flanellhemden mehr getragen hatte, seit sie sich nach der Schule geprügelt hatten, und das Hemd, das er anhatte, neu war. Es hatte ihm wohl ziemlich zugesetzt, wie sich Janning früher ihm gegenüber verhalten hatte, und trotzdem schien er ihn zu mögen. Janning hatte ein paar Musikkassetten mitgebracht mit Musik, die er vom Radio aufgenommen hatte. Die gefiel Lenny auch. Beim Musikhören setzte sich Janning dicht neben ihn und lehnte sich an. In seinem Leben hatte es bis dahin noch nie jemanden gegeben, an den er sich anlehnen konnte.

Die Tage bei Lenny waren eindeutig die Höhepunkte in Jannings Leben. Ansonsten war der Alltag zu einer tristen Routine geworden: Aufstehen, Waschen, Einkaufen, Kochen und die Arbeit im Supermarkt. Sein Vater saß oft schweigend am Küchentisch; immerhin kümmerte er sich nach wie vor auch ein bisschen um das Haus und trank erst abends Bier. Aber er war niemand, mit dem sich Janning angeregt unterhalten oder sonst irgendetwas interessantes tun konnte. Janning erwartete es auch gar nicht, sein Vater war nie so gewesen. Immerhin war er inzwischen wieder öfter draußen auf dem Deich, aber zusammen mit Lenny war es richtig gut, da fühlte er sich richtig lebendig. Ihm war klargeworden, dass Lenny auch nur wenig Kontakte hatte und mit den anderen Gleichaltrigen nichts anfangen konnte, so wie Janning. Im Nachhinein fiel ihm auf, dass sich die Schüler auf dem Gymnasium oft über Lenny lustig gemacht hatten. Das war wahrscheinlich gar nicht böse gemeint, denn Lenny verhielt sich manchmal schon merkwürdig; man sagte sogar, dass er mit Tieren und Pflanzen redete. Vor allen Dingen war er immer warm angezogen, im Winter immer mit Kapuze auf und meistens einer Mütze darunter, auch wenn es nicht so kalt gewesen war. Sie waren sich offensichtlich nicht nur äußerlich ähnlich. Janning spürte immer wieder den Drang, ihn zu berühren, ihn anzufassen, und war nicht selten dabei auch etwas grob. Es war nicht einfach, dieses Grobsein zu kontrollieren, aber Janning schaffte es schon ganz gut. Es half auch, dass er

mit Lenny offen darüber sprechen konnte, dass er ein Aggressionsproblem hatte und deswegen auch eine Psychotherapie machte. Immerhin gelang es ihm, sich einfach an ihn anzulehnen, ihn zu spüren und sich dabei wohl zu fühlen. Das wäre vor der Therapie undenkbar gewesen.

Lenny hatte eine ganz normale Familie, fast wie aus der Werbung. Nur er selbst fiel aus dem Rahmen und wirkte in seiner Familie wie ein Fremdkörper. Sein älterer Bruder hatte ebenfalls so eine Familie, sogar mit einem Kind. Je besser er sie kennenlernte, desto klarer wurde ihm, dass er niemals so eine Familie gründen würde. Eigentlich hatte er es immer vorgehabt, auch mit Kindern. Aber so, wie er es bei Lennys Eltern mitbekam, konnte er es sich überhaupt nicht vorstellen, Vater in so einer Familie zu sein. Sohn, ja; er hätte wirklich gerne so ein Elternhaus gehabt wie Lenny, aber als Vater, mit einem Beruf im Büro, jeden Tag, und dann noch die Ehefrau, die ständig etwas erledigt haben mochte? Lenny war auch überhaupt nicht der Typ für so etwas. Aber was sollten sie dann tun, wenn nicht eine Familie gründen? Sie konnten ja nicht ihr Leben lang Sohn bleiben. Was Janning wirklich faszinierte, war, wie Lenny zeichnen konnte. Das machte er schon damals, als sie zusammen in einer Klasse gewesen waren. Inzwischen zeichnete er so gut, dass er eigentlich ein Profi-Zeichner sein musste. Im Flur hing bei ihm ein Selbstporträt, das von Weitem wie ein Foto wirkte. Auf dem Porträt hatte er die Fellkapuze seines Parkas auf, mit einer Mütze darunter, und selbst das Fell der Kapuze wirkte verblüffend echt auf dem Bild. Ansonsten waren seine Zeichnungen ziemlich düster. Wilde, graue Landschaften, aus denen wie Schatten unheimliche Gestalten heraustreten. Die waren so undeutlich zu erkennen, dass Janning sich manchmal fragte, ob er sie wirklich vorhanden waren oder er sie lediglich in die Landschaft hinein phantasierte. Seit er Lennys Zeichnungen gesehen hatte, kam es nicht selten vor, dass er auch aus der realen Landschaft solche Schatten hervortreten sah, wenn er auf dem Deich saß und über die regennassen Wiesen blickte. Oder zusammen mit Lenny auf das Watt; Lennys Dorf war direkt hinter dem letzten Deich vor dem Watt gelegen.

Die Abiturzeit war für Lenny eine sehr schwierige Zeit, nicht weil die Prüfungen so schwierig waren, sondern weil er genauso wie Janning nicht wusste, was er nach der Schule tun sollte. Lenny konnte sich vor allen Dingen nicht vorstellen, aus dem Elternhaus auszuziehen, und das wäre notwendig gewesen, um ein Studium zu beginnen und die Schule auf diese Weise fortzusetzen. Eine Lehre

kam für ihn nicht in Frage, nicht nur weil er es sich grundsätzlich nicht vorstellen konnte, sondern auch, weil es auf dem Land nur wenig Lehrstellen gab. Daher fing Lenny an, in dem Supermarkt zu arbeiten, in dem auch Janning arbeitete. Allerdings arbeiteten sie dort nicht gleichzeitig, sondern Lenny vormittags und Janning nachmittags. Im Sommer waren sie oft zusammen; und sie waren auch sehr eng zusammen. Janning kam immer wieder der Gedanke, dass sie ein bisschen wie ein Liebespaar waren. Allerdings waren sie eher wie Brüder, fand er, wie Zwillingbrüder, die etwas geheimnisvolles miteinander verband. Konnte man Zwilling sein und verschiedene Eltern haben? Je näher er sich Lenny fühlte, desto schwerer fiel es ihm, seine Impulse zu kontrollieren. Sein Bedürfnis, ihm auch körperlich nahe zu sein, setzte er nicht selten auf eine recht grobe Weise um. Einmal, gegen Ende des Sommers, hatte er Lenny sogar mit der Faust ins Gesicht geschlagen, dass er sich die Nase gebrochen hatte und eine Nasenschiene tragen musste. Es war für Janning ein Schock, dass ihm so etwas passieren konnte, aber es war passiert. In diesem Moment musste sein Gehirn ausgesetzt haben, anders konnte er es sich nicht erklären. Zum Glück nahm es ihm Lenny nicht wirklich übel, aber dennoch musste Janning oft darüber nachdenken, dass er es nicht verhindern konnte und seine aggressiven Impulse immer wieder Oberhand gewinnen konnten. Es durfte nicht wieder vorkommen, das nahm er sich fest vor.

Kay hatte Idris gerade die Hände auf den Rücken gebunden, als er seine Großmutter rufen hörte. Er konnte sie nicht genau verstehen, aber es klang wie „Hilfe“, und er rannte heraus. Draußen sah er sie vor der Küchentür auf dem Boden liegen. Sie war noch bei Bewusstsein und murmelte, „Mir ist so schwindelig. Hol einen Arzt.“ Er rief einen Notarztwagen und begleitete seine Großmutter, die nach Freiburg ins Krankenhaus gebracht wurde. Es vergingen einige Stunden, bis er mit einem Arzt sprechen konnte, der ihm sagte, dass vermutlich nichts ernstes mit seiner Großmutter war, sie aber ein paar Tage für weitere Untersuchungen in der Klinik bleiben sollte. Kay fuhr mit dem Bus wieder zurück ins Dorf; als er dort ankam, war es schon Abend, als er auf dem Bauernhof ankam. Mit einem Mal fiel ihm Idris ein; saß er womöglich noch in der Grotte? Sein Fahrrad war noch da, aber er selbst offensichtlich nicht mehr. Kay war noch nicht im Haus, als ein Streifenwagen auf den Hof fuhr. Er erschrak, weil sie sicher schlechte Neuigkeiten von seiner Großmutter brachten. Zu seinem Erstaunen sagten sie aber, „Wir müssen Sie für eine Befragung zur Wache mit-

nehmen. Ihnen wird vorgeworfen, einen Idris Jang misshandelt zu haben.“ Jetzt erschrak Kay richtig; wie in einem Reflex drehte er sich um und rannte davon, aber die beiden Polizisten holten ihn schnell ein. Sie legten ihm Handschellen an und bugsiierten ihn in den Streifenwagen. Auf der Wache zeigten sie ihm den Haftbefehl und erklärten ihm, dass er wegen Misshandlung eines Minderjährigen angezeigt wurde und einen Rechtsanwalt verständigen konnte. Kay war immer noch wie in einem Schock; was hatte er da bloß getan? „Dann nehme ich Ihnen die Handschellen ab“, sagte der Polizist, „Sie sind ja jetzt zu Vernunft gekommen.“ Er musste daran denken, wie er früher gefesselt auf der Küchenbank oder in seinem Zimmer sitzen musste und ihn seine Mutter erst wieder losband, als er „zu Vernunft“ gekommen war. „Misshandelt“, kam ihm in den Sinn, so wie Idris in der Grotte. „Die können Sie dran lassen; ich habe es nicht anders verdient“, sagte Kay und der Polizist antwortete, „Wie Sie wollen.“ Dann brachte er ihn in eine kleine Zelle und schloss ihn ein. Wie bei seiner Mutter saß er nun eingesperrt mit den Händen auf den Rücken gefesselt auf dem Bett. Es irritierte ihn, dass es sich selbst in dieser Situation gut anfühlte.

Es dauerte lange, bis er zum Verhör abgeholt und von den Handschellen befreit wurde. Die beiden Polizisten sprachen sehr aggressiv mit ihm, schrien ihn sogar an und warfen ihm eine ganze Reihe von Straftaten vor, sexuelle Belästigung, Freiheitsberaubung, Nötigung, Körperverletzung und Misshandlung eines Minderjährigen. Kay versuchte, sich zu verteidigen, indem er sagte, er hätte Idris nur Knoten gezeigt, und schilderte, wie seine Großmutter um Hilfe rief und er sie ins Krankenhaus begleitet hatte. „Ich hatte ihn einfach nur vergessen und das tut mir wirklich leid“, sagte er, doch die Polizisten entgegneten, dass Idris' Vater hierzu eine ganz andere Einschätzung hatte. Offensichtlich hatte auch Idris „umfangreich ausgesagt“, wie einer der Polizisten behauptete. Schließlich eröffneten ihm die Polizisten, dass sie davon ausgingen, er hätte den Jungen entführen und für sadomasochistische Sexspiele missbrauchen wollen. „Alle Indizien sprechen für diese Version“, erklärten sie und sagten, dass sich Idris befreien konnte und mit gefesselten Händen nach Hause lief, wo er vollkommen verstört angekommen war. So hatte es zumindest sein Vater der Polizei geschildert. Er hatte wohl auch gesagt, dass es schon öfters Vorkommnisse mit Kay gegeben hatte, die ihm verdächtig vorgekommen waren, aber Idris so eingeschüchtert war, dass er zu Hause nie etwas erzählt hatte. So konfrontiert brach Kay in Tränen aus; wie konnte man ihm nur so etwas unterstellen. Als

das Verhör zu Ende war, wurde er in einem Streifenwagen nach Hause gebracht.

Am nächsten Tag ging er, ohne zu frühstücken, zu seiner Großmutter ins Krankenhaus. Es ging ihr schon besser und sie konnte wieder aufstehen und laufen, wobei sie sich noch ziemlich unsicher fühlte. Als er wieder zu Hause war, wusste er nicht, was er tun sollte; zu tun gab es vieles, aber ihm ging immer wieder das Erlebnis mit der Polizei durch den Kopf. Er hatte Idris wirklich nichts ange-
tan und er hatte ihn vor allen Dingen auch nicht gefesselt, weil es ihn sexuell erregte. Er hatte es sicherlich übertrieben, da zuletzt ja wirklich das Fesseln sehr im Vordergrund ihrer Freundschaft stand. Und er hätte sich auch denken können, dass es nicht in Ordnung war, einen Jungen zu fesseln, der so viel jünger war als er. Aber er hatte ihn nicht misshandelt und wollte ihn erst recht nicht entführen. Er konnte es gar nicht fassen, dass er in Handschellen zur Wache gebracht wurde; hoffentlich hatte es keiner der Nachbarn mitbekommen. Als ihm die Handschellen angelegt wurden, war er wieder mit einem Mal völlig ruhig. Die Panik, das Durcheinander in seinem Kopf, als ihm der Vorwurf eröffnet wurde, waren verflogen. In der Zelle mit den Händen auf dem Rücken war es wie früher bei seiner Mutter; nur war die Zelle deutlich kleiner als sein Zimmer. Kay ging in die Grotte und ließ sich alle diese Gedanken durch den Kopf gehen. Als er wieder herauskam war es bereits abends. Seine Großmutter wurde ein paar Tage später wieder aus dem Krankenhaus entlassen. Die Ärzte konnten nichts klares feststellen und mutmaßten, dass sich ein Gerinnsel in ihrem Gehirn gebildet und dann wieder von selbst aufgelöst hatte. Sie wirkte zumindest wieder fit.

Kay wusste nicht, was jetzt passieren würde. Die Polizisten sagten, es würde zu einem Gerichtsverfahren kommen und, wenn es ungünstig lief, musste er mit einer Gefängnisstrafe rechnen. Er wusste auch nicht, ob es im Dorf überhaupt jemand mitbekommen hatte. Die Pfadfinder hatten es jedoch mitbekommen; noch nicht einmal eine Woche nach dem Verhör rief ihn der Stammesleiter an und erzählte, dass Idris' aufgebrachter Vater bei ihm gewesen war. Angesichts der Vorwürfe war Kay als Gruppenleiter nicht mehr tragbar; der Stammesleiter legte ihm nahe, überhaupt nicht mehr zu kommen und aus den Pfadfindern auszutreten. Kay war traurig – und wütend, vor allem auf sich selbst. Er nahm seine Hände auf den Rücken und versuchte, sich vorzustellen, wie sie ihm seine Mutter zusammenband. „Du willst es ja nicht anders“, hörte er ihre

Stimme in seinen Gedanken. Er entschied sich, seiner Großmutter erst einmal nichts von dieser Geschichte zu erzählen, zumindest solange nicht, bis er wusste, wie es weiterging.

Es vergingen einige Wochen, bis seine Großmutter fragte, warum er nicht mehr zu den Pfadfindern ging. Kay wollte das Thema schon länger ansprechen, zumal es auch zu einer Gerichtsverhandlung kommen würde, wie ihm die Staatsanwaltschaft mitgeteilt hatte. „Die haben mich rausgeschmissen“, antwortete er und als seine Großmutter nachfragte, erklärte er, „Es gab da so einen Vorfall mit einem jungen Pfadfinder, Idris, den hast du auch schon gesehen, er war ein paar Mal hier. Naja, ich habe ihn halt gefesselt.“ „Das macht ihr Pfadfinder doch öfter, oder täusche ich mich da?“, bemerkte sie und er sagte, „Nicht bei den Pfadfindern, sondern hier, wenn er hier war, in der Grotte.“ „Du hast ihn hierher eingeladen und gefesselt? Ausgerechnet du? Du weißt doch, wie es ist, gefesselt zu sein“, sie sah ihn erstaunt an. „Ich meine, ich habe ihn nicht gezwungen; wenn er nicht mehr wollte, habe ich ihn losgebunden. Ok, er musste manchmal ein bisschen betteln, aber wenn er wirklich nicht mehr wollte, habe ich ihn immer wieder befreit. Nur einmal, als du ins Krankenhaus kamst, habe ich ihn vor lauter Aufregung vergessen. Das wollte ich wirklich nicht. Er ist dann gefesselt nach Hause gerannt, ganze zehn Kilometer“, Kay sah seine Großmutter an, „Das Problem ist, er ist erst zwölf.“ „So alt, wie du gewesen bist, als das mit deiner Mutter war“, merkte seine Großmutter an. Kay war es wichtig, ihr zu erklären, dass es ihn nicht erregt hatte, Idris zu fesseln. „Es war eher so, dass ich mich entspannt und ruhig gefühlt habe, wenn er gefesselt war. Ein bisschen so wie damals, als mich meine Mutter gefesselt hatte, da hatte ich mich auch so gefühlt, ruhig und entspannt. Ich weiß, es ist irgendwie komisch, aber so ist es“, sagte er, „Und dann habe ich mir auch einen Spaß draus gemacht; war schon ziemlich gedankenlos, ich weiß.“ Seine Großmutter sah ihn lange an, ohne etwas zu sagen, und schlug ihm schließlich vor, zu den Pfadfindern zu gehen und dort alles zu erklären. „Sie sollten auf jeden Fall deine Sicht hören“, erklärte sie, „egal, ob sie dich dann wieder aufnehmen.“

Doch Kay traute sich nicht, den Stammesleiter anzurufen – bis ein Brief von Idris kam. Er schrieb, dass er bedauerte, wie es gekommen war, „Du bist ein guter Freund und hast mir auch nicht wehgetan. Du hast mich doch nur gefesselt und mir macht es nichts aus, gefesselt zu werden. Aber das ist trotzdem nicht in Ordnung. Mein Vater ist ausgerastet, als ich mit den Armen auf den Rü-

cken gebunden zu Hause angekommen bin. Ich habe in der Grotte lange auch dich gewartet, aber du bist nicht gekommen. Leider können wir keine Freunde mehr bleiben, das finde ich sehr schade.“ Kay zeigte den Brief auch seiner Großmutter, die erleichtert war, dass sich Idris offenbar nicht misshandelt fühlte. Sie konnte Kay überzeugen, sich doch bei den Pfadfindern zu melden. Kay rief den Stammesleiter an, der ihm zuerst vorwarf, den guten Ruf der Pfadfinder aufs Spiel zu setzen, ihn am Ende dennoch zum nächsten Treffen einlud. Dort waren nicht nur die Pfadfinder, sondern auch alle Gruppenleiter und der Stammesleiter versammelt, sodass es sich für Kay wie eine vorgezogene Gerichtsverhandlung anfühlte. Er erzählte, wie er als Kind von seiner Mutter gefesselt wurde und wie es für ihn war, gefesselt zu sein. „Ich war so voller Anspannung und Aggressionen, dass ich das Gefühl hatte, ich müsste irgendetwas zerschlagen, und, wenn ich die Hände auf den Rücken gebunden hatte, war das Gefühl weg. Ich war dann völlig ruhig“, erklärte er. Er sagte, er war sich sicher, dass er es deswegen spannend fand, andere zu fesseln, und dass es mit Sexualität oder sexueller Erregung nichts zu tun hatte. Die Pfadfinder hörten sich kommentarlos an, was er sagte. Anschließend schilderte der Stammesleiter, dass Idris mit seinem Vater bei ihm gewesen war, um zu erzählen, was sich zugetragen hatte. „Der Junge hat sich nur positiv über Kay geäußert, aber sein Vater findet es inakzeptabel, dass sein Sohn solchen Fesselspielen ausgesetzt gewesen ist. Deswegen darf er nicht mehr zu uns kommen.“ Er schlug vor, das Gerichtsverfahren abzuwarten und dann zu entscheiden, ob Kay die Pfadfinder endgültig verlassen musste oder nicht.

Das Verfahren fand bereits einige Wochen später statt. Der Staatsanwalt berief sich auf die Darstellungen von Idris' Eltern und warf Kay vor, den Jungen für die Befriedigung seiner sadistischen sexuellen Neigungen benutzt zu haben. Doch dann verlas der Richter einen Brief, den Idris an das Gericht geschrieben hatte, offenbar ohne Wissen seiner Eltern und des Staatsanwalts, die sich überrascht zeigten. Der Brief war dem ziemlich ähnlich, den er auch an Kay geschrieben hatte. Am Ende entschied der Richter, dass die Tat nicht als sexuelle Misshandlung sondern lediglich als Freiheitsberaubung zu bewerten war. Kay musste als Verwarnung einige Sozialstunden in einer Einrichtung für behinderte Menschen verrichten. Er war erleichtert über diesen Ausgang; zum Glück konnte er kurz vor seinem einundzwanzigstem Geburtstag noch nach dem Jugendstrafrecht verurteilt werden. Aber, dass in der Verhandlung über seine Sexuali-

tät und seine sexuellen Vorlieben gesprochen wurde, während seine Großmutter und der Stammesleiter im Zuschauerraum saßen, war ihm ausgesprochen unangenehm. Er musste auch einräumen, dass er in Wirklichkeit keine Freundin hatte. Tatsächlich verunsicherte ihn die Verhandlung auch in der Frage, wie es denn um seine Sexualität bestellt war. Konnte es vielleicht doch sein, dass es ihn sexuell erregte, gefesselt zu sein oder andere zu fesseln? War er womöglich homosexuell? Dabei musste er auch an seine Brieffreundschaft mit Janning denken. Manchmal sehnte er sich danach, ihm in Wirklichkeit zu begegnen, und malte es sich aus, wie es wohl war, ihn zu berühren und von ihm berührt zu werden. War er womöglich in seinen Brieffreund verliebt? Solche Fragen beschäftigten ihn in den Wochen nach der Gerichtsverhandlung so sehr, dass er sich im Frühjahr entschied, eine Schwulengruppe in Freiburg zu besuchen. Auch wenn er die Leute dort recht sympathisch fand, merkte er schnell, dass er mit ihnen nicht viel anfangen konnte. Vor allen Dingen, weil es dort immer um Sex ging und Kay sich überhaupt nicht vorstellen konnte, sich auf irgendjemanden sexuell einzulassen. Er war ein paar Mal bei einem Treffen und ging dann aber nicht wieder hin. Dafür ging er wieder zu den Pfadfindern, die ihn wieder aufgenommen hatten. Er musste allerdings versprechen, keine minderjährigen Pfadfinder mehr zu sich nach Hause einzuladen.

Von Janning hatte er in den letzten Monaten immer wieder Briefe bekommen, in denen er von seiner neuen Freundschaft schrieb. Er hatte wohl einen Schulfreund getroffen und, wie Janning schilderte, erstaunt festgestellt, wie gut sie zueinander passten. Sie trafen sich wohl recht häufig und verbrachten viel Zeit zusammen draußen auf dem Deich. Kay war erstaunt, als er ein Foto sah, dass Janning einmal mitschickte. Darauf waren beide zu sehen und sie sahen wie Zwillinge aus; die Ähnlichkeit war verblüffend und wurde noch dadurch unterstrichen, dass beide ein Holzfällerhemd mit einem Rollkragenpullover darunter trugen. Kay war von diesem Foto so fasziniert, dass er es abzeichnete; die Zeichnung sah aus, als wenn Janning doppelt porträtiert worden wäre. Kay musste immer wieder darüber nachdenken, dass er sich schon nach etwas sehnte, was mehr war als nur eine Freundschaft, danach, jemandem nahe zu sein, aber nicht nach Sexualität. Seit der Gerichtsverhandlung kam es auch immer wieder abends, vor dem Einschlafen, vor, dass er in seiner Phantasie jemanden fesselte oder gefesselt wurde. Vorher kamen ihm nie solche Gedanken, aber inzwischen waren sie gar nicht selten und immer auch mit ausge-

sprochen angenehmen Gefühlen verbunden. In der Schwulengruppe erwähnte einmal jemand, dass man sich von einem „hübschen jungen Mann“, wie er sich ausdrückte, gegen Bezahlung begleiten lassen konnte; in die Disco oder auch ins Theater. Vielleicht konnte man sich auch von so jemanden fesseln lassen? Kay fand in einer Zeitung eine Annonce, in dem ein „junger adretter Mann“ einen solchen Begleitservice anbot.

Zu Kays Überraschung ließ er sich darauf ein, ihn zu fesseln. Es war allerdings recht teuer, doch Kay ließ sich auch von dem genannten Preis nicht abschrecken. Ronny war am Telefon sehr nett und erkundigte sich detailliert nach Kays Vorstellungen. Er erklärte, dass er mit anderen Dienstleistern, wie er es nannte, eine kleine Wohnung als Studio teilte, in der sie sich treffen würden. Dann würde er Kay fesseln und nach einer verabredeten Zeit wieder befreien. Kay war richtig aufgeregt, als er zu der Wohnung kam. Ronny war älter, als er am Telefon klang, bestimmt schon Anfang Dreißig. Doch das störte Kay nicht, im Gegenteil, die Vorstellung, sich mit jemand älterem und erfahrenerem auf so ein heikles Abenteuer einzulassen, vermittelte ihm ein sicheres Gefühl dabei. Ronny erklärte, dass er selbst gar nicht schwul war, aber am liebsten Schwule als Kunden hatte. „Die wissen immer genau, was sie wollen; das ist eigentlich immer eine reelle Sache, ohne dass man da auf Empfindlichkeiten oder Peinlichkeiten Rücksicht nehmen muss“, sagte er, „So wie du: Da ist alles klar; du wirst hinterher zufrieden sein und ich auch.“ Dann fragte er, wie und wie lange Kay gefesselt werden wollte. Kay wollte nur die Hände auf dem Rücken gebunden haben, drei Stunden lang mit dem Bademantelgürtel, so wie früher bei seiner Mutter. Den Gürtel hatte er sich als Erinnerungsstück aufbewahrt, obwohl er den Bademantel nicht mehr hatte. „Damit, wirklich?“, fragte Ronny und Kay antwortete, „Damit wurde ich als Kind gefesselt.“ „Na dann“, sagte Ronny grinsend und band ihm die Hände zusammen, „Dann überlasse ich dich jetzt deinen Kindheitserinnerungen.“ Nachdem er gegangen war, bewegte Kay seine Hände und stellte fest, dass die Fesseln richtig fest saßen, so wie früher bei seiner Mutter. Er saß schon eine ganze Weile auf dem Stuhl, als er in einen Tagtraum glitt. In dem Traum rannte er zusammen mit jemand anderem durch den Wald, dann über Wiesen und Felder. Wie in einem Rausch war alles in Bewegung, die Formen und Farben flossen ineinander. So konnte er auch nicht erkennen, wer ihn begleitete. Plötzlich blieb er stehen und mit ihm alles andere auch. Er drehte sich um und seine Begleitung stand direkt vor ihm und sah ihm in die

Augen: Es war seine Mutter. „Komm ich halte dich“, sagte sie mit einer sanften Stimme, die sie früher nie hatte. Dann hielt sie ihn fest, richtig fest, drückte seine Arme an seinen Körper, sodass er sich nicht mehr bewegen konnte. Er fühlte sich dabei fast schon auf unheimliche Weise geborgen und sicher; eine Ruhe, die ihn völlig einnahm und mit der ganzen Welt zu verbinden schien. Dieser Traum irritierte Kay sehr, ganz besonders, weil er so schön und angenehm war. Nach genau drei Stunden kam Ronny wieder und band ihn los. Kay gab ihm das Geld und fand, dass diese Erfahrung das Geld wert war.

Du, ich und wer?

Janning wunderte sich über sich selbst, als er Lenny vorschlug, die Kleidung zu tauschen. Aber Lenny ging gleich darauf ein und sie hatten eine Menge Spaß dabei, unterschiedliche Kombinationen von Flanellhemden und Unterziehhemden und -pullovern auszuprobieren. Lennys Cordhosen waren überraschend angenehm zu tragen, fand Janning, vor allen Dingen hatten sie unterschiedliche Farben und konnten so passend zum Flanellhemd oder dem Pullover darunter getragen werden. Lennys Eltern schien es nicht aufzufallen, dass Lenny Jannings Sachen anhatte und Janning Lennys; jedenfalls sagten sie nichts dazu. Es dauerte nicht lange, bis ihre Kleidung miteinander vermischt war; mal trug Janning eines von Lennys Hemden, mal ein eigenes. Vor allen Dingen gefiel es ihm, einen Rollkragenpullover darunter zu tragen, während Lenny offensichtlich seine geknöpften Pullover mochte. Sie waren wirklich wie zwei Brüder, die sich alles teilten, zumindest fast alles. Seit Lennys zwanzigstem Geburtstag trafen sie sich fast täglich. Janning fuhr nach seiner Arbeit im Supermarkt zu Lenny und dann erst am Abend nach Hause; manchmal übernachtete er bei ihm und ging erst am nächsten Morgen nach Hause. Die Tage von Weihnachten bis Neujahr verbrachte er ganz bei Lenny. Seinem Vater war es vermutlich ohnehin egal, ob er an den Feiertagen zu Hause war oder nicht. Es war die schönste Zeit seines Lebens, eigentlich das erste Mal, dass er sich wie in einer richtigen Familie fühlte, mit netten Eltern und einem richtigen Bruder. Selbst mit Alex war es in Ordnung, obwohl er Janning gegenüber ziemlich verschlossen war. Am schönsten waren die Stunden auf dem Deich oder im Watt, Stunden, die er mit Lenny einfach da war, ohne etwas zu reden, ohne etwas zu denken.

Umso schwieriger war für ihn die Zeit, als er wieder zu Hause war. Bereits am Neujahrsabend machte sich in ihm diese Leere wieder breit, während er in sei-

nem Zimmer saß und wie abwesend aus dem Fenster starrte, ohne etwas zu sehen. Am nächsten Morgen war sie immer noch da; lustlos schleppte er sich zum Supermarkt, nachdem er den ganzen Vormittag gebraucht hatte, um aus dem Bett zu kommen, und ebenso lustlos fuhr er wieder zurück. Kurz hatte er den Gedanken, zu Lenny zu gehen, aber so, wie er sich fühlte, war es keine gute Idee. Er brauchte auch Zeit für sich; da war es schon richtig, noch ein Wochenende abzuwarten, bevor er Lenny wieder besuchte. Den Sonntag verbrachte er in seinem Zimmer und kaufte am Montag im Supermarkt eine Flasche Korn, bevor er nach Hause ging. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er Alkohol trank, mit neunzehn. Schon nach drei Gläsern hellte sich seine Stimmung auf, so sehr, dass er sogar nach draußen ging, sich auf die Deichkrone setzte, obwohl es schon längst dunkel war, und weiter trank. Bis er wieder nach Hause kam und ins Bett fiel, hatte er die halbe Flasche ausgetrunken. Doch am nächsten Morgen war die Leichtigkeit wieder verschwunden und machte dieser unerträglichen Leere Platz.

Schon zwei Tage später trank Janning den Rest der Flasche aus und kaufte zum Wochenende eine neue. Die Leere blieb, aber der Korn, den er alle zwei bis drei Tage trank, verschaffte ihm die Erleichterung, die er brauchte, um sie zu ertragen. Am meisten machte ihm zu schaffen, dass auch Lennys Gesellschaft diese Leere nicht vertreiben konnte. Gerade zusammen mit Lenny fiel ihm auf, wie er nach außen einen quirligen und manchmal reizbaren Janning zeigte, während er sich innen leer fühlte, weit entfernt von allem, als wenn ihn nichts mehr anging. An einem der ersten Frühlingstage brachte er eine Flasche Küstennebel mit zu Lenny und sie tranken sie dann zu zweit auf dem Deich. Auch wenn der Schnaps die Leere nicht vertreiben konnte, er vertrieb auf jeden Fall die Schwere, die damit verbunden war. Alles war so leicht, so egal und beliebig, es kam und verschwand wieder ohne Bedeutung. Es dauerte nicht lange, bis es zur Gewohnheit wurde, auf dem Deich Schnaps zu trinken. Die Tage vergingen, einer nach dem anderen, ohne etwas zu hinterlassen, das Frühjahr, der Sommer, der Herbst. An Lennys Geburtstag geschah aber etwas, was nicht hätte geschehen dürfen. Da hatte Lenny Besuch von einem Freund, Ender aus München. Janning fand ihn auf Anhieb richtig sympathisch, ein Typ, der ihn geradezu einlud, sich an ihn zu lehnen, ihn zu spüren und sich einfach nur gut zu fühlen. Als sie am Abend zu dritt auf den Deich gingen und den Apfelkorn tranken, ging es Ender plötzlich richtig schlecht. Ender hatte einen Gehirntumor

und deswegen schon mehrere Operationen hinter sich. Es ging ihm so schlecht, dass Janning befürchtete, er könnte sterben. Janning fühlte sich dafür verantwortlich, weil er den Schnaps mitgebracht hatte und sich schlicht dabei nichts dachte, einem schwerkranken Menschen die Flasche weiterzureichen. Lennys Vater sah es genauso und sagte sehr deutlich, dass er weder Janning noch Lenny noch einmal so betrunken sehen mochte; er drohte Janning sogar mit einem Hausverbot.

Sie hörten danach zwar nicht auf, Alkohol zu trinken, aber vermieden es, mehr als nur angetrunken zu sein. Jannings Stimmung wurde immer schlechter; sein Leben war verfahren, irgendwo steckengeblieben, und er hatte keine Kraft mehr, es wieder frei zu bekommen und etwas neues zu beginnen. Er hatte den Eindruck, Lenny ging es nicht anders. Sie hielten sich aneinander fest, während sie beide immer tiefer in so einen Sumpf einsanken. Immer öfter entlud sich dieser Frust in Wut und Janning wusste nicht, wie er damit umgehen sollte; die Wut drängte nach außen, aber Lenny konnte er ja nicht ständig damit konfrontieren. An Ostern hatte er ihn in so einer Stimmung so ungünstig gestoßen, dass Lenny die Deichtreppen hinunter fiel und sich beide Arme brach. Seine Eltern mussten ihn noch am Abend ins Krankenhaus bringen, wo ihm die Arme eingegipst wurden. Obendrein wurden ihm die Arme mit einer Armschlinge festgebunden, damit er sie nicht bewegen konnte. Lennys Mutter forderte Janning auf, sich um Lenny zu kümmern, zumindest so lange, bis er seine Hände wieder benutzen konnte. Das bedeutete Hilfe beim Aufstehen, Waschen, Essen, An- und Ausziehen, auf der Toilette; und das war alles ziemlich aufwendig. Zum Waschen und Umziehen musste Janning seine Arme vorsichtig aus der Schlinge befreien und anschließend wieder festbinden. Es war vor allen Dingen auch damit verbunden, dass Janning jetzt bei ihm übernachtete. In dieser Zeit waren sie sich richtig nahe gekommen; es war eine wirklich gute Erfahrung, diese Nähe nicht nur aushalten zu können, sondern sich auch gut damit zu fühlen. Erst kurz vor Pfingsten konnte Lenny wieder anfangen, seine Arme zu bewegen. Und dann kam schnell die Routine wieder, die Leere, der Alkohol. Erst jetzt merkte Janning, dass die Leere verschwunden war, während er Lenny versorgt hatte. Da war er den ganzen Tag beschäftigt, entweder im Supermarkt zu arbeiten oder Lenny in seinem Alltag zu helfen. Oft wurde er nachts wach, weil Lenny die Arme wehtaten oder er nicht einschlafen konnte.

So blöde die Situation für Lenny war, für Janning war es die beste Zeit, die sie miteinander hatten.

Im Sommer äußerte Lennys Mutter beim Abendessen ihre Sorgen darüber, dass Lenny und er ein schwules Paar waren, den Eindruck hatte sie offenbar. Für Janning war es wie ein Schock. Mit einem Mal wurde ihm klar, dass seine Freundschaft mit Lenny tatsächlich so etwas war, wie eine Partnerschaft. Er musste zugeben, dass es sich auch ein bisschen so anfühlte; er fand es ja wirklich angenehm, sich an Lenny anzulehnen, seinen Kopf in Lennys Schoß zu legen oder seine Hand um seine Hüfte. Es war auch nicht weniger angenehm, wenn Lenny sich an ihn lehnte und ihn berührte. Janning fiel auch auf, dass meistens er derjenige war, der die körperliche Nähe suchte, aber Lenny empfand es mit Sicherheit auch so. Seine Mutter hatte recht, sie sollten es sich wirklich gut überlegen, ob sie wirklich eine Partnerschaft miteinander wollten, zwei Männer. Janning konnte es sich nicht vorstellen, vor allen Dingen nicht, weil es auch bedeutete, niemals eine richtige Familie zu haben. Auch wenn er sich nicht sicher war, ob er wirklich eine gründen wollte, wollte er sich diese Möglichkeit auf jeden Fall offen halten. Er befürchtete, dass es kein Zurück mehr gäbe, wenn er sich auf so etwas wie eine schwule Partnerschaft einlassen würde. Stattdessen sollte er sich überlegen, wie er eine geeignete Kandidatin für seine Freundin kennenlernen konnte. Darüber hatte er sich noch nie ernsthaft nachgedacht. Dass er mit seinem jetzigen Leben und der Freundschaft mit Lenny keine Freundin kennenlernen konnte, lag auf der Hand. So etwas wie Freundinnen kam in seinem Leben überhaupt nicht vor; und das musste er ändern, doch wie?

Kurz vor Schichtende im Supermarkt, stand plötzlich Leona bei ihm an der Kasse. „Du arbeitest in einem Supermarkt; ernsthaft?“, fragte sie. Lenny sah sie nur an, ohne etwas zu sagen. Die Situation war ihm ziemlich unangenehm, vor allen Dingen, weil er Leona in der Schule so schlecht behandelt hatte, obwohl sie ihm eigentlich helfen wollte. „Wenn du gleich Feierabend hast, lade ich dich zum Essen ein; es gibt hier gleich in der Nähe eine Pizzeria, die machen echt gute Pizza.“ Janning willigte ein. Als sie im Restaurant ihre Pizzen bestellt hatten, sahen sie sich eine ganze Weile schweigend an. „Du trägst ja immer noch diese Hemden, bist du schwul?“, fragte Leona plötzlich. Dass sie ausgerechnet auf dieses Thema kam, verunsicherte Janning sehr; sah man ihm so etwas an? „Wie kommst du denn darauf?“, fragte er zurück und Leona erklärte, „Naja, die

Schwulen machen ja auch einen auf jugendlich, um für andere Männer attraktiv zu sein. Wir Frauen schauen da ja auf andere Qualitäten. Im Ernst: Holzfällerhemd und dann noch einen Rollkragenpulli drunter, das kann man vielleicht noch als Teenager tragen. Ich fand es aber auch früher schon unmöglich; du immer mit deinen zwei Hemden übereinander.“ Dabei lachte sie. Janning spürte, wie sich seine Verunsicherung zunehmend in Ärger verwandelte. Wieso sprach sie das an? Hatte sie womöglich recht und er war wirklich schwul? Wieso war er da so unsicher? „Was redest du da für einen Blödsinn“, sagte er schließlich, „Aber wenn du es wissen willst: Nein ich bin nicht schwul.“ Doch Leona lenkte schnell ein, „Sei doch nicht gleich so; ich wollte dir nicht zu nahe treten. Ich sage halt oft, was mir gerade durch den Kopf geht, ohne darüber nachzudenken; war wirklich nicht böse gemeint.“

Das Gespräch entwickelte sich dann doch noch in eine gute Richtung. Leona erzählte, dass sie gerade dabei war, die Geschäftsführung für den Pferdehof ihrer Eltern zu übernehmen. Sie hatte so viel damit zu tun, alles in und um den Pferdehof zu organisieren, dass sie kaum noch zum Reiten kam. „Du musst bedenken, dass man für ein Pferd gut fünfzig- bis hunderttausend Mark einkalkulieren muss, alle Kosten zusammengenommen, und wir haben mittlerweile vierzig Pferde im Stall. Da kannst du dir vorstellen, was das für eine Verantwortung bedeutet.“ Janning konnte es sich nicht so richtig vorstellen. Mit solchen Dimensionen hatte er bislang noch nicht einmal annähernd zu tun gehabt. Er selbst erzählte nicht so viel von sich; er wollte Leona nicht noch mehr Gelegenheiten geben, sich über ihn lustig zu machen. Als sie sich verabschiedeten, sagte Leona, „Du siehst nicht gut aus, finde ich; irgendetwas drückt dich, das spüre ich genau. Du kannst mich ja anrufen, wenn du reden willst oder Hilfe brauchst.“ Dann gab sie ihm ihre Telefonnummer.

Das mit dem Schwulsein ließ Janning nicht mehr los. Immer wieder fragte er sich, ob er womöglich tatsächlich schwul war. War womöglich auch Lenny schwul und in ihn verliebt? Offensichtlich sah es Lennys Mutter so. Am meisten beunruhigte ihn der Gedanke, dass ihm sein vermeintliches Schwulsein angesehen wurde. Hatte Leona vielleicht doch recht, dass sich nur Schwule so anzogen wie er, mit Rollkragenpullover und Flanellhemd? Sollte er sich nicht doch eher konventionell kleiden, so wie Kay, der einfach nur einfarbige Hemden trug, ohne etwas darunter? Je mehr er darüber nachdachte, desto deutlicher wurde ihm, dass er sein Leben ändern musste. Vor allen Dingen kam ihm auch die

Freundschaft mit Lenny zunehmend problematisch vor. Seine Vorstellung, mit Lenny ein Verhältnis wie zwei Brüder zu haben, war wohl eine Illusion; in Wirklichkeit waren sie eben keine Brüder und obendrein musste er sich eingestehen, dass sich die Freundschaft auch nicht weiter entwickelte, im Gegenteil, sie hemmte ihn in seiner Entwicklung. Der Gedanke, die Freundschaft mit Lenny zu beenden, fiel ihm ziemlich schwer. Er mochte ihn ja wirklich sehr, aber so, wie sich ihre Freundschaft entwickelt hatte, ging es nicht mehr weiter.

Janning entschied sich, sich noch einmal mit Leona zu verabreden. Bei ihrem Treffen erzählte er ihr ausführlich von seiner Situation. Er fühlte sich festgefahren, ein Leben wie festgefroren. Vor allen Dingen die Leere, die er seit Monaten in sich spürte, belastete ihn sehr. Sein regelmäßiger Alkoholkonsum verstärkte sie noch und hielt ihn in einem Teufelskreis gefangen, aus dem er nicht mehr heraus kam. Es gab kaum noch etwas, was ihm wirklich Freude bereitetete, nur manchmal noch die ein oder anderen Momente mit Lenny. Doch seit er sein Verhältnis mit Lenny damit in Verbindung brachte, dass er womöglich schwul war, gab es auch diese Momente nicht mehr. Er wollte nicht schwul sein, er wollte im Gegenteil einfach ein normales Leben leben, so wie alle anderen auch, und am besten eine Familie gründen; allerdings eine, die nicht so konventionell war wie Lennys Familie. Leona hörte sich alles an und sagte schließlich, „Ich denke, du siehst es genau richtig: Du musst jetzt etwas ändern, sonst wird das nichts mehr.“ Janning hatte die Idee, Leona zu Lenny einzuladen, damit sie ihn mal kennenlernt. Vielleicht konnte sie ihm ja einen Rat geben, wie er mit der Freundschaft umgehen sollte. „Du kannst mich ja mal von der Arbeit abholen; das Abendessen ist bei den Jansens immer gut; die sind auch ganz nett.“ Leona willigte ein.

Janning fiel es nicht leicht, Lenny mitzuteilen, dass er vorhatte, sein Leben zu ändern. Er erzählte ihm, dass er jetzt eine Freundin hatte, obwohl es so nicht stimmte. Zumindest war Leona eine gute Kandidatin für eine Freundin. „Leona ist früher mit mir in eine Klasse gegangen und hat mir mal geholfen, als es mir wegen meiner Eltern richtig schlecht ging“, erklärte er, „Das geht doch so nicht weiter, mit dem Alkohol und ohne richtigen Job. Ich meine, es geht uns doch beiden nicht gut.“ Lenny hörte sich an, was ihm Janning sagte, ohne zu antworten. Sie saßen den Abend über schweigend auf dem Deich. Bevor er nach Hause ging, sagte Janning, dass ihn Leona gerne kennenlernen mochte; Lenny hatte nichts dagegen. Sie kam schon wenige Tage später mit zu Lenny, aber es

wurde sehr schnell klar, dass sie ihn nicht mochte. Sie sprach kein Wort mit ihm und war insgesamt sehr wortkarg, was sonst überhaupt nicht ihre Art war. Gleich nach dem Abendessen sagte sie, dass sie wieder gehen wollte, und ging zusammen mit Janning nach Hause auf den Pferdehof. Dort angekommen sagte Leona, „Das sieht man doch sofort, was da läuft; dein Freund ist schwul und dreimal darfst du raten, worauf er aus ist. Wer euch beide sieht, im Partnerlook mit Holzfällerhemd, weiß doch sofort, was Sache ist.“ Schließlich erklärte sie, „Du musst dich jetzt wohl wirklich entscheiden, ob du dich auf diesen Lenny einlassen willst. Und wenn ja, dann macht es auch keinen Sinn mehr, dass wir uns treffen.“ Janning war klar, dass sie sofort eine Entscheidung von ihm wollte, aber er zögerte noch. „Ihr zieht euch doch nur gegenseitig runter; du brauchst jetzt jemand, der dich aufbaut“, legte Leona nach und Janning gab ihr recht.

Lenny versuchte, sich in der Folge immer wieder zu verabreden, und Janning musste jedes Mal eine Ausrede finden, warum es gerade nicht passte. Weil Janning kein Telefon hatte, kam Lenny immer in den Supermarkt, bis Janning ihm sagte, dass er ihn nicht mehr aufsuchen sollte. Es fiel ihm richtig schwer, die Freundschaft auf diese Weise zu beenden, aber er sah keine andere Möglichkeit. Es war genau jetzt die Gelegenheit, seinem Leben eine Wendung zu geben, und nochmal wollte er es auf keinen Fall wieder vermessen, so wie damals, als er bei Leona wohnte. So etwas sollte ihm nicht noch einmal passieren. Er trug auch seine Flanellhemden nicht mehr, sondern zog höchstens einen einfachen Pullover über, wenn es richtig kalt wurde. Schließlich traf er sich noch einmal mit Lenny, um ihm alles zu erklären. Es war ein Abschiedstreffen und Janning machte es so traurig, dass er weinen musste, als er danach zu Hause in seinem Zimmer war. So weit er sich erinnern konnte, war es das erste Mal, dass er weinte. Seine ganze verkorkste Kindheit, das Aufwachsen im Dreck und mit Eltern, die sich um nichts gekümmert hatten, und der Tod seiner Mutter, nichts davon hatte ihn so berührt und traurig gemacht wie das nun endgültige Ende der Freundschaft mit Lenny. Er schrieb in der Folge mehrere Briefe an Kay, aber über Lenny schrieb er nichts. Stattdessen schrieb er über Leona und seine Aussicht, sein Leben besser in den Griff zu bekommen. Das Verhältnis mit ihr fühlte es sich bereits wie eine richtige Beziehung an. Er hatte wieder ein eigenes Zimmer auf dem Pferdehof, dasselbe, das er früher schon einmal hatte. Wie früher half er auf dem Pferdehof im Stall und fühlte sich dort

schon mehr zu Hause als bei seinem Vater auf dem Bauernhof. Er war auch oft draußen und sah Leona fast nur zu den Mahlzeiten, weil sie die restliche Zeit meistens im Büro arbeitete.

Janning fühlte sich ziemlich überrumpelt, als Leona ihn fragte, ob er mit ihr schlafen wollte. „Ich bin aber noch völlig unerfahren“, antwortete er, aber sie meinte, es wäre ganz einfach. „Das wirst du schon noch hinbekommen“, sagte sie und lachte. Sie nahm ihn an der Hand, führte ihn in ihr Zimmer und forderte ihn auf, sich auszuziehen. Es fühlte sich wie eine Ewigkeit an, bis Janning endlich einen Samenerguss hatte. „Das reicht jetzt“, sagte Leona zu seiner Erleichterung und schubste ihn zur Seite. Sie stand auf und fing an, sich anzuziehen, „Das war nun wirklich nicht gerade die Erfüllung.“ „Es war das erste Mal für mich“, erwiderte Janning, aber sie hatte recht, für ihn war es auch eine Erfahrung, die er nicht wiederholen musste. „Das wird auch beim zehnten Mal nicht anders sein“, entgegnete Leona, „Dir fehlt einfach das Gefühl dafür. Ich könnte genauso gut einen Deck-Automaten benutzen, wie wir ihn für die Pferde einsetzen.“ „Es muss ja auch nicht sein“, sagte Janning, der wieder deutlich eine Verärgerung aufsteigen spürte. Am liebsten hätte er sie aus dem Zimmer gestoßen, aber es war ja ihr Schlafzimmer. „Was mich an dir so anzieht, ist, dass du so unbedarft bist, fast schon ein bisschen wild, unbeleckt von der Zivilisation“, erklärte Leona, „Wie ein wildes Pferd, das noch gezähmt werden muss. Und ich liebe es, wilde Pferde zu zähmen; das kann ich auch ganz gut. Nur gibt es manchmal Pferde, die können nicht gezähmt werden, da kann man noch so gut und erfahren sein, es wird nicht klappen. Meistens landen solche Pferde dann beim Pferdeschlachter.“ Janning war klar, dass sie ihn damit meinte, mit dem Pferd, dass man nicht zähmen konnte. „Und jetzt bringst zu mich zum Pferdeschlachter?“, fragte er. Leona lachte, „Nein, nein; ich habe ja noch gar nicht richtig mit dem Zähmen angefangen. Warte mal ab, was ich aus dir noch mache.“ Janning fühlte sich bei dieser Vorstellung ausgesprochen unwohl. Er musste sofort an Kay denken, wie seine Mutter ihn zähmen wollte, indem sie ihn einsperrte und ihm die Hände festband, und auch an die Panik, die in ihm hochkam, als er sich selbst probeweise gefesselt hatte.

Kay war in diesem Jahr viel alleine. Die einzige Zeit, in der er etwas mehr Kontakt zu anderen hatte, waren das Sommer- und das Herbstlager. Die Geschichte mit Idris letztes Jahr belastete sein Verhältnis zu den Pfadfindern ziemlich. Dabei konnte er noch nicht einmal sagen, ob sie ihm gegenüber reservierter

waren oder er ihnen gegenüber, weil er ständig befürchtete, darauf angesprochen zu werden. Tatsächlich sprach ihn aber keiner der Pfadfinder an. Auf den Lagern brachte er den Pfadfindern Knoten bei und fesselte auch hier und da einen, zur Demonstration; als wenn nichts gewesen wäre. Dennoch musste Kay jeden Tag an diese Geschichte mit Idris denken, vor allen Dingen an die Gerichtsverhandlung. Nach dem ersten Treffen mit Ronny dauerte es einige Wochen, bis Kay wieder bei ihm anrief. Am Telefon bot Ronny ihm an, den Preis zu reduzieren. „Bei dir habe ich ja fast nichts zu tun“, sagte er, „Außerdem bist du anders als meine anderen Kunden, vor allen Dingen viel sympathischer.“ Als Kay wieder gefesselt in dem Studio saß, glitt er nach einer Weile in einen Tagtraum, diesmal mit Johannes in der Grotte. Er träumte detailliert, wie er Johannes an den Balken band, sodass er wie gekreuzigt vor ihm stand. Er sah auch deutlich, wie sich Johannes' Hose ausbeulte, Johannes anfang, zu zucken, und schließlich seine Hose feucht wurde. Plötzlich wurde Kay bewusst, dass nicht Johannes' Hose feucht war, sondern seine; er war es, der einen Samenerguss bekam, während er vor dem gefesselten Johannes stand. Dieser Traum erschreckte ihn richtig; die Bilder gingen ihm nicht mehr aus dem Kopf. Als er dann noch bemerkte, dass sein Penis steif geworden war, wurde er ziemlich unruhig und begann, an den Fesseln zu reißen. Bis er sich wieder aus dem Traum lösen und beruhigen konnte, war die Zeit schon um und Ronny kam, um ihn loszubinden. Auf dem Weg nach Hause fühlte sich Kay wie benommen; es kam nur äußerst selten vor, dass sein Penis steif wurde.

In der Folge ließ sich Kay alle paar Wochen fesseln, wobei die letzten Male keine irritierenden Tagträume mehr auftauchten. Aber es gab ihm dennoch eine angenehme innere Ruhe, die danach noch ein paar Tage anhielt. Inzwischen hatte er den Bauernhof seiner Großmutter weitgehend übernommen. Die Ausbildung zum Landwirt schloss er im Sommer mit einem hervorragenden Prüfungsergebnis ab und seine Großmutter hatte ihn in alles eingearbeitet, was notwendig war, den Hof zu führen. Insgesamt war der Hof mit einer Mischung aus verschiedenen Gemüsesorten gut aufgestellt; für den eigenen Bedarf gab es obendrein ein paar Obstbäume, Beeren und sogar Gewürzkräuter. Seine Großmutter hatte bereits begonnen, den Anbau so zu gestalten, dass nicht mehr so viel Dünger eingesetzt werden musste, und Kay wollte das weiter vorantreiben. In seiner Ausbildung hatte er einige Techniken gelernt, die Ackerböden so zu bearbeiten, dass sie auch ohne Düngemittel dauerhaft fruchtbar blie-

ben. Es gab auch gerne mit neuen Gemüsezüchtungen, die sich immer gut verkaufen ließen. Mit dem Bauernhof war er sehr zufrieden; es gab dort immer etwas zu tun und dennoch hatte er genügend Zeit für sich. Er mochte die abwechslungsreichen Arbeiten und vor allen Dingen auch, dass er dabei viel draußen sein konnte.

Seit Anfang des Jahres schrieb Janning nur noch selten und meist nicht sehr viel. Umso mehr freute sich Kay, als er einen längeren Brief von ihm erhielt. Er schrieb, dass er mit seinem Leben unzufrieden war und dass ihm alles so leer und bedeutungslos vorkam. Er schrieb auch, dass er angefangen hatte, Alkohol zu trinken und über eine sehr schlimme Begebenheit mit jemandem, der zu Lennys Geburtstag gekommen war und Krebs hatte. „Er hätte sterben können und ich wäre daran schuld gewesen“, schrieb er. Er schien sehr unglücklich zu sein. Mit dem Brief schickte er ein Foto, das Lennys Vater gemacht hatte. Darauf sind neben ihm und Lenny auch noch Lennys Bruder und Ender zu sehen, der fast an dem Schnaps umgekommen war, den ihm Janning gegeben hatte. Janning schrieb, dass das Foto vor der Begebenheit mit dem Apfelkorn aufgenommen wurde und Ender hinterher überhaupt nicht mehr gut aussah. Er stand zwischen Lenny und Ender und hatte seine Arme um ihre Schultern gelegt. Auf dem Bild sah er kein bisschen unglücklich aus. Das war Janning, er sah auf den Fotos immer zufrieden und gut gelaunt aus, in einem schroffen Kontrast zu den Verhältnissen, in denen er lebte. Kay konnte sich von dem Foto nicht mehr lösen. Er fand diesen Jungen auf dem Bild mit dem Holzfällerhemd und einem bis oben zugeknöpften Pullover darunter wirklich attraktiv. Er hätte gerne seinen Arm um Jannings Hüfte gelegt. Während er sich vorstellte, wie er Janning berührte, spürte er wieder diesen Druck in seiner Hose. Irritiert steckte er das Foto wieder in den Briefumschlag.

Ein paar Tage später nahm er das Foto wieder aus dem Umschlag und zeichnete Janning ab; deutlich vergrößert, dass er fast so groß war wie der Zeichenbogen. Dann zeichnete er sich daneben, auch von einer Fotovorlage, und zwar so, dass es so aussah, als hätte Janning seinen Arm auf seine Schulter gelegt. Mit der Zeichnung war er sehr zufrieden; immerhin hatte er die ganze Nacht daran gearbeitet. Janning war auf dieser Zeichnung besser getroffen als auf den beiden anderen, die er von ihm angefertigt hatte. Auch sich selbst hatte er gut getroffen; er fand, dass er ziemlich gut aussah. Alleine die Kleidung stimmte nicht ganz; während Janning mit dem dicken Flanellhemd und dem Pullover

darunter richtig herbstlich aussah, hatte Kay nur ein T-Shirt an. Er änderte es auf der Zeichnung so, dass es wie ein Flanellhemd aussah, so ähnlich wie es Janning anhatte, mit einem etwas anderem Muster. Die folgenden Abende verbrachte Kay damit, sich Jannings Fotos und die Zeichnungen, die er von ihm angefertigt hatte anzusehen. Besonders das erste Foto, das er ihm geschickt hatte, sprach ihn sehr an. Darauf stand er vor dem halb zerfallenen Reetdachhaus und sah aus, als wäre er in Lumpen gekleidet; und er lächelte, ein rundum zufriedenes, geradezu anziehendes Lächeln. Es gab keinen Zweifel, Kay mochte ihn nicht nur, er liebte ihn. Immer wieder musste er auch an Johannes und Idris denken, die er beide auch sehr mochte. Es musste etwas geben, was sie miteinander verband, etwas sie füreinander bedeuteten und was niemand sonst für Kay bedeuten konnte; zumindest niemand, dem er bisher begegnet war. Und mit Janning empfand er es auf eine ganz besondere Weise, viel deutlicher und vor allen Dingen viel intensiver. Mit ihm schien sich auch sein sexuelles Empfinden zu entwickeln. Bis vor kurzem dachte er noch, es würde für ihn so etwas wie Sexualität nicht geben, aber mit Janning tauchte es mit ungeheurer Wucht auf, das Verlangen, ihm nahe zu sein, ihn zu berühren, ihn zu halten und sich mit ihm zusammen den Eruptionen hinzugeben, die Kay bei einem Orgasmus erlebte.

Janning schrieb immer noch nur selten einen Brief, der dann auch immer recht kurz gehalten war. Lag es daran, dass es ihm schlecht ging, oder hatte die Brieffreundschaft für ihn an Bedeutung verloren? Kay traute sich nicht, ihn zu fragen, sondern schrieb ihm ab und zu, was er gerade auf dem Bauernhof erlebte. Es gab so vieles, was er ihm eigentlich schreiben wollte, aber er hatte die Befürchtung, ihm damit zu nahe zu treten. So schrieb er nichts über Idris und sein Gerichtsverfahren, nichts über seine aktuellen Fesselserfahrungen und erst recht nichts über seine neu entdeckten Gefühle ihm gegenüber. Das waren auch alles Themen, die er eher persönlich mit Janning besprechen sollte als in einem Brief. Kay brauchte ziemlich lange, bis er sich traute, Janning zu fragen, ob er ihn im Sommer besuchen durfte. Aber Janning wiegelte ab und schrieb, dass es ihm immer noch schlecht ging und er Probleme hatte, die er erst lösen musste, bevor er bereit war, Kay persönlich zu treffen. Immerhin schrieb er, dass er Kay auf jeden Fall einmal treffen wollte, es aber zurzeit sehr ungünstig war. „Du bist immer noch mein bester Freund“, schrieb Janning am Ende, „Wir kennen uns ja schon so lange; ich könnte mir ein Leben ohne dich nicht vor-

stellen.“ Kay versuchte, nicht zu viel über Janning nachzudenken, indem er sich in die Arbeit auf dem Hof stürzte und das Frühjahr und den Sommer nutzte, die Schuppen zu renovieren, was ziemlich aufwendig war. Nach wie vor meldete er sich alle paar Wochen bei Ronny und ließ sich von ihm fesseln. Nachdem Kay einmal angemerkt hatte, dass er, so wie ihn Ronny fesselte, die Arme nach vorne bringen könnte, wenn sie ein wenig länger gewesen wären, band er sie ihm immer über Kreuz zusammen, so wie es Kay auch den Pfadfindern beibrachte. So gefesselt konnte er seine Arme gar nicht mehr bewegen und die innere Entspannung wurde von einer Art Erregung überlagert. Es war keine sexuelle Erregung, zumindest nicht die, die er erlebte, wenn er seine Phantasien mit Janning hatte, aber dennoch eine Erregung, die er in seinem ganzen Körper spürte, eine, die ihn alles wesentlich intensiver spüren ließ.

Im Herbst schrieb ihm Janning, dass er eine frühere Schulfreundin getroffen hatte, Leona vom Pferdehof. Kay erinnerte sich daran und kramte die Briefe hervor, in denen Janning vor einigen Jahren über sie geschrieben hatte. Er schrieb, dass er vorhatte, sein Leben grundlegend zu ändern und vor allen Dingen aufzuhören, Alkohol zu trinken. „Es fühlt sich an wie ein Sumpf, in den ich immer tiefer hineingezogen werde, und Leona hilft mir, mich daraus zu befreien“, schrieb er, „Und das wird höchste Zeit, denn ich bin kurz davor zu ertrinken.“ Er schrieb auch, dass er die Freundschaft mit Lenny beenden musste, weil er erkannt hatte, dass sie sich gegenseitig herunterzogen. „Lenny ist für mich nicht gut und ich auch nicht für ihn. Ich mag ihn wirklich sehr gerne, aber es ist jetzt Zeit, dass wir getrennte Wege gehen“, schrieb er. Kays Gefühle waren nach dem Lesen des Briefs zwiespältig; einerseits freute er sich, dass Janning eine Möglichkeit gefunden hatte, aus seiner lang anhaltenden Depression herauszukommen, auf der anderen Seite wäre er gerne derjenige gewesen, der ihn aus dem Sumpf zog und mit dem er ein neues Leben begann. Den Herbst und Winter über hatte Kay auf dem Hof weniger zu tun und dachte viel über seine Gefühle nach, die er gegenüber Janning empfand. Sie hatten sich noch kein einziges Mal gesehen, sondern kannten sich nur über die Briefe, die sie sich schrieben. War es wirklich Janning, den er heimlich liebte, oder war es eine Sehnsucht, die er lediglich auf ihn projizierte, weil er gerade der einzige Mensch in seinem Leben war, neben seiner Großmutter. Kay verbrachte ganze Nächte damit, Janning von den Fotos, die er geschickt hatte, abzuzeichnen. Es waren eine ganze Menge Fotos, die er jeweils mehrere Male abzeichnete, bis

die Zeichnungen in allen Details stimmten. Er legte schließlich ein Heft an, in dem er die Zeichnungen einklebte, chronologisch geordnet, sodass man verfolgen konnte, wie sich Janning von einem Kind zu einem Erwachsenen entwickelt hatte.

Kurz nach Ostern schrieb Janning wieder einen längeren Brief. Sein Vater hatte einen Schlaganfall und kam in ein Pflegeheim. „Wir saßen zusammen am Küchentisch und plötzlich ist er umgefallen. Da lag er auf dem Boden und konnte seine Beine nicht mehr bewegen, als er aufstehen wollte“, schilderte er. Er war darauf ganz zu Leona gezogen, bei der er sich ohnehin die meiste Zeit aufhielt. Er schrieb auch, dass Leona inzwischen seine Freundin geworden war; „so etwas wie meine Freundin“, schrieb er. Sie leitete den Pferdehof und hatte so viel zu tun, dass sie sich meistens nur zum Essen sahen. „Das mit dem Sex haben wir auch mal probiert, aber das funktioniert nicht so richtig. Ich glaube, das ist nicht so meine Sache“, erklärte er, „Aber das muss ja auch nicht sein; Leona ist es, glaube ich, auch ganz recht so.“ Als Antwort auf den Brief fragte Kay, ob er ihn inzwischen besuchen könnte. Jannings Reaktion kam recht schnell. „Ja klar“, antwortete er, „Ich würde mich auf jeden Fall freuen, meinen Brieffreund kennenzulernen, der mich fast mein ganzes Leben lang begleitet hat. Dann kann ich dir auch zeigen, wie ich hier auf dem Hof lebe.“ Leona und ihre Eltern hatten nichts gegen seinen Besuch einzuwenden; er konnte auf dem Pferdehof sogar ein Gästezimmer bekommen.

Kay konnte es gar nicht abwarten, bis es soweit war und er nach Norddeutschland zu Janning fuhr. Das Gästezimmer auf dem Pferdehof war recht groß, größer als Kays Zimmer bei sich zu Hause. Auch Jannings Zimmer war groß; Kay fand, dass er dort wirklich gut lebte. Leona war nett, hatte aber viel zu tun und sagte gleich bei Kays Eintreffen, dass sie keine Zeit hatte, sich mit ihm zu beschäftigen. Dafür hatte Janning Zeit und fuhr mit ihm zu dem Bauernhaus, in dem er mit seinem Vater gelebt hatte und das jetzt leer stand, spazierte mit ihm auf dem Deich und fuhr mit ihm ans Watt. Natürlich führte er ihn auch durch den Pferdehof und machte ihn mit Leonas Eltern bekannt. Kay fühlte sich richtig wohl auf dem Hof. Die norddeutsche Landschaft wirkte ziemlich fremdartig auf ihn, fast schon ein bisschen exotisch. Aber mit Janning war es sehr vertraut; Janning war richtig gut gelaunt, legte seinen Arm um Kays Hüfte und lehnte sich an ihn, wenn sie zusammen auf dem Deich oder auf Jannings Bett saßen. Bei ihren Spaziergängen schubsten sie sich gegenseitig zum Spaß und

einmal fielen sie beide ins Gras und rangen dann miteinander. Es war bereits der vierte Abend auf dem Pferdehof, als sich Kay beim Einschlafen vorstellte, mit Janning im Bett zu liegen und dabei wieder eine Erektion bekam. Dabei kam ihm der Gedanke, ob sich Janning vielleicht auch zu ihm hingezogen fühlte, erotisch; offensichtlich mochte er es, ihn zu berühren, und das Ringen hatte ihm auch richtig gut gefallen, da war sich Kay sicher. Er dachte eine ganze Weile darüber nach, ob er nicht einfach zu ihm gehen sollte, bis er sich entschied, es zu tun.

Janning lag wach im Bett; die Tage mit Kay waren immer so voll, dass er abends gleich einschlief, aber heute fühlte er sich kein bisschen müde. Dafür ging ihm durch den Kopf, was Kay in ihm auslöste. Es ging nicht nur um eine Freundschaft oder darum, dass es Spaß machte, mit ihm etwas zusammen zu unternehmen. Er spürte deutlich, wie es ihn erregte, Kay zu berühren; anders als mit Lenny. Lenny zu berühren und ihm nahe zu sein, fühlte sich schon richtig gut an, aber es war nie mit so einer Erregung verbunden, die ganz klar sexuell war. Bei Leona hatte er noch nicht einmal das Bedürfnis nach Berührung; umgekehrt schien sie es auch nicht zu haben. War er womöglich doch schwul? Er konnte nicht übersehen, dass dieses Thema immer auftauchte, wenn er einem anderen Mann nahe war. Schon gar nicht war zu übersehen, was er Kay gegenüber empfand, dass er ohne jeden Zweifel den Wunsch nach Sexualität mit ihm spürte. Plötzlich klopfte es leise an seiner Tür; Janning war klar, es konnte nur Kay sein, und forderte ihn auf, hereinzukommen. „Ich kann nicht schlafen“, sagte Kay. „Dann setz dich doch zu mir“, antwortete Janning, „Ich bin auch noch nicht müde.“ Als Kay auf der Bettkante saß, spürte Janning deutlich wieder eine Erregung, die nach kurzer Zeit so intensiv wurde, wie er es so noch nie erlebt hatte. Sie sahen sich schweigend an; es kam ihm vor wie Ewigkeiten. Dann bewegte Kay eine Hand in seine Richtung und stockte auf halber Strecke. „Mach ruhig“, forderte ihn Janning auf und Kay streichelte ihn im Gesicht und über den Kopf. Kurz danach zog er seinen Schlafanzug aus und kroch zu Janning unter die Bettdecke.

Janning war wie elektrisiert. Kay nackt mit seinem ganzen Körper zu spüren, war unglaublich intensiv; er hatte noch nie etwas vergleichbares gespürt. Und es steigerte sich noch, während sie sich aneinander rieben und drückten, gegenseitig ihre Körper spürten und erforschten, und schließlich hatten sie kurz hintereinander einen Orgasmus. Es war bereits Morgen, als sie müde und er-

schöpft voneinander ließen und einschliefen. Sie wachten erst zum Mittagessen auf und verbrachten den Nachmittag zusammen in einem der Pferdeställe, wo sie lange Zeit schweigend nebeneinander lagen. „Das hat mich jetzt richtig überrumpelt“, erklärte Janning und durchbrach damit die Stille, in die sie eingetaucht waren, „Ich meine nicht du, sondern das, was du in mir auslöst. Bis du gekommen bist, war ich sicher, dass ich nicht schwul bin, obwohl ich mit Frauen so gut wie keine Erfahrungen habe.“ Seine Gedanken waren wie wild geworden, hin- und hergerissen zwischen unbeschreiblichen Glücksgefühlen und einer tief sitzenden Angst davor, schwul zu sein. Woher kam diese Angst? War es nicht einfach so in Ordnung, jemanden wie Kay zu mögen, auch wenn er ein Mann war? „Bist du eigentlich schwul?“, fragte er und Kay antwortete, dass er es inzwischen glaubte. „Mir war es lange Zeit nicht klar, weil mir Sexualität eigentlich nicht so wichtig ist. Aber dann hast du das Foto von dir geschickt, von Lennys Geburtstag, weißt du? Da hattest du ein echt schickes Holzfällerhemd an und so einen Pullover mit Knöpfen drunter, ganz unkonventionell wie immer“, Kay lachte, „Zwischen den beiden Jungs mit deinen Armen auf ihren Schultern. Du siehst irgendwie richtig gut aus auf dem Foto, es hat mich so an gemacht und mit einem Mal war mir klar: Ich bin in dich verliebt.“ „Mich verunsichert das ja auch. Dass das mit dem Sex bei uns so gut geklappt hat, hat mich schon überrascht. Mit Leona hat es überhaupt nicht hingehauen; wir haben es auch nur ein einziges Mal ausprobiert“, merkte Janning an. Das war es auch, was ihn am meisten irritierte, dass ihn Kay nicht nur als Freund sondern auch sexuell so unerwartet deutlich ansprach. „Ja, überrascht hat es mich auch“, antwortete Kay, „Um ehrlich zu sein, war es mein erstes Mal, mein erster Sex überhaupt.“ Bis Kay wieder nach Süddeutschland fuhr, verbrachten sie noch eine weitere Nacht zusammen; sie war nicht weniger intensiv als die erste. In den Tagen danach fühlte sich Janning wie in einem Traum. Die Erfahrung mit Kay hellte seine Stimmung ungemein auf, aber zugleich bereitete ihm der Gedanke, in einen Mann verliebt zu sein, ein massives Unbehagen. Nachdem Kay wieder abgereist war, wirkte alles sehr unwirklich auf ihn. Daran, dass es real war, wurde er aber jeden Abend erinnert, wenn er an Kay dachte und diese Gedanken eine unheimliche Erregung in ihm auslösten.

Leona kam wie immer ohne anzuklopfen in sein Zimmer, „Wir müssen dringend reden“, sagte sie und erklärte, dass sie einen Schwangerschaftstest gemacht hatte und wohl schwanger war. „Das kann doch gar nicht sein“, sagte Janning,

„Wir haben doch nur ein einziges Mal miteinander geschlafen.“ „Das war dann wohl ein Volltreffer“, erklärte Leona. Sie war geradezu begeistert von der Aussicht, ein Kind von Janning zu bekommen. Janning fühlte sich bei diesem Gedanken dagegen überhaupt nicht wohl. Jetzt war es tatsächlich so gekommen, dass er nicht nur in einer Beziehung lebte, sondern auch ein Kind hatte und womöglich bald heiraten würde. „Wie soll denn das funktionieren?“, fragte er, „Ich meine, du bist den ganzen Tag mit dem Hof beschäftigt, da hast du doch keine Zeit, dich noch um ein Kind zu kümmern.“ „Aber du“, entgegnete sie, „Du hast Zeit. Ich stelle einfach noch jemanden ein, der sich um die Ställe kümmert, dann hast du genügend Zeit für unser Kind. Dann wirst du eben Hausmann, warum nicht?“ Janning konnte es sich überhaupt nicht vorstellen, Hausmann zu werden, war aber so überrumpelt, dass er nicht wusste, was er dazu sagen sollte. „Wir brauchen noch einen Namen für unser Kind“, sagte Leona, „Wenn es ein Mädchen wird, suche ich den Namen aus, bei einem Jungen du, ok?“ Da Janning nicht wusste, was er dazu sagen sollte, war er einverstanden. „Für mich ist es schon klar; wenn es ein Mädchen wird, soll sie Anika heißen, wie das Mädchen aus Pippi Langstrumpf“, erklärte Leona, „Und wie soll es heißen, wenn es ein Junge wird? Sag jetzt aber nicht ‚Tommy‘.“ Janning wusste nicht, was er antworten sollte; Leona war immer so schnell. Er musste sich erst noch an den Gedanken gewöhnen, Vater zu werden, bevor er über einen Namen nachdenken konnte.

„Kay“, sagte er schließlich, damit ihm Leona nicht zuvor kam. „Das kommt nicht infrage“, entgegnete sie, „Das sagst du, weil dein Freund so heißt, aber ich finde den Namen richtig blöde, ehrlich.“ Es war klar, dass sie seinen Vorschlag ablehnen würde; in Wirklichkeit ging es ihr nur darum, selbst zu entscheiden. „Und ich finde Pippi-Anika blöde“, erwiderte Janning. „Jetzt reg dich nicht gleich wieder auf“, beschwichtigte ihn Leona, „Ich mag den Namen wirklich nicht. Was hältst du von einem Kompromiss? Caius vielleicht? Ein lateinischer Name mit C geschrieben. Klingt gar nicht so schlecht, ein bisschen wie Marcus.“ Janning fand überhaupt nicht, dass der Name gut klang, schon gar nicht besser als „Kay“, aber er sagte nichts, weil er sich sonst sicher mit ihr gestritten hätte. „Also gut“, sagte sie schließlich, „wird es ein Junge, dann heißt er Caius.“

Die Vorstellung, Hausmann zu werden und ein Kind zu erziehen, mit Leona als Ehefrau, die alles bestimmte, erweckte in Janning ein erhebliches Unwohlsein. Er war es von Kindheit an gewohnt, alles für sich selbst zu entscheiden und

jetzt sollte Leona einfach bestimmen, dass er Hausmann wird? Vor allen Dingen beunruhigten ihn solche Gedanken auch wegen der Gefühle, die er Kay gegenüber empfand. Als Partnerin war Leona bestimmt eine gute Wahl; sie wusste, was sie wollte, und konnte das auch konsequent umsetzen, sie hatte mit dem Pferdehof Einnahmen, die ohne Probleme auch für Janning und vermutlich viele Kinder reichte. Er kam mit ihr auch gut klar, solange er sich in ihre Welt und ihre Ordnung einfügte. Und das hieß jetzt, es gibt ein Kind und Janning wird Vater und Hausmann. Mit Kay war es ganz anders; mit ihm war er auf eine regelrecht wunderbare Weise verbunden. Es gab so ein tiefes Verständnis zwischen ihnen, so ein intensives Gespür füreinander, als wären sie für eine gemeinsame Partnerschaft bestimmt. Aber das war eine Partnerschaft zwischen zwei Männern; Janning konnte wirklich nicht sagen, was ihn daran störte, aber mit dem Gedanken, schwul zu sein, konnte er sich überhaupt nicht anfreunden.

Auf der anderen Seite war es mit Leona seit ihrer Schwangerschaft schwieriger geworden. Sie hatte ständig etwas am ihm auszusetzen und ließ kaum eine Gelegenheit aus, an ihm herumzunörgeln, mal, weil er die Ställe nicht ordentlich mit Heu befüllt hatte, mal, weil er sich beim Essen nicht richtig benahm oder weil er vergessen hatte, sich nach dem Kind in ihrem Bauch zu erkundigen. Dabei sagte sie immer wieder, „Ich komme mir manchmal vor wie deine Mutter; man merkt, dass dir deine Erziehung fehlt.“ Und immer wieder spürte Janning den Drang, sie wegzustoßen, zu ohrfeigen oder wenigstens anzuschreien; anschreien war allerdings das Äußerste, wozu es kam. Als es wieder einmal so weit war und er schrie, „Lass mich in Ruhe, lass mich endlich in Ruhe“, erwiderte sie in einem provokativ ruhigen Ton, „Es ist wie mit den Pferden: Zuerst sträuben sie sich gegen ihre Zähmung, aber dann merken sie, dass es gut für sie ist. Die meisten merken es recht schnell, aber manche Pferde brauchen eben die Peitsche.“ In dem Moment wurde ihm klar, dass Leona wirklich vorhatte, ihn umzuerziehen. Das konnte er unmöglich zulassen; es war damit auch klar, dass er nicht mehr lange bei ihr bleiben konnte. Doch, wo sollte er hin und was sollte mit seinem Kind geschehen?

Im Herbst hatte er den Hof seiner Eltern verkauft. Viel hatte er nicht dafür bekommen, aber er war froh, dass er nicht mehr daran denken musste. Das Haus war in einem renovierungsbedürftigen Zustand, eigentlich schon kurz davor, ganz zu zerfallen. Janning hatte schon etliche Briefe an Kay geschrieben, aber

keinen davon abgeschickt. Er wusste nicht, was er schreiben sollte, zu sehr war er verunsichert. Schließlich schrieb er einen Brief, in dem er seine Verunsicherung beschrieb und seine Befürchtung, in ein Leben gedrängt zu werden, das er gar nicht mochte. Kay schrieb ihm zurück, dass Janning mit Sicherheit den richtigen Weg finden würde. „Überleg dir mal, was du schon alles mitgemacht hast und wie gut du bisher durch ein so schwieriges Leben gekommen bist. Du hast so eine enorme Willensstärke, du wirst deinen Weg finden, garantiert.“ Kay schlug ihm auch vor, ihn wieder zu besuchen, im neuen Jahr, vorher passte es ihm nicht so gut. Kurz darauf sprach Leona Janning an und sagte, dass es ihr leid tat, wenn sie in letzter Zeit zu schroff ihm gegenüber gewesen war. „Ehrlich gesagt, das mit dem Kind macht mir schon ein bisschen Sorge, weil es eigentlich nicht in mein Leben passt. Ich meine, ich freue mich total drauf, aber ich bin darauf angewiesen, dass es mit dir klappt. Und du hast noch gar nichts dazu gesagt, da mache ich mir schon Gedanken.“ Janning wusste nicht, was er sagen sollte, und sah sie an. Ihr Bauch war bereits rund wie eine Kugel. „Dann bin ich manchmal ein bisschen bissig. Ich finde wirklich, du bist echt ein netter Typ, auch wenn du manchmal ein bisschen komisch bist. Nur werde ich aus dir nicht schlau; du bist für mich ein Buch mit sieben Siegeln.“

Leona bekam das Kind genau an dem Tag, an dem Lenny Geburtstag hatte und Janning ihn seit über einem Jahr wieder besuchte. Ihn machte es traurig zu sehen, dass Lenny immer noch in diesem Sumpf war. Er war zwar nach Dänemark gezogen, wo er auf einem Bauernhof lebte, aber er war immer noch innerlich leer, ohne richtigen Antrieb, ohne sich etwas zu wünschen oder erreichen zu wollen. Janning mochte ihn immer noch, das spürte er genau, aber es war richtig, dass er sich aus dieser lähmenden Freundschaft befreit hatte. Er versuchte, sich vorzustellen, mit Lenny Sex zu haben, aber es gelang ihm nicht. Lenny sprach in ihm etwas ganz anderes an als Kay, auch wenn die beiden die einzigen waren, die überhaupt etwas in ihm ansprachen, was ihn wirklich berührte und für ihn bedeutsam war. Als Janning abends wieder auf dem Pferdehof angekommen war, empfing ihn Leonas Mutter mit der Nachricht, dass das Kind gekommen war. „Das war die einfachste Geburt, die man sich vorstellen konnte“, erzählte sie, „Nach einer Viertelstunde war alles vorbei; die Hebamme hatte eigentlich nichts zu tun. Jetzt ist er da, unser Caius.“ Leona schlief schon, zusammen mit ihrem Sohn. Janning musste immer wieder über den Zufall nachdenken, dass sein Sohn genau an Lennys Geburtstag geboren

wurde. Und an diesen Namen; an den würde er sich niemals gewöhnen können. Er beschloss, ihn einfach Caio zu nennen; das klang zwar immer noch nicht gut, aber um Längen besser als Caius.

Er verstand sich überraschend gut mit dem kleinen Caio; es war wirklich angenehm, die Tage mit ihm zu verbringen, ihn mit Leonas Milch aus der Flasche zu füttern, ihn zu windeln oder mit ihm zu spielen. Vielleicht war es keine so schlechte Idee, Hausmann zu werden; zumal es auf dem Pferdehof noch eine Angestellte gab, die das Haus pflegte, und Leonas Mutter jeden Tag kochte. So musste er nicht viel mehr tun, als sich um seinen Sohn zu kümmern. Caio liebte es, wenn ihn sich Janning in einem Tragetuch umband und nach draußen mitnahm, auf den Deich, in die Pferdeställe oder auch mal ins Dorf. Dabei zog er ihn immer richtig warm an; so wie sich selbst auch. Weil es oft so windig war, hatte er oft den dicken Anorak an, obwohl es eigentlich nicht so kalt war, meistens mit Mütze und Kapuze darüber. Eigenartigerweise war es ihm erst vor kurzem aufgefallen, dass er schon immer kälteempfindlich war am Kopf, empfindlicher auf jeden Fall als fast alle anderen. Trotzdem verbrachte er viel Zeit draußen, weil er da sich selbst sein konnte. Auch wenn sie inzwischen nicht mehr so oft an ihm herumnörgelte, empfand er das Verhältnis zu Leona als deutlich abgekühlt. Im Grunde genommen ging es nur noch darum, um ihren Sohn sozusagen zu organisieren. Caio schlief nachts bei Leona, damit sie ihm die Brust geben konnte; für den Tag pumpte sie Milch ab, weil ihn dann Janning übernahm. Abseits der Übergaben trafen sie sich meistens nur zu den Mahlzeiten. Leona war scheinbar auch zufrieden damit, ihr Kind fast nur nachts mitzubekommen.

Zu Weihnachten schickte ihm Kay eine Zeichnung in einem großen Umschlag und zwischen zwei festen Kartons verpackt. Auf der Zeichnung waren Kay und Janning zu sehen, die nebeneinander standen, Janning mit seinem Arm um Kays Hüfte. „Das habe ich von dem Foto abgezeichnet, das du mir von Lennys Geburtstag geschickt hattest, und von einem von mir. Keine Angst, ich trage keine Flanellhemden, ich habe noch nicht einmal eines. Das habe ich nur so gezeichnet, weil es gut passt und weil du mir in dem Hemd, das du anhast, richtig gut gefällst. Die Hemden so zu zeichnen, dass sie echt aussehen, war das Schwierigste am ganzen Bild.“ Kay sah mit dem Flanellhemd sehr ungewohnt aus, fand Janning; er erinnerte ihn dabei ein bisschen an Lenny. Vor allen Dingen war er aber verblüfft, wie gut Kay zeichnen konnte; auf dem Bild

stimmte alles. Er zeichnete bestimmt so gut wie Lenny, der mit seinen Zeichnungen das Abitur gemacht hatte, nur dass Lennys Bilder abstrakter waren. Kays Zeichnung war dagegen wie ein Foto. Während er sie betrachtete, wurde ihm nochmal deutlich, was er für Kay empfand; es gab keinen Zweifel, er liebte ihn wirklich und sehnte sich danach, ihn wieder zu sehen und zu spüren. Er gab seinem Impuls nach, wieder eines seiner Flanellhemden anzuziehen; seit mehr als einem Jahr hatte er keines mehr getragen. Es fühlte sich gut an und er trug es auch an den folgenden Tagen, an Weihnachten und an Silvester. Zu seiner Verwunderung gab es von Leona keine Bemerkung dazu, obwohl er immer einen Rollkragenpullover darunter zog.

Anfang Februar war es soweit und Kay kam für eine Woche zu Besuch. In seiner Gegenwart fühlte sich Janning wie ein anderer Mensch. Kay verstand sich mit Caio auf Anhieb sehr gut und auch Caio strahlte jedes Mal, wenn sich Kay ihm zuwendete. „Ich wusste gar nicht, dass ich mit Babys so gut umgehen kann“, sagte Kay. Abends, wenn im Haus Ruhe eingekehrt war und Caio bei Leona schlief, kam Kay zu Janning, um die Nacht bei ihm zu verbringen. Mit Kay Sex zu haben, versetzte Janning geradezu in Hochstimmung; so sehr, dass er seinen Schlafmangel in dieser Woche gar nicht bemerkte. Als sie gegen Ende des Besuchs zu dritt auf dem Deich waren, sagte Kay, dass er Janning etwas gestehen wollte. „Vor drei Jahren stand ich vor Gericht, weil ich einen kleinen Jungen, den ich von den Pfadfindern kannte, gefesselt hatte“, fing er an, „Ich hatte mit ihm Fesselspiele gespielt und das ist dann aufgefliegen; die Polizei kam und hat mich in Handschellen abgeführt. Da wurde mir klar, dass ich so einen Fessel-Tick habe, wahrscheinlich wegen meiner Mutter.“ Er erzählte auch, dass er sich alle paar Wochen von einem Profi für ein paar Stunden fesseln ließ. „Das solltest du wissen, wenn du dich auf mich einlässt“, schloss er. Janning wusste nicht, was er davon halten sollte und überlegte lange, bis er lachte und sagte, „Fessel-Tick? Und ich habe einen Aggro-Tick. Dann erzähle ich dir, was mir mit Lenny passiert ist.“ Er erzählte, wie er Lenny so schubste, dass er die Deichtreppe herunterfiel und sich beide Handgelenke brach. „Die wurden dann nicht nur eingegipst, sondern auch so festgebunden, dass er die Arme nicht bewegen konnte, wie in einer Zwangsjacke; ganze vier Wochen lang, ein richtiger Albtraum.“ Dabei zeigte er, in welcher Stellung Lenny die Arme halten musste, „Und davor hatte ich ihm mal so eine runtergehauen, dass seine Nase gebrochen war. Mensch, Lenny, mein bester Freund, das ist doch

krank, oder? Ich habe es inzwischen ja gut im Griff, aber trotzdem kocht es in mir immer wieder so hoch, dass ich am liebsten alles um mich herum kurz und klein schlagen würde.“

Sie standen lange auf dem Deich und schauten schweigend in die Ferne, bis Janning sagte, was er Kay die ganze Woche schon sagen wollte, „Ich habe wirklich viel darüber nachgedacht und gemerkt, ich will mich auf dich einlassen. Ich weiß nur nicht, wie es funktionieren kann. Hier auf dem Pferdehof habe ich mein Zuhause, auch wenn es mit Leona nicht einfach ist. Ich meine, wir haben eigentlich keine richtige Beziehung. Obwohl wir zusammen auf dem Hof leben, sehen wir uns immer nur kurz und Sex haben wir erst recht keinen. Dafür habe ich mich richtig in den Kleinen verliebt; natürlich nicht so, wie ich in dich verliebt bin. Ich weiß einfach nicht, was ich tun soll.“ Kay legte seinen Arm um Jannings Hüfte und sagte, „Du kannst zu mir kommen. Ich wollte schon immer auf Beeren und Gewürzkräuter umstellen, aber das ist für einen alleine zu aufwendig. Mein Hof ist zwar nicht ganz so komfortabel wie der Pferdehof, ich habe keine Bediensteten, die putzen oder auf dem Feld helfen, aber wir könnten gut davon leben, ohne uns tot zu arbeiten.“ „Und was ist dann mit Caio?“, fragte Janning, „Leona wird sich nicht um ihn kümmern können; sie würde doch niemals die Leitung des Hofes aufgeben, um dann Mutter und Hausfrau zu werden. Womöglich gibt sie den Jungen dann weg; das kann ich mir gar nicht vorstellen. Er ist mein Sohn und es würde mir das Herz brechen, wenn ich ihn verlieren würde.“ „Und wenn wir ihn nehmen?“, schlug Kay vor; er konnte es sich gut vorstellen, mit Janning zusammen ein Kind zu groß zu ziehen. „Vielleicht wäre Leona sogar froh darüber, wenn sie keine Kinder aufziehen möchte.“ Janning hatte Zweifel, ob das so gehen konnte, „Ein schwules Paar mit Kind? Meinst du wirklich, dass so etwas gut geht?“ „Warum nicht“, antwortete Kay, „Ich könnte es mir auf jeden Fall vorstellen.“ Janning fiel es schwer, einen klaren Gedanken zu fassen; er spürte nur ein unvorstellbares Durcheinander in sich. Die Idee, zusammen mit Caio zu Kay nach Süddeutschland zu ziehen, war ihm bisher noch überhaupt nicht gekommen. Wäre das eine realistische Möglichkeit?

Kaum eine Viertelstunde, nachdem Kay abgereist war, stürmte Leona in sein Zimmer und baute sich vor ihm auf. „Du hältst mich wohl für blöde“, fing sie an, „Du glaubst wohl, ich merke nicht, was hier abläuft. Damit du es weißt, für mich kommt es überhaupt nicht in Frage, hier mit jemandem ein Kind aufzuziehen, der heimlich mit anderen Männern schläft. Du wirst dich entscheiden müssen,

entweder du lebst hier mit mir oder du hast was mit diesem Kay. Du rufst ihn heute Abend an und sagst ihm, dass du nichts mehr mit ihm zu tun haben willst. Sonst kannst du deine Sachen packen und gehen.“ Janning wusste nicht, was er sagen sollte; um überhaupt etwas zu tun, fing er an, seinen Sohn einzupacken und in das Tragetuch zu wickeln. „Was machst du da?“, fragte Leona und Janning antwortete, dass er mit Caio nach draußen gehen wollte, „Ich brauche frische Luft, um darüber nachzudenken.“ „Was gibt es da nachzudenken?“, rief sie, „Ich will jetzt sofort eine Entscheidung. Wenn du jetzt gehst, brauchst du nicht mehr wiederkommen, du mit deinem Caius.“ Janning band sich seinen Sohn um, zog sich an und ging auf den Deich. Es regnete leicht, aber das machte ihm nichts aus; er hatte seinen Anorak an und die Kapuze auf und auch Caio lallte zufrieden vor sich hin. Er blickte zum Horizont, wo das Meer und die Wolken fließend ineinander übergingen, sodass es unmöglich war, die Grenze zwischen beidem zu erkennen. Mit einem Mal waren seine Gedanken vollkommen klar: Ja, es gab wirklich nichts nachzudenken, denn er hatte sich bereits entschieden, für Kay.

Niklas und Jan

„Ich gehe jetzt auf den Fußballplatz“, sagte sein Bruder. Niklas hielt ihn fest, „Du hilfst mir aber noch, die Küche fertig zu machen.“ Doch sein Bruder wand sich los, schnappte seine Sporttasche und rannte so schnell aus der Wohnung, dass ihn Niklas nicht mehr halten konnte. Er war ziemlich verärgert; die Küche sah aus wie nach einem Erdbeben. Überall stand schmutziges Geschirr herum, auf den Tellern lagen Essensreste und die Zigarettenkippen von seiner Mutter. Heute morgen war ihr auch noch der Kaffeefilter umgekippt und der Kaffee war immer noch auf der Anrichte verteilt. Und wie immer war er derjenige, der alles in Ordnung bringen sollte. Sein Bruder dachte nicht daran, auch nur ein bisschen mitzuhelfen. Niklas hasste das Leben in der kleinen Sozialwohnung mit seiner Mutter und seinem Bruder. Sein Vater hatte sie verlassen, nachdem sein Bruder zur Welt kam, und bezahlte noch nicht einmal einen Unterhalt. Dafür war er sogar in die DDR übergesiedelt. Was muss das für ein Mensch sein, der lieber in der DDR lebt, als sich mit seinen Kindern abzugeben, und dem es offensichtlich auch egal war, dass seine Kinder in so einer Armut lebten? Seine Mutter war mit dieser Situation vollkommen überfordert, kein Wunder als Berufstätige mit drei Kindern.

Und dabei verdiente sie noch nicht einmal genug, dass alle drei davon leben konnten, das heißt, leben konnten sie schon, aber wie? Er musste sich mit seinem Bruder ein Zimmer teilen, das so klein war, dass es vielleicht noch als Kinderzimmer taugte, aber nicht mehr als Zimmer für einen Jugendlichen wie er und schon gar nicht für zwei. Weil seine Mutter nach der Arbeit zu erschöpft war, um sich um den Haushalt zu kümmern, war es seine Aufgabe, das Geschirr zu spülen, den Müll wegzubringen, die Klos zu reinigen und überhaupt die Wohnung sauber zu halten, so gut es ging. Obendrein hatte er ja auch als Schüler einiges zu tun und das war nicht wenig; er musste sich ganz schön anstrengen, um beim Unterricht mitzukommen und die Klausuren zu bestehen. In der Schule waren alle gleich; da wurde kein Unterschied gemacht, ob jemand zu Hause putzen und sich um seine Geschwister kümmern musste oder von seinen Eltern bei den Hausaufgaben unterstützt wurde. So eine Unterstützung bekam er nicht, im Gegenteil, seine Mutter meinte, dass er lieber arbeiten sollte als auf ein Gymnasium zu gehen, dann hätten sie wenigstens etwas mehr Geld.

Eigentlich war er eher so etwas wie der Ehemann seiner Mutter als ihr Sohn, ein Ersatzehemann, der sich um alles kümmerte, was sie nicht hinbekam. Und das war nicht wenig: nicht nur die Wohnung sauber zu halten, einzukaufen und zu kochen, dazu kam noch der Papierkram, den seine Mutter auch nicht erledigen konnte. Wenn sie von der Arbeit nach Hause kam, tat sie zwar so, als würde sie sich um alles kümmern, aber in Wirklichkeit wischte sie nur mal schnell über den Herd, der danach genauso aussah wie vorher, oder rieb mit der Hand einen Teller ab. Die eigentliche Arbeit, den Herd richtig zu reinigen oder das Geschirr abzuspülen, überließ sie Niklas, genauso wie den Überblick über die Rechnungen zu haben. Dann setzte sie sich auf das Sofa, steckte sich eine Zigarette an und stöhnte, dass ihr das alles über den Kopf wuchs. Niklas verstand schon, dass es nicht einfach war, berufstätig zu sein und gleichzeitig drei Kinder zu versorgen, aber seine Mutter gab sich zumindest zu Hause nicht besonders viel Mühe. Wahrscheinlich strengte sie die Arbeit zu sehr an. Es war ja oft so, dass gerade die anstrengenden Arbeiten besonders schlecht bezahlt wurden. Doch am Wochenende machte sie auch nicht mehr, sondern verbrachte die meiste Zeit auf dem Sofa, rauchte und sah fern. Abends trank sie dann Wein, am Wochenende immer eine ganze Flasche am Abend, unter der Woche etwas weniger. Trotzdem hatte sie Niklas nie betrunken erlebt; sie war einfach nur müde. Zu müde auch, um etwas zu unternehmen. Allerhöchstens besuchte sie mal eine ihrer Schwestern. Allerdings regte sie das immer auf; die Geschwister mochten sich alle drei nicht.

Auch wenn er viel an seiner Mutter zu kritisieren hatte, war er ihr nicht böse; sie war ja selbst ein Opfer der Umstände, in denen sie lebten. Ausgesucht hatte sie es sich genauso wenig wie er. Das eigentliche Problem waren die Männer. Wenn es stimmte, was sie sagte, war sein Vater ein Typ, der darauf aus war, naive Frauen zu vögeln, ohne dafür die Verantwortung zu übernehmen und sie dann sitzen zu lassen. Dass seine Mutter gleich drei Kinder mit so einen Typen gezeugt hatte, konnte er nicht nachvollziehen. Auch nach seinem Vater geriet sie zielsicher immer an das Hässlichste, was das männliche Geschlecht zu bieten hatte. Beim Anblick der Männer, die sie anschleppte, bekam Niklas regelmäßig eine Gänsehaut. Einmal, da war er elf Jahre alt, beobachtete er durch den Türspalt, wie einer von ihnen seine Mutter vergewaltigte. Niklas war richtig geschockt, als er es beobachtete, vor allen Dingen, weil es seine Mutter einfach über sich ergehen ließ. So wie dieser Mann aussah, hätte er sicher von ihr

abgelassen, wenn sie sich gewehrt hätte. Solche Typen sind Feiglinge, sie kommen mit dem, was sie tun, nur durch, weil man sie machen lässt. Sie nehmen sich die Frauen wie Nutten, nur dass sie nichts dafür bezahlen. Dass nebenan die Kinder schlafen, dass seine Mutter so etwas über sich ergehen lässt, weil sie in der Not die Hoffnung hegt, am Ende wie eine Nutte etwas zugesteckt zu bekommen, das ist denen egal. Der, den Niklas beobachtet hatte, hatte ihr jedenfalls nichts zugesteckt. Am nächsten Tag tat seine Mutter, als wenn nichts geschehen wäre. Der Mann kam auch nicht wieder, zu seinem Glück, denn Niklas hatte sich fest vorgenommen, ihm ein Küchenmesser in den Bauch zu rammen, wenn er ihn nochmal sehen würde.

Neben seinem Bruder hatte Niklas noch eine Schwester; sie war die jüngste der Geschwister. Von ihr bekam Niklas nur wenig mit, da sie die meiste Zeit mit ihren Freundinnen unterwegs war und oft erst abends zum Schlafen nach Hause kam. Wie die Brüder hatte sie kein eigenes Zimmer, sondern schlief bei ihrer Mutter im Schlafzimmer. Sie war ein bisschen wie ein Geist, als wenn sie gar nicht da wäre oder nicht da sein durfte. Als jüngstes Kind ihrer Mutter war sie auch diejenige, die das Fass zum Überlaufen brachte und ihren Vater dazu, die Familie zu verlassen; das sagte zumindest seine Mutter. „Mit zwei Buben, das hätte er noch mitgemacht, aber dann noch ein Mädchen, das war zu viel.“ Niklas glaubte das nicht; er wäre auch gegangen, wenn sie nur zwei Brüder geblieben wären. Obwohl er nur wenig Berührungspunkte mit ihr hatte, mochte Niklas seine Schwester, auch weil sie einfach ihren Weg ging und dabei noch fröhlich und unbeschwert wirkte. Aber es war nur eine Fassade, allerdings eine gute; man musste die Lebensumstände seiner Schwester schon gut kennen, um zu erkennen, was sich dahinter verbarg. Nicht anders bei seinem Bruder, nur dass er eine ganz andere Fassade hatte, nämlich die eines quirligen, sportlichen und durchtriebenen Jungen. Und er selbst hatte natürlich auch eine Fassade, aber es kostete ihn viel Kraft, sie aufrecht zu erhalten. Allerdings konnte Niklas mit der Fassade seines Bruders nicht viel anfangen; er war im Sportverein und darüber in einer Clique, die sich deutlich von Jugendlichen wie Niklas absetzten, den Jugendlichen, die Musik hörten, gerne tanzten, abhingen und auch Drogen nicht verschmähten. Erst neulich, kurz vor seinem fünfzehnten Geburtstag, wurde Niklas von seinem Bruder und dessen Freunden abends auf dem Weg vom Jugendhaus nach Hause überfallen. Sie stellten sich um ihn herum, schubsten und boxten ihn und dann zog ihm einer von ihnen eine Plas-

tiktüte über den Kopf und band sie zu. Dann liefen sie weg und überließen ihn sich selbst; auch sein Bruder. Nur mit Mühe gelang es ihm, die feste Tüte aufzureißen, gerade noch rechtzeitig, bevor er erstickte. Als er danach nach Hause kam, schloss sich sein Bruder in ihrem gemeinsamen Zimmer ein. „Was ist denn mit dem los?“, fragte seine Mutter und Niklas antwortete, „Der ist wieder mal blöde.“ Er sprach den Vorfall nicht wieder an, aber es war klar, er würde so schnell nicht vergessen, dass ihn sein Bruder selbst in so einer bedrohlichen Situation im Stich gelassen hatte. Ihm war die Clique offensichtlich wichtiger als der eigene Bruder.

Niklas war davon überzeugt, dass es leicht war, hinter seine Fassade zu blicken. Man sah es ihm an, dass er ein Arbeiterkind war, anders als seine Klassenkameraden, die alle einen Mittelschichthintergrund hatten. Er wusste es nicht sicher, aber er war davon überzeugt, dass er auf dem Gymnasium der einzige mit einem Arbeiterhintergrund war; auf jeden Fall gab es nur sehr wenige mit einem solchen Hintergrund. Und das sah man ihm an, auch davon war er überzeugt, er konnte tun, was er wollte, man würde es ihm immer ansehen. Dabei war er noch nicht einmal ein Arbeiterkind, sondern genaugenommen ein Hilfsarbeiterkind, noch dazu eines ohne Vater. Als Arbeiterkind hätte er es viel besser gehabt, dann hätte es einen Vater gegeben, der wenigstens eine richtige Arbeit hatte und genug verdiente, um nicht mit der Familie in einer viel zu kleinen Sozialwohnung wohnen zu müssen. Seine Mutter hätte nicht arbeiten müssen und Zeit gehabt, sich um die Wohnung und wenigstens ein bisschen um die Kinder zu kümmern. So war er es, der sich um alles kümmern und versuchen musste, sich und seiner Familie auch ohne Vater, in einer engen Sozialwohnung und mit wenig Geld, so etwas wie ein würdiges Leben zu ermöglichen. Zu einem würdigen Leben gehörte für ihn auch, auf das Gymnasium zu gehen und mit einem Abitur abzuschließen. Seine Onkel und Tanten waren ja der Meinung, dass jemand aus solchen Verhältnissen nicht auf ein Gymnasium gehörte; auch seine Mutter dachte so. Aber das war für ihn gerade ein Ansporn, auf sein Abitur hinzuarbeiten, dann zu studieren und schließlich einen Doktor zu machen, Dr. Niklas Alvarus. Dafür war er bereit viel zu arbeiten, in der Schule und zu Hause.

Im Jugendhaus hatte er die einzige Möglichkeit, mal wenigstens für ein paar Stunden er selbst zu sein, keine Sorgen zu haben, sich nicht gerade um etwas kümmern oder lernen zu müssen. Dort trafen sich die Hippies und Kiffer, zu de-

nen er sich zählte und die sein Bruder und dessen Clique regelrecht hassten. Aber auch da fühlte er sich als Arbeiterkind nicht so richtig zugehörig, auch wenn er trotzdem kein Außenseiter war, weder in der Schule noch im Jugendhaus, denn er konnte sich gut anpassen. Wenn er in seinem Elternhaus etwas gelernt hatte, war es, sich anzupassen, fast egal an was. Und an die anderen Jugendlichen im Jugendhaus passte er sich gerne an. Mit ihnen zusammen konnte er zumindest für ein paar Stunden alles vergessen, die Sozialwohnung, seine überforderte Mutter und seinen Bruder, der ihn so hasste, dass er nicht einmal davor zurückschrecken würde, ihn zu töten. Dabei halfen auch die Drogen, die immer dabei waren, Haschisch und auch immer wieder LSD oder psychedelische Pilze. Sie hatten jede Menge Spaß damit, vor allen Dingen, wenn sie in die nahegelegene Stadt fuhren. Unter Einfluss von psychedelischen Drogen sah plötzlich alles ganz anders aus; es wirkte völlig lächerlich und absurd, was es im Grunde genommen ja war. Ein zusammengestückeltes Sammelsurium von grotesken Dingen, die eine Art Tempel bildeten, in dem der ständige Konsum zelebriert wurde, der am Ende niemanden befriedigte und immer noch mehr Konsum hervorrief. Die gesellschaftlich akzeptierte Sucht, die die Menschen in Abhängigkeiten gefangen hielt. Niklas verabscheute die Sucht; sie war so lächerlich wie die Menschen, die ihr frönten. Er nahm auch keine Drogen, die abhängig machten, was bei psychedelischen Drogen nicht der Fall war.

Anfang August ging es los zur Interrail-Tour. Niklas war noch keine sechzehn, aber seine Mutter hatte einen Brief unterschrieben, in dem sie ihr Einverständnis für seine Reise gab. Vermutlich wusste sie gar nicht so richtig, was sie unterschrieben hatte. Die Fahrt machte er mit Freunden aus dem Jugendhaus; sie war völlig ungeplant; lediglich, dass es in den Süden ging, nach Südfrankreich, Spanien und Portugal, war klar. Niklas hatte sich das Geld für die Interrailkarte angespart. Er arbeitete ab und zu am Wochenende für eine Spedition und verdiente sich so sein Taschengeld. Wie die anderen hatte er sonst aber nur wenig Geld dabei; sie hatten ja nicht vor, sich in Hotels einzuquartieren. Am Strand zu schlafen, war ohnehin spannender und für sie auch passender. Es war das erste Mal, dass Niklas in Südeuropa war. Das Meer mit den Stränden war riesig, alleine das war ein tolles Erlebnis. Am spannendsten war aber, sich ohne viel Geld zu versorgen; es ging erstaunlich gut. Oft bekamen sie etwas zu essen zugesteckt, wenn sie höflich fragten, erst recht, wenn sie dazu noch ihre Hilfe anboten. So bekamen sie immer wieder ein Essen in einem Restaurant,

nachdem sie dafür geputzt oder Geschirr abgewaschen hatten. Unterwegs mit seinen Jugendhaus-Freunden fühlte er sich frei; sie taten einfach, was ihnen gerade in den Sinn kam.

Es war vorher nicht abgesprochen, aber es war selbstverständlich, dass sie auch einen Abstecher nach Marokko einplanten, weil es im Interrail-Ticket inbegriffen war und auch echtes Abenteuer versprach, aber vor allen Dingen weil es dort billiges und gutes Haschisch geben sollte. Der erste Dealer tauchte bereits auf, da hatten sie kaum die Fähre verlassen. Eigentlich hatten sie vor, sich zuerst umzusehen und verschiedene Angebote zu prüfen, bevor sie etwas kauften, aber der Dealer bedrängte sie derartig, dass sie sich dazu genötigt fühlten, ihm etwas abzukaufen. Vor allen Dingen, dass er immer wieder das Wort „police“ erwähnte, machte sie ausgesprochen nervös. Sie kannten das Land ja nicht und, wer weiß, riskierten vielleicht, für Jahre in ein schäbiges Verlies gesperrt zu werden. Doch nicht lange, nachdem der Dealer verschwunden war, sprach sie eine Gruppe von Männern an, die sich als Polizisten vorstellten und einen richtig finsternen Eindruck machten. Niklas hatte sich wohl in seinem ganzen Leben nicht so gefürchtet, wie in diesem Moment. Die Polizisten nahmen sie mit in ein Büro mit grellem Neonlicht, das wohl so etwas wie eine Polizeiwache war. Sie beschimpften und bedrohten sie in einer Mischung aus Französisch und Arabisch und dann fingen sie plötzlich an zu lachen. Sie nahmen ihnen das gekaufte Stück Haschisch ab und brachten sie zur Fähre zurück nach Spanien. Bevor sie auf die Fähre gingen, sagte einer der Polizisten auf Französisch, dass das Haschisch nicht echt war, und lachte. Er reichte ihnen ein Stück Haschisch mit der Bemerkung, „Damit ihr wisst, wie echtes Haschisch aussieht.“ So waren sie wenigstens nicht umsonst nach Marokko gereist. Trotzdem waren sie sich einig, dass sie sich nicht noch einmal auf so viel Abenteuer einlassen sollten.

Seit der Interrail-Fahrt war etwas in Niklas' Leben gekommen, was ihn ziemlich verunsicherte. Richtig deutlich geworden war es ihm, als sie in Südportugal einen Strand fanden, den sie ganz für sich hatten. Als sich seine Freunde und er nackt zum Baden auszogen, bemerkte er, dass es ihn erregte, sie nackt zu sehen, so sehr, dass er eine Erektion bekam und seine Badehose wieder anzog, damit es nicht auffiel. „Alvi ist wohl ein bisschen prüde“, machte sich einer von ihnen darüber lustig; „Alvi“ war der Spitzname, mit dem er von allen im Jugendhaus gerufen wurde. Seit diesem Tag war die Verunsicherung da. Vorher war

es ihm nie aufgefallen, aber seit diesem Stranderlebnis erregte es ihn, andere Jungs nackt oder halbnackt zu sehen. Selbst wenn er nur daran dachte, dauerte es nicht lange, bis er eine Erektion bekam. Er glaubte dennoch nicht, dass er schwul war. Von den „Dr. Sommer“-Antworten aus der „Bravo“ wusste er, dass es für Jugendliche ganz normal war, eine Phase zu durchleben, in der sich die Sexualität auf das eigene Geschlecht richtete, und dass das nach kurzer Zeit wieder vorbei war. Nicht dass er die „Bravo“ las; das kam für ihn überhaupt nicht in Frage. Aber viele aus seiner Klasse lasen sie und die Fragen und Antworten von Dr. Sommer waren ein oft und gerne diskutiertes Thema. Niklas fragte sich, ob die anderen Jungs aus dem Jugendhaus auch solche Phasen durchlebten und ob es auch normal war, nicht nur erregt zu sein, sondern auch bei der Vorstellung von nackten Jungs zu masturbieren oder gar mit ihnen Sex zu haben. Aber diese Überlegungen waren eher theoretischer Natur, denn er hatte kaum Gelegenheiten, so etwas auszuprobieren. Masturbieren kam für ihn nicht in Frage und erst recht nicht Sex mit anderen, weder Jungs noch Mädchen. Irgendwie passte das nicht zu ihm.

Es fiel ihm nicht leicht, den Entschluss zu fassen, aber er mochte seinen Vater einmal persönlich treffen. Der war ja wieder aus der DDR zurückgekehrt, weil er dort ins Gefängnis gekommen war und freigekauft wurde. Niklas' Mutter behauptete, dass er wegen der Weigerung, Unterhalt für Kinder zu bezahlen, die er in der DDR hatte, im Gefängnis war. Wenn das stimmte, war es nur schwer nachvollziehbar, dass so jemand freigekauft wurde. Jedenfalls war sein Vater wieder in der BRD und lebte seitdem als Obdachloser in einer Kleinstadt. Inzwischen war er offenbar so krank, dass er in einem Pflegeheim wohnte, das von der Sozialhilfe bezahlt wurde. Deswegen bezahlte er auch nach seiner Rückkehr in die BRD keinen Unterhalt. Niklas' Mutter fand es überhaupt nicht gut, dass er mit seinem Vater Kontakt aufgenommen hatte und ihn besuchen wollte. Sie wollte keinen Kontakt mehr mit ihm haben, weder direkt noch indirekt, aber Niklas war ja inzwischen siebzehn, also fast erwachsen, und konnte so etwas für sich selbst entscheiden. Wenigstens ein Mal wollte er seinen Vater sehen und sich ein Bild von ihm machen. Wer weiß, wie lange er noch lebte und wie lange eine solche Gelegenheit noch bestand?

Mit dem Zug waren es zwei Stunden bis zu dem Pflegeheim, ein fast absurd kurzer Weg, um jemanden zu treffen, der immer im Grunde genommen unendlich weit entfernt war. Zwei Stunden, die zwischen einer Erzählung von einem

selbstsüchtigen und rücksichtslosen Frauenheld und einem realen Menschen lagen. Sein Vater war in einem noch schlechteren Zustand, als es Niklas vermutet hatte. Er war Alkoholiker und von seiner Sucht deutlich gezeichnet; ein echter Pflegefall. Und es kam von ihm nicht ein einziges Wort des Bedauerns für das, was Niklas' Mutter und ihre Kinder durchmachen musste, weil er sich nicht für sie verantwortlich fühlte. „Was kann ich denn dafür, wenn diese Nutten auch noch ständig Kinder werfen?“, fragte er und, als Niklas vorsichtig einwarf, dass er ja hätte verhüten können, lachte er nur. Er brüstete sich sogar damit, dass Niklas' Mutter bei weitem nicht die einzige Frau in seinem Leben war. „Ich habe sie alle rumgekriegt“, erklärte er, „Mir konnte keine widerstehen.“ Niklas war von solchen Äußerungen regelrecht angewidert. Wie kann man andere Menschen nur derartig verachten? Wie kam dieser Mensch dazu, seine Mutter als „Nutte“ zu bezeichnen. Als Niklas ging, gab ihm sein Vater einen Stapel Papier, auf dem er seine Memoiren festgehalten hatte. Auf dem Rückweg blätterte Niklas darin und erkannte gleich die groteske Selbstherrlichkeit, in der sich sein Vater als Frauenheld, quasi als moderner Casanova, inszenierte. Er hatte von vornherein nicht die Vorstellung, dass es eine besonders gute oder angenehme Begegnung sein würde, aber dass es so schlimm wurde, damit hatte er nicht gerechnet. Wenigstens konnte er so das Kapitel „Vater“ für sich abschließen; für diesen Mann hatte er nur Verachtung übrig. So jemanden hatte niemand verdient, weder seine Mutter noch die anderen Frauen, mit denen sein Vater Kontakt gehabt hatte.

Johannes

Jan fühlte sich wie von einem Schlag getroffen, als ihm sein Vater eröffnete, dass er von seiner Firma nach Süddeutschland versetzt wurde. „Ich weiß, du bist nicht begeistert, aber für mich ist es die Chance, in der Firma aufzusteigen“, erklärte er. Die Filiale, in die er versetzt wurde, war in Freiburg; das war günstig, weil eine von Jans Tanten in einem Vorort von Freiburg lebte und sie dort wohnen konnten, bis sie in Freiburg selbst eine Wohnung gefunden hatten. Ausgesprochen ungünstig war, dass in Baden-Württemberg die Sommerferien bereits am ersten August zu Ende waren, eine Woche, nachdem sie in Hamburg begonnen hatten. Jan war ziemlich aufgebracht. Natürlich konnte er verstehen, dass sein Vater so eine Möglichkeit nutzen möchte, aber er wurde wieder einmal nicht gefragt. Das war schon vorletztes Jahr so, als sich seine Eltern getrennt hatten und einfach beschlossen, dass Jan mit seinem Vater zusam-

menleben sollte. Nicht, dass er bei seiner Mutter leben wollte, mit ihr hatte er sich nie gut verstanden, aber seine Eltern hätten ihn fragen sollen und nicht einfach nur über ihn bestimmen. Auch dass er das letzte Schuljahr wiederholte, hatte sein Vater auf Anraten der Klassenlehrerin entschieden. Mit den Noten, die er hatte, hätte er auch versetzt werden können, aber seine Klassenlehrerin meinte, er könnte bessere Noten bekommen, wenn er sich anstrengen würde, und meinte deshalb, dass er das Schuljahr wiederholen sollte. Jan wurde nicht gefragt. Er verstand sich mit seinem Vater eigentlich gut, aber er wurde nie zu irgendetwas gefragt, was ihn anging. Auch seine Mutter hatte früher alles für ihn entschieden, sogar, was er anziehen wollte. Sie brachte ihm die Pullover und Jeans einfach mit und er trug sie, bis heute.

Seine schulterlangen Haare gehörten zu dem wenigen, was er selbst entschieden hatte, nach der Grundschule. Seine Eltern störten sich nicht daran; es war ja für Jungs in seinem Alter üblich, lange Haare zu haben. Während er darüber nachdachte, spürte er das Bedürfnis, jetzt etwas selbst zu bestimmen, irgend etwas, egal was. Das Einzige, was ihm auch nach längerem Nachdenken einfiel, war, sich die Haare wieder kurz schneiden, wie früher. Er ging zu einem Frisör in seiner Nachbarschaft und sagte, dass er seine Haare kurz haben wollte. „Nur kurz geschnitten oder richtig geschoren?“, fragte der Frisör, „Ich kann sie dir auf einen Millimeter Länge scheren, wenn du willst.“ Jan musste etwas überlegen, bis er antwortete, „Ja, einen Millimeter.“ Während er im Spiegel beobachtete, wie eine Strähne nach der anderen herabfielen, dachte er darüber nach, wie lange sie wohl brauchten, um wieder so lang zu werden, wie sie waren. Seine Haare hatten mindestens eine Länge von 30 Zentimeter gehabt, was bei etwa einem Zentimeter pro Monat zweieinhalb Jahren entsprach. Der Frisör hatte die Haare schnell geschoren und Jan sah so anders aus, dass er Mühe hatte, sich wiederzuerkennen. „Ein Millimeter, wie gewünscht“, sagte der Frisör; es sah fast wie eine Glatze aus. Auf dem Weg nach Hause spürte er die Luft unangenehm kühl an seinem Kopf, obwohl es für Ende März recht mild war. Mit so kurzen Haaren brauchte er offenbar eine Mütze. Er ging in ein kleines Bekleidungsgeschäft, um sich eine Mütze zu kaufen. Mitten in Hamburg zu wohnen, war ungemein praktisch, Frisöre und Läden aller Art gab es gleich an der Hauptstraße um die Ecke. Jan kaufte sich eine schwarze Mütze und setzte sie sich gleich auf; auf der empfindlichen Kopfhaut konnte er jede einzelne Masche spüren, hatte er den Eindruck.

Die neue Mütze fühlte sich sehr ungewohnt an, aber auch irgendwie gut; er gewöhnte sich schnell daran. Er hatte sie die meiste Zeit auf, auch in der Wohnung und in der Schule, und war überrascht, wie wenig Kommentare er für seine Verwandlung erhielt. Nur wenn er mal seine Mütze abnahm, äußerten sich die ein oder anderen Jungs in seiner Klasse bewundernd. Das lag sicher auch daran, dass ihn seine Klassenkameraden in der Wiederholungsklasse nicht so gut kannten. Sein Vater interessierte sich ohnehin nicht dafür, wie er aussah; für ihn waren nur seine schulischen Leistungen wichtig. Ein paar Tage nach seinem Frisörbesuch sah er auf dem Weg von der Schule nach Hause einen Punk auf dem Gehweg sitzen, der etwa in seinem Alter gewesen sein musste. „Haste einen Groschen über?“, fragte er, als Jan an ihm vorbei lief. Jan blieb stehen, kramte ein paar Zehnpfennig Stücke aus seinem Portemonnaie und gab sie dem Punk. Er hatte einen langen dünnen Iro, der blau gefärbt war und perfekt in einer Linie gerade nach oben stand. Obwohl es recht kühl war, hatte er nur zwei T-Shirts an und dazu eine Jeansweste, die nur noch von diversen Aufnähern zusammengehalten wurde. Auch seine Jeans hatte Löcher, durch die man sehen konnte, dass er noch eine zweite Jeans darunter trug. Um den Hals hatte er eine dicke Kette mit einem Vorhängeschloss und um seine Handgelenke breite Nietenarmbänder. „Dank dir“, sagte er, „Magst du dich was zu mir setzen? Ich habe Lust, mich ein bisschen zu unterhalten.“ Jan zögerte kurz und setzte sich dann neben ihn auf den Gehweg. „Ich bin hier noch neu“, erklärte der Punk, „Vorletzte Woche aus Stade hierher gekommen und wohne jetzt in einem besetzten Haus; das ist echt cool. In Stade ist man lebendig begraben; nur Spießler dort.“ Er stellte sich als ‚Luchs‘ vor und erklärte, dass das sein früherer Pfadfindername war. Dann erzählte er von den Auseinandersetzungen mit seinen Eltern, die dazu führten, dass er sein Elternhaus vor einigen Wochen verlassen hatte und nach Hamburg gekommen war. „Hier ist die Freiheit“, erklärte er, „Raus aus dem spießigen Knast in Stade.“ Er war ein angenehmer Gesprächspartner, auch wenn er viel redete und Jan kaum Gelegenheit ließ, etwas von sich zu erzählen. „Cool, dich kennenzulernen“, sagte er, als sich Jan wieder verabschiedete, „Warte noch.“ Er nahm eines seiner Nietenarmbänder ab und gab es Jan, „Das möchte ich dir geben; mach es dir um.“ Jan nahm das Armband und wusste nicht, wie er sich zu diesem unerwarteten Geschenk verhalten sollte. „Komm“, sagte der Punk und nahm ihm das Armband wieder ab, „rechts oder links?“ „Links“, sagte Jan und der Punk schnallte es ihm recht eng um das Handgelenk.

Als Jan zu Hause war, musste er ständig an diese Begegnung denken; der Punk, Luchs, hatte ihn schwer beeindruckt. Das Armband fühlte sich richtig gut an, so fest wie es war, ein recht breites schwarzes Armband mit drei Reihen Nieten, die spitz zuliefen. Abends träumte er von Luchs und hatte ihn genau vor Augen mit seinem blauen Iro, der dicken Halskette, den Armbändern, zwei T-Shirts und zwei löchrigen Jeans übereinander. Er war erstaunt, wie sehr es ihn erregte, als er in Gedanken seinen Arm und die Hüfte des Punks legte und ihn fest an sich drückte. Vorsichtig begann er, sein Glied zu reiben und steigerte es immer mehr, bis er in Gedanken den Punk mit dem blauen Iro nackt, nur mit Halskette und Armbändern vor sich stehen sah und einen Samenerguss bekam. Auch wenn ihm schon aufgefallen war, dass ihn Jungs auch erotisch ansprechen konnten, irritierte ihn sehr, was Luchs bei ihm auslöste.

Am nächsten Morgen zog er sich statt seinem Pullover zwei T-Shirts übereinander an; so kam das Armband gut zur Geltung. Es war eigentlich zu kalt, um nur im T-Shirt zu sein, aber er hatte ja seinen Parka, der recht warm war. „Was soll denn das?“, fragte sein Vater, als Jan zum Frühstück kam. „Was?“ „Na, das Armband; wirst du jetzt zu so einem Punk? Überhaupt, dass du die ganze Zeit mit der Mütze herumläufst, das gefällt mir überhaupt nicht“, erwiderte er und Jan entgegnete, „Mir gefällt das so; außerdem habe ich nichts gegen Punks.“ Sein Vater beließ es dabei; es war schon ungewöhnlich, dass er überhaupt etwas zu Jans Aussehen gesagt hatte. Das war in der Schule überhaupt kein Thema, denn dort gab es auch andere, die mehr oder weniger wie Punks aussahen. Den Punk aus Stade traf Jan aber nicht wieder. Er schaute sich immer wieder nach ihm um, ging an Stellen vorbei, an denen sich üblicherweise Punks trafen, aber Luchs war nirgendwo zu sehen. Die Zeit bis zu den Sommerferien verging schnell und dann fand schon der Umzug statt. Da bei Jans Tante nicht so viel Platz war, verkaufte sein Vater einige Möbel, sodass sie am Ende nicht viel mitnahmen. Das Dorf, in das sie zogen, war ein richtiges Dorf, in dem es sogar noch Bauernhöfe gab. Es sah dort überhaupt nicht danach aus, dass die nächste Stadt, Freiburg, nur wenige Kilometer entfernt war. Vor allen Dingen gab es im Dorf nichts für Jugendliche und erst recht keine Punks. Dafür musste man mit dem Bus nach Freiburg fahren.

Richtig blöde war, dass er seinen siebzehnten Geburtstag hatte, kurz bevor das Schuljahr in Baden-Württemberg begann. Da war er schon nicht mehr in Hamburg und in dem Dorf bei Freiburg kannte er noch niemanden. So konnte er

seinen Geburtstag zusammen mit seiner Tante und seinem Vater feiern; nicht genug, dass seine Sommerferien durch den Umzug auf nur eine Woche geschrumpft waren. Die Schule begann, wie er es erwartet hatte. Die Lehrerin sprach einen so witzigen Akzent, dass Jan sich nur mit Mühe das Lachen verkneifen musste. „Des isch de Jahn“, sagte sie, „De-Jahn“; so klang der Name kein bisschen norddeutsch. Sie setzte ihn neben einen Schüler, der so aussah, als würde er versehentlich dort in der Klasse sitzen, und „Dejo-Hannes“ hieß. Jan hatte ihn nur nett begrüßt und wurde gleich angepflaumt, „Hannes ohne Jo“. Er war ein richtiger Eigenbrötler. So saßen sie beide, die sich dort ziemlich fehlplatziert fühlten, an einem Tisch. Jan war der Ältteste in der Klasse und seine Klassenkameraden bewunderten ihn dafür, dass er aus einer Großstadt kam, und dann noch aus Hamburg. Hannes war dagegen ein echter Außenseiter, der kaum mit jemandem redete. Er war in den meisten Fächern ziemlich gut, wahrscheinlich der Klassenbeste, außer im Sport, da war er unglaublich schlecht. Beim Fußball rannte er irgendwo herum und, wenn er zufällig dem Ball begegnete, stolperte er eher darüber, anstatt ihn irgendwohin zu kicken. Ein eigenartiger, aber auch faszinierender Typ, dieser Hannes. Leider war er nicht sehr gesprächig und chronisch schlecht gelaunt; zumindest wirkte er so. Es war eigentlich kein Wunder, dass niemand mit ihm befreundet war.

Da sein Vater früh zur Arbeit ging, war auch Jan morgens immer früh in der Schule. Ein paar seiner Klassenkameraden kamen auch früher und trafen sich vor dem Eingang, um miteinander zu reden. Samstags fuhr er immer nach Freiburg. Die Stadt war zwar im Vergleich zu Hamburg eine Kleinstadt, aber es gab dennoch recht viele linke und alternative Läden und Kneipen, und auch viele Punks. So schlecht war es gar nicht, wie er es befürchtet hatte, zumindest nicht in Freiburg. Allerdings war die Wohnsituation mit seiner Tante und seinem Vater schwierig. Sein Vater und er verstanden sich seit dem Umzug noch schlechter als in Hamburg. Sein Vater war immer ziemlich gereizt und Jan war darüber verärgert, dass er mit ihm in dieses Dorf ziehen musste. Vor allen Dingen hatte sein Vater versprochen, höchstens zwei bis drei Wochen bei der Tante zu wohnen und dann eine Wohnung in Freiburg zu mieten. Aber er machte überhaupt keine Anstalten, nach einer Wohnung zu suchen. Für ihn war es bequem, bei der Tante zu wohnen, die den Haushalt erledigte, einkaufte und kochte. Jan nahm sich vor, so schnell wie möglich nach Hamburg zurückzuziehen; er konnte sich immer weniger vorstellen, mit seinem Vater zusammenzuwohnen.

Es war schon Ende September, als Hannes eines Morgens bei den Jungs vor dem Schuleingang stehen blieb. Normalerweise ging er immer an ihnen vorbei, ohne etwas zu sagen, und setzte sich ins Klassenzimmer, bis der Unterricht begann. Doch diesmal blieb er bei den Jungs stehen, und zwar direkt neben Jan. Seitdem blieb er jeden Morgen neben Jan bei den Jungs stehen. Irgendwie faszinierte er Jan nach wie vor, doch es war richtig schwer, mit ihm in Kontakt zu kommen, und das, obwohl sie nebeneinander an einem Tisch saßen. Hannes fühlte sich schnell angegriffen. Jan machte gerne mal einen Scherz oder eine flapsige Bemerkung, was ihm oft einfach heraussprang, ohne dass er sich vorher Gedanken darum machte, wie es wohl verstanden werden konnte. Und Hannes fühlte sich immer beleidigt, grundsätzlich. Dabei lieferte er immer wieder Anlässe, die solche Bemerkungen geradezu herausforderten. So war es auch, als Hannes neben ihm stand und überhaupt nicht reagierte, als Jan ihn nach einer Mathe-Aufgabe fragte, auch nicht, als er die Frage wiederholte. Als dann Jan sagte, dass Hannes wohl mit offenen Augen träumte, beschimpfte er ihn und rannte wütend ins Klassenzimmer. Jan lief ihm hinterher und erklärte ihm, dass seine Bemerkung überhaupt nicht böse gemeint war. Hannes sah ihm dabei tief in die Augen und Jan war wie elektrisiert; er war überrascht, was dieser verschrobene Junge in ihm auslöste, überrascht und auch ziemlich verunsichert. Hannes blieb seitdem jeden Morgen bei den Jungs vor der Tür stehen, immer neben Jan. Trotzdem blieb es schwierig, mit ihm ins Gespräch zu kommen; Jan versuchte es immer wieder, aber Hannes antwortete immer nur einsilbig oder sagte etwas merkwürdiges, sodass sich nie ein richtiges Gespräch ergab. Aufgaben in Mathe waren das Einzige, über das sie sich unterhalten konnten, und Hannes konnte richtig gut erklären.

In den Weihnachtsferien fuhr Jan fast jeden Tag mit dem Fahrrad seiner Tante nach Freiburg in die Stadt, wo er Leute in einem besetzten Haus oder einer der linken Kneipen traf. Nicht selten geschah etwas im Autonomen Zentrum; er war erstaunt, was diese kleine Stadt zu bieten hatte. Ganz besonders gefiel ihm die Silvesterfeier im Autonomen Zentrum; das war echte Anarchie. Sein Vater sah es nicht so gerne, dass sich Jan dort aufhielt, aber die Zeit mit seinem Vater und seiner Tante zu verbringen, machte wirklich keinen Spaß und seine Klassenkameraden kannte er noch nicht gut genug, um sich mit ihnen zu verabreden. Es war eine ziemliche Umstellung, als die Schule im neuen Jahr wieder anfang und er zu einer Zeit aufstehen musste, zu der er in den Ferien ins Bett

gegangen war. Aber er schaffte es und stand wie gewohnt zusammen mit den Jungs vor der Schule. Als er Hannes kommen sah, war er richtig erstaunt: Er hatte einen neuen Parka an, und was für einen, einen richtig dicken, der mit einem Kunstfell gefüttert war. Sonst trug er Sachen, die er schon seit Jahren tragen musste, so wie sie aussahen, Pullover, Hosen und seinen abgetragenen Skianorak. Jetzt plötzlich der neue Parka; obendrein hatte er genau wie Jan eine schwarze Mütze auf, was ihm gut stand. Jan machte ihm ein Kompliment für den Parka, das wohl wieder nicht richtig ankam. Jedenfalls war Hannes wieder verärgert und Jan musste ihn wieder beschwichtigen. Er probierte den Parka an und fand, es fühlte sich richtig gut an, den Parka mit dem Fellfutter anzuhaben; vor allen Dingen auch mit der Kapuze auf. In der großen Pause erzählte ihm eine Klassenkameradin, dass Hannes den Parka wegen seiner Mittelohrentzündung bekommen hatte und jetzt nicht nur eine Mütze sondern auch noch die Kapuze aufsetzen musste. Jan wusste nicht, dass Hannes eine Mittelohrentzündung hatte, aber er hatte mitbekommen, dass er vor den Ferien krank war. So eine Entzündung musste ziemlich unangenehm gewesen sein.

Als der Unterricht zu Ende war, lief Jan mit ihm nach Hause und fragte ihn nach seiner Mittelohrentzündung. Dummerweise rutschte ihm wieder eine blöde Bemerkung heraus und Hannes reagierte wieder verärgert. Jan wusste nicht, was er sagen sollte und, als sich ihre Wege trennen, hielt er Hannes am Arm und sagte ihm, dass er ihn ziemlich ok fand, wenn er nicht immer so schnell beleidigt wäre. Kurz nachdem sie sich verabschiedet hatten, lief ihm Hannes hinterher und sagte, dass er ihn auch ok fand. Während ihn Jan ansah, spürte er deutlich, wie ihn diese Situation erregte. Dieser Hannes in seinem dicken Parka mit Mütze und Kapuze auf sah richtig gut aus, fand Jan. Kein Zweifel, dieser eigenartige, weltfremde Junge löste ganz schön was in ihm aus. Er wusste nicht, wie er es ihm zeigen konnte, und zog sich auch die Kapuze über; es war das erste Mal, dass er Mütze und Kapuze aufhatte, und es fühlte sich überraschend gut an, zumindest in dieser Situation. Jan hatte das Gefühl, dass das Eis zwischen ihnen gebrochen war, und tatsächlich hatte sich Hannes ihm gegenüber sehr verändert. Sie gingen jetzt nach der Schule meistens zusammen nach Hause und unterhielten sich angeregt über unterschiedliche Themen. Hannes war wie ausgewechselt. Jan konnte mit ihm sogar über seine Familiensituation mit den geschiedenen Eltern reden; selbst in Hamburg hatte es niemanden gegeben, mit dem er darüber reden konnte.

Seit den Weihnachtsferien war das Verhältnis zu seinem Vater deutlich schwieriger geworden. Sein Vater hatte offensichtlich die Befürchtung, Jan könnte in extremistische oder gar kriminelle Kreise abrutschen. Immer wieder äußerte er den Verdacht, dass Jan Drogen nahm, was aber überhaupt nicht der Fall war. Noch nicht einmal probiert hatte er etwas. Bei einem der Streits sagte Jan, „Wenn das hier nicht endlich aufhört, dann ziehe ich eben aus. Ich werde ja in einem halben Jahr achtzehn, da kann ich ohnehin tun, was ich möchte.“ Zu seiner Überraschung antwortete sein Vater, „Ja, das solltest du wirklich tun. Ich bin es auch leid, mit dir immer wieder dieselben Diskussionen zu führen.“ Damit war klar, dass Jan so schnell wie möglich in eine eigene Wohnung ziehen würde; und es war auch klar, dass er dafür nach Hamburg zurückkehren würde. Freiburg war sicher nicht das Schlechteste, aber er vermisste die Großstadt. Hier in Süddeutschland war alles irgendwie klein – und kleingeistig.

Im Januar gab es das große Fußballturnier der Schule. Jan verabredete sich mit Hannes, dort hinzugehen, der wie erwartet von dem Turnier gar nichts wusste. Es war recht frisch an dem Tag und so saß er wie Hannes mit der Kapuze über der Mütze auf der Tribüne. Es fühlte sich ausgesprochen gut an, so eingepackt neben Hannes sitzen und den Jungs beim Spielen zuzusehen. Dabei kam Jan zum ersten Mal der Gedanke, in Hannes ein bisschen verliebt zu sein. Der Gedanke, schwul zu sein, trieb ihn schon um, seit er diese Begegnung mit Luchs hatte; er hatte sich seitdem schon mehrmals selbst befriedigt und dabei jedes Mal an diesen Punk gedacht. Letzte Woche dachte er dabei an Hannes; er hatte sich vorgestellt, wie Hannes vor ihm stand und nur seinen Parka anhatte, aber ansonsten völlig nackt war. Den Parka hatte offen, sodass man seinen erigierten Penis deutlich sehen konnte. Eine zugegeben merkwürdige Vorstellung, aber sie hatte Jan ungemein erregt. Zweifellos mochte er diesen Jungen, aber konnte er sich wirklich vorstellen, mit ihm ein engeres Verhältnis einzugehen? Schwer zu sagen. Hannes hatte auf Jan eine schon magische Ausstrahlung und sah obendrein unglaublich gut aus, aber sie waren in vielerlei Hinsicht sehr unterschiedlich. Jan war klar, dass Hannes niemals zu einem Fußballturnier gegangen wäre, wenn er ihn nicht gefragt hätte. Er tat es wegen Jan, weil Jan der einzige Freund war, den er hatte, der einzige, der sich für ihn interessierte. Jan legte seinen Arm um seine Hüfte und spürte, wie sich Hannes an ihn anlehnte; es fühlte sich wirklich gut an. Zum Abschied umarmten sie sich; so gut wie in diesem Moment hatte sich Jan noch nie gefühlt.

Tatsächlich wäre Hannes für Jan der einzige Grund, nicht nach Hamburg zurückzukehren, allerdings einer, der sich bei näheren Nachdenken als wenig tragfähig erwies. Vor allem konnte sich Jan nicht vorstellen, dass Hannes schwul war. So etwas passte nicht zu ihm; sehr wahrscheinlich hatte er überhaupt keine sexuellen Interessen. Er war sehr einsam und Jan war überzeugt, er würde für die Freundschaft mit Jan alles tun und sich wahrscheinlich sogar auf Sex einlassen. Aber das war nicht das, was Jan wollte. Für ihn wäre es wichtig, dass die Zuneigung auf Gegenseitigkeit beruhte und dass auch beide Seiten ein echtes Interesse an gemeinsamem Sex hatten. So war es klar, dass Jan an dem Entschluss festhielt, zurück nach Hamburg zu gehen, und zwar schon nach der Zeugnisausgabe Anfang Februar. Seinem Vater gefiel der Plan nicht, aber er stellte sich dem auch nicht entgegen. Seine einzige Bedingung war, dass sich Jan bis zu seiner Volljährigkeit regelmäßig bei ihm melden sollte. Dafür wollte er ihn mit sechshundert Mark monatlich unterstützen; den Rest musste Jan selbst dazuverdienen. Das sollte so gehen, zumal er in Hamburg bei seiner Mutter wohnte und vorhatte, dann irgendwann in eine WG zu ziehen; da brauchte er nicht viel Geld zum Leben.

Hannes beschäftigte ihn mehr, als er es wahrhaben wollte, der jetzt immer seinen dicken Parka anhatte und die Kapuze aufsetzte, obwohl er schon eine Mütze aufhatte. Mütze und Kapuze aufzuhaben, war schon etwas ungewöhnlich. Eigentlich machen das nur Kinder; bei Jugendlichen oder Erwachsenen hatte es Jan zumindest noch nicht gesehen, außer wenn es richtig kalt war oder bei starkem Wind. Seit dem Fußballturnier zog sich Jan auch die Kapuze über, nicht nur gemeinsamen Nachhauseweg sondern auch, wenn er morgens in die Schule kam. Es fühlte sich gar nicht so schlecht an, etwas abgeschirmt zu sein, und angenehm warm war es auch. Jan hatte das Bedürfnis, Hannes seine Zuneigung zu zeigen, wusste aber nicht wie. Auf keinen Fall wollte er ihn verletzen, indem er bei ihm Erwartungen schürte, die er dann doch nicht einhielt, weil er ja schon in Kürze wieder wegzog. Ende Januar lud ihn Hannes zu seiner Geburtstagsfeier ein; er wurde sechzehn. Zu Jans Überraschung war er der einzige Geburtstagsgast außer Hannes' Eltern. Der einzige Freund von so einem Jungen zu sein, war schon eine große Verantwortung. Obwohl es keine richtige Feier war, war es richtig schön, bei ihm zu sein. Jan lernte viel über Astronomie, Hannes' Hobby, und nachmittags aßen sie zusammen Schokolade, auf einem Supermarktparkplatz. Jan fand es irgendwie romantisch, auch wenn

es ziemlich eigen war, wenn nicht eigenartig. Eigentlich wollte er Hannes verkünden, dass er vorhatte, zurück nach Hamburg zu ziehen; eigentlich, denn er tat es nicht. Es hätte den schönen Tag mit Sicherheit zerstört.

Aber es war nicht mehr viel Zeit, denn Hannes fuhr bereits am folgenden Wochenende mit seinem Onkel zum Skiurlaub in die Schweiz und bereits einen Tag nach seiner Rückkehr hatte Jan seinen Umzug nach Hamburg. Kurz bevor Hannes in die Schweiz fuhr, sprach er schließlich seinen bevorstehenden Umzug an. Hannes reagierte wie erwartet schockiert; Jan spürte geradezu, wie in ihm eine ungeheure Verzweiflung aufkam. Hannes wusste offenbar nicht, was er dazu sagen sollte und umarmte Jan statt dessen, richtig fest. Nach seiner Rückkehr lud ihn Jan in ein kleines Freiburger Kino ein, in dem ein Film über einen schwulen Jugendlichen lief. Als sie sich anschließend zum Abschied noch einmal fest umarmten, kamen Jan die Tränen. Er war erstaunt, wie schwer es ihm fiel, sich von Hannes zu verabschieden.

Trotzdem wurde ihm erst nach seiner Rückkehr nach Hamburg klar, dass er sich wirklich in Hannes verliebt hatte, vielleicht nicht richtig aber mehr als nur ein bisschen. Das fand er eigentlich ziemlich verrückt, da Hannes und er wirklich nicht zusammenpassten, dafür waren sie viel zu unterschiedlich. Wie konnte es sein, dass er sich in so einen schüchternen und exzentrischen Dorfjungen verliebte? Doch schon nach einigen Wochen waren die Erinnerungen an diesen verschrobene Hannes ziemlich verblasst. Jan hatte in Hamburg ganz andere Sorgen, in erster Linie seine Mutter, mit der er sich überhaupt nicht verstand. Es gab für ihn keinen Zweifel: Er musste einen Weg finden, sich von seinen Eltern abzunabeln, aber nur wie? Die Lösung des Problems kam zusammen mit seiner neuen Clique in Hamburg, einer Clique von Punks. Einige von ihnen lebte in einer Art WG, die den Kern dieser Clique bildete. Die Punks in der WG arbeiteten aus politischen Gründen nicht, sie schnorrten das Geld, das sie brauchten. Miete bezahlten sie auch nicht; die Wohnung war wie das ganze Haus ziemlich heruntergekommen und dem Vermieter war es vermutlich egal, dass keine Miete bezahlt wurde. Es war im Grunde eine Art stille Besetzung. Da die Wohnung und damit auch die Zimmer von allen gleichermaßen bewohnt wurde und alles, was sich dort befand, allen gehörte, gab es dort auch immer Platz und Jan konnte einfach kommen und bleiben. Es war ein ziemlich abrupter Wechsel von seiner Mutter in die Punk-WG zu ziehen, aber Jan gefiel es. Mit seinen Mitbewohnern unterwegs zu sein, sich über die Leute lustig zu ma-

chen, Spaß zu haben und zu schnorren, war eine gute Art die Tage zu verbringen. Schon nach kurzer Zeit sah er aus wie ein richtiger Punk; er hatte sich sogar einen wenn auch kurzen Iro schneiden lassen. Er musste oft an Luchs denken, den er zwischenzeitlich vergessen hatte, obwohl er immer sein Armband trug. Jetzt war er wie Luchs und sah nicht nur aus wie ein Punk, sondern lebte auch wie einer. So gefiel er sich sehr, als Punk.

Allerdings litt die Schule sehr unter seinem neuen Lebenswandel. Irgendwann war klar, dass er nicht versetzt wurde und sein Zeugnis deswegen auch nicht als Mittlere Reife galt. Er ging von der Schule ab, das heißt, er ging einfach nicht mehr hin, noch nicht einmal, um sein Zeugnis abzuholen. Wozu brauchte er schon Zeugnisse? Den Sommer verbrachte er mit seinen Freunden fast nur draußen. Sie verbrachten die Tage und die Nächte draußen, schnorren und fuhren schwarz in andere Städte, das heißt in die jeweiligen Punk-Zentren. Im Grunde genommen brauchten sie keine Wohnung, denn es gab immer Möglichkeiten, irgendwo unterzukommen, in Punk-Kneipen, besetzten Häusern oder Bauwagenplätzen; man ging einfach nur hin. Und überall gab es scheinbar unbegrenzt Bier und Haschisch. Man konnte ohne Probleme die Tage und Wochen, ja das ganze Leben in einem ununterbrochenen Rausch verbringen; Jan tat dies manchmal ein paar Tage lang am Stück. Aber dann brauchte er wieder Tage, die er absolut nüchtern verbrachte, so wie seinen achtzehnten Geburtstag, den er nicht feierte, weil ohnehin niemand aus seinem Umfeld davon wusste. Am Wochenende danach ging er zu seiner Mutter; das erste Mal, seit er ausgezogen war. Die Begegnung war sehr schwierig; sie machte ihm Vorhaltungen, weil er die Schule ohne Mittlere Reife abgebrochen hatte, weil er auch sonst nicht vorhatte, etwas sinnvolles zu tun und auch wegen seinem Aussehen. Sie gab ihm ein paar Briefe, die seit seinem Auszug für ihn angekommen waren. Einer davon war die Vorladung zur Musterung, die mit dem Hinweis versehen war, dass ein unentschuldigtes Fehlen strafrechtliche Konsequenzen hatte. Da hatte er noch einmal Glück gehabt, denn er Termin war bereits zwei Wochen später. Er ging dort hin mit einem Punk aus seiner WG, den er als seinen Partner vorstellte. Am Ende bekam er ein Schreiben, in dem stand, dass er psychisch ungeeignet sei, den Wehrdienst zu leisten. Er war erstaunt, wie einfach das war.

Im Herbst begann er eine Lehre als Gärtner in einer kleinen Staudengärtnerei. Obwohl sie am Stadtrand lag, war sie mit der Bahn und dem Fahrrad schnell zu

erreichen. Den Tipp für die Lehrstelle hatte er von einem Punk bekommen, den er kurz zuvor bei einem Treffen Hamburger Punks im Stadtpark kennengelernt hatte. Die Leute in der Gärtnerei waren freundlich und störten sich nicht daran, einen Punk als Lehrling zu haben. Jan war überrascht, wie viel Spaß ihm die Arbeit bereitete und wie schnell er das alles lernen konnte. Im Gegensatz zu dem Schulunterricht früher war der Umgang mit Pflanzen richtig leicht zu lernen. Doch immer rechtzeitig zur Arbeit zu kommen und dann auch den ganzen Tag durchzuhalten, waren eine echte Herausforderung. Es kam immer wieder vor, dass er zu spät kam und dafür dann länger blieb. Abends war er meistens zu erschöpft, um noch etwas unternehmen zu können, sodass ihm dafür nur die Wochenenden blieben. Er hielt lange durch, mehr als vier Monate, aber dann gab er auf. Das Opfer, das er für diese Ausbildung bringen musste, war am Ende zu groß. Immerhin war ihm der Besitzer der Gärtnerei nicht böse, sodass er dort aushilfsweise arbeiten konnte, nur eben nicht vierzig Stunden in der Woche, noch nicht einmal die Hälfte davon.

Der Punk aus dem Stadtpark kam immer wieder mal in die WG zu Besuch. Es dauerte einige Zeit, bis Jan merkte, dass der Besuch ihm galt. Er merkte es erst, als der Punk fragte, ob er in der WG übernachten konnte. Als Jan nämlich antwortete, dass er auf der Gästematratze schlafen konnte, sagte er, er würde lieber mit Jan zusammen schlafen. „Ich schlafe nicht gerne alleine“, erklärte er, „Ich brauche manchmal jemanden, an den ich mich ankuseln kann, jemanden wie dich.“ Zuerst fühlte sich Jan überrumpelt, aber die Aussicht, mit diesem Punk zu kuscheln, gefiel ihm. Er kannte noch nicht einmal seinen Namen; die anderen riefen ihn „John Boy“, obwohl er keinerlei Ähnlichkeiten mit John Boy aus den Waltons hatte. Sie gingen in eins der Zimmer und rauchten zusammen einen Joint, bevor sie sich auf die Matratze legten, die dort auf dem Boden lag. „Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt, ich heiße John Boy“, sagte der Punk und Jan lachte, „Ich wusste gar nicht, dass John Boy Walton ein Punk ist.“ „Und John Boy Walton weiß nicht, dass einer seiner glühendsten Verehrer ein Punk ist“, antwortete John Boy, „Für mich ist er der heißeste Typ überhaupt; was würde ich dafür geben, einmal mit ihm zu schlafen. Aber du kommst ihm schon ziemlich nahe.“ Dann fing er an, Jan zu streicheln. Jan schloss die Augen und genoss die sanften Berührungen. „Zieh dich aus“, sagte John Boy und fing an, sich auszuziehen, „Weißt du, ich konnte noch nie alleine schlafen. Zu Hause habe ich einen Teddy, an den ich mich ankuseln kann, wenn sonst

niemand da ist, aber du bist viel besser, mein großer Teddy. Du bist der beste Teddy überhaupt, würde ich sagen.“ Dabei streichelte er Jan erst an der Brust, Bauch und an den Beinen, dann an seinen Leisten und schließlich hatte er sein Glied in der Hand. „So etwas hat mein Teddy nämlich nicht.“

Jan genoss es, dass John Boy sein Glied massierte, immer gerade so viel, dass er keinen Samenerguss bekam. „Das musst du dir erst verdienen“, flüsterte ihm John Boy ins Ohr und drehte ihn mit einem Schwung auf den Bauch. Mit einem Ruck steckte er sein Glied in Jans Po steckte, was im ersten Moment ziemlich weh tat. Als der Schmerz aber nachließ, fühlte es sich nur gut an, unglaublich intensiv und gut. Sein Glied rieb sehr kräftig, obwohl er es nur langsam und fast schon vorsichtig bewegte. Immer wieder legte er eine kurze Pause ein und rieb dann weiter, sodass er sehr lange in Jan war. Jan hatte dabei die ganze Zeit eine Erektion und fühlte sich wie in einem Rausch, viel intensiver als er es von Haschisch kannte. Schließlich bekam John Boy unter lautem Stöhnen einen Orgasmus; das hatte bestimmt die ganze WG mitbekommen. „Und jetzt du“, sagte er, nachdem er sich zur Seite gerollt hatte. Jan war unsicher; er hatte noch nie mit jemandem Geschlechtsverkehr gehabt, überhaupt war es seine erste sexuelle Erfahrung mit jemand anderem. „Los“, forderte ihn John Boy auf und drehte sich auf den Bauch. Jan schob vorsichtig sein immer noch erigiertes Glied zwischen seine Pobacken. „Du kannst ruhig kräftig drücken“, sagte John Boy, „Ich kann das gut vertragen.“ Jan drückte kräftiger und bekam schon nach kurzer Zeit einen Samenerguss. Dabei zuckte er und konnte nicht anders, als ein ersticktes, rhythmisches Stöhnen von sich zu geben. Als er sich zur Seite rollte, grinste John Boy, „Du bist echt süß, mein kleiner Teddy“.

Jan konnte die ganze Nacht nicht schlafen; zu sehr hat ihn dieses erste Mal aufgewühlt. John Boy dagegen schlief gleich ein, nachdem sie sich noch einmal ausgiebig gestreichelt und geküsst hatten. Als er aufwachte, musste Jan gerade eingeschlafen sein; er bekam jedenfalls nur kurz mit, wie er aufstand. Als er schließlich aufwachte, war schon Nachmittag und John Boy nicht mehr da. In der Küche saßen ein paar seiner Mitbewohner am Tisch und aßen gerade etwas. „Na, hat er dich gevögelt?“, fragte einer von ihnen und ein anderer erklärte, „Diese Schwulen nehmen ja alles, was ihnen zwischen die Beine kommt.“ „Was meinst du damit?“, fragte Jan, „Hast du was gegen Schwule?“ „Nein, natürlich nicht“, wehrte sein Mitbewohner ab, „Aber bei denen dreht sich doch schon alles um Sex, nicht bei allen, aber bei den meisten.“ Jan zögerte

etwas, sagte dann aber, „Ich bin auch schwul und ich nehm bestimmt nicht alles, was mir zwischen die Beine kommt.“ „Echt? Sieht man dir gar nicht an“, bemerkte der andere, „anders als Johnny Boy, dem merkt man das schon an, obwohl er ein Punk ist.“ „John Boy und Jim-Bob“, lachte ein Punk, der gerade in die Küche gekommen war und gar nicht in der WG wohnte, „Bald habt ihr hier lauter Waltons-Pin-ups hängen.“ Am Ende verteidigte ihn einer seiner Mitbewohner und erklärte, „Natürlich gibt es auch schwule Punks; da muss man keine Witze drüber machen.“ Jan war trotzdem ziemlich genervt und nahm seinen Kaffee mit in sein Zimmer. Erst dort fiel ihm auf, dass er ja gerade sein Coming-out gehabt hatte. Insgeheim hatte er schon lange vermutet, dass er schwul war, aber erst nach der letzten Nacht mit John Boy war er sich dabei so sicher, dass er sagen konnte, „Ich bin schwul“, so wie eben gegenüber seinen Mitbewohnern.

Er traf sich immer wieder mit John Boy. Er erinnerte ihn ein bisschen an Luchs, auch wenn es ein ganz anderer Typ war. Auf jeden Fall faszinierte er ihn und oft, wenn Jan abends alleine auf seiner Matratze lag, dachte er an ihn und den Sex mit ihm, was regelmäßig mit einem Orgasmus endete. Sie trafen sich allerdings meistens bei John Boy, der alleine in einer kleinen Wohnung wohnte. Jan hatte keine Lust, jedes Mal über sein Schwulsein reden zu müssen, wenn sie sich trafen, und das war in seiner WG der Fall. Da bestand offensichtlich ein ziemlicher Gesprächsbedarf. Offensichtlich bedeutete, Punk zu sein, nicht automatisch, Menschen zu akzeptieren, die anders sind; zumindest nicht, wenn es um Schwule ging. Tatsächlich schaffte das eine Distanz zwischen ihm und den Punks aus seiner WG. Obwohl er die Zeit dafür hatte, war er immer seltener mit ihnen unterwegs und zog es vor, alleine sein. Zu Hause, in der WG, diskutierte er oft mit seinen Mitbewohnern über Schwule, schwulen Sex, schwule Kultur, Tunten, Sadomasochisten, Rollenverteilungen und Vorteile, die bei ihnen sehr verbreitet waren. Er fand, es war gut und wichtig, mit ihnen das alles zu diskutieren, und sie sahen auch zunehmend ein, dass es wichtig war, die eigenen Vorurteile zu überwinden. Aber es kränkte ihn auch, denn von ihnen musste niemand seine sexuellen Vorlieben und Praktiken erklären. Er sprach auch immer wieder mit John Boy darüber, der sich schnell über „die Punks“ aufregte, obwohl er selbst einer war. Ab und zu ging Jan auch in eine Schwulenkneipe oder sah sich einen Schwulenfilm an, der in einem der kleinen Kinos gezeigt wurde. Mit dem, was er auf diesem Weg an schwuler Kultur kennenge-

lernt hatte, konnte er nicht sehr viel anfangen; am ehesten noch mit dem Park, in dem man Leute für anonymen Sex treffen konnte. Er bekam dabei allerdings deutlich zu spüren, dass Schwule durchaus auch Vorurteile gegenüber Punks hegten. Das waren schon zwei sehr verschiedene Kulturen, die sich schwertaten, einander zu verstehen oder gar zu akzeptieren. Beides zu sein, war schon spannend, erforderte aber auch, eine große Kluft zu überbrücken.

Jochen

Das Landschulheim war ziemlich heruntergekommen, die Farbe an der Hauswand bröckelte an einigen Stellen ab und das ein oder andere kaputte Fenster war mit einer Holzplatte notdürftig repariert. Aber das war alles egal. Das wichtigste war, dass Niklas für eineinhalb Wochen woanders sein konnte als zu Hause und dass die Kosten für seine Teilnahme vom Schulverein übernommen wurde. Sie waren eigentlich nicht hoch, aber dennoch mehr, als seine Mutter sich hätte leisten können. Richtig gut wäre es gewesen, wenn Niklas dort ein Zimmer für sich alleine gehabt hätte, eineinhalb Wochen sein eigenes Zimmer. Aber immerhin gab es keine Schlafsäle, sondern Vierbettzimmer und sogar zwei Zweibettzimmer. Seine Klassenkameraden wollten fast alle in den Vierbettzimmern übernachten, weil dort erwartungsgemäß viel los sein würde. So waren es nur zwei Mädchen und zwei Jungs, nämlich Jochen und er, die die beiden Zweibettzimmer bezogen. Seine Klassenkameraden hatten vermutlich alle ein eigenes Zimmer zu Hause, sodass es für sie eine willkommene Abwechslung war, mit anderen ein Zimmer zu teilen. Bis auf Jochen, der sich immer ein bisschen absonderte. Er war ein wenig verträumt und hatte einen eigenartigen Humor, aber Niklas fand ihn ziemlich sympathisch, auch weil sich die anderen gerne über ihn lustig machten. Sie nannten ihn auch Joggi, was richtig dämlich klang und wohl auch so klingen sollte; wenn sie ihn wenigstens Yogi nennen würden wie der Bär aus dem Dschungelbuch, das würde sogar ein bisschen zu ihm passen, aber Joggi war wirklich zu blöde. Weil er ein sehr ruhiger Typ war, war er auch ein angenehmer Zimmergenosse. Während sie abends hören konnten, wie ihre Klassenkameraden in den anderen Zimmern tobten, lagen sie in ihren Betten und lasen.

Völlig unerwartet konnten die Schüler den Aufenthalt weitgehend selbst gestalten. Es zeigte sich schon am Abend der Ankunft, dass der Klassenlehrer und die Englischlehrerin, die als Begleitung dabei waren, lieber die Zeit mit sich ver-

bringen wollten. Offensichtlich hatten sie eine Art Verhältnis miteinander und erklärten, dass die Schülerinnen und Schüler alt genug wären, sich selbst zu beschäftigen. Sie wurden lediglich darauf eingeschworen, keinen groben Unfug zu treiben, was in dem abgelegenen Landschulheim ohnehin kaum möglich war. Die Ankündigung wurde mit Begeisterung aufgenommen, denn sie versprach, eineinhalb Wochen tun und lassen zu können, was man wollte. Es gab die Regelung, dass sich alle zu den Mahlzeiten trafen, aber ansonsten ihre Zeit frei gestalten durften. Die meisten blieben im Landschulheim und trieben dort eine Menge Unsinn. Vor allen Dingen der große Saal mit der Stereoanlage war sehr beliebt, sodass dort schon ab dem zweiten Tag fast permanent Musik lief und manchmal dazu getanzt wurde, es manchmal aber auch so etwas wie Playback-Konzerte gab, bei denen die „Möchtegern-Rocker“ aus der Klasse mit Haushaltsgeräten als Instrumenten Rockgruppen simulierten. Es verstand sich von selbst, dass dafür die Anlage bis zu ihrem Maximum aufgedreht wurde. Aber es gab auch ein paar wenige, die sich selbst Ausflüge organisierten, mangels Alternativen meistens Wanderungen oder Picknicks im Freien. Zu denen gehörten auch Jochen und Niklas; ihnen war es im Landschulheim zu laut. Am dritten Tag waren sie nur zu zweit unterwegs und fanden eine ausgesprochen schöne Stelle an einem See. Zum Baden war es noch zu kalt, sodass sie eine ganze Weile dort saßen und auf das Wasser blickten, als Niklas etwas Hasisch auspackte und einen Joint drehte. Jochen zog nur einmal daran und fing sofort an zu kichern. Sie alberten den ganzen Nachmittag miteinander herum und berührten sich dabei oft, was Niklas gut gefiel. Er hatte dabei zum ersten Mal den Gedanken, dass er Jochen attraktiv fand.

Am Abend danach war Niklas gerade eingeschlafen, als er von irgendetwas geweckt wurde. Irgendwo musste etwas heruntergefallen sein; Niklas setzte sich auf und schaute um sich, aber konnte nichts erkennen. „Ich kann nicht schlafen“, sagte Jochen in die Stille und Niklas erschrak, weil er nicht bemerkt hatte, dass Jochen noch wach war. „Da ist was runtergefallen“, bemerkte Niklas und Jochen antwortete „Ich habe nur meinen Teddy zu meinen Sachen geworfen.“ „Deinen Teddy?“, Niklas war nicht sicher, ob er das ernst gemeint hatte. „War ein Witz“, erklärte Jochen, „Ich habe doch keinen Teddy; hast du einen?“ „Nein, noch nie einen gehabt“, antwortete Niklas und verkroch sich wieder unter der Bettdecke. „Ich hatte früher einen“, fing Jochen nach einer Weile an, „Ich hatte mich immer gefürchtet, wenn ich alleine im Bett war; da war es einfach gut,

wenn noch jemand mit unter der Decke lag, auch wenn es nur mein Teddy war.“ Niklas war plötzlich hellwach; war das als Hinweis zu verstehen, dass Jochen sich wünschte, nicht alleine im Bett zu liegen? Er konnte es sich nur zu gut vorstellen, zu Jochen ins Bett zu kommen; mit ihm am See herumzualbern, hatte ihm richtig gut gefallen. Allerdings hatte er noch nie darüber nachgedacht, sich zu ihm ins Bett zu legen und dann womöglich Sex zu haben. Jetzt aber war genau dieser Gedanke da und er spürte, wie er dabei eine Erektion bekam. „Ich kann auch nicht schlafen“, sagte er schließlich; am liebsten hätte er Jochen gefragt, ob er zu ihm ins Bett kommen durfte. Er war sich aber sehr unschlüssig, ob er so einfach tun konnte. „Einfach nur im Bett zu liegen, wenn man nicht schlafen kann, ist doch öde, oder?“, setzte er sein Anliegen nach einer ziemlich langen Pause fort, „Vielleicht komm ich einfach zu dir, was meinst du?“ Jochen reagierte zunächst nicht und sagte nach einer Weile, „Ich weiß nur nicht, ob die Bettdecke dafür groß genug ist.“ Das klang für Niklas wie ein „Ja“. „Das können wir ausprobieren“, sagte er, stand auf und kroch zu Jochen unter die Bettdecke. Er war selbst ein bisschen überrascht, so schnell bei ihm im Bett zu liegen; Jochen sicherlich auch.

Im Nu hatte er ein steifes Glied und fragte sich, ob Jochen wohl auch eines hatte. „Wenn wir uns zur Seite drehen, passen wir besser unter die Bettdecke“, sagte er und drehte sich Jochen zu, sodass sich ihre beiden Glieder durch die Unterhosen hindurch berührten. Dabei spürte er, dass seines ebenfalls steif war. Vorsichtig fing er an, seine Hüfte leicht hin und her zu bewegen, dass sich ihre Glieder aneinander rieben; es fühlte sich unglaublich gut an. Er zog erst seine und dann Jochens Unterhose so weit herunter, dass sich ihre Glieder direkt berühren konnten, ohne ihren Unterhosen dazwischen. Jochen war sehr passiv, aber Niklas ließ sich nicht beirren und rieb ihre Glieder aneinander. So dick wie Jochens wurde, musste es ihm ähnlich gut gefallen wie Niklas. Er legte seinen Arm um Jochen drückte ihn eng an sich; als er versuchte, ihn zu küssen, drehte Jochen seinen Kopf ein wenig zur Seite und vergrub seinen Mund im Kissen. Doch die Irritation war schnell wieder verflogen, als sich Jochen auf den Bauch drehte und seinen Hintern in die Höhe streckte. Das konnte Niklas nur als Aufforderung verstehen und führte vorsichtig sein Glied hinein, was ihm nach einigen wenigen Versuchen auch gelang. Langsam begann er, es in Jochens Po hin- und herzubewegen; es fühlte sich unglaublich gut an. Nach nur wenigen rhythmischen Bewegungen hatte er unter mächtigem Zucken einen

Orgasmus. Nachdem er seinen Penis wieder aus Jochen herausgezogen hatte, drehte dieser sich zur Seite. Niklas wollte ihn fest an sich drücken, doch Jochen wehrte ab und flüsterte, „Ich bin müde und muss jetzt schlafen.“ Niklas wunderte sich; sie hatten ja eigentlich gerade erst mit dem Sex begonnen. „Willst du nicht auch?“, fragte er und Jochen antwortete, „Ne, lass mal“. Dabei zog er sich seine Unterhose wieder hoch, über sein inzwischen nicht mehr erigiertes Glied. Niklas stand auf und ging zurück in sein Bett; er hätte gerne etwas gesagt, nachgefragt, ob er womöglich zu weit gegangen war, aber bekam nicht mehr heraus als, „Gute Nacht.“

Er lag die ganze Nacht wach und dachte über sein Erlebnis mit Jochen nach. Vor allen Dingen beschäftigte ihn die Frage, ob Jochen nicht schon früher ein Zeichen gegeben hatte, dass er nicht mehr wollte, und es Niklas einfach überging, weil er es nicht bemerkt. Aber es fiel ihm nichts ein; Jochens Abweisung kam sehr unerwartet. Er hatte ja die ganze Zeit über eine Erregung und mit einem Mal wollte er nicht mehr und vermittelte den Eindruck, als wenn er überumpelt worden wäre. Niklas kam zum Ergebnis, dass Jochen sich seine homoerotischen Gefühle nicht eingestehen konnte. Vielleicht, weil er wirklich schwul war oder weil er es sich nicht eingestehen konnte? Dabei musste Niklas auch darüber nachdenken, ob er denn schwul war, oder ob es sich nur um erotische Gefühle handelte, die wieder vergingen. Doch wenn er sich zurück erinnerte, hatten ihn schon immer Jungs irgendwie fasziniert; zumindest schon recht lange. Und das Erlebnis mit Jochen sprach auch dafür, dass er wirklich schwul war; es gefiel ihm schon sehr, der Sex mit einem anderen Jungen. Irgendwann gegen Morgen schlief er ein und wachte erst nachmittags wieder auf. Niklas ging in die Küche und aß die Reste an Nudeln und Tomatensoße, die die anderen gekocht hatten. Plötzlich kam Jochen herein, drehte sich aber sofort wieder um und verließ die Küche. Niklas sprang auf und rannte ihm hinterher, „Warte mal. Ist was mit mir?“ Jochen schüttelte den Kopf, „Ich mag jetzt nur nicht reden und lieber alleine sein.“ Dann verschwand er in ihr Zimmer. „Ist es wegen gestern Abend?“, rief Niklas durch die Tür und Jochen antwortete, „Ist doch egal.“ Niklas blieb noch eine Weile im Flur stehen, aber er wusste nicht, was er sagen sollte. Es machte ihn irgendwie traurig, denn es war ja eigentlich wirklich egal. Warum sollten sie keinen Sex miteinander haben, wenn es ihnen Spaß macht? Niemand muss deswegen schwul sein und niemand sollte auf so einen

Spaß verzichten, nur um sein Hetero-Sein zu beweisen. Schade, dass Jochen nicht so frei war, zu dem zu stehen, was ihm gefiel und was ihn erregte.

Niklas kam erst spät abends wieder in ihr Zimmer und Jochen schien schon zu schlafen. Das konnte Niklas nicht. Jochens abweisendes Verhalten ließ ihm keine Ruhe; wenn er nur wüsste, was er falsch gemacht hatte. Er hatte wirklich nicht die Absicht, sich aufzudrängen. Es musste schon sehr spät gewesen sein, als Jochen leise fragte, ob Niklas noch wach war. Nachdem Niklas bejahte, sagte er, „Ich kann nicht schlafen.“ Niklas zögerte lange, bis er darauf reagierte und fragte, „Wie meinst du das?“ „Naja, gestern, eine Decke, das war zu wenig. Du solltest deine mitbringen.“ Niklas musste kurz überlegen, ob er das jetzt träumte. „Du meinst, ich soll kommen?“, fragte er. Jochen antwortete nicht und Niklas ging zu ihm ins Bett. Er spürte schnell, dass Jochens Glied steif war, seines war es auch. Jochen war wieder sehr passiv und Niklas rieb sanft die Glieder aneinander. Es war durchaus schön so, mit erregten Gliedern dicht zusammen unter den beiden Bettdecken zu liegen, aber Niklas war dennoch verunsichert, wie er mit dieser Situation umgehen sollte. Konnte er einfach Jochens Glied anfassen, konnte er ihn einfach küssen? Plötzlich fasste Jochen sein steifes Glied an und knetete es ein bisschen. Es fühlte sich nicht besonders angenehm an, aber der Gedanke daran, neben einem nackten Jungen zu liegen, der seinen Penis massierte, führte dazu, dass Niklas schnell einen Samenerguss bekam. Dann drehte sich Jochen um und sagte, „Ich will jetzt schlafen, aber du kannst im Bett bleiben. Wir haben ja zwei Decken.“

Niklas war ziemlich verunsichert, sowohl wegen Jochens Reaktionen als auch von dem, was er bei ihm auslöste. Als sie am nächsten Tag zusammen spazieren gingen und lange schweigend nebeneinander her liefen, setzte er an, „Wegen gestern Abend“, und Jochen unterbrach ihn gleich, „Ich möchte nicht darüber reden.“ Schon beim Abendessen erklärte er, dass er diesmal alleine schlafen wollte. Bevor sie wieder nach Hause fuhren, durfte Niklas noch ein Mal zu Jochen ins Bett kommen, wo sie wieder lange ihre Körper und Penisse aneinander rieben, bis sich Niklas traute, Jochens Glied anzufassen. Das wurde dann sofort noch steifer, als es ohnehin schon gewesen war, und es genügte schon, es ein paar Mal zu drücken, um Jochen zu einem Orgasmus zu bringen. Es war ein sehr leiser Orgasmus, aber Niklas konnte hören und spüren, wie Jochens Atem stockte und er richtig lange brauchte, bis er wieder normal atmete. Danach drehte er sich wieder um und bat Niklas diesmal, wieder zurück in sein

Bett zu gehen. Nach der Klassenfahrt war alles wieder wie immer, was Niklas recht schwierig fand. Jochen war ihm gegenüber reserviert, wie er eben immer auch war, aber er ging ihm wenigstens nicht aus dem Weg. Es war, als wenn nichts besonderes zwischen ihnen gewesen wäre. Niklas hätte ihn gerne mal zu sich eingeladen, aber das ging nicht; er konnte niemanden zu sich nach Hause einladen.

Anders als Niklas kam Jochen aus einer Familie, die keine Geldsorgen hatte, im Gegenteil, sie hatten sogar ein eigenes Haus. Wer so viel Geld hat, lebt auf Kosten anderer, da war sich Niklas sicher. Nicht konkret, aber auf einer indirekten Weise, indem sie in einer Gesellschaft lebten, die so einen individuellen Reichtum erst ermöglicht. Denn den konnte es nur geben, wenn dafür andere arm waren, so wie Niklas' Mutter. Grundsätzlich ist alles auf einer Ungleichheit aufgebaut und gleichzeitig wird so getan, als wenn alle gleich wären, die gleichen Rechte und Möglichkeiten hätten, dachte Niklas. Für jemanden wie ihn war dies unmittelbar einsichtig; er hatte ja die Armut tagtäglich vor Augen. Für viele andere aber, wie etwa Jochens Familie, gab es die Möglichkeit, diese Ungleichheit einfach nicht wahrzunehmen, denn sie war ja nicht Teil ihres Alltags. Ihr Leben baute also auf einer grundsätzlichen Lüge auf, da war es kein Wunder, dass sich diese Lügen fortsetzten und Jochen mit der Lüge lebte, normal und heterosexuell zu sein, obwohl es nicht stimmte. So jedenfalls war Jochens Umgang mit ihren gemeinsamen Erlebnissen erklärbar. Mit Niklas drang nämlich eine Wahrheit in sein Leben, die nicht sein durfte, dass ihn erregt hatte, mit Niklas im Bett zu liegen. Zumindest versuchte sie es, denn Jochen wehrte sie ja entschieden ab. Es war zweifellos wichtig, diese Zusammenhänge zu durchschauen, um sich und anderen am Ende nichts vorzumachen. Nur dann ist man frei, für sich die richtigen Entscheidungen zu treffen, da war sich Niklas sicher.

Allerdings machte auch Niklas sein Schwulsein auch nicht öffentlich. Wenn ihn jemand fragen würde, würde er natürlich wahrheitsgemäß antworten, aber von sich aus wollte er seine Sexualität nicht zum Thema machen. Schließlich musste er sich dafür ja nicht rechtfertigen. Trotzdem fühlte es sich im Jugendhaus manchmal etwas merkwürdig an, unausgesprochen für heterosexuell gehalten zu werden und sich ständig diese zweideutigen Bemerkungen und Anspielungen auf Sex mit Frauen anzuhören. Immerhin reagierte er meistens darauf und sagte, dass er diesen Spruch nicht witzig oder blöde fand. Nicht selten kam als

Antwort etwas wie, „Jetzt hab‘ dich nicht so“, „Du verstehst halt keinen Spaß“, oder so ähnlich. In solchen Momenten hätte es sich richtiger angefühlt, zu sagen, „Frauen interessieren mich nicht so, da finde ich Jungs interessanter.“ Die Jungs im Jugendhaus wären sicher verblüfft, so etwas von ihm zu hören. Aber Niklas sagte so etwas nicht; was ging sie denn schon an, wen er interessant fand und wen nicht. Sie erzählten schließlich auch nichts von sich, sondern versteckten sich hinter ihren Sprüchen und ihrer Fassade. Je mehr Niklas über solche Dinge nachdachte, desto sicherer fühlte er sich auch, mit seinen Freunden über etwas heiklere politische Themen zu diskutieren, wie etwa, dass er es völlig in Ordnung fand, schwul zu sein. Das konnte er auf eine Art und Weise darlegen, dass die Frage, ob er denn selbst schwul war, umgangen wurde. Und tauchte sie dennoch einmal auf, antwortete er, dass nach Sigmund Freud alle Menschen beide Anteile in sich tragen, eine Erotik, die auf das andere Geschlecht gerichtet ist, und auch eine auf das eigene Geschlecht gerichtete. „Es ist am Ende die Gesellschaft, die einen zwingt, sich für eins von beidem zu entscheiden“, erklärte er, „Aber man muss ja nicht mitspielen.“

Kurz vor den Sommerferien lud Jochen Niklas zu sich ein. Der Anlass war ein Schüleraustausch, den die Französischlehrerin organisiert hatte. Im Herbst sollten Schüler aus einer Klasse in Frankreich in ihre Klasse kommen und vier Wochen bleiben und im kommenden Frühjahr aus ihrer Klasse dann Schüler für vier Wochen nach Frankreich fahren. Das Beste war, dass dieser Austausch von einer Stiftung finanziert wurde. Die zwei einzigen Bedingungen waren ausreichende Französischkenntnisse und die Bereitschaft, einen Schüler aufzunehmen. Niklas wollte auf jeden Fall teilnehmen, aber konnte bei sich zu Hause keinen Austauschschüler unterbringen. Die Lehrerin hatte eine französische Familie gefunden, die bereit war, zwei Schüler aufzunehmen, und Jochen war damit einverstanden, zusammen mit Niklas an dem Programm teilzunehmen. Jochens Eltern wollten Niklas kennenlernen und bei dieser Gelegenheit mit beiden den Austausch besprechen. Jochens Wohnung war gar nicht so groß, wie sie sich Niklas vorgestellt hatte, aber immerhin hatten sowohl er als auch seine beiden jüngeren Schwestern jeweils ein eigenes Zimmer. Für die vier Wochen, in denen der französische Austauschschüler kam, sollten seine beiden Schwestern in ein Zimmer zusammenziehen. Jochens Eltern waren recht nett und wirkten gar nicht so konservativ, wie sie sich Niklas vorgestellt hatte. Überhaupt hatte der geplante Schüleraustausch das Verhältnis zwischen Jochen

und Niklas verändert. Jochen war ihm gegenüber viel offener geworden und sie trafen sich sogar ab und zu in den Sommerferien. Sonst hatten sie sich außerhalb der Schule nie getroffen. Aber Sex spielte bei ihren Treffen keine Rolle, im Gegenteil, Jochen ging immer gleich auf Distanz, wenn sie sich einmal berührten.

Ende September kamen schließlich die Austauschschüler. Die Begegnung mit den französischen Jugendlichen war ausgesprochen interessant und lehrreich. Sie war einem irgendwie sehr ähnlich und gleichzeitig aber auch ein bisschen fremd; es hörte sich vor allen Dingen sehr komisch an, wenn sie Deutsch sprachen. Wahrscheinlich klang aber das Französische der Deutschen in ihren Ohren nicht weniger merkwürdig. Aber sie verstanden sich dennoch gut. Niklas fand vor allen Dingen den Austauschschüler, der Jochen und ihm zugewiesen war ausgesprochen nett und obendrein attraktiv. Sie konnten viel miteinander anfangen, obwohl sie in sehr unterschiedlichen Verhältnissen aufwuchsen. Die Familie des französischen Schüler muss sehr reich gewesen sein, sie hatten zumindest ein Haus mit einem Garten und sogar eine Haushälterin. Aber das verhinderte nicht, dass sie sich in den vier Wochen anfreundeten, die die Austauschschüler bei ihnen waren. Nach dem Austausch schrieben Jochen und Niklas gemeinsam Briefe an ihren Austauschschüler, der ihnen immer antwortete. Niklas freute sich schon richtig darauf, im Frühjahr als Austauschschüler nach Frankreich zu fahren.

In den Herbstferien begann Niklas die Fahrstunden für seinen Führerschein. Das Geld dafür hatte er von seinem Job bei einer kleinen Spedition am Ort gespart. Dort half er, die Lieferwagen zu packen, und hatte vor, selbst zu fahren, sobald er den Führerschein hatte. Damit konnte er nicht nur deutlich mehr verdienen, auch die Arbeit war mit Sicherheit besser. Zwar mussten in der Spedition auch die Fahrer die Waren ein- und ausladen, aber den Großteil ihrer Arbeitszeit verbrachten sie mit Fahren. Das stellte sich Niklas richtig gut vor, mit dem Fahren von Transportern Geld zu verdienen. Mit Jochen traf er sich inzwischen recht häufig, allerdings kamen sie sich dabei körperlich nicht näher. Jochen hatte offensichtlich Angst davor, dass irgendjemand den Verdacht schöpfen könnte, er wäre schwul, vor allen Dingen seine Eltern. Niklas war dies klar geworden, als sie sich einmal bei Jochen trafen und weder seine Eltern noch seine Schwestern zu Hause waren. Da ließ sich Jochen darauf ein, mit ihm Zärtlichkeiten auszutauschen und es war auch nicht zu übersehen, dass es ihm

gefiel. Allerdings kam es abgesehen von diesem einen Mal nie vor, dass sie bei ihren Treffen alleine waren. Die Erfahrung mit Jochen bewegte schließlich Niklas dazu, eine Schwulengruppe in der nahegelegenen Großstadt aufzusuchen. Die Schwulen, die er dort antraf, waren alle ein wenig älter als er und vor allen Dingen ganz anders, als er es erwartet hatte. Sie waren eigentlich ganz normal, sahen aus wie andere Jungs oder junge Erwachsene in ihrem Alter und verhielten sich auch so. Einzig die Themen unterschieden sich; da ging es hauptsächlich um Sex mit anderen Männern und wie man Leute für entsprechende Erfahrungen kennenlernen konnte. Niklas ging auch ab und zu an einem Wochenende mit ihnen in eine Schwulenkneipe und war überrascht, wie leicht es war, dort jemanden für ein Sex-Abenteuer zu treffen. Allerdings waren diese Abenteuer nicht besonders spannend; Niklas fand diese Begegnungen am Ende nicht nur unpersönlich sondern auch ziemlich unerotisch. Das einzig interessante daran war das Kennenlernen, die Spannung, jemanden in der Kneipe auszuwählen und herauszufinden, ob es am Ende zu einer Verabredung kam. So jung wie Niklas war, gelang es ihm eigentlich immer.

Ohne es beabsichtigt zu haben, führte er ein Doppelleben, eines in der Schule, mit Jochen und in der Clique im Jugendhaus, wo er die Zeit mit den anderen Jugendlichen mit Musikhören, Tanzen und Drogen verbrachte, und eines in der Stadt mit jungen Schwulen, mit denen er mehr oder weniger erotische Begegnungen und manchmal auch Sex hatte. Beide Leben wussten nichts voneinander, sie waren zeitlich und räumlich deutlich voneinander getrennt, und manchmal hatte Niklas den Eindruck, dass auch er jeweils ein anderer war. Dabei hatte er durchaus auch den Gedanken, dass es eine Art Schizophrenie sein musste, so ein Doppelleben zu führen. Dennoch hatte er keine Idee, wie er beides zusammenbringen konnte; die Welten, in denen er sich bewegte, waren doch sehr unterschiedlich. Die Spedition war noch eine weitere Welt, die weder mit der Schule noch mit der des Jugendhauses und erst recht nichts mit der schwulen Subkultur etwas zu tun hatte. Da wusste niemand etwas davon, dass er mit der Jugendhaus-Clique Haschisch rauchte und Pilze oder LSD probierte, noch dass er mit den Schwulen aus der Stadt sexuelle Abenteuer erlebte. Als er endlich seinen Führerschein hatte und fuhr, war es allerdings egal, weil er ab da im Wesentlichen alleine arbeitete.

Der Schüleraustausch nach Frankreich geriet zu einem echten Debakel. Das deutete sich schon an, als Jochen und Niklas in Frankreich erfuhren, dass sie

zusammen in einem Zimmer wohnten. Dabei begann ihre Zeit in Frankreich gut. Sie wurden ausgesprochen herzlich von der Familie aufgenommen; es gab richtig gutes Essen und sie unternahmen jeden Tag etwas. Mit ihrem Austauschschüler verstanden sie sich wie schon im letzten Jahr sehr gut, sie waren zweifellos zu dritt ein gutes Team. Abends ließ Niklas seinen Phantasien mit Jochen, der im Bett nebenan schlief, freien Lauf und genoss die angenehmen Gefühle, die ihn dabei durchfluteten, bis er einschlief. An einem Abend, da waren sie schon sechs Tage bei der französischen Familie, fragte Jochen abends, ob er nicht zu Niklas ins Bett kommen durfte. Niklas war überrascht; es war das erste Mal, dass Jochen von sich aus den Wunsch nach körperlicher Nähe äußerte. „Wir müssen aber leise sein“, sagte Jochen, aber das war selbstverständlich. Auch wenn alle sehr nett waren, war ihre Gastfamilie sicherlich eher konservativ eingestellt, ganz bestimmt, was das Thema Schwulsein anging. Sie kuschelten sich lange aneinander, beide mit richtig steifen Gliedern, bis Niklas Jochens in die Hand nahm und vorsichtig massierte. Es dauerte nicht lange, bis Jochen einen Orgasmus bekam und dabei leise stöhnte. Genau in diesem Moment ging die Tür auf und Jochen und Niklas sahen starr vor Schreck, den Vater ihres Austauschschülers ins Zimmer kommen. Er fluchte laut, packte Jochen am Genick und zerrte ihn ziemlich unsanft aus dem Bett. Er schloss seine Flüche und Beschimpfungen mit der Ankündigung, dass die beiden gleich am nächsten Morgen das Haus verlassen und zurück nach Deutschland fahren mussten. Jochen musste im Wohnzimmer auf dem Sofa schlafen.

Nachdem er wieder gegangen war, zitterte Niklas vor einer Mischung aus Schreck und Wut. Derartig heftig abgelehnt zu werden, nur weil seine sexuellen Bedürfnisse nicht zu den gängigen Vorstellungen passten, tat richtiggehend weh. Ihn ärgerte auch, dass er mit seinem letzten Geld die Rückfahrkarte kaufen musste, obwohl er von seiner Schule bereits eine hatte, die allerdings erst am geplanten Abreisetag gültig war. Und wieder waren es die Reichen, die keine Sorgen, ein großes Haus und sogar Bedienstete hatten, die das Sagen hatten, auch wenn sie ihm Unrecht waren. So etwas hätte sich umgekehrt seine Mutter erlauben sollen, die französische Familie hätte sich hinter ihren Sohn gestellt und Regress gefordert, mindestens das Geld für die Fahrkarte. Aber hinter Niklas stellte sich niemand und seine Mutter käme überhaupt nicht auf die Idee, Regress für irgendetwas zu fordern. Arm zu sein, bedeutete eben

auch, praktisch weniger Rechte zu haben, auch wenn theoretisch vor dem Gesetz alle gleich waren. Wer arm war, konnte auch ungestraft erniedrigt und entwürdigt werden. Niklas war klar, dass das nicht seine Zukunft war; er wird sich eine Position erarbeiten, in der ihn niemand mehr erniedrigen oder entwürdigen würde, egal, wie hart er dafür kämpfen musste. Der Vater weckte sie am nächsten Morgen sehr früh. Sie packten ihre Sachen und wurden zum Bahnhof gefahren, ohne Frühstück und ohne die Möglichkeit zu haben, sich zu verabschieden.

Jochen war auf der Rückfahrt regelrecht in Panik, weil er befürchtete, dass seine Eltern den Grund für ihre vorzeitige Abreise erfahren. „Erzähl ihnen doch einfach eine Geschichte“, versuchte ihn Niklas zu beschwichtigen, „Du kannst ja sagen, dass alles ein Missverständnis war und die Vorwürfe gar nicht stimmen. Wenn das nicht reicht, kannst du ja auch mir die Schuld geben; meinetwegen, weil ich dort silberne Löffel geklaut habe. Mir ist es egal.“ Niklas war es tatsächlich egal, zumal sich seine Mutter ohnehin nicht dafür interessieren würde. Tatsächlich fragte sie auch nicht nach, als Niklas nach Hause kam und sagte, dass sie den Austausch früher beendet hatten. In der Schule hatten sie mit denen aus ihrer Klasse Unterricht, die nicht am Austausch teilgenommen hatten. Eigenartigerweise sagte dort niemand etwas zu ihrer vorzeitigen Abreise; auch ihre Mitschüler waren mit der Erklärung zufrieden, dass es Stress mit den Eltern des Austauschschülers gab.

Kurz nach ihrer Rückreise standen nachmittags Jochen und seine Mutter vor der Tür. Sie beschwerte sich bei Niklas' Mutter darüber, dass Jochen wegen ihrem Sohn den Austausch abrechnen musste. Niklas' Mutter war ziemlich verwirrt und fragte mehrmals nach, was denn geschehen war, bis Jochens Mutter sagte, „Das hat er Ihnen wohl nicht erzählt, er hat geklaut, deswegen wurde er dort rausgeschmissen und mein Joggi gleich mit, obwohl er nichts getan hat.“ „Niklas klaut nicht“, sagte Niklas' Mutter, „So etwas macht er niemals.“ Doch Jochens Mutter wurde nur noch lauter, „Wollen Sie behaupten, dass wir lügen? Joggi, jetzt sag doch was!“ Niklas sah, wie Jochen die Tränen kamen. Er ging jetzt zur Wohnungstür, wo die drei standen, und sagte, „Ja, ich habe etwas blödes getan, ich weiß auch nicht warum. Aber es war meine Schuld, dass wir gehen mussten.“ Er wandte sich an Jochen, „Ich muss mich wohl bei dir entschuldigen.“ Jochen sah ihn schweigend an. „Na also“, sagte seine Mutter, „Komm Joggi, wir gehen.“ „Was war denn das?“, fragte Niklas' Mutter als sie gegangen

waren. „Keine Ahnung“, sagte Niklas, „Ich glaube, es geht um Silberlöffel.“ „Wenn schon hättest du ja etwas richtiges nehmen können“, war der einzige Kommentar seiner Mutter.

Das Verhältnis zu Jochen war seitdem deutlich abgekühlt; Niklas hatte kein Interesse mehr daran. Er war maßlos enttäuscht von ihm, obwohl er nicht erwartet hatte, dass er zu Hause die Wahrheit sagte. Aber er hätte sich wenigstens etwas ausdenken können, was Niklas nicht derartig belastet hätte. Nicht nur dass Niklas alle Schuld auf sich nehmen musste, dass er jetzt als Dieb dastand, konnte er Jochen nicht verzeihen. So war es eben, wer nicht zu sich selbst steht, steht auch nicht zu seinen besten Freunden, im Gegenteil, früher oder später wird er sie verraten. Niklas hätte sich gut vorstellen können, Jochens bester Freund zu werden, aber der zog es offensichtlich vor, der zu bleiben, den alle in ihm sahen, ein Joggi eben; schade.

In den Sommerferien nahm Niklas an einem dreiwöchigen Sommercamp zum Thema Gewerkschaften und Arbeitskämpfe teil. Das war sehr interessant, vor allem weil es dort tiefe Einblicke in die Geschichte der Arbeiterbewegung gab. Für Menschen wie ihn, die aus der Unterschicht kamen, war es ungemein wichtig, ein Bewusstsein für die eigene Geschichte und auch die eigene Klasse zu entwickeln. Besonders interessant fand er die Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels. Sie zeigen, dass die Unterschicht das Fundament für die gesamte Gesellschaft bildet; ohne sie gibt es keine Mittelschicht und erst recht keine Oberschicht. Auf dem Camp ging es auch viel um die Arbeitskämpfe in Großbritannien. Es gab einen Verein, der Arbeitsaufenthalte in England vermittelte, bei denen es darum ging, die Arbeitskämpfe dort zu unterstützen. Vor allen Dingen ging es um die Unterstützung von Familien, die an den oft sehr lange andauernden Streiks beteiligt waren. Ein solcher Arbeitseinsatz konnte als Zivildienst angerechnet werden.

Durch das Sommercamp kam Niklas mit Gruppen in Kontakt, die sich als Teil einer internationalen Arbeiterbewegung verstanden. Damit konnte er sich gut identifizieren, weit mehr als mit der Schwulenszene, die im Wesentlichen aus der Mittelschicht kam, und auch mehr als mit dem Jugendhaus, in dem die Jugendlichen immer mehr und immer härtere Drogen nahmen, um damit ihren Alltag zu bewältigen. Dort ging er inzwischen nur noch selten hin. Die Schwulengruppe besuchte er allerdings regelmäßig, weil er insgeheim den Wunsch heg-

te, für sich einen geeigneten Partner zu finden. Das müsste einer sein, der wie er aus Arbeiterverhältnissen kam und sich auch für Politik interessierte. Sonst wäre es schwierig, einen sinnvollen Kontakt zueinander zu bekommen; das war ja die Erfahrung, die er mit Jochen machen musste. Die Erfahrung mit einem zumindest ähnlichen familiären Umfeld, mit wenig Geld und in beengten Verhältnissen, in einer Familie aufzuwachsen, die einen nicht unterstützt sondern im Gegenteil von einem Unterstützung fordert, wäre für ein gegenseitiges Verständnis sehr wichtig. So war dann auch sein letztes Schuljahr: Geprägt von seinem politischem Interesse und Engagement, von seinem Job als Fahrer eines kleinen Transporters und seinen eher ernüchternden Erfahrungen mit der schwulen Subkultur.

Er entschied sich, nach dem Abitur seinen Zivildienst für die englische Arbeiterbewegung zu absolvieren. Dafür musste er drei Monate länger dienen, eineinhalb Jahre, aber das war in Ordnung für eine Tätigkeit, die nicht nur sinnvoll war, sondern auch mit Sicherheit sein Arbeiterbewusstsein stärken würde. Danach würde er Soziologie studieren, um die Gesellschaft und ihre Zusammenhänge besser verstehen zu können. Das würde ihm nicht nur ermöglichen, der Unterschicht, aus der er kam, und ihren Zwängen zu entkommen, sondern auch seine politische Handlungsfähigkeit zu erweitern. Für ihn war das letzte Schuljahr eines, in dem er über sich und sein Leben Klarheit erlangte; er wusste jetzt genau, was er wollte und welcher Weg vor ihm lag.



Jan sein und Jan werden

„Du bist doch immer so high, du bekommst doch gar nicht mehr mit, ob ich da bin oder nicht“, diesen Satz würde Jan nie vergessen. Auch jetzt ging er ihm immer wieder durch den Kopf, mehr als ein halbes Jahr, nachdem ihn John Boy ausgesprochen hatte. Seitdem träumte Jan immer wieder von diesem Punk, der eigentlich Johannes hieß und sich John Boy nannte, weil er John Boy Walton so anziehend fand. Der auch Jan so anziehend fand, weil er, wie er immer wieder gesagt hatte, wie John Boy Walton lächelte. Aber der Traum war jäh geplatzt und jetzt saß Jan im Zug nach Freiburg, um seinen Vater um Hilfe zu bitten. Wie konnte er nur an so einen Punkt kommen, dass sein Vater die einzige Rettung war, die es noch gab? Der Traum vom Leben als Punk, weit jenseits aller Normen, zusammen mit diesem Punk, den er ja wirklich geliebt hatte, war zu einem Albtraum geworden, und als er es merkte, was es zu spät. Er hätte es schon letzten Sommer merken müssen, da befand er sich schon in einem ununterbrochenen Rausch. Er rauchte den ersten Joint schon morgens, bevor er aus dem Bett aufstand, und trank ab mittags Bier, um dann irgendwann in einen komatösen Schlaf zu fallen; jeden Tag. Er hatte geradezu Angst davor, nüchtern zu sein. Er rauchte so viel Haschisch und trank so viel Bier, dass er es sich vom Schnorren alleine nicht mehr leisten konnte und Haschisch verkaufte. Gemerkt hatte er es erst, als sich John Boy im Herbst aus seinem Leben verabschiedete. „Ich will mir das Elend nicht länger ansehen“, hatte er gesagt. Jan brauchte da noch einige Wochen, bis er realisierte, was geschehen war, dass er nämlich ganz alleine war. Durch seinen Rausch drang nichts und niemand mehr durch. Nach Neujahr hörte er auf, Haschisch zu rauchen und trank auch tagsüber kein Bier mehr. Diese Nüchternheit, der er dann ausgesetzt war, schmerzte, denn sie zeigte ihm, dass sein Traum von einem eigenständigen, von allem unabhängigen Leben, eine Lüge war. Er lebte in der WG neben den anderen her, denen es am Ende egal war, ob er da war oder nicht; umgekehrt musste er zugeben, dass ihm die anderen auch egal waren. Bis auf John Boy, doch der hatte den Kontakt zu Jan abgebrochen.

In seiner Verzweiflung hatte er seinen Vater angerufen und um Geld gebeten, doch der lehnte ab. „Du bist jetzt zwanzig Jahre alt, da kannst du für dich selbst sorgen“, sagte er, „Besorg dir einen Job oder mach eine Ausbildung.“ Sich bei seiner Mutter zu melden, war für Jan keine Option, dafür war ihr Verhältnis zu schlecht. Es war bereits Ende März, als Jan seinen Vater noch einmal anrief

und seine Situation schilderte. Es war wohl das schwierigste Gespräch, das er je hatte. Er eröffnete seinem Vater, dass er die Kontrolle über sein Leben verloren hatte und Hilfe für einen neuen Anfang brauchte. Sein Vater sagte ihm seine Unterstützung zu, aber machte zur Bedingung, dass er für seinen Neuanfang zu ihm nach Freiburg zog. Er schlug ihm vor, für zwei bis drei Wochen zu ihm zu kommen, damit sie in Ruhe alles besprechen konnten. Jan blieb nichts anderes, als einzuwilligen. Die Gespräche mit seinem Vater waren überraschend gut; Jan hatte nicht damit gerechnet, dass er so sehr auf ihn einging. „Du bist alt genug zu entscheiden, wie du leben möchtest“, erklärte ihm sein Vater gleich zu Beginn, „Wenn du ein Punk sein willst, meinetwegen, aber dann eben so, dass du alleine zurecht kommst.“ Er bestand darauf, dass sich Jan um eine Wohnung und einen Job kümmerte, solange er Geld von ihm bekam; das wollte er dann auch kontrollieren. „Ob du in einer Kommune wohnst oder dein Geld als Straßenkehrer verdienst, ist mir egal; das ist dann deine Sache“, erklärte er. Das mit dem Wohnen konnte Jan sogar noch während seinem Besuch in Freiburg regeln. Schon bevor er nach Freiburg fuhr, hatte er dort bei der Rosa Hilfe angerufen und ein Beratungsgespräch vereinbart. Das führte mit ihm Kevin, den er richtig nett und vor allen Dingen auch sehr hilfreich fand. Nachdem sich Kevin Jans Geschichte angehört hatte, erzählte er, dass es in Freiburg einige Schwule gab, die aus dem Umfeld der Autonomen Szene dort kamen und unter anderem die Rosa Hilfe ins Leben gerufen hatten. So etwas gab es in Hamburg nicht; zumindest hatte Jan davon nichts mitbekommen. „Mit den Punks haben wir jetzt nicht so viel Berührungspunkte“, erklärte Kevin, „Die sind da noch ein bisschen konservativ, aber wir kennen sie natürlich auch; Freiburg ist ja klein.“

Am Ende seiner Ausführungen erzählte Kevin, dass er in einer Schwulen-WG wohnte, in der in einigen Monaten ein Zimmer frei wurde, und lud ihn ein, die WG zum Abendessen zu besuchen. „Vielleicht können wir ja was für dich tun“, sagte er, „Du bist ja ein echter Notfall.“ In der WG wurde Jan sehr herzlich empfangen; die Leute dort waren ausgesprochen neugierig auf den schwulen Punk, der aus der fernen Großstadt kam. Sie entschieden sich noch am Abend, dass sie ihn aufnehmen wollten. Allerdings wurde das Zimmer erst im Herbst frei; das war noch lange hin. „Ich bin den Sommer über aber unterwegs, da kannst du ja in meinem Zimmer schon mal zur Probe wohnen“, sagte Rübe, der im Herbst ausziehen wollte. Er hieß so, weil er leuchtend orange Haare hatte,

die offensichtlich mit Henna gefärbt waren, so wie sie glänzten. Jan blieb noch bis spät abends in der WG und war richtig glücklich darüber, so eine Wohnmöglichkeit gefunden zu haben.

Bereits während der Fahrt nach Freiburg musste er über das Schulhalbjahr denken, das er zweieinhalb Jahre zuvor in diesem Dorf am Stadtrand hatte, in dem seine Tante wohnte. Dieses halbe Jahr hatte er schnell wieder vergessen, nachdem er wieder nach Hamburg gekommen war; zu sehr war er mit seinem neuen Leben als Punk beschäftigt. Vor allen Dingen musste er an diesen merkwürdigen Hannes denken, in den er sich ein bisschen verliebt hatte, weil er so eigenartig war und mit einem Selbstbewusstsein dazu stand, das Jan ziemlich beeindruckt hatte. Hannes, der wie John Boy eigentlich Johannes hieß; „Johannes“, klang es in Jans Gedanken und er hörte die Stimme der Lehrerin, „Dejo Hannes“. Was aus ihm wohl geworden war? Wohnte er noch in diesem Kaff oder war er inzwischen woanders hingezogen, irgendwohin, wo er nicht so aus dem Rahmen fiel und in eine Außenseiterrolle gedrängt wurde? Jan fuhr mehrmals mit dem Bus in das Dorf; er hatte ja viel Zeit, zumal sein Vater tagsüber arbeitete und sie erst abends dazu kamen, ihre Gespräche über Jans Zukunft zu führen. Mit dem Bus brauchte er eine dreiviertel Stunde und die Zeit in dem Dorf nutzte er, indem er zur Schule ging und aus sicherer Entfernung die Schüler beobachtete. Er erkannte einige aus seiner Klasse wieder, auch Hannes, der offenbar immer noch dort lebte. Er hatte immer noch seinen Parka, was Jan an diese Geschichte mit seiner Mittelohrentzündung erinnerte. Vorher hatte er den Herbst über immer die gleichen Sachen an, die irgendwann viel zu dünn waren, und danach plötzlich diesen dicken Parka mit Mütze und Kapuze auf; von einem Extrem zum anderen. Während Jan Hannes in der großen Pause und auf seinem Weg nach Hause beobachtete, spürte er wie damals diese Anziehung, die von diesem Jungen ausging; es gab keinen Zweifel, dass er ihn mochte, auch wenn er sich selbst darüber wunderte.

Erst kurz bevor er wieder nach Hamburg zurückkehren wollte, traute er sich, Hannes anzusprechen. Er war sich ziemlich unsicher, ob er es tun sollte, vor allem weil er sicher war, Hannes verletzt zu haben, als er vor über zwei Jahren wieder nach Hamburg gefahren war. Aber auch, weil er über die eigenen Gefühle diesem Jungen gegenüber unsicher war. Er folgte ihm ein Stück auf dem Weg nach Hause und rief ihn schließlich. Hannes war sichtlich erfreut, Jan zu treffen, erfreut und überrascht. Sie liefen noch eine ganze Weile zusammen

durch das Dorf und den Wald, und erzählten sich, wie es ihnen in den letzten Jahren ergangen war. Hannes war immer noch der Außenseiter, hatte aber ein sehr abgeklärtes Verhältnis dazu; er war eben der, der er war. So hatte ihn Jan auch in Erinnerung und er war erstaunt, wie gut ihm Hannes gefiel. Nicht nur wegen seiner Eigenheiten und dem Selbstbewusstsein, mit dem er sie pflegte, auch nicht, weil er sich in einer fast schon unheimlichen Weise gleich und treu geblieben war. Er war vor allen Dingen auch unglaublich hübsch, noch attraktiver als vor zwei Jahren. Ein richtig schöner, südländisch aussehender, junger Mann. Wobei „junger Mann“ nicht die richtige Bezeichnung war: Er war zwar schon achtzehn aber sah deutlich jünger aus, auf keinen Fall wie ein Mann. Bevor sie sich wieder trennten, eröffnete er Jan, dass er seinen Namen nicht mochte und lieber Jan heißen wollte. Jan, wusste nicht so recht, was er davon halten sollte, zumal ihm der Name Hannes eigentlich gut gefiel. Aber offenbar bewunderte ihn Hannes so sehr, dass er sich mit ihm identifizierte; das fand Jan schon etwas problematisch.

Sie hatten sich für den Samstag, bevor Jan wieder nach Hamburg fuhr, verabredet. Das Treffen war wirklich schön, sehr vertraut und sehr nahe. Kein Zweifel, Hannes war ein Typ, in den sich Jan durchaus verlieben konnte, wenn er nicht ganz so eigen gewesen wäre. Vor allen Dingen war Hannes in vielerlei Hinsicht überraschend unreif. Er sah nicht nur deutlich jünger aus, als er war, er war irgendwie auch jünger, alles andere als erwachsen. Die Art und Weise, wie er über Beziehungen, Sexualität und auch Schwulsein redete, erinnerte Jan manchmal an einen kleinen Jungen, der noch keine zwölf Jahre alt war. Jan fragte sich, ob es wirklich sein konnte, dass Hannes eigentlich nicht wusste, was Sexualität war, und auch Beziehungen oder Freundschaften eher für eine Art Spielkameradschaft hielt. Gleichzeitig war es ihm auch wichtig, sein schwules Coming-out zu haben. Offenbar verstand er nicht, was es bedeutete. Es war vielmehr so, dass er sehr für sich lebte und völlig vereinsamt war; Jan war wohl er einzige Mensch, mit dem er etwas anfangen konnte und der sich auf ihn einließ. Ihm war nicht wohl bei dem Gedanken, der einzige Mensch zu sein, mit dem dieser einsame Junge eine Beziehung aufbauen konnte. Dieser Samstag war eine der eigentümlichsten, aber auch intensivsten Begegnungen, die Jan wohl bislang gehabt hatte.

Mit seinem Vater vereinbarte Jan, dass er gegen Ende des Monats wieder nach Freiburg kam. Sein Vater bestand darauf, weil er befürchtete, dass Jan

ansonsten noch weiter abstürzte. Den Juni über würde er dann bei seinem Vater wohnen und den Sommer über in der WG, bis Rube wieder kam; Anfang Oktober konnte er dort richtig einziehen, nachdem er noch einmal ein paar Wochen bei seinem Vater wohnen musste. Der ging mit Jan recht streng um und bestand darauf, mit ihm verbindliche Vereinbarungen zu treffen, und machte dies zur Bedingung für seine finanzielle Unterstützung. Die wichtigsten Vereinbarungen waren, dass Jan kein Haschisch mehr nahm, sich einen Job suchte und innerhalb von einem Jahr für sich eine tragfähige Perspektive entwickelte, sodass er ohne weitere Unterstützung von seinem Vater leben konnte. Das war eine echte Herausforderung, aber Jan sah auch ein, dass es für ihn eigentlich keinen anderen Weg gab. Die drei Wochen in Hamburg waren genügend Zeit, die wenigen Sachen, die er hatte, einzupacken und sich von seiner WG zu verabschieden. Insgeheim war er froh, die doch sehr unglückliche Hamburger Zeit hinter sich lassen zu können. Wieder in Freiburg war für seinen Vater die vorrangigste Frage die nach einem Job für Jan. Er verdiente zwar genügend Geld, um ihn mitzufinanzieren, aber es kam für ihn überhaupt nicht in Frage, dass sich Jan „auf die faule Haut legte“, wie er sagte. Er sollte sich gar nicht erst daran gewöhnen, nichts für seinen Lebensunterhalt tun zu müssen. Perspektivisch sollte Jan auch eine Ausbildung machen, aber dafür hatte er noch Zeit, sich etwas zu überlegen. Um die Diskussionen um den Job zu beenden, durchforstete Jan täglich die Zeitung nach Stellenanzeigen und fand schließlich eine Stelle als Servierkraft in einem Freiburger Café. Dort konnte er erst im August anfangen, aber das war auch für seinen Vater in Ordnung.

Er musste immer wieder über Hannes nachdenken. Auf der einen Seite faszinierte er ihn so sehr, dass es schon so etwas wie Liebe war, die er für ihn empfand. Auf der anderen Seite hatte er die Befürchtung, eine Verantwortung für jemanden übernehmen zu müssen, die er nicht tragen konnte, schon gar nicht in seiner jetzigen Situation. Hannes brauchte jemanden, der mehr war als ein gleichberechtigter Partner, eher jemanden, der Partner und großer Bruder zugleich sein konnte. In einem Jahr würde er die Schule mit dem Abitur abschließen und war im Grunde genommen überhaupt nicht in der Lage, selbstständig zu leben. Dafür war er nicht nur zu unreif sondern auch viel zu naiv. Vieles aus der Erwachsenenwelt war ihm offenbar verschlossen; er war im Grunde genommen so offen, dass er ohne Probleme von anderen ausgenutzt werden konnte. Hannes brauchte jemanden, der ihn vor so etwas schützte und der ihn

durch eine Welt begleitetete, die ihm offensichtlich sehr fremd war. Das konnte Jan gar nicht leisten. Da Hannes wusste, dass er ab Juli in der Schwulen-WG wohnte, und sich mit Sicherheit bei ihm melden würde, entschied sich Jan, ihn vorher nicht zu treffen. Es war besser, wenn er die Zeit nutzte, seine Situation in Freiburg und auch seine Gefühle zu klären.

Hannes hatte darauf bestanden, ihn vom Zug abzuholen; er wusste ja nicht, dass Jan bereits in Freiburg war. Um nicht in Erklärungsnot zu kommen, tat Jan so, als wäre er gerade aus Hamburg angekommen und ging mit ihm zu seiner WG, in der er die kommenden sechs Wochen wohnen konnte. Da auch seine Mitbewohner dachten, er wäre direkt aus Hamburg gekommen, blieb diese Notlüge unbemerkt. Eigentlich dachte Jan, dass Hannes ihn immer wieder mal den Sommer über besuchte, aber als einer seiner neuen Mitbewohner sagte, dass er ja die ganze Zeit über in der WG bleiben konnte, leuchteten Hannes' Augen richtig. Damit war klar, dass er die ganzen sechs Wochen über bleiben würde, zusammen mit Jan in einem Zimmer. Für seine Mitbewohner waren sie von Anfang an ein Traumpaar, „die beiden Jans“, denn Jan stellte Hannes dort als Jan vor, weil er ja so heißen wollte. Es war ein wenig wie in einer Seifenoper, wie in einem Traum, in dem alles so überspitzt war, dass es ganz und gar unwirklich erschien. Nur einer seiner neuen Mitbewohner, Kevin, nahm ihn nach ein paar Tagen zur Seite und sagte, „Dein Jan, das ist doch noch ein Kind; meinst du das wirklich ernst?“ Er wollte es nicht glauben, dass Hannes bereits achtzehn Jahre alt war und in einem Jahr das Abitur machen wollte. Auf die Frage, wie ernst es ihm war, gab Jan eher ausweichende Antworten; er war sich ja selbst nicht sicher. Aber der Traum, den er mit diesem unglaublich hübschen Jungen lebte, war zu schön, um ihn nicht zu träumen. Anders als echte Träume kehrte er jeden Tag wieder; Jan fühlte sich manchmal wie berauscht. Dennoch gab es auch immer wieder Irritationen, ganz besonders, wenn es um Sex ging. Das funktionierte mit Hannes überhaupt nicht. Er zuckte jedes Mal, wenn Jan auch nur in die Nähe seiner Geschlechtsteile kam, und hatte eigenartigerweise nur dann einmal eine Erektion, wenn Jan ihn festhielt. Dafür kuschelte er sehr gerne und ausgiebig, liebte es offensichtlich, Jans Körper und besonders auch seine kurz geschorenen Haare zu streicheln und mit ihm zu ringen. Es war mit Hannes traumhaft schön, ohne Zweifel, aber eine Beziehung ohne Sex war auch ziemlich merkwürdig und entsprach eigentlich überhaupt nicht Jans Vorstellungen.

Kurz nachdem die Schulsommerferien zu Ende waren und Hannes wieder nach Hause ging, begann Jan in dem Café zu arbeiten. Es war ein Café, das zur Freiburger Autonomen Szene gehörte und mit einem Buchladen verbunden war. Jan war allerdings nur für den Café-Betrieb zuständig, als einer von Zweien, was sehr praktisch war, weil er nicht an jedem Öffnungstag arbeiten musste. Er konnte so seine Arbeitszeit gut einteilen und arbeitete höchstens sechs Stunden an einem Tag; länger war das Café nicht geöffnet. Auch wenn er dabei nicht viel Geld verdiente, reichte es, sogar auch für die Miete, die er ab Oktober für sein Zimmer in der Schwulen-WG bezahlen musste. Bis dahin traf er sich immer wieder mit Kevin, der ihn über Hannes ausfragte und wegen dieser Beziehung manchmal etwas besorgt war. Einmal sagte er, „Er ist doch eher wie ein Adoptivsohn als ein Partner.“ Damit hatte er nicht unrecht; zumindest kam Jan auch schon so ein Gedanke. Hannes wusste auch diesmal nicht, dass Jan die ganze Zeit über in Freiburg war. Sie trafen sich erst am ersten Oktoberwochenende wieder, kurz nach Jans Einzug in die WG. Schon als ihn Jan von der Bushaltestelle abholte, musste er daran denken, dass er es wirklich mit einem kleinen Jungen zu tun hatte. Nicht nur, dass Hannes so aussah, in seiner braunen Cordhose und dem Parka mit der Kapuze auf. Er war auch richtig durcheinander, weil der Bus erst mit Verspätung angekommen war, als wäre er das erste Mal mit dem öffentlichen Nahverkehr unterwegs gewesen.

Als er den Wunsch äußerte, sich von Jan die Haare scheren zu lassen, war Jan zunächst irritiert. Wieder wurde deutlich, dass sich dieser Junge mit ihm identifizierte, so gerufen werden wollte wie er und nun auch so aussehen wollte. Aber Jan gefiel dieses Spiel auch, zusammen zu sein mit einem Jan, der die gleiche Frisur hatte wie er und vielleicht die gleiche Kleidung trug. Er gab Hannes eine seiner Military-Hosen, damit er sie sich statt der Cordhose anzog. Damit und mit den kurz geschorenen Haaren sah er noch besser aus, vor allen Dingen auch etwas weniger eigen. So passte auch der Parka gut zu ihm, wenn er nur nicht ständig die Kapuze aufsetzen würde. Er kam immer am Wochenende und blieb in den Herbstferien mehrere Tage am Stück bei Jan. Der unternahm wieder einen Versuch, mit Hannes Sex zu haben, aber es funktionierte wie schon im Sommer überhaupt nicht. Hannes wurde stocksteif und wirkte, als säße er auf einem Zahnarztstuhl, kurz bevor der Bohrer seinen Zahn erreichte. Das war ziemlich unbefriedigend. Davon abgesehen war es aber einfach nur schön, mit ihm zusammen zu sein, ihm die Schwulenszene und die Autono-

menszene zu zeigen, auf ein Punkkonzert zu gehen, Leute zu treffen und immer wieder intensiv zu kuscheln. Wenn Jan einen Adoptivsohn haben wollte, dann so einen. Nach den Herbstferien bekam Hannes wieder eine Mittelohrentzündung; scheinbar war es nicht ausreichend, nur die Kapuze aufzusetzen, ohne eine Mütze darunter zu ziehen, dachte Jan. Ihm war es aber recht, ein paar Wochen Pause von ihm zu haben, auch um über diese doch sehr eigenartige Beziehung nachzudenken, die er da führte.

Es war kurz vor Weihnachten, als Jan auf dem Bauwagenplatz war, um mit den Leuten dort zu kochen und zu essen. Es war auch ein junger Punk dabei, der wohl erst seit kurzem dort wohnte. Er hatte einen recht langen grünen Iro und trug zwei Lagen zerrissener T-Shirts über einem langärmeligen Sweatshirt, zwei Jeans übereinander, von denen die obere mit Löchern übersät war und dazu einen Nietengürtel, Armbänder und ein Hundehalsband mit spitzen Nieten. Jan konnte gar nicht anders, als ihn ständig anzusehen. Er sah ähnlich jung aus wie Hannes, vielleicht nicht ganz so, und war wohl auch in seinem Alter. Beim Essen setzte er sich neben Jan und sagte, „Ich habe Lust mit dir zu schlafen, was meinst du?“ Jan war perplex, so direkt gefragt zu werden, und sah ihn einfach nur an. „Ok“, sagte er, „Dann essen wir noch fertig und gehen in meinen Bauwagen.“ Sie verbrachten den Abend im Bauwagen und hatten die ganze Nacht durch Sex bis zum nächsten Morgen, ohne zu schlafen. Das, was Jan mit diesem Punk erlebte, übertraf bei weitem seine Erlebnisse mit John Boy; es war an Intensität nicht mehr zu steigern. Sie verschliefen zusammen den nächsten Tag im Bauwagen und, als Jan schließlich aufstand und ging, war es bereits wieder dunkel geworden. Am Tag danach ging Jan wieder zum Bauwagenplatz, um Lasse, wie der Punk hieß, zu treffen. Der war ziemlich übernachtigt und lud Jan zu einem Kaffee ein. Er erzählte, dass sein Vater Chefarzt in der Uniklinik war und er selbst auch vorhatte, Medizin zu studieren. „Ich mache im nächsten Jahr Abitur“, erklärte er, „Da brauche ich mindestens 1,2 als Endnote, damit ich ohne Wartezeit einen Studienplatz bekomme.“ Er sagte auch, dass er Punk als eine Art künstlerische Lebens- und Ausdrucksform verstand und er einen großen Aufwand betrieb um seine Kleidung passend mit Löchern zu versehen und zusammenzustellen.

Kurz nach Weihnachten trafen sie sich wieder eher zufällig in einer Schwulenkneipe. Da war auch Hannes wieder da, nach der Ohrenentzündung wie erwartet mit Mütze und Kapuze, die er immer zusammen aufsetzte, auch wenn sie

nur wenige Minuten draußen waren. Auch wenn beide für ihr Alter sehr jung aussahen und beide offenbar die Überflieger in ihrer Schulklasse waren, waren er und Lasse sehr unterschiedlich. Von seiner Art her wirkte Lasse sehr erwachsen und selbstständig, einer, der wusste, was er wollte, und es auch klar formulieren konnte. Vor allen Dingen konnte der Unterschied, was ihre Sexualitäten betraf, gar nicht größer sein. Jan hatte immer noch Zweifel, ob Hannes wirklich schwul war, oder einfach nur jemanden suchte, der ihn mochte und mit dem er sich identifizieren konnte. Hannes wirkte sehr verunsichert, als sie Lasse trafen und Lasse Jan überschwänglich begrüßte und umarmte. Auch Jan war verunsichert, an diesem Abend den konkurrierenden Gefühlen gegenüber Hannes und gegenüber Lasse ausgesetzt zu sein; vor allen Dingen, weil er deutlich spürte, dass Lasse in ihm mehr auslöste. Er lud ihn zum Frühstück ein, was vermutlich keine gute Idee war. Am Ende war Hannes richtiggehend verletzt, verunsichert und eifersüchtig. Es blieb ihm nicht verborgen, was Lasse Jan bedeutete. Jan versuchte, es ihm zu erklären, vor allen Dingen, dass es dabei um Sex ging. Es war ja nicht zu übersehen, dass es mit dem Sex bei den „beiden Jans“ nicht funktionierte. In der Folge versuchte er, Hannes Sex-Unterricht zu geben, was ein witziges Spiel war und ihn ab und zu sogar erregte. Aber es veränderte nicht viel; es gab genau eine einzige Situation, in der Hannes einen Samenerguss hatte, da hatte ihn Jan gekitzelt und dabei mit den Beinen eingeklemmt, dass er sich nicht wehren konnte. Er hatte wirklich die Sexualität eines Kindes, dachte Jan.

Im März kam Hannes wieder für ein paar Tage zu Jan. Ansonsten war er nur recht selten da, weil er sich für die Abiturprüfungen vorbereiten musste. Lasse bereitete sich auch für die Prüfungen vor, aber er wohnte ja gleich in der Nähe und so hatten sie öfter die Gelegenheit, sich zu treffen und sich dabei auch richtiggehend zu genießen. Jan war fasziniert, wie gut ihre sexuellen Vorstellungen zusammenpassten und welche unglaublichen Orgasmen sie zusammen erlebten, nicht selten mit einem gleichzeitigen Samenerguss. Es störte ihn auch nicht, dass Lasse sich auch mit anderen Schwulen zum Sex traf. Schließlich hatten sie ja keine Beziehung und selbst wenn, gäbe es ja gar nicht den Anspruch nur einen Sexualpartner zu haben. Jan traf sich ansonsten mit niemandem zum Sex, aber erzählte Lasse auch etwas über Hannes, seinem Jan, da Lasse umgekehrt auch über seine Sex-Abenteuer redete. Als er im März bei ihm war, sagte Hannes das erste Mal, dass er fest vorhatte, nach dem Abitur zu

Jan zu ziehen; zumindest hatte es Jan vorher nicht so verstanden. Er sagte es vor allen Dingen in einer Weise, als wenn bereits alles geklärt gewesen wäre. Jan musste davon ausgehen, dass es ihn ziemlich enttäuschen würde, wenn er ihm eröffnete, dass er eigentlich nicht vorhatte, mit ihm zusammenzuziehen, vor allen Dingen auch nicht, wenn sie dann zusammen in einem Zimmer wohnen sollten. Er war sehr unsicher, wie er darauf reagieren sollte, und ignorierte es erst einmal, was sicher nicht gut war. Kurz darauf, an Ostern, wollte Hannes wieder kommen, aber Jan sagte ihm, er würde über Ostern wegfahren, was nicht stimmte.

Doch das Unvermeidliche kam schließlich: Hannes rief mehrere Male an, um mit Jan seinen Umzug zu besprechen und Jan versuchte, dabei möglichst wenig konkret zu werden, um ihn nicht zu verletzen. Dann stand er vor der Tür, mit einer Reisetasche. Er zog einfach bei Jan ein und wohnte mit ihm in seinem Zimmer wie schon ein Jahr zuvor. An Attraktivität hatte Hannes nicht verloren, im Gegenteil, Jan fand ihn mit zunehmendem Alter immer attraktiver. Aber Jan hatte inzwischen mit Lasse eine Beziehung; die war zwar offen, was Sex-Kontakte betraf, aber die Dimension der Liebe, die bei den beiden Jans irgendwie vorhanden war, machte ihn richtig eifersüchtig. Umso mehr, weil es bei den beiden Jans gerade nicht um Sex ging. Jan hatte deswegen einige unangenehme Gespräche mit Kevin, der von Hannes' Einzug ziemlich überrascht war. Er war davon ausgegangen, dass sich die beiden Jans inzwischen getrennt hatten. Für ihn war Jans Verhalten Hannes gegenüber ausgesprochen unfair. Er machte Jan sogar den Vorwurf, unehrlich zu sein und vorsätzlich Hannes zu verletzen. „Der liebt dich doch wirklich, merkst du das denn nicht?“, fragte er ihn einmal, „Wie kannst du ihm da so eine Farce vorspielen? Wie kannst du mit einem anderen eine Beziehung anfangen und es ihm noch nicht einmal erzählen?“ Er hatte recht. Jan hatte konnte das nur kurze Zeit aufrecht halten und musste schließlich Hannes eröffnen, dass er nicht bei ihm bleiben konnte. Hannes war richtig verstört. Kevin vermittelte ihm ein Zimmer in einem besetzten Haus und kurz nach Jans Geburtstag zog er aus. Jan hatte sich noch nie so schlecht gefühlt. Hannes erholte sich von dieser Verletzung auch nach Wochen nicht und Jan brach den Kontakt zu ihm schließlich ab. Er war überrascht, wie sehr ihn diese Geschichte selbst verletzt hatte. Außerdem war er von sich selbst enttäuscht. Er hätte sich nicht so verhalten dürfen; gegenüber Hannes hatte er komplett versagt.

Aufeinander bezogen – aneinander wachsen

Jan stand in der leeren Wohnung und sah sich um. Es war eine einfache Einzimmerwohnung in einem Altbau, die eine günstige Miete hatte. Das war gut, denn seit er mit seiner Ausbildung als Landschaftsgärtner fertig war, hatte er eine halbe Stelle in der Gärtnerei und verdiente nicht allzu viel Geld; immerhin mehr als während der Ausbildung. Inzwischen war seit fast drei Jahren wieder in Hamburg, wohnte fast drei Jahre lang zusammen mit Lasse in einer Wohnung, die mit drei Zimmern und einer geräumigen Küche ziemlich groß war, aber dennoch günstig, weil sie in einem renovierungsbedürftigen Zustand war. Es war Lasse, dem das Zusammenleben zu eng geworden war. Ihm war es immer wichtig gewesen, auch außerhalb der Beziehung mit Jan ein eigenes Leben zu haben, von dem Jan nur wenig mitbekam. Er hatte wohl ein Netzwerk an Freunden, mit denen er sich zum Sex traf, teilweise auch mit mehreren zusammen, doch Jan wusste davon nichts genaues. Lasse machte immer nur Andeutungen, wenn er wieder einmal über Nacht nicht nach Hause gekommen war. Für Jan war das in Ordnung; er mochte Lasse so sehr, dass er es gar nicht erst zulassen konnte, sich an seinem Lebenswandel zu stören. Als aber Lasse ihm vor einigen Wochen eröffnet hatte, dass er nicht mehr mit ihm zusammenwohnen wollte, war es erst einmal wie ein Schock. Jan hatte überhaupt nicht damit gerechnet.

Die Beziehung mit Lasse verlief bis dahin eigentlich recht gut, auch weil Jan bereit war, sich an Lasses Vorstellungen und Bedürfnisse anzupassen. Nachdem er seinen Kontakt mit Hannes abgebrochen hatte, sprach auch Lasse davon, dass er ihr Verhältnis als Beziehung sah. Sie erlebten nicht nur diesen intensiven Sex miteinander, sondern verstanden sich insgesamt sehr gut. Nachdem Lasse einen Studienplatz für Medizin in Hamburg erhalten hatte, war auch klar, dass sie zusammen nach Hamburg ziehen würden. Das war Jan recht, denn Hamburg kannte er und mochte er auch. Lasses Studium begann zwar erst im Wintersemester 1983, aber so lange wollte er mit dem Umzug nicht warten. Er half Jan bei seiner Suche nach einer Lehrstelle und fand schließlich eine zum Landschaftsgärtner in einer großen Hamburger Gärtnerei, die die Parkanlagen der Stadt gestaltete und pflegte. Jans Vater war damit einverstanden; er war froh, dass Jan seine Unterstützung nicht mehr benötigte. Lasse fand auch die Wohnung in Hamburg, sodass sie im Frühjahr vor fast drei Jahren tatsächlich umzogen und Jan seine Ausbildung als Landschaftsgärtner

begann. Die größte Überraschung war dabei, dass es ihm richtig gut tat, eine regelmäßige Tätigkeit an der frischen Luft zu haben. Die letzten drei Jahre waren die beste Zeit in seinem Leben, auch weil er mit Lasse glücklich war.

Äußerlich hatte sich Lasse nach dem Umzug nach Hamburg ziemlich verändert. Für ihn war sein Aussehen eine Art Kunst und er selbst ein Kunstwerk, das Tag für Tag gepflegt und erneuert werden musste und sich dabei auch meistens unmerklich veränderte. Als Jan ihn kennengelernt hatte, hatte er einen grün gefärbten Iro, den er jeden Tag in Form brachte und jede Woche nachfärbte. Er trug nur schwarze und weiße Sachen, die er immer miteinander kombinierte, dass seine schwarze Kleidung außen war und Löcher hatte, sodass die weißen Sachen, die er darunter anhatte, auch zu sehen waren. Er hatte unter seinem schwarzen T-Shirt mit Löchern immer auch ein weißes an, und in der kalten Jahreszeit eine weiße Jeans unter der schwarzen. Bevor sie nach Hamburg zogen, färbte er seinen Iro rot; es blieb Jan ein Rätsel, wie es ihm gelang, die grüne Farbe auszuwaschen und gegen eine rote auszutauschen. In Hamburg lernte er einen schwulen Schneider kennen, der Lederkleidung nähte. Zuerst hatte er eine schwarze Lederhose, die er ab da immer trug, nach ein paar Wochen eine schwarze Lederjacke, die wie eine Jeansjacke aussah, und dann eine Lederhose, die seitlich geschnürt werden konnte, sodass sie richtig eng anlag und passend dazu ein ebenfalls seitlich geschnürtes Sweatshirt aus Leder. Die Lederkleidung war wohl richtig teuer, aber Lasse bekam ja genügend Geld von seinen Eltern. Sie erforderte auch einen ziemlichen Aufwand, weil sie immer wieder eingefettet werden musste und das An- und Ausziehen der geschnürten Sachen einige Zeit in Anspruch nahm. Bevor er sein Medizinstudium begann, rasierte er seinen Iro ab und hatte kurze Haare, die er in unterschiedlichen Farbnuancen so einfärbte, dass nicht klar zu erkennen war, ob sie gefärbt waren oder nicht. Jan gefielen seine Veränderungen; er fand es reizvoll, mit jemandem eine Beziehung zu haben, der sich selbst wie ein Kunstwerk gestaltete, meistens ganz in Leder, aber immer wieder auch in zerrissener Kleidung. Im Gegensatz dazu veränderte sich Jan äußerlich nicht. Auch wenn er in Freiburg für kurze Zeit einen Iro hatte, beließ er es lieber bei seinen kurzgeschorenen Haaren. Er trug eigentlich immer eine Tarnhose, ein oder zwei T-Shirts und seine schwarze Mütze, das ganze Jahr hindurch; wenn es kälter war, kam noch ein Kapuzenpullover dazu und manchmal seine Bomberjacke

oder, eher selten, der Parka. Auch das war eine Art Kunst am eigenen Körper, allerdings wesentlich weniger aufwendig als Lasses Kleidungsstil.

Sie lebten als schwules Paar im Milieu der Hamburger Punks und Autonomen. Da fühlten sie sich zugehörig, auch wenn sie politisch nicht so sehr engagiert waren. Ab und zu an einer Demo teilzunehmen oder präsent zu sein, wenn die Polizei gegen ein besetztes Haus oder einen Bauwagenplatz vorging, war selbstverständlich und für beide auch an politischen Aktivitäten ausreichend. Lasse konzentrierte sich auf sein Studium, seine Kleidung und seine sexuellen Abenteuer, während sich Jan schon von seinen Arbeitstagen ausgefüllt fühlte. Seine Wochenenden waren für Lasse reserviert, sodass er nur sehr selten in eine Schwulenkneipe ging. Das änderte sich nach dem Ende der Ausbildung, als er nur noch halbtags in der Gärtnerei arbeitete. Da hatte er auch unter der Woche noch genügend Energie, um etwas zu unternehmen. Es war wohl kein Zufall, dass sich Lasse dann auch anfang, sich in der Wohnsituation mit Jan eingengt zu fühlen, und schließlich den Wunsch äußerte, alleine zu wohnen.

Seit sie in getrennten Wohnungen lebten, war die Beziehung für Jan ein Wechselbad der Gefühle. Immer wieder kam es vor, dass er mehrere Versuche brauchte, um Lasse überhaupt zu erreichen, und manchmal wies ihn Lasse direkt ab, so als hätten sie keine Beziehung. Wenn sie aber zusammen waren, war es unverändert intensiv und auch vertraut; dann sagte Lasse auch immer wieder, dass er Jan liebte. Lasse war Jan zugleich vertraut wie ein richtiger Partner und auch fremd, zumal er vieles von dem gar nicht mitbekam, was Lasse ohne ihn unternahm. Es war, als wenn er neben dem Leben mit Jan ein geheimes anderes hätte, von dem Jan höchstens etwas ahnte. Mit wie viel Schwulen hatte Lasse Sex, mit welchen und wie oft? War das auch so intensiv wie mit Jan? Hatte er neben Jan womöglich einen weiteren Partner, dem er ebenfalls sagte, dass er ihn liebte? Solche Fragen begleiteten Jan, seit sie nicht mehr zusammenwohnten; sie waren wie ein Gift, das langsam und schleichend sein Leben zersetzte. Und immer wieder gab es diese unglaublich schönen Begegnungen mit Lasse, der Jan derartig in den Bann zog, dass er keine Chance hatte, von ihm zu lassen, selbst wenn er es gewollt hätte.

Eigentlich war es ein schöner Sommertag, das heißt, das hätte es werden sollten, wenn er wie geplant verlaufen wäre. Jan hatte über eine Woche lang erfolglos versucht, Lasse zu erreichen, und als er ihn schließlich angetroffen hat-

te, war er gerade dabei, sich für eine Verabredung vorzubereiten. Um Jan zu beschwichtigen, versprach Lasse, das kommende Wochenende mit ihm zu verbringen, Samstag und Sonntag. Doch am Samstagvormittag rief er bei Jan an und sagte, dass ihm etwas dazwischen gekommen war, ohne zu erklären, was genau. Jan mutmaßte, dass es eine andere Verabredung war, was sonst? So wurde das ganze Wochenende auf den Sonntagnachmittag reduziert, weil Lasse am Sonntagvormittag ausschlafen wollte. Es war wieder einer der Tiefpunkte ihrer Beziehung, die sich gerade überhaupt nicht wie eine Beziehung anfühlte. Dass er manchmal regelrecht darum betteln musste, mit Lasse zusammen zu sein, fand Jan ziemlich erniedrigend. Frustriert entschied er sich, den Tag im Stadtpark zu verbringen, im See zu baden und es sich – so weit es ging – gut gehen zu lassen. Da lag er auf der Wiese und beobachtete andere Menschen, um sich von seinen Gedanken über Lasse abzulenken. Plötzlich sah er jemanden, der ihm bekannt vorkam, und erkannte dann auch, dass er eine Hose anhatte, die Jan ebenfalls kannte. Es war seine, er erkannte sie an einem markanten Fleck, den sie an einem Hosenbein hatte, es war die Armeehose, die er vor einigen Jahren Hannes geschenkt hatte. Das war unvorstellbare sechs Jahre her. Ja, es war Hannes, da gab es keinen Zweifel. Er sah immer noch ausgesprochen gut aus mit seinen dunklen Haaren und dem jungenhaften Gesicht; vor allem auch, weil er mit einem freien Oberkörper auf der Wiese saß. War er gerade zu Besuch in Hamburg? Was für ein Zufall, ihn dann hier zu sehen. Jan beobachtete ihn eine ganze Weile und überlegte sich, ob er ihn ansprechen sollte, doch dann kam jemand zu ihm und sie gingen zusammen weg. Jan sah ihm hinterher, bis er in der Menge verschwunden war; wäre er womöglich mit ihm glücklicher geworden als mit Lasse? „Jan und Jan“, ging es ihm durch den Kopf; er fand es bemerkenswert, dass er immer noch Jans Hose trug.

Am Sonntagnachmittag kam Lasse zu ihm, in seiner geschnürten Lederhose und einem der Netz-T-Shirts, die er seit diesem Sommer trug. „Ich habe ein Geschenk für dich“, sagte er, „zu deinem Geburtstag.“ Jan sah ihn verwundert und erwartungsvoll an, sein Geburtstag war ja erst nächste Woche. Lasse machte ihm immer etwas wertvolles zum Geburtstagsgeschenk; letztes Jahr bekam er einen Videorekorder. Umgekehrt konnte er Lasse nicht so etwas teures schenken; das war immer Sexspielzeug, Kondome mit Noppen, Penisbänder oder ähnliches. Lasse mochte diese Geschenke und konnte durchaus etwas mit ihnen anfangen. „Na, schau jetzt nicht so; ich meine mich“, sagte er

schließlich, „Willst du mich nicht auspacken?“ Nachdem ihm Jan die Hose aufgeschnürt hatte und sich selbst auch auszog, hatten sie wieder ausgiebig Sex. Wenn sie sich trafen, war es so unglaublich gut mit Lasse, wie in einem nicht nachlassenden Rausch – wenn nur die quälenden Zeiten dazwischen nicht wären. Zu seinem Geburtstag bekam er ein richtiges Geschenk: Es war eine schwarze Lederhose, die wie eine Handwerkerhose vorne zwei Reißverschlüsse hatte. Jan zog sie auch gleich an; sie passte perfekt und gefiel ihm richtig gut. Dadurch dass sie so eng anlag, fühlte sie sich völlig anders an als seine eher weiten Tarnhosen, wie eine zweite Haut. Die ganzen Zweifel, die an er Lasse und dieser Beziehung hatte, waren verflogen. Trotz der ganzen Verletzungen und Erniedrigungen, die Jan immer wieder von Lasse erfuhr, gab es auch immer wieder diese Momente, die sich einfach nur gut und vertraut anfühlten und in denen sie sich genießen konnten; und die waren es, die am Ende zählten.

Immer wieder fragte er sich, was Lasse so regelrecht süchtig nach unterschiedlichen Sex-Partnern machte. Sie hatten doch auch einen ausgesprochen spannenden und guten Sex miteinander und könnten ihn auch öfter haben, wenn Lasse es gewollt hätte. Immer wieder las er schwule Kontaktanzeigen, um sich zu überlegen, was die Leute suchten, welche Sehnsucht durch die wechselnden Partner befriedigt werden sollte. Er selbst konnte es nicht so richtig nachvollziehen. Sicher, er konnte sich durchaus vorstellen, sich auch auf Sex einzulassen, wenn er mal jemand interessantes kennenlernte, was eher selten geschah. Aber extra Leute für Sex-Abenteuer zu suchen? Einmal fand er eine Anzeige, die kurz und knapp lautete, „Ein Endzwanziger mit einem Faible für Fesselungen, sucht Gleichgesinnten. Kein Sex.“ Jan fand es absurd, eine schwule Kontaktanzeige mit dem Hinweis „Kein Sex“ aufzugeben. „Faible für Fesselungen“, ging es ihm immer wieder durch den Kopf. Das könnte auch „Faible für Dampflokomotiven“ heißen und wäre dann bei den Kontaktanzeigen gänzlich fehl am Platz. Immer wieder kam ihm in der folgenden Zeit diese Anzeige in den Sinn und schließlich entschied er sich, darauf zu antworten. Er erwartete aber keine Reaktion, weil er sehr spät geantwortet hatte. Doch die kam und sie trafen sich bei Malte, wie der Endzwanziger mit dem Faible für Fesselungen hieß. Es war ein überraschend angenehmes Treffen, bei dem Jan vieles über Fesseln als Kunstform erfuhr. Malte war ein sympathischer und durchaus gut-

aussehender Typ, wenn auch ganz anders als Lasse. Er wirkte sehr reif und erfahren, jemand, dem man sofort vertrauen konnte.

Sie trafen sich ein zweites Mal und Jan hatte sich ein Buch über Bondage aus der Bibliothek ausgeliehen, um sich darauf vorzubereiten. Gefesselt werden, kam für ihn zwar überhaupt nicht infrage, aber warum sollte er nicht jemanden fesseln, der es mochte. Wenn es obendrein eine Kunstform sein konnte, war es eine Kunst, die Jans Interesse wecken konnte. So war es auch; er fesselte Malte die Hände auf den Rücken und berührte ihn ganz vorsichtig. Die die leichtesten und zartesten Berührungen sind immer auch intensivsten; mit Malte war es definitiv so. Wirklich ein interessanter Typ, seit Jan Lasse kennengelernt hatte, das erste Mal, dass ihn wieder jemand in den Bann ziehen konnte. Jan erfuhr, dass Malte eine Freundin und zwei Kinder hatten, mit denen er eigentlich am Stadtrand wohnte. Die Wohnung, in der sie sich trafen, war Maltes Stadtwohnung. Zuerst war Jan von Maltes Lebenssituation ziemlich irritiert und fragte sich, ob Malte wirklich schwul war – bis er ihm erzählte, dass er mit seiner Freundin keinen Sex hatte. Aber eigentlich war es egal, denn schon nach wenigen Treffen entwickelte sich eine gute Freundschaft zwischen den beiden. Meistens redeten sie und sie hatten sich wirklich viel zu sagen. Malte war der erste überhaupt, mit dem Jan offen über seine Beziehung mit Lasse reden konnte. Und obendrein spielten sie spannende Spiele, bei denen Jan lernte, Malte richtig zu fesseln, und mit Malte erotische Erfahrungen hatte, die er so noch nicht kannte, mit zarten, vorsichtigen Berührungen.

Mit Lasse war es wieder einmal sehr schwierig, so schwierig, dass sich Jan ernsthaft überlegte, sich von ihm zu trennen; das erste Mal, seit sie sich kannten. Die Abweisungen und Verletzungen, die er erlitt, blockierten ihn völlig; er konnte an nichts anderes denken. Auch Malte meinte, dass es vielleicht besser wäre, sich zu trennen, als sich so mit einer Beziehung zu quälen, wie Jan es tat. Aber einen solchen Schritt konnte Jan nicht tun, vor allen Dingen weil er wusste, dass spätestens dann, wenn er sich dazu entschieden hätte, es wieder einen dieser nahen und schönen Momente mit Lasse gegeben hätte. Ihm kam sogar der Gedanke, dass Lasse diese Momente gerade so dosierte, dass er Jan damit an sich binden konnte. Zumindest hatte er ein gutes Gespür dafür, in den Zeiten der größten Verzweiflung wieder auf Jan zuzugehen, nur um ihn danach wieder in eine Verzweiflung zu stürzen. Die Situation fühlte sich sehr verfahren an, ohne Aussicht, dass sich daran jemals etwas ändern würde. Lasse

nahm sich die Freiheit, die er brauchte, und nahm dabei keine Rücksicht auf Jan, während sich in Jans Gedanken alles um Lasse drehte. Selbst wegen seiner neuen Freundschaft mit Malte, der in einer Beziehung mit einer Frau lebte, Kinder hatte und ganz offensichtlich kein Interesse an schwulem Sex, hatte er ein schlechtes Gewissen gegenüber Lasse. Als würde er ihn betrügen und nicht umgekehrt Lasse Jan. Für Lasse war es wohl eine ideale Beziehung, in der er sich frei entfalten konnte, aber für Jan war es die Hölle, die immer wieder durch die Momente reiner Ekstase unterbrochen wurde, Momente, die ihn untrennbar mit Lasse verbanden. Die versuchte er, sich zu erhalten, indem er die Lederhose trug, die ihm Lasse geschenkt hatte; aber das gelang nicht wirklich, obwohl er die Hose gerne und oft anhatte. Vor einiger Zeit hatte Jan einen Film von Truffaut gesehen, in dem es um eine Beziehung ging, die für beide Partner die Hölle war. Da gab es kein Entkommen und die Frau erschoss am Ende ihren Liebhaber und sich selbst. Als Vorschlag für die Grabinschrift der beiden gab es, „Weder mit dir noch ohne dich“. So war es auch mit Lasse, weder mit dir noch ohne dich.

Jetzt war Niklas in Freiburg gelandet; eine Wohnung zu erhalten, war einfacher als erwartet und so hatte er Zeit, die Stadt und die Uni zu erkunden, bevor das Studium begann. Die Zeit in England war eine echte Bereicherung, vor allen Dingen weil Niklas die Gelegenheit hatte, den großen Bergarbeiterstreik hautnah zu erleben und die Streikenden zu unterstützen. Er war für eine Organisation mit Sitz in Leeds tätig und wohnte in einem kleinen Ort zwischen Leeds und York; er war also mittendrin. Die Härte, mit der dieser Arbeitskampf ausgetragen wurde, war erschreckend; die Polizei ging so hart gegen die Arbeiter vor, dass man den Eindruck hatte, sie nahmen dabei sogar den Tod von Streikenden in Kauf. Und Tote hatte es ja tatsächlich gegeben. Zu sehen, wie erbittert die Bergarbeiter um ihre Arbeitsplätze kämpften, empfand Niklas als ausgesprochen ermutigend. Zeigte es doch, dass man nicht alles hinnehmen musste, sondern durchaus um seine Rechte kämpfen konnte. Er war auch beeindruckt von der Solidarität, die die Arbeiter von der Bevölkerung erhielten. Dass er dabei sein konnte und auch etwas zu ihrer Unterstützung beitragen konnte, machte ihn richtig stolz. Die Organisation, für die er tätig war, unterstützte die Streikenden nicht nur mit Informations- und Mobilisierungsveranstaltungen, sie baute auch mobile Suppenküchen auf und sammelte Spenden für die Streikkasse. Das waren alles Tätigkeiten, die für Niklas viel Sinn ergaben; dafür lohnte es

sich, bis zu sechzehn Stunden an einem Tag tätig zu sein, und das kam gar nicht so selten vor.

Dennoch war die Zeit in England nicht ganz einfach. Vor allen Dingen, dass es in England noch ein ganz anderes Problem war, schwul zu sein, hatte er vorher nicht bedacht. Er wusste es irgendwie, in der Schwulengruppe wurde schon auch mal darüber gesprochen, wie rückständig Großbritannien in dieser Hinsicht war, aber Niklas hatte dem keine besondere Beachtung geschenkt. Er konnte es sich nicht so richtig vorstellen. Aber dort angekommen, war ihm sofort klar, dass er sein Schwulsein besser nicht thematisierte. Die Erfahrungen, die er damit bei seinem französischen Austauschschüler gemacht hatte, waren noch sehr präsent; auch Frankreich war in dieser Hinsicht nicht offen, aber England war noch deutlich konservativer. Dennoch hatten sich auch Schwule und Lesben mit den Bergarbeitern solidarisiert, als sie streikten. Das konnte Niklas nutzen, um in Gesprächen mit englischen Aktivisten während dem Streik über die Rechte von Schwulen und Lesben zu sprechen, ohne sich selbst dabei zu outen. Er argumentierte, dass ihnen ähnlich wie den Bergarbeitern ihre legitimen Rechte verwehrt blieben. Das sahen auch diejenigen ein, die Schwulen und Lesben eher skeptisch gegenüber standen. Manchmal ging Niklas sogar soweit, dass er sagte, die Aussage, schwule Sexualität wäre unnatürlich, sei ein Herrschaftsargument; war es ja auch. Doch auch die Solidarität der Lesben und Schwulen konnte nicht über die weitverbreiteten Vorurteile und die Ablehnung in der britischen Arbeiterschaft hinwegtäuschen.

Niklas war schon etwa zwei Monate dort, als ihm bei einer Besprechung auffiel, dass ihn Ricky, einer der Mitarbeiter des Projekts, unentwegt ansah, fast schon anstarrte. Anfangs war er sich unsicher, ob er es sich womöglich einbildete, weil er eine starke Sehnsucht nach jemanden hatte, an den er sich mal anlehnen oder mit dem er wenigstens kuscheln kann; es musste ja nicht gleich Sex sein. Was ihn verwunderte, diese Sehnsucht richtete sich nach Jochen. Er hatte eine Sehnsucht nach Jochen, allerdings nicht in den Jochen, der nicht zu ihm stehen konnte, sondern einen anderen. Einen Jochen, der dem entspricht, was Jochen in ihm ansprach und was er eindeutig nicht war. Sehr wahrscheinlich einem Jochen und einer Vorstellung von Beziehung, die es gar nicht geben konnte. Im Grunde genommen sind es falsche Ideale, dachte Niklas, Ideale von Menschen und Partnern, die auf falschen Annahmen beruhten, im schlimmsten Fall auf Werbestrategien. Da war es sicher besser, eigenständig und auf eige-

ne Verantwortung zu leben. Wenn da nicht so eine Sehnsucht wäre und auch der Wunsch nach Sex. Um mit jemandem Sex haben zu können, brauchte Niklas zumindest ein gewisses Vertrauen und eine gewisse Vertrautheit; ohne ging es nicht.

Mit Ricky lief es einige Zeit so weiter, bis es sich einmal nach so einer Besprechung ergeben hatte, dass die beiden alleine im Raum blieben, nachdem alle anderen gegangen waren. Ricky führte Niklas, ohne etwas zu sagen, zu einer Tür und öffnete sie. Dahinter war eine Abstellkammer, in die er ihn hineinschob. Als beide drin waren, schloss Ricky die Tür; es war stockdunkel. Er öffnete den Reißverschluss von Niklas' Hose, zog sein Glied heraus und fing an, es zu reiben; richtig kräftig, sodass es wehtat. Es wurde zwar schnell steif, aber Niklas fand die Situation derartig befremdlich und unerotisch, dass er sich nicht vorstellen konnte, dabei abzuspritzen. „C'mon“, sagte Ricky nach einer Weile und rieb noch kräftiger. Krampfhaft versuchte Niklas, an etwas erotisches zu denken, bis ihm die Begebenheit mit Jochen im Landschulheim einfiel. Schließlich, nach endlos langer Zeit, spürte er, wie ein paar Tropfen aus seinem Penis kamen. Mit einem leisen Stöhnen signalisierte er, dass er gekommen war; sein Glied tat richtig weh, Ricky hatte es regelrecht wund gerieben. „Jetzt ich“, sagte Ricky und führte Niklas' Hand zu seinem Schritt. Sein Penis war so steif, dass er von alleine herauskam, als Niklas den Hosenschlitz öffnete. Er musste nicht lange reiben, bis Ricky einen Samenerguss bekam, und was für einen; es hörte gar nicht mehr auf. Als er fertig war, stopfte Ricky sein Glied in die Hose, öffnete die Tür und verschwand. Niklas blieb irritiert zurück und ging schließlich in sein Zimmer, wo er vorsichtig mit einem Waschlappen seinen wunden Penis wusch. Das brannte ganz schön.

Es blieb nicht bei dieser Begegnung mit Ricky. Obwohl Niklas darauf achtete, nicht mit ihm alleine in einem Raum zu sein, gab es immer wieder eine Gelegenheit, bei der er ihn in eine dunkle Ecke, einen Abstellraum oder einmal sogar in den Keller schob, um mit ihm in derselben Weise Sex zu haben. Dabei sprach Ricky nie. Niklas fand ihn ja nicht unattraktiv, aber die Art und Weise, sich gegenseitig einen runterzuholen gefiel ihm überhaupt nicht. Vor allen Dingen nicht, weil sein Penis hinterher immer wund war und mehrere Tag lang richtig schmerzte. Abgesehen von diesen Sex-Begegnungen gab sich Ricky eher distanziert; er sprach auch Niklas nie mit dem Namen an und, wenn er über ihn sprach, sagte er immer „der Deutsche“. Er war nicht unfreundlich, das

konnte Niklas wirklich nicht behaupten, aber er vermied jeden Eindruck, dass er und Niklas irgendein näheres Verhältnis miteinander hatten; auch Niklas sprach das Thema nie an. So spannend und lehrreich die Zeit in England war, am Ende war Niklas froh, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Auch wenn er es sich nur schwer eingestehen konnte, er sehnte sich sehr danach, jemanden kennenzulernen, mit dem er einen angenehmen körperlichen Kontakt haben konnte. Das Leben in England war sehr hart, die Leute waren arm und gingen recht grob miteinander um; als Schwuler wurde man wie ein Auswärtiger behandelt. Trotzdem gab es eine Form von Arbeiterbewusstsein und Arbeitersolidarität, die es in Deutschland schon lange nicht mehr gab. Die Leute waren stolz darauf, Arbeiter zu sein, und zeigten sich stolz mit ihrer abgetragenen und verschmutzten Kleidung. Diesen Stolz konnte sich Niklas zumindest ein wenig zu eigen machen.

Wieder zu Hause war er wieder mit seiner eigenen Herkunft konfrontiert. Tatsächlich fiel es ihm schwer, eine Haltung dazu zu finden. Einerseits solidarisierte er sich auch mit seiner Mutter, die ja eindeutig auf der Schattenseite dieser Gesellschaft stand. Andererseits brachte ihn die Passivität, mit der sie alles erduldet, manchmal regelrecht zur Verzweiflung, was sie durchaus auch zu spüren bekam. Zum Glück war er durch seinen Job als Fahrer viel unterwegs und verbrachte den Großteil seiner Freizeit mit seinen früheren Freunden aus dem Jugendhaus. Er besuchte auch immer wieder die Treffen der Schwulengruppe in der Stadt und war ohnehin sozusagen auf dem Sprung. Zum Ende des Sommer zog er nach Freiburg, wo er nicht nur sein Studium sondern auch sein neues Leben begann. Anders als bei ihm zu Hause gab es in Freiburg eine sehr lebendige Hausbesetzer-Szene und sogar eine Schwulengruppe in dieser Szene. Schwule Hausbesetzer, Autonome und Punks, das war doch was. Das neue Leben in Freiburg fing gut an: eine großes, lebendiges politisches Umfeld, politisch engagierte Schwule und auch eine richtig große Uni. Das Studium begann sehr vielversprechend mit reichlich Gelegenheiten, sich vertieft in die marxistische Lehre einzuarbeiten. Es dauerte nicht lange, bis Niklas in der Schwulengruppe von jemanden nach Hause eingeladen wurde. Dort hatte er dann die erste rundum gute Sex-Erfahrung, auch wenn sein Sex-Partner nicht so richtig sein Typ war.

Das erste Semester war schon fast zu Ende, als er in der Schwulenkneipe einen Punk alleine an einem Tisch sitzen sah, der ihm sofort auffiel. Er wusste

nicht, was es war, aber er fühlte sich irgendwie von ihm angesprochen und setzte sich zu ihm. Er sah richtig gut aus, fand Niklas; wenn er von einem Jungen träume, sah er so aus wie dieser Punk, vielleicht etwas weniger dick aufgetragen, ohne dem dicken Nietengürtel. Nach kurzer Zeit stellte sich heraus, dass er obendrein ein interessanter Gesprächspartner war. Er schien auf jeden Fall auch jemand zu sein, der nicht wirklich wusste, wohin er gehörte; so sah er auch aus. Das Einzige, was Niklas irritierte, war, dass es immer wieder Gesprächspausen gab und Jan, so hieß sein Gegenüber, keine Anstalten machte, sie zu überbrücken. Das Gespräch stockte einfach, bis Niklas etwas einfiel, um es wieder aufzunehmen. Als sie dann gingen, stand Jan unschlüssig vor der Tür; Niklas traute sich allerdings auch nicht, ihn einfach zu fragen, ob er mitkommen wollte. Er kam aber trotzdem mit – mit der Kapuze über die Mütze gezogen; so kalt war es doch gar nicht. Ihm scheinbar schon; Niklas hätte er am liebsten das Fenster zugemacht. Scheinbar war er ein bisschen empfindlich. Er wirkte insgesamt ein bisschen unsicher, ganz im Kontrast zu seinem Äußeren mit Nietengürtel, Arm- und Halsbändern.

Aber es war richtig schön, mit ihm zu kuscheln. Es fühlte sich überraschend vertraut an, unverkrampft und auch sehr nah; allerdings Sex schien bei ihm eher etwas angstbesetzt zu sein, etwas in der Art hatte er jedenfalls angesprochen. Dennoch versetzte es Niklas in ungekannte Sphären, diesen unglaublich schönen Körper zu spüren, zu genießen und dabei einen Orgasmus zu haben. Es war auch wirklich schön, danach mit ihm an der Seite zu schlafen. Als er aufwachte, schlief Jan noch tief und fest, sodass Niklas seinen Körper eingehend betrachten und sanft berühren konnte. Was für ein schöner Mensch. Er wachte auf, kurz bevor Niklas in die Uni gehen musste. Er sagte ihm, dass er ihn wieder treffen wollte und war sich sicher, dass das auch passieren würde, auch wenn Jan ihm dazu nicht geantwortet hatte. An den folgenden Tagen musste Niklas oft an ihn denken, und eine Woche später stand er vor der Tür. Sie hatten zuerst ein angeregtes Gespräch; dieser Jan hatte ja schon etwas wirre Vorstellungen, Mathematik studiert und wieder abgebrochen. In Wirklichkeit hieß er ja Johannes und Niklas konnte es nicht verstehen, warum er sich Jan nannte, wo doch Johannes eigentlich ein schöner Name war und einer, der gut zu ihm passte, wie Niklas fand. Er war schon etwas eigen und auch ein bisschen viel mit sich selbst beschäftigt; jemand, der sich etwas auf seine Individualität einbildete, weit entfernt von einem Arbeiterbewusstsein; Kopfarbeiter

allenfalls. Dann fing er auch noch an, über Beziehungen zu reden, schon bei ihrer zweiten Begegnung.

Aber mit Johannes zu kuscheln war wieder überwältigend schön, auch wenn er scheinbar wirklich ein Problem mit dem Sex hatte. Zumindest hatte er wieder darüber geredet; Niklas hatte immer noch nicht so richtig verstanden, worum es genau ging, aber das war ja vielleicht auch egal. Dann fragte er, ob Niklas sein Beziehungspartner sein wollte. Das fand Niklas ziemlich merkwürdig, so merkwürdig, dass er unsicher war, ob er es wirklich ernst meinte. Sie mussten sich doch erst einmal kennenlernen, bevor eine Beziehung überhaupt zur Diskussion stand. Obendrein war sich Niklas nicht sicher, ob er überhaupt in einer Beziehung leben wollte; so alleine fühlte er sich eigentlich sehr wohl. Womöglich hatte Johannes Erwartungen, die gar nicht zu Niklas' Vorstellungen passten? Niklas musste erst darüber nachdenken, bevor er sich entschied, sich auf ein Verhältnis mit Johannes einzulassen und ihn wieder zu treffen; ein Verhältnis wohlgeerntet, keine Beziehung. Diesmal hatten sie ein richtig gutes Gespräch über ihre sexuellen Erfahrungen. Niklas verstand jetzt, was Johannes meinte, nämlich dass er, was Sex anging, eher schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Das ging ihm ja genauso; seine Erfahrungen mit Jochen und Ricky waren ja auch eher unangenehm, jede auf ihre Weise.

Im Frühjahr fuhr er wieder nach Hause, in sein altes Zuhause bei seiner Mutter und seinen Freunden aus dem Jugendhaus; gleich für sechs Wochen. In der Zeit konnte er auch gutes Geld bei der Spedition verdienen. Das war Niklas aber alles ziemlich fremd geworden, obwohl er erst etwas mehr als ein halbes Jahr in Freiburg gewohnt hatte. Der Kontrast zu seinem neuen Umfeld in Freiburg war immens. Dennoch war es wichtig die Beziehungen zu pflegen und die Kontakte nicht zu verlieren. Obendrein hatte er das Gefühl, seine Mutter brauchte ihn, auch wenn sie es nie so geäußert hatte. Aber sonst kümmerte sich niemand um sie, ihre beiden Schwestern nicht, weil sie sich nicht vertrauten und Niklas' Geschwister auch nicht. Sein Bruder ging seinen eigenen Weg und seine Schwester hatte mit sich selbst genug zu kämpfen. In den sechs Wochen wurde ihm aber auch klar, dass sein Zuhause inzwischen in Freiburg war und ihm sein altes Zuhause immer fremder wurde. Seine Mutter, überhaupt seine Familie und auch seine Jugendhausfreunde gingen ihre Wege und entfernten sich von ihm immer weiter, unaufhaltsam; oder er sich von ihnen. Seine Möglichkeiten, Kontakte zu halten oder sich zu kümmern, verringerten sich mit

zunehmender Entfernung. Mit seinen drei engsten Jugendhausfreunden verabredete er, im Sommer gemeinsam einen Urlaub am Mittelmeer zu verbringen. Er hatte vor, seinen neuen Freund mitzunehmen, damit seine Freunde etwas von seinem neuen Leben mitbekamen. Die Idee hatte er auch, weil er oft an ihn dachte, an diesen Johannes, der sich Jan nannte. Auch wenn er ihn ziemlich eigen und manchmal schon richtig merkwürdig fand, mochte er ihn; er hatte sogar richtige Sehnsucht nach ihm.

Die sechs Wochen in seiner alten Heimat waren zwar sehr aufschlussreich aber auch sehr anstrengend. Niklas fühlte sich kein bisschen erholt und dabei begann demnächst das Sommersemester, für das er sich ehrgeizige Ziele gesetzt hatte. Umso mehr ärgerte ihn, in seiner WG zu sehen, dass in den sechs Wochen seiner Abwesenheit wohl niemand irgendetwas geputzt hatte. Die Küche stand voll mit nicht abgewaschenem Geschirr, aus dem Bad stank es nach Urin. In diese Stimmung kam dann noch Johannes und erwartete, dass sich Niklas mit ihm beschäftigte. Das führte zu dem ersten Streit, den die beiden hatten, weil Niklas sehr abweisend war und Johannes entsprechend enttäuscht. Doch sie fanden schnell wieder zusammen und am Ende kuschelten sie zusammen im Bett, was für Niklas ein unglaublicher Genuss war. In dieser Beziehung gab ihm Johannes wirklich sehr viel, auch wenn das mit dem Sex nicht so klappte, und Johannes, was praktische Dinge anging, noch unbeholfener war als seine Mitbewohner. Der Urlaub mit ihm und den drei Schulfreunden war ein ausgesprochen spezielles Erlebnis. Johannes' Welt und die seiner Jugendhausfreunde waren sich noch fremder, als es Niklas vermutet hatte. Es gab ständig seltsame, manchmal lustige, manchmal irritierende Situationen, in denen Johannes etwas unerwartetes tat oder sagte. Aber seine Freunde gingen recht entspannt damit um, genauso wie mit seinem Coming-out und dem Umstand, dass er seinen Freund mitgenommen hatte. Es tauchte lediglich die Frage auf, warum sein Freund so seltsam war. Trotzdem spürte Niklas deutlich die zunehmende Entfernung; auch seine Freunde verhielten sich manchmal ganz schön seltsam. Früher war es ihm nicht so aufgefallen, aber während dem Urlaub am Mittelmeer war es unübersehbar. Das Seltsame war eben immer das, was einem fremd war. Während ihm seine früheren Freunde immer fremder wurden, wurde ihm Johannes immer vertrauter, wenn auch nur allmählich.

Als sie wieder zu Hause waren, lag die Zusage für sein Auslandsstudium in der Post: ein Jahr in Sydney. Das war richtig gut, die Aussicht, das nächste Jahr in

Australien zu verbringen, eine andere Uni und überhaupt etwas anderes kennenzulernen. Das war etwas, was ihm sehr wichtig war, die Welt kennenzulernen, zuerst England, jetzt Australien. Das einzige Problem, das sich ergab, war Johannes. Sie lebten eigentlich noch nicht in einer Beziehung, zumindest hatten sie so etwas noch nicht vereinbart, aber sie waren dennoch irgendwie zusammen. Verschärft wurde das auch, weil sich Niklas entschieden hatte, nach dem Auslandsaufenthalt in einer anderen Stadt zu studieren. Der Freiburger Fachbereich war für einen Studieneinstieg ausgesprochen gut, aber in den beiden ersten Semestern hatte Niklas auch mitbekommen, dass er für einen Studienabschluss nicht gerade ideal war. Vor allen Dingen in den Bereichen, die ihn besonders interessierten, gab es in Freiburg eigentlich keine Möglichkeit, das Studium abzuschließen. Anders als erwartet konnte sich Johannes darauf einlassen, mit Niklas in eine andere Stadt zu ziehen – eventuell, falls sie dann immer noch zusammen sein sollten. Er schlug Hamburg vor und Niklas fand, das war eine gute Idee, vielleicht sogar besser als Frankfurt oder Berlin, woran er ursprünglich gedacht hatte.

Das mit dem Sex war ein echtes Dilemma; so gerne hätte Niklas mit Johannes mehr erlebt, als das, was bislang möglich war. Er versuchte, vorsichtig aber schon auch mit etwas Nachdruck, Johannes an das Thema heranzuführen. Es war ziemlich merkwürdig, seinem Freund erklären zu müssen, wie Sex funktioniert, überhaupt dass Johannes Sex lernen musste wie eine Fremdsprache. Niemand lernte Sex, man konnte es einfach, egal ob es um schwulen Sex ging oder um Sex zwischen Frauen und Männern. Wenn es etwas gab, das durch und durch intuitiv zu erfassen war, dann war es Sex – nur nicht für Johannes. Der bemühte sich sehr und manchmal funktionierte es recht gut; es kam sogar vor, dass Johannes dabei einen Orgasmus hatte. Niklas hatte die Idee, es aufzuzeichnen, sodass man in einer Tabelle ablesen konnte, wie gut für Johannes das Sex-Erleben jeweils war. Ihm fiel ihm dabei auf, dass es besonders gut funktionierte, wenn er Johannes etwas gröber anfasste und beim Kuscheln auch mal festhielt. So langsam näherten sie sich dem Ganzen. Es war eine zwar merkwürdige aber durchaus auch interessante Erfahrung, zusammen mit Johannes Sex zu lernen, beziehungsweise zu lehren.

Im Herbst fuhren sie nach Hamburg, damit sich Niklas ein genaueres Bild von der Stadt, der Uni und dem Fachbereich machen konnte. Sie kamen bei einem Schulfreund von Niklas unter. Der hatte eine recht große Wohnung in zentraler

Lage für die er erstaunlich wenig Miete bezahlte; generell schien es einfach zu sein, in Hamburg eine günstige Wohnung zu bekommen. Auch sonst gefiel Niklas die Stadt recht gut, weil sie gar nicht so groß wirkte, wie sie war. Sie war eher wie eine Ansammlung von Kleinstädten, die alle ihr eigenes Zentrum hatten. Da sie teilweise ziemlich verschieden waren, war es sehr interessant, etwa mit der U-Bahn von Stadtteil zu Stadtteil zu fahren und sich dort jeweils umzusehen. Die Elbe war viel breiter, als er sich es vorgestellt hatte, und der Hafen war riesig. Man musste durch den Zoll gehen, wenn man dort hin wollte; eine Zollgrenze mitten in der Stadt. Der Fachbereich war tatsächlich sehr gut aufgestellt. Das hatte Niklas schon im Voraus erkundet, was die offiziellen Seminare anging. Vor Ort konnte er sehen, dass auch inoffiziell viel passierte; Seminare und Kurse, die die Studierenden selbst organisierten und teilweise von Professoren mitgetragen wurden. Da gab es beispielsweise einen Kapitalkurs, der von einem bekannten Marxisten angeboten wurde. Das alleine war schon ein gutes Argument, nach Hamburg zu ziehen.

Der Entschluss war schnell gefasst, obendrein weil ihn Henry, Niklas' Schulfreund, vorgeschlagen hatte, zu ihm in seine Wohnung zu ziehen. Das konnte sich Niklas gut vorstellen, denn Henry, mit dem er sicher gut auskommen konnte. Er war anders als seine anderen Schulfreunde und auch jetzt war der Kontakt mit ihm ausgesprochen angenehm. Vor allen Dingen war auch die Wohnung sauber und insgesamt in einem Zustand, in dem sich Niklas wohl fühlte. Henry meinte zuerst sogar, zusammen mit Johannes; die Wohnung wäre auch zu dritt groß genug gewesen, aber, mit Johannes zusammenzuziehen, fand Niklas keine gute Idee. Das wäre sicherlich eher belastend für ihr ohnehin nicht einfaches Verhältnis geworden, zumal er sich eigentlich überhaupt nicht vorstellen konnte, mit ihm zusammenzuwohnen. Dafür war Johannes viel zu wenig organisiert, und im Grunde genommen viel zu unselbstständig. Sein Leben funktionierte ja nur, weil ihm Ordnung und Sauberkeit egal waren und es ihm scheinbar nichts ausmachte, keine klaren Strukturen zu haben. Zumindest beklagte er sich nicht darüber. Aber er schien mit dem Entschluss, nach Hamburg zu ziehen, zufrieden zu sein. Er hatte ja in Freiburg nicht viele Kontakte und fühlte sich dort auch nicht wirklich wohl. In eine andere Stadt zu ziehen, war für Johannes vielleicht eine Chance, sein Leben zum Besseren zu wenden.

An Weihnachten und Neujahr war Niklas wieder bei seiner Mutter. Die Gelegenheit nutzte er, um die Sachen zu ihr mitzunehmen, die er dort unterstellen

wollte. Er hatte ja seine Wohnung gekündigt und konnte zwei Koffer mit nach Sydney nehmen. Die waren zusammen mit dem Flug im Stipendium, das er für sein Auslandsstudium bekam, enthalten. So konnte er das meiste, was er hatte, mitnehmen; er hatte ja nicht so viel. Den Rest, den zu seiner Mutter mitnahm, waren alles Sachen, die er eigentlich nicht brauchte. Sein Bett, seinen Schrank und seinen Schreibtisch verschenkte er an Kommilitonen, denn in Sydney sollte er ein möbliertes Zimmer in einem Wohnheim bekommen und, wenn er danach nach Hamburg ging, würde er sich ohnehin dort neue Möbel besorgen. Er brauchte ja nicht viel; ein Bett, ein Schreibtisch und ein Stuhl waren das Wichtigste.

Anfang Februar war es soweit und Niklas flog nach Australien. Kurz vorher feierte er mit Johannes noch dessen Geburtstag; Niklas war der einzige, der mit Johannes feierte. Sein Wunsch war, den Tag im Schwarzwald mit Wandern zu verbringen, warum nicht? Auf den Bergen lag Schnee und das Wetter war auch gut, wenn auch ein bisschen kalt. Beim Wandern sagte Johannes, die sie eigentlich in einer Beziehung lebten, de facto sozusagen, weil sie so viel Zeit miteinander verbrachten. Immerhin waren sie jetzt schon ein ganzes Jahr zusammen, aber Niklas konnte sich nicht so richtig mit dem Gedanken anfreunden, mit Johannes in einer Beziehung zu leben; zum einen grundsätzlich nicht, weil ihm seine Freiheit wichtig war. Nur zu deutlich war seine Erinnerung an Johannes' erste Reaktion, als er von Niklas' Auslandsstudium erfahren hatte, „Du kannst doch nicht ein ganzes Jahr nach Australien gehen.“ Genau das wollte er nicht aufgeben, so etwas für sich entscheiden zu können, auf keinen Fall. Zum anderen waren sie doch ganz schön verschieden, ihre Vorstellungen von Ordnung und Sauberkeit, ihre Art, mit anderen Menschen umzugehen, und überhaupt ihre Art und Weise, in der Welt zu sein oder sich darin wahrzunehmen. Konnte eine Beziehung bei so viel Unterschiedlichkeit auf Dauer funktionieren?

Niklas sah immer wieder diesen Menschen an, der neben ihm lief und gleich zwei Mützen aufhatte, das heißt, seine Kapuze auf mit einer Mütze drunter. Er war ihm fremd und vertraut zugleich. Doch was sie beide verband, war, dass sie sich in dieser Gesellschaft, auch in ihrem konkreten Umfeld, fremd fühlten und auch nicht richtig dazugehörten. Sie gingen nur anders damit um. Doch, er mochte diesen Johannes, und die Vorstellung, ihn ein ganzes Jahr lang nicht zu sehen, machte ihn traurig. Ihn an seiner Seite zu haben, gab seinem Leben irgendwie etwas besonderes, etwas, was er nicht mehr vermissen wollte. Ja, er

hatte Sehnsucht nach ihm. Aber das mit der Beziehung musste er sich noch überlegen; da war er noch sehr unsicher. Es gab so viele Aspekte, die dafür noch bedacht werden mussten, und auf keinen Fall würde Niklas etwas zusage oder versprechen, was er dann am Ende nicht halten konnte. Es war besser, mit so einer Entscheidung zu warten, bis er wieder aus Australien zurückgekommen war. Dann hatte er bestimmt auch mehr Klarheit darüber, wie er sein Leben in Zukunft gestalten wollte.

Schon nach ein paar Tagen in Australien spürte Niklas deutlich seine Sehnsucht nach Johannes, Jan. Für ihn passte der Name Johannes nach wie vor besser als Jan; er hatte ja etwas kindliches, eine kindliche Naivität und Unvoreingenommenheit, und mit dem Namen Johannes konnte Niklas gut dieses Kind in ihm verbinden. Mit Jan verband er eher den coolen Punk, der Johannes wohl gerne sein mochte, aber nicht war. Für seine Sehnsucht hatte er nicht viel Zeit, denn sein Ankommen in Sydney erforderte seine volle Aufmerksamkeit. Besonders gewöhnungsbedürftig war, dass er vom Winter in den Hochsommer kam. Er hatte ein kleines Zimmer in einem Studentenwohnheim bekommen und vom ersten Tag an reichlich Kontakt zu den anderen Bewohnerinnen und Bewohnern des Wohnheims. Es waren auch nur wenige Tage, bis die ersten Veranstaltungen an der Uni begannen. Bereits nach wenigen Wochen fühlte er sich, als wenn er immer schon dort gelebt hätte; auch wenn vieles anders geregelt war als in Deutschland, war es doch sehr ähnlich, sodass er sich schnell eingewöhnen konnte. Sydney war eine lebendige Großstadt mit einem reichhaltigen Kulturangebot. Und die Menschen waren sehr offen, insbesondere auch Lesben und Schwulen gegenüber. Niklas konnte wie selbstverständlich erzählen, dass er in Hamburg einen Freund hatte, und es wurde nicht anders aufgenommen, als wenn es um eine Freundin gegangen wäre. In dieser Beziehung war Australien ganz anders als Großbritannien.

Es war sonst anders. Vor allen Dingen spielte die Arbeiterbewegung in Australien keine so große Rolle wie in England. Dafür stand dort ein anderes Thema im Vordergrund, die Aborigines. Niklas fand Anschluss an eine Gruppe von Studenten, die sich mit diesem Thema beschäftigten. In erster Linie ging es um den Alltag der Aborigines und ihrer Kultur. Die Leute aus der Gruppe suchte Orte auf, in denen sie lebten und sprachen mit ihnen; auch Niklas fuhr manchmal mit und war erschrocken über die Armut und die Trostlosigkeit, die er dort antraf. Viele der Aborigines flüchteten in einen Alkoholismus, um ihrem aus-

weglosem Alltag zu entgehen. In den Gesprächen lernte Niklas aber, dass sich hinter diesem trostlosen Alltag eine spannende und vielseitige Kultur verbarg, die aus Gesängen und Erzählungen bestand. Manche der Aborigines hatten Teil an einer mündlich überlieferten Geschichte, die viele tausend Jahre alt sein musste. Die Aktivisten der Gruppe zeichneten aber nicht nur die Erzählungen der Aborigines auf, sondern setzten sich auch für ihre Rechte ein. Sie reichten Petitionen ein, organisierten öffentliche Informationsveranstaltungen und führten Demonstrationen durch. Meistens trafen sie sich in einer WG in Sydney, die den Kern dieser Gruppe bildete.

In dieser WG wohnte auch jemand, den Niklas immer nur kurz mitbekam, wie er von einem Zimmer in die Küche oder die Toilette oder ein anderes Zimmer schlich. Dabei ging er auf Zehenspitzen und gab auch beim Öffnen oder Schließen der Türen keinen Laut von sich; er hatte auch kein einziges Mal gesprochen, noch nicht einmal ein „Hallo“. Einmal fragte Niklas, was es mit diesem seltsamen Mitbewohner auf sich hatte. „Das ist Tristen“, erhielt er zur Antwort, „Er ist Autist und lebt ein bisschen in seiner eigenen Welt. Aber wir mögen ihn, ein netter Typ, nur eben ein bisschen anders.“ Als sie sich wieder in der WG trafen und Tristen wieder aus seinem Zimmer schlich, sah ihn Niklas an und sagte, „Hello.“ Tristen blieb stehen, sah Niklas direkt in die Augen und sagte, „Come.“ Niklas zögerte kurz und, als Tristen wiederholte, „Come“, folgte er ihm in sein Zimmer. Er öffnete eine Schublade in einem Schrank, der aus lauter Schubladen bestand, aus bestimmt vierzig oder fünfzig schmalen Schubladen. Daraus nahm er eine flache Schachtel, in der lauter tote Spinnen waren, die Tristen behutsam herausholte und auf seinen Schreibtisch legte. Dabei erklärte er zu jeder Spinne den Namen auf Englisch und Latein. „Found all of them“, sagte er, „Never killed a spider, never.“ Er zog ein paar der Schubladen auf und zeigte, dass in jeder so eine Schachtel mit toten Spinnen lag; es mussten mehrere tausend gewesen sein, rechnete Niklas hoch.

Einer von Tristens Mitbewohner sagte, es war sehr ungewöhnlich, dass er Niklas in sein Zimmer kommen ließ und ihm die Spinnen zeigte. „Das macht er sonst nie“, sagte er, „Er muss dich wirklich mögen.“ Das war offensichtlich der Fall, denn Tristen rief Niklas immer wieder in sein Zimmer, wenn er bei einem Treffen der Aborigines-Gruppe in der WG war. Jedes Mal holte er eine andere Schachtel aus dem Schubladenschrank, ordnete die Spinnen sorgfältig auf seinem Schreibtisch an und gab immer umfangreichere Erklärungen dazu ab. Ni-

klas verstand, dass die Spinnen in einer Schachtel jeweils derselben Art angehörten, obwohl sie bisweilen sehr unterschiedlich aussahen. Je öfter er bei Tristen war, desto mehr erinnerte er ihn an Johannes. Die Art und Weise, wie er sich bewegte, wie er sprach, wie er andere Menschen ignorierte, die für ihn keine Relevanz hatten, wie er in ein Thema eintauchen und manchmal regelrecht dozieren konnte; das war alles Johannes. Niklas irritierte das ziemlich, vor allen Dingen auch, dass von allen in der Gruppe er derjenige war, mit dem Tristen in Kontakt treten wollte. Im Unterschied zu Johannes war Tristens Zimmer sehr ordentlich, aber umgekehrt wirkte er deutlich unselbstständiger. In der WG kamen sie gut mit ihm zurecht. Tristens Mitbewohner erklärte, dass mit ihm alles möglich war, vorausgesetzt, man erklärte es ihm detailliert. „Es ist wirklich so, dass er in einer anderen Welt lebt“, erläuterte er, „Wir sind ihm mindestens genauso fremd wie er uns. Was für uns selbstverständlich ist, muss er alles lernen, aber er will es auch lernen. Wenn wir umgekehrt in seiner Welt leben würden, würde es uns genauso gehen, wir würden uns genauso wundern über die merkwürdigen Menschen um uns herum und ihre seltsamen Rituale. Nur ist es so, dass die allermeisten Menschen nicht autistisch sind; Tristen ist die absolute Minderheit.“ Er verglich Tristens Situation mit denen der Aborigines; auch sie waren eine absolute Minderheit und alle erwarteten, dass sie sich anpassten. Dabei waren sie lange vor den Weißen in Australien. „Wir achten auch darauf, dass er bei uns einen strukturierten Tagesablauf hat, das ist wichtig für ihn. Mit Chaos und Durcheinander kommt er nicht zurecht“, erklärte er.

Niklas faszinierte Tristen und das Thema Autismus überhaupt. Wie kann etwas, was im Wesentlichen das soziale Miteinander und die zwischenmenschliche Kommunikation berührt, so individuell sein? Kann es sein, dass es so etwas wie eine angeborene Intuition für menschliche Gesellschaft gibt? Oder war Autismus wie fast alles andere auch gesellschaftlich zu begründen, als eine Überhöhung der ohnehin übergreifenden Individualität und damit als ein Phänomen des Kapitalismus in einer postmodernen Phase, in der alles zur Vereinzelung und Individualisierung drängt? Vielleicht war es auch das Gegenteil davon, eine subversive Kraft, die durch diese individuelle Zuspitzung das vorherrschende System zersetzt. Dabei musste er immer auch an seinen Johannes denken, der in seiner Abwesenheit für ihn präsenter war als zuvor. Auch wenn er keine Spinnen sammelte und im schroffen Gegensatz zu Tristen alles andere als ordnungsliebend war, gab es zwischen den beiden doch viele Ähnlichkeiten, vor

allen Dingen auch da, wo sie aus dem Rahmen fielen. Niklas war sich sicher, auch Johannes war ein Autist, und aus irgendwelchen Gründen fühlte er sich von solchen Menschen angezogen und sie offenbar auch von ihm.

Das Jahr in Sydney war vermutlich eines der interessantesten in seinem ganzen Leben. Nicht nur weil er viel über die australischen Aborigines und über Autismus lernte. Vor allen Dingen die Leichtigkeit, mit der die Menschen dort durchs Leben gingen, faszinierte ihn, auch und gerade die politischen Aktivistinnen, die er kennengelernt hatte. Selbst in den Schwulen-Bars war ein viel lockeres und unverkrampfteres Klima; man lernte sich kennen oder auch nicht, man hatte Sex oder auch nicht, das war alles viel selbstverständlicher als in Deutschland. Selbst das liberale Hamburg konnte da nicht mithalten. Trotzdem war Niklas am Ende froh, wieder dorthin zurückzukehren, hauptsächlich weil er Sehnsucht nach Johannes hatte. Auch das hatte das Jahr in Australien gebracht, die Gewissheit, dass er mit ihm in einer Beziehung leben wollte. Johannes war bereits im Frühjahr nach Hamburg gezogen, weil er sich in dem besetzten Haus nicht mehr wohl fühlte, in dem er in Freiburg gelebt hatte. Niklas wunderte sich nicht, im Gegenteil fand er es eher erstaunlich, dass es solange funktioniert hatte. Johannes wohnte dort am Ende mehrere Jahre. In Hamburg hätte er mit Sicherheit eine günstige Wohnung bekommen können, aber Johannes zog es dann doch vor, in einen Bauwagen auf einem Bauwagenplatz zu ziehen. Das war seine Entscheidung. Für Niklas war klar, dass er zu Henry ziehen würde; dort hatte er eine vertraute Umgebung und das war genau das, was er nach seiner Rückkehr brauchte.

Er kam spät abends am Frankfurter Flughafen an und fuhr mit dem Nachtzug nach Hamburg; dort sollte ihn Johannes vom Bahnhof abholen. Im Nachtzug konnte er nicht schlafen; in Australien wäre es ja jetzt Tag gewesen. Stattdessen las er die Briefe, die er von Johannes erhalten hatte; es waren ganz schön viele und zum Teil auch sehr ausführliche. Vieles davon war schwer zu verstehen, weil nie klar war, was Johannes als konkretes Erlebnis schilderte und was seine Gedanken und Phantasien waren. So schilderte er in einem Brief bis in Details eine Hinrichtung, die am helllichten Tag auf einem öffentlichen Platz stattfand, und Niklas war zuerst erschrocken, als er es las, bis ihm klar wurde, dass Johannes damit etwas beschrieb, was er subjektiv erlebt hatte, was in seinen Phantasien stattfand und seine momentane Verfassung beschrieb. Für Niklas war dieses subjektive Erleben nicht so wichtig; es war eher so etwas wie

eine Geräuschkulisse, die einen vom Wesentlichen ablenkte, nämlich dem, was objektiv der Fall war. Dass es für Johannes genau umgekehrt war, lag bestimmt auch an seinem Autismus.

Der Zug kam pünktlich kurz vor sechs Uhr morgens in Hamburg an, nur Johannes war weit und breit nicht zu sehen. Niklas wartete eine ganze Weile; insgeheim hatte er ja schon damit gerechnet, dass sich Johannes verspäten würde. Aber er kam gar nicht. Schließlich fuhr Niklas mit dem Taxi zu Henry und ging, gleich nachdem er seine Koffer dort abgestellt hatte, zum Bauwagenplatz, um nach Johannes zu sehen. Als er dort die Tür öffnete, wurde er stutzig: Im Bett lag jemand anderes als Johannes. Er sah sich um, es waren aber seine Sachen und es musste sein Bauwagen gewesen sein. Der junge Mann im Bett sah Niklas schläfrig an. „Ist das nicht Jans Bauwagen?“, fragte Niklas und der junge Mann antwortete, „Der ist gerade zum Bahnhof gegangen, um irgend so einen Typen abzuholen.“ „Typisch“, dachte Niklas und ging wieder zurück zu Henry. Kurz darauf kam dann auch Johannes, dem die Situation merklich unangenehm war, immerhin. Niklas hörte seinen Erklärungen gar nicht zu, sondern beobachtete diesen Jungen, der eher wie ein Fünfzehnjähriger wirkte als wie ein Fünfundzwanzigjähriger. Wie er dastand mit den beiden Mützen auf und vor lauter Aufregung vergaß, sich auszuziehen. Er ist Tristen wirklich in einigem ähnlich, dachte Niklas, wenn er nur genauso ordentlich und strukturiert wäre; aber er ist wie er ist und das ist auch irgendwie gut.

Niklas hatte Johannes mitgeteilt, dass er sich für eine richtige Beziehung mit ihm entschieden hatte. Das hatte ihn wohl ziemlich glücklich gemacht. Jedenfalls war das Kuschneln sehr intensiv, viel intensiver als er es in Erinnerung hatte. Johannes hatte ihm dafür Handschellen geschenkt. Das war es wohl, er stand darauf, gefesselt zu werden. Niklas konnte es schwer nachvollziehen, dass es einem gefallen konnte, gefesselt zu sein. Vielleicht als Teil einer Machtinszenierung, wie das im SM in der Regel passiert. Aber das schien nicht Johannes' Geschmack zu treffen, ihm ging es nur darum, gefesselt zu sein. Niklas fiel es sehr schwer, sich darauf einzulassen, und so blieb es auch bei ein paar wenigen Versuchen. Trotzdem war es einfach nur schön, mit ihm zusammen zu sein, ganz offensichtlich auch für ihn. Johannes war fast jeden zweiten Tag bei Niklas, was allerdings auch damit zu tun hatte, dass es auf dem Bauwagenplatz ziemlich ungemütlich war. Im April begann er seinen Zivildienst und sie trafen sich deutlich weniger. Johannes hatte einen langen Anfahrtsweg zu

seiner Stelle und war nach einem Arbeitstag immer völlig erschöpft. Für Niklas war es auch eine Erleichterung, denn so hatte er auch unter der Woche Zeit für sein Studium.

Die größte Herausforderung für ihre Beziehung war der Unterschied in ihrer Emotionalität. Während Johannes fast schon unterkühlt war, sich alles gründlich überlegen musste und für alles Begründungen und Erklärungen suchte, war Niklas eher emotional und erschloss sich vieles intuitiv. Vieles, was für ihn selbstverständlich war, musste Johannes erst herleiten und begründen, um es einzusehen. Er war auch manchmal etwas geheimnistuerisch, als wenn er etwas zu verbergen hatte. Etwa diesen Max, den Niklas bei seiner Rückkehr im Bauwagen vorgefunden hatte. Offensichtlich hatte Johannes mit ihm irgendeine Art von Verhältnis, was für eines auch immer. Niklas glaubte ja nicht, dass es etwas mit Sex war, aber es war auf jeden Fall eines, das Johannes geheimzuhalten versuchte; was ihm allerdings nicht gut gelang. Immerhin gab es deutliche Fortschritte, was den Sex anging. Sie hatten wieder ihre „Sex-Kurve“ begonnen und die Ergebnisse konnten sich sehen lassen. Niklas bemerkte schnell, dass es sehr förderlich war, wenn er androhte oder andeutete, ihn zu fesseln, oder wenn er ihn festhielt. Schön waren auch im Sommer die Wochenenden am Stadtparksee. Niklas konnte mit Fug und Recht behaupten, mit Johannes eine ausgesprochen glückliche Zeit zu erleben, wohl die glücklichste bisher überhaupt. Vor allen Dingen wurde es mit ihm nie langweilig. Zum Ende des Sommers fingen sie sogar an, Geschlechtsverkehr zu praktizieren, bei dem Niklas den aktiven Part übernahm.

Im Herbst passierte, was passieren musste: Es regnete so stark, dass das Dach von Johannes' Bauwagen nicht mehr hielt und der Wagen regelrecht geflutet wurde. Johannes zog dann zu Niklas und Henry, was auf Dauer nicht gutgehen konnte. Henry und Niklas suchten fieberhaft nach einer Möglichkeit für ihn, woanders zu wohnen. Zufällig trafen sie auf einer Party einen ziemlich verrückten Typen, der erstaunlicherweise sofort Kontakt zu Johannes fand. Das war alles andere als selbstverständlich. Offenbar verstanden sie sich auf Anhieb so gut, dass Ole, so hieß der verrückte Typ, Johannes spontan anbot, bei ihm wohnen zu können. Es ging dann erstaunlich schnell, bis Johannes bei ihm eingezogen war. Auch wenn Niklas Ole ziemlich verrückt fand, war er erleichtert, dass es jetzt eine Lösung für Johannes' Wohnsituation gab.

Geheimnisse von Leben und Tod

Das schwierige Verhältnis mit Lasse hatte sich im Lauf der Jahre nicht verändert. Inzwischen waren sie ja schon sehr lange zusammen, seit mehr als zwölf Jahren zusammen und auch wieder nicht zusammen. Lasse hatte sein Studium beendet und arbeitete in einer Gemeinschaftspraxis von schwulen Ärzten; obendrein war er in der AIDS-Hilfe und AIDS-Prävention engagiert. Sie trafen sich schon seit langem etwa alle zwei Wochen, da Lasse sehr beschäftigt war und trotzdem sein Leben in der schwulen Subkultur nicht einschränken wollte. Auch wenn diese Treffen nach wie vor gut waren, vor allen Dingen auch der Sex mit Lasse, fühlte es sich nicht wie eine Beziehung an. Lasse sah es scheinbar anders. Obwohl sie sich nur so selten trafen, sprach er immer davon, dass sie in einer Beziehung lebten. „Du bist der einzige regelmäßige Partner, den ich habe“, erklärte er gerne, „Wir kennen uns ja schon so lange und sind uns so vertraut, das kann mir sonst niemand geben.“ Trotzdem war ihm seine Freiheit wichtig und kam es für ihn nicht infrage, sich stärker zu binden. Diese Treffen alle zwei Wochen waren das Maximum an Beziehung, das er für sich vorstellen konnte.

Dafür hatte Jan inzwischen eine andere Familie, nämlich die von Malte, Grace und den Zwillingen. Er pendelte zwischen seiner eigenen kleinen Wohnung, Maltes Stadtwohnung und der Villa am Stadtrand, wo Malte mit Grace und ihren beiden Kindern eigentlich wohnten; seine Stadtwohnung nutzte er nur, um in Hamburg Leute zu treffen. Die Villa war sehr groß; Jan hatte dort sein eigenes Zimmer. Auch Lasses Eltern lebten in einer Villa am Stadtrand, doch Lasse vermied es, Jan mitzunehmen, wenn er sie besuchte. Grace hatte die Villa von ihren Eltern geerbt; wenn sie die Wahl hätte, würde sie nicht in ein so großes Haus ziehen wollen, sagte sie, aber die Villa zugunsten eines kleineren Hauses oder gar einer Wohnung aufzugeben, würde sich finanziell auch nicht lohnen. Sie fühlte sich obendrein in dem Stadtteil sehr wohl. Er war schon fast wie ein Dorf, sodass sie und die Zwillinge die Natur vor der Tür hatten, und gleichzeitig war er so gut angebunden, dass Malte auch sein Stadtleben haben konnte. Für ihre Familie war die Konstellation ideal. Das war es auch für Jan, denn auch er konnte Teil der Familie werden und sich am Stadtrand aufhalten, was er sehr erholsam fand, und zugleich wie Malte ein Leben in der Stadt haben, in der Hausbesetzerszene, mit Lasse und auch mit Malte.

Malte war nur in seiner Stadtwohnung, um Leute zu treffen, die er fesselte oder von denen er gefesselt wurde, oder wenn er seinen Bondage-Kurs gab. Er trennte sein Bondage-Interesse von seinem Familienleben, das in seiner, beziehungsweise Graces Villa stattfand. Mit Grace hatte er ein gutes Verhältnis, Jan würde es freundschaftlich nennen, denn es wirkte nicht wie eine Partnerschaft, obwohl sie Kinder hatten. Sie praktizierten auch keinen Sex. Früher hätte es sich Jan kaum vorstellen können, in einer Familie zu leben, schließlich war er ja froh, der Familie seiner Eltern entkommen zu sein. Nur war Maltes Familie ganz anders. Sie war von Freundschaft, gegenseitiger Unterstützung und einem echten Interesse aneinander geprägt. Mit dem Kennenlernen von Maltes Familie wurde Jan erst bewusst, dass er sich nach so etwas sehnte, nach einem Ort, wo er zuhause war. Den hatte er bei seinen Eltern nicht und den würde er bei Lasse niemals finden. Eigentlich hatte er es ja gut arrangiert, den Familienanschluss bei Malte und alle zwei Wochen Sex mit Lasse, was natürlich auch etwas häufiger sein könnte. Mit Malte verstand er sich nach wie vor sehr gut und konnte sogar den Fessel-Treffen etwas abgewinnen, obwohl Fesseln wirklich nicht seine Sache war. Er war inzwischen ziemlich geschickt beim Fesseln, sowohl mit den Hand- und Fußschellen als auch mit den Seilen. Dabei inszenierte er das Fesseln immer so, dass es eine ganze Weile dauerte, oft mehr als eine Stunde, bis Malte komplett gefesselt war, und er dann die Wohnung verließ, um irgendwann wieder zu kommen und Malte zu befreien. Malte gefiel es außerordentlich gut, so gefesselt zu werden. Er zeigte Jan einmal ein Foto von seiner früheren Fesselbeziehung, ein junger Typ mit schwarzen Haaren, einer schwarzen Cordhose und einer schwarzen bis oben zugeknöpften Cordweste über dem Sweatshirt. Er sah richtig gut aus, so gut, dass Jan sich in einem Berufsbekleidungsladen auch so eine Cordhose und eine Cordweste kaufte. Malte war ziemlich überrascht, als er Jan zum ersten Mal in Cordhose und Cordweste sah. „Cool, sogar mit geknöpfter Hose“, sagte er und fragte, ob er Jan ausziehen durfte, „Ich zieh dich danach auch wieder an.“ Jan gefiel es, von Malte aus- und wieder angezogen zu werden, und Malte offensichtlich auch. „Das habe ich schon lange nicht mehr gemacht“, sagte er. Die Hose und die Weste zog Jan immer wieder an, er gefiel sich gut darin, auch weil es eine Abwechslung zu seinem üblichen Military-Stil war. Vor allen Dingen zog er sie immer zu den Fesseltreffen mit Malte an, wo es zu einem festen Bestandteil wurde, dass Malte ihm die Weste und die Hose aufknöpfte, ihn bis auf die Unterhose auszog, betrachtete und wieder anzog.

Es war eine spezielle Freundschaft, die die beiden pflegten; sie konnten vor allem über alles miteinander reden. Malte war jemand, dem man alles anvertrauen konnte. Und noch spezieller war seine Familie. Grace war eine erstaunliche Person, ihre Ausstrahlung vereinte in einer Weise Herzlichkeit und Selbstbewusstsein, die Jan ungemein faszinierte. Er hatte einmal einen Film über Frauen in Westafrika gesehen, die darin als sehr stark und selbstbewusst dargestellt wurden; Grace war so eine Frau. Ganz besonders waren ihre Zwillinge, Aliou und Sekou, die noch nicht einmal ihre Eltern voneinander unterscheiden konnten. Keiner wusste, wer von den beiden Jungs wer war, noch nicht einmal, ob etwa Aliou auch der von gestern war oder gestern doch als Sekou durchging. Grace war sich ganz sicher, dass die beiden ihre Identität tauschten, und vermutete, dass sie es sehr häufig taten, vielleicht täglich, vielleicht sogar auch mehrmals an einem Tag. Aber weder sie noch Malte wussten es bestimmt. Sie hatten mit den Zwillingen Situationen erlebt, die darauf hindeuteten, dass sie ihre Identitäten wechselten; so hat sie Grace einmal erwischt, wie sie ihre Pullover tauschten, auf denen ihre jeweiligen Namen standen, aber solche Momente gab es nur sehr wenige. Die Zwillinge selbst hüllten sich in Schweigen, was das betraf. Wenn sie gefragt wurden, schauten sie einen an, als wäre die Frage geradezu absurd und antworteten, dass sie es nicht wussten. Für ihre Eltern war es in Ordnung so; sie mochten beide Söhne in gleicher Weise und ihr Alltag funktionierte auch so. Im Grunde gab es keine Notwendigkeit, zu wissen, wer von den beiden gerade Aliou hieß und wer Sekou.

Bis sie in die Schule kamen, denn die Schule bestand darauf, dass sie in verschiedene Klassen kamen. Es war der Schule sehr wichtig, genau zu wissen, wer genau von den beiden in welcher Klasse war, alleine wegen der Zeugnisse. Doch die Lehrerinnen und Lehrer waren immer unsicher, wen von beiden sie vor sich hatten. Immer wieder kam der Verdacht auf, sie wären am Tag zuvor in der jeweils anderen Klasse gewesen; eindeutig beweisen ließ es sich allerdings nie. Die Grundschulzeit war auch die Zeit, in der den beiden klarwurde, dass sie die einzigen waren, die ihre Identitäten wechselten. Tatsächlich war es für sie so selbstverständlich und natürlich, mal Aliou, mal Sekou zu sein, dass sie sich gar nicht vorstellen konnten, wie es war, immer nur ein und dieselbe Person zu sein. Als sie einmal mit Malte darüber sprachen, sagte einer von ihnen, „Ich bin mal Sekou, mal Aliou; ich weiß immer ganz genau, wer ich jetzt bin, aber nicht, wer ich eine Viertelstunde später bin. Wenn mich niemand fragt,

denke ich nicht darüber nach, wer ich bin, dann bin ich beides, Sekou und Aliou. Erst wenn mich jemand anspricht, kommt mir der Gedanke, ‚Ich bin Aliou‘, oder, ‚Ich bin Sekou‘.“ Für die Zwillinge war klar, dass sich andere Menschen nur deswegen als immer dieselbe Person wahrnahmen, weil sie sich permanent selbst ansprachen, mit ihrem jeweiligen Namen, der auch immer gleich blieb. Erst durch die Schule und den häufigeren Kontakt mit anderen Kindern in ihrem Alter wurde klar, dass sie tatsächlich ihre Identitäten wechselten. Das Wechseln ihrer Identitäten war im Grunde genommen ihre Identität, das, was sie ausmachte und worin sie sich von anderen unterschieden.

Die Schule bestand darauf, dass die Frage der Identität der Zwillingen ärztlich untersucht wurde, da waren sie bereits im zweiten Schuljahr. Zunächst wurden sie von einem Amtsarzt untersucht, der sie dann zur Beobachtung für eine Woche in eine Klinik schickte. Die Untersuchungen waren eine Farce und die Ärzte von der Fragestellung überfordert. Am Ende gab es das nun amtliche Ergebnis, dass es keine eindeutigen körperlichen Unterscheidungsmerkmale gab und es auch den Psychologen nicht möglich war, herauszufinden, mit wem von beiden sie es zu tun hatten. Die Schule war mit einem solchen Ergebnis nicht zufrieden und forderte, die beiden in eine Förderschule umzuschulen, weil für sie keine individuellen Zeugnisse erstellt werden konnte. Das veranlasste Grace, sie in eine andere Schule wechseln zu lassen. Dort konnten sie gemeinsam in einer Klasse unterrichtet werden, mussten allerdings einen längeren Schulweg in Kauf nehmen und mit dem Bus in die Schule fahren. In dieser Zeit hatte Jan ein recht enges Verhältnis zu den Zwillingen bekommen. Er nahm sie tatsächlich wie eine Person wahr, sodass es am Ende wirklich egal war, mit welchem von beiden er gerade sprach. Er hatte sogar das Gefühl, mit einem von beiden ein Gespräch fortsetzen zu können, dass er mit dem anderen begonnen hatte; sicher war er sich dabei allerdings nicht.

Die Schwierigkeiten, die sie mit der ersten Schule hatten, war auch ein Anlass für Grace und Malte öfters über dieses bemerkenswerte Zwillingenverhältnis von Aliou und Sekou zu sprechen. Nicht selten waren auch Jan und die Zwillinge dabei. Sie verunsicherten die drei anderen damit, dass sie ihre Individualität infrage stellten und erklärten, sie könnten sich überhaupt nicht vorstellen, jeweils eine eigenständige individuelle Person zu sein. Ihr Sein war losgelöst von ihren Körpern. Sie stellten sogar die Frage, ob es nicht eine Illusion sei, einen „eigenen“ Körper zu haben. „Was soll das denn für ein Körper sein, der nicht durch

und durch mit seiner Umwelt verbunden ist?“, fragte einer von beiden, „Und mit seiner Umwelt ist er doch automatisch mit anderen Körpern verbunden.“ Sie erklärten auch, dass sie sich nicht nur gegenseitig spüren könnten, sondern ihr Gespür auch immer ihre Umgebung umfasste. Sobald jemand anderes mit im Raum war, spürten sie auch diesen Körper. „Wenn wir hier mit euch reden, spüren wir euch. Warum spürt ihr uns nicht auch? Warum spürt ihr euch nicht gegenseitig?“ Waren Grace, Malte und Jan tatsächlich einer Illusion aufgesessen, nicht nur, was ihre Person anging sondern auch ihre Körper? Nahmen sie sich nur deswegen als ein Individuum wahr und ihre Körperlichkeit als ihren jeweils eigenen Körper, weil ihr Gehirn ihnen etwas vorgaukelte? Etwas, was hilfreich war, in ihrer Umwelt zurecht zu kommen, vor allen Dingen auch in ihrer sozialen Umwelt, was aber gar nicht der Wirklichkeit entsprach? Diese Vorstellungen von einer eigenen Individualität waren auf jeden Fall so stark, dass sie auch nicht überwunden werden konnten, als ihnen die Zwillinge quasi den Spiegel vorhielten und ihnen zeigten, dass sie tatsächlich nichts weiter als Illusionen waren. In den Gesprächen wurde auch deutlich, dass sich die überindividuelle Wirklichkeit, wie sie die Zwillinge wahrnahmen, in einem Denken und Empfinden zeigte, das nicht sprachlich war. „Wenn ich spreche, dann bin ich Aliou“, sagte einer der Zwillinge, „oder Sekou, und wenn ich aufhöre mit Sprechen, bin ich wieder beide oder keiner von beiden.“

Eigentlich konnte Jan zufrieden sein mit seinem Leben, wenn da nicht Lasse gewesen wäre. Er dachte oft darüber nach, ob es nicht besser gewesen wäre, ihn einfach zu vergessen, oder sich zumindest einzugestehen, dass Lasse eben nicht der Richtige war, eben keiner, in den er sich verlieben sollte. Aber so einfach war es nicht, er war in Lasse verliebt, mehr als das, er liebte ihn. Wenn ihm in den zwölfenhalb Jahren, seit sich sich kannten, etwas klar geworden war, dann das. So oft hatte Jan den Gedanken, dass ihm Lasse gerade so viel gab, wie nötig war, dass er ihn nicht loslassen konnte. Eigentlich sagten alle, mit denen er darüber sprach, dass ihn Lasse ausnutzte und als Gespielen hielt, quasi als Teil seines Harems. Malte und Grace formulierten es nicht so drastisch, zumal sie Lasse gar nicht kannten, aber sie kamen auch zu dem Schluss, dass es Jan gut täte, sich von dieser Liebe zu trennen, einer Liebe, die ja nicht erfüllt wurde. Und trotzdem konnte Jan nicht anders.

Zu ihrem zehnten Geburtstag wollten die Zwillinge eine große Feier geben, zu der auch ihre Klassenkameraden und Kinder aus der Nachbarschaft eingela-

den werden sollten. Jan übernahm die Aufgabe, die Feier zu organisieren. Dazu hatte er sich einiges einfallen lassen, was von den Feiernden gut angenommen wurde. Am Tag nach der Feier, beim Aufräumen, fragte ihn einer der Zwillinge, seinem Pullunder entsprechend Aliou, warum er so oft traurig war. Jan war von dieser Frage überrascht, denn er hatte nicht das Empfinden, oft traurig zu sein. Allerdings, als er darüber nachdachte, fiel es ihm auf: Er versuchte so sehr, seine Traurigkeit zu verbergen, dass er sie selbst nur noch selten spürte. Aliou hatte recht, er war wirklich oft traurig. Jan versuchte, ihm zu erklären, dass es mit Lasse zu tun hatte, weil er ihn liebte und Lasse diese Liebe nicht erwiderte. „Wen magst du denn eigentlich lieber, Lasse oder Malte“, fragte ihn Aliou und brachte Jan in Schwierigkeiten, eine angemessene Antwort zu finden. Aliou wunderte sich, dass Jan zögerte, ihm eine Antwort zu geben. „Das lässt sich nicht vergleichen“, sagte er schließlich, „Malte ist ein wirklich guter Mensch und vor allen Dingen auch ein guter Freund; mein bester Freund.“ Doch was war den Lasse für ihn? „Mit Lasse ist es anders“, versuchte Jan zu erklären, „Eigentlich ist es so, dass ich ihn mag, obwohl er kein guter Freund ist. Ich finde, wir gehören zusammen, aber Lasse sieht es irgendwie anders.“ Inzwischen war auch Sekou zu dem Gespräch dazu gekommen. Wie kann es sein, dass Jan zu Lasse gehörte, aber Lasse nicht zu Jan? Liebe, Freundschaft, Partnerschaft, das sind doch nur Ideen, solange sie nicht auf Gegenseitigkeit beruhen und konkret auch gelebt werden. Grace und Malte waren doch deswegen zusammen, weil sie ihr Zusammensein lebten, und dann war es egal, wie sie es bezeichneten, als Partnerschaft, Freundschaft oder Liebe. Auch Sekou fand es schwierig nachzuvollziehen, wie man jemanden lieben konnte, ohne zugleich auch geliebt zu werden. Es wäre ja, als wenn Aliou sein Zwillingsbruder wäre, er aber nicht Alious. Das ergab doch keinen Sinn.

Jan erzählte auch von der Krise, die er im letzten Jahr mit Lasse erlebt hatte. Da hatte sich Lasse in jemand anderen verliebt. Das hielt nur wenige Wochen, bis sich herausstellte, dass derjenige Lasse nicht liebte und vor allem auch kein Interesse an einem Lasse hatte, der in ihn verliebt war. So knapp wie in dieser Zeit war Jan noch nie davor, sich von Lasse zu trennen, aber trotzdem hatte er es nicht geschafft. Aliou und Sekou wunderten sich sehr über so eine Form der Liebe. Lasse gab es offensichtlich zwei Mal, einmal als der reale Lasse und einmal als ein Lasse, in den Jan verliebt war. Aber dieser Lasse hatte mit dem realen nicht viel zu tun, womöglich gar nichts. Er hatte wohl viel mehr mit Jan

zu tun; hatte sich Jan womöglich in sich selbst verliebt? Dann wäre Lasse nur so etwas wie ein Spiegel, den man ja einfach austauschen könnte – in Malte? „Spieglein, Spieglein an der Wand“, sagte Aliou und Jan fragte, „Wie kommst du denn darauf?“ „Spieglein, Spieglein an der Wand“, wiederholte Sekou und lachte. Dann sahen sich die beiden in die Augen und sagten zugleich, „Wer ist der Schönste im ganzen Land?“

Im Herbst kamen die Zwillinge auf ein Gymnasium. Grace musste im Vorfeld Gespräche mit der Klassenlehrerin und der Direktion führen, bis sich die Schule bereit erklärte, beide in eine Klasse zu nehmen. Ursprünglich sollten sie in zwei Parallelklassen gehen, um auf diese Weise sicherzustellen, dass der Richtige am Ende das richtige Zeugnis erhielt, und Grace befürchtete, dass dann ähnliche Probleme aufkommen würden wie anfangs in der Grundschule. Aber es gelang ihr, die Klassenlehrerin davon zu überzeugen, die Identität der Zwillinge nicht zu hinterfragen, sondern sich einfach an dem zu orientieren, was sie angaben, beziehungsweise, wer sie angaben zu sein. Dafür sollten ihr Platz in der Klasse, ihre Schultasche und auch ihre Hefte alle mit ihrem Namen beschriftet sein. Wer also am Aliou-Platz saß und aus der Aliou-Tasche das Aliou-Heft zog, war Aliou. Die Zwillinge versprachen dafür, in der Schule zweideutige Situationen, etwa ein Sekou-Heft auf dem Aliou-Platz, zu vermeiden, immer unterschiedlich gekleidet in die Schule zu kommen und während eines Schultages jeweils derselbe zu bleiben. Das war ein guter Kompromiss; die Zwillinge konnten sich gut darauf einlassen. Das Gymnasium war von Anfang an ein guter Rahmen, in dem sie sich auch mit ihrem Zwilling-Sein auseinandersetzen konnten.

Eine Person in zwei Körpern zu sein, bedeutete nämlich viel mehr als das, es bedeutete, eine ganz andere Form des Person-Seins und Körper-Seins zu erleben als andere Menschen. Für Aliou und Sekou war ihre Art des Lebens, ihr Selbst-Sein und In-der-Welt-Sein völlig natürlich; sie waren da hineingewachsen. Schwierig war für sie zu verstehen, dass andere Menschen sich selbst, ihre Person und ihren Körper als etwas Individuelles erlebten, als etwas, das sich klar und deutlich von ihrer Umwelt und anderen Personen und Körpern abgrenzte. Erst vor diesem Hintergrund waren ihre Verhaltensweisen zumindest in groben Zügen zu verstehen. Das half den Zwillingen ungemein, denn ohne dass sich ihnen das Verhalten anderer Menschen erschloss, war es schwierig, sie einzuschätzen, mehr ein Raten als ein Verstehen. Vor allen Dingen vermit-

telte es ihnen ständig das Gefühl, fremd zu sein, anders zu sein und nicht richtig dazu zu gehören, ohne zu verstehen, warum. Nur mit Grace und Malte war es anders; sie hatten sich mit der Zeit so aneinander gewöhnt, dass die Unterschiede zwischen ihnen keine Rolle mehr spielten.

So war es ein bisschen auch mit Jan. Das heißt, sie fühlten sich in seiner Gegenwart nicht fremd, aber wunderten sich dennoch immer wieder über ihn. Vor allen Dingen, was er von seinem Verhältnis mit Lasse erzählte, kam ihnen vor wie Schilderungen aus einer anderen Welt. Da sie neugierig waren und ihn immer wieder danach befragten, erzählte er ihnen recht viel darüber. Dass sich Lasse in jemand anderen verliebt hatte, hatte ihr Verhältnis grundlegend verändert; so nahmen es zumindest die Zwillinge wahr. Es war zwar nur eine kurze Episode, die für Lasse am Ende keine Bedeutung hatte, wie Jan erzählte, aber für Jan hatte sie eine Bedeutung. In ihm hatte sie grundlegende Zweifel an seinem Verhältnis mit Lasse gesät, die nicht mehr zu beseitigen waren. Immer wieder stritten sie sich, weil Jan jetzt anfang, seine Bedürfnisse zu formulieren und Lasse oft in einer herablassenden Weise darauf reagierte. Als Jan etwa den Wunsch äußerte, ein ganzes Wochenende mit ihm verbringen zu wollen, antwortete Lasse, „Du willst mich wohl zu Tode langweilen.“ Nachdem sich Jan über diese Bemerkung beschwerte, erklärte Lasse lediglich, dass es doch ein Scherz war und Jan nicht gleich so beleidigt sein sollte. So ging es wohl ständig, so wie es Jan schilderte. Für die Zwillinge war klar, dass dieses Verhältnis nicht zu retten war; wahrscheinlich war es das von Anfang an nicht gewesen. Aber Jan wollte so etwas nicht wissen und fand immer neue Argumente, warum er sein Verhältnis zu Lasse nicht beenden wollte.

Doch es wurde immer schwieriger, gute Argumente zu finden, und es gab immer wieder Anlässe, die Jan an ihrem Verhältnis grundsätzlich zweifeln ließen, wie in diesem Spätsommer. Jan hatte sich auf das Treffen mit Lasse gefreut, da sie sich schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen hatten, seit Jans fünf- unddreißigstem Geburtstag nicht und das war schon über einen Monat her. Die Geburtstagsfeier war der erste Anlass überhaupt, zu dem Lasse in die Villa gekommen war und sah, wie Jan lebte. Obwohl sie seit vielen Jahren, vierzehn inzwischen, ein Verhältnis hatten, lebten sie jeweils in ihrer eigenen Welt, von der der andere nur wenig wusste. Lasse war nicht besonders an Jans Familienleben interessiert und erzählte auch nicht viel von seinem eigenen Leben. Das änderte sich auch durch die Geburtstagsfeier nicht. Danach fuhr Lasse mit sei-

nen Eltern ans Mittelmeer. Seit er mit sechzehn von Zuhause ausgezogen war, war es das erste Mal, dass er mit seinen Eltern längere Zeit zusammen verbrachte; sie hatten sich in den letzten Monaten angenähert, nachdem Lasses Mutter schwer krank wurde. Auch davon wusste Jan nur sehr wenig, so wenig, dass er sich noch nicht einmal sicher war, ob es stimmte, oder Lasse nur als Vorwand nutzte, sich nicht bei Jan zu melden. Jetzt war Lasse wieder zurück und hatte sich eigentlich mit ihm verabredet. Eigentlich, denn kurz vorher rief er an und erklärte, dass ihm etwas dazwischen gekommen war, irgendetwas mit seiner Mutter, wie Lasse andeutete. Es kam prompt wieder zu einem Streit, nachdem Jan den Verdacht äußerte, dass er sich mit jemand anderem zum Sex verabredet hatte, und Lasse ihm vorwarf, krankhaft eifersüchtig zu sein. „Du mit deiner Eifersucht machst alles kaputt“, sagte er und Jan legte den Hörer auf, ohne etwas darauf zu antworten.

Um sich abzulenken, entschied sich Jan, in die Schwulenkneipe zu gehen; das hatte er schon lange nicht mehr gemacht. Dafür zog er sich eine seiner Tarnhosen und zwei T-Shirts an. Das hatte er schon lange nicht mehr getragen, obwohl es genau die Kombination war, in der er sich am besten gefiel, schon seit seiner Schulzeit, Tarnhose und zwei T-Shirts übereinander. Dazu kam noch seine schwarze Mütze, mit der er richtig gut aussah, wie er fand. Obwohl der Sommer schon zu Ende war, war es noch recht mild, sodass er ohne Jacke gehen konnte. Nachdem er in der Kneipe das zweite Bier bestellt hatte, kam ein junger Punk und setzte sich neben ihn an den Tresen. Er wohnte auf einem Bauwagenplatz und lud Jan ein, mit zu ihm zu kommen. Dort unterhielten sie sich angeregt, hörten Musik und legten sich schließlich zusammen ins Bett. Für Sex waren sie beide zu betrunken, aber sie lagen noch lange wach und genossen es, zusammen im Bett zu liegen. Sie verbrachten auch den nächsten Vormittag zusammen im Bett; der Punk schien zwar nicht an Sex interessiert zu sein, aber das war egal. Es fühlte sich so gut an, mit ihm im Bett zu liegen, dass Jan sogar für einige Momente Lasse vergessen konnte. Als sie aufstanden war es schon Mittag und sie kochten sich Nudeln mit Tomatensoße. Danach legten sie sich nochmal ins Bett und hörten Musik. Als Jan schließlich gehen wollte, umarmten und küssten sie sich ausgiebig zum Abschied; auch ohne Sex war es auf jeden Fall eine richtig schöne Begegnung. Vor allen Dingen machte sie Jan über sein Verhältnis zu Lasse nachdenklich, weil es mit ihm kaum mehr solche schönen Momente gab. Lasse gab regelmäßig ihm die

Schuld dafür, dass sie nicht mehr entspannt miteinander umgehen konnten, und das belastete Jan sehr. Warum konnte das alles nicht einfacher sein mit der Liebe, warum nicht einfach so wie mit diesem Punk, dass man sich trifft und einfach zusammen wohl fühlt.

Jan hatte sich gerade seine Mütze aufgesetzt, als es an der Bauwagentür klopfte, „Die Bullen räumen den Platz, los raus!“ „Au scheiße“, sagte der Punk, als er aus dem Fenster sah. Die Polizisten waren auf dem Platz und fingen schon an, die Bewohner aus ihren Wagen zu holen und festzunehmen. Kurz darauf wurde auch ihre Tür aufgerissen und sie aus dem Wagen gezerrt und unsanft an den Bauwagen gestellt. Sie wurden abgetastet, ihre Portemonnaies und Schlüssel aus den Hosentaschen gezogen und sie bekamen Handschellen angelegt. Dann wurden sie in einen Polizeibus gesetzt und einige Zeit später zur Polizeiwache gefahren, die bereits mit den Leuten vom Bauwagenplatz gefüllt war. Jan stand mit einer kleinen Gruppe von Gefangenen zusammen, die nach und nach die Handschellen abgenommen bekamen und in eine Arrestzelle gebracht wurden. Die Handschellen waren ganz schön unbequem und Jan war erleichtert, als er endlich an der Reihe war. Doch plötzlich rief ein Polizist, „Der nicht; er hat nach einem Kollegen geschlagen.“ „Das stimmt doch gar nicht“, sagte Jan, aber das interessierte nicht; er wurde in Handschellen zu den anderen in die Arrestzelle geführt. Dort war er der Einzige, der noch gefesselt war, und einer der Inhaftierten mutmaßte, „Die haben es wohl auf dich abgesehen.“ Und tatsächlich, die anderen wurden nach und nach freigelassen, bis nur noch Jan übrig blieb und einer der Polizisten fragte, „Was ist mit dem?“ „Da laufen noch Ermittlungen“, antwortete der andere. Jan wurde unruhig, vor allen Dingen wegen der Aussicht, noch länger gefesselt zu sein. „Nehmen Sie mir wenigstens die Handschellen ab?“, fragte er. Einer der Polizisten fragte den anderen, „Was meinst du?“, doch der schüttelte den Kopf, „Fremdgefährdung.“ Dann gingen sie und ließen Jan in Handschellen alleine in der Zelle sitzen. Schon nach kurzer Zeit juckte es ihn überall, vor allen Dingen auch am Kopf unter der Mütze, aber mit den Händen auf dem Rücken konnte er sich nicht kratzen. Er hätte die Mütze abstreifen können, aber dann wäre sie auf die Pritsche oder den Boden gefallen und am Ende hätte er sie verloren.

Gefesselt zu sein, löste in ihm ein obendrein sehr unangenehmes, angespanntes Körpergefühl aus. In dieser Situation kam ihm immer wieder Lasse in den Sinn: Auch in ihrem Verhältnis fühlte er sich nicht selten wie gefesselt, weil er

nichts tun konnte, um aus diesem Liebesdilemma herauszukommen. Jan stand immer wieder auf und lief die Zelle auf und ab, weil ihm die Zeit darin ewig vor- kam. Er musste schon Stunden in der Arrestzelle verbracht haben, als er spür- te, dass er pinkeln musste. „Ich muss auf Klo“, rief er. Er hätte schon viel früher sagen sollen, dass er pinkeln musste, denn zum Pinkeln würde man ihm be- stimmt die Handschellen abnehmen und dann nicht wieder anlegen. Dafür gab es ja keinen Grund. Kurz darauf kam ein Polizist und führte ihn in eine Toilette und nahm ihm erst, als er vor dem Urinal stand, die Handschellen ab. Wie in ei- nem Reflex wollte sich Jan am Kopf kratzen, wo es besonders stark juckte, aber der Polizist herrschte ihn an, „Hände runter!“ Jan stand eine Weile vor dem Urinal, ohne dass etwas passierte; er konnte nicht unter Aufsicht pinkeln. Erst als der Polizist sagte, „Ich warte nicht ewig“, kam etwas. Kaum dass er fer- tig war, befahl ihm der Polizist, „Hose zu und Hände auf den Rücken.“ Jan hat- te eigentlich gehofft, nach dem Klogang keine Handschellen mehr angelegt zu bekommen, und spürte, wie sich schon bei der Vorstellung sein ganzer Körper anspannte. „Muss ich denn gefesselt sein? Ich habe mich doch gar nicht gegen die Festnahme gewehrt“, fragte er, als er sich die Hose zugeknöpfte. Er nahm dann sofort seine Hände auf den Rücken, um seine Kooperationsbereitschaft zu zeigen, aber der Polizist ließ sich nicht umstimmen und antwortete, „Ich habe meine Vorschriften.“ Jan hakte nach, „Darf ich mir dann wenigstens die Mütze abnehmen?“ Es nutzte nichts. Kaum hatte er die Frage gestellt, hörte er, wie die Handschellen zuerst an einem, dann an dem anderen Handgelenk ein- rasteten. Doch dann nahm ihm der Polizist die Mütze ab und sagte, „Ich leg sie zu Ihren Sachen.“ Da sich Jan nicht kratzen konnte, juckte es trotzdem an sei- ner Kopfhaut und kaum zurück in der Zelle war er wieder diesem unangeneh- men Körpergefühl ausgesetzt. Vor lauter Anspannung fühlten sich seine Arme wie verkatert an. Er erinnerte sich an Maltes Hinweis, unbedingt darauf zu ach- ten, die Muskeln zu entspannen, wenn man gefesselt war, doch entspannt war Jan ganz und gar nicht. Er hatte im Gegenteil das Gefühl, vor lauter Anspan- nung zu zerreißen. Wieder vergingen Ewigkeiten, bis er endlich aus der Arrest- zelle geholt und von den Handschellen befreit wurde. Er bekam seine Sachen wieder und konnte gehen; inzwischen war es nach Mitternacht.

Als er am Tag danach Malte von dieser Begebenheit erzählte, musste der la- chen. „Dass mir so etwas nicht passiert“, sagte er und schilderte, wie einer sei- ner früheren Freunde bei einer Demonstration zuerst verhaftet wurde, dann

aber eine Gelegenheit zu Flucht nutzen und sich verstecken konnte. „Aber die Handschellen hatte er schon an und musste sie den ganz Tag lang tragen, bis ich die Möglichkeit hatte, ihn daraus zu befreien“, erzählte er, „Obwohl er darauf steht, gefesselt zu werden, war es ihm zu viel, fast einen ganzen Tag in Handschellen zu verbringen.“ Die Räumung des Bauwagenplatzes war ein Titelblattthema einer Hamburger Zeitung und Jan staunte nicht schlecht, als er das Foto sah: Da standen er und vier weitere Bauwagenplatzbewohner gefesselt vor dem Bauwagen des Punks. Alle hatten ihr Gesicht zur Wand, bis auf Jan, der über die Schulter in die Kamera blickte. Er hatte bei seiner Verhaftung gar nicht mitbekommen, dass er fotografiert worden war. Ein Jahr später wurde in mehreren kleinen Kinos ein Film über die Räumung gezeigt, der genau dieses Foto für seine Ankündigungen verwendete. So wurde Jan zum Gesicht für einen Bauwagenplatz, mit dem er eigentlich nichts zu tun hatte. Im Film kam er allerdings nicht vor. Als er ihn sich ansah, erfuhr er, dass die Räumung im Nachhinein als unrechtmäßig anerkannt wurde, was allerdings für die Bewohner nichts änderte; sie kamen größtenteils auf anderen Plätzen unter.

Nicht lange, nachdem er sich den Film angesehen hatte, bekam er eine Nachricht, die mit „Jan (Parka)“ unterschrieben war. Er wusste sofort, wer es war und rief gleich die Telefonnummer an, die auf dem Zettel stand. Er hörte Jans Stimme am Telefon und fühlte sich sofort in die Zeit versetzt, als er noch in Freiburg gewohnt hatte. Bei ihrem Treffen wurde Jan von seinen Gefühlen regelrecht überrumpelt. Ihm war überhaupt nicht klar, was er für diesen Menschen empfunden hatte. Er war überrascht, was Jan, der Hannes, immer noch in ihm auslöste. Um mit diesem Gefühlschaos zurecht zu kommen, trank er recht viel Bier an dem Abend mit Jan, so viel, dass er am Ende betrunken war. So viel trank er nur selten. Als sie sich verabschiedeten, umarmte er ihn und drückte ihn fest an sich. Das fühlte sich nicht nur gut an, er spürte sofort einen ungeheuren Druck in seiner Hose. Vielleicht wäre er damals besser eine Beziehung mit Jan eingegangen als mit Lasse; das hätte bestimmt besser funktioniert. Vor allen Dingen wäre so ein Verhältnis von einer gegenseitigen Liebe geprägt gewesen, die es mit Lasse eigentlich nie gegeben hatte. Da war es immer nur Jan, der liebte. Bei Hannes-Jan war auch nach so langer Zeit sofort zu spüren, was sie füreinander empfanden; der Zauber der beiden Jans, ging Jan durch den Kopf. Aber das war jetzt zu spät; diese Einsicht kam fünfzehn Jahre zu spät. „Wie du will ich sein“, kam es Jan auf dem Weg nach Hause in den

Sinn; Jan konnte noch genau erinnern, wie Hannes das zu ihm sagte und dann zu Jan wurde. In diesem Moment entschied er, sich von Lasse zu trennen; endgültig. Noch nie war für ihn eine Entscheidung so klar, wie diese.

Beim Aufräumen hatte Niklas das Foto plötzlich in der Hand: Jan, er und Jochen an Silvester 1990. Das war lange her, damals hatte er Jan noch Johannes genannt, wie er ja in Wirklichkeit hieß. Inzwischen akzeptierte er, dass sein Partner Jan genannt werden mochte, weil er offensichtlich fand, das es besser klang, weniger altmodisch. Dabei war Johannes doch ein guter Name; Niklas verstand immer noch nicht, was gegen diesen Namen sprach, aber es war eigentlich auch egal. Immer wieder rutschte ihm dann doch Johannes durch, aber das schien Johannes oder eben Jan auch nicht weiter zu stören. Während er über Johannes nachdachte, kam ihm plötzlich Jochen in den Sinn. Die Begegnung mit ihm vor fünf Jahren war recht unerwartet; er rief Niklas einfach an und lud ihn zu sich zur Silvesterfeier ein, irgendwo auf dem Land in Süddeutschland. Jan kam mit. Die Feier war unerwartet schön mit knapp fünfzehn Gästen, die alle sehr angenehm und entspannt waren; essen, trinken, nach draußen gehen und Feuerwerk abbrennen. Sogar Jan gefiel es und das wollte etwas heißen. Allerdings stellte Niklas bei dieser Gelegenheit fest, dass Jochen überhaupt nicht sein Typ war, zwar immer noch gut aussehend, aber eben nicht sein Typ. Obendrein sagte er, dass er „stockhetero“ war und die Jugenderlebnisse mit Niklas als eine „vorübergehende Verirrung“ einordnete. Niklas rätselte, wie es sein konnte, dass er mit ihm seine ersten sexuellen Erfahrungen gemacht hatte. Was hatte ihn früher an ihm gereizt? Es war wohl wirklich nur sein Aussehen; Niklas wunderte sich über sich selbst. So blieb es auch bei dieser einen Begegnung und das war auch gut so.

Dagegen war Jan durchaus sein Typ, wenn er nur nicht so kompliziert und manchmal auch verrückt gewesen wäre. Tatsächlich war ihm Jan ein Rätsel geblieben, obwohl er seit zehn Jahren mit ihm zusammen war. Niklas empfand ihn als ziemlich widersprüchlich. Auf der einen Seite war Jan ein Punk, unnahbar mit Nietengürtel und -armbänder, zerrissenen oder selbstgebatikten Hosen und gefärbten Haaren, auf der anderen Seite kam hinter der bisweilen sehr harten Fassade oft ein unerwartet sensibler und verletzlicher Mensch zum Vorschein. Jan war häufig krank, meistens nicht richtig, aber schon so, dass es ihm anzumerken war. Offenbar machte ihn Stress krank, so erklärte er es sich zumindest, und Niklas hatte den Eindruck, dass es vor allen Dingen dann der

Fall war, wenn es um soziale Kontakte ging. Manchmal konnte er den Eindruck gewinnen, dass Jan generell soziale Kontakte krank machten, zumindest dann, wenn sie gehäuft auftraten, in Kneipen, beim Einkaufen oder ähnlichen Gelegenheiten. Niklas fand auch, dass ein Gutteil von Jans Stress seinem chaotischem Leben geschuldet war. Jan musste scheinbar jeden Tag alles wieder von neuem lernen, kannte keine Konventionen und konnte sich keine Absprachen merken. Das war nicht nur für Jan anstrengend sondern auch für alle, die näher mit ihm zu tun hatten, vor allen Dingen auch für Niklas. Das wurde durch ihr politisches Umfeld noch verstärkt, weil nicht wenige Jan für die Radikalität seiner Lebensführung und der Konsequenz, mit der er Normen und Konventionen ignorierte, bewunderten.

Besonders in der Zeit, als er mit Ole zusammengelebt hatte, steigerte sich diese Form der Lebensführung zeitweise in ziemliche Extreme. Mit einem Gruseln erinnerte sich Niklas an die hygienischen Zustände in deren gemeinsamer Wohnung, in der Zeit, bevor Ole sich mit AIDS angesteckt hatte. Danach wurde es zumindest besser, auch wenn es noch weit von Niklas' Vorstellungen entfernt war. Erst seit Jan mit Niels zusammenwohnte, seit etwas über einem Jahr, war seine Wohnung in einem Zustand, den Niklas akzeptabel fand. Auf der anderen Seite gab es auch den Jan, dem keine Idee zu verrückt war und dessen Kreativität scheinbar keine Grenzen kannte. Da waren die LSD-Treffen, die er gemeinsam mit Ole durchgeführt hatte. Es war klar, dass sich Niklas in keiner Weise darauf einlassen konnte, da sein Verhältnis zu solchen psychoaktiven Drogen durch seine Jugenderfahrungen zu belastet war. Aber er sah auch, dass diese Treffen künstlerisch und auch in Hinblick auf die Reflexion der dabei gemachten Erfahrungen ziemlich anspruchsvoll waren. Fast das Gegenteil davon, Drogen zu nehmen, um dabei Spaß zu haben. Anspruchsvoll waren auch seine künstlerischen Projekte, vor allen Dingen auch die Musikabende, die er an ungewöhnlichen Orten mit avantgardistischer Musik veranstaltet hatte. Was Niklas wirklich überraschte, war Jans Studienwahl nach seinem Zivildienst. Zuerst wollte er Kunst studieren und, nachdem er keine Zulassung für das Studium bekommen hatte, entschied er sich für Mathematik; ausgerechnet. Er studierte Mathematik und arbeitete nebenher in der Behindertenhilfe; das war kein einfaches Vorhaben, aber er bekam es recht gut hin. Wieder tauchte das Thema Autismus auf, diesmal kam es von Jan, der zunehmend davon überzeugt war, tatsächlich autistisch zu sein. Es würde nicht nur seinen radika-

len Individualismus erklären, es wäre überhaupt eine Erklärung für so einiges. Mit oder ohne Autismus war Jan auf jeden Fall ein ziemlich spezieller Mensch, im Guten wie im Schlechten.

Nachdem Jan zu Niels gezogen war, häuften sich bei Ole Krankheitssymptome, die Niklas mit seiner AIDS-Erkrankung in Verbindung brachte. Seitdem entwickelte er zu Ole ein recht freundschaftliches Verhältnis. Wie offen und angstfrei Ole mit seiner Erkrankung umging, war ziemlich faszinierend aber auch erschreckend. Für ihn gehörten Tod und Leben zusammen, was in der Kunst und Literatur auch gut funktionierte, etwa wenn er und Jan zusammen Gedichte lasen, aber auch nur dort. Niklas hatte da aber eher das reale Leben im Blick und das stand in einem schroffen Gegensatz zum Tod. Für Niklas war klar, dass das Leben geradezu darin bestand, sich in jedem Moment gegen den Tod durchzusetzen. Die Auseinandersetzungen mit Ole über Krankheit, Sterben und Todesangst waren zweifellos sehr spannend und lehrreich, aber für Niklas auch immer sehr bedrohlich. Er spürte schnell die Übermacht des Todes in Oles Gegenwart und spürte dabei auch, wie diese Übermacht sein Leben bedrohte. Sicher, auch er würde irgendwann sterben, alle sterben irgendwann, aber dies tagtäglich vor Augen zu haben, das hielt einen doch vom Leben ab. Man konnte sich doch nicht nur noch mit dem eigenen Sterben befassen. Aber Niklas' Eindruck war, dass Ole genau das tat und Jan sich davon geradezu mitreißen ließ. Das war der Grund, warum sich Niklas von ihren Gedicht-Abenden fernhielt.

Mit seiner Dissertation stand Niklas dagegen mitten im Leben. Die Forschung mit Jugendlichen aus migrantischen Milieus gab ihm viel Energie, pure Lebensenergie. Mit den gemischtsprachigen Jugendgruppen hatte er ein Forschungsfeld gefunden, das überaus interessant war und zu dem es nur sehr wenig Forschung gab. Niklas hatte über seine Forschungstätigkeiten die Möglichkeit, in diese Jugendmilieus einzutauchen und Teil der Lebenswelt dieser Jugendlichen zu werden. Mit seiner Herkunft als Hintergrund wurde er von den Jugendlichen schnell als einer ihresgleichen angesehen, obwohl er selbst keinen Hintergrund als Einwanderer hatte. Niklas merkte deutlich, wie produktiv für ihn die Beschäftigung mit den Jugendlichen war, die ähnlich wie er einen Arbeiterhintergrund hatten. Seine Kommilitonen und überhaupt sein Umfeld hatte dagegen einen sehr mittelständischen und bildungsbürgerlichen Hintergrund oder kamen zumindest wie Jan aus einer eher aufstiegsorientierten Familie, auch wenn sie

nicht vermögend und besonders bildungsnah gewesen war. In der Forschung mit den Jugendlichen konnte er sich selbst gut wiederfinden und seinen eigenen Hintergrund neu reflektieren. So hatte seine Dissertation viel auch mit ihm selbst zu tun. Sein Anspruch war, dass sich diese Jugendlichen, die ja am Rand der Gesellschaft lebten, selbstbewusst und mit einem angemessenen Stolz auf ihre Herkunft in seiner Forschung wiederfinden konnten. Das zu realisieren, war eine Herausforderung, aber eine, die er gerne annahm. Viel zu oft hatten solche Forschungsarbeiten einen Blick von oben herab auf die Erforschten, den Blick einer oder eines Wissenden und Erklärenden, eben den eines mittelschichtigen Bildungsbürgertums. Wissen und Erklären stand einem Verstehen entgegen, da war sich Niklas sicher, und ihm ging es um Verstehen.

Letztes Jahr im Sommer war Niklas nach Yorkshire gefahren, um seine frühere Arbeitsstelle dort zu besuchen. Es war ein unerwartet angenehmer Besuch. Die Leute erinnerten sich alle an ihn und freuten sich, ihn zu sehen. Mit dem Abstand, den er inzwischen hatte, erkannte er deutlich, wie konservativ das Arbeitsmilieu dort im Grunde genommen war. Jemand wie Jan oder Ole könnte dort überhaupt nicht bestehen; das wäre nicht vorstellbar. Niklas ging dort offen mit seiner Homosexualität um und erzählte auch, dass er einen Freund hatte. Die Reaktionen darauf waren verhalten aber nicht ablehnend; man redete am besten gar nicht darüber. Bei seinem Besuch traf er auch Ricky und war überrascht, wie sehr er sich verändert hatte. Ganz anders als ihn Niklas in Erinnerung hatte, wirkte er offen und auch richtig attraktiv. Von der finsternen und verklemmten Ausstrahlung, die er früher hatte, war nichts mehr übrig geblieben. Ricky hatte dort, in diesem konservativen Milieu, sein schwules Coming-out gehabt. Er hatte sogar einen Freund, eine Fernbeziehung mit jemanden, der in den Niederlanden lebte und zu dem Ricky vorhatte zu ziehen. Er sagte, dass ihm Niklas den notwendigen Mut für sein Coming-out gegeben hatte. Es war zwar nicht einfach, aber er fühlte sich jetzt, wo alle es wussten, in seinem Umfeld wohler. Ein weiterer Schritt heraus aus dem konservativen Mief, dachte Niklas. Eine Veränderung, die sich zwar in kleinen Schritten vollzog aber dennoch stattfand.

Die Reise nach England hatte ihn motiviert, auch nach Sydney zu reisen, um seine früheren Mitbewohner und Kommilitonen zu besuchen. Das hatte er für den Anfang des Jahres geplant. Die Zeit vor seiner Reise nach Australien war von intensiven Auseinandersetzungen mit Jan geprägt, und das zehn Jahre,

nachdem sich sich kennengelernt hatten. Niklas fiel es schwer, ihre Streitigkeiten zu verstehen, aber es war deutlich, dass Jan sehr unzufrieden mit ihrer Beziehung war. Er fühlte sich oft von Niklas zu Unrecht kritisiert und manchmal auch beschimpft, obwohl es Niklas nie so gemeint hatte. Kritik war ja etwas positives, nur durch sie konnte man sich entwickeln und die Wiederholung von Fehlern vermeiden, die man gemacht hatte. Er wäre froh gewesen, wenn ihn Jan öfters kritisiert hätte, aber es war nicht Jans Art, sich über andere Menschen zu äußern; das tat er eigentlich nie. Umgekehrt war Jan offensichtlich nicht froh, kritisiert zu werden; er zeigte auch nur wenig Bereitschaft, aus seinen Fehlern zu lernen. Als Niklas in Australien war, erhielt er einen ausführlichen Brief von Jan, den er nur teilweise verstehen konnte, nur soweit, dass Jan darin ausführlich seine Unzufriedenheit mit ihrer Beziehung ausdrückte.

Nachdem er wieder zurückgekommen war, stellte sich heraus, dass Jan jemanden kennengelernt hatte, der ihn wohl ziemlich beeindruckte. Nach und nach wurde er so etwas wie Jans zweiter Freund, eine zweite Beziehung neben der mit Niklas. Auch wenn es Niklas schwerfiel, Jans neue Freundschaft einzuschätzen, empfand er sie als ziemlich bedrohlich. Er war sich zwar sicher, dass die beiden keinen Sex miteinander hatten, aber es war Jan deutlich anzusehen, dass sie sich auch körperlich mochten und nahe kamen. Andererseits hatte sich seine Beziehung zu Jan wieder entspannt; die Konflikte wurden weniger, Jan war wesentlich zugänglicher als noch vor Niklas' Reise nach Sydney und sie hatten immer wieder richtig gute Tage zusammen. Die Situation war wie Jan generell sehr widersprüchlich. Dass Jan Zeit mit seinem neuen Freund verbrachte, kam Niklas nicht ungelegen, denn es war an der Zeit, seine Doktorarbeit fertigzustellen, und das war eine ausgesprochen zeitraubende Arbeit. Dazu kam, dass sich Oles Gesundheitszustand rasant verschlechterte. Niklas hatte zwar den Impuls, Oles Sterben von sich fernzuhalten, aber das gelang ihm nicht ansatzweise. Im Gegenteil, je länger er Ole nicht gesehen hatte, desto mehr Raum nahm sein nahender Tod in Niklas' Gedanken ein. Zudem sah er es auch als eine gemeinsame Aufgabe von Jan und ihm, Ole in seinem Sterben zu begleiten. Es war eine überaus herausfordernde Zeit für Niklas. Es waren unglaublich verschiedene Welten, die er irgendwie zusammenhalten musste, Jans Verrücktheiten, Oles Sterben und die Alltagskämpfe migrantischer Jugendlicher. Immer wieder stieß er dabei an seine Grenzen und hatte manchmal

sogar die Befürchtung, die Kontrolle über sein Leben zu verlieren und vor psychischer Überforderung in einen Abgrund des Wahnsinns zu stürzen.

Etwa ein Jahr, nachdem er ihn kennengelernt hatte, fuhr Jan mit seinem neuen Freund eine ganze Woche an die Nordsee. Das war für Niklas eine ziemliche Zumutung. Aber als er kurz darauf mit Jan ebenfalls für eine Woche an die Ostsee fuhr, war es wie verfliegen. Es war so angenehm und nahe mit Jan, wie es Niklas schon lange nicht mehr erlebt hatte. Das hatte auch mit Oles Situation zu tun. Die schweren Erkrankungen und Therapien hatten dazu geführt, dass Ole manchmal Schwierigkeiten hatte, seine eigene Situation angemessen einzuschätzen. So war er kurz vor Jans und Niklas' Fahr an die Ostsee nach Berlin gefahren, um jemanden zu besuchen, aber dort gar nicht angekommen. Es stellte sich heraus, dass er auf dem Weg zusammengebrochen war und in ein Krankenhaus gebracht wurde. Dann war er für einige Tage einfach verschwunden und, nachdem Jan und Niklas von ihrer Ostseefahrt zurückgekehrt waren, fanden sie ihn in einem entsetzlichen Zustand bei sich zu Hause vor. Genau an diesem Tag fiel Niklas auf, dass er einen Knoten an einem seiner Hoden hatte. Innerhalb nur einer Woche erhärtete sich der Verdacht auf Hodenkrebs und Niklas kam für eine Operation in eine Klinik. Die genaue Diagnose verzögerte sich und Niklas wurde damit von einem Tag zum nächsten vertröstet, und entsprechend mit jedem Tag beunruhigter. Dann kam der Tag, an dem alles zusammenkam – in einer denkbar schlechten Weise. Niklas wurde mitgeteilt, dass der Krebs extrem bösartig war und er sich auf jeden Fall einer Chemotherapie unterziehen musste. Damit wurde er aus dem Krankenhaus entlassen und, als er zu Hause ankam, erfuhr er von Jan, der gerade von Ole aus dem Krankenhaus gekommen war, dass Ole dort gerade im Sterben lag.

Sie fuhren zusammen ins Krankenhaus und schon auf dem Weg dorthin kam es Niklas vor, als würden sie in eine komplett andere Welt eintauchen. So musste es beim Sterben sein, dachte er, dass man, ohne irgendetwas tun zu können, einfach seine alte Welt, die alten Bezugssysteme, verlässt und in etwas neues gleitet, von dem man überhaupt keine Vorstellung hat. Als sie im Krankenhaus ankamen, war Ole bereits tot. Er hatte eine Überdosis Morphinum erhalten, um seinen Schmerzen und damit auch seinem Leben zu entkommen. Er lag auf dem Krankenbett, den Blick direkt gradeaus nach oben gerichtet, mit offenem Mund, der so aussah, als wäre er erstaunt über das, was er im Moment seines Todes gesehen hatte. Niklas spürte den Tod in Oles Gegenwart.

Er hatte ja überhaupt keinen Sinn für übersinnliche Dinge, aber die Anwesenheit des Todes konnte er so klar und deutlich spüren, da konnte es keinen Zweifel geben. An den folgenden Tagen organisierten sie Oles Totenfeier, was nicht einfach war, weil es galt, die unterschiedlichsten Menschen aus Oles Familie, Freundes- und Bekanntenkreis unter einen Hut zu bekommen. Die Feier erstreckte sich über ganze drei Tage und war immer gut besucht. Und immer war die Anwesenheit des Todes deutlich zu spüren. Er war nun in Niklas' Leben gekommen und ein Teil davon geworden, nicht nur in der Erfahrung mit Ole sondern auch in ihm selbst, in seinem Körper.

Und damit ging es nach der Feier weiter. Es folgte eine weitere Operation, um zu klären, ob es sich bei den Schatten, die auf den Röntgenbildern zu sehen waren, um Lungenmetastasen handelte oder nicht. Das Ergebnis war unklar, aber die Wahrscheinlichkeit sprach dagegen, dass es Metastasen waren. Danach sollte Niklas die Chemotherapie beginnen. Er hatte schon den Katheder am Hals, als nach einem Todesfall in der Klinik, die Therapie wieder abgesetzt wurde. Stattdessen sollte er sich aus dem Bauchraum Lymphknoten entnehmen lassen. Aber inzwischen war Niklas' Vertrauen in die Medizin so geschwunden, dass er sich entschloss, sich auf keine weiteren Maßnahmen mehr einzulassen. Es folgten vier Wochen in einer anthroposophischen Rehaklinik. Auch wenn ihm die anthroposophischen Lehren suspekt waren, fand er sie unerwartet interessant; zumindest kam er dadurch auf andere Gedanken. Er konnte die Zeit gut nutzen, sein Leben neu zu ordnen und zu bewerten. Vor allen Dingen trieb ihn die Frage um, wie es genau zu der Zeit, als Ole starb, zu so einer Krebserkrankung kommen konnte. Für ihn war schnell klar, dass es mit seiner Überforderung zu tun hatte, und diese Überforderung machte sich in erster Linie an Jan und seiner Lebensweise fest. Einer Lebensweise, die auch Jan selbst ins Straucheln gebracht hatte. Nachdem Jans Verhältnis zu Patrik in die Brüche ging, stand er vor einem Scherbenhaufen: Obendrein war er mit seinem Studium fertig und hatte keine Idee, was er damit anfangen sollte. Die Option, an der Uni zu bleiben, gab es für ihn scheinbar nicht. Niklas war hin- und hergerissen, was Jan anging; sollte er sich trennen? Das wäre für ihn das Gesundeste gewesen, denn er war sich sicher, dass es diese Beziehung war, die ihn krank gemacht hatte. Oder sollte er darauf setzen, dass diese Zuspitzung, die sie ja gemeinsam erlebt hatten, ihnen einen Neuanfang ermöglichte?

Zwei Jahre später stand er mit Jan auf einer Anhöhe im Nordschwarzwald und wartete auf die Sonnenfinsternis, die sie vor lauter Wolken wahrscheinlich nicht sehen würden. Er konnte im letzten Jahr seine Doktorarbeit fertigstellen, was am Ende ziemlich frustrierend war, weil ihn sein Professor nicht zu Ende betreuen konnte und dessen Nachfolger Niklas' Arbeit nicht mochte. Jan hatte eine Psychotherapie gemacht und sich damit sehr zum Positiven hin verändert. Für ihn war das Thema Autismus in den Vordergrund gerückt und er war auf einem guten Weg, sich zu stabilisieren. Vor allen Dingen kamen sie gut miteinander zurecht, unternahmen viel zusammen und planten gemeinsame Projekte. Auch wenn das Misstrauen Jan gegenüber noch tief saß, hatten sie inzwischen eine gute Beziehung. So gut wie im letzten Jahr war es noch nie bei den beiden gewesen. Plötzlich riss die Wolkendecke auf und einen Moment später war am Horizont der Schatten der Sonnenfinsternis zu erkennen, wie er auf sie zu-raste. Sie konnten die Finsternis vor einem vollständig klaren Himmel sehen, bis sich der Schatten wieder entfernte und sich die Wolkendecke wieder schloss. Es war ein magischer Moment und es war ein Geschenk, ihn an Jans Seite zu erleben. Sie hatten es nicht einfach miteinander und mussten wohl beide darum kämpfen, ihre Beziehung aufrecht zu erhalten. Aber in so einem Moment wie diesem wurde klar, wie sehr sie trotz aller Unterschiede miteinander verbunden waren.

Thorge und Malte

Malte war einer der Ältesten auf dem Abiball; er war spät eingeschult worden und ein Mal sitzengeblieben. So war er schon einundzwanzig, als er die Abiturprüfungen ablegte, einundzwanzigeinhalb. Aber er hatte jetzt das Abitur, das war die Hauptsache. Seine Eltern wären sonst maßlos enttäuscht gewesen, schon alleine, weil dann die teuren Nachhilfestunden im letzten Schuljahr umsonst gewesen wären. Malte war nicht nur einer der Ältesten auf dem Ball, sondern auch der am besten Gekleidete; der einzige wohl, der in einem Maßanzug gekommen war. Aber eigentlich mochte er solche Feste nicht; er kam sich da immer fehlplatziert vor und wusste nicht, was er mit den Leuten anfangen sollte, von denen er viele noch nicht einmal kannte. Auf dem Ball waren nicht nur Schüler aus seiner Schule, sondern auch einige Freunde, die die Schüler mitbringen durften. Einer dieser Freunde war Malte sofort aufgefallen; er war mit Sicherheit der am schlechtesten Gekleidete auf dem Fest. Nicht nur, dass er Jeans und T-Shirt trug, seine Jeans wirkte obendrein abgetragen und hatte Löcher. Malte musste immer zu ihm herüber sehen; wie kann man nur so zu einem Abiball gehen? Wie kann man vor allen Dingen dabei noch so viel Selbstbewusstsein ausstrahlen?

Er saß schon eine ganze Weile am Tresen und hatte bereits den dritten Whiskey vor sich stehen, als sich dieser Typ mit der abgewetzten Kleidung neben ihn setzte. „Irgendwo habe ich dich schon mal gesehen“, sagte er, „gibt ja nicht so viele mit roten Haaren hier, wie heißt du nochmal?“ „Malte“, antwortete Malte. „Und was trinkst du da? Ist das Whiskey?“ Er bestellte zwei Whiskey, ohne eine Antwort abzuwarten. „Du musst deinen jetzt austrinken, sonst hast du gleich zwei vor dir stehen“, forderte er ihn auf und nahm Maltes Glas, „Ich helfe dir dabei.“ Malte wusste überhaupt nicht, was er tun sollte, als der Unbekannte seinen Whiskey trank. Schon standen die zwei bestellten Gläser vor ihnen und sein Gegenüber stellte sich vor, „Ich heiße übrigens Torge; Malte und Torge, passt doch gut zusammen, hat zumindest beides fünf Buchstaben und hört mit e auf.“ Torge erzählte eine Geschichte nach der anderen; Malte achtete da gar nicht mehr darauf. Für ihn war es wie ein Redeschwall, der sich mit der lauten Musik zu einem eher dissonanten Klangbrei vermischte. Er überlegte sich, wie er dieser Situation entkommen konnte, und trank dabei nicht wenig Whiskey, weil Torge ständig welchen nachbestellte.

Auf einmal sagte Torge, „Komm, wir tanzen.“ Malte war inzwischen zu betrunken, um überrumpelt zu sein, und ließ sich widerstandslos auf die Tanzfläche ziehen. Dort hatte gerade „Child in Time“ begonnen und Torge drückte ihn eng an sich. Dabei legte er seinen Kopf auf Maltes Schulter und sang mit, selbst die ganz hohen Passagen. Zu Beginn des Gitarrensolos spürte Malte, wie er seine Hand hinten in seinen Hosenbund schob und seinen Po mit den Fingern massierte. Er war irritiert, wie gut es sich anfühlte, Torge so intensiv zu spüren; er hatte noch nie so etwas Erregendes gespürt, etwas, was seinen ganzen Körper durchdrang, jede einzelne Pore. Als das Gitarrensolo abrupt endete, packte ihn Torge an den Haaren und schaute ihm in die Augen. Dann plötzlich küsste er ihn und ließ erst ab, als das Stück zu Ende war. Auf dem Weg zum Tresen wurde Malte richtig schwindelig und er verlor das Bewusstsein. Als er wieder aufwachte, lag er bei sich zu Hause auf seinem Bett und hatte heftige Kopfschmerzen.

An Torge konnte er sich nur verschwommen erinnern, aber noch sehr deutlich daran, wie ihn Torge an sich gedrückt hatte, wie er ihm seine Hand hinten in die Hose schob, und vor allen Dingen, wie er ihn geküsst und dabei seine Zunge tief in den Mund geschoben hatte. Alleine daran zu denken, erregte ihn unheimlich. Einige Tage später rief Malte die Klassenkameradin an, die Torge zur Feier mitgebracht hatte. „Ihr wart ja echt der Knaller“, sagte sie, „Das ist jetzt das Thema an der Schule; ganz schön mutig.“ Torge war ein Cousin von ihr, der in Köln wohnte und zufällig zu Besuch war, als der Abiball stattfand. „Wusste gar nicht, dass er schwul ist; aber das passt. Ein bisschen durchgeknallt war er schon immer.“ Dann wollte sie von Malte wissen, ob er schwul war. „Blöde Frage“, sagte sie gleich, „Natürlich bist du's, war ja nicht zu übersehen. Ich meine eigentlich, seit wann weißt du es?“ Malte wusste nicht, was er darauf antworten sollte; bis zu diesem Ball hätte er geantwortet, dass er nicht schwul war, er hatte ja immerhin eine Freundin. Allerdings lebte sie in Hamburg und sie hatten erst ein einziges Mal Sex miteinander. Er hatte sie letztes Jahr während einer Klassenreise in Nottingham kennengelernt; sie war mit ihrer Klasse in derselben Jugendherberge untergebracht wie seine Klasse. In den Weihnachtsferien hatte er sie besucht, vor allen Dingen weil er es spannend fand, Hamburg kennenzulernen. Aber sie wohnte in einem sehr dörflichen Stadtteil am Rande der Stadt und sie waren nur ein einziges Mal nach Hamburg hineingefahren, sodass er gerade mal den Hafen und den Michel gesehen hatte. Bei

dem Besuch hatten sie festgestellt, dass sie gut zueinander passten, und sich entschieden, eine Fernbeziehung miteinander zu führen. Sie wohnte genauso wie Malte mit ihren Eltern in einer großen Villa, sogar mit Swimmingpool. „Ich glaube eigentlich nicht, dass ich schwul bin“, erklärte er seiner Klassenkameradin am Telefon, „Ich meine, zumindest nicht richtig. Das mit Torge, naja, spannend fand ich es irgendwie schon, aber ich war auch ganz schön betrunken. Außerdem habe ich ja eine Freundin; vielleicht bin ich ja bi.“ „Naja“, schloss sie, „Für die meisten an der Schule bist du’s jetzt halt; ist vielleicht auch egal.“

Der Gedanke, womöglich schwul zu sein, beschäftigte ihn fast täglich. Immer wieder spürte er den Gefühlen nach, die er mit Torge auf dem Abiball erlebte. Dazu legte er manchmal „Child in Time“ auf; die Platte hatte er sich extra dafür gekauft. Wenn er dann die Augen schloss, war es fast so, als würde er das alles wirklich erleben, und er kam nicht umhin festzustellen, dass es ihn wirklich angemacht hatte. Ihm fiel dabei auf, dass er auch vorher schon immer wieder von Jungs geträumt hatte, irgendwie schon immer, auf jeden Fall schon sehr lange. Das waren allerdings Jungs, die er auf Fotos in Modezeitschriften gesehen hatte, keine realen Jungs. Er träumte dabei immer, wie er sie auszog, erst Hemd oder Pullover und dann das Unterhemd. Die Hose behielten sie in seinen Träumen an, nicht nur weil er nicht so sehr an ihren Geschlechtsteilen interessiert war, sondern auch weil sie ihm so am besten gefielen, mit nacktem Oberkörper und Hose. Ganz besonders gefielen sie ihm, wenn sie eine Cordhose oder eine Maurerhose aus richtig festem Stoff an hatten, eine mit Knöpfen statt Reißverschluss. Er selbst trug nur solche Hosen oder Anzughosen wie auf dem Abiball. Darüber hatte er noch nie nachgedacht, vor allen Dingen hatte er es noch nie mit Schwulsein in Verbindung gebracht. Es war einfach so; jeder träumte schließlich von irgendetwas, die einen von Mopeds, er eben von Jungs in geknöpften Hosen. Allerdings war das ein Thema, über das er auch deshalb nicht gerne nachdachte, weil er die Jungs in seinen Phantasien nicht nur auszog, sondern manchmal auch fesselte; die Hände auf den Rücken oder hinter den Kopf oder vorne zusammengebunden und zur Decke hochgezogen. Mit gefesselten Händen, freiem Oberkörper und einer Hose aus festem Stoff konnte er sie manchmal stundenlang im Traum beobachten. So war früher Fury seine absolute Lieblingsserie im Fernsehen, weil Joey immer wieder gefesselt wurde, und Joey fand Malte richtig attraktiv, vor allen Dingen in den letzten drei Staffeln. Die hatte er vollständig auf Video aufgezeichnet, dabei auch ein paar,

in denen Joey gefesselt wurde. Die Folgen sah er sich immer noch gerne an, aber das hatte für ihn nie etwas mit Sexualität zu tun gehabt; es war einfach nur Fesseln, eine Art Spiel, das auch nur in seiner Phantasie stattfand. Jetzt plötzlich bekam das alles eine Bedeutung, dass er womöglich schwul war.

In den Sommerferien hatte er mit Grace, seiner Hamburger Freundin, verabredet, dass er sie gleich vier Wochen am Stück besuchte. Das war eine gute Gelegenheit für beide zu testen, wie gut sie wirklich zueinander passten. Danach, im Herbst, wollte Malte sein Studium beginnen, Anglistik. Englisch war in der Schule schon immer sein bestes Fach und er konnte mit der britischen Kultur deutlich mehr anfangen als mit der deutschen. In der Schule wurde er immer wieder gefragt, was er einmal mit so einem Studium anfangen wollte. Um eine Antwort zu geben, sagte er meistens, dass er vorhatte, einmal nach Großbritannien zu ziehen und dort Botschafter zu werden. Meistens lachten die anderen dann, weil sie dachten, es wäre ein Scherz. Tatsächlich hatte er sich keine Gedanken gemacht, was er mal tun wollte; er musste sich darüber auch keine Gedanken machen. Seine Eltern hatten so viel Geld, dass er eigentlich in seinem Leben nicht arbeiten musste. Aber trotzdem bestanden sie darauf, dass er eine Ausbildung machte oder eben studierte; was, war ihnen egal. So ein Anglistikstudium war sicher gut. Damit konnte er sein Englisch verbessern und hatte viel Gelegenheit englische Literatur zu lesen.

Mit Grace verstand er sich ausgesprochen gut, auch nach drei Wochen noch. Er hatte in der Villa ihrer Eltern ein eigenes Zimmer und hatte oft die Gelegenheit, sich zurückzuziehen, zumal auch Grace Zeit für sich haben wollte. Diesmal nutzte er auch die Zeit, sich etwas mehr von Hamburg anzusehen; die Stadt gefiel ihm recht gut, obwohl sie ihm eigentlich zu groß war. Das Dorf, in dem Grace wohnte, gehörte noch zu Hamburg, gerade noch; die Stadtgrenze verlief genau am Dorfrand. Aber es war wie ein richtiges Dorf; man merkte überhaupt nicht, dass man in einer Großstadt war. Mit der Beziehung war Malte sehr zufrieden; er spürte deutlich, wie gut es ihm tat, bei Grace zu sein. Der Sex mit ihr klappte und war entspannt – allerdings nicht besonders erregend. Erregend waren dagegen seine Phantasien von jungen Männern, ganz besonders wenn sie gefesselt waren. Solche Phantasien hatte er mit Frauen nicht. Andererseits konnte er sich auch nicht vorstellen, mit einem Mann Sex zu haben, wie mit Grace. Er war verunsichert; vielleicht bedeutete ja, bisexuell zu sein, dass dabei nicht beide Geschlechter die gleiche Rolle spielen. Manchmal

erwischte sich Malte sogar dabei, wie er in seiner Phantasie Jungenkörper betrachtete, während er neben Grace am Swimmingpool saß. Stoff für seine Phantasien hatte er genug, nachdem er den DDR-Film „Insel der Schwäne“ gesehen hatte. Ganz besonders gefiel ihm der schüchterne Hubert. Malte stellte sich vor, wie Hubert von dem älteren Jugendlichen an einen Baum gefesselt wurde und er diese Szene heimlich beobachtete. Er fand es schon ein wenig merkwürdig, neben Grace zu sitzen und in Gedanken diesen Jungen dabei zu beobachten, wie er versuchte, sich frei zu winden. Auf der anderen Seite hatte er nicht den Eindruck, dass dadurch seine Beziehung zu ihr beeinflusst wurde.

Kurz vor seiner Rückkehr nach Freiburg hatte er auch noch eine denkwürdige Begegnung im Supermarkt des Stadtteils. Da stand vor ihm an der Kasse eine Frau mit ihrem jugendlichen Sohn, der einen Parka mit Aufrähern vom Technischen Hilfswerk trug, bis oben zugeknöpft und mit der Kapuze auf. Ihr Einkaufswagen war gehäuft voll. Malte beobachtete, wie die Frau den Wagen auf das Laufband entleerte, während ihr Sohn teilnahmslos zusah. Seine Hände steckten in den Parka-Taschen, die zugeknöpft waren, sodass es so aussah, als müsste jemand die Taschen erst aufknöpfen, bevor er sie herausziehen konnte. Malte fragte sich, ob ihn wohl seine Mutter auf diese Weise gefesselt hatte. Auf jeden Fall redete sie ziemlich vulgär mit dem Jugendlichen, der sie einfach ignorierte. Plötzlich wurde sie laut und sagte, „Jetzt nimm doch das bescheuerte Ding runter“, und schob ihm recht grob die Kapuze herunter. Malte war wie vom Schlag getroffen. Noch nie hatte er etwas gesehen, was ihn so unmittelbar ansprach wie das Gesicht von diesem Jugendlichen. Und dazu hatte er noch pechschwarze Haare, die gerade über die Ohren reichten und fast unwirklich glänzten. Was für ein unglaublich schöner Mensch, kam ihm dabei in den Sinn. Er war deutlich jünger als Malte, Malte tippte auf höchstens fünfzehn. Nachdem seine Mutter die letzten Sachen aus dem Wagen auf das Band gelegt hatte, gingen sie zum anderen Ende der Kasse, wo sie die Einkäufe wieder zurück in den Wagen warf. Malte konnte gar nicht anders, als den Jungen die ganze Zeit anzustarren, der es zu Glück nicht zu bemerken schien. Als die Mutter bezahlt hatte, rief sie, „Torge, komm jetzt.“ Der Jugendliche zog mit ein paar Drehbewegungen seine rechte Hand aus der Tasche, zog sich die Kapuze wieder über und zwängte die Hand wieder in die zugeknöpfte Tasche.

Malte war richtiggehend verwirrt, auch weil der Jugendliche genauso hieß wie der Junge vom Abiball, der mit ihm getanzt hatte; Torge war ja nicht gerade ein

verbreiteter Name, im Gegenteil. Er erzählte Grace von der Begegnung mit der Frau, „Wie die mit ihrem Sohn geredet hat, richtig vulgär; ich glaube, der heißt Torge.“ „Die kenne ich“, sagte seine Freundin und lachte, „Das sind hier die Stadtteil-Prolls, die kennt jeder. Wenn du das schäbigste Haus hier siehst: Da wohnen sie; die Wohnungen in dem Haus werden hier ‚Kaninchenställe‘ genannt, weil die Leute dort so viele Kinder haben.“ Malte sah sie an; wie kann ein so faszinierender Junge in so einer Familie leben? Der musste bestimmt sehr darunter leiden. „Der Torge ist eigentlich ganz nett, ein bisschen schüchtern und mädchenhaft“, erklärte Grace. Auf Maltes Nachfrage erklärte sie ihm, wo das Haus war, in dem dieser Torge wohnte. Als er dort vorbeiging, stellte er fest, dass sie nicht übertrieben hatte. Das Haus war tatsächlich ziemlich heruntergekommen und stand obendrein direkt an der stark befahrenen Ausfallstraße am Dorfrand. Es war ein starker Kontrast zu der Villa, in der Grace mit ihren Eltern lebte, mit großem Garten und Swimmingpool; und auch zur Villa, in der er wohnte. Neben einem der vielen Klingelschilder stand mit einem Filzstift auf die Wand geschrieben der Name Thorge. Thorge also, mit Th.

Malte ging diese Begegnung nicht mehr aus dem Kopf. Immer wieder träumte er ausgiebig von diesem Jugendlichen mit den langen schwarzen Haaren, wie er mit nacktem Oberkörper und einer schwarzen Cordhose vor ihm stand – und wie er ihn fesselte. Was ihn an Thorge tatsächlich am meisten faszinierte, war dieser schroffe Gegensatz zwischen diesem weichen, mädchenhaften Jungen mit den langen schwarzen Haaren und seiner grobschlächtigen und vulgären Mutter. Es musste schlimm sein, in derartig armen Verhältnissen aufzuwachsen, in einem „Kaninchenstall“, wie es Grace nannte. Dass er ihn so anziehend fand, irritierte ihn, vor allen Dingen, weil er jemand reales war, nicht nur ein Junge aus einem Film oder einer Werbung, jemand reales, mit einem Namen, Thorge. Immer wieder musste er darüber nachdenken, was dieser Thorge in ihm auslöste, und war verunsichert: War er wirklich hetero oder doch schwul oder keins von beidem? Auf der anderen Seite hatte er ja die Beziehung mit Grace, die ja durchaus gut lief. Auch der Sex mit ihr klappte, auch wenn er jetzt nicht die Erfüllung war; aber Sex war generell nicht so seine Sache. Es war sicher ungewöhnlich, als heterosexueller Mann von männlichen Körpern zu träumen, aber seine Vorliebe fürs Fesseln war auch nicht gerade üblich. Er war eben anders als die meisten anderen.

Malte horchte auf, als in einer Sendung im Dritten Programm das Thema „Bondage“ zur Sprache kam. In der Sendung ging es um „besondere Hobbys“, von denen eines Bondage war. Es wurde eine Freiburger Gruppe von Interessierten vorgestellt, die sich trafen, um sich mit japanischem Bondage zu beschäftigen. Ein Sprecher der Gruppe erklärte, dass es dabei um Ästhetik ging und es wie alle japanischen Künste nur durch intensives Üben erlernt werden kann, wenn man es richtig machen wollte. Er betonte mehrmals, dass es mit Sex überhaupt nichts zu tun hatte; es war eben ein Hobby. Am Ende seiner Ausführungen nannte er eine Gastwirtschaft, wo man sich nach der Gruppe erkundigen konnte. Malte war fasziniert. Nicht nur, weil er bestätigt bekommen hatte, dass es wirklich nur ein Hobby war und nichts über seine Sexualität aussagte, vor allen Dingen hatte er nun eine Möglichkeit gefunden, sich praktisch mit Fesseln zu beschäftigen. Das, was der junge Mann in der Sendung über japanisches Bondage erzählte, klang ausgesprochen spannend. Fesseln als Kunstform, das war genau das, was ihm vorschwebte. In der Gastwirtschaft bekam er eine Telefonnummer, vermutlich von dem jungen Mann aus der Sendung; der Wirt wusste es nicht, weil er die Sendung nicht gesehen hatte. Aber an der Stimme am Telefon erkannte ihn Malte sofort. Er wurde zum nächsten Treffen zwei Wochen später eingeladen.

Vor dem Treffen war er sehr nervös, aber in dem Moment, als er die Gruppe sah, verflieg seine Anspannung. Es war eine heitere, offene Stimmung; ein Teil der Leute kannte sich offenbar bereits. Es war nicht viel anders, als wenn er in einem Kurs für Kalligraphie gewesen wäre. Der Mann aus der Sendung war offensichtlich so etwas wie ein Lehrer und hatte eine angenehm ruhige Ausstrahlung. Er erklärte die Regeln und schilderte für die, die das erste Mal dabei waren, ein paar Grundlagen des japanischen Bondage. Er erklärte auch, dass es in Japan dafür eine klare Rollenaufteilung gab, nämlich dass der Mann fesselt und die Frau gefesselt wird; bei ihm durften aber alle fesseln und gefesselt werden, egal ob Mann oder Frau. Malte war als Einziger ohne Partner und wurde einem Paar zugeordnet, bei dem der Mann sich noch sehr unsicher fühlte, weil er Hemmungen hatte, seine Frau zu fesseln und erst einmal lieber nur zuschaute. Mit der Unterstützung des Gruppenleiters probierte Malte diverse Fesselungen an der Frau. Malte gefiel der Abend sehr gut und kam von da an regelmäßig zu den Treffen. Er lernte immer mehr von der japanischen Kunst des Fesselns; einmal meinte der Leiter sogar, dass er offensichtlich ein Talent dafür

hatte. Meistens war er es, der eine Frau fesselte; nur zwei Mal ergab es sich, dass er mit einem anderen Mann ein Paar bildete und auch mal gefesselt wurde. Nach einigen Monaten diente er dem Kursleiter nicht nur als Partner zum Demonstrieren neuer Techniken, sondern vertrat ihn auch manchmal als Lehrer. Malte war sehr zufrieden mit diesem Hobby; abends lag er oft auf seinem Bett und träumte von einem Jungen aus einem seiner Modedkataloge, der eine schwarze Cordhose anhatte, wie er ihn bis auf die Hose auszog und fesselte. Anders als früher waren die Fesselungen sehr kunstvoll, legten symmetrische Muster auf den Körper, der dadurch zu einem Kunstwerk wurde. Malte konnte einen ganzen Abend damit verbringen, so einen kunstvoll gefesselten Körper in seinen Träumen zu betrachten.

In den Zwischenferien fuhr er wieder nach Hamburg zu Grace; diesmal nur für zwei Wochen, weil er für sein Studium noch etwas arbeiten musste. Es war recht kalt und regnerisch, Ende Februar eben. Mit Grace war es wieder sehr entspannt. Inzwischen arbeitete sie halbtags als Sekretärin in der Firma ihres Vaters. Sie musste genauso wenig wie Malte arbeiten, aber sie wollte mit etwas beschäftigt sein; und die Arbeit war sehr interessant, weil sie viel mit Geschäftspartnern aus der Elfenbeinküste zu tun hatte, wo ihre Eltern herkamen. Vor allen Dingen hatte sie darüber mehr Kontakt zu anderen Menschen. Anders als Malte waren ihr Kontakte zu anderen sehr wichtig. Malte lief mehrmals an dem Haus vorbei, in dem Thorge wohnte und hoffte, ihn dabei einmal zu sehen. Tatsächlich sah er ihn einmal, allerdings nicht beim „Kanninchenstall“ sondern bei der Schule. Da lief er, Thorge, mit seinen langen, schwarzen Haaren, Jeans und Regenjacke; obwohl es kalt war und regnete, hatte er die Kapuze nicht auf. Einen Moment lang hatte Malte den Impuls ihn anzusprechen, aber er tat es dann doch nicht. Grace besuchte er wieder in den Sommerferien; diesmal sogar für ganze sechs Wochen. Grace eröffnete ihm, dass sie mit ihm eine feste Beziehung eingehen wollte. Eigentlich dachte er, dass das bereits der Fall war, aber Grace erklärte ihm, dass sie die Zeit bis jetzt als eine Art Probezeit gesehen hatte. „Die habe ich dann wohl bestanden“, witzelte Malte, doch Grace hatte es durchaus ernst gemeint. „Ich muss schon genau wissen, worauf ich mich einlasse“, erklärte sie, „und ich denke, mit dir hat das auch eine Zukunft.“ Ein paar Mal beobachtete er auch Thorge, den er um die Mittagszeit an der Schule abpasste und mit einem größeren Abstand auf seinem Nachhauseweg folgte. Er sprach ihn aber nicht an.

Ausbruch aus dem Kaninchenstall

Es fing an zu regnen und Thorge hielt an, um sich die Kapuze seiner Jacke aufzusetzen. Er hatte einen Klassenkameraden besucht, der in einem Dorf außerhalb Hamburgs wohnte, gut fünfzehn Kilometer von Thorges Wohnort am Stadtrand entfernt. Jetzt war er auf halber Strecke nach Hause und hatte gehofft, noch trocken nach Hause zu kommen; zum Glück nieselte es nur. Er wollte gerade auf sein Fahrrad aufsteigen, als eine Gruppe Mopedfahrer um die Kurve kam. Sie hielten an und stellten sich ihm in den Weg. Thorge kannte sie nicht, aber es war ihm sofort klar, dass sie zu der Gruppe Neonazis gehören mussten, die seit geraumer Zeit den Stadtteil terrorisierten, in dem er wohnte. „Was haben wir den da?“, fragte einer von ihnen, „Ein Zuckerpüppchen mit Jäckchen und Mützchen, damit es nicht nass wird?“ Thorge ließ sein Fahrrad fallen und rannte in den Wald, aber zwei von den Jugendlichen fuhren ihm hinterher und stießen ihn um, dass er auf den nassen Waldboden fiel. Sie packten ihn an den Armen und schleiften ihn zurück zum Weg. Inzwischen waren auch die anderen von ihren Mopeds abgestiegen; sie waren zu fünft. Die beiden Jugendlichen hoben ihn auf die Beine; ein anderer baute sich vor ihm auf, riss den Reißverschluss der Jacke auf, zog sie ihm unsanft herunter und warf sie in den Wald.

„Ist das ein Junge oder ein Mädchen?“, fragte er und gab ihm zwei kräftige Ohrfeigen, eine rechts und eine links; das tat ziemlich weh. „Lasst mich doch in Ruhe“, sagte Thorge und wehrte, als der Jugendliche ihn wieder ohrfeigen wollte, den Schlag mit dem Arm ab. Sofort packte ein anderer von hinten seine Arme und drehte sie auf ihm den Rücken, dass es richtig schmerzte. Thorge drückte dagegen, doch der Jugendliche hatte ihn fest im Griff. „Sollen wir dir die Pfoten festbinden?“, fragte der, der offensichtlich der Anführer der Gruppe war. Thorge versuchte, sich loszureißen; seine Angst setzte in ihm unerwartete Kräfte frei, aber er hatte dennoch keine Chance, frei zu kommen. Er bekam wieder zwei Ohrfeigen und seine Backen brannten danach regelrecht. Einer der anderen zog ihm dann die Schuhe aus, sodass Thorge nur mit Strümpfen in einer Pfütze stand. Der Jugendliche zog die Schnürsenkel aus den Schuhen und warf die Schuhe in einem hohen Bogen in den Wald. Damit band er die Handgelenke zusammen, die der andere immer noch festhielt und, so weit es ging, nach oben drückte. Die Schnürsenkel saßen so fest, dass sie sich schmerzhaft in seine Handgelenke einschnitten. „Stell dich doch nicht so an;

das gefällt dir doch“, sagte der Anführer und schlug ihn mehrmals hintereinander, „Die roten Bäckchen stehen dem Zuckerpüppchen doch richtig gut, oder?“ Die anderen lachten. Die Backen taten Thorge so weh, dass ihm die Tränen kamen.

„Der hat doch neulich auf der Schulversammlung eine glühende Rede gehalten für eine Schule ohne Nazis“, sagte einer der Jugendlichen, „Das wird er wohl so schnell nicht mehr tun.“ „So so, Schule ohne Nazis“, wiederholte der Anführer und ohrfeigte ihn wieder, „Ganz schön frech für einen Kerl, der wie ein Mädchen aussieht. Wie nennt man das, Tunte? Wie wäre es denn mit einer Schule ohne Tanten?“ „Lasst mich doch gehen“, flehte Thorge; er zitterte am ganzen Körper. „Zu fünf gegen einen, das ist doch nicht fair.“ „Habe ich dich nach deiner Meinung gefragt?“, fragte der Anführer und gab ihm wieder zwei schmerzhafte Ohrfeigen, „Wirklich, ganz schön vorlaut, das Mädchen; ich glaube, wir müssen dir mal das Maul stopfen, oder?“ Thorge sah ihn an; er hatte eine solche Angst, dass er am liebsten gestorben wäre. Aber er wusste, je mehr Angst er zeigte, desto brutaler würden ihn die Jugendlichen behandeln. Dann bekam er wieder zwei Ohrfeigen, die auf den wunden Backen so heftig brannten, dass ihm die Tränen kamen, „Ich habe dich was gefragt, Rotbäckchen, sollen wir dir das Maul stopfen, ja oder nein?“ Thorge wimmerte leise, „Bitte nicht.“ „Muss ich dir erst die Backen blutig schlagen?“, herrschte ihn der Anführer an, „Ja oder nein.“ „Ja“, wimmerte Thorge leise und wurde wieder mit der flachen Hand ins Gesicht geschlagen. „Was, Ja? Gib mir gefälligst eine richtige Antwort“, schrie der Jugendliche ihn an und Thorge antwortete, „Ja, bitte, stopft mir das Maul.“ Er war verzweifelt; sie würden bestimmt nicht so schnell aufhören, ihn zu quälen. Wie konnte er bloß aus dieser Situation entkommen? „Du hast ihn gehört“, sagte der Anführer zu einem der Jugendlichen, „Stopf dem Püppchen die Socken in sein dreckiges Maul.“ Der Jugendliche zog ihm seine nassen Strümpfe aus, drückte ihm den Mund auf und stopfte sie ihm so tief hinein, dass er würgen musste. Dann zog er ein gebrauchtes Taschentuch aus seiner Hosentasche und band es Thorge fest über den Mund. Der Anführer täuschte eine weitere Ohrfeige an und Thorge zuckte zusammen. „Ich glaub, der hat genug; der hat sich schon die Hose vollgepisst“, sagte einer der anderen Jugendlichen. Erst jetzt bemerkte Thorge, dass er vor Angst tatsächlich schon in die Hose gepinkelt hatte. „Rotbäckchen hat sich in die Hose gemacht“, sagte der Anführer und hielt Thorge am Unterkiefer, „Na gut, es macht ja auch keinen Spaß, Mäd-

chen zu schlagen, schon gar nicht solche Tunten“, sagte er und stieß ihn so kräftig, dass er auf den Boden fiel, „Kommt, wir gehen.“ Die Jugendlichen setzten sich auf ihre Mopeds und fuhren davon.

Thorge zitterte immer noch am ganzen Körper; seine Arme und Handgelenke schmerzten von der Fesselung und seine Backen brannten wie Feuer. Am unangenehmsten waren allerdings die nassen Strümpfe, mit denen er geknebelt war. Sie drückten seine Zunge nach hinten und hatten durch das Pfützenwasser einen bitteren Geschmack. Es dauerte eine ganze Weile, bis es ihm gelang, mit den Händen auf dem Rücken aufzustehen. Er hatte keine andere Wahl, als gefesselt und geknebelt nach Hause zu gehen, bestimmt eineinhalb Stunden zu Fuß. Auf dem Waldweg jemandem zu begegnen, der ihn befreien würde, war bei dem Wetter zu dieser Zeit ziemlich unwahrscheinlich. Er lief los und ließ das Fahrrad, seine Tasche, die Jacke und die Schuhe zurück. Bereits nach kurzer Zeit wurde der Regen kräftiger, und er war im Nu völlig durchnässt. Das Wasser lief ihm über das Gesicht und seine Füße schmerzten zunehmend; er war es überhaupt nicht gewohnt, barfuß zu laufen. Immer wieder trat er auf etwas spitzes, das sich schmerzhaft in seine Fußsohle bohrte. Erst kurz bevor er das Hamburger Stadtschild am Rand des Dorfes erreicht hatte, in dem er wohnte, hörte es auf zu regnen.

„Hey, was ist denn mit dir?“, hörte er eine Stimme und sah im Augenwinkel, wie jemand aus dem Haus kam; es war eins der größten Häuser in dem Stadtteil, eine richtige Villa. Dort wohnte eigentlich Grace mit ihrer Familie; sie lebte mit ihren Eltern nicht wie Thorge in einer Mietwohnung, sondern in einer Villa mit einem großen Garten und einem Swimmingpool. Trotzdem waren sie als die einzige dunkelhäutige Familie im Dorf Außenseiter, ähnlich wie Thorges Familie, wenn auch aus einem anderen Grund. Der junge Mann, der aus dem Haus kam, gehörte offensichtlich nicht zur Familie; er war ziemlich hellhäutig und hatte rote Haare. „Ach du Scheiße“, rief er, als er näher kam, „Wer hat dir denn so etwas angetan?“ Er versuchte vergeblich, Thorge die Hände loszubinden, und zog ihm dann den Knebel und die Strümpfe aus dem Mund. „Die Schnürsenkel bekomme ich nicht los, die sind zu fest verknotet; am besten, du kommst mit mir.“ Auf dem Weg zum Haus sagte er, „Dich habe ich doch schon mal gesehen, du heißt Thorge, richtig? Ich bin Malte, Graces Freund aus Süddeutschland.“ Das Haus war sehr sauber und Thorge hinterließ auf dem Weg zu dem Zimmer, zu dem ihn Malte führte, eine feuchte, dreckige Spur. Während Malte

die Schnürsenkel durchschnitt, erzählte er, wie er aus dem Fenster geschaut hatte, ob es noch regnete, und dann ihn sah. „Zuerst dachte ich nur, irgendwas stimmt doch mit dem nicht, und dann habe ich gesehen, dass du gefesselt warst. Zieh erstmal deine nassen Klamotten aus.“ Beim Ausziehen bemerkte Thorge, dass er blutige Stellen an den Füßen hatte und ziemlich tiefe Abdrücke an den Handgelenken. Als er seine Backen berührte, zuckte er zurück, weil sie so schmerzten. „Die sind ja richtig wund“, sagte Malte, „Wer hat dich denn so misshandelt?“ Thorge erklärte, dass es die Nazis vom Nachbarort waren, aber Malte ging darauf nicht weiter ein, sondern schickte ihn unter die Dusche. „Du hast tolle Haare“, sagte Malte, als Thorge zurückkam, „total schwarz und so lang, bis über die Ohren, das gefällt mir.“ Thorge wusste nicht, was er sagen sollte. „Rote Haare sind auch nicht schlecht“, antwortete er schließlich. Tatsächlich faszinierten ihn rote Haare, weil es nicht jeder hatte.

Malte versorgte seine Wunden an den Füßen und forderte ihn schließlich auf, die Sachen anzuziehen, die er ihm hingelegt hatte. „Ich habe dir was schwarzes ausgesucht; ich denke, dir steht schwarz, passend zu den Haaren.“ Thorge zog sich Unterhose und Strümpfe an; selbst die waren schwarz. „Die Hose ist ja cool“, sagte Thorge, als er die Hose nahm. Sie war aus einem dicken Stoff und hatte Taschen an der Seite. Er hatte noch nie eine andere Hose als eine Jeans angehabt; jedenfalls konnte er sich nicht daran erinnern. „Eine Arbeiterhose“, erklärte Malte, „Ich trage eigentlich nur solche Hosen, Arbeiter- oder Handwerkerhosen, manchmal auch Cordhosen; nur keine Jeans, da bin ich nicht der Typ dafür.“ Als Thorge in die Hose gestiegen war, nahm sie Malte und zog sie ihm hoch. Die Hose hatte vorne sechs große Knöpfe, die ihm Malte nacheinander zuknöpfte. „Die steht dir gut“, sagte er, „Mir gefallen Hosen mit Knöpfen besser als mit Reißverschluss; da kann man sich auch nichts einklemmen.“ Er strich Thorge mit der Hand über die Brust und sagte, „Jetzt zieh den Pulli an, bevor ich noch auf schräge Gedanken komme. Der hat lange Ärmel, damit du die Fesselspuren verdecken kannst. Es reicht ja, wenn deine Backen leuchten.“ Er erklärte, dass Grace demnächst kommen würde und sie dann mit dem Auto Thorges Sachen holen konnten. Grace kam auch kurz darauf; sie war entsetzt, als ihr Malte erzählte, was geschehen war. „Immer auf die Schwachen, das ist so typisch für die“, sagte sie. Nachdem sie die Sachen geholt hatten, fuhr ihn Grace nach Hause, gerade rechtzeitig zum Abendessen. „Du hast ja neue Sachen“, bemerkte seine Mutter, „Warst du wieder bei der Kleider-

sammlung? Alles schwarz; das sieht ja beknackt aus. Außerdem könntest du mal wieder zum Frisör gehen, läufst ja herum wie ein Mädchen. Du weißt ja, der Schultz schneidet sie dir umsonst, weil ich mich um seinen Garten kümmerre.“ „Dafür gibt es aber nur einen Haarschnitt mit dem Schergerät“, entgegnete Thorge. „Umso besser“, sagte seine Mutter, „Dann hält es wenigstens eine Weile.“ Thorge bekam solche Vorhaltungen oft zu hören, aber er scherte sich nicht darum. Aus dem Alter, dass ihm seine Mutter Vorschriften machen konnte, war er heraus. Sein jüngerer Bruder war offenbar der einzige, der bemerkt hatte, was mit ihm geschehen war, zumindest war er der einzige, der nachfragte. „Die haben dich echt gefesselt und geschlagen?“, fragte er am Abend, „Die sind ja wirklich fies.“

Trotzdem würde es früher oder später so sein, dass er zum Frisör Schultz ging und sich die Haare kostenlos auf wenige Millimeter Länge scheren ließ. Er könnte es sich zwar leisten, einen Frisör zu bezahlen, doch das wenige Geld, das er hatte, gab er lieber für andere Dinge aus; vor allen Dingen für Comics. Am nächsten Tag ging er wieder zu Malte, um ihm die geliehene Kleidung wieder zu bringen. Er musste zugeben, dass ihn Malte sehr beeindruckt hatte; er wusste gar nicht so genau, womit, aber er fand ihn richtig stark, angenehm und sogar attraktiv. Auch wenn er dort nicht wohnte, die Villa von Graces Eltern passte irgendwie zu ihm. Es musste eigenartig sein, in einem so großen Haus zu wohnen. Grace führte ihn in Maltes Zimmer und sagte, „Ich bin ja jetzt bis abends mit meinen Mädchen unterwegs; da müsst ihr euch alleine beschäftigen.“ „Ich war gerade dabei, Videos zu schauen, aber das können wir ja auch zusammen, wenn du möchtest“, erklärte Malte, als Grace gegangen war. Thorge war fasziniert, Malte hatte ein Videogerät; solche Geräte mussten unwahrscheinlich teuer sein. Als Thorge die Kleidung auf das Bett legte, fragte Malte, „Haben dir meine Klamotten gefallen? Wahrscheinlich trägst du lieber Jeans, oder?“ „Deine Hose fand ich klasse, wirklich; ich habe halt nur Jeans“, antwortete Thorge, worauf Malte sagte, dass er sie ihm schenken wollte. Thorge wollte aber nichts von Malte geschenkt bekommen und erklärte, „Ich bin zwar arm, aber ich komme gut klar.“ Malte sah ihn eine Weile an und sagte schließlich, „Ich mache das nicht aus Barmherzigkeit, sondern weil ich etwas als Gegenleistung möchte: Dass ich dich ausziehen und dir dann die Hose anziehen darf.“ Thorge zögerte; Malte hatte sicher mehr im Sinn, als ihm nur die Hose anzuziehen. Er stellte sich vor, wie ihm Malte die Hose auszog und dabei be-

rührte, und spürte sofort eine deutliche Erregung. Das irritierte ihn ziemlich, vor allen Dingen, weil ihm mit einem Mal der Gedanke kam, dass ihn Mädchen vielleicht deswegen nicht so interessierten, weil er auf Jungs oder junge Männern stand. So einen Gedanken hatte er bis dahin noch nie.

„Du brauchst keine Angst zu haben“, sagte Malte nach einer Zeit, die Thorge fast unendlich vorgekommen war, „Es ist nicht so, wie du wahrscheinlich denkst: Ja, ich finde dich attraktiv, aber nein, es geht mir nicht um Sex. Ich sehe männliche Körper nicht als Sexobjekte sondern als Kunstwerke und mag sie anschauen und manchmal auch anfassen; an schönen Männerkörpern kann ich mich gar nicht satt sehen. Darf ich?“ Er zog Thorges Pullover nach oben und Thorge hielt die Hände hoch, damit er ihn ausziehen konnte. Dann knöpfte Malte Thorges Jeans auf und öffnete den Reißverschluss. Langsam zog er die Hose herunter und Thorge stieg aus ihr heraus. Schließlich hielt er ihm die Hose mit den sechs Knöpfen hin. Als er sie hochzog, berührte er Thorges Bein, das dabei leicht zuckte. Thorge war ganz eingenommen von dem, was er dabei spürte; so wie Malte hatte ihn noch nie jemand berührt. Malte strich ihm noch einmal über den Oberschenkel, bevor er die Hose zuknöpfte, „Ich finde, die Hose passt richtig gut zu dir. Behältst du sie?“ Thorge nickte. „Ich wollte mir gerade eine von diesen alten Fury-Folgen ansehen“, sagte Malte, „Kennst du ‚Fury‘?“ Thorge schüttelte den Kopf, „Wir haben keinen Fernseher.“ „Ich finde die cool“, erklärte Malte, „Ein bisschen Kinderkram, aber witzig gemacht. Ich habe die alle im Original auf Englisch.“ Er zog eine Videokassette aus dem Recorder und schob eine andere hinein. Thorge fand die Folge auch interessant und war erstaunt, wie gut das Pferd abgerichtet war. Dann kam eine Szene, in der ein Bösewicht Joey den Gürtel abnahm, um ihn damit zu fesseln. „Mit dem eigenen Gürtel gefesselt“, lachte Malte, „witzige Idee, oder?“ Als kurze Zeit später Joey gefesselt und geknebelt an einen Fels gelehnt zu sehen war, erklärte er, „Und hier ist er mit einem Halstuch geknebelt, aber er hatte kein Halstuch, auch der Ganove nicht. Wo also kommt das Halstuch her?“ Er stand auf und spulte den Film zurück und tatsächlich war kein Halstuch zu sehen, als Joey gefesselt wurde.

Als die Folge zu Ende war, fragte Malte, ob Thorges Fesselspuren noch zu sehen waren. Das waren sie, sie zeichneten sich tiefrot an seinen Handgelenken ab. „Die hatten dich da ganz schön fest verknotet“, sagte Malte, „Dann noch mit so einem Schnürsenkel, der sich richtig in die Haut eindrückt. Trotzdem hatte

ich den Eindruck, es hat dir auch ein bisschen gefallen.“ Thorge war irritiert, dass Malte so etwas sagte. Wieso sollte es ihm gefallen haben, von einer Jugendgang gefesselt und geschlagen zu werden? „Ich meine Joey eben, hast du auf seinen Gesichtsausdruck geachtet, als er gefesselt wurde? Als der Ganove ihm befahl, sich umzudrehen, hat er sofort die Hände auf den Rücken genommen; er hat wohl darauf gewartet, gefesselt zu werden. Dann war ihm wohl eingefallen, dass laut Drehbuch der Ganove ihm die Hände nach hinten ziehen sollte, und er hat die Arme wieder hängen lassen, damit der sie greifen konnte. Dem hat die Szene bestimmt gefallen, ich meine den Schauspieler“, erklärte Malte, „Bei dir war die Fesselung zu fest; das hat sicher weh getan. Aber sonst hätte es dir gefallen, jede Wette.“ Thorge war unfähig, etwas zu sagen. In seinem Kopf herrschte ein richtiges Durcheinander: Tatsächlich fühlte er sich erappt. Er hatte nie darüber nachgedacht, ob es ihm gefallen würde, gefesselt zu werden, und die Fesselung gestern war alles andere als angenehm oder gar erregend. Aber als ihm Malte das mit Joey erklärt hatte, stellte er sich vor, wie ihm Malte mit einem Gürtel die Hände auf den Rücken band; ohne es eigentlich zu wollen, es kam ihm einfach in den Sinn. Und es erregte ihn richtig. Im Grunde genommen, war er noch nie so erregt, wie in diesem Moment. „Wir können uns ja noch eine Folge ansehen“, sagte Malte schließlich und spielte die Videokasse weiter ab.

Das Treffen mit Malte beschäftigte ihn an den folgenden Tagen sehr. Je öfter er die Situation in Gedanken durchspielte, desto spannender fand er die Vorstellung, von Malte gefesselt zu werden. Eigentlich konnte er an nichts anderes mehr denken als an Malte. Dass er in Süddeutschland wohnte und bald wieder zurückfuhr, beunruhigte Thorge geradezu; auf jeden Fall musste er ihn vorher nochmal treffen. Malte rief auch schon wenige Tage später an, „Ich wollte mich entschuldigen, wegen dem, was ich gesagt habe, das mit dem Fesseln. Manchmal gehen mir so komische Gedanken durch den Kopf und ich plapper das dann auch noch munter aus. Ich denke, ich habe dich da überrumpelt, und das wollte ich wirklich nicht.“ Thorge erklärte, dass es für ihn in Ordnung war, und fragte, ob er wieder kommen durfte. Malte freute sich und sagte, dass ihm sehr gefallen hatte, mit ihm zusammen die Videos anzuschauen. „Du kannst am Sonntag kommen, dann hat Grace wieder ihren Mädchennachmittag.“ Für Thorge war klar, dass Malte schwul war, auch wenn er eine Freundin hatte. Wahrscheinlich war sie keine richtige Freundin, also nicht Maltes Partnerin son-

dern nur eine Freundin. Dass er selbst schwul war, daran hatte Thorge keinen Zweifel. Er hatte sich schon immer darüber gewundert, dass er so anders war als die anderen Jungs. Er war viel sensibler als sie, davon war er überzeugt, und auch nicht so gut im Sport, vor allen Dingen nicht im Mannschaftssport. Fußball interessierte ihn kein bisschen, genauso wenig wie Mädchen. Er dachte oft, dass er sich eher wie ein Mädchen fühlte, aber trotzdem wollte er ein Junge sein, nur eben nicht so wie die meisten anderen Jungs. Und jetzt wusste er, warum es so war, eben weil er schwul war. Bisher hatte er sich noch nie über Sex Gedanken gemacht, aber mit Malte konnte er es sich gut vorstellen. Es fühlte sich unglaublich gut an, von ihm berührt zu werden; diese Art von Erregung war etwas völlig neues in seinem Leben. Und die Vorstellung, von Malte gefesselt zu werden, versetzte Thorge geradezu in Hochstimmung.

Er nahm sich vor, am Sonntag das mit dem Fesseln anzusprechen und Malte zu sagen, dass es ihm tatsächlich gefiel, gefesselt zu werden. Weil er nicht sicher war, ob er sich traute, kam ihm die Idee, die Fury-Folge aufzugreifen, in der Joey gefesselt wurde. Dazu hatte er ein helles Hemd angezogen, so ähnlich wie es Joey getragen hatte, und einen Gürtel umgelegt, allerdings nicht mit einer Jeans wie Joey sondern mit Maltes Hose. Als er bei Malte seine Regenjacke auszog, sagte Malte, „Du hast ein Hemd an, das überrascht mich, aber steht dir.“ Da es regnete, schlug er vor, wieder Videos zu schauen und fragte Thorge, was er denn gerne sehen wollte, „Ich habe hier eine große Auswahl.“ Während sie die Videokassetten durchgingen, sagte Thorge, „Ich glaube, du hast recht und Joey hat es wirklich gefallen, gefesselt zu werden.“ Malte sah ihn an, „Ist ja auch irgendwie cool, gefesselt zu sein.“ Dann stellte sich Thorge vor Malte, „Du spielst den Ganoven, ok?“ Malte brauchte eine ganze Weile, bis er reagierte und schließlich sagte, „Alright, take your belt off!“ und „Come on, hurry up!“ Thorge zog seinen Gürtel aus dem Hosenbund und gab ihn Malte, „Turn around!“. Dann drehte er sich langsam um und hielt seine Hände auf den Rücken. Malte packte sie recht grob und schlang den Gürtel um die Gelenke, dass sie im Nu fest aneinander gebunden waren. „Wow, das ist ja wie im Traum“, sagte er, während er Thorge genau musterte.

Langsam baute sich in Thorge eine Erregung auf, die er überraschend angenehm fand; er spürte sie an seinem ganzen Körper. Malte strahlte ein solche Sicherheit und Selbstverständlichkeit aus, dass an dieser Situation überhaupt nichts heikles war. „Ist alles gut so?“, fragte er und Thorge nickte, „Das sitzt

richtig fest und ist trotzdem nicht unangenehm.“ Malte hielt ihn an zwei Gürtelschlaufen und zog ihn an sich heran. Thorge genoss es, ihn zu spüren; es fühlte sich richtig gut an, als Malte ihn an der Hüfte und an den Beinen streichelte. „Das macht mich richtig an, wenn du so gefesselt vor mir stehst und ich dich anfasse“, flüsterte ihm Malte ins Ohr, „Und so, wie es sich anfühlt, macht es dich auch ganz schön an.“ Nach einer Weile ließ er ihn wieder los, „Wir waren ja eigentlich dabei, ein Video auszusuchen; was hältst du denn von ‚Der Jäger des verlorenen Schatzes‘ mit Harrison Ford als Indiana Jones?“ Thorge war einverstanden. Als Malte die Kassette einlegte und sich auf das Sofa setzte, blieb er noch etwas unschlüssig stehen; er hatte eigentlich erwartet, wieder losgebunden zu werden. „Ich kann dich wieder losmachen, wenn du magst“, sagte Malte, „aber ich fände es cool, wenn du gefesselt bleibst.“ Thorge setzte sich neben ihn auf das Sofa; er fand es auch spannend, gefesselt zu bleiben. Während sie sich den Film ansahen, legte Malte eine Hand mal auf seinen Oberschenkel, mal um seine Hüfte, wobei er manchmal auch seine Hände hielt. Der Film ging gut zwei Stunden und war ziemlich kurzweilig. Als er zu Ende war, band Malte Thorge die Hände los. Während sie eine Weile schweigend nebeneinander saßen, stellte sich Thorge vor, wie Malte ihn auszog und sie anschließend zusammen Sex hatten. Er hatte bisher noch überhaupt keine sexuelle Erfahrungen gemacht und war sich sicher, dass Malte der Richtige für sein erstes Mal war.

Doch Malte stand auf, sagte, „Ich koche uns einen Tee“, und verschwand. Als er kurze Zeit später wieder kam, fragte Thorge, „Willst du mich nicht ausziehen?“ „Das gefällt dir, was?“, fragte Malte, „So schick, wie du verpackt bist, kann ich das Angebot nicht ausschlagen.“ Thorge stand auf und Malte knöpfte ihm langsam das Hemd auf. Als er die Hose aufknöpfte, sagte er, „Einem Jungen wie dir die Hose auf- und zuzuknöpfen, ist das Größte.“ Er ließ die Hose nach unten fallen und zog Thorge das Hemd aus. Er betrachtete ihn ausgiebig und streichelte ihn dabei am ganzen Körper. Thorge war so erregt, dass er das Gefühl hatte zu platzen; er war kurz vor einem Orgasmus. „Wir können uns ja ins Bett legen“, sagte er. Malte lachte kurz und erwiderte, „Du bist aber schnell und ich sehe auch, du platzt gleich. Das macht mich richtig an, dich so zu sehen und dich so zu spüren.“ „Ich hatte noch nie Sex mit jemanden“, erklärte Thorge, „Und mit dir könnte ich es mir richtig gut vorstellen.“ „Dafür bin ich aber nicht der Richtige“, antwortete Malte, „Der klassische Sex ist wirklich nicht mei-

ne Sache. Dich ausziehen, fesseln und anfassen, das macht mich richtig an, aber kein Sex.“ Dann zog er Thorge wieder die Hose hoch und knöpfte sie zu. Thorge wusste nicht, was er dazu sagen sollte; vor allen Dingen fand er es schade, dass es nicht dazu kommen sollte, mit Malte die ersten sexuellen Erfahrungen zu machen. „Ist doch aber auch cool“, erklärte Malte, „Ausziehen und Fesseln und so. Es muss ja nicht immer um Sex gehen.“ Um irgendetwas zu sagen, fragte Thorge, „Du bist gar nicht schwul?“ Malte lachte, „Ich glaube, ich bin bi, aber ich liebe Männerkörper; nur Sex kann ich mir nicht so richtig vorstellen. Den habe ich ab und zu mit Grace; wir haben eine Beziehung und da gehört es dazu. Aber auch darauf könnte ich gut verzichten; Austausch von Körperflüssigkeiten, das macht mich wirklich nicht so an.“ Dann stand er auf und kam kurze Zeit später mit einer Teekanne und zwei Tassen wieder. Die stellte er auf den Tisch und schenkte beiden Tee ein. „Nicht dass du mich falsch verstehst“, sagte Malte, „Ich könnte mir gut so etwas wie eine Freundschaft mit dir vorstellen, eine Freundschaft mit einem besonderen Kick.“

Auf dem Weg nach Hause ging Thorge ständig dieser erregende wie verwirrende Nachmittag mit Malte durch den Kopf. Als er an der Kirche vorbeiging, fiel ihm plötzlich ein, dass ihm seine Mutter aufgetragen hatte, in der Kleiderkammer nach einem Satz Bettwäsche zu schauen. Er klingelte beim Gemeindehaus und ging mit der Sekretärin des Pfarrers in den Keller, wo die Altkleider aufbewahrt wurden. Es gab tatsächlich Bettwäsche und die sah noch nicht einmal schlecht aus. „Braucht ihr sonst noch etwas?“, fragte die Sekretärin und Thorge blickte durch die Regalreihen. Dann sah er eine schwarze Cordhose und nahm sie aus dem Regal. Sie war geknöpft, allerdings nur mit vier Knöpfen; dafür hatte sie am Bund Knöpfe für Hosenträger. „Darf ich die mal ausprobieren?“, fragte er. Natürlich durfte er das und als er sie zuknöpfte, sagte die Sekretärin, „Passt doch ganz gut. Da gibt es noch passende Hosenträger dazu, warte mal.“ Sie kramte in einer Wanne, die voll mit Gürteln und Hosenträger war, und brauchte eine Weile, bis sie die Hosenträger gefunden hatte, „Solche zum Anknöpfen gibt es nur wenige, die meisten haben Clips.“ Thorge war sehr zufrieden mit dem Besuch in der Kleiderkammer. Da störte es ihn auch nicht, dass seine Mutter bemerkte, „Jetzt hast du dir schon wieder ne schwarze Hose genommen; haben die dort nichts vernünftiges?“

„Du siehst echt krank aus mit deinen Haaren“, sagte sein älterer Bruder Thorsten ein paar Tage später beim Mittagessen, „Die reden schon alle davon, dass

du ein Homo bist.“ Thorge war erschrocken über diese Bemerkung, fasste sich aber schnell wieder und sagte, „Na und?“ „Na und?“, fragte Thorsten, „Glaubst du, es macht mir Spaß, wenn mich die Leute fragen, wieso mein Bruder wie eine Schwuchtel herumläuft?“ „Gehörst du neuerdings auch zu den Nazis?“, fragte Thorge und er antwortete, „Das geht dich einen Scheiß an.“ „Die haben ihn neulich erwischt“, erklärte Thorges jüngerer Bruder, „und seine Hände gefesselt, damit er sich nicht wehren kann, und dann gab es Backpfeifen, richtig kräftig. Seine Backen waren ganz rot hinterher.“ Thorsten stand auf, obwohl sein Teller noch halb voll war, „Da ist er doch selbst schuld.“ Als er ging, schlug er die Küchentür hinter sich zu. Das war einer der Momente, in denen Thorge seine Familie regelrecht hasste. Was für eine Zumutung, mit solchen Eltern und solchen Brüdern zusammenleben zu müssen. Sein jüngerer Bruder war der einzige, mit dem er sich wenigstens etwas verstand; der fühlte sich in der Familie ähnlich deplatziert wie Thorge.

Vor lauter Verzweiflung und Wut ging er zum Frisör Schultz. Es war tatsächlich Zeit für einen Haarschnitt; die Haare reichten inzwischen bis zu seiner Schulter und waren auch für seinen Geschmack zu lang. Eigentlich wollte er das Geld für einen richtigen Frisör und einen richtigen Haarschnitt sparen, aber jetzt hatte er den Impuls, irgendjemanden für diese Zumutung bestrafen zu müssen, auch wenn es er selbst war. „Ich habe jetzt einen neuen Scheraufsatz und kann dir die Haare bis 15 Millimeter Länge schneiden“, sagte der Frisör, aber Thorge antwortete, „10 Millimeter ist ok.“ Das war die Länge auf die er sich die Haare üblicherweise scheren ließ. Ihm kamen fast die Tränen, während er im Spiegel beobachtete, wie er seine Haare verlor; kurzgeschoren sah er aus wie jemand ganz anderes. „Nicht traurig sein; das wächst wieder“, tröstete ihn der Frisör, als er fertig war.

Gleich nach dem Frisörbesuch rief er Malte an, um sich wieder mit ihm zu verabreden. Doch Malte eröffnete ihm, dass er übernächste Woche wieder nach Freiburg zurückfuhr und die Zeit bis dahin mit Grace verbringen wollte. „Sie lässt dafür extra ihr Mädchentreffen am Sonntag ausfallen“, sagte er. Immerhin lud er Thorge zum Kaffeetrinken am Sonntag ein, „Zusammen mit Grace, aber das ist doch ok; so lernt ihr euch auch mal kennen.“ Am Sonntag wurde Thorge von Grace ins Wohnzimmer der Villa geführt, wo schon ihre Eltern und Malte am Tisch saßen. Das Wohnzimmer war größer als die gesamte Wohnung, in der Thorge mit seinen Eltern und den drei Geschwistern wohnte. „Wie siehst du

denn aus“, rief Malte, als er ihn sah, „Was hast du mit deinen Haaren gemacht?“ „Ich finde das gar nicht schlecht“, sagte Grace, „So wirkt er richtig männlich.“ Graces Eltern waren ausgesprochen nett; Thorge erfuhr, dass sie aus der Elfenbeinküste kamen und vor über dreißig Jahren nach Hamburg gezogen waren. Sie importierten Kaffeebohnen, die in diversen kleinen Röstereien zu hochwertigem Kaffee verarbeitet wurden. Bevor Thorge wieder ging, nahm ihn Malte noch mit in sein Zimmer, um ihm etwas zu geben. „Das habe ich in einem Buchladen gefunden“, sagte er und gab ihm ein Buch mit dem Titel „Schwul, na und?“. Thorge betrachtete den Umschlag; das Waschbecken mit den beiden Wasserhähnen sah etwas merkwürdig aus. Was hatte das mit schwul zu tun? „Coole Hose, übrigens“, sagte Malte, „Gefällt mir gut, so mit den Hosenträgern. Nur die Haare musst du dir unbedingt wieder wachsen lassen.“

In den folgenden Wochen fand Thorge immer wieder mal eine Arbeiter- oder Cordhose in der Kleiderkammer, die Knöpfe statt einen Reißverschluss hatte. Er nahm auch immer wieder einen neuen Pullover oder T-Shirt mit, sodass er schließlich nur noch schwarze oder dunkelgraue Sachen trug; sehr zum Missfallen seiner Mutter. Einmal fand er auch eine schwarze Cordweste mit Stehkragen und Knöpfen; die gefiel ihm sehr, auch weil sie weit genug war, um sie auch über zwei oder sogar drei Pullover tragen zu können. Er war sehr zufrieden mit seinem neuen Kleidungsstil; das passte gut dazu, dass sich für ihn durch seine Begegnung mit Malte viel verändert hatte. Fast jeden Morgen schloss er sich in das Badezimmer ein, um sich im Spiegel zu beobachten, wie er die Hose anzog und zuknöpfte, mit nacktem Oberkörper; er fand, er sah damit wirklich gut aus. Das Buch, das ihm Malte gab, ermutigte ihn auch, diese Veränderungen mit Selbstbewusstsein nach außen zu zeigen und seinen Mitschülern zu eröffnen, dass er schwul war. Das tat er in einem Deutschaufsatz über Freundschaft. In dem Aufsatz beschrieb er ausführlich, wie ihn Malte auszog, streichelte und küsste; beim Vorlesen unterbrach ihn der Deutschlehrer an dieser Stelle und meinte, dass er es so genau gar nicht wissen wollte. Er lobte Thorges Mut, sagte aber auch, dass er es besser gefunden hätte, wenn Thorges Schilderungen zurückhaltender gewesen wären. Von seinen Klassenkameraden bekam er zu seiner Überraschung keine negative Reaktion; die meisten äußerten sich nicht dazu und die, die es taten, bewunderten seinen Mut.

Anfang März erschrak er, als er in seinem Zimmer saß und Maltes Stimme hörte, „Hallo, bin ich hier bei Thorge?“ Seine Mutter hatte wohl den Türöffner ge-

drückt und war dann wieder in der Küche verschwunden. Das machte sie immer so und manchmal stand auch der Briefträger etwas unschlüssig in der Wohnung, weil er eine Unterschrift brauchte. Thorge sprang gleich aus dem Zimmer. Malte hatte wie Thorge eine schwarze Cordhose an und dazu noch einen richtig schicken Parka. „Was ist denn das für einer?“, fragte seine Mutter, als sie aus der Küche kam. Thorge zog Malte in sein Zimmer, „Hier sind wir ungestört; mein Bruder ist gerade nicht da.“ „Du hast kein eigenes Zimmer?“, fragte Malte. „Ich wohne hier mit Thorben, meinem jüngeren Bruder, meine älteren Brüder, Thore und Thorsten teilen sich ein anderes Zimmer und das dritte ist für meine Eltern“, erläuterte Thorge, „Im Dorf wird das Haus hier ‚Kaninchenstall‘ genannt, das trifft es ganz gut.“ „Vier Brüder seid ihr?“, fragte Malte; er schien über Thorges Lebensumstände ziemlich erstaunt zu sein. „Ja und alle mit Thor; das hat sich mein Vater ausgedacht, er hat dänische Eltern und heißt Thorkil. Thore heißt eigentlich Thoralf; er ist letztes Jahr ausgezogen, Thorsten ist jetzt achtzehn und zieht bald aus, dann haben Thorben und ich jeder sein eigenes Zimmer.“

Malte war dieses Mal nur kurz zu Besuch bei Grace und hatte nur an diesem Nachmittag Zeit. Weil er seinen Bruder bald zurück erwartete, schlug Thorge vor, spazieren zu gehen. Es war recht kalt draußen und er zog sich zwei Wollpullover über sein Sweatshirt. „Du trägst jetzt schwarze Klamotten“, stellte Malte fest, „Das steht dir richtig gut.“ Als sich Thorge die Weste überzog, fragte Malte, „Darf ich?“, und knöpfte sie bis oben zu. Thorge schlug vor, in die Stadt zu fahren, an die Elbe, „allerdings musst du mir dann den Fahrschein spendieren.“ Sie fuhren zu den Landungsbrücken und gingen dann durch den Elbtunnel auf die andere Seite. Die Aussicht auf die Stadt ist von hier aus grandios. „Ich träume oft davon, einfach auf einem Schiff anzuheuern und loszufahren, nach Südamerika oder nach Indien, egal wohin“, sagte Thorge, „Das kann man hier einfach machen. Aber erstmal mache ich eine Ausbildung als Schiffszimmerer auf einer Werft, die ist gar nicht weit weg von hier, dort drüben.“ Er zeigte auf die andere Seite des Kanals, der neben dem Tunnel von der Elbe abging. „Schiffszimmerer, wirklich?“, fragte Malte. Thorge nickte, „Cool, was?“ Sie saßen schweigend nebeneinander und blickten auf die Elbe. Thorge dachte dabei die ganze Zeit daran, Malte zu fragen, ob sie nicht doch zu Grace gehen konnten und Malte ihn fesseln wollte. Doch er traute sich nicht. „Fesselst du immer andere Leute oder wirst du auch mal gefesselt?“, fragte er schließlich. Malte er-

zählte, dass er am liebsten andere fesselte, aber auch manchmal gefesselt wurde. „Ich bin in so einer Gruppe für japanisches Bondage, Shibari heißt das, das ist die Kunst des Fesseln“, erzählte er, „Wir treffen uns regelmäßig und fesseln uns dann auf richtig kunstvolle Weise; das kann ich dir ja bei Gelegenheit mal zeigen, wenn ich im Sommer wieder hier bin. Dann mache ich ein echtes Kunstwerk aus dir.“ Er sagte, dass in der Gruppe meisten die Männer die Frauen fesseln, so wie es auch in Japan praktiziert wurde, und er nur selten Gelegenheit hatte, mal einen anderen Mann zu fesseln. „Dabei finde ich es wesentlich spannender, einen jungen Mann zu fesseln“, erklärte er, „Frauen zu fesseln, lässt mich irgendwie kalt, ich weiß auch nicht warum. Mir gefallen ja Frauen auch, aber nicht gefesselt; das passt irgendwie besser zu Männerkörpern, finde ich.“ Thorge wusste nicht, dass es Fesseln auch als Kunstform gab; die Idee fand er auf jeden Fall sehr spannend.

Die Ausbildung begann Ende Juli, genau an seinem sechzehnten Geburtstag. Dass er gerade mal zwei Wochen Sommerferien hatte, fand er in Ordnung; er freute sich schon richtig auf die Lehre. Weil er einen sehr langen Anfahrtsweg hatte, bekam er von der Werft eine kleine Wohnung gestellt, ganz in der Nähe des Elbtunnels. Die kostete so wenig an Miete, dass er sie von seinem Lehrgeld bezahlen konnte. In einer eigenen Wohnung zu wohnen, war großartig; er vermisste seine Familie kein bisschen. Vor allen Dingen war es in der Stadt auch kein Problem, schwul zu sein. Auf der Werft störte sich niemand an seinem Aussehen und, als ihn sein Vorarbeiter nach seiner Freundin fragte und er antwortete, dass er einen Freund hatte, der in Freiburg lebte, sagte der nur, „Freiburg ist schön, da bin ich auch schon mal gewesen.“ Als Malte wieder nach Hamburg kam, arbeitete er schon in der dritten Woche auf der Werft. Da Thorge wusste, wann er kommen wollte, rief er ihn von einer Telefonzelle aus an, um sich mit ihm zu verabreden. Am besten sonntags, da fuhr er ohnehin immer zu seinen Eltern, um Wäsche zu waschen und Lebensmittel mitzunehmen. Malte war wieder sechs Wochen in Hamburg und sagte, dass er sich freute, ihn zu sehen.

Allerdings traf sich Grace nicht mehr sonntags mit ihrer Mädchengruppe, so dass es Malte besser fand, sich bei Thorge zu treffen, jetzt, da er eine eigene Wohnung hatte. „Ich bin dann nicht entspannt, wenn Grace jederzeit ins Zimmer kommen kann und mich womöglich erwischt, wie ich an deiner Hose rumfummel“, sagte er und lachte, „Das war ein Scherz, aber ich finde es trotzdem

besser bei dir.“ Thorge fuhr dann am Sonntag zu seinen Eltern, wusch seine Wäsche, die er dann nass in eine Tüte stopfte, füllte eine zweite Tüte mit Lebensmittel und holte Malte ab. Seine Mutter kaufte zum Wochenende immer mehr Lebensmittel ein, damit er sich davon etwas mitnehmen konnte. Grace fragte ihn nach seiner neuen Lehre aus, „Malte hat mir erzählt, dass du jetzt in der Stadt wohnst“, und wünschte den beiden dann „Viel Spaß“, als sie gingen. Auf dem Weg zur Bahn sagte Malte, „Wenn sie wüsste, was da drin ist.“ Er hatte eine Sporttasche dabei. Thorge wurde neugierig und war erstaunt, als Malte den Reißverschluss ein Stück öffnete: Sie war voll mit Seilen. „Sie weiß gar nichts von meinem Fessel-Hobby“, erklärte Malte, „noch nicht. Früher oder später werde ich ihr aber davon erzählen; ist ja auch nichts dabei. Das Blödeste, was passieren könnte, wäre, dass sie auch Lust darauf bekäme. Dann müsste ich sie fesseln und das kommt für mich nicht in Frage, überhaupt nicht.“ „Das sind ja ganz schön viele Seile“, sagte Thorge und versuchte sich vorstellen, wie man mit so vielen Seilen gefesselt werden konnte. „Wart mal ab, was man damit alles machen kann“, antwortete Malte, „Du wirst staunen.“

Als sie bei Thorge waren, stellte Malte die Sporttasche auf den Tisch und öffnete sie. „Ich würde sagen, wir fangen mit einer Einstimmung an und dann erklär ich dir ein paar Grundlagen“, sagte Malte. Als Thorge anfing, sich auszuziehen, sagte Malte, „Lass mich das machen. Das ist jetzt wie beim Tanzen: Ich führe und du lässt dich führen, ok?“ Thorge war einverstanden; von Spannung verstand Malte auf jeden Fall etwas. Er knöpfte ihm die Weste auf und zog ihn obenherum aus: die Weste, seinen Pullover und sein T-Shirt. „Die Hose auch. Ich fessel dir nämlich auch die Beine, das sieht ohne Hose besser aus“, erklärte er und zog Thorge die Hose und die Socken aus; die Unterhose sollte er anbehalten. Schon die Erwartung, gleich gefesselt zu werden, steigerte seine Erregung ungemein, was auch Malte bemerkte und mit einem Grinsen quittierte. Thorge beobachtete, wie er eines der Seile aus der Tasche nahm und eine Schlinge formte. Dann nahm er Thorges Handgelenke, führte sie sanft auf Thorges Rücken und legte sie gegeneinander in die Schlinge, die er mit einem Ruck zuzog. Als er fertig war, war Thorge so gefesselt, dass er seine Arme so gut wie nicht mehr bewegen konnte; aber es war trotzdem nicht unangenehm. Er nickte, als Malte fragte, ob alles ok war. Dann band ihm Malte mit dem Rest des Seils die Arme so fest, dass er sie nicht mehr bewegen konnte. Nach und nach nahm er ein Seil nach dem anderen und verschnürte Thorge vollständig.

So gefesselt zu sein und sich überhaupt nicht mehr bewegen zu können, war so intensiv, dass Thorge befürchtete, die Besinnung zu verlieren. Er schwitzte stark und Malte trocknete ihm den Schweiß ab, „Du sagst Bescheid, wenn du genug hast.“ Doch Thorge ließ sich in diese Gefühle fallen und dachte nicht daran, Malte zu sagen, dass er genug hatte. Malte kochte sich einen Tee, den er mitgebracht hatte, setzte sich an den Tisch und beobachtete ihn, wie er als Paket regungslos auf dem Bett lag. Immer wieder trocknete er ihm den Schweiß ab und fragte, ob es ihm noch gut ging. „Das Größte ist, dann so aufgehängt zu werden; dann bist du schwerelos, jenseits von Raum und Zeit“, sagte Malte nach einer Zeit, die Thorge ewig vorgekommen war. Dann fing er an, ihn nach und nach wieder loszubinden.

„Cool, was?“, sagte er, als Thorge ausgestreckt auf dem Bett lag, „Das war jetzt auch mein spezieller Stil. Beim Shibari bleibt man nicht so lange gefesselt, aber ich finde, es gehört auch dazu, dass es auch als Erfahrung nicht alltäglich ist, eher eine Grenzerfahrung.“ Thorge war unfähig, etwas zu sagen. Malte setzte sich auf das Bett und strich ihm über die Arme und den Oberkörper, „Du solltest nachher heiß duschen, wegen dem Muskelkater.“ Nach einer Weile stand Thorge auf und ließ sich von Malte anziehen. „Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie gut du ausgesehen hast“, sagte er, „Weißt du, ich konnte jeden deiner angespannten Muskeln spüren, wirklich, jeden einzelnen. Das war für mich wahrscheinlich nicht weniger intensiv als für dich.“ Sie gingen dann noch an die Elbe, die nicht weit von Thorges Wohnung entfernt war. Malte eröffnete ihm, dass sie sich nicht jedes Wochenende treffen konnten, weil er mehr Zeit mit Grace verbringen wollte. Thorge war zuerst ein wenig traurig, als er das hörte, weil Malte für ihn schon ein bisschen so etwas wie sein Freund war. Aber er wusste ja, dass Malte und Grace zusammen waren, auch wenn er es ab und zu verdrängte. Als er ging, fragte Malte, „Darf ich?“ und nahm Thorges Weste in die Hand, die er offen über seinem Sweatshirt trug. Er knöpfte sie bis oben zu und sagte, „Jetzt bist du richtig eingepackt und das nächste Mal packe ich dich wieder aus.“

Sie trafen sich noch zwei Mal, bevor Malte wieder nach Freiburg fuhr. Malte zeigte Thorge noch mehr von dem japanischen Fesseln, aber fesselte ihn nicht mehr so fest wie beim ersten Mal. Das war Thorge auch ganz recht, weil es ihn so intensiv erregte, so fest gefesselt zu sein, dass es ihm schon unheimlich war. Da war es ihm lieber, nur die Arme auf dem Rücken oder hinter dem Kopf

gebunden zu haben. Nachdem Malte wieder weg war, wurde ihm klar, dass er andere Wege finden musste, seine sexuellen Erfahrungen zu machen. Mit Malte würde nicht mehr möglich sein, als bereits passierte, weder Sex noch eine richtige Beziehung. Thorge besuchte daher ab und zu eine Schwulenkneipe, von denen es auf Sankt Pauli eine ganze Menge gab, und Sankt Pauli war wie die Elbe nicht weit weg von seiner Wohnung. Es war nicht schwer, dort jemanden zu treffen, mit dem er sexuelle Erfahrungen machen konnte. Allerdings war es ihm dabei wichtig, dabei kein erhöhtes Risiko einzugehen, sich an AIDS oder etwas anderem anzustecken. Wichtig war ihm auch, sein Gegenüber erst kennenzulernen, bevor es zum Sex kam. Die meisten Schwulen ließen sich darauf ein, sich zuerst nur zum Reden oder Spaziergehen zu verabreden; viele aber nicht und einer war deswegen sogar richtig verärgert. Die Erfahrungen mit schwulem Sex fand Thorge eher ernüchternd; er vermisste die Intensität, die er spürte, wenn Malte ihn fesselte oder aus- und anzog. Obwohl er nie mit ihm Sex hatte, waren die Begegnungen mit Malte mit Abstand die spannendsten und erregendsten. Thorge stand oft vor dem Spiegel und beobachtete sich, wie er sich anzog, seine Hose und seine Weste zuknöpfte, und sich dann wieder auszog. Dabei wünschte er sich, jemanden wie Malte zu treffen, mit dem er Sex haben und solche Spiele spielen konnte. Offenbar gab es so gut wie keine Schwulen, denen so etwas gefiel.

Fesselungen und andere Spiele

Im Frühjahr wurde Malte Vater, sogar gleich zweimal, mit Zwillingen. Er fand dies so merkwürdig, dass er bislang niemandem davon erzählt hatte; noch nicht einmal seine Eltern wussten davon. Das passte gut dazu, dass Grace die Zwillingen in erster Linie als ihre betrachtete; sie gab ihnen auch ihre Namen: Aliou und Sekou. Ihren Eltern war es wichtig, dass sie afrikanische Namen bekamen und Grace hatte lange gebraucht, bis sie zwei Jungennamen fand, die zugleich afrikanisch waren und modern klangen. Wenn Malte bei Grace war, fühlte er sich eigentlich gut mit den Kindern, fast schon wie ein Vater, aber wieder zu Hause war das alles sehr weit weg und unwirklich. Es war wie ein Doppelleben, in Hamburg hatte er eine richtige Familie und in Freiburg war er ein Single, der sich regelmäßig mit anderen zum Fesseln traf. Aber Grace war sehr glücklich mit den Zwillingen, sie blühte als Mutter richtig auf und bekam auch von ihren Eltern alle Unterstützung, die sie brauchte.

Dass er Vater geworden war, hatte allerdings zur Folge, dass er Thorge nur noch zwei Mal in diesem Sommer getroffen hatte, obwohl er alle paar Wochen bei Grace war. Wenn er in Hamburg war, hatte er für Thorge keine Zeit mehr. Die Treffen mit ihm vermisste er allerdings sehr, umso mehr, weil er inzwischen in der Fessel-Gruppe überhaupt keine Gelegenheit mehr hatte, einen jungen Mann zu fesseln; daran, Frauen zu fesseln, konnte er immer noch keinen Gefallen finden. Kurz bevor er über Weihnachten und Neujahr wieder zu Grace fuhr, gab er eine Kleinanzeige auf, um in Freiburg jemanden zum Fesseln zu finden, idealerweise einen Freiburger Thorge. Er brauchte lange, um einen geeigneten Text zu schreiben, knapp und präzise formuliert. Schließlich schrieb er, „m, 24 Jahre alt, sucht unkomplizierten m mit einem Faible für Fesselungen. Kein Sex“. Kurz darauf fuhr er wieder nach Hamburg; die Anzeige wurde ohnehin erst in der Januarausgabe des Magazins veröffentlicht. Es war das erste Mal, dass er Weihnachten und Silvester bei Grace verbrachte. Weihnachten war ein richtiges Familienfest mit Graces Eltern und ihren Kindern, die ja eigentlich auch seine waren; eigentlich, denn für ihn fühlte es sich nicht echt an. Graces Familie bemühte sich sehr, ihm das Gefühl zu vermitteln, dass er dazu gehörte, aber er fühlte sich dennoch wie zu Besuch. Das war er ja auch. Für Silvester hatten Graces Eltern ein ziemlich großes Feuerwerk organisiert; dafür kamen um Mitternacht auch einige der Nachbarn.

Dass es den Anspruch gab, zu Graces Familie zu gehören, und er diesem Anspruch nicht gerecht wurde, beschäftigte Malte auch noch, als er wieder in Freiburg war. Für ihn war der Gedanke, eine Familie mit Kindern zu haben, ausgesprochen abstrakt. Er wusste nicht einmal genau, ob er es überhaupt wollte, obschon er sich bei Grace sehr wohl fühlte. Ihre Beziehung war wirklich gut, auch wenn mit den Kindern noch einiges unklar war. Malte hatte das Thema nie angesprochen und auch Grace erwähnte nur ab und zu fast schon wie im Scherz, dass er ja ihr Vater war. Er mochte die Zwillinge, aber spürte auch deutlich, dass er mit so kleinen Kindern eigentlich nichts anfangen konnte. Ende Januar erhielt er einen Brief von dem Magazin, in dem er die Kleinanzeige aufgegeben hatte. Es gab eine einzige Antwort; Malte hatte mit mehr gerechnet. In dem Brief lag ein Foto aus einem Automaten, auf dem nicht sehr viel zu erkennen war. Jan, so hieß er, schrieb, dass er in einem besetzten Haus wohnte und Armbänder trug; und dass er nicht an Sex interessiert war. Der Antwortbrief, den Malte schrieb, wurde am Ende recht lang; irgendwie hatte er das

Bedürfnis, etwas mehr über sich zu schreiben, auch wenn es ihm komisch vorkam, weil er den Adressaten gar nicht kannte. Jan schlug vor, sich bei ihm im besetzten Haus zu treffen; warum nicht? Malte war noch nie in einem besetzten Haus gewesen und fand die Idee, mal eines von innen zu sehen, interessant.

Allerdings war es auch eine Herausforderung; dort standen nirgendwo Namen und Malte musste mehrmals Leute aus dem Haus befragen, bis er Jan endlich fand. Jan sah überraschend gut aus und erinnerte Malte sehr an Thorge; nur dass er ein paar Jahre älter war. Er wirkte ziemlich schüchtern, redete kaum und sah Malte auch nicht in die Augen. Malte erklärte ihm, was er erwartete, weil er überhaupt nicht den Eindruck hatte, dass Jan erfahren war. Er hatte den Eindruck, dass er als eine Art Coming-out-Helfer missbraucht wurde und alles andere als ein spannendes Fessel-Treffen erwarten konnte. Er hätte in der Anzeige schreiben sollen, dass er jemanden mit Erfahrung suchte. Schließlich kramte Jan ein Seil unter seinem Bett hervor, das Maltes Laune wieder anhob. Es war ein richtiges Schiffstau, das kräftig nach Meer roch, ein langes, raues Hanfseil. Malte beobachtete ihn, wie er sich auszog; seine Armeehose gefiel ihm ganz besonders, sie war aus richtig festem Stoff, mit Seitentaschen an den Beinen und geknöpft, auch die Taschen. Dazu trug er einen Kapuzenpullover, was Malte ebenfalls gut gefiel. Ein richtig hübscher Typ, auch als er nur in Unterhose vor ihm stand – und mit seinen Armbändern. Die musste er aber abnehmen, bevor Malte ihn fesselte. Er band ihm die Hände richtig fest auf den Rücken und fixierte sie zusätzlich mit dem Seil um den Bauch. Neugierig beobachtete er Jan, wie er auf die Fesselung reagierte; für jemanden ohne Erfahrung war es sicher eine Herausforderung, so fest gefesselt zu sein.

Es musste ziemlich intensiv gewesen sein; auf jeden Fall schwitzte Jan ziemlich, obwohl es in dem Raum nicht warm war. Malte wischte ihm von Zeit zu Zeit den Schweiß aus dem Gesicht; das fand er ganz schön spannend. Die Spannung, die der gefesselte Jan ausstrahlte, konnte er deutlich spüren. Nach einer Weile entschied sich Malte, noch weiterzugehen und ihm auch noch die Füße festzubinden, zusammen mit den Händen hinter den Rücken, dass er wie ein Geigenbogen gespannt war. Jan stöhnte unablässig und fing nach kurzer Zeit an, rhythmisch zu zucken; so, wie er gefesselt war, hatte er allerdings so gut wie keinen Bewegungsspielraum. Dann hörte er auf zu zucken, spannte sich am ganzen Körper an und atmete heftig; offensichtlich hatte er einen Or-

gasmus. Malte fragte ihn, ob alles in Ordnung war, und er bejahte. Er war ein wenig stolz auf seine Fesselung, mit einem einzigen langen Schiffstau, und Jan sah auch richtig gut aus wie er da lag, Hände und Füße auf dem Rücken zusammengebunden. Und er hielt tapfer durch, obwohl für jemanden, der keine Erfahrungen hatte, eine solche Fesselung kaum zu ertragen gewesen sein musste. Nach einer Weile fing er wieder an zu zucken und hatte wohl seinen nächsten Orgasmus. Auch wenn es anders war als erwartet, fand es Malte ziemlich erregend mit dem gefesselten Jan; vor allen Dingen, weil Jan unglaublich angespannt war und sich diese Spannung auf Malte übertrug. Gleichwohl war es auch merkwürdig, fast schon unwirklich, in einem heruntergekommenen Zimmer in einem besetzten Haus mit einem gefesselten Punk zusammen zu sein. Obwohl das Treffen spannend war, war Jan nicht der richtige Typ für Malte, das war klar. Er war so verschlossen und irgendwie auch unbeholfen und verkrampft, ein bisschen wie ein Schauspieler, der auf der Bühne stand und seinen Text vergessen hatte. Eigentlich brauchte er einen Partner, der ihm half, mit sich klarzukommen, aber diese Rolle konnte und wollte Malte nicht spielen. Insgesamt hatte Jan bestimmt zehn Samenergüsse, bis Malte ihn wieder losband. Malte war sich nicht sicher, ob es ihm gefallen hatte. Er sagte es zwar, aber es war schwer einzuschätzen, ob er es auch so meinte. Malte war sich unsicher, ob es an ihm lag, aber die Kommunikation mit Jan klappte nicht richtig; sie stockte und er hatte auch keine Idee, worüber er mit ihm reden sollte. Auf dem Weg nach Hause dachte er noch viel über diesen Jan nach. Er war ja wirklich attraktiv, vor allen Dingen auch mit seiner Armeehose und den Armbändern, aber er wirkte auch so, als ob er Probleme hätte und nicht nur schüchtern oder wortkarg war. Irgendetwas war mit ihm. Dennoch war es eine zumindest interessante Erfahrung; das Seil war auf jeden Fall etwas sehr besonderes, so eines musste sich Malte auch zulegen.

Ein paar Wochen später fuhr Malte wieder zu Grace. Sie empfing ihn mit dem Anliegen, „etwas ernstes“ mit ihm besprechen zu wollen. „Möchtest du eigentlich nicht deine Vaterrolle ausfüllen?“, fragte sie ihn. Die Zwillinge saßen bei ihr auf dem Schoß und Malte kam es vor, als würden sie ihn fragen, ob er nicht ihr Vater sein wollte. Sie hatten einen Pullunder übergezogen, auf dem ihr jeweiliger Name stand, weil sie niemand auseinanderhalten konnte, selbst Grace nicht. Sie waren sich nicht nur ähnlich sondern gleich; nach inzwischen fast einem Jahr hatte Grace nichts gefunden, was sie voneinander unterschied, kein

einziges Merkmal. Da saßen sie nun, Aliou, Sekou und Grace und sahen Malte erwartungsvoll an. Was sollte er antworten? Er hatte eigentlich keine Idee, was es bedeuten sollte, eine Vaterrolle auszufüllen. „Es sind ja auch deine Kinder und ich finde, wir sollten sie zusammen aufziehen“, fuhr Grace fort, „Was hältst du denn davon, hierher zu ziehen? Im Haus hier ist ja genügend Platz, vor allem weil meine Eltern noch in diesem Jahr wieder in die Elfenbeinküste ziehen wollen.“ Obwohl der Gedanke durchaus naheliegend war, fühlte sich Malte etwas überrumpelt. Vor allen Dingen auch deshalb, weil er ja durchaus die Verantwortung sah, die er als Vater von zwei Kindern hatte, und alleine deswegen keine andere Möglichkeit hatte, als zuzustimmen. Auf der anderen Seite hatte er sich in der Fernbeziehung mit Grace gut eingerichtet. So hatte er viele Freiheiten für sich; die Vorstellung, Familienvater von zwei Kindern zu werden, war ihm auch ein bisschen unheimlich.

Sie saßen lange schweigend nebeneinander auf Graces Bett. Aber egal, wie Malte es einordnete, er hatte keine andere Wahl, als auf Graces Vorschlag einzugehen. Es gab schlicht keinen Grund, nicht zu ihr zu ziehen, außer dass ihm bei dieser Vorstellung etwas mulmig war. Grace hatte sich nie beschwert, dass sie die Kinder alleine aufzog, und für Malte war es bequem, es nicht weiter zu hinterfragen. „Du hast recht“, sagte er schließlich, „eine Fernbeziehung passt jetzt, mit den Kindern, nicht mehr. Ich muss mich noch an den Gedanken gewöhnen, aber ich denke, es ist eine gute Idee, zu dir zu ziehen.“ Grace war offenbar überrascht von seiner Reaktion. „Das ist ja großartig“, sagte sie, „Ich hatte schon befürchtet, dass es für dich gar nicht infrage kommt, Vater zu sein.“ So war es tatsächlich nicht. „Ich muss mich daran gewöhnen“, erklärte Malte, „Irgendwie war ich nicht darauf vorbereitet, Kinder zu haben, aber eigentlich finde ich das auch gut.“ Je mehr er darüber nachdachte, desto besser fühlte er sich bei dem Gedanken, mit Grace und den Kindern zusammenzuwohnen. Vor allen Dingen auch, weil die Frage, ob er nun Vater war oder nicht, auf diese Weise geklärt wurde. „Du kannst sie ruhig auch mal halten“, sagte Grace und hielt ihm Aliou hin, „Sie sind nicht so zerbrechlich wie sie aussehen.“ „Aliou“, sagte Malte, als er ihn nahm, und Grace lachte, „Naja, vielleicht. Ich weiß es wirklich nicht mehr, aber egal, wer den ‚Aliou‘-Pullunder anhat ist Aliou, und der mit dem ‚Sekou‘-Pullunder Sekou. Spätestens wenn sie anfangen zu sprechen, müssen wir wohl entscheiden, wer welcher von den beiden ist.“

Im Juli zog Malte nach Hamburg; seine Sachen passten in einen kleinen Transporter, den er in Freiburg gemietet hatte. Wegen dem Umzug hatte er sein Studium aufgegeben, aber das machte ihm nicht viel aus. Er hatte sich stattdessen vorgenommen, sich um die Zwillinge zu kümmern und für Graces Eltern einzuspringen, wenn sie Anfang kommenden Jahres in die Elfenbeinküste zogen. Wenige Tage nach dem Umzug rief er Thorge an. Sie hatten sich fast ein Jahr lang nicht gesehen und Thorge sagte, „Ich dachte schon, du hättest mir die Freundschaft gekündigt.“ Er lud ihn zu seiner Geburtstagsfeier am übernächsten Wochenende ein, „Es kommen nicht viele Leute, nur ein paar Arbeitskollegen und Thorben, mein kleiner Bruder. Wir gehen dann zusammen an die Elbe zum Picknick.“ Am Tag der Feier war Malte der letzte, der kam. Thorge sah richtig gut aus mit seiner Cordhose und der geknöpften Weste, die er über seinem T-Shirt trug. Durch die Arbeit auf der Werft hatte er kräftige Armmuskeln bekommen. Er kannte eine fast schon idyllische Stelle an Hafenseite der Elbe, wo sie ungestört die Decke, Essen und Getränke ausbreiten konnten. Thorges Kollegen tranken zu Maltes Erstaunen bereits am Nachmittag Bier und gingen nach etwas über einer Stunde wieder. Thorge, Thorben und Malte blieben. Es war sehr angenehm mit den beiden Brüdern, auch wenn sie nicht so viel redeten; vielleicht auch gerade deshalb. Mit Thorben verstand sich Thorge gut, ganz anders als mit seinen älteren Brüdern. „Ich würde ja auch gerne etwas mit Schiffen machen, aber ich darf ja nicht“, sagte Thorben nach einer Weile. Als Malte fragte, warum er nicht auch einfach eine Ausbildung machte, erklärte Thorge, dass er auf eine Förderschule ging. „Er kann nicht lesen oder schreiben und rechnen nur bis zehn“, erzählte er, „aber eigentlich ist er ziemlich schlau und hat ein richtig gutes Gedächtnis. Aber ohne Lesen und Schreiben geht halt nichts.“ „Behindertenwerkstatt“, sagte Thorben und zuckte mit den Achseln.

Als sie gingen, setzte er sich Kopfhörer auf und schloss seinen Walkman an. Das war die erste Gelegenheit, bei der Malte mit Thorge reden konnte, ohne dass jemand zuhörte. „Ich bin Vater“, erklärte er und Thorge sah ihn ungläubig an, „Zwillinge, Aliou und Sekou; die sind schon ein Jahr alt.“ Thorge rang erkennbar darum, etwas zu sagen, und fragte schließlich, „Ein Jahr alt?“ „Fast eineinhalb inzwischen“, antwortete Malte und erzählte, dass er vor kurzem zu Grace nach Hamburg gezogen war. „Dann bist du jetzt hetero geworden?“, fragte Thorge, „So richtig mit Familie und Kindern?“ Malte wusste nicht, was er

dazu sagen sollte; genau diesen Gedanken hatte er auch, aber auf der anderen Seite fühlte er sich nach wie vor von gefesselten männlichen Körpern angezogen, keine Frage. Vor allen Dingen fühlte er sich unvermindert stark zu Thorge hingezogen, auch wenn er diese Freundschaft auf unverständliche Weise vernachlässigt hatte. „Und dein Fesselhobby?“, fragte Thorge weiter, „Und überhaupt unsere Freundschaft?“ Malte wusste nicht, was er antworten sollte und atmete tief durch. „Daran hat sich für mich nichts geändert“, sagte er schließlich, „Ich mag dich wirklich gerne, aber ich denke, ich bin nicht der Richtige für dich. Irgendwie sitze ich da zwischen den Stühlen.“ „Weiß Grace überhaupt davon?“, fragte Thorge. Damit hatte er einen wunden Punkt getroffen; Malte hatte Grace tatsächlich noch nichts von seinem Verhältnis mit Thorge erzählt. Es war ja eigentlich nichts dabei und sie wusste ja, dass Malte bisexuell war und sich bisweilen auch von einem Mann angezogen fühlte. Malte redete schließlich immer wieder darüber. „Natürlich bleiben wir Freunde“, erklärte er, „Ich muss mich gedanklich noch an meine neue Lebenssituation gewöhnen. Da ich jetzt in Hamburg wohne, haben wir ja öfters Gelegenheit, uns zu treffen.“ Als sich Thorge verabschiedete, fuhr er zusammen mit Thorben nach Hause; Thorben hörte immer noch mit seinem Walkman Musik.

Noch am selben Abend nahm er sich vor, mit Grace über Thorge und sein spezielles Hobby zu sprechen. Als er ihr über die Gruppe in Freiburg erzählte, lachte sie, „Du fesselst wirklich andere Leute?“ Malte war unsicher, wie er ihre Reaktion zu verstehen hatte. „Ich finde das witzig“, erklärte sie, „Nicht dass du auf falsche Gedanken kommst, für mich käme das überhaupt nicht in Frage, mich fesseln zu lassen. Ich finde, es ist ein ziemlich außergewöhnliches Hobby, aber wenn es dir Spaß macht, mich stört es nicht.“ Das war auf jeden Fall eine gute Voraussetzung, um auch noch das Verhältnis zu Thorge anzusprechen – und wieder war ihre Reaktion, laut zu lachen, „Thorge aus dem Kanninchenstall? Du fesselst ihn, wenn ihr euch trefft?“ „Nicht immer“, erläuterte Malte, „Ich finde ihn ziemlich attraktiv und mag ihn auch, aber wir sind eigentlich nur befreundet. Und ab und zu fessel ich ihn; er sieht gut aus, wenn er gefesselt ist, ich kann mich daran gar nicht sattsehen. Das hat sich irgendwie ergeben, nachdem ich ihn gefesselt auf der Straße aufgelesen hatte, nach dem Vorfall mit den Nazis.“ „Kein Sex?“, fragte Grace und Malte bestätigte, „Kein bisschen; Sex habe es nur mit dir. Du weißt, dass ich zu meinen Prinzipien stehe.“ „Du bist ein verrückter Typ“, sagte sie, „Aber das war mir schon immer klar. Ein

Langweiler würde für mich als Partner nicht infrage kommen, dann schon lieber einer, der als Hobby Jungs fesselt.“ Dabei lachte sie.

Dieser Abend war seit gut zwei Jahren der erste, an dem sie zusammen Sex hatten. Trotzdem fühlte es sich so vertraut an, als täten sie es ständig. Malte wurde dabei wieder einmal deutlich, wie gut ihre Beziehung funktionierte. Wenn er sich eine Frau vorstellen konnte, mit der er Kinder aufziehen wollte, dann war es Grace. Mit ihr hatte er auch keine Befürchtung, wegen seiner Vaterrolle seine Freiheiten zu verlieren. Als er sich drei Wochen nach der Geburtstagsfeier wieder mit Thorge traf, wollte Grace wissen, „Wie lange bleibt er denn immer gefesselt, bis du ihn wieder losmachst?“. Malte erklärte, dass er nicht vorhatte, Thorge zu fesseln, sondern sich mit ihm nur für einen Spaziergang traf. Er wollte mit ihr nicht über Details zu seinen Fessel-Treffen reden. „Wenn es dich interessiert, kann ich dir ja mal etwas über das Fesseln erzählen“, bot er ihr an, „Das ist nämlich eine richtige Kunst.“ „Und du bist dann wohl ein richtiger Künstler“, sagte sie und lachte, „Dann richte dem Kunstwerk doch Grüße von mir aus.“

Auf dem Weg zu Thorge überlegte sich Malte, ob er nicht doch ein paar Seile mitnehmen sollte. Eigentlich hatte er große Lust, Thorge zu fesseln, aber sie hatten es nicht abgesprochen und er war sich unsicher, weil sie es schon lange nicht mehr getan hatten. „Gleich findet an der Hafestraße eine Demo statt“, erklärte Thorge, als Malte bei ihm ankam, „Es gibt die Befürchtung, dass die Häuser geräumt werden, da ist es wichtig, dass viele Leute hingehen.“ „Was hast du denn mit der Hafestraße zu tun?“, fragte Malte und Thorge antwortete, „Liest du denn keine Zeitung? Da werden die Bewohner schikaniert, weil die Stadt diese schönen Häuser abreißen will. Da muss man doch etwas tun, oder?“ Malte war eher skeptisch. Er hatte natürlich schon darüber gelesen und hatte auch gesehen, wie brutal die Polizei gegen die Bewohner vorging. Aber sie hatten die Häuser eben besetzt und die Häuser waren obendrein wohl auch baufällig; sonst würde man sie ja nicht abreißen wollen. „Du willst da wirklich hin?“, fragte Malte. „Muss ja nicht so lange sein“, sagte Thorge, „Wir gehen dort hin und schauen mal, was da so passiert. Dann können wir ja zu einem Imbiss gehen und was essen, ok?“ Malte war immer noch nicht von dem Vorhaben überzeugt, aber sagte trotzdem zu. Sich das einmal anzusehen, war sicher interessant. Er war noch nie auf einer Demonstration gewesen; auch in Freiburg hatte er es immer vermieden, in die Innenstadt zu gehen, wenn dort eine statt-

fand. Sie gingen schließlich in Richtung Hafenstraße und sahen dann einen Pulk Menschen kurz vor den besetzten Häusern. „Hier muss es sein“, sagte Thorge und ging auf den Pulk zu. Malte hatte eher den Impuls wieder zurückzugehen, aber Thorge war zu schnell und so folgte er ihm. Mit Sorge sah er wie hinter ihnen eine große Menge schwarzgekleideter und vermummter Demonstranten in ihre Richtung lief. „Das wird ganz schön brenzlich“, sagte er und Thorge antwortete, „Wir können ja versuchen, uns dort an der Hauswand entlang durchzudrücken.“ Malte war ausgesprochen mulmig zumute; er war noch nie in einer Situation, die er als so gefährlich empfand. Plötzlich sahen sie mehrere Reihen Polizisten vor sich, alle mit Helmen, Schilden und Schlagstöcken ausgerüstet. Von hinten drückten die größtenteils vermummten Demonstranten. Sie hatten keine Chance mehr zu entkommen, weder nach vorne noch nach hinten.

Die Situation war im Nu eskaliert, von vorne drückten die Polizeireihen, von hinten die Demonstranten und jetzt flogen auch noch Steine und Flaschen über ihre Köpfe. Wenn es eine Chance gab, diesem Hexenkessel zu entfliehen, dann war es an der Seite, direkt an den Häusern. Malte drückte sich in Richtung Straßenrand und zog Thorge mit. Sie hatten die Hauswand fast erreicht, als sie plötzlich direkt vor der Polizeireihe standen. Die Polizisten fingen gerade an, mit Knüppeln auf die Demonstranten einzuschlagen, als sie durch die erste Reihe durchrutschten und nur noch von Polizisten umgeben waren. Malte konnte sehen, wie ein Polizist einen gefesselten Demonstranten so kräftig mit dem Schlagstock schlug, dass er auf den Boden fiel. Dann wurden sie ziemlich unsanft mit dem Gesicht an die Hauswand gedrückt; Malte stand dabei direkt neben einer verschlossenen Haustür. Thorge neben ihm wurde abgetastet und stöhnte, „Bitte nicht so fest.“ Plötzlich öffnete sich die Haustür, „Schnell kommt“, sagte eine alte Frau, die in der Tür stand. Malte zögerte nicht und zog Thorge mit durch die Tür, die die Frau dann gleich wieder zuschloss. „Hier runter und immer den Kellergang entlang“, sagte sie und verschwand in ihrer Wohnung. Malte und Thorge rannten die Kellertreppe hinunter und den Kellergang entlang bis sie eine Biegung erreichten.

„Alles in Ordnung?“, fragte Malte, der noch etwas außer Atem war. „Naja, außer, dass ich Handschellen an habe. Die konnten sie mir gerade noch verpassen, bevor du mich hier reingezogen hast“, antwortete Thorge; Malte fiel erst jetzt auf, dass er die Hände auf dem Rücken hielt. „Schauen wir erst, dass wir

hier wegkommen“, sagte er und ging weiter, bis sie vor einer verschlossenen Tür standen. „Und jetzt?“, fragte Thorge und Malte versuchte, eine der Kellertüren, die von dem Gang abgingen aufzudrücken; tatsächlich war eine davon nicht abgeschlossen. Sie gingen in den kleinen Kellerraum und er drückte die Tür wieder zu. „Jetzt sitzen wir in der Falle. Zum Glück sind uns die Polizisten nicht hinterher gekommen“, erklärte Malte, „Wir müssen hier warten, bis draußen Ruhe eingekehrt ist, und hoffen, dass wir nicht entdeckt werden.“ „Die Handschellen sind ziemlich fest“, sagte Thorge, „Kannst du mich nicht losmachen?“ Malte betrachtete die Handschellen; er wusste in etwa, wie sich so ein Schloss mit einem zurechtgebogenen Draht, der die richtige Dicke und Festigkeit hatte, öffnen ließ. Aber hier gab es weder einen passenden Draht noch eine Zange, um ihn zu biegen. „Ohne Werkzeug kann ich jetzt nichts machen“, sagte er schließlich, „Das sind halt Polizei-Handschellen.“

Thorge versuchte, seine Hände nach vorne zu bringen, aber es gelang ihm nicht ansatzweise. „Da sind entweder die Handschellen zu eng oder die Arme zu kurz“, sagte Malte und musste lachen, obwohl er die Situation ganz schön heikel fand. Bei ihrer Verhaftung wären sie sicher auch verprügelt worden wie die anderen; die Stimmung war äußerst aggressiv, auf beiden Seiten. Aber er war erleichtert, dass sie es geschafft hatten, der Polizei zu entkommen; und mit dem gefesselten Thorge in einem Keller gefangen zu sein, hatte wirklich etwas komisches. „Das gefällt dir wohl, dass ich Handschellen tragen muss“, sagte Thorge, was Malte bestätigte, „Dir doch sicher auch; auf jeden Fall steht es dir gut.“ Er erhielt darauf keine Antwort, sah Thorge aber deutlich an, dass er es nicht witzig fand. Es war wirklich nicht passend, aber er konnte nicht anders. „Immerhin sind wir noch davongekommen“, sagte er, um ihn zu beschwichtigen, „Komm, wir setzen uns auf den Boden, ich helf dir.“ Er packte die beiden Schokoriegel aus, die er dabei hatte, und hielt Thorge einen davon zum Abbeißen hin. Nach einer Weile ebte der Lärm auf der Straße ab und Malte ging zur Eingangstür hinauf, um die Lage zu erkunden. Tatsächlich fanden keine Straßenschlachten mehr statt, aber die Polizei hatte nur wenige Meter neben dem Hauseingang die Straße abgesperrt. „Hier sitzen wir noch eine Weile fest“, erklärte er. Thorge stöhnte; mittlerweile war ihm deutlich anzusehen, dass es ihn ziemlich quälte, in so einer misslichen Lage zu sein. Malte dagegen gefiel es, neben Thorge, dem die Hände auf den Rücken gefesselt waren, auf dem Boden zu sitzen. Hätte er ihn befreit, wenn er einen passenden Draht dabei ge-

habt hätte? Zumindest wäre die Versuchung groß gewesen, Thorge auch dann zu sagen, dass er die Fesseln nicht lösen konnte. Gerade dass sich Thorge mit den Handschellen so unbehaglich fühlte, fand er ganz besonders anregend. Allerdings hätte er sich auch schlecht gefühlt, ihn so leiden zu lassen; zum Glück gab es wirklich keine Möglichkeit, die Handschellen zu öffnen.

Während er seine Gedanken schweifen ließ, sagte Thorge, „So ein Mist, jetzt muss ich auch noch pinkeln.“ Malte half ihm aufzustehen, knöpfte ihm die Hose auf und zog sie herunter. Er hielt ihm eine der leeren Dosen hin, die im Regal standen, aber es kam nichts. „Gefesselt geht das nicht, obwohl es so drückt“, sagte Thorge und versuchte, seine Arme zu bewegen. Ihm war die Verzweiflung deutlich anzumerken. „Lass dir Zeit und versuch, dich zu entspannen“, beruhigte ihn Malte und nach einer Weile konnte Thorge endlich pinkeln. Ihn in einer Lage zu erleben, die ihm so offensichtlich unangenehm war, erregte Malte ungemein, weshalb er sich aber auch richtig schlecht fühlte. Als er ihm die Hose wieder zuknöpfte, sagte Thorge, „Unter anderen Umständen würde mich das ja anmachen, aber so ist es einfach nur ätzend; und dann sind die Handschellen auch noch so fest.“ Er musste noch ziemlich lange durchhalten, bis die Polizei die Straßensperre aufhob und sie ihr Kellergefängnis endlich verlassen konnten; da war es bereits dunkel geworden. Auch, mit dem gefesselten Thorge durch das Viertel zu laufen, fand Malte richtig spannend. „Zum Glück ist es schon dunkel“, sagte Thorge, „So fällt es wenigstens nicht auf, dass ich Handschellen an habe.“ „Ich glaube, hier muss man schon mehr bieten, um aufzufallen“, antwortete Malte; die Leute würden sie allenfalls für zwei Jungs halten, die ihren Bondage-Fetisch auslebten.

Bei Thorge angekommen stellte es sich als eine echte Herausforderung heraus, die Handschellen zu öffnen, vor allem weil Thorge weder einen passenden Draht noch Werkzeug hatte. Malte fragte erst bei Thorges Nachbarn und ging dann los, um einen entsprechenden Laden zu finden; die beiden, die er gefunden hatte, waren aber bereits geschlossen. Er war schon verzweifelt und dachte darüber nach, die Feuerwehr zu Hilfe zu rufen, als er eine Tankstelle fand, die noch geöffnet war. Als der junge Mann hinter der Kasse sagte, dass er nicht weiterhelfen konnte, erzählte Malte, er hätte seine Freundin mit Handschellen gefesselt und konnte den Schlüssel nicht mehr finden. Der Verkäufer grinste und sagte, „Mir ist so etwas auch schon mal passiert; meine Freundin war echt sauer“, und gab Malte ein Stück Draht und eine Zange, die er wieder zurück-

bringen sollte. Malte kaufte dabei auch zwei Tiefkühlpizzen ein; sie hatten schließlich seit dem Frühstück nichts mehr gegessen. Thorge war schon richtig ungeduldig geworden, als Malte mit dem Werkzeug zurückkam. „Na endlich“, sagte er, „Ich dachte schon, du kommst gar nicht mehr wieder.“ Malte benötigte mehrere Versuche, bis er den Draht genau richtig gebogen hatte; dann ging es fast von selbst. „Meine Hände fühlen sich richtig taub an; so lange am Stück gefesselt zu sein, ist schon fast wie Folter“, erklärte Thorge, „Und dann noch das Gefühl, mit Handschellen in der Falle zu sitzen. Ich hatte echt Angst, dass sie doch noch den Keller durchsuchen. Die hätten uns bestimmt nicht mit Samthandschuhen angefasst.“ „Die hätten uns grün und blau geschlagen und über den Boden nach draußen geschleift, dass die Klamotten und die Haut aufscheuern“, sagte Malte. Er hatte solche Szenen schon öfters in den Nachrichten gesehen und war schockiert, wie brutal die Polizisten manchmal mit den Demonstranten umgingen, besonders in der Hafensstraße. Da galten keine Gesetze mehr, außer, dass Gewalt immer noch mehr Gewalt erzeugt. „Ich gehe auf jeden Fall nicht mehr auf eine Hafensstraßen-Veranstaltung und du solltest es auch nicht tun“, schloss er.

Malte betrachtete die Handschellen genau, schloss sie und öffnete sich wieder. „Immerhin haben wir jetzt Handschellen; das habe ich bisher nicht in meinem Repertoire. Und dann noch richtige, nicht solche Spiel-Handschellen aus dem Sexshop.“ „Solche Handschellen anzuhaben, ist ganz schön heftig, wenn sie richtig eng anliegen. Da werde ich dann doch lieber mit einem Seil gefesselt“, sagte Thorge und lachte. Nachdem sie die Pizzen gegessen hatten, ging Malte nach Hause. „Grace sagte, dass du mal zum Kaffee kommen sollst“, sagte er beim Abschied, „Vielleicht am nächsten Wochenende; dann lernst du auch die Zwillinge kennen.“ „Wie heißen die nochmal? Ich kann mich nur erinnern, dass die Namen französisch klingen“, fragte Thorge. „Aliou und Sekou; Graces Mutter wollte, dass das Kind Aliou oder Sekou heißt, wenn es ein Junge wird. Ich hätte ihnen lieber norddeutsche Namen gegeben, aber zumindest kann man sie aussprechen; das ist ja nicht bei allen französischen Namen der Fall.“

Thorge kam in seiner schwarzen Cordhose mit Hosenträgern, die er über einem schwarzen Sweatshirt trug. Malte fand ihn wieder einmal ausgesprochen attraktiv. Es fiel ihm schwer, an etwas anders zu denken als daran, wie er vor einer Woche den Nachmittag in einem Keller mit dem gefesselten Thorge verbracht hatte. Vor allen Dingen, wie er ihm die Hose aus- und wieder anzog, da-

mit er pinkeln konnte. Solche Gedanken verunsicherten ihn ziemlich; wenn sein Verstand nicht einschreiten würde, würde er sagen, dass er diesen Jungen liebte und mit ihm so viel Zeit wie möglich verbringen mochte. Aber das war nicht nur wegen seiner Beziehung mit Grace und den Kindern undenkbar, es würde auch mit Thorge nicht funktionieren. Dafür waren sie dann doch zu unterschiedlich; Thorge war jemand, der sich ausprobieren musste, der etwas erleben wollte und Herausforderungen suchte. So jemand war Malte nicht. Auch Thorges Wunsch nach Sex war etwas, dem Malte nicht wirklich entsprechen konnte. Aber so, als eine „Freundschaft mit Kick“ funktionierte es gut, zumal Grace mit der Situation völlig unverkrampft umging, sogar nachdem Malte ihr erzählt hatte, was er für Thorge empfand. Die Zwillinge saßen auf dem Boden und beschäftigten sich mit Bauklötzen, während sie sich zu dritt an den Kaffeetisch setzten; Graces Eltern waren nicht zu Hause. „Malte hat mir erzählt, dass ihr letztes Wochenende fast bei einer Demonstration verhaftet wurdet, aber gerade noch den Polizisten entkommen konntet. Das klingt ja ganz schön abenteuerlich“, begrüßte ihn Grace. „Ja, Malte hatte mich im letzten Moment gerettet; ich hatte schon Handschellen angelegt bekommen“, erklärte Thorge, „Dass man einfach so verhaftet wird, ohne etwas illegales zu tun, hätte ich nicht für möglich gehalten.“ Malte lachte, „So schnell geht er wohl nicht mehr auf eine Hafenstraßendemo.“ Als sie am Tisch saßen, beobachtete Thorge die Zwillinge eine ganze Weile lang und sagte schließlich, „Die sehen ja total gleich aus; wenn die nicht einen Pulli mit ihren Namen anhätten, könnte ich sie nicht unterscheiden.“ „Sie sind gleich“, erklärte Grace, „Es gibt noch nicht einmal ein Muttermal, an dem man sie unterscheiden könnte. Wenn ich sie morgens anziehe, ist es ein reines Lotteriespiel, wer von beiden den „Aliou“-Pullunder und wer den „Sekou“-Pullunder an bekommt. Sie hören beide auch auf beide Namen; echte Zwillinge eben.“

Thorge blieb den ganzen Nachmittag und verstand sich sehr gut mit Grace. Er durfte sogar die Zwillinge halten, was Grace sonst nur Malte und ihren Eltern gestattete. Als er gegangen war, sagte Grace, „Der ist ja richtig nett. Ganz anders als seine Mutter, die ständig am Fluchen ist und ohne Hemmungen andere Leute anrotzt. Mich würde ja wirklich interessieren, was du mit ihm machst, wenn du ihn gefesselt hast.“ Malte überlegte eine kleine Weile, was er darauf antworten sollte, „Nichts besonderes; ich beobachte ihn.“ „Attraktiv finde ich ihn ja auch“, bestätigte Grace und grinste, „aber dafür muss er nicht gefesselt

sein.“ Es war offensichtlich, dass sie nicht nachvollziehen konnte, was Malte am Fesseln faszinierte. Auch er fand Thorge attraktiv, aber viel entscheidender war, dass Thorge Spaß an den Fesselungen hatte und völlig unverkrampft damit umging. So konnte sich seine Anspannung direkt auf Malte übertragen, der dann jeden einzelnen von Thorges Muskeln spüren konnte. Obendrein war Thorge wirklich ein angenehmer Mensch, offen und reflektiert, sehr erwachsen für sein Alter, und er war unkompliziert. Dieser Jan, den Malte Anfang des Jahres besucht hatte, war dagegen ziemlich kompliziert; auch nett und Malte konnte ihn richtig intensiv spüren, aber kompliziert, zu kompliziert. Er dachte oft über sein erotisches Empfinden nach. Männliche Körper faszinierten ihm, wenn sie unter Spannung waren; er schaute sie an und spürte ihre Spannung. Mit weiblichen Körpern war es völlig anders, da spürte er kaum eine Spannung. Es fühlte sich nicht unangenehm an, mit Grace Sex zu haben, manchmal auch gut, aber nicht spannend, nicht so, wie es sich anfühlte, Thorge über die Schenkel oder muskulösen Arme zu streichen. „Mir geht es ums Fesseln, das verstehst du nicht“, erklärte Malte, „Thorge gefällt es auch und er ist dabei völlig unverkrampft. Außerdem ist er auch ein guter Freund, mit dem man so spannende Sachen machen kann, wie in eine Straßenschlacht mit der Polizei zu ziehen.“ Dabei lachte er.

Malte war erleichtert, dass seine Freundschaft mit Thorge für Grace kein Problem darstellte. Im Gegenteil, sie zeigte sich an ihm durchaus interessiert; dass er trotz seiner schwierigen Herkunft seinen eigenen Weg ging, gefiel ihr. Sie fand es vor allen Dingen mutig, dass der sich offen als schwul zeigte, obwohl sein älterer Bruder ein im Stadtteil bekannter Neonazi war. Dennoch meldete sich Malte bei ihm eine ganze Zeitlang nicht. Er war zu viel mit Grace, den Zwillingen und seiner neuen Heimat beschäftigt, sodass es ihm sehr schwer fiel, sich gedanklich auf Thorge einzulassen. Der rief schließlich an und fragte gleich, „Habe ich etwas falsch gemacht, dass du dich nicht mehr meldest?“ Malte hatte zuerst ein schlechtes Gewissen, als er das hörte, nach einer Weile aber ärgerte er sich ein wenig, weil er spürte, wie er sich unter Druck gesetzt fühlte, obwohl er mit Thorge keine feste Verabredung oder Vereinbarung getroffen hatte. Er verabredete sich mit ihm am kommenden Wochenende. Das Telefongespräch beschäftigte ihn danach noch eine ganze Weile; nicht das Gespräch selbst, sondern eher das, was er dabei spürte, konkret Thorges Erwar-

tungen, die er spürte, die Verbindlichkeit, die er ganz offensichtlich erwartete, auch wenn er es nicht explizit ausgesprochen hatte.

Mit Thorge war es dann aber wie immer vertraut und unkompliziert; Malte vergaß nach nur wenigen Minuten das Telefongespräch, das ihn während der Fahrt noch ziemlich beschäftigt hatte. Thorge hatte die Hose an, die er ihm gegeben hatte, als sie sich kennengelernt hatten. „Das ist die, die du mir gegeben hast“, sagte er, als sie ihm Malte aufknöpfte, „meine Lieblingshose. Die Hosen haben alle vier oder fünf Knöpfe vorne, aber die hier hat sechs.“ Malte hatte wie verabredet Seile mitgenommen und Thorge wie Jan vor einigen Monaten Hände und Füße auf dem Rücken zusammengebunden. Wie schon bei Jan war es sehr intensiv, die Spannungen des gefesselten Körpers zu spüren. Während Thorge zu einem Paket verschnürt auf seinem Bett lag und ab und zu leise stöhnte, dachte Malte darüber nach, was er an ihm attraktiv fand. Oberflächlich betrachtet wären sich Thorge und Jan ziemlich ähnlich gewesen, wenn Jan nicht so kompliziert gewesen wäre. Thorge fand Malte auch deswegen so attraktiv, weil er so locker und umgänglich war und als Freund eigentlich ziemlich anspruchslos. „Ich könnte dich auch einfach gefesselt lassen“, sagte Malte, es war schon einige Zeit vergangen, „Langzeitfesselung, so wie neulich bei der Demo. Wie lange warst du da gefesselt? Das waren doch bestimmt acht Stunden.“ „Auf jeden Fall mehr als zehn Stunden“, sagte Thorge, „Gegen zehn sind wir aufgebrochen und eine halbe, höchstens eine dreiviertel Stunde später hatte ich die Handschellen schon um. Und du kamst mit dem Werkzeug, da war es halb zehn abends. Fast elf Stunden, oh Mann.“ „Dann probieren wir jetzt zwölf Stunden, eineinhalb hast du ja schon geschafft.“ Malte versuchte dabei ernst auszusehen, aber es gelang ihm nicht.

„Wollen wir uns noch zusammen hinlegen; muss ja nicht gleich richtig Sex sein, aber so ein bisschen?“, fragte Thorge, als ihn Malte wieder losgebunden hatte. Malte war von diesem Vorschlag irritiert. Thorge wusste doch, dass er sich so etwas eher nicht vorstellen konnte; warum äußerte so einen Wunsch? „Du weißt doch, dass das nicht so meine Sache ist.“ „Ja, hattest du mal gesagt“, antwortete Thorge, „Es muss ja nicht gleich Sex sein; wir könnten ja einfach mal sehen, was passiert. Aber, ok, wenn du nicht möchtest, muss es auch nicht sein. Dann gehen wir noch zusammen an die Elbe, oder?“ Malte zögerte; Thorge verunsicherte ihn merklich mit seinem Ansinnen. „Ein bisschen Zeit habe ich ja noch, bevor ich wieder nach Hause gehen sollte“, sagte er schließlich. Sie

liefen schweigend in die Speicherstadt und setzten sich dort an einen der Kanäle. „Als du dich so lange nicht gemeldet hattest, ist mir etwas deutlich geworden“, fing Thorge an, „Unser Verhältnis ist für mich mehr als eine unverbindliche Freundschaft, bei der man sich mal trifft und mal auch nicht. Es ist für mich schon eher eine Art Beziehung, die mir auch etwas bedeutet. Verstehst du? Ich möchte nicht mit Grace in Konkurrenz treten, sie soll ja deine ‚Nummer 1‘ bleiben. Aber jetzt mit den Kindern habe ich Zweifel, ob überhaupt noch Platz für mich in deinem Leben ist.“

Malte war erschrocken, so etwas zu hören, aber er hatte es insgeheim schon befürchtet. „Thorge, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich meine, ich mag dich echt gerne und ich weiß auch, dass du mehr von mir willst. Aber ich kann es dir nicht geben; wir sind da vielleicht einfach zu unterschiedlich. Ich weiß auch nicht; ich wünschte mir, es wäre anders. Du weißt ja gar nicht, was du mir bedeutet; ach Mist.“ Malte spürte, wie ihm die Tränen kamen und die Wangen herunter liefen. Er tat ihm weh, Thorge so etwas zu sagen, aber es gab keinen Zweifel, dass es für beide keinen Sinn machte, sich auf so etwas wie eine Beziehung einzulassen. „Ich wollte es dir nur sagen“, sagte Thorge und legte seinen Arm um seine Hüfte, „Ich habe mir keine ernsthaften Hoffnungen gemacht; ich kenne dich ja schließlich. Ich möchte einfach ein bisschen mehr, mehr Nähe, mehr Körperlichkeit und auch Sex. Mit den Schwulen, die ich bisher bekommen habe, ist es nicht so spannend gewesen, eigentlich gar nicht. Naja.“ Dann wischte er Malte mit der Hand die Tränen ab. Malte war unfähig etwas zu sagen. Das alles berührte ihn viel mehr als er es wahrhaben wollte. Aber er war sich sehr sicher, dass er mit Thorge nicht klarkäme, wenn sie ein engeres Verhältnis hätten. Er wusste vor allen Dingen, dass hinter Thorges unkomplizierter und unbekümmerter Fassade etwas steckte, vor dem er sich fürchtete. Das war ihm schon bei ihrer ersten Begegnung klargeworden: Die Backen wund geschlagen, die Füße blutig, die Kiefermuskeln von der Knebelung überdehnt und die Fesseln tief in die Handgelenke eingeschnitten; trotzdem strahlte er diese Unbeschwertheit aus, als wollte er sagen, „Da bin ich ganz andere Schmerzen gewohnt, so etwas spüre ich gar nicht mehr.“ „Ich gehe jetzt nach Hause“, sagte Malte schließlich, „War jetzt keine leichte Kost, aber danke, dass du so ehrlich bist. Das schätze ich wirklich an dir, deine Offenheit.“

Es dauerte einige Wochen, bis Malte Thorge wieder anrief. Der Gedanke, dass Thorge von ihm etwas erwartete, was er ihm nicht geben konnte, belastete ihn.

Insgeheim fürchtete er, dass es Thorge wieder ansprach, aber das tat er nicht. Er beschwerte sich auch nicht darüber, dass Malte so lange gewartet hatte, bis er sich wieder meldete. Ihr Treffen war im Gegenteil, wie es sich Malte wünschte, entspannt und unbeschwert. Er zeigte ihm ein paar Fesseltechniken, die Thorge dann an ihm ausprobierte. Er erwies sich als ausgesprochen geschickt; vor allen Dingen saßen seine Knoten richtig fest. Thorge erzählte, dass er wieder auf einer Hafenstraßendemonstration gewesen war. „Diesmal war es nicht so brenzlig“, sagte er, „Ich habe mich aber auch eher am Rand aufgehalten und darauf geachtet, den Polizeiketten nicht zu nahe zu kommen.“ „Du willst es wohl wirklich wissen“, lachte Malte, „Wenn sie dich doch mal fassen, ist dir mein Spott sicher.“ Graces Eltern hatten alles soweit organisiert, dass sie Anfang Februar in die Elfenbeinküste flogen. Sie hatten auch dort ein großes Haus, in dem aber anders als in Hamburg, auch Bedienstete und einige Verwandte wohnten. „In Afrika ist man immer in Gesellschaft“, sagten sie. Sie fanden es gut so; dass die Menschen in Hamburg so vereinzelt lebten, war einer der Gründe, warum sie wieder in die Elfenbeinküste zurückziehen wollten. Malte dagegen lebte sehr gerne vereinzelt; die Vorstellung, ständig in Gesellschaft zu sein, fand er ziemlich unbehaglich. Er war auch oft zu Hause, anders als Grace, die als Sekretärin arbeitete und recht viele Freundinnen hatte, mit denen sie ständig etwas unternahm. Malte traf außer Thorge kaum jemanden und war häufig alleine zu Hause, das heißt, mit den Kindern und mit Graces Eltern, die sich aber meistens in ihrem eigenen Bereich aufhielten.

Alle in ihren eigenen Welten

Zu Maltes Verwunderung verstand er sich mit den Kindern richtig gut und sie sich auch mit ihm. Wenn er den Tag mit ihnen verbracht hatte, fühlte er sich abends zufrieden und richtig glücklich, manchmal so sehr, dass es ihn schon wieder beunruhigte. Er konnte sie genauso wenig wie Grace auseinanderhalten. Morgens hatte sich Malte angewöhnt, zufällig einen Pullunder aus dem Schrank zu holen und ihn dem Zwilling überzuziehen, der zuerst danach griff. Nur Graces Mutter tat so, als könnten sie die beiden auseinanderhalten. „Das ist doch Sekou, wieso hat er den ‚Aliou‘-Pullunder an?“, fragte sie manchmal. Anfangs war Malte verunsichert, aber dann erwiderte er, „Nein, das ist Aliou, schau mal seine Nase“, und Graces Mutter sagte, „Ach ja, du hast recht, das muss Aliou sein.“ Es war genau an Heiligabend, als einer der Zwillinge sein erstes Wort sprach, „Sekou“. Das war auch deshalb skurril, weil er den ‚Aliou‘-

Pullunder anhatte. Kaum eine Stunde später sprach auch der andere und sagte ebenfalls „Sekou“. Malte machte sich einen Scherz daraus, erst den einen und dann den anderen Zwilling zu fragen, „Wie heißt du?“ und beide antworteten, „Aliou“. Es war zweifellos etwas besonderes, solche Zwillinge zu haben.

An Silvester war Thorge bei ihnen. Die Silvesterfeier war zugleich auch die Abschiedsfeier für Graces Eltern. Sie hatten einige Freunde und Bekannten eingeladen, die an dem Abend für eine ausgelassene Stimmung sorgten. Thorge hatte sein helles Hemd angezogen, Malte vermutete, das einzige, das er hatte, und dazu eine Hose mit Hosenträgern. Eine Bekannte von Graces Mutter stand beim Essen auf und zeigte auf Thorge, „Das muss ich mal sagen, das ist so ein schicker junger Mann, in Afrika könnte er nicht auf die Straße gehen, ohne eine ganze Traube junger Mädchen um sich herum zu haben.“ „Ich weiß ja nicht, ob ihm das gefallen würde“, sagte Grace und lachte. Die Zwillinge sprachen inzwischen ein paar Wörter mehr, insbesondere auch ihre Namen, und verwirrten die Gäste damit, dass sie jeweils auf die Frage nach ihrem Namen mal mit „Aliou“, mal mit „Sekou“ antworteten. „Wenn sie einmal lesen können, dann sagen sie bestimmt den Namen, der auf ihrem Pullunder steht“, erklärte Grace, „Das wird sich dann irgendwie einrenken.“

Die wenigen Wochen bis zum Auszug von Graces Eltern vergingen sehr schnell. Ab Februar hatten Grace und Malte das große Haus für sich alleine. Kurz darauf hatte Malte die Zwillinge einmal dabei erwischt, wie sie ihre Pullunder tauschten. Grace vermutete schon, dass sie es taten, aber hatte sie noch nicht dabei beobachtet. Ihnen fiel in der Folge auf, dass sie es immer wieder taten, sodass sie sich nicht mehr sicher sein konnten, dass der Zwilling, der morgens den „Aliou“-Pullunder anhatte, nachmittags Sekou hieß und – wer weiß – vielleicht abends wieder Aliou. Jeder Versuch, die beiden zu unterscheiden, war offensichtlich sinnlos; es wäre sinnvoller gewesen, beiden Zwillingen den gleichen Namen zu geben. Doch Grace und Malte hielten an der Gewohnheit fest, ihnen morgens einen Pullunder mit ihrem Namen anzuziehen.

Mit Thorge traf er sich nach wie vor nicht oft, vielleicht einmal im Monat. Auf richtige Fesselungen konnten sich beide nicht mehr einlassen und so beließen sie es dabei, dass ihm Malte das Japanische Fesseln zeigte und sie zusammen spazieren gingen. Thorge erzählte ihm dabei von seinen Erlebnissen mit anderen Schwulen, die er in Schwulenkneipen kennenlernte; die waren wohl

alle nicht sehr befriedigend. „Es gibt so viele Schwule in Hamburg“, sagte er einmal, „Da kann es doch nicht so schwer sein, jemanden zu finden, der zu mir passt.“ Im Frühjahr ging Malte zu einem Treffen einer Fessel-Gruppe, von denen es in Hamburg mehrere gab. Das waren allerdings alles gemischte Gruppen, weshalb Thorge nicht zu dem Treffen mitgehen wollte, obwohl es ganz in seiner Nähe stattfand. Es war so ähnlich wie in Freiburg; da Malte schon ziemlich erfahren war, wurde er gleich beim ersten Mal zum Assistenten des Gruppenleiters ernannt. Die Gruppe traf sich monatlich und Malte hatte dort die Gelegenheit, Frauen zu fesseln oder zur Anschauung selbst gefesselt zu werden. Er dachte ernsthaft darüber nach, eine Gruppe nur für Männer zu gründen, damit er auch mal Gelegenheit hatte, einen Mann zu fesseln. „Ich habe kein Glück mit dem Sex“, sagte Thorge einmal, „und du keins mit dem Fesseln. Eigentlich passen wir ganz gut zueinander. Schade, dass es bei dir so kompliziert ist.“ Malte verstand, dass er es als Scherz meinte, aber konnte darüber nicht lachen; überhaupt nicht.

Malte wunderte sich, dass sich Thorge noch nicht gemeldet und ihn zu seinem Geburtstag eingeladen hatte; es war ja immerhin sein achtzehnter. War er verärgert, weil Malte seine Wünsche nach einem intensiveren Kontakt immer wieder abgeblockt hatte? Am Tag des Geburtstags rief Thorge vormittags an. „Hast du nicht heute Geburtstag?“, fragte Malte. Thorge erklärte, dass ihm nicht nach Feiern zumute war und er gerne zu Malte kommen mochte. „Ich brauche ein bisschen Ablenkung, damit meine Gedanken nicht noch düsterer werden.“ Er brachte noch Thorben mit, dem die Zwillinge gleich mit ihrem etwas eigenen Humor begegneten. Als er sie nach ihren Namen fragte, sagte der mit dem „Aliou“-Pullunder „Sekou“ und als Thorben ungläubig fragte, „Sekou, bist du sicher?“, sagte der andere „Aliou“. Grace lachte und sagte, „Fang bloß nicht an, darüber nachzudenken; das ist unser spezielles Zwillingswunder.“ Sie erklärte ihm, dass niemand die Zwillinge auseinanderhalten konnte und sie obendrein Spaß daran hatten, die Verwirrung zu vergrößern. Thorben erzählte, dass er mit der Förderschule fertig war und jetzt in einer Behindertenwerkstatt arbeitete. „Schraubenzieher-Sets verpacken; zuerst habe ich gedacht, ich gebe mir die Kugel, aber es ist ok. Ich kann dort demnächst in einer Art WG wohnen und die Leute sind nett“, erzählte er, „Muss mich wohl damit abfinden, behindert zu sein, aber es fällt mir echt schwer.“ „Wer nicht lesen und schreiben kann, bekommt noch nicht mal einen Job im Supermarkt“, erklärte Thorge. Sie ver-

brachten einen schönen Tag zu sechst; Thorge beschäftigte sich die meiste Zeit mit den Zwillingen, während sich Thorben angeregt mit Grace und Malte unterhielt.

Bevor Thorge und sein Bruder abends wieder gingen, zeigte Thorge Malte einen Artikel in einem Schwulenmagazin. Da ging es um eine BDSM- und Fetisch-Party, die zwei Wochen später in einem ehemaligen Fabrikgebäude stattfinden sollte. „Ich war noch nie auf so einer Party; klingt doch spannend, oder?“ Malte zögerte zuerst, aber schließlich gefiel ihm die Idee, zu so einer Party zu gehen. „Und wie sollen wir dahin gehen? Ich meine, dass wir auch reingelassen werden?“, fragte er. Das war nicht einfach zu beantworten; sie gingen eine Idee nach der anderen durch und fanden keine, die ihnen gefiel. „Wir sind halt beide keine Fetisch-Typen“, stellte Malte resigniert fest. „Warum nicht wie in Fury?“, fragte Thorge schließlich, „Ich gehe als Joey und du als Pferdedieb, der mich gerade entführt hat. Was meinst du?“ Malte zögerte und Thorge erklärte, „Wir beide im Western-Stil, ich besorge mir im Secondhand-Laden eine alte Jeans und lasse mir die Haare kurz schneiden, ich glaube, das wird gar nicht schlecht.“ Malte war schließlich mit dem Vorschlag einverstanden; die Idee, mit einem Fury-Motiv zu einer Fetisch-Party zu gehen, war auf jeden Fall witzig. Dafür ging er sogar in einen Laden in der Innenstadt, der alte Theaterkostüme verlieh oder verkaufte, um sich nach einer passenden Kleidung umzusehen. Dort fand er eine alte amerikanische Soldatenuniform in Blau mit Gürtel und Säbel. Als er sie anprobierte, entschied er sich, das Motiv etwas abzuwandeln und als „Capt'n Blueberry“ mit einem Gefangenen zur Party zu gehen.

Als er Thorge zu der Fetisch-Veranstaltung abholte, war der bereits passend angezogen; er sah mit den kurzen Haaren, der Jeans und dem hellen Hemd mit Halstuch ziemlich ungewohnt aus, aber Malte gefiel es. „Ich muss mich noch umziehen“, sagte er, „Ich habe alles in der Sporttasche dabei.“ Thorge sah ihm schweigend zu, wie er die Uniform anzog. Dann lachte er, „Das ist jetzt aber nicht original Fury, oder? Mir fehlen echt die Worte, wie du in dieser Uniform aussiehst. Das ist wirklich der Hammer, wo hast du die denn her?“ Malte erzählte von dem Requisitenladen, den Thorge offenbar nicht kannte. Thorge zog den Säbel aus der Scheide und fragte, „Das war mit dabei? Das ist doch eine Waffe.“ „Der Säbel ist stumpf“, erklärte Malte, „eine harmlose Theaterrequisite. Da fällt mir ein, hast du noch die Handschellen von der Hafenstrassendemo?“ „Ja, klar“, antwortete Thorge, „Der Draht funktioniert auch gut als

Schlüssel; das habe ich mehrmals getestet. Allerdings sind das keine Western-Handschnellen.“ „Ich glaube, das ist egal“, erwiderte Malte, „Ich mache sie dir aber erst um, wenn wir dort sind; ich glaube, wir fallen schon so ziemlich auf.“ Thorge gab ihm die Handschnellen; sie passten sogar in die kleine Tasche, die am Gürtel seiner Uniform angebracht war.

Um zu dem Fabrikgebäude zu kommen, in dem die Fetisch-Party stattfand, mussten sie ein paar Stationen mit der S-Bahn fahren. Als sie die Haltestelle verlassen hatten, sagte Malte, „Da hinten muss es irgendwo sein; dann geht's los?“ Er zog die Handschnellen aus der Tasche und Thorge hielt die Hände auf den Rücken. „Nicht lieber vorne?“, fragte Malte, „Dann kannst du wenigstens ein Bier trinken oder auf Klo gehen, ohne dass dir jemand helfen muss.“ Das sah Thorge ein und ließ sich die Handschnellen vorne anlegen. „Ich war noch nie gefesselt auf einer Party“, sagte er, als sie zu dem Fabrikgebäude gingen, „Fühlt sich irgendwie komisch an.“ Der Türsteher sah sie sich genau an, prüfte, ob der Säbel auch wirklich stumpf war, und sagte schließlich, „Cool, geht rein.“ Die Party verteilte sich auf mehrere, teilweise riesige Fabrikräume, die kunstvoll ausgeleuchtet und mit unterschiedlichsten Requisiten versehen waren, Ketten, Peitschen, Pranger, unterschiedlichste Uniformen und Tiermasken. Es waren schon wesentlich mehr Gäste da, als sie zu dieser, noch frühen Zeit erwartet hatten. Während sie die Räume erkundigten, hielt Malte Thorge am Oberarm und zerrte ab und zu an ihm. Immer wieder blieben sie stehen oder setzten sich auf eine der wenigen Sitzgelegenheiten, die es gab, und beobachteten die Gäste. Es war faszinierend, was es alles als Fetisch gab.

Sie waren schon eine ganze Weile dort, als ein als Cowboy gekleideter Mann Malte fragte, ob er ihm ein Bier ausgeben durfte. Nachdem er zwei Flaschen Bier geholt und mit Malte angestoßen hatte, packte er Thorge recht grob am Halstuch und fragte, „Und was hat er ausgefressen?“ „Ladendiebstahl“, sagte Malte; er war froh, dass ihm so spontan etwas eingefallen war. „So einer“, sagte der Cowboy, „Mit so einem macht man doch kurzen Prozess.“ Malte spürte, dass Thorge die Situation nicht ganz geheuer war. „Der kommt vor Gericht und dann ins Kittchen“, hielt er entgegen. Der Cowboy hielt Thorge immer noch am Halstuch und strich ihm über die Haare, „So jung und schon kriminell. Wir sollten ihn an den Pranger stellen.“ Malte musste nachdenken: Irgendwie gefiel ihm die Idee, aber er konnte nicht einfach Thorge einem Fremden ausliefern. Auf der anderen Seite hatten sie sich nun einmal auf so ein Fetisch-Spiel ein-

gelassen, da konnten sie nicht kneifen. Thorge wollte ja etwas spannendes erleben und das war es auf jeden Fall; und ganz sicher harmloser als eine Hafenstraßen-Demo. „Ok“, sagte Malte, „Dann kommt er an den Pranger.“ Thorge rief, „Was?“, und der Cowboy zog ihn am Halstuch zu sich und herrschte ihn an, „Du hast hier nichts zu melden, verstanden?“ „Ich mach das schon“, sagte Malte und hielt Thorge am Arm. Der Fremde ließ ihn endlich los. Er zeigte auf einen Pranger, der in einer Ecke des Raumes aufgestellt war, „Dort hin.“ Der Pranger war fest am Boden verankert und so hoch, dass Thorge leicht gebückt stehen musste. An einer Seite hing ein Vorhängeschloss, in dem ein Schlüssel steckte. Malte öffnete Thorges Handschellen und Thorge legte seine Handgelenke und den Hals in die vorgesehenen Vertiefungen. Als Malte den Pranger geschlossen hatte, nahm ihm der Cowboy den Schlüssel ab und sagte, „Der Dieb gehört jetzt mir.“ Dann verschwand er im Getümmel. „Und jetzt?“, fragte Thorge, „Du kannst mich doch nicht hier einfach stehen lassen.“ „Keine Ahnung“, sagte Malte, „Du kennst dich doch mit solchen Partys aus; so, wie es aussieht, liegt dein Schicksal jetzt in der Hand eines Cowboys.“ Dabei musste er lachen. Thorge sah allerdings ähnlich unglücklich aus wie an dem Tag, den er in Handschellen in einem Keller verbringen musste. „Keine Bange, ich behalte dich im Blick“, sagte Malte, um ihn zu beruhigen.

Malte hatte einige anregende Begegnungen und Gespräche; er war erstaunt, wie kurzweilig so eine Fetisch-Veranstaltung war. Ab und zu vergewisserte er sich, dass Thorge immer noch am Pranger stand, und sah, dass sich immer wieder jemand mit ihm beschäftigte. Es war schon einige Zeit vergangen, als Malte bemerkte, dass er nicht mehr dort stand. Er suchte in allen Räumen nach ihm, aber er war verschwunden. Im Keller gab es Bereiche, die waren zu dunkel, um etwas zu erkennen; dort praktizierten die Leute alle möglichen Formen von Sex und SM, aber Malte konnte sich nicht vorstellen, dass sich Thorge dort aufhielt. Er beruhigte sich mit dem Gedanken, dass Thorge mit der Schwulenszene erfahren war und sicher auch für sich sorgen konnte. Seit Thorges Verschwinden war mehr als eine Stunde vergangen, als er plötzlich den fremden Cowboy hinter sich hörte, „Hier hast du ihn wieder zurück.“ Er hielt Thorge fest am Oberarm, und der sah ziemlich mitgenommen aus. Sein Hemd war offen und hing aus der offenen Hose, die er mit einer Hand hielt, damit sie nicht herunterrutschte, der Gürtel hing offen in den Gürtelschlaufen, sein Halstuch hatte er offenbar verloren. Der fremde Cowboy ließ ihn los und verschwand in der

Menge. „Ich zieh dich erstmal ordentlich an“, sagte Malte, knöpfte Thorge das Hemd zu und steckte es in seine Hose. „Das war ganz schön heftig“, sagte Thorge nach einer Weile, „Als ich am Pranger stand, kam ständig jemand und hat mich begrabbelt, die Eier gedrückt oder an den Brustwarzen gesaugt. Einer hat mir die Hose aufgemacht und den Schwanz gewichst. Ich konnte sie ja alle nicht sehen und wusste nicht, wer da an mir herumfingert. Irgendwann hat mich der Cowboy geholt und in den Keller geschleift, in ein dunkles Verlies. Naja und dann ging es zur Sache, so richtig. Aber er hat Kondome verwendet; stand ja in der Ankündigung, dass nur sichere Praktiken erlaubt sind.“ „Geht es dir gut?“, fragte Malte, der sich ungläubig anhörte, was Thorge erzählte. Für ihn wäre es unvorstellbar, sich auf solche Praktiken einzulassen, schon gar nicht mit Leuten, die er nicht kannte. „Alles ok“, antwortete Thorge, „Schon ziemlich heftig alles, aber auch spannend. Ausgeliefert-Sein ist wohl mein Thema.“

Malte und Thorge waren sich einig, dass sie nach Hause gehen wollten. Als sie draußen waren, sagte Thorge, „Weißt du, ich wäre gerne auch mal dir ausgeliefert, das fände ich total spannend, aber das ist ja nicht möglich, weil von vorneherein klar ist, dass nichts passiert.“ Malte war wie elektrisiert, als er das hörte; er brauchte eine ganze Weile, bis ihm eine Antwort einfiel, die ihm passend vorkam. „Bei mir passiert eine ganze Menge, wenn ich dich fessele. Schade, dass es bei dir nicht so ist“, erwiderte er und Thorge erklärte „Nein, so ist es nicht; natürlich passiert bei mir auch was. Ich denke in letzter Zeit oft darüber nach, ausgeliefert zu sein, völlig wehrlos und nicht zu wissen, was als nächstes passiert, weißt du? Es ist irgendwie Angst und Erregung zugleich.“ Er zögerte einen Moment, „Ich erzähle dir etwas, was ich noch nie jemandem erzählt habe. An einem Abend, da war ich zehn, kam Thorsten, mein älterer Bruder, in mein Zimmer und wollte ein ‚Aushaltespiel‘ spielen. Er hatte aus Gürteln Manschetten gebastelt, fesselte mich damit ans Bett und drückte mir Reißnägel in die Fußsohlen, einen nach dem anderen. Ich durfte keinen Laut von mir geben und schaffte 12 Reißnägel, bis ich schreien musste. Dann hielt er mir den Mund zu und befahl Thorben, kräftig auf die Nägel zu drücken, die in meinen Füßen steckten. Das war die Strafe fürs Schreien. Und dann kam er immer wieder. Thorben machte mit und spielte den Foltergehilfen, weil er Angst hatte, selbst gequält zu werden. Er schnallte mich aufs Bett, hielt mich fest, wenn ich zuckte, drückte mir den Mund zu, wenn ich schreien wollte und dafür bestraft wurde, und schnallte mich am Ende wieder los. Thorsten hat sich immer neue

Arten ausgedacht, mich zu foltern, verschiedene Kneifzangen, Klammern mit spitzen Zähnen, glühende Nadeln oder selbst gebastelte Daumenschrauben. Nach einiger Zeit hatte ich gelernt, das Schreien zu unterdrücken. Ich biss die Zähne so fest zusammen, dass ich ständig Zahnschmerzen hatte und eine Zahnschiene bekam. Thorsten ging immer so weit, wie ich es gerade noch unterdrücken konnte, vor Schmerz zu schreien, und achtete darauf, dass seine Folterungen nicht allzu deutliche Spuren hinterließen. Das ging ein paar Jahre so, bis ich einmal die Polizei anrief, da war ich schon vierzehn. Als sie kamen, hat meine Mutter erzählt, ich würde mir ständig verrückte Sachen ausdenken, Thorben hat behauptet, er hätte nichts gesehen, und Thorsten hat den verständnisvollen großen Bruder gemimt. ‚Mein Bruder hat ständig Albträume und ich sage ihm dann, dass ich auf ihn aufpasse und er keine Angst haben muss‘, das hat er ernsthaft erzählt. Aber er hat dann mit diesem Folterspiel aufgehört.“

„Und deine Eltern sind da nicht eingeschritten? Die haben das doch bestimmt mitbekommen“, fragte Malte. „Die haben höchstens mal ‚Ruhe‘ gerufen. Sie haben es natürlich mitbekommen, auch Thore, sie haben genau gewusst, was Thorsten mit mir machte. Er durfte bei uns alles machen. Auch wenn ich was gesagt hätte, hätte es nichts verändert; ich war ganz unten in der Hierarchie. Mit Thorben bin ich im Reinen; der hatte einfach nur Angst. Aber Thorsten ist ein Sadist; es macht ihn an, Menschen zu quälen. Und ein Nazi ist er auch; wenn die Nazis wieder an die Macht kommen, gehört er bestimmt zu den ersten, die sich für einen Posten als KZ-Aufseher melden.“ Sie liefen schweigend nebeneinander, bis sie an der S-Bahn-Haltestelle angekommen waren; die S-Bahn kam schon nach wenigen Minuten. „Es war wie ein Ritual“, sagte Thorge in der Bahn, „Thorben hat die Manschetten angebracht, mal an allen vier Bettpfosten, mal die für die Füße in der Mitte zusammen, dann habe ich mich ausgezogen, hingelegt, die Arme und Beine ausgestreckt, und festschnallen lassen. Ich habe immer mitgemacht; ich hätte mich ja wehren können oder gleich am Anfang schreien. Es hat mich irgendwie angemacht, so ausgeliefert zu sein, auch die Angst vor dem, was dann kam. Angst und Erregung zugleich.“ Malte wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Für einen Moment versuchte er sich vorzustellen, wie es wohl sein musste, so gequält zu werden, überhaupt gefoltert zu werden. Aber er drängte diese Vorstellung schnell wieder weg. „Wenn man so ausgeliefert ist, muss man sich ja irgendwie arrangieren“, sagte er nach einer Weile, „so als Selbstschutz; kann ich gut nachvollziehen.“ Tatsächlich

konnte er kein bisschen nachvollziehen, wie Thorge so etwas erlebt hatte. Überhaupt konnte er so gut wie nichts von dem nachvollziehen, was Thorge als Kind und Jugendlicher erlebt hatte. Er war in einer sicheren Welt ohne Sorgen aufgewachsen; da wurden keine Kinder gefoltert, so etwas wäre in seiner oder Graces Familie undenkbar gewesen. Auch das, was Thorge an Herabwürdigungen erlebt hatte, wäre bei ihnen nicht möglich gewesen. Dann kam schon die Haltestelle, wo Thorge ausstieg. Malte fuhr weiter, zu sich nach Hause in die Villa.

Er hatte sich bereits darauf eingestellt, Silvester wieder bei Malte und Grace zu verbringen, als Malte ihm eröffnete, dass Graces Eltern und auch einige andere aus ihrer Familie aus der Elfenbeinküste nach Hamburg kommen und Weihnachten und Silvester dort feiern wollten. Thorge sah ein, dass er dort deplatziert wirken würde und es vor allen Dingen auch für Malte stressig wäre, ihn und Graces Familie unter einen Hut zu bringen. So nahm er sich vor, an Silvester in die Hafenstraße zu gehen; dort gab es bestimmt irgendetwas. Thorben lud sich ein, mitzukommen; Hafenstraße fand er wesentlich interessanter als die Feier in seiner Wohngruppe. In die war er gegen Ende des Sommers gezogen. Er hatte sich dabei auch äußerlich ziemlich verändert und im Lauf des Sommers seine Haare wachsen lassen, dass sie ihm vorne bis zu den Augenbrauen gingen und die Ohren gerade noch frei ließen. Bis dahin hatte er sich die Haare wie Thorsten und Thore alle zwei bis drei Wochen vom Frisör Schultz scheren lassen. Bei seinem Umzug in die Wohngruppe irritierte er seine Familie damit, dass er eine bunte gebatigte Trainingshose und ein gebatigtes T-Shirt über seinem Sweatshirt anhatte. Stärker konnte der Kontrast zu der eher farblosen Kleidung gar nicht sein, die er bis dahin von seinen Brüdern aufgetragen hatte. „Du siehst ja aus wie ein Papagei“, sagte seine Mutter, als sie ihn sah, „Du hast doch so schöne Sachen von deinen Brüdern.“ „Die Sachen von meinen Brüdern ziehe ich nicht mehr an“, antwortete Thorben, „Die nehme ich gar nicht erst mit. Überhaupt trage ich keine Sachen mehr mit Knöpfen oder Reißverschlüssen. Das habe ich noch nie gemocht und jetzt kann mich niemand mehr dazu zwingen.“ „Aber so kannst du doch nicht herumlaufen. Du siehst ja aus wie ein Hippie; da fehlen nur noch die langen Haare“, entgegnete seine Mutter, doch Thorben blieb bei seiner Entscheidung. Seine Mutter brachte seine Kleidung schließlich in die Kleiderkammer. Leider war auch die Cordweste dabei, die er von Thorge geliehen hatte. Als Thorge den Fehler bemerkt

hatte, war es zu spät; die Weste hatte bereits einen neuen Besitzer gefunden. Seither trug Thorben nur noch gebatikte Trainingshosen und gebatikte T-Shirts, die nicht alle so bunt waren, wie die, die er an seinem Umzugstag anhatte. Im Spätsommer hatte er sich einen Anorak gekauft, der wie ein Kapuzenpullover zum Überziehen war, ohne Reißverschluss oder Knöpfe. In dieser Hinsicht blieb er sehr konsequent.

Thorges Verhältnis mit Malte hatte sich geklärt; es war eine Freundschaft, nicht mehr – aber auch nicht weniger, denn es war Maltes einzige Freundschaft. Er hätte sich mehr gewünscht, aber es war so auch irgendwie in Ordnung. Malte war auf jeden Fall ein guter Freund und ihre Fessel-Begegnungen blieben unverändert spannend, auch wenn sie nicht so oft stattfanden, wie es sich Thorge gewünscht hätte. Er nahm Malte eigentlich nicht mehr als schwul wahr. Weil Malte sich oft um die Zwillinge kümmern musste, trafen sie sich meistens bei ihm; das war in Ordnung, denn Thorge verstand sich gut mit den Kindern und spielte auch gerne mit ihnen. In seiner Wahrnehmung war Malte ein Familienvater, jemand, der in einer noch wilden Ehe lebte und zwei Kinder hatte. Und er war Thorges einziger Freund. Er ging zwar oft in eine Schwulenkneipe auf Sankt Pauli oder in die Hafestraße, wo es auch eine Schwulenkneipe gab und auch Schwule wohnten, aber so richtig lernte er nirgendwo jemanden kennen. Darüber machte er sich oft Gedanken. Eigentlich hatte er keine Probleme, mit anderen Menschen umzugehen, weder in der Schule noch auf der Werft. Aber dennoch gelang es ihm nicht ansatzweise, anderen Menschen nahezukommen. Erst vor kurzem war ihm aufgefallen, dass er abgesehen von Malte nie eine richtige Freundschaft hatte. Er hatte auch nie das Bedürfnis danach und es wäre ihm auch jetzt egal, wenn es sich nicht auf sein sexuelles Erleben auswirken würde. Die eher anonymen Sexerlebnisse, die er hatte, befriedigten ihn kaum; ihm fehlte dabei die Spannung, die er mit Malte spürte. Inzwischen war ihm klargeworden, dass diese Spannung sehr viel mit einer Nähe zu tun hatte, die sich mit reinen Sexpartnern, die er in einer Schwulenkneipe kennenlernte, nicht ansatzweise einstellte.

Tatsächlich war Malte der einzige Mensch in seinem Leben, bei dem er eine solche Nähe spürte. Thorge fragte sich immer wieder, ob er nicht in Malte verliebt war. Malte war zweifellos ein besonderer Freund und Thorge hätte gerne eine engere und intensivere Freundschaft mit ihm gehabt. Aber er konnte sich auch mit der Freundschaft, so wie sie bestand, arrangieren; vor allen Dingen

war er kein bisschen eifersüchtig auf Grace. Es war eher der Umstand, dass es ihm offensichtlich nicht gelang, mit einem anderen Menschen die Nähe herzustellen, die er brauchte, um beim Sex eine echte Spannung zu erleben. Es musste ja keine Beziehung sein, einfach nur eine Art Freundschaft, dass einen eben mehr verband als nur ein einmaliges Sexerlebnis. Mit Malte hatte sich so ein Gefühl von Nähe sofort eingestellt, als er ihn nach der unangenehmen Begegnung mit den Nazis aufgelesen hatte. Und mit der Nähe auch sofort diese Spannung. Grundsätzlich klappte es offenbar mit der Nähe, aber trotzdem schien es ihm nur sehr selten zu gelingen.

Als er am Silvesterabend kam, hatte Thorben seinen Anorak an, die Kapuze über seine Schlupfmütze gezogen. Die Mütze sah wie eine Kindermütze aus, aber unter der Kapuze fiel sie kaum auf. Thorben hatte schon immer solche gestrickten Schlupfmützen, die das Gesicht freiließen, ganz anders als seine drei Brüder, die alle keine Mützen trugen. Das Wetter war ziemlich ungemütlich, Schneeregen, und Thorge hatte weder Mütze noch eine Jacke. Wenigstens hatte er eine Daunenweste, allerdings eine ohne Kapuze; die wäre bei so einem Wetter gut gewesen. „Mit dieser Mütze bist du ja passend für die Hafestraße angezogen“, sagte er und lachte, „Du musst sie dir nur noch über Mund und Nase ziehen.“ „Lach nur“, entgegnete Thorben, „Das sind die besten Mützen, um den Kopf warmzuhalten, und ich kann es nicht haben, wenn mein Kopf kalt wird. Bei mir ist es halt so.“ „Weiß ich doch“, sagte Thorge, „Ist auch ok so, das bist du halt.“ Er mochte es, dass Thorben etwas verschroben war; dass er schon immer als behindert galt, gab ihm auch mehr Freiraum, das zu werden, was er sein wollte, wie er sich eben selbst sah. Thorge musste an den Abend denken, als er nach Hause kam, nachdem er von den Nazi-Jugendlichen misshandelt wurde. Thorben wirkte richtig betroffen darüber, dass sie ihn gefesselt und geschlagen hatten; und Thorge war über Thorbens Reaktion verwundert; Thorben, der Thorsten dabei assistiert hatte, ihn zu foltern.

Diese Folterexzesse wurden einfach verschwiegen, nachdem sie aufgehört hatten, als wenn es sie nie gegeben hätte. Auch mit Thorben hatte Thorge nicht darüber geredet; bis zu diesem Abend nach der Begegnung mit den Nazis. Da hatte er lange darüber nachgedacht und schließlich Thorben geweckt, der inzwischen eingeschlafen war. „Du sagst, die Nazis sind echt fies, aber du hast mich doch auch ans Bett gebunden und Thorsten hat dann richtig schlimme Sachen mit mir gemacht, viel schlimmer als schlagen. Erinnerst du dich, wie er

einmal Nadeln mit dem Feuerzeug heiß gemacht und mir in die Zehen gestochen hat? Du hast mir dabei den Mund zugehalten und ich habe dir vor Schmerzen in die Hand gekotzt.“ Die Schmerzen waren so extrem, dass Thorge wie in einem Rausch die Besinnung verlor und sich übergeben musste; Thorben musste es hinterher abwaschen. Als ihn Thorge damit konfrontiert hatte, fing er an zu heulen und konnte sich erst wieder beruhigen, als er in den Arm genommen wurde. Thorge hatte es richtig viel Überwindung gekostet, Thorben zu trösten, aber er war froh, es getan zu haben. Damit war der Grundstein für das gute Verhältnis gelegt, das sie inzwischen zueinander hatten. Thorben hatte sich seither in eine gute Richtung entwickelt. Inzwischen mochte ihn Thorge regelrecht, auch wenn er ihm in vieler Hinsicht fremd war. „Ist was?“, unterbrach er Thorges Gedanken, „Du denkst doch über etwas nach, oder?“ „Ich muss über das mit Thorsten nachdenken und wie du mich dabei immer festgemacht hast. Manchmal war ich wie ein X festgeschnallt, Hände und Füße ausgestreckt, manchmal wie ein Y, die Füße zusammen. Wenn Thorsten ins Zimmer gekommen war, hatte ich immer geraten, wird es ein X oder ein Y?“, erzählte Thorge. „Das hat Thorsten bestimmt“, erklärte Thorben, „Ich habe immer nur gemacht, was er gesagt hat, weil ich Angst hatte, dass ich auch mal dran kam. Ich bin ja auch anders, so wie du, nur habe ich es versteckt. Du hast dich nie versteckt, deswegen hat er dich so gequält. Ich würde das alles am liebsten vergessen, den ganzen Albtraum.“

„Das kam mir nur gerade in den Sinn“, sagte Thorge, „Das ist zum Glück für uns beide Vergangenheit, aber vergessen kann ich es nicht.“ „Ja, Vergangenheit“, bestätigte ihn Thorben, „Jetzt bin ich schon ein bisschen aufgeregt, Silvester in der Hafestraße.“ Für ihn war es das erste Mal, dass er in die Hafestraße ging, anders als für Thorge, dem dieser Ort schon einigermaßen vertraut geworden war. Er ging dort immer wieder hin, weil er die Atmosphäre dort angenehm fand und viele dort anders waren, so wie er selbst. Anders zu sein, war dort quasi normal. Thorge zog sich mehrere Pullover und seine Daunenweste über. Aus dem Fenster konnte er sehen, dass es inzwischen richtig schneite, dicke, schwere Flocken. Thorben hielt unschlüssig seine Mütze in der Hand, „Sieht das wirklich so blöde aus?“ „Ach was“, sagte Thorge, „Mit der Kapuze drüber fällt sie ohnehin nicht auf.“ Die Mütze sah schon etwas ungewöhnlich aus; solche Mützen wurden in den Fünfziger- und Sechzigerjahren getragen. Aber Thorge gefiel es, dass Thorben sich traute, auch äußerlich anders zu

sein, vor allen Dingen seit er aus dem Elternhaus ausgezogen war. Er beobachtete ihn, wie er sich die Mütze überzog und gleich darauf die Kapuze darüber schob. Draußen war es wie erwartet ziemlich ungemütlich; zum Glück war es bis zur Hafestraße nicht weit. Sie gingen zuerst ins Ahoi, wo Thorge gerne hinging, weil dort auch viele Schwule waren. Es war sehr laut und verraucht, aber Thorben war begeistert von der Atmosphäre mit dem bunt gemischten Publikum. Es war schon kurz vor Mitternacht, als Thorge von jemandem angesprochen wurde, den er vom Sehen kannte, weil sie sich schon öfter in der Hafestraße begegnet waren. Er lud ihn und Thorben ein, mit ihm auf das Dach zu gehen und das Feuerwerk von dort aus zu beobachten. Für Thorben war es die aufregendste Silvesterfeier, die er bis dahin erlebt hatte.

Freund oder Partner?

Anfang Februar war es recht kalt, so kalt, dass sich Thorge manchmal fünf Schichten Pullover und seine Weste überzog. Vor allen Dingen wenn er abends in eine Schwulenkneipe ging, hatte er hinterher oft das Bedürfnis, noch an die Elbe zu gehen, nicht nur der frischen Luft wegen, sondern auch, um nachzudenken, konkret auch darüber, warum ihn die Kontakte mit anderen Schwulen so wenig befriedigten. Auch an diesem Abend hatte er vor, nach seinem Kneipenbesuch spazieren zu gehen. Er wollte gerade aufbrechen, als vier junge Männer zur Tür herein kamen und sich an den Tresen setzten. Einen von ihnen hatte er in der Kneipe schon einmal gesehen, die anderen machten den Eindruck, als wären sie zum ersten Mal hier gewesen. Thorge beobachtete, wie sie ihre Jacken auszogen und sich ein Getränk bestellten. Zwei von ihnen unterhielten sich sehr angeregt; sie waren bestimmt ineinander verliebt. Die anderen beiden daneben schwiegen und starrten auf ihr Bier. Thorge setzte sich neben die beiden, „Zum ersten Mal hier?“ Um diese Zeit war die Musik schon ziemlich laut und Thorge musste fast schreien, um verstanden zu werden. „Ja“, antwortete der junge Mann und der daneben schaute in Thorges Richtung, ohne ihn anzusehen. Er hatte ein kariertes Flanellhemd an mit einem Rollkragenpullover darunter. Auch der neben Thorge trug ein Hemd mit einem Rollkragenpullover, allerdings ein einfarbiges. „Ihr kommt nicht von hier, oder?“, fragte Thorge und sein Nachbar antwortete, „Wir sind erst vor kurzem nach Hamburg gezogen. Merkt man das?“ „Ich hätte schon darauf getippt, dass ihr vom Land kommt, aber macht ja nichts. Ich bin am Stadtrand aufgewachsen, das ist ja eigentlich auch Land.“ Trotz der lauten Musik entwickelte sich ein angeregtes

Gespräch zwischen den beiden. Thorge fand seinen Gesprächspartner sehr angenehm und gutaussehend obendrein. „Ich heiße übrigens Mathias“, sagte der junge Mann nach einer Weile und gab ihm die Hand. „Thorge“, sagte er und reichte auch Mathias' Nachbarn die Hand. Der hatte den Namen offenbar nicht verstanden und Thorge schrieb ihn einfach mit einem Kugelschreiber, der dort lag, auf den Tresen, der ohnehin mit unterschiedlichen Namen, Sprüchen oder Zeichnungen vollgekritzelt war. Der junge Mann im Flanellhemd nahm den Stift und schrieb „Adrian“ auf den Tresen. Thorge und Mathias unterhielten sich noch eine ganze Weile, bis Mathias fragte, „Mir wird das jetzt zu laut hier; willst du noch mit zu uns kommen?“

Thorge zog sich seine Pullover und die Daunenweste über, Mathias und Adrian hatten richtige Winterjacken, Adrian einen richtig warmen Parka mit Kunstfell und Kapuze, die er sich über seine Mütze zog. Es war ziemlich kalt und Thorge hatte immer noch keine Mütze oder Kapuze, die er sich überziehen konnte. Um zu den beiden zu kommen, mussten sie ein paar Stationen mit der S-Bahn fahren. Adrian fand er ziemlich geheimnisvoll, introvertiert und verschlossen, als würde er in einer eigenen Welt leben. Auf jeden Fall war er jemand, dem es nicht leicht von der Hand ging, der wie Thorge nicht mit einer Leichtigkeit durch das Leben ging. Der dicke Parka mit dem Fell innen und die Kapuze mit der Mütze darunter passten gut zu ihm, dachte Thorge. Mathias war anders, viel leichter in seiner Art und vor allen Dingen auch sehr gutaussehend, wenn auch ein paar Jahre älter als Thorge. Auch Adrian sah gut aus, aber anders, auf eine eher geheimnisvolle Weise, während Mathias alleine schon mit seiner offenen Ausstrahlung bestach. Die beiden waren sehr unterschiedlich; Thorge fragte sich, ob die beiden ein Paar waren, da sie offenbar in derselben Wohnung wohnten. Wenn ja, dann war es eine ziemlich ungewöhnliche Partnerschaft. Sie wohnten in einer kleinen Zweizimmerwohnung, mit einem Wohn- und einem Schlafzimmer; offensichtlich waren sie ein Paar. Adrian schien von Thorges Hose fasziniert zu sein; jedenfalls betrachtete er sie ausgiebig, bis Thorge erklärte, dass es eine Arbeiterhose war, eine mit Knöpfen statt mit Reißverschluss. Nach kurzer Zeit ging Adrian los, um Bier einzukaufen, und brauchte ziemlich lange, bis er wieder kam.

Als Mathias und Thorge alleine am Tisch saßen, schauten sie sich eine Weile lang schweigend an. „Ich würde mich ja am liebsten mit dir ins Bett legen, aber ich fürchte fast, das geht nicht“, sagte Thorge. Mathias grinste, „Naja, das passt

gerade wirklich nicht, wenn Adrian demnächst wieder kommt. Aber sonst könnte ich mir schon etwas vorstellen.“ Thorge war überrascht, „Ihr seid doch ein Paar, oder?“ „Ja, sind wir“, sagte Mathias, „und ich liebe ihn wirklich, meinen Adrian, aber unsere Beziehung definiert sich nicht so über den Sex. Adrian ist es egal, wenn ich mit jemand anderem etwas habe.“ „Wirklich?“, fragte Thorge. Er musste an sein Verhältnis zu Malte denken. Hatten sie womöglich auch eine Art Beziehung, die sich nicht über Sex definierte? Den Gedanken fand er ziemlich interessant. „Aber wir können uns auf das Bett setzen“, sagte Mathias, „Wir haben einen Videorecorder und auch eine beträchtliche Sammlung von Videos.“ Er zeigte Thorge den Schrank mit den Videos; es waren wirklich viele. Dabei waren auch alle vier Folgen von „Raumschiff Orion“; die kannte Thorge nur vom Erzählen und hatte schon lange den Wunsch, sie sich anzusehen. Mathias legte die Kassette ein und setzte sich auf das Bett; Thorge setzte sich neben ihn und lehnte sich an ihn an. Kurz nachdem der Film begonnen hatte, kam Adrian wieder mit dem Bier. Auch er setzte sich zu ihnen auf das Bett und so sahen sie sich aneinander gekuschelt alle vier Folgen an. Als Thorge ging, begleitete ihn Mathias noch zur Tür. In seiner Anzughose und dem einfarbigen Hemd mit dem Rollkragenpullover darunter sah er wie aus der Zeit gefallen aus; als wenn er wie die „Raumschiff Orion“-Serie den Sechzigerjahren entsprungen wäre. „Treffen wir uns nochmal?“, fragte er und Thorge antwortete, „Ja, klar.“ Seine Berufsschule war nicht weit entfernt und so war er zweimal in der Woche in der Nähe der beiden. „Ich komme die Tage einfach mal vorbei“, sagte er und Mathias umarmte ihn fest, bevor er in die Kälte ging.

Einige Tage später besucht er Mathias und Adrian nach der Berufsschule. Es war richtig kalt und windig; er wünschte sich, er wäre so dick angezogen wie Adrian, mit einem dicken Parka und Mütze. Diesmal war nur Adrian zu Hause; Mathias war bei seinen Eltern. Thorge war fast ein bisschen enttäuscht, auch weil er nicht so richtig wusste, was er mit Adrian anfangen konnte. Er war ja doch ziemlich verschlossen und vor allen Dingen auch nicht der Typ für Gespräche; Thorge kam manchmal so vor, als würden sie Ewigkeiten nichts sagen. Sich ansehen und nachdenken, aber nicht reden; wozu auch? Adrian hatte wieder ein Holzfällerhemd und einen Rollkragenpullover darunter an. Irgendwie passte es zu ihm; Thorge würde sich niemals so anziehen, aber Adrian gefiel ihm damit. Um nicht nur schweigend am Tisch zu sitzen, fragte Thorge, ob er ihn auszuziehen durfte. Er zierte sich zuerst ein bisschen, aber ließ sich

dann darauf ein. Thorge konnte deutlich spüren, wie es zwischen den beiden knisterte, während er Adrian nach und nach aus seinen Kleidungsschichten schälte, Hemd, Rollkragenpullover, Hose; er hatte sogar eine lange Unterhose an. Dann zog Adrian Thorge aus, überraschend gefühlvoll, wie Thorge fand. Als sie nackt voreinander standen, hätte sich Thorge am liebsten mit ihm ins Bett gelegt, aber Adrians Unsicherheit war überdeutlich zu spüren und so zog ihn wieder an, allerdings ohne Rollkragenpullover und lange Unterhose. Sie legten sich zusammen auf das Bett und sahen sich „2001 – Odyssee im Weltraum“ an. Adrian schlief nach einiger Zeit ein und – ohne darüber nachzudenken – legte Thorge seine Hand auf Adrians Schritt. Der beulte sich schon nach wenigen Sekunden deutlich aus. Das fühlte sich richtig gut an, so neben Adrian zu liegen; er fühlte sich ihm dabei sehr nahe und spürte deutlich seine besondere Ausstrahlung. Er hatte keine Idee, was es war, was er da spürte, aber in Adrians Gegenwart spürte er etwas, was er noch nie gespürt hatte, etwas sehr angenehmes, aber auch tiefes, etwas, was ihn regelrecht durchdrang, als würde er mit ihm bisher unbekanntem Sinnen die Welt neu wahrnehmen. Kurz bevor der Film zu Ende war, wachte Adrian wieder auf; es war Zeit, wieder zu gehen. Thorge hätte ihn gerne zum Abschied umarmt, traute sich aber nicht.

Von da an war er jede Woche bei den beiden; oft waren sie beide zu Hause. Dann schauten sie sich zusammen einen Film an und lagen dabei auf dem Bett. Meistens lag er zwischen Mathias und Adrian, was ihm richtig gut gefiel. Manchmal gingen sie auch spazieren; vor allen Dingen Adrian mochte es, abends in der Kälte durch die Stadt zu laufen. Es fühlte sich unbeschreiblich gut an, bei den beiden zu sein, fast schon wie eine Familie, und zwar so eine, wie sie sich Thorge immer gewünscht hatte. So eine wie Malte, Grace und die Zwillinge, nur dass Thorge diesmal ein Teil davon sein konnte. Mit Mathias entwickelte sich schnell auch eine sexuelle Beziehung, da Mathias ziemlich darunter litt, dass Adrian nicht so an Sex interessiert war. Mathias kam auch alle zwei bis drei Wochen zu Thorge und sie verbrachten wirklich spannende Stunden miteinander. Anders als bei allen anderen Schwulen, mit denen Thorge sexuelle Erfahrungen gemacht hatte, passte es mit Mathias; ihm war intuitiv klar, was Thorge gefiel und wie er angefasst werden wollte, und umgekehrt war es offensichtlich auch so. Sie redeten auch immer wieder über Mathias' Beziehung mit Adrian; Thorge versuchte, ihm Ratschläge zu geben, da er ja Adrian auch ein wenig kennengelernt hatte.

Es war schon Frühsommer, als er Adrian wieder alleine angetroffen hatte. Sie zogen sich wieder gegenseitig aus und, als sie nackt voreinander standen, hatte Thorge die Idee, Adrian seine Hose zu leihen und sich mit ihm auf das Bett zu legen, er nackt und Adrian in seiner Hose. Auch wenn Adrian dabei die Hose anhatte, war es ausgesprochen erregend, mit ihm so ausgiebig zu kuscheln. Vor allen Dingen hatte er die ganze Zeit ein steifes Glied, mehr als zwei Stunden lang. Thorge übernachtete dann auch bei ihm und wachte am nächsten Morgen richtig beschwingt auf; es war so vertraut und einfach schön, diesem seltsamen Menschen so nahe zu ein, dass er es kaum glauben konnte. Adrian erzählte ihm beim Frühstück, dass er einmal beide Arme gebrochen hatte und sie vier Wochen lang fixiert waren; vier Wochen lang, unvorstellbar. In der Folge traf er Adrian immer wieder alleine an, da Mathias oft mit seinen neuen Kommilitonen unterwegs war. Er kam aber immer noch regelmäßig zu Thorge und ihr Sex blieb unverändert spannend. Auch in dieser Hinsicht lebte Thorge eigentlich in einer idealen Konstellation: Mit Mathias hatte er konventionellen Sex und mit Malte traf er sich immer wieder, um sich fesseln zu lassen, allerdings nicht sehr oft. Malte wollte mit Thorge lieber japanisches Bondage praktizieren und sagte, dass er das einfache Fesseln nicht mehr so spannend fand. Aber japanisches Fesseln war Thorge zu intensiv, zumindest wenn er so eng verschnürt wurde wie von Malte. Es wurde immer deutlicher, dass sie Erwartungen aneinander hatten, die sie sich nicht erfüllen konnten. Aber sie hatten nach wie vor eine solide Freundschaft und das war viel wert.

Im Juni hatte Malte vor, mit Leuten aus seiner Fesselgruppe zum Christopher-Street-Day zu gehen. Dort bildeten die SM- und Bondageanhänger einen großen Teil des Umzugs, erklärte er, „Das muss man mal gesehen haben.“ Thorge fand die Idee reizvoll, Malte dabei zu begleiten. Zur Christopher-Street-Day Parade würde er sonst nicht gehen; das waren ihm zu viele Menschen. Aber als Teil der BDSM-Abteilung dabei zu sein, klang spannend. „Ich habe dafür auch etwas passendes“, sagte Malte und holte ein Paar Bügelhandschellen aus seiner Tasche. Das waren richtig schwere Handschellen, wie sie im letzten oder vorletzten Jahrhundert verwendet wurde. „Oh weh“, sagte Thorge, „Das sind ja Mittelalter-Handschellen; soll ich die etwa tragen? Die sehen ja so richtig unbequem aus, fast wie Folterinstrumente.“ „Sind sie aber gar nicht“, erklärte Malte, „Das sind Darby-Handschellen, Ende neunzehntes Jahrhundert, und ich habe sie probiert; sie sind zwar schwer aber drücken nicht, fast besser zu tragen als

heutige Handschellen. Willst du mal ausprobieren?“ Thorge ließ sich die Handschellen anlegen; sie drückten tatsächlich nicht, da sie gut an die Anatomie der Handgelenke angepasst waren. Aber sie waren wirklich schwer, weil sie komplett aus Stahl gefertigt waren. „Und die soll ich dann tragen?“, fragte er und Malte erklärte, „Entweder Fetisch oder Bondage, das ist die Verabredung. Bei Paaren ist natürlich nur einer von beiden gefesselt.“

„Wir treffen uns um 10 Uhr an der U-Bahn Haltestelle Sankt Pauli“, sagte er, „Ich hole dich ab, das ist ja nicht weit von hier.“ Es nieselte an dem Morgen leicht, was Thorge daran erinnerte, dass er sich wirklich mal eine Jacke kaufen sollte. So hatte er nur seine Weste über dem Sweatshirt, die er ganz zuknöpfte, bevor ihm Malte die Handschellen anlegte, vorne, damit er nicht zu sehr eingeschränkt war. Oben am Haltestellentunnel standen schon einige von Maltes Fesselgruppe, als Malte und er dort ankamen. Die meisten waren Paare, von denen ein Partner gefesselt war, die anderen waren ganz in Leder gekleidet oder hatten eine Hundemaske auf und Pfotenhandschuhe an. Sie waren alle deutlich älter als er, wohl auch älter als Malte, bis auf einen, der in Thorges Alter gewesen sein musste und richtig kunstvoll im Shibari-Stil gefesselt war. Er war mit einem Mann zusammen, der bestimmt schon Mitte dreißig war, und hatte einen engen schwarzen Gymnastikanzug an, auf dem das helle Seil ein kontrastreiches Muster bildete. Malte ging direkt auf seinen Begleiter zu und begrüßte ihn, „Da hast du ja wieder ein echtes Kunstwerk geschaffen. Das ist übrigens mein Begleiter, Thorge.“ Maltes Bekannter lachte und fragte, „Warum hast du ihn nicht verschnürt? Habt ihr heute morgen verschlafen?“ „Er verträgt es nicht, so fest gefesselt zu sein“, antwortete Malte, „Er steht mehr auf Handschellen.“ „Und Hände auf dem Rücken verträgt er auch nicht?“, fragte der kunstvoll verschnürte junge Mann und lachte, „Verträgt er es denn überhaupt, gefesselt zu sein?“ Thorge war es ziemlich unangenehm, als jemanden dazustehen, der keine richtigen Fesselungen vertrug, und sah Malte an in der Hoffnung, dass ihm eine Antwort dazu einfiel. „Das ging unter die Gürtellinie“, sagte Malte und schloss Thorge einen Bügel auf, um ihn mit den Händen auf dem Rücken wieder zu schließen. „War nicht so gemeint, wirklich nicht“, entschuldigte sich Selim. „Der Selim ist manchmal ein bisschen vorlaut, aber er kann wirklich nicht genug bekommen“, sagte Maltes Bekannter, „Du siehst ja, die Oberarme sind fixiert und auch die Hände haben keinen Bewegungsspielraum, so fühlt er sich richtig wohl.“

In der U-Bahn saß Thorge am Gang neben Malte und auf der anderen Gangseite saß Selim in der Shibari-Fesselung. Thorge musste immer wieder zu ihm hinüber sehen; er fand ihn ausgesprochen attraktiv. Seine Fesselung war perfekt symmetrisch und die Symmetrie nur dadurch durchbrochen, dass seine Hände auf dem Rücken übereinander lagen. „Coole Darby hast du da an“, sagte er plötzlich, als Thorge wieder einmal zu ihm schaute, „richtig schwer, die sind bestimmt hundert Jahre alt. Ich finde, mit den Händen auf dem Rücken fühlt es sich viel besser an als vorne, sieht auch besser aus.“ „Deine Fesselung sieht aber auch richtig gut aus“, antwortete Thorge und Selim erklärte, „Ja, Timo ist ein ein echter Meister, so wie Malte, die können das richtig gut. Das lockert sich auch nach Stunden kein bisschen.“ Timo, der neben ihm saß, schaute zu Thorge herüber und grinste, „Das steht dir bestimmt auch gut, so eine richtig gute Fesselung, schade, dass dir das nicht so zusagt.“ Selim erklärte, „Es ist eine reine Übungssache. So lange üben, bis man dabei völlig entspannt ist und loslassen kann; Loslassen ist das Wichtigste. Wenn ich gefesselt bin, dann fühle ich mich richtig frei.“ Thorge wusste nicht, was er dazu sagen sollte; „Das mit dem Loslassen bekomme ich wohl nicht so hin“, erklärte er und Selim antwortete, „Wie gesagt, üben und nochmal üben. Malte sollte da nicht so nachgiebig sein.“ „Da hat er wohl recht“, sagte Malte und lachte.

Thorge musste immer wieder zu Selim sehen und meistens trafen sich dabei ihre Blicke. Es irritierte ihn, wie sehr ihn Selim ansprach und was er in ihm auslöste; so schnell hatte er noch nie solche Gefühle jemandem gegenüber entwickelt. Als sie wieder ausstiegen, hatte es angefangen, richtig zu regnen. Da sie früh dran waren, warteten sie, bis der Regen vorüber war, bevor sie zum Versammlungsplatz der Christopher-Street Demo gingen. Malte und Timo unterhielten sich sehr angeregt und Selim und Thorge liefen hinter ihnen her. Sie redeten nicht viel und berührten sich wie zufällig ab und zu mit ihren Oberarmen. Thorge erfuhr, dass Selim erst siebzehn Jahre alt war und eine Lehre als Auto-mechaniker machte. Er lebte noch bei seinen Eltern, „noch“, wie er betonte, „Nächsten Monat ziehe ich zu Timo nach Buxtehude.“ Als etwa vier Stunden später die Abschlusskundgebung begann, erzählte Selim, „Vorletzte Woche hatte ich meiner Familie beim Sonntagsfrühstück eröffnet, dass ich darauf stehe, gefesselt zu werden. Das hätte ich nicht tun sollen.“ Dabei lachte er, „Meine Eltern und meine Brüder saßen regungslos da und haben mich angestarrt. Dann hat mein Vater gesagt, ‚Das kannst du haben‘, und meinen Bruder ge-

schickt, einen Verband aus dem Bad zu holen. Davon hat er ein Stück abgeschnitten und mir die Hände auf den Rücken gebunden; ich durfte dann den anderen beim Frühstück zusehen.“ Er lachte, „Das kannst du haben“, und dann fesselt er mich. Das muss man sich mal vorstellen. Nach dem Frühstück wollte mich meine Mutter wieder losbinden, aber mein Vater hat gesagt, ‚Erst wenn er wieder normal geworden ist.‘“ Thorge fand die Vorstellung, von den eigenen Eltern gefesselt zu werden, unheimlich, gerade weil ihn eine solche Situation wohl ziemlich erregt hätte. „Und, bist du normal geworden?“, fragte er und Selim lachte, „Niemals; natürlich bin ich standhaft geblieben, obwohl ich den ganzen Tag gefesselt verbringen musste. Meine kleinen Brüder fanden es lustig, weil sie mich ungestraft ärgern konnten, vor allen Dingen als sie mich bei den Mahlzeiten füttern durften. Meine Mutter hat dagegen geflucht, als sie mir auf dem Klo den Hintern wischen musste.“ Er lachte wieder, „Und das Beste war, an dem Tag hatten wir Familienabend. Meine Mutter hat etwas zu Essen bereitet und alle sind gekommen, meine Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen, alle. Und mein Vater hat ihnen erklärt, ‚Selim hat schlechte Angewohnheiten entwickelt und ist auf dem besten Weg, zu einem Perversen zu werden. Deswegen haben wir ihm die Hände gebunden; wir müssen ihn ja davor bewahren.‘ Dass es um Bondage geht, hat er nicht erwähnt; das hätten sie wohl auch nicht verstanden. So haben alle gedacht, ich hole mir permanent einen runter, wenn man mich nicht daran hindert. Eine meiner Tanten hat dann gesagt, ‚Karim fummelt auch ständig an sich herum; dem werde ich auch die Hände binden.‘ Karim war das so peinlich, der wurde ganz rot im Gesicht. Ganz schön ätzend.“

„Ja, ganz schön ätzend; wenn man nicht in das vorgegebene Schema passt, darf man mit einem scheinbar alles machen“, sagte Thorge, „Ich war schon immer ein bisschen zu feminin für einen Jungen und meine Eltern und älteren Brüder haben es mir deutlich gezeigt, was sie davon hielten, eine Schwuchtel in der Familie zu haben. Einmal hat mich die Nazi-Clique von meinem Bruder erwischt. Die haben mich auch gefesselt und dann geohrfeigt; meine Backen haben gebrannt wie Feuer und ich hatte richtig Schiss, dass sie noch Schlimmeres mit mir machen.“ „Geschlagen haben mich meine Eltern nie“, antwortete Selim, „aber hart waren sie, wenn es darauf ankam, besonders mein Vater. Er bestand darauf, dass ich ihm verspreche, ‚normal‘ zu werden, und weil ich stur blieb, musste ich mit den Händen auf dem Rücken schlafen, in meinem Sonn-

tagshemd und meiner Sonntagsjeans; ich konnte mich ja nicht ausziehen. Am nächsten Morgen hat mein Vater bei meiner Arbeit angerufen und mich einfach krank gemeldet. Den ganzen Tag hat meine Mutter auf mich eingeredet, dass ich nachgebe, aber ich blieb stur und ging abends wieder gefesselt ins Bett. Ich hätte das Spiel so weitergespielt und bin auch am nächsten Morgen nicht eingeknickt. Als meine Mutter uns anflehte, endlich damit aufzuhören, sagte er ‚Du siehst doch, Selim will gefesselt bleiben; ihm gefällt das.‘ ‚Ihm gefällt das‘, das hat er ernsthaft gesagt. Aber meine Mutter erwiderte, ‚Aber dann bleibst du zu Hause, damit du ihn füttern und seinen Hintern wischen kannst.‘ Dann schnitt sie mich mit einer Schere los; nach zwei Tagen und zwei Nächten. Egal, ich ziehe ja bald zu Timo, das wissen meine Eltern noch gar nicht.“ Thorge war von Selims Erzählungen so beeindruckt, dass er von der Kundgebung kaum etwas mitbekam. Er fand ihn obendrein auch erotisch ausgesprochen anziehend, vor allem, weil sich mit den straff gefesselten Armen seine Muskeln so deutlich unter seinem engen Sportanzug abzeichneten.

Die Abschlusskundgebung war gerade zu Ende, als es wieder anfang zu regnen, und sie sich in einer Hofeinfahrt unterstellten. Sie hatten Glück, dass es bis auf wenige kurze Schauer den Tag über trocken geblieben war. Timo und Selim wollten nach der Parade noch in einen SM-Club gehen, doch Malte hatte genug für den Tag. „Ich bin schon ganz heiser vom vielen Reden“, erklärte er, „und außerdem muss ich Thorge auch mal befreien.“ „Ich denke, er fühlt sich in den Darbys ganz wohl“, entgegnete Selim, „Auf jeden Fall sieht er damit ziemlich glücklich aus.“ Er und Timo verabschiedeten sich, um zu dem Club weiterzuziehen, der sich in einer Seitenstraße befand. Thorge behielt die Handschellen an, bis er mit Malte zu Hause angekommen war. Selim ging ihm nicht aus dem Kopf. Dieses Jahr war zweifellos ein besonderes Jahr, denn mit ihm, Mathias und Adrian hatte er bereits drei Menschen kennengelernt, die ihn auf eine besondere Weise ansprachen. Dabei war Selim ganz anders als Adrian und Mathias, wohl auch, weil er wie Thorge in einer Familie aufgewachsen war, die überhaupt keine Toleranz für sein Anderssein hatte. In seinen Gedanken stellte er sich vor, wie ihm Thorsten die Hände auf den Rücken band und sagte, „Dich binde ich erst wieder los, wenn dir deine perversen Phantasien vergangen sind.“ Er konnte sich gut in Selim hineinversetzen; niemals hätte er in so einer Situation nachgegeben, um losgebunden zu werden, auch nach zwei Tagen nicht. „Ich möchte das mit dem japanischen Bondage nochmal probieren“, sag-

te er, „Vielleicht komme ich eurem nächsten Treffen einfach mit und wir üben vorher ein bisschen?“ Malte grinste, „Selim hat dich wohl ziemlich beeindruckt. Aber ich muss dich warnen, Fremdgehen gibt es bei den beiden nicht.“

Thorge war überrascht, als an seinem Geburtstag Mathias, sein Bruder Max und Max' norwegischer Freund Ingve vor der Tür standen. Er wollte seinen Geburtstag eigentlich überhaupt nicht feiern und hatte sich auf eine kleine Feier nur mit Malte und Thorben eingestellt. Am meisten war er davon überrascht, wie ähnlich sich Max und sein Freund sahen, wie Zwillinge. „Mir ist erst vorhin eingefallen, dass du ja Geburtstag hast“, erklärte Mathias, „Wir haben nicht einmal ein Geschenk dabei; ich hoffe, wir kommen nicht ungelegen.“ Das kamen sie nicht; allerdings wunderte sich Thorge, dass Adrian nicht dabei war. „Wir kommen gerade von Maximilian“, erklärte Mathias, „Wahrscheinlich weiß er gar nicht, dass du heute Geburtstag hast.“ Ingve erzählte viel von Norwegen; Thorge machten seine Schilderungen sehr neugierig. Die skandinavische Lebensart, die Ingve beschrieb, fand er ausgesprochen ansprechend; weniger Hektik, weniger Stress und dafür mehr Natur. Irgendwann kam das Gespräch auf Brüder, darauf, dass Max und Mathias ein sehr inniges Verhältnis zueinander hatten und als Zwillingenbrüder beide schwul waren. Als Ingve Thorben und Thorge fragte, ob sie sich als Brüder auch so gut verstanden, fing Thorben an, auch von ihren beiden älteren Brüdern zu erzählen. „Thorsten terrorisierte Thorge und mich, vor allen Dingen Thorge, weil er immer aus dem Rahmen gefallen ist.“ „Das ist aber vorbei; das müssen wir hier nicht wieder aufwärmen“, unterbrach ihn Thorge. Er wollte nicht, dass Thorben die Geschichte mit seinem älteren Bruder vor Mathias und den anderen ausbreitete. Am Ende war es eine unerwartet schöne Feier; nur schade, dass Adrian nicht dabei gewesen war.

Den besuchte Thorge schon kurze Zeit später. Zu seiner Überraschung hatte Adrian eine neue Hose, eine schwarze geknöpfte Cordhose. Als Thorge sie ihm aufknöpfte, musste er wieder einmal feststellen, dass er Adrians Ausstrahlung kaum widerstehen konnte. Schade nur, dass das mit dem Sex nicht klappte und Adrian obendrein auch keine Vorliebe für Fesseln hatte. Sie lagen schließlich wieder auf dem Bett und kuschelten ausgiebig, Thorge nackt und Adrian in seiner neuen Hose. Als sie sich danach einen Film anschauten, schlief Adrian ein und Thorge konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihm die Hose aufzuknöpfen und sein Glied zu massieren. Es wurde und blieb steif, richtig lange

sogar, bis Thorge die Hose wieder zuknöpfte, gerade rechtzeitig, bevor Adrian wach wurde.

Inzwischen war Thorge am Ende seiner Lehre angelangt. Er hatte wohl an alle kleineren Werften in Hamburg und Stade eine Bewerbung geschickt. Sein Zeugnis und die Beurteilung konnten sich sehen lassen, daher sollte es kein Problem sein, irgendwo eine Anstellung zu bekommen. Doch schon nach zwei Wochen kamen die ersten Absagen. Als er nach vier Wochen die Werften anrief, die ihm noch nicht geantwortet hatten, war klar, es gab keine Stelle für ihn. Er schrieb daraufhin auch Werften in Bremerhaven und Wilhelmshaven an, obwohl er sich überhaupt nicht vorstellen konnte, dorthin zu ziehen. Ein Auszubildender aus seinem Jahrgang gab ihm den Tipp, dass es in Skandinavien gute Jobs für Schiffszimmerer gab, vor allen Dingen in Dänemark und Norwegen. Nur war sollte er dort? Er sprach ja nicht einmal die Sprache. Eigentlich wollte er nicht aus Hamburg wegziehen, aber daran führte wohl nichts vorbei.

Auch Adrian war in einer Situation, die ihn zu Veränderungen nötigte, die er eigentlich nicht wollte. Mathias war mit der Zeit seinem Bruder immer näher gekommen und sie hatten inzwischen ein ziemlich enges Verhältnis zueinander. Dagegen bestand die Beziehung mit Adrian nicht mehr; sie waren eigentlich nur noch eine Wohngemeinschaft. Dafür fand Thorge die Begegnungen mit Adrian zunehmend schöner. Es war etwas skurril, dass er sein Glied nur dann berühren konnte, nachdem er eingeschlafen war; es kam sogar vor, dass Adrian dabei einen Samenerguss hatte – während er schlief. Aber das war es auch, was Thorge an ihm mochte, dass er anders war. Er mochte sogar seine Flanellhemden, die er inzwischen wieder mit einem Rollkragenpullover darunter trug, obwohl es noch spätsommerlich warm war. Es fühlte sich einfach gut an, sich an ihn zu kuscheln. Auch wenn Thorge nach wie vor der Sex fehlte. Wenigstens ging er zweimal im Monat mit Malte zu den Treffen der Bondage-Gruppe. Auch wenn es nur ein Treffen von Interessierten war, waren Malte und Timo dort so etwas wie Lehrer; Timo war schon mehrmals nach Japan gereist, um sich dort in Shibari unterweisen zu lassen. Thorge war nach wie vor von Selim fasziniert, aber der war für ihn unerreichbar, zumal er inzwischen bei Timo in Buxtehude wohnte. Nach den Treffen träumte er von dem kunstvoll gefesselten Selim und auch Selim sagte bei jedem Treffen, dass ihm Thorge richtig gut gefiel, wenn er gefesselt war. Er machte einmal sogar ein Foto von Thorge, nachdem ihn Malte

gefesselt und so aufgehängt hatte, dass er nur noch mit einem Bein den Boden berührte. „Das Bild stelle ich mir auf den Nachtschrank“, sagte er.

Mit seiner Arbeitssuche war Thorge nicht weitergekommen und musste sich arbeitslos melden; auch aus Bremerhaven und Wilhelmshaven waren nur Absagen gekommen. Zum Glück, denn Thorge hätte nicht gewusst, was er tun sollte, wenn er dort irgendwo ein Angebot erhalten hätte. Ende Oktober kam Mathias zu ihm und erzählte, dass sich Ingve von Max getrennt hatte und sein Bruder nicht darüber hinweg kam. Dabei erwähnte er, dass sie manchmal miteinander schliefen. „Du und dein Bruder habt Sex miteinander?“, fragte Thorge ungläubig. Er versuchte sich das mit Thorben vorzustellen, aber es gelang ihm nicht ansatzweise, obwohl er ihn durchaus attraktiv fand. „Das machen wir schon lange, seit wir zwölf sind“, erklärte Mathias, „Wir mögen uns halt und, da wir keine Kinder kriegen können, ist es doch auch ok, oder?“ Er sagte auch, dass er darüber nachgedacht hatte, Max in die Wohnung aufzunehmen. Thorge fragte sich, wie das mit Adrian funktionieren sollte; zwei Mitbewohner, die Brüder sind und ein sexuelles Verhältnis miteinander haben, das war keine gute Konstellation. Als er Anfang Dezember Adrian besuchte, waren alle drei da, Mathias, Max und Adrian; Max wohnte inzwischen bei den beiden. Adrian erzählte, dass er seinen Job nur noch bis Ende des Jahres hatte und auch nicht wusste, wie es für ihn weitergehen sollte. Als Max ihnen vorschlug, nach Norwegen zu ziehen, kam Thorge der Gedanke, dass das genau die Lösung sein konnte, die er suchte, mit Adrian nach Norwegen zu ziehen. Ingve, Max' Exfreund war ja Norweger und konnte ihnen vielleicht dort Kontakte vermitteln. Thorge fand diese Idee geradezu aufregend.

Adrian kam anschließend mit zu ihm, sodass sie noch etwas Zeit für sich hatten. Als sie schließlich mit freiem Oberkörper auf dem Bett lagen, stellte sich Thorge vor, wie er mit Adrian nach Norwegen zog und dort in einer Werft arbeitete. Sie hatten ja ein gutes Verhältnis zueinander, auch ohne Sex und richtige Beziehung. Was er in Norwegen allerdings vermissen würde, waren die Bondage-Treffen. Nicht nur, weil er dort in seinen Träumen schwelgen konnte, während er zusah, wie Timo Selim verschnürte, es gelang ihm inzwischen auch, selbst bei sehr straffen Fesselungen entspannt zu sein; und dann fühlte es sich richtig gut an, selbst wenn er die Hände hinter den Kopf gebunden hatte, was ja keine einfache Fesselung war. Aber auch das waren letztlich nur Träume. Malte hatte seine Familie und Selim seinen Freund Timo, der es noch nicht ein-

mal duldeten, dass er sich mit einem anderen Mann zum Kaffeetrinken verabredete, geschweige denn zum Sex. Nur wenige Tage später hatten Thorge und Adrian ein Gespräch mit Ingve und dabei fiel auch die Entscheidung, nach Norwegen auszuwandern. Adrian wirkte noch etwas zögerlich, weil ihm eine solche Veränderung unheimlich war. Aber für ihn standen auf jeden Fall Veränderungen an, ob er es wollte oder nicht, eine neue Wohnung und ein neuer Job; das sah er auch ein. Kurz darauf kauften sie sich passende Kleidung für ihr Vorhaben, das heißt Thorge kaufte sie, denn Adrian hatte eigentlich schon alles, weil er sich auch in Hamburg so anzog, als wäre er in Nordskandinavien. Thorge hatte so gut wie nichts passendes und brauchte unbedingt eine richtige Winterjacke, Handschuhe, Mütze und Unterwäsche. Am Ende gingen sie noch in den Berufsbekleidungsladen, den er so gerne mochte. Er entdeckte dort ein schwarzes Cordhemd und hatte die Idee, für Adrian und ihn je eines zu kaufen. Da Adrian nur Hemden trug und er so gut wie nie, war dieses Hemd zusammen mit einer schwarzen Cordhose ein Kompromiss für einen Partnerlook, auf den sich beide einlassen konnten.

Silvester verbrachte Thorge zusammen mit Thorben bei Malte und seiner Familie. An den Zwillingen merkte er, dass er Malte schon lange nicht mehr besucht hatte, denn sie trafen sich fast nur bei ihm. Die Zwillinge glichen sich immer noch aufs Haar und immer noch wusste niemand, ob der Aliou von gestern der von heute war oder doch Sekou. Grace und Malte hatten sich nicht nur daran gewöhnt, sie sahen darin auch etwas besonderes und mochten es, so besondere Kinder zu haben. Es war wie immer sehr vertraut und entspannt bei den Vieren, aber auch etwas traurig, weil es eben auch ein Abschied war. Nicht nur von Malte, sondern auch von Thorben; ab jetzt gingen sie ihre eigenen Wege. Solche Gedanken waren schwer und gewichtig, allerdings überwog die Freude auf das neue Leben in Norwegen am Ende deutlich. Thorge war sich sicher, dass es für ihn genau richtig war, auszuwandern, auch mit Adrian. Der wohnte inzwischen eigentlich bei ihm, das heißt, seine Sachen waren noch bei Mathias und Max, aber er hielt sich dort kaum mehr auf. Und es war gut, Thorge konnte sich kaum einen besseren Mitbewohner vorstellen, auch wenn es zu zweit ziemlich eng in seiner kleinen Wohnung war. Es spielte auch keine Rolle. Dass er ihn sich nicht als Partner vorstellen konnte, egal mit oder ohne Sex; Adrian war einfach nicht der Typ für so etwas. Dafür war er viel zu sehr er selbst, aber

darin war er stark, jemand, bei dem man sich stark fühlte, weil er so fest in sich selbst verankert war.

Schließlich war es soweit und sie fuhren nach Norwegen. Malte übernahm Thorges Wohnung; so hatte er nicht nur die Möglichkeit, in der Stadt zu übernachten und nicht etwa nach den Bondage-Treffen bis an den Stadtrand fahren zu müssen, er konnte sich auch einfach mal von seiner Familie erholen. Soziale Kontakte strengten ihn an, auch die zu Menschen, die er mochte. Über Ingve hatte Thorge Kontakt zu einer kleinen Werft in der Nähe von Trondheim erhalten. Der Eigentümer war am Telefon sehr aufgeschlossen und bot beiden einen Job gegen Kost und Logis an. „Bei uns ist es nicht so wie in den großen Werften; hier muss niemand schuften. Stress kennen wir hier nicht“, sagte er, „Dafür haben wir auch nicht viel Geld, aber meine Frau kocht gut.“ Für Thorge klang es nach einem guten Anfang in einem neuen, unbekanntem Land. Schließlich mussten sie ja erst noch die Sprache lernen und hatten kaum Vorstellungen davon, wie es war, in Norwegen zu leben. Adrian hatte schon einmal in Dänemark gelebt und sprach fließend Dänisch, wodurch er Norwegisch zumindest verstehen konnte und nur mit der Aussprache unsicher war. Die Werft war ein kleines Familienunternehmen und lag nur wenige Kilometer außerhalb der Stadt. Torgeir, der Werftbesitzer, war sehr freundlich; das Einzige was ihm wichtig war, war die Ähnlichkeit zwischen seinem und Thorges Namen. Er sprach beide Namen gleich aus, „Torgai“, und bestand darauf, dass sich Thorge in Zukunft Tore nannte. So klangen beide Namen nicht mehr gleich; „Es gibt hier nur einen Torgeir“, sagte er. Thorge fand seinen Vorschlag nicht schlecht, zumal der Name „Ture“ ausgesprochen wurde und anders klang als der seines ältesten Bruders. Es passte ganz gut zu einem Neuanfang, einen neuen Namen zu haben.

Tore konnte es gar nicht richtig fassen; jetzt stand er hier in dem Zimmer eines Trondheimer Jugendlichen, der ihn regelrecht aufwühlte. Die Wände waren mit Heavy-Metal-Postern tapeziert, aber aufgeräumt; das passte zu Leif. Es passte auch, dass er nicht wie sonst eine Hose mit Löchern und ein T-Shirt mit Heavy-Metal-Aufdruck anhatte, sondern eine schicke schwarze Jeans und ein Flanellhemd, weil Sonntag war; auch seine Armbänder hatte er nicht um. Besonders gefiel Tore sein Name, Leifur; er wurde ja von allen Leif gerufen, bis auf seinen Vater, der seinen Namen wie „Leifür“ aussprach. Tore rief ihn wie alle Leif, obwohl ihm Leifur richtig gut gefiel, weil er so klingt wie aus einer nordischen

Sage. Wenn er mit Adrian von ihm sprach, sprach er immer von Leifur. Leifur und Tore, das war wie ein Traum, ein phantastischer Traum. Leif warf den Parka über den Stuhl und sagte, „Das ist mein Reich“. Inzwischen lebte Tore schon über ein halbes Jahr in dem Dorf bei Trondheim und hatte sich an seinen neuen Namen gewöhnt. Adrian war der Einzige, der ihn Thorge nannte; das war auch in Ordnung. Sein Reich war eine kleine Hütte auf der Werft, in der er mit Adrian wohnte. Der Winter und das Frühjahr waren sehr kalt; vor allen Dingen war es oft sehr windig. Das Bild, wie Adrian dick verpackt mit seiner dicken Sturmhaube, die nur die Augen freiließ und der Kapuze seines Parkas darüber den ganzen Tag vor der Bootshalle Schiffe abbeizte, war geradezu sinnbildlich für ihre ersten Monate im Norden. Die Hütte war nach der Arbeit durchgefroren und, bis der Holzofen sie wieder aufgetaut und etwas aufgewärmt hatte, saßen Adrian und Tore meistens dick eingepackt am Strand und schauten in die Bucht. Manchmal fuhren sie auch mit einem Boot hinaus. Danach zogen sie sich meistens schnell aus und krochen unter ihre dicken Bettdecken. Die Arbeit hielt sich tatsächlich in Grenzen. Sie machten ausgedehnte Pausen und konnten sich problemlos mal einen Tag freinehmen; selten arbeiteten sie acht Stunden an einem Tag. Es fühlte sich eher an, wie Teil einer großen Familie zu sein und seinen Beitrag zu leisten. Dazu gehörten auch gemeinsame Einkäufe in Trondheim, Reparaturen und Holz hacken. Torgeir hatte obendrein Tore die Aufgabe gegeben, sich ein eigenes Boot zu bauen; die Materialien dafür fand er auf der Werft. Vor einiger Zeit hatte Tore ein altes Moped repariert, das er in einem Schuppen gefunden hatte, sodass Adrian und er ab und zu alleine nach Trondheim fahren konnten.

Sein erster Geburtstag in Norwegen, sein zwanzigster, war ein richtig schöner Tag. Vor allem, weil ihm Adrian eine Seemannshose schenkte, eine, wie sie früher getragen wurde, mit dreizehn Knöpfen. An diesem Tag wurde Tore klar, dass ihn eine ganz besondere Freundschaft mit ihm verband, eine Art platonische Liebesbeziehung. Er fühlte sich mit ihm an diesem Ort in Norwegen so wohl, wie er sich noch nie in seinem Leben gefühlt hatte. Die Kombination aus Stille, der selbstverständlichen Nähe zu Adrian und der körperlichen Betätigung war genau das, was für ihn ein zufriedenes Leben ausmachte. Und vor einigen Wochen kam noch das Glück dazu, in Form von Leif, den er bei einem Treffen einer Trondheimer Schwulengruppe zum ersten Mal gesehen hatte. Es war sein erster Besuch bei der Gruppe, die insgesamt einen ziemlich tristen Ein-

druck machte – bis auf ihn, der als einziger Jugendlicher in der Rund alternder Schwuler in Flanellhemden saß, in einer löchrigen Hose und einem Bundeswehrparka, den er bis oben zugeknöpft hatte. Als er den Parka auszog, kamen seine Lederarmbänder zum Vorschein, eines davon mit Nieten, und die Halskette mit seinem Namen, Leifur. Tore war wie elektrisiert, während er den Jugendlichen mit den kurzen blonden Haaren beobachtete. Beim nächsten Gruppentreffen hatte er ihn angesprochen und war mit ihm und Adrian in Trondheim spazieren gegangen; als er dabei seinen Arm um Leif legte, war es um ihn geschehen, er schwebte eher als dass er lief. Er traf ihn noch ein paar Mal zum Spaziergehen und jetzt war er bei ihm, in seinem Zimmer. Tore zog sich seine Weste und das Sweatshirt aus und legte sie über den Parka.

Träume und das wahre Leben

„Meine Eltern sind heute nicht da; wir müssen keine Rücksicht nehmen“, sagte Leif, schloss die Tür und setzte sich auf sein Bett. Tore stand etwas unentschlossen vor ihm; am liebsten hätte er sich neben ihn auf das Bett gesetzt, aber er traute sich nicht richtig. „Letztes Jahr habe ich einen Handschellenkurs gemacht“, fing Leif an zu erzählen, „So einen richtigen bei der Polizei. Mein Vater ist ja Polizist und nimmt mich manchmal zu solchen Trainings mit. Das ist gar nicht so einfach, jemandem die Handschellen richtig anzulegen, dass sie nicht zu fest oder zu locker sind.“ Er holte ein Paar Handschellen aus der Kommode, die neben dem Bett stand. Tore war von seiner Erregung überwältigt, während er Leif beobachtete, wie er mit den Handschellen spielte. „Echte Polizeihandschellen, kein Spielkram“, erklärte Leif, „Darf ich sie dir anlegen? Nur so zum Üben; ich habe sonst kaum Gelegenheiten zum Üben.“ Tore fühlte sich überrumpelt. Darauf, von diesem Jungen auch noch gefesselt zu werden, war er nicht vorbereitet. „Na komm“, sagte Leif, „Nur ausprobieren. Ich mach sie dir gleich wieder ab, wenn es dir unangenehm ist.“ Tore war unfähig, etwas zu sagen. Schließlich stand Leif auf, stellte sich vor ihn und sagte mit verstellter Stimme, „Auf Sie ist ein Haftbefehl ausgestellt. Drehen Sie sich langsam um und nehmen Sie Ihre Hände auf den Rücken.“ Tore drehte sich um und nahm wie befohlen seine Hände auf den Rücken. Er war erstaunt, wie schnell er die Handschellen anhatte; Leif war darin offensichtlich gut geübt. Als Tore sich wieder umdrehte, griff ihm Leif in den Schritt und grinste, „Ich habe nicht den Eindruck, dass es dir unangenehm ist, Handschellen zu tragen.“

Die Erektion war so stark, dass sie in der engen Hose fast unangenehm war; es fühlte sich so an, als würden die Hosenknöpfe gleich abreißen. „Meiner ist auch ganz schön steif“, sagte Leif und bedeutete Tore mit einem Druck auf die Schultern, dass er sich hinknien sollte, „Spür mal.“ Dabei drückte er Tores Gesicht an seinen Schritt. Dann knöpfte er seine Hose auf und holte sein Glied heraus, das überraschend klein war, aber richtig steif. Mit einer schnellen Bewegung hatte er ein Kondom übergezogen und steckte es in Tores Mund; und Tore war vor lauter Erregung besinnungslos. Es folgte ein ganzer Nachmittag mit dem spannendsten Sex, den Tore bis dahin erlebt hatte, ziemlich lange in Handschellen, bis sie ihm Leif wieder abgenommen hatte. Am Ende standen sie nackt voreinander und Leif hielt Tores Hände, während er immer wieder Tores Eichel mit seiner berührte. Sie waren sie so erregt, dass sie gleichzeitig kamen. Tore war wie berauscht; es war genau der Sex, den er immer gesucht und nicht gefunden hatte. In der Folge traf er sich immer wieder mit Leif. Meistens holte er ihn mit dem Moped am Samstag ab und brachte ihn am Sonntag wieder nach Trondheim zurück; manchmal fuhr ihn auch Adrian. Dann verbrachten die Zeit zu dritt, da sich Leif auch mit Adrian gut verstand – bis auf zwei bis drei Stunden, die Tore mit ihm alleine in der gut vorgeheizten Hütte verbrachte. Leif brachte fast immer Handschellen mit, die sie in ihre Spiele integrierten; besonders spannend fand es Tore, wenn sie ihre Hände aneinander gefesselt hatten. Manchmal trafen sie sich auch an einem Sonntag bei Leif, dann aber ohne Sex, weil seine Eltern zu Hause waren. Während er bei Adrian und Tore immer seine Heavy-Metal-Kleidung anhatte, trug Leif zu Hause am Wochenende seine schwarze Jeans ohne Löcher und ein Flanellhemd, oft mit einem Rollkragenpullover darunter – wie früher Adrian, der inzwischen nur noch selten ein Flanellhemd anzog.

Im Herbst hatte sich Tore die Haare kurz schneiden lassen; Leif gefiel es gut, Adrian weniger. Tore befürchtete, dass sich seine Beziehung mit Leif negativ auf sein Verhältnis mit Adrian auswirken könnte, aber das schien nicht der Fall zu sein. Im Gegenteil, es blieb vertraut und schön, sich abends mit ihm ins Bett zu kuscheln, nachdem sie sich gegenseitig ausgezogen hatten, was sie fast jeden Abend machten. Eine besondere Herausforderung war das Aus- und Anziehen, wenn Tore die Seemannshose mit den dreizehn Knöpfen anhatte. Für Tore gab es keinen Zweifel: Mit Adrian verband ihn eine tiefe Freundschaft, die ihr Leben lang halten würde. Mit ihm abends am Strand zu sitzen, dick einge-

packt und gegen den eisigen Wind geschützt oder zu dritt mit Leif in den Fjord hinaus zu rudern, während Leif die Kälte mit altgermanischen Flüchen zu bezwingen versuchte, das war für ihn das größte Glück, das er sich vorstellen konnte. Wenn er abends mit Adrian alleine oder zusammen mit Leif unter den schweren Bettdecken lag, träumte oft von einem blonden Jungen dick angezogen mit Sturmhaube und Kapuze, den er Schicht für Schicht auspackte; meistens war gar nicht klar, ob dieser Junge Adrian oder Leif war.

Im Frühjahr wurden Adrian und Tore von Leifs Eltern zum Essen eingeladen. Tore hatte noch nicht viel mit ihnen gesprochen. Er traf sie nur ab und zu, wenn er Leif abholte oder wieder brachte; selbst wenn er ihn besuchte, begrüßten sie ihn nur kurz, wenn sie überhaupt zu Hause waren. Aber jetzt wollten sie wohl die beiden Deutschen von Torgeirs Werft kennenlernen, nachdem er bereits ein halbes Jahr lang mit Leif zusammen war. Tore war ein bisschen unsicher, wie seine Eltern reagieren würden; immerhin war Leif noch minderjährig und fast vier Jahre jünger als er. Am meisten irritierte ihn aber, dass Leif und Adrian fast gleich angezogen waren, beide mit einer schwarzen Hose, einem schwarzen Rollkragenpullover und einem blau kariertem Flanellhemd darüber. Leifs Vater war gerade vom Dienst gekommen und hatte noch seine Uniform an. Er zeigte als erstes seine beachtliche Sammlung von Handschellen aus verschiedenen Zeiten und Ländern; Adrian und Tore durften welche ausprobieren. Leifs Eltern wussten offenbar nicht viel von dem Verhältnis zwischen ihm und Tore. Sie dachten wohl, dass Adrian und Tore ein Paar waren und Leif mit beiden ein Verhältnis hatte. Ihm war es spürbar unangenehm, mit seinen Eltern darüber zu reden, aber Tore löste die Situation auf, indem er verkündete, dass er Leif liebte und mit ihm fest zusammen sein wollte. Das nahmen sie offensichtlich mit Erleichterung auf. Bevor sie wieder zurück zur Werft gebracht wurden, ging Tore mit Leif in sein Zimmer. „War das ernst gemeint?“, fragte Leif und erklärte, ohne eine Antwort abzuwarten, „Ich liebe dich auch.“ Sie umarmten sich ausgiebig und setzten sich auf das Bett. „Meine Eltern denken sicher, dass wir es jetzt richtig treiben“, lachte Leif nach einer Weile, „aber Sex kommt für mich eher nicht infrage, wenn sie da sind und uns hören können.“ Für Tore war es in Ordnung; sie lehnten sich aneinander und genossen das Gefühl, gemeinsam die Ewigkeit zu spüren. Mit dem Flanellhemd fühlte sich Leif besonders weich und kuschelig an.

Von da an trafen sie sich an fast jedem Wochenende; meistens bei Tore, der dann noch bei Leifs Eltern zum Kaffeetrinken blieb, wenn er Leif wieder nach Hause brachte. Für sie war er schon nach kurzer Zeit ihr Schwiegersohn; als ein Onkel zu Besuch bei Leifs Eltern war, wurde er auch als solcher vorgestellt. Mit Tores Geburtstag Ende Juli begann die Geburtstagssaison. Leif hatte am selben Tag Geburtstag wie Tore und war damit genau vier Jahre älter. Er kam tagsüber auf die Werft, wo sie zu dritt von dem Geburtstagskuchen aßen, den Torgeirs Frau für Tore gebacken hatte. Abends feierte Leif bei sich zu Hause mit der Familie und Tore auf der Werft. Im Herbst wurde Torgeir 50 und gab eine große Feier, zu der auch Leif mit Familie eingeladen war. Es floss reichlich Alkohol und am Ende lagen sie zu dritt unter der dicken Bettdecke in der durchgefrorenen Hütte. Schließlich kam noch Adrian dran, der immerhin 29 Jahre alt wurde. Als abschließendes Fest gab es dann noch den Jahreswechsel, bevor sich auf der Werft die Stimmung dramatisch trübte. Im Herbst kamen keine neuen Aufträge und Torgeir verkündete, dass es ab dem Frühjahr nicht mehr viel zu tun gab. Es war absehbar, dass er dann auch Mitarbeiter entlassen musste, wen genau, ließ er offen.

Anfang des Jahres kam Hannu auf die Werft, ein Verwandter von Torgeir aus Nordnorwegen; er war Autist und sprach nicht. Tore war verblüfft, wie ähnlich er Adrian sah; die beiden waren wohl auch im selben Alter. Sie verstanden sich offensichtlich gut, auf jeden Fall sah sie Tore recht häufig zusammen, während außer Tore sonst niemand Hannu nahe kam. Hannu war schon eine ganze Weile da, als Tore feststellte, dass er doch sprechen konnte. Er sprach sehr selten, sehr leise und mit einem nordnorwegischen Akzent, aber er sprach. Im Frühjahr konfrontierte Torgeir Adrian mit einem ungewöhnlichen Anliegen. Er teilte Adrian und Tore mit, dass sie nicht mehr länger bleiben konnten und er ihnen eine Tätigkeit auf einer anderen Werft in Trondheim vermitteln konnte. Aber er fragte Adrian, ob er sich vorstellen konnte, mit Hannu nach Kirkenes zu ziehen. Hannu brauchte jemanden an seiner Seite und es war offensichtlich schwierig, jemand geeignetes dafür zu finden; Adrian war einer der wenigen, mit dem so etwas vorstellbar war. Torgeir erklärte, dass sich mit Hannu noch nie jemand so gut verstanden hatte wie Adrian, und Hannu sah es wohl auch so. Nur war Kirkenes weit weg, sehr weit weg, ganz im Norden an der Grenze zur Sowjetunion. Im Winter war es dort Tag und Nacht dunkel und die Sommer waren kurz und kühl. Für Adrian war es keine leichte Entscheidung. Aber Tore

gefiel die Aussicht, nach Trondheim zu ziehen und dort zu arbeiten, denn so war er Leif näher. Mit ihm hatte er inzwischen eine glückliche Beziehung mit allem, was er spannend fand, abwechslungsreichem Sex und Fesselungen. Obwohl Leif erst siebzehn war, war er ein interessanter Partner und Tore liebte ihn wirklich, da war er sich inzwischen sicher. Adrian entschied sich schließlich dafür, mit Hannu ganz in den Norden ziehen, was Tore ziemlich mutig fand. Es war schwer vorstellbar, dass ihre gemeinsame Zeit jetzt zu Ende war. Aber es kam eine neue. Tore mietete sich in Trondheim eine Wohnung, die groß genug war, dass Leif mit einziehen konnte, wenn er im Herbst seine Ausbildung begann. Er hatte vor, wie sein Vater Polizist zu werden.

Als er in seiner neuen Trondheimer Wohnung saß, war Tore überwältigt von Gefühlen der Freude und Trauer zugleich. Trauer, weil die Zeit mit Adrian nun vorbei war. Der saß schon seit einem Tag im Bus nach Kirkenes; die Fahrt dauerte ganze zwei Tage, quer durch Schweden und dann durch das finnische Lappland. Aber eben auch Freude, weil eine Zeit kam, in der er mit Leif richtig zusammenlebte, mit seinem Leifur. Auch wenn Leif erst im Herbst einziehen wollte, schrieb Tore schon beide Namen auf das Klingelschild, „Leif og Tore Foss Ingvarson“. „Tore Foss Ingvarson“ klang als Name richtig gut, fand er. Als er seinen nächsten Geburtstag feierte, war er bereits in der neuen Wohnung und hatte seinen neuen Job auf der Trondheimer Werft. Es war ein ganz besonderer Geburtstag, denn es war gleichzeitig auch Leifs achtzehnter. Weil nicht nur Leifs Verwandte, sondern auch Mitschüler und Lehrer kamen, hatten sie die Feier in Leifs Schule. Von Tores Seite kam lediglich Torgeir, der nicht lange blieb. Er erzählte, dass er aus Kirkenes gute Nachrichten erhalten hatte und Hannus Eltern Adrian mochten. „Das ist sehr gut, denn Hannus Eltern sind sehr eigen, echte Samen eben“, sagte er. Adrian war in der Tat jemand, der Tore fehlte; immerhin meinte Torgeir, dass es ihm mit Sicherheit gut gehe, „da oben“. „Für Menschen wie ihn und Hannu ist es genau richtig, eine kleine, überschaubare Welt. Das sind besondere Menschen, die brauchen besondere Orte, und Kirkenes ist wirklich ein besonderer Ort.“ Das Leben ging weiter und die Aussicht, dass Leif im Herbst zu ihm zog, beflügelte Tore geradezu.

„Heute darf ich mir die Geschichte aussuchen“, sagte Aliou, als Malte in dem dicken Märchenbuch blätterte. „Hast du nicht gestern das Märchen ausgesucht?“, fragte er, „Ich denke, heute ist Sekou dran, oder?“ „Gestern war ich aber Sekou“, entgegnete Aliou und Sekou erwiderte, „Als du die Geschichte

ausgesucht hast, warst du aber wieder Aliou.“ Solche Auseinandersetzungen gab es häufig, da es immer noch unmöglich war, die beiden Zwillinge auseinanderzuhalten. Sie hatten zwar immer noch ihre Pullunder mit ihrem Namen, aber sie tauschten sie ständig und wussten vermutlich oft selbst nicht, wer von ihnen wer war; es war ihnen offensichtlich auch egal. Sie sagten oft so etwas wie, „Vorhin war ich Aliou und jetzt bin ich Sekou“, und nicht selten sagte einer von ihnen, er wäre Sekou, obwohl er den „Aliou“-Pullunder anhatte. Malte fand, die Zwillinge hatten etwas magisches, nicht nur, weil sie nicht auseinanderzuhalten waren und zusammen wie eine Persönlichkeit wirkten, auch weil sie in ihrem Aussehen ihre afrikanischen und europäischen Wurzeln auf eine überaus harmonische Weise miteinander verbanden. Er verbrachte viel Zeit mit ihnen, mehr als Grace, die immer noch arbeitete und sich in ihrem Job wohl fühlte. Es war ein neues und anderes Leben, das er führte, seit er mit Grace und den Zwillingen zusammenwohnte, und die Erinnerungen an sein altes Leben in Freiburg verblasste zusehends. Was allerdings nicht verblasste, waren seine Erinnerungen an Thorge; ihn vermisste er wirklich sehr. Wenn er die Fesselgruppe besuchte, erwischte er sich immer wieder dabei, wie er sich wünschte, dass ein Thorge kam, wenn sich die Tür öffnete. Manchmal ging er in eine Schwulenkneipe, nur um am Tresen zu sitzen und sich umzusehen; vielleicht traf er da ja jemanden, der sich ähnlich wie Thorge für so eine spezielle Freundschaft eignete. Aber so jemanden traf er nicht; für Thorge gab es keinen Ersatz.

Zum Ende des Sommers, Thorge lebte bereits seit über einem halben Jahr in Norwegen, entschied sich Malte, wieder eine Kontaktanzeige aufzugeben. Das letzte Mal war das Ergebnis nicht berauschend, nur eine einzige Antwort und dann noch von so jemandem wie diesem Jan. Er fand ihn ja schon ausgesprochen attraktiv und irgendwie auch faszinierend, aber eben auch reichlich angespannt und vermutlich verklemmt. Zumindest war die Begegnung interessant, ganz anders als seine Begegnungen mit anderen Schwulen. Vielleicht meldet sich diesmal jemand, der ähnlich gut aussieht aber entspannter ist, dachte Malte; ein Versuch war es wert, zumal so eine Anzeige mit keinem Risiko verbunden war. Tatsächlich erhielt er diesmal zwei Antworten, eine davon von diesem Jan aus dem besetzten Haus, den er bereits vor vier Jahren in Freiburg getroffen hatte; scheinbar war er inzwischen auch nach Hamburg gezogen. Das Foto sah dem vom letzten Mal so ähnlich, dass Malte das alte hervorkramte und

feststellte, dass die Fotos nicht gleich aber wirklich sehr ähnlich waren. Jan hatte sich seitdem offenbar kaum verändert. Die andere Antwort kam von jemandem, der ebenfalls Jan hieß und, dem Foto nach zu urteilen, etwas älter war als der andere Jan. Aber auch er sah auf dem Foto richtig gut aus, allerdings schrieb er, dass mit Fesselungen noch überhaupt keine Erfahrungen gemacht hatte, aber neugierig war. Die Ausbeute war also überschaubar und Malte schrieb beiden, dass er sie treffen wollte. Von dem Jan, den er bereits kannte, erhielt er schon wenige Tage später eine Zusage. Malte hoffte insgeheim, dass er seit dem letzten Mal etwas lockerer geworden war, und lud ihn zu sich ein. Jan hatte sich tatsächlich kein bisschen verändert. Malte war sich nicht sicher, aber er sah aus, als würde er sogar die gleiche Kleidung tragen wie früher, auf jeden Fall hatte er noch die gleichen Armbänder um. Er war immer noch so zurückhaltend und wortkarg wie vier Jahre zuvor, wirkte aber tatsächlich offener und entspannter, was Malte sehr angenehm fand. Auch wenn es weit entfernt war von einer anspruchsvollen Fessel-Session, konnte es Malte diesmal genießen, sich mit einem so gutaussehenden jungen Mann zu beschäftigen. Malte hatte mit Handschellen und Ketten Jans Grenzen ausgetestet, aber Jan hatte auch dieses Mal durchgehalten, obwohl er dabei richtig ins Schwitzen kam. Und nicht nur das, die Fesselung hatte ihn wieder so erregt, dass er dabei einen Samenerguss hatte, obwohl er sein Glied gar nicht anfassen konnte.

Nach dem Treffen war Malte überrascht, wie oft er an Jan denken musste und wie gut er ihm gefiel. Immer wieder hatte er deutlich das Bild von ihm vor Augen, wie er vor der Tür stand in seiner Armeehose und seinem Kapuzenpull-over. Wie beim ersten Mal hatte er nicht nur die Kapuze auf, sondern auch noch eine Mütze darunter, obwohl es draußen wirklich nicht sehr kalt war. Wahrscheinlich gefiel es ihm, sich so anzuziehen; auf jeden Fall passte es zu ihm, zu seiner verschlossenen und etwas geheimnisvollen Art. Obwohl er ganz anders war als Thorge, übte er eine ähnliche Faszination auf Malte aus. Malte fragte sich, warum er diese Anziehung nicht schon vor vier Jahren verspürt hatte. Damals fand er Jan zwar auch attraktiv, aber im Wesentlichen merkwürdig, angespannt und kompliziert.

Seine Freude war groß, als er sich wieder meldete und kurz darauf in seiner Armeehose und Kapuzenpullover mit Mütze und Kapuze auf vor der Tür stand. Malte wollte sich diesmal von ihm fesseln lassen, auch wenn es nicht ohne Ri-

siko war. Es bedurfte einiger Erfahrung, jemanden richtig zu fesseln, sodass die Fesselung richtig sitzt und sich nicht lockern lässt, aber gleichzeitig nicht unangenehm oder gar schmerzhaft war. Aber Jan machte es recht gut und zeigte sich dabei als überraschend gefühlvoll – und zu Maltes Erstaunen auch kreativ. Mit Hilfe des Staubsaugerrohrs brachte er Malte in eine Sitzfesselung, in der er fast keinen Bewegungsspielraum mehr hatte. Nach zwei Stunden kam selbst Malte ins Schwitzen; das hatte er schon lange nicht mehr so erlebt. Malte war überwältigt, er hatte sich offenbar ein bisschen in ihn verliebt. Was er ihm gegenüber verspürte, war durchaus mit den Gefühlen vergleichbar, die er Thorge gegenüber verspürt hatte. Diese Gefühle verunsicherten ihn sehr, zumal er Jan noch gar nicht richtig kannte. Er wusste gerade mal, dass er in einer Wohngemeinschaft wohnte und vorher wohl in einem Bauwagen auf einem Bauwagenplatz gelebt hatte. Ob er arbeitete, studierte oder womöglich gar nichts tat, wusste Malte nicht. Er liebte das, was er in Jan sah, ohne wissen zu können, ob Jan dem auch wirklich entsprach. Verunsichert war er auch in Hinblick auf Grace und die Kinder. Er hatte inzwischen seine Vaterrolle voll und ganz angenommen, da passte es eigentlich nicht so richtig, sich in jemand anderes zu verlieben. Aber Grace hatte ja auch früher kein Problem mit seinem Verhältnis zu Thorge. Solange Malte für sie und die Kinder verlässlich war, hatte sie weder mit seinem Fessel-Hobby noch mit seinem Interesse an Männerkörpern Probleme. Sie hatten ohnehin schon lange keinen Sex mehr zusammen; seit der Geburt der Zwillinge hatte sie kein Interesse mehr daran und war zufrieden, wenn sie ab und zu miteinander kuschelten.

Wenige Tage nach dem Treffen mit Jan schrieb ihm der andere Jan einen Antwortbrief. „Das ist zwar die erste Kontaktanzeige, auf die ich geantwortet habe, aber ich lese die Anzeigen immer wieder, wenn ich das Magazin lese. Von vielen Anzeigen ist deine die erste, die mich angeregt hat, darüber nachzudenken, was das wohl für einer ist, der sie aufgegeben hat. Mit Fesseln habe ich überhaupt keine Erfahrung, aber trotzdem spricht mich deine Anzeige an. Wir können es ja probieren, ich meine das Fesseln. Es wäre schön, wenn du mir eine Chance gibst und wir uns kennenlernen können“, schrieb er. In einem ersten Impuls war Malte eher abgeneigt, weil er mit Fesselungen offenbar keine Erfahrungen hat, noch weniger also als der andere Jan. Beim Betrachten des Fotos wurde er dennoch neugierig auf diesen Jan und schlug ihm eine Verabredung vor. Malte war ziemlich erstaunt, als er schließlich vor seiner Tür stand. Genau

wie der andere Jan hatte eine Armeehose und einen Kapuzenpullover an, obendrein auch noch Armbänder, die denen des anderen Jan nicht unähnlich waren. Er hatte sogar eine schwarze Mütze auf, allerdings ohne die Kapuze darüber. Als er die Mütze abnahm, kamen kurze dunkle Haare zum Vorschein, wie bei dem anderen Jan. Nur sein Gesicht war anders und ganz anders als der andere Jan war er überhaupt nicht verschlossen sondern offen und auf Anhieb sympathisch, jemand, mit dem man gerne zusammen war. So verbrachten sie einen ganzen Nachmittag miteinander, ohne dass es zum Fesseln kam. Jan erklärte, dass er mit der Vorstellung, gefesselt zu werden, keine angenehmen Gefühle verbinden konnte. Aber er konnte sich vorstellen, Malte zu fesseln; das, was ihm Malte über Fesseln als Kunst am Körper erzählte, fand er jedenfalls interessant. Bevor er ging, sagte er, „Ich habe mir gleich gedacht, ‚Das ist bestimmt ein spannender Typ.‘ und ich finde dich wirklich spannend. Ich denke, wir sollten uns wieder treffen. Du kannst mich dann ja in die Kunst des Fesseln einführen.“

Malte befand sich jetzt in einem echten Dilemma; gleich zwei Schwule, in die er sich verlieben könnte und beide heißen Jan. Das könnte der Plot für eine Schwulen-Komödie sein, dachte er. Auch wenn ihn der zweite Jan unbestreitbar beeindruckte, hatte er häufiger den ersten Jan vor Augen, in Handschellen und angekettet oder in seiner Armeehose und mit Mütze und Kapuze. Wenn er an ihn dachte, fühlte er sich genau so, wie er sich fühlte, als er Thorge kennengelernt hatte. Es war ihm schon richtig unheimlich, was dieser Jan in ihm auslöste. Der Gedanke, mit ihm genauso wie mit Thorge eine Freundschaft mit einem gewissen Extra zu haben, versetzte ihn regelrecht in Hochstimmung. Bei der Vorstellung, ihm die Armeehose auszuziehen, lief ihm ein Schauer durch den ganzen Körper. Er dachte lange über diese Situation nach, bis er sich entschied, den ersten Jan anzurufen und sich mit ihm zu verabreden. Jan stand wie immer mit Armeehose, Mütze und Kapuze vor der Tür; Malte fragte sich, ob er wohl im Sommer auch Mütze und Kapuze aufhatte. Er zog ihn aus und, weil es ihm offenbar gut gefallen hatte, stellte ihn mit den Händen auf den Rücken gefesselt an die Wand. Zusätzlich legte er ihm noch Daumenschellen an, so dass seine Hände keinen Bewegungsspielraum mehr hatten. So ließ er ihn mit dem Gesicht zur Wand stehen und beobachtete ihn und spürte ihm nach, spürte den Spannungen in seinen Muskeln nach. Er spürte genau, wie Jan versuchte, gegen seine Hand- und Daumenschellen anzukämpfen.

Nach einer ganzen Weile ging er zu ihm und berührte ihn an den Schultern. Dabei spürte er das Beben, das seinen Körper durchdrang, spürte es zusammen mit seinem eigenen Beben, bis es sich schließlich zu einem einzigen Beben und einem einzigen Körper vereinigte. Er ließ sich in dieses Beben fallen und so war es lediglich ein sprachlicher Ausdruck dessen, was er und Jan gerade gemeinsam erlebten, als er sagte, dass er ihn liebte. Er spürte, wie Jan erstarrte, eigentlich unmerklich, aber so intensiv, wie Malte ihn spürte, konnte er es nicht verbergen. Malte schloss Jan los und sagte, dass er sich überlegen sollte, wie er zu Maltes Gefühlen stand. Ein paar Tage später kam Jan wieder und erklärte, dass er in einer Beziehung lebte und sich daher nicht vorstellen konnte, sich auf Maltes Gefühle einzulassen. In dem Moment wurde Malte klar, dass es Jan nur darum ging, gefesselt zu werden, und er darüber hinaus kein Interesse an ihm hatte. Es so deutlich vor Augen zu haben, hatte Malte ziemlich gekränkt. Damit war dieser emotionale Ausflug beendet, bevor er richtig angefangen hatte, schade.

Am Wochenende darauf rief ihn der andere Jan an und erzählte, dass er sich ein Buch über Bondage in der Bibliothek ausgeliehen und angefangen hatte, zu üben. „Die Basisknoten kann ich schon ganz gut“, erzählte er, „auch so, dass man sie nicht einfach aufziehen kann.“ Malte lud ihn wieder zu sich ein und verbrachte auch diesmal einen richtig schönen Nachmittag mit Jan. Sie verstanden sich richtig gut, massierten sich gegenseitig und zogen sich gegenseitig obenherum aus. Als Malte sagte, dass ihm die Armeehose gefiel, erklärte Jan, dass er auch welche mit Tarnmuster hatte. „Diese Hosen sind die besten, unglaublich bequem, lange haltbar und praktisch mit den vielen Taschen und den Knöpfen, die man einfach wieder annähen kann“, sagte er, „Reparier mal nen kaputten Reißverschluss.“ „Ich habe auch nur Hosen mit Knöpfen“, merkte Malte an, „Aber jetzt zeig mir doch mal, was du so gelernt hast. Hier in der Tasche habe ich Seile in unterschiedlicher Länge.“ Jan zog eines heraus und fragte, „Vorne oder hinten?“ „Lieber hinten“, antwortete Malte. „Ich probier mal eine Handschellen-Fesselung“, erklärte Jan und wickelte eines der Seile um Maltes Handgelenke, „Optimalerweise drei bis vier Mal um die Handgelenke, die zueinander einen Abstand von zwei Fingern breit haben, und dann zwei Mal zwischen ihnen durch.“ Er brauchte mehrere Anläufe, bis er es einigermaßen hinbekam. Wenn er wirklich so viel geübt hatte, wie er behauptete, war er ziemlich untalentiert. Wenigstens war die Fesselung so fest, dass sich Malte nicht ein-

fach herauswinden konnte. „Zufrieden?“, fragte Jan und sah ihn an. Malte stellte sich vor, wie ihm Jan die Hose und Unterhose auszog und ihn am ganzen Körper berührte, vor allem auch an den Genitalien. Er war sich nicht sicher, aber solche Phantasien hatte er noch nicht einmal mit Thorge; wenn, dann nur sehr selten. „Mir gefällt es jedenfalls“, sagte Jan, „Wenn ich ehrlich bin, macht mich die Vorstellung, dich jetzt anzufassen, ziemlich an.“ Dann öffnete er den obersten Knopf von Maltes Hose. „Darf ich noch einen?“, fragte er und Malte nickte. Ihm gefiel das Spiel richtig gut, das Jan mit ihm spielte. „Das gefällt dir wohl“, sagte Jan, „Auf jeden Fall drückt es da ganz schön. Ich glaube, ich nehme mal den Druck heraus.“ Er öffnete die Hose ganz und zog sie ihm aus, und gleich danach die Unterhose, sodass Malte nackt und mit den Händen auf dem Rücken vor ihm stand.

Jan berührte ihn sehr vorsichtig, streichelte ihn an den Hüften und den Lenden, massierte seine Brustwarzen, was allerdings ziemlich kitzelte. Schließlich berührte er auch sein steifes Glied. Jan beschäftigte sich lange und ausgiebig mit Maltes Körper und versetzte Malte in einen regelrechten Rausch. Dabei berührte er ihn lediglich sanft an unterschiedlichen Stellen, aber das genügte schon. Malte hatte noch nie etwas mit einer derartigen Intensität erlebt. So wie er ein Erfahrener, ein „Profi“, im Fesseln war, war Jan einer im Sex. Am Ende zog er Malte Unterhose und Hose wieder an und band ihm umständlich die Hände los. Sie setzten sich auf das Bett und sahen sich an. Malte war immer noch wie betäubt von diesem intensiven Erlebnis, und von den Gefühlen überwältigt, die ihm Jan vermittelt hatte. „Das war jetzt richtig intensiv“, sagte Jan nach einer Weile, „Ich würde mal sagen, zwischen uns funkt es doch ganz schön. Bist du eigentlich solo?“ Malte wurde von dieser Frage richtig überrumpelt; was sollte er jetzt sagen. „Eigentlich nicht“, antwortete er nach einigem Zögern, „Also, was Männer angeht schon, aber ich wohne mit meiner Freundin und meinen zwei Kindern zusammen am Stadtrand; das hier ist meine Stadtwohnung. Es ist allerdings eine Beziehung ohne Sex und mit viel Freiheiten.“ Jan grinste, „Naja, das passt doch. Bei mir gibt es auch eine Beziehung mit viel Freiheiten, allerdings mit Sex, Lasse.“ „Lasse“, wiederholte Malte, „Meine Freundin heißt Grace.“ „Dann wissen wir ja, wo wir miteinander dran sind“, erklärte Jan, „Kommst du nächstes Mal zu mir? Ich habe auch ein paar Seile.“

Jan war definitiv der erste Mann, bei dem er ein Bedürfnis nach Sex verspürte, richtigen Sex mit Geschlechtsverkehr. Immer wieder träumte er davon, wie ihm

Jan die Hose auszog und das Glied massierte, und nicht selten bekam er dabei einen Samenerguss. Dass er sich in so kurzer Zeit gleich in zwei Männer verliebt hatte, die beide obendrein den gleichen Namen hatten und den gleichen Kleidungsstil pflegten, irritierte ihn ziemlich. So konnte er sich gar nicht. Offensichtlich war er in den letzten Monaten so von seinem Leben als Familienvater eingenommen, dass er diese Sehnsucht nach körperlichen Kontakten mit einem Mann gar nicht wahrgenommen hatte. Zum Glück war es mit dem ersten Jan schnell geklärt, zumal sich herausgestellt hatte, dass der zweite Jan unerwartet gut zu Malte passte; bis auf das Fesseln, das schien nicht seine Sache zu sein. Immerhin lebten sie auch in einer ähnlich offenen Beziehung, sodass sie sich aufeinander einlassen konnten, wenn sie wollten, auch auf Sex. Zwei Wochen später rief Jan wieder an und lud Malte ein, zu sich zu kommen. Er lebte alleine in einer Wohnung, die ungefähr so groß war wie Maltes. Sie unterhielten sich wieder eine ganze Weile und Jan kochte einen Tee. In der Wohnung war es recht kühl, es war eine Altbauwohnung mit einfachen Fenstern einem fingerdicken Spalt unter der Wohnungstür. Daher hatte Malte seine Jacke nicht ausgezogen und auch Jan hatte einen dicken Wollpullover unter seinem Kapuzenpullover an. „Lass uns unter die Bettdecke kriechen; in den dicken Klammotten können wir uns ja nicht einmal massieren.“

Kaum unter der Bettdecke, war Malte wieder bis auf das Äußerste erregt. Jan legte gleich seinen Arm um ihn und drückte ihn an sich; ihn nackt zu spüren, versetzte Malte wieder in einen Rausch. Es war wie beim ersten Mal eine Intensität, die Malte bei niemandem sonst gespürt hatte. Jan ging wieder sehr umsichtig und sensibel mit ihm um und bekam es hin, dass sich ständig wie zufällig ihre Eichel berührten, was Malte richtiggehend elektrisierte; Jan scheinbar auch, jedenfalls stöhnte er die ganze Zeit leise. Sie ließen sich wieder viel Zeit, genossen ihre Körper ausgiebig und lagen schließlich so nebeneinander, dass sich ihre Eichel berührten und begannen, im Gleichtakt zu zucken. Malte hatte die Augen geschlossen und stellte sich Jan vor, wie er fest an Händen und Füßen gefesselt auf dem Bett lag, anfang zu zucken und schließlich einen Orgasmus bekam, so wie der andere Jan. „Woran denkst du gerade?“, fragte Jan und riss damit Malte jäh aus seinen Gedanken. „Dass du mich aus meinen Gedanken gerissen hast“, antwortete Malte und lachte, „Willst du wissen, was das für Gedanken waren?“ „Auf jeden Fall“, sagte Jan. „Ich habe mit vorgestellt, wie ich dich fessel“, sagte Malte, „Hände und Füße zusammen, auf dem

Rücken und richtig eng, dass dein ganzer Körper angespannt ist. Dann treten deine Muskeln deutlich hervor und ich kann deine Anspannung spüren. Nach einer Weile fängst du an zu schwitzen und deine Haut glänzt. Ab und zu bewegst du deine Hände ein bisschen, um festzustellen, dass du die Fesseln kein Stück lockern kannst.“ In diesem Moment berührten sich ihre Eicheln wieder und Malte bekam zu seiner eigenen Überraschung einen Orgasmus. „Das macht dich wohl richtig an“, sagte Jan und grinste, „aber ich würde sterben, wenn man mich so fesseln würde; das würde ich keine fünf Minuten aushalten.“

Die Begegnungen mit Jan warfen Malte ziemlich aus der Bahn. Es fiel ihm schwer, an etwas anderes zu denken als an ihn. Vor allen Dingen aber auch an die Herausforderung, die Gefühle, die er in ihm freisetzte, mit seiner Familie in Einklang zu bringen. Selbst Grace fiel auf, dass er „neben sich stand“, wie sie es nannte, womit sie ihn in Erklärungsnot brachte. Nach einiger Zeit kam dazu eine gewisse Unruhe, weil sich Jan nicht bei ihm meldete. Er konnte ihn nicht anrufen, weil Jan kein Telefon hatte. Erst nach drei Wochen rang er sich dazu durch, einfach zu ihm zu gehen. Jan war tatsächlich zu Hause und offensichtlich überrascht, Malte zu sehen. „Es geht mir gerade nicht gut“, erklärte er, „und ich kann mich gerade nicht so richtig auf andere einlassen.“ Erst als Malte darauf bestand, zu erfahren, warum es Jan schlecht ging, erzählte er ihm, dass es wegen Lasse war. Malte erfuhr, dass sie vor einigen Jahren zusammen von Freiburg nach Hamburg gezogen waren und Jan Lasse liebte. Aber Lasse wollte sich nicht auf eine Beziehung einlassen, wie sie Jan sich wünschte. Stattdessen pflegte er intime Verhältnisse zu einer ganzen Reihe von Schwulen, von denen Jan nur einer war. Jetzt hatte er wohl Jan versetzt, weil er mit jemand anderem Sex hatte, wie Jan im Nachhinein erfahren hatte. Jan wirkte sehr verstört. „Das geht schon seit Jahren so“, erklärte er, „Ich weiß keinen Ausweg aus dieser Situation.“ „Vielleicht ist er nicht der Richtige für dich“, wand Malte ein, „Wenn die Vorstellungen so unterschiedlich sind, muss man vielleicht akzeptieren, dass es nicht zusammengeht.“

„Wenn ich die Augen schließe, sehe ich ihn vor mir“, sagte Jan und seufzte, „Wie er vor mir steht in seinem schwarzen Trägerhemd und seiner schwarzen Lederhose.“ Malte fühlte sich richtiggehend verletzt. Warum erzählte er ihm so etwas? Zählte das, was sie zusammen erlebt hatten, plötzlich gar nichts mehr? Er hatte sich wirklich gefreut, Jan zu sehen, aber jetzt wurde das alles von diesem Lasse überschattet. „Ich denke, ich gehe jetzt besser“, sagte er und Jan

antwortete, „Ja, ich kann mich gerade nicht auf dich einlassen. Ich melde mich, wenn es wieder geht, ok?“ Er meldete sich eine Woche später und entschuldigte sich für ihre letzte Begegnung. „Das war nicht ok. Ich meine, du bist so gut zu mir und ich mag dich wirklich gerne, da darf ich nicht so mit dir umgehen“, erklärte er, „Aber es ist auch ein Fakt, dass ich Lasse liebe. Auch wenn es nicht so funktioniert mit ihm, ich kann ihn einfach nicht loslassen.“ Malte war erleichtert, wieder mit einem Jan zu sprechen, der sich auf ihn einlassen konnte. Es kam auch nicht wieder vor, dass Jan ihm gegenüber so über seine Gefühle Lasse gegenüber sprach, im Gegenteil, Malte hatte den Eindruck, dass er ihm gegenüber seitdem offener geworden war. Nach nur wenigen Monaten stellte sich zwischen ihnen eine Freundschaft ein, die Malte ähnlich intensiv erlebte wie die mit Thorge, anders aber nicht weniger eng.

Als er Thorges Stimme am Telefon hörte, war Malte so überrascht, dass er zunächst kein Wort über die Lippen brachte. Von ihm hatte er schon seit einigen Jahren nichts mehr mitbekommen. Thorge kündigte seinen Besuch in Hamburg an und wollte dabei auch Malte treffen. Er hatte vor, Adrian zu besuchen, der inzwischen nach Deutschland zurück gekommen war und in einem Hamburger Vorort lebte. Ihn nach so einer langen Zeit wieder zu sehen, versetzte Malte ein wenig in Hochstimmung; immerhin war es inzwischen achteinhalb Jahre her, als er mit Adrian nach Norwegen zog. Achteinhalb Jahre, das war eine lange Zeit. Ein Jahr später hatte er schon Jan kennengelernt, mit dem er seit siebeninhalb Jahren eine Freundschaft pflegte. Das sind die beiden Menschen, die sein Leben prägten, zuerst Thorge und dann Jan; und Grace natürlich, die mit den Zwillingen dem Ganzen einen Rahmen gab; sie bildeten sozusagen die Bühne, auf der sich sein Leben abspielte. Malte gefiel das Bild, so sah er sein Leben noch nicht lange.

Sie trafen sich in Maltes Stadtwohnung, die früher einmal Thorges Wohnung gewesen war. In dieser Umgebung waren die Erinnerungen an früher sofort präsent, sodass schnell das Gefühl aufkam, als hätte es die Jahre der Trennung gar nicht gegeben. „Wenn ich hier sitze, kommt es mir vor, als wäre ich gar nicht weg gewesen“, bemerkte auch Thorge. Er erzählte von seinem Leben in Trondheim und vor allen Dingen auch von seiner Beziehung mit Leif, mit dem er sehr glücklich war. „Leif sammelt als Hobby Handschellen“, erzählte er, „so wie sein Vater, von dem er schon eine ansehnliche Sammlung geerbt hat. Du glaubst gar nicht, wie viele Handschellen er hat, aus allen Zeiten und aus der

ganzen Welt; und ich habe jede einzelne angehabt. Manchmal glaube ich, er mag mich am liebsten gefesselt.“ Dabei lachte er. Offenbar passten die beiden sehr gut zusammen. Schließlich forderte er Malte auf, zu erzählen, wie es ihm so ergangen war. Malte erzählte zuerst von Grace und den Zwillingen, die immer noch niemand voneinander unterscheiden konnte. „Das ist mehr als nur eine Familie“, erklärte er, „Das ist sozusagen die Bühne, auf der mein Leben stattfindet.“ Er erzählte auch dass er seit einigen Jahren eine neue Fesselbekanntschaft hatte, Jan. „Mit oder ohne Sex?“, fragte Thorge und Malte antwortete, „Ohne. Ich weiß inzwischen, dass der klassische Sex definitiv nicht meine Sache ist, weder mit Männern noch mit Frauen. Allerdings gibt es mit Jan immer wieder Momente, die erotisch sehr aufgeladen sind; das genieße ich auch sehr, aber es ist eben kein Sex im herkömmlichen Sinne. Zum Glück habe ich mit Jan und Grace die richtigen Partner. Grace hat ja schon lange kein Interesse mehr an Sex und Jan ist in einen anderen Typen verliebt.“

Thorge wurde nachdenklich und sagte schließlich, „Ich habe ja oft über uns nachgedacht. Ich meine, wir kennen uns ja nicht nur schon sehr lange, wir passen ja auch gut zueinander. Wir mögen es, gefesselt zu sein, und brauchen beide auch gute und stabile Beziehungen. Nur beim Sex gibt es Unterschiede, das passt bei uns nicht so zusammen. Wir haben beide unsere Weg gefunden und können uns jetzt wie alte Freunde treffen. Auch wenn wir uns nicht sehen, ist es für mich wichtig, dass es dich gibt; irgendwie sind wir trotzdem miteinander verbunden, findest du nicht auch?“ Malte musste nicht lange darüber nachdenken; er hatte völlig recht, sie waren miteinander verbunden, obwohl sie so weit weg voneinander lebten und jeweils so etwas wie ihre eigene Familie hatten. Obwohl sie sich so selten sahen und wohl auch oft nicht aneinander dachten, waren sie sich immer irgendwie nahe. Er war dankbar für dieses Treffen, das ihm gezeigt hatte, dass er, nicht alleine auf dieser Welt war, egal, was auch immer passierte.

Patrik und Henrik

„Sucht euch einfach irgendetwas aus, ein Fahrrad oder eine Vase mit Blumen, und zeichnet es ab. Es muss nicht perfekt sein, aber achtet darauf, dass die Proportionen stimmen“, erklärte der Kunstlehrer die Hausaufgabe. „Müssen es Wasserfarben sein oder dürfen wir auch Buntstifte nehmen?“, fragte einer der Schüler. Der Lehrer sagte, dass sie nehmen konnten, was sie wollten. Das war ungewöhnlich, denn sowohl im letzten Jahr als auch in diesem hatten sie immer nur mit Wasserfarben oder Wachsmalstiften gemalt. Das fand Henry ziemlich blöde, weil er konnte mit keinem von beidem richtig malen. Allerdings konnte er gut mit einem Bleistift zeichnen; er hatte schon viele Zeichnungen mit dem Bleistift angefertigt, aber noch niemandem gezeigt, erst recht nicht dem Kunstlehrer. Doch dieses Mal war für die Hausaufgabe offenbar alles zugelassen; sonst war es immer vorgeschrieben, womit man malen durfte, mit Wasserfarben eben oder mit Wachs. Henry entschied sich, die Schule zu zeichnen, und zwar in den Zeichenblock, den er zu seinem Geburtstag bekommen hatte. Der war doppelt so groß wie das Zeichenpapier, auf das er sonst immer gezeichnet hatte, DIN A3. Das war das einzig gute an seinem Geburtstag, den er wie immer mit seinen Eltern gefeiert hatte. Die Geburtstage waren die Tage, an denen ihm jedes Mal deutlich wurde, dass er keine Freunde hatte. Nicht dass er welche brauchte oder haben wollte, er konnte sich gut alleine beschäftigen, aber es war irgendwie komisch, denn alle anderen hatten Freunde, die sie zu ihren Geburtstagsfeiern einluden. Und jetzt, vor zwei Wochen, war es sein zwölfter, wie immer zu Beginn des Frühjahrs. Das Einzige, was sich änderte, war die Jahreszahl, diesmal 1977, das nächste Mal 1978, dann 1979 und so weiter; alles genau vorhersehbar – bis auf solche Kleinigkeiten wie das unerwartete Geburtstagsgeschenk, der Zeichenblock. Er war so groß, dass er nicht in die Schultasche passte und Henry ihn extra tragen musste, eingehüllt in zwei große Plastiktüten. Die Zeichnung hatte er in knapp zwei Stunden angefertigt. Das war auch gut so, denn er hatte ja in den anderen Fächer auch Hausaufgaben auf. Mit dem Bild war er zufrieden, die Schule war deutlich zu erkennen, die Bäume und Büsche vor dem Eingang waren alle am richtigen Platz und er hatte auch Schüler gezeichnet, die gerade aus der Tür kamen.

Dem Lehrer gefiel das Bild allerdings überhaupt nicht. „Das hast du abgepaust“, sagte er, „Das ist gemogelt und eigentlich hättest du dafür eine Sechs

verdient.“ Henry war maßlos enttäuscht. Um den Lehrer zu beweisen, dass er nicht gemogelt hatte, fertigte er eine Zeichnung an während der Lehrer sich die anderen Bilder ansah und sie kommentierte. Henry zeichnete Patrik, der im Haus neben seinem wohnte. Sie spielten schon im Kindergarten zusammen und verstanden sich immer gut. Henry mochte Patrik sehr; er war anders als die anderen Jungs, sehr offen und nicht so aufgesetzt. Irgendwie passten sie gut zueinander; sie trafen sich oft, weil sie ja nebeneinander wohnten und weil sie auch gerne Zeit miteinander verbrachten. „Patrik mit einem k“, dachte Henry, denn so hatte sich ihm Patrik einmal vorgestellt und erläutert, „Patrik schreibt man normalerweise mit ck, aber mein Vater wusste das nicht und hat meinen Namen nur mit einem k angegeben, ohne c.“ Henry hatte sich um Namensschreibweisen noch keine Gedanken gemacht. Sein Name, Henrik, wurde ebenfalls nur mit k geschrieben und Henry hatte nicht den Eindruck, dass es falsch war. „Was machst du da?“, fragte der Kunstlehrer, als er in Henrys Nähe kam und nahm das Zeichenpapier. Er konnte sein Erstaunen nicht verbergen, „Das ist doch der Patrik aus der fünften. Das gibt es nicht, das ist ja wie ein Foto, da stimmt alles, die Perspektive, das Licht, die Schatten.“ Er legte Patrik das Papier wieder auf den Tisch und sagte, „Das ist schon richtig unheimlich.“ Henrys Klassenkameraden sahen sich neugierig seine Zeichnung an und machten anerkennende Bemerkungen. „Da muss ich mich wohl bei dir entschuldigen, offenbar hast du deine Zeichnung doch nicht abgepaust. Dass ich einmal so einen Schüler in meiner Klasse habe.“

Als Henry die Zeichnung am Nachmittag zu Hause betrachtete, war er ein wenig stolz auf sich; sie war wirklich gelungen. Er hatte Patriks Gesichtszüge genau getroffen und vor allen Dingen auch die Kapuze seines Pullovers sehr realistisch gezeichnet, obwohl das nicht einfach war. Er wusste nicht, warum er ausgerechnet Patrik gezeichnet hatte. Sie hatten eigentlich keinen Kontakt zueinander, weil Patrik gut zwei Jahre jünger war als er. Aber er wohnte in seiner Nachbarschaft, sodass er ihn oft sah und daher gut aus dem Kopf zeichnen konnte. Ausschlaggebend war aber wohl, dass er ihn kurz vor der Kunstunterrichtsstunde in der Schule gesehen hatte. Patrik erkannte er immer sofort, weil er immer einen Kapuzenpullover trug und Henry ein wenig fasziniert war von diesen Pullovern. Selbst hatte er allerdings keinen, aber die Jungs, die einen trugen, sahen gut damit aus. Patrik war an der Schule wohl der Einzige, der immer so einen Kapuzenpullover anhatte; sonst wurden solche Pullovers eher

zum Sport getragen als im Alltag. Patriks Porträt war das erste Porträt, das Henry gezeichnet hatte. Bis dahin hatte er immer nur Gegenstände gezeichnet, meistens Häuser zusammen mit Autos, Fahrrädern, Bäumen und anderen Dingen, auf denen Menschen immer nur recht klein und nicht sehr deutlich zu sehen waren. Das Porträt gefiel ihm allerdings so gut, dass er sich vornahm, öfter andere Menschen zu zeichnen.

Seine Klassenkameraden waren dafür die besten Vorlagen. Anfangs zeichnete er sie wie Patrik im Kapuzenpullover, obwohl keiner von ihnen einen trug, mit der Zeit aber auch in Turnhose und Trikot, was ihm ziemlich gut gefiel. Das Zeichnen löste in ihm erregende Gefühle aus, wie er sie noch nicht gekannt hatte. Das hielt oft über mehrere Stunden an, vor allen Dingen, wenn er die Zeichnungen betrachtete, nachdem er sie fertiggestellt hatte. Nach einigen Monaten hatte er bereits eine ganze Mappe voll mit Zeichnungen von allen seiner Klassenkameraden. Die meisten hatte er gleich mehrmals gezeichnet, in unterschiedlicher Kleidung, im Kapuzenpullover, im Sporttrikot mit kurzer Turnhose, in Unterhemd und Jeans oder manchmal auch im Hemd. Er konnte Stunden damit verbringen, diese Zeichnungen genau zu betrachten, und hatte dabei immer auch eine Erektion. Diese Stunden waren wie Träume, Träume von einer Welt intensivster Gefühle, in der Henry mit seinen Nerven in die abgebildeten Jungs eindringen und sich in ihnen zu spüren konnte. Und das in einer Intensität, die ihn manchmal fast besinnungslos machte. Und immer konzentrierten sich diese Gefühle in seinem Glied, das dann nicht nur steif war, sondern sich so anfühlte, als würde es gleich zerplatzen.

Er hatte sich schon seit Monaten immer wieder diesen Erregungen hingegen, bis er einmal das Gefühl hatte, sein Glied platzte tatsächlich. Es war, als er zum ersten Mal einen seiner Klassenkameraden mit freiem Oberkörper und mit einer hautengen Jeans bekleidet gezeichnet hatte. Die Brustwarzen und den Bauchnabel aus dem Kopf realistisch zu zeichnen, war eine echte Herausforderung und Henry benötigte zum ersten Mal mehrere Anläufe, bis es ihm gelang; sonst zeichnete er immer in einem durch und brauchte nur einen Anlauf. Aber es hatte sich gelohnt; mit freiem Oberkörper gefiel ihm der Junge aus seiner Klasse richtig gut. So gut, dass er dabei einen Orgasmus bekam, den ersten überhaupt. Der war so extrem intensiv, dass er es besser fand, einfach nur erregt zu sein, die Spannung im gesamten Körper und vor allen Dingen im erigierten Penis zu spüren, der in der Hose drückte.

Die Zeichnungen mit freiem Oberkörper waren nicht nur die besten, die er bislang angefertigt hatte, er lernte dabei auch etwas kennen, was ihm regelrecht magisch vorkam: Während er die Jungenkörper zeichnete, konnte er die Körperteile, die er gerade zeichnete, deutlich spüren, als wenn er sie durch das Zeichnen berühren würde, nicht nur das, es war zugleich auch, als ob er dabei selbst berührt würde, auf eine Weise, die ihn zutiefst erregte. Das Zeichnen, die gezeichneten und sein eigener Körper verschmolzen mit seinen Erregungszustände zu einem Ganzen. Alle ein bis zwei Wochen bekam er dabei auch einen Samenerguss, ohne dass er sein Glied berührte; es geschah einfach und ging dann auch in die Hose. Es war wie eine Explosion, die sämtliche Gefühle, die er je hatte, in die Welt hinaus schleuderte; ein immer wieder einmaliges Erlebnis. Leider war nach so einem Erguss die Erregung vorbei, sodass er nicht mehr weiter zeichnen konnte. Die Körper zeichnete er aus unterschiedlichen Perspektiven, auch mal von unten oder halb von hinten, und in unterschiedlichen Stellungen. Meistens hatten die Gezeichneten nur eine Jeans an, manchmal eine kurze, aber keine Socken und ab und zu obenherum ein Unterhemd. Obwohl er erst seit eineinhalb Jahren zeichnete, hatte er inzwischen eine dicke Mappe mit über fünfzig Bildern; das erste von Patrik. Im Vergleich zu dem waren seine Zeichnungen viel genauer und detaillierter geworden. Für Patriks Zeichnung hatte er nur eine knappe halbe Stunde benötigt, während er jetzt immer mehrere Stunden an einer Zeichnung arbeitete, oft einen ganzen Nachmittag bis in den Abend. Inzwischen konnte man die gezeichneten Klassenkameraden an den Gesichtern nicht nur wiedererkennen, man konnte sie in ihnen auch erkunden und erkennen, was sie gerade fühlten, woran sie dachten, oder auch, was sie vorhatten. Henry hatte gelernt, sich in sie hineinzusetzen, während er sie zeichnete; er fühlte, was sie fühlten, und das konnte man auch in den gezeichneten Gesichtern erkennen. Er konnte es jedenfalls erkennen, aber er war sich sicher, andere würden es auch können, wenn sie die Zeichnungen zu sehen bekämen.

Zur Jahreswende wurde es ungewöhnlich winterlich. Nicht nur, dass es kalt wurde, es stürmte auch und es gab vor allen Dingen viel Schnee. So viel Schnee hatte es noch nie gegeben, das sagte selbst Henrys Großvater, der es wissen musste. Durch den vielen Schnee waren viele Leute in ihren Höfen eingeschlossen und auch in den Dörfern war es den älteren kaum mehr möglich, einkaufen zu gehen. Für Henry war klar, dass er half, so gut er konnte; zuerst

beim Freiräumen der Wege, dann aber erledigte er hauptsächlich Einkäufe für die älteren Menschen im Dorf. Das tat er auch weiterhin, als die Wege wieder frei waren, denn es war für viele trotzdem beschwerlich, in der Kälte unterwegs zu sein und dabei noch Einkaufstaschen zu tragen. Obwohl er dadurch weniger zum Zeichnen kam, machte ihm diese Tätigkeit Spaß. Es war ja sicher auch nicht gut, so viel Zeit damit zu verbringen, sich mit dem eigenen Körper und seinen Erregungszuständen zu beschäftigen; damit hatte er in den letzten Monaten sicher übertrieben. Da war es doch besser, öfter mit anderen Menschen zusammen zu sein, und diese Einkaufshilfen waren eine gute Möglichkeit dazu. Er fand die älteren Leute interessanter als seine Mitschüler, wegen der Geschichten, die sie zu erzählen hatten; obendrein fiel es ihm schwer, Kontakt zu seinen Schulkameraden zu finden.

Es war schon März, als Henrys Mutter am Fenster stand und ihn zu sich rief, „Komm schnell.“ Henry hatte Patriks Vater schon schreien gehört, konnte aber nicht verstehen, was er rief. Mit seiner Mutter beobachtete er, wie Patrik mit seiner Mutter und seinem kleinen Bruder Lennart vor dem Haus standen, alle mit einer Sporttasche in der Hand. Patriks Vater schrie, „Verschwindet! Ich will euch nicht mehr sehen.“ Patriks Mutter flehte ihn an, doch er rief nur, „Verschwindet! Ich will euch nicht mehr sehen, verschwindet!“ Schließlich ging sie mit den beiden Kindern. „Der ist jetzt wohl völlig verrückt geworden“, kommentierte Henrys Mutter das Geschehen, „Die arme Frau ist mit so einem Mann wirklich bestraft.“ „Müssen die jetzt auf der Straße wohnen?“, fragte Henry. Er stellte es sich schrecklich vor, aus dem Zuhause herausgeworfen zu werden und nur eine Sporttasche voll Sachen mitnehmen zu dürfen. Vor allen Dingen bei so einem Wetter; es lag ja überall noch Schnee. „Das wohl nicht“, antwortete seine Mutter, „Die kommen sicher in so eine Sozialwohnung, eine, in die freiwillig niemand einziehen würde, davon gibt es ja ein paar im Dorf.“ Henry ging diese Szene den ganzen Tag nicht mehr aus dem Kopf. Der arme Patrik, wie musste er sich in dieser Situation gefühlt haben, was hatte er womöglich sonst schon alles mit seinem Vater erlebt? Henry wusste bis zu diesem Ereignis nicht, dass er in so schwierigen Familienverhältnissen lebte. Der Vorfall machte in den folgenden Tagen im Dorf die Runde. Patriks Vater hatte seine Frau und die beiden Söhne einfach aus der Wohnung geschmissen; Patriks ältere Schwester blieb bei ihrem Vater. Er kam mit seiner Mutter und seinem Bruder in eine Notunterkunft, eine Wohnung in einem heruntergekommenen Haus am

Dorfrand. Ein paar Tage lang dachte Henry immer wieder an dieses Ereignis und fragte sich, wie es Patrik wohl damit erging. Aber dann kam es ihm schnell wieder aus dem Sinn. Der Winter dauerte dieses Jahr ungewöhnlich lange; sogar Mitte Mai lag noch etwas Schnee.

Henrys Anläufe, Jungs ganz nackt zu zeichnen, schlugen alle fehl. Schon seit Wochen versuchte er, einen nackt zu zeichnen, und fertigte vorher Skizzen an, was er sonst nie tat. Es fing immer gut an, aber irgendwann kippte es und Henry kam das Bild völlig lächerlich vor. Seine Erregung verschwand und war danach auch nicht mehr herzustellen. Es scheiterte nicht nur an den Geschlechtsteilen, überhaupt kam es ihm vor, als könnte er sich nackte Jungs in sexuell aufreizenden Posen nicht so richtig vorstellen. Als er gegen Ende des Jahres nach einem wiederholten gescheiterten Versuch abends im Bett lag, kam ihm die Idee, sich einen Porno mit nackten Männern zu kaufen. Da konnte er sicher die Vorlagen für nackte Männerkörper finden, die er für seine Zeichnungen benötigte. Er dachte eine Weile darüber nach und die Idee nahm schnell konkrete Formen an. In der nahegelegenen Stadt gab es in einer Seitenstraße, versteckt im Souterrain, einen Pornoladen; dort gab es bestimmt auch ein Magazin mit nackten Männern. Der Einkauf musste allerdings gut geplant werden, denn er war ja erst vierzehn und der Laden war natürlich nur für Erwachsene erlaubt. Zum Glück war aber Winter und er konnte sein Alter mit Mütze, Schal und Sonnenbrille recht gut verstecken. Er wartete vor dem Laden, bis mehrere Kunden dort einkauften, und ging dann hinein. Bei dem Ständer mit Magazinen wurde er sofort fündig; dort gab es gleich mehrere mit nackten Männern. Er blätterte eines flüchtig durch und nahm es, nachdem er ein paar geeignete Fotos darin gesehen hatte. Auf dem Weg zur Kasse studierte er ein Regal mit Sexspielzeug. Da gab es spannende Sachen, Penisringe, Dildos und Gummiunterwäsche, aber die waren alle sehr teuer. In einem unbeobachteten Moment nahm er eine Packung aus dem Regal, die recht klein war, und steckte sie schnell in seine Hosentasche. Dann ging er zur Kasse und bezahlte das Magazin. Der Kassierer las während dem Kassieren in einem Heft; ihm wäre wohl auch ohne Verkleidung nicht aufgefallen, dass Henry noch nicht erwachsen war. Zu Hause nahm er neugierig die Tüte mit dem Sexspielzeug aus der Hosentasche. Im Laden hatte er nicht darauf geachtet, was er da mitgenommen hatte. Das konnte er allerdings auch jetzt nicht erkennen, bis er die kleine Tüte aufriss. Dann kam etwas zum Vorschein, das wie ein geschnürtes Lederarmband aussah, nur viel

dünnere. Dazu gab es eine kurze Beschreibung, der zu entnehmen war, dass es sich um ein Penisband handelte, mit dem man den Penis einschnürte.

Das Penisband probierte er gleich aus und es dauerte nicht lange bis sein Glied erigiert war und er das Band lockern musste, weil es zu sehr drückte. Aber er behielt es an, auch noch, während er die Hausaufgaben machte, besser gesagt, es versuchte, denn sein Glied war durchgängig erigiert und es fiel ihm schwer, sich auf die Hausaufgaben zu konzentrieren. Stattdessen blätterte er in dem Pornomagazin bis er einen Nackten jungen Mann in einer Pose fand, die ihm gefiel. Dann fing er an, mit Hilfe der Vorlage einen seiner Klassenkameraden nackt zu zeichnen. Der lag seitlich auf dem Boden und hielt seinen großen steifen Penis in der Hand, während er dem Betrachter, also Henry, direkt in die sah. Henry erregte dieser Anblick immens und, ohne dass er selbst Hand anlegen musste, bekam er einen Orgasmus. Der war durch das Penisband so intensiv, dass er für einen Moment die Besinnung verlor und vom Stuhl fiel. Das Sexspielzeug gefiel ihm so gut, dass er eine Woche später wieder in die Stadt fuhr, um den Pornoladen aufzusuchen. Diesmal kaufte er kein Magazin, sondern steckte nur unbeobachtet ein weiteres Spielzeug ein. Er ging in der Folge immer wieder in den Laden und stahl, was er interessant fand, bis ihn einmal der Verkäufer ansprach, nachdem er eine lederne Penishülle eingesteckt hatte. „Du bist doch sicher keine achtzehn“, sagte er und, als Henry antwortete, „Siebzehn“, schob er ihn aus dem Laden heraus und sagte ihm, dass er sich nicht mehr blicken lassen sollte. Dass er eine Penishülle gestohlen hatte, hatte der Verkäufer offenbar nicht bemerkt. Henry ging danach nicht mehr in den Pornoladen; was er inzwischen dort erbeutet hatte, war eigentlich auch genug: zwei Penisringe in verschiedenen Stärken, einen Dildo zum Umschnallen, eine Gummiunterhose mit Penisschaft, eine Penishülle und das Penisband.

Es machte ihm nicht nur Spaß, das neue Spielzeug auszuprobieren, es erregte ihn auch ungemein. Tückisch waren die Penisringe, von denen er einen breiten und einen dünnen, etwas kleineren hatte. Sie waren zwar beide leicht überziehen, aber, sobald er die Hoden und den Penis durchgeschoben hatte, wurde sein Glied steif, sodass sie fest saßen und nicht mehr abgezogen werden konnten. Er musste es kalt duschen, bis es wieder klein genug war, um den Ring abnehmen zu können; ohne Gegenmaßnahme hielt seine Erektion scheinbar unbegrenzt an. Der Penisschaft der Gummihose übte den idealen Druck auf sein Glied aus, das fühlte sich auch nach längerer Zeit immer noch

gut an, ähnlich wie die Penishülle aus Leder. Dadurch, dass sie mit zwei Lederbändern hinter den Hoden befestigt wurde, löste sie wie die Ringe eine dauerhafte Erektion aus. Allerdings konnte er sie jederzeit lösen, ohne kaltes Wasser, und dadurch, dass sein Penis in der Hülle eingepackt war, drückte er nicht so gegen die Hose. Er probierte auch den Dildo aus, fand ihn aber nicht sehr angenehm. Ein paar Mal hatte er die Gummiunterhose auch in der Schule unter seiner Jeans getragen, obwohl er darin ziemlich schwitzte; aber es lenkte ihn zu sehr vom Unterricht ab, sodass er es bei ein paar wenigen Versuchen beließ. Insgesamt nahmen seine erotischen inzwischen ziemlich viel Raum in seinem Leben ein. Er war jeden Tag einige Stunden in einem erregten Zustand, was ihm aber auch gefiel; er empfand diese Zeit überhaupt nicht als verschwendet, zumal er dabei auch viel zeichnete. Vor allen Dingen bekam er nicht öfter als vielleicht ein Mal in zwei Wochen einen richtigen Orgasmus. Das konnte er gut steuern, sodass er stundenlang äußerst erregt sein konnte, aber trotzdem nur dann einen Erguss hatte, wenn er es wollte, was etwa alle zwei Wochen der Fall war. Mit Hilfe des Pornomagazins und einiger Studien gelang es Henry schließlich, seine Klassenkameraden so nackt zu zeichnen, dass er mit den Bildern zufrieden war. Diese Ganzkörperzeichnungen waren allerdings sehr aufwändig, dass er im Verlauf des Schuljahrs gerade vier Zeichnungen anfertigte. Die Jungs in Jeans zu zeichnen, war dann doch deutlich einfacher.

Am Ende des Schuljahr gab es für ihn ein böses Erwachen: Seine Noten reichten nicht für eine Versetzung in die nächste Klasse. Im Nachhinein war er darüber auch nicht erstaunt. Seine Beschäftigungen nicht nur mit den Zeichnungen, sondern vor allem mit dem Sexspielzeug hatten so viel Zeit in Anspruch genommen, dass er kaum mehr etwas für die Schule gearbeitet hatte. Er wurde deswegen extra zu einem Gespräch mit seiner Klassenlehrerin und seiner Mutter eingeladen. Die Lehrerin sagte, dass sie sich diesen Leistungsabfall nicht anders erklären konnte, als dass Henry private Probleme haben musste, über die er nicht sprach. Seine Mutter war ziemlich überrascht von der Ankündigung, dass Henry sitzen bleiben würde. Henry gab zu, dass er sich gehen gelassen hatte und versprach, sich wieder mehr auf die Schule zu konzentrieren. Er hatte es mit seinen Sexspielen eindeutig übertrieben. Ihm wurde auch klar, dass er offenbar eine Neigung zu sexuellen Obsessionen hatte; das Spiel mit seinen erregenden Gefühlen, ließ ihn kaum wieder los, wenn er einmal damit angefangen hatte. So vergingen einige Nachmittage im vergangenen Schuljahr, genau

genommen sehr viele, in denen er sich im Wesentlichen mit seinem Penis beschäftigt hatte. Da musste sich wieder ändern; er nahm sich vor, in Zukunft nur noch maximal einmal die Woche mit erotischen Zeichnungen oder seinem Sexspielzeug zu beschäftigen. Er nahm sich vor, sich strikt daran zu halten, auch um sich zu beweisen, dass er nicht die Kontrolle darüber verloren hatte.

Nach den Sommerferien kam er in eine neue Klasse, die neunte, die er wiederholen musste. Er war überrascht, als er sah, dass jetzt Patrik zu seinen Klassenkameraden gehörte; er saß zwei Reihen vor ihm. Ohne darüber nachzudenken, fing Henry an, Patrik zu zeichnen, wie er in seinem Kapuzenpullover an seinem Tisch saß. In den Sommerferien hatte er nicht viel gezeichnet, nur fünf Bilder, auf denen die Jungs auch alle angezogen waren. Auch das hatte ihn durchaus erregt, aber nicht mehr so extrem, wie bei den Nacktzeichnungen im letzten Schuljahr. Bis zur großen Pause war das Bild fertig. Als die Schüler alle auf den Schulhof strömten, blieb Patrik noch sitzen und ordnete seine Schulsachen. Henry blieb auch sitzen und beobachtete ihn dabei. „Wir waren früher Nachbarn“, sagte er schließlich und Patrik antwortete, „Ich weiß. Jetzt wohne ich mit meiner Mutter und Lenny in so einer Bruchbude; richtig scheiße. Noch nicht einmal ein eigenes Zimmer habe ich, das muss ich mit Lenny teilen. Ich weiß auch, wie du heißt, Henrik.“ „Henrik nur mit n, ohne d, aber du kannst Henry zu mir sagen“, scherzte Henry und Patrik lachte, „Patrik nur mit k, ohne c, aber du kannst Paddy zu mir sagen.“ „Paddy, ernsthaft?“, fragte Henry und Patrik antwortete, „Quatsch; Paddy, Lenny, Henry, wie bescheuert.“ „Schau mal“, sagte Henry und zeigte ihm die Zeichnung in seinem Heft. „Das bin ja ich“, rief Patrik, „Das ist richtig gut, wie ein Foto. Ist ja irre, wie gut du zeichnen kannst.“ „Schenk ich dir“, sagte Henry und riss das Bild vorsichtig aus dem Heft. Patrik nahm es und betrachtete es ausgiebig, „Wirklich?“ „Ja“, antwortete Henry. „Bist du mein Freund?“, fragte Patrik, „Ich meine, weil du mir etwas schenkst? Sonst schenkt mir niemand etwas.“ „Ja“, antwortete Henry, „Ich könnte mir gut vorstellen, mit dir befreundet zu sein; wir können es ja ausprobieren.“

Als am nächsten Tag die große Pause begann und alle nach draußen strömten, ging Henry zu Patrik, um ihn zu fragen, ob er die Pause mit ihm verbringen wollte. Zu seiner Überraschung fragten sie beide zugleich, „Willst du mit mir in die Pause gehen?“ Patrik lachte, „Wir haben wohl den gleichen Gedanken gehabt.“ Auf dem Pausenhof beobachteten sie gemeinsam die anderen Schüler. „Sie sind wie die Spatzen in einem Busch, die die ganze Zeit durcheinander

piepen. Man kann das einzelne Piepen gar nicht mehr unterscheiden, sondern hört nur ein einziges Geräusch“, sagte Henry. Patrik antwortete nicht, aber Henry konnte deutlich spüren, dass er es genauso wahrnahm. Er lauschte den lärmenden Schülern und hörte mal jedes einzelne gesprochene Wort, hunderte auf einmal, alle getrennt, und dann wieder ein einziges Geräusch, das aus diesen Wörtern gebildet wurde. Immer wieder in einem rhythmischen Wechsel; er hatte es noch nie so wahrgenommen und hatte den Eindruck, dass es gar nicht seine eigene Wahrnehmungen waren. „Mal höre ich jedes einzelne Wort, mal höre ich alle auf ein Mal, alle zusammen“, erklärte Patrik, „Es ist wie eine Musik, sie hat immer einen Rhythmus, hörst du es?“ Henry schaute ihn ungläubig an. Konnte es sein, dass er die Pausensituation gerade so wahrgenommen hatte, wie sie Patrik wahrnahm? Seitdem verbrachten sie die großen Pausen meistens zusammen und Henry war jedes Mal überrascht, wie nahe er sich Patrik fühlte. Sie redeten nicht viel miteinander und Henry hatte den Eindruck, dass es auch nicht notwendig war. Sie verstanden und verständigten sich auch so richtig gut.

Es dauerte nicht lange, bis Henry Patrik zu sich nach Hause einlud. Patrik war richtiggehend erfreut über diese Einladung und fragte zwei Mal nach, ob es wirklich ernst gemeint war. Henry hatte sich vorgenommen, Patrik zu zeichnen, genauer, ihn abzuzeichnen, während er als Modell auf einem Stuhl saß. Das hatte Henry bis dahin noch nie gemacht; er hatte seine Porträts immer aus dem Kopf gezeichnet. Patrik mochte die Idee und saß still auf einem Holzstuhl, während ihn Henry zeichnete. Tatsächlich sah er so selten zu Patrik, dass es fast so war, wie ihn aus dem Kopf zu zeichnen. Aber er spürte ihn; er spürte ihn so intensiv, dass er ihn ständig vor Augen hatte. Immer, wenn er die Augen schloss, sah er Patrik auf dem Stuhl sitzen, und selbst mit offenen Augen legte sich sein Bild transparent über das, was seine Augen eigentlich sahen. Es war eine so intensive und ungewöhnliche Erfahrung, dass seine Erregung dabei völlig in den Hintergrund getreten war. Das heißt, er wusste nach dem Zeichnen nicht mehr, ob er erregt war oder nicht, er hatte schlicht vergessen, darauf zu achten. Patrik gefiel die Zeichnung sehr; er betrachtete sie sehr genau und fuhr mit seinen Fingern die Linien nach, ohne das Papier zu berühren. „Das bin ich“, sagte er danach, „Du hast wirklich mich gezeichnet.“

Patrik war von Henrys Zeichenkünsten so fasziniert, dass er selbst das Zeichnen lernen wollte. Sie trafen sich immer wieder, meistens am Wochenende,

und verbrachten viel Zeit mit Zeichnen. Patrik erwies sich als außerordentlich geschickt und lernte schnell, einfache Gegenstände wirklichkeitsgetreu abzuzeichnen, auch wie Henry aus dem Kopf. Henry war jedes Mal, wenn sie sich trafen, von Patriks Ausstrahlung überwältigt. Wie intensiv und genau er ihn spüren konnte; er konnte seine Augen schließen und sah dennoch, welche Körperhaltung er gerade hatte, wohin er schaute. Es kam so oft vor, dass sie den gleichen Gedanken hatten und gleichzeitig aussprachen, dass sie sich schon daran gewöhnt hatten. Einmal war er wie meistens an einem Samstagnachmittag mit ihm verabredet und kurz zuvor, vielleicht eine Viertelstunde, bevor er Patrik erwartet hatte, spürte er plötzlich einen heftigen Schmerz in seinem linken Knie. Patrik kam nicht zur Verabredung und er verbrachte den Tag am Schreibtisch, weil er mit den Schmerzen im Knie kaum laufen konnte. Am Sonntag nahmen die Schmerzen merklich ab, aber Henry hinkte am Montag immer noch etwas. Als er ihn in der Schule traf, erklärte Patrik, dass er am Samstag auf dem Weg zu ihm mit dem Fahrrad gestürzt war. „Meine Tasche ist in den Speichen hängen geblieben und dann machte ich einen Abgang über den Lenker. Zum Glück ist nicht viel passiert, aber mit meinem linken Knie bin ich genau auf die Lenkstange gefallen. Das hat so weh getan, dass ich wieder nach Hause gehen musste.“ Henry wusste nicht, was er sagen sollte; waren es Patriks Schmerzen, die er im Knie gespürt hatte? Auch wenn sie bei solchen Erlebnissen in den Hintergrund geriet, war sie durchaus vorhanden und auch ausgesprochen intensiv. Aber er spürte sie meistens erst ein oder zwei Tage, nachdem sie sich getroffen hatte, wenn er Patrik nachspürte, indem er ihn zeichnete und dabei sein Glied in die Penishülle eingepackt, in einen Penisring gesteckt oder die Gummiunterhose angezogen hatte. Das erregte ihn ungemein und dennoch hatte er dabei kein einziges Mal einen Samenerguss. Er zeichnete Patrik auch nicht nackt, noch nicht einmal mit freiem Oberkörper. Es wäre für ihn eine Entzauberung, ja sogar eine Entweihung, gewesen, zumal er Patrik nur wenige Male und immer nur sehr kurz im Umkleideraum der Schulsporthalle mit freiem Oberkörper gesehen hatte. Patrik war von seinen Schulkameraden der einzige, den er nie nackt oder mit freiem Oberkörper gezeichnet hatte. Der angezogene Patrik faszinierte ihn obendrein mehr als der nackte, er hatte eine unglaublich starke Ausstrahlung, die stärkste in seinem Kapuzenpullover. Den hatte er daher in den meisten Zeichnungen an, in ein paar wenigen auch nur ein T-Shirt oder Unterhemd.

Reise mit fatalem Ausgang

Sie hatten schon ein halbes Jahr lang ein sehr freundschaftliches und für Henry ausgesprochen intensives Verhältnis zueinander, als sie zusammen mit dem Fahrrad losfuhren, um draußen zusammen etwas zu unternehmen, irgendetwas. Bisher hatten sie immer gezeichnet, wenn sie zusammen waren; meistens hatte Patrik Zeichnen geübt, aber manchmal saß er auch Modell und hatte sich von Henry zeichnen lassen. Er konnte inzwischen schon ziemlich gut zeichnen; zweifellos war er als Zeichner sehr talentiert. Er sprang von seinem Fahrrad ab und lies es in den Straßengraben fahren, „Henrik“, rief er, „Komm mit hier auf die Wiese.“ Henry war sich zuerst nicht sicher, ob er es ernst meinte; das Gras war feucht und recht hoch. Aber Patrik rannte schon quer über die Wiese. Henry stieg auch ab und rannte Patrik hinterher. „Komm wir ringen“, rief er. „Was?“, fragte Henry; wollte Patrik ernsthaft mit ihm ringen, hier auf der nassen Wiese? Obwohl er fast zwei Jahre jünger war, war Patrik gleich groß und auch ziemlich kräftig. Zumindest sah er so aus. Noch während Henry überlegte, wie er sich verhalten sollte, riss ihn Patrik an der Jacke und stellte ihm ein Bein, sodass sie zusammen auf den Boden fielen. Sie fingen sofort an, miteinander zu ringen und rollten über die Wiese. Es war kein Ringen wie in einem Ringkampf, es war eher wie eine Art Tanzen, bei dem sie sich gegenseitig spürten und dabei gemeinsam zu bewegten. Henrys Glied war dabei so steif, dass es seine Hose ausbeulte; Patrik musste es bemerkt haben. Ob er auch ein steifes Glied hatte? Mit etwas Phantasie konnte es Henry spüren, ein bisschen vielleicht, aber es war nicht eindeutig. Schließlich ließ ihn Patrik los und sie lagen nebeneinander auf dem feuchten Boden. „Lass uns zurückfahren; wir sind ja ganz nass“, sagten sie gleichzeitig und Patrik lachte, „Ich habe es zuerst gesagt.“ Henry widersprach, „Nein ich war zuerst.“ Als sie wieder bei Henry waren, sagte Patrik, „Das war das schönste Geburtstagsgeschenk, das ich hätte bekommen können.“ Henry wusste nicht, was er damit meinte. „Ich bin heute vierzehn geworden“, klärte ihn Patrik auf, „Aber ich feiere keine Geburtstage. Meine Mutter interessiert sich auch nicht dafür; es ist ja eigentlich auch ein Tag wie jeder andere. Ich weiß gar nicht, warum die Leute alle Geburtstag feiern.“ Patrik duschte und bekam frische Kleidung geliehen, bevor er wieder nach Hause ging.

Zuhause hatte Patrik keine Dusche. So etwas gab es in der Sozialwohnung nicht, in der er wohnte. Er hatte auch nicht viel Kleidung, lediglich zwei Jeans und zwei Kapuzenpullover, die er im Winter wie im Sommer trug. Im Winter hat-

te er nur eine Jacke über seinem Pullover an. „Das genügt mir eigentlich auch“, sagte er, „Wenn mir kalt ist, laufe einfach ein bisschen schneller, dann wird mir wieder warm.“ Weil seine Mutter arbeitete, musste er sich auch um seinen kleinen Bruder Lenny kümmern, für ihn Essen kochen und ihn bei den Hausaufgaben unterstützen. Dafür war Patrik auch frei; er konnte tun, was er wollte, solange er sich um seinen kleinen Bruder kümmerte. Henry beneidete ihn manchmal um diese Freiheit, aber er konnte es sich kaum vorstellen, in so einfachen Verhältnissen zu leben wie Patrik. Sie trafen sich immer am Wochenende, um zu zeichnen oder mit dem Rad irgendwohin zu fahren. Wenn sie draußen waren, kam es meistens dazu, dass sie miteinander rangen. Patrik liebte es, sich im Gras oder auf Blättern zu wälzen, und Henry versetzte es geradezu in Hochstimmung, seinen Körper so nahe und intensiv zu spüren. Wenn er wieder alleine war, verbrachte er manchmal Stunden damit, Patriks Körper nachzuspüren. Um seine Erregung zu steigern, zog er sich dabei die Gummiunterhose an oder band sich die Penishülle um. Es war jedes Mal wie ein Rausch.

So entwickelte sich eine enge Freundschaft zwischen den beiden und Henry wurde erst nach und nach deutlich, wie sehr sich dadurch sein Leben verändert hatte. Seine Eltern mochten Patrik auch, und so wurde er mit der Zeit ein Teil der Familie, als Henrys jüngerer Bruder, obwohl er von seinem Aussehen her älter und mit seinem Auftreten erwachsener wirkte. Henrys Eltern sahen ihn auf jeden Fall so und mahnten Henry nicht selten, sich ein Beispiel an ihm zu nehmen. „Der Patrik ist so vernünftig“, bekam Henry dann zu hören. Wenn er nach der Schule mit zu Henry kam, brachte er meistens Lenny mit, der aber immer nach dem Mittagessen wieder nach Hause ging. Er und Patrik verstanden sich nicht so gut; sie waren ziemlich unterschiedlich, was sich auch in ihrer Kleidung ausdrückte. Lenny trug immer Hemden, die wie frisch gewaschen aussahen, oft mit einem Rollkragenpullover darunter. Er war richtig schick gekleidet – im Kontrast zu Patrik mit seinen Kapuzenpullovern, die er wochenlang am Stück trug, bis sie rochen. In Henrys Zimmer hatte er sein eigenes Bett, da er meistens bei Henry übernachtete. Das hatten Henrys Eltern gleich beim ersten Mal, als Patrik über Nacht blieb, vom Dachboden geholt und in Henrys Zimmer gestellt; ohne Henry zu fragen, aber das war in Ordnung. Henry dachte immer wieder daran, wie es wohl wäre, mit Patrik in einem Bett zu schlafen und womöglich nackt neben ihm unter der Bettdecke zu liegen. Aber er fand es unpassend, Patrik danach zu fragen; er wusste noch nicht einmal, ob er es wirklich

ausprobieren wollte. Eigentlich war es ja viel besser, nur in seine Phantasien einzutauchen und ihnen dann nachzuspüren. Ab und zu band er sich, wenn Patrik schon eingeschlafen war, das Penisband oder die Penishülle um, was er unauffällig unter der Bettdecke tun konnte. Dann genoss er die Stunden, die er in höchster Erregung mit seinen Phantasien über Patrik verbrachte, der knapp zwei Meter entfernt neben ihm schlief.

Henry hatte seine Nacktzeichnungen in einer eigenen Mappe aufgehoben, die er in seinem Kleiderschrank versteckt hatte. In seiner regulären Mappe hatte er nur Zeichnungen, die er auch anderen Menschen wie Patrik zeigen konnte. Das waren Zeichnungen, für die Patrik Modell stand oder saß, Zeichnungen von Jungs aus seiner Phantasie und nur einige wenige von seinen Klassenkameraden. Als er einmal mit Patrik die Mappe durchging und Patrik auch die älteren Bilder sehen wollte, kamen sie zu den Bildern von Henrys Klassenkameraden. „Sag mal, Henrik, ist das nicht Walter?“, fragte Patrik bei einer der Zeichnungen und Henry nickte, „Den habe ich doch richtig erkannt. Ist er auch für das Bild Modell gesessen?“ „Ich habe ihn aus dem Kopf gezeichnet“, erklärte Henry, „Früher musste ich mir immer jemanden vorstellen, den es wirklich gibt, um ihn zu zeichnen; jetzt kann ich auch Menschen aus meiner Phantasie zeichnen, Leute, die es gar nicht gibt.“ Patrik erkannte in den weiteren Zeichnungen immer wieder die ein oder anderen von Henrys früheren Klassenkameraden.

Plötzlich tauchte eine der Pornozeichnungen auf. Henry war etwas erschrocken und konnte sich nicht erklären, wie er dieses Bild übersehen konnte. „Das sind doch Gerrit und Lothar, oder?“, fragte Patrik, „Was machen die denn da? Tun die das auch in echt?“ Henry wusste nicht, was er antworten sollte und fragte, „Was meinst du?“ „Gerrit hat doch seinen Schwanz in Lothars Hintern gesteckt; hat er das wirklich gemacht oder nur in deiner Phantasie?“ „Das ist nur eine Studie“, versuchte Henry zu erklären, „Ich habe so etwas mal in einem Pornomagazin gesehen und dann versucht nachzuzeichnen, wegen der Körperhaltungen, wie man sie in der richtigen Perspektive zeichnet.“ „Das ist gut geworden“, sagte Patrik, „Das sieht sehr realistisch aus. Nur würde ich niemals meinen Schwanz in jemand anderes stecken, in einen Hintern. Würdest du so etwas tun?“ Henry wusste nicht, was er antworten sollte. In seiner Phantasie hatte er sich schon oft vorgestellt, wie es sich wohl anfühlte, mit seinem Penis in jemand anderes einzudringen. Wahrscheinlich fühlte es sich so ähnlich an, wie

eine Penishülle umgebunden zu haben. Aber würde er wirklich so etwas tun? Würde er seinen Penis in Patriks Po stecken wollen? „Ich glaube nicht“, sagte er schließlich, „Es sind ja nur Phantasien, was mir so in meinem Kopf herumspukt. Da sind manchmal auch komische Sachen dabei, ich wundere mich selbst drüber.“ Dann packte er die Zeichnungen zusammen und schloss die Mappe wieder. „Ich stell mir gerade vor, wie du deinen Schwanz in meinen Hintern steckst“, sagte Patrik und lachte, „Das sieht wirklich komisch aus. Was wohl passiert, wenn ich dann kacken muss?“ Patrik fand die Vorstellung wohl ziemlich lustig.

Es dauerte ein paar Wochen, bis es das Wetter wieder zuließ, dass sie einen ganzen Tag draußen verbrachten. Henry war immer noch sehr darüber verunsichert, dass Patrik eine seiner Pornozeichnungen gesehen hatte. Er hatte sich seitdem auch nicht mehr seine Penishülle umgebunden und überhaupt vermieden, abends an Patrik zu denken. Wenn Patrik in seinen Gedanken auftauchte, versuchte er sofort, an etwas anderes zu denken, und stand sogar auf, wenn es ihm nicht gelang; als wenn Patrik seine Gedanken lesen konnte. Während sie durch den Wald fuhren, überlegte er, ob er mit Patrik ringen konnte, ohne dass Patrik gleich an Sex dachte. „Hier ist es doch schön“, rief Patrik, als sie an einem kleinen See vorbeifuhren, und stieg von seinem Fahrrad ab. Als Henry auch abgestiegen war, stürzte sich Patrik auf ihn und riss ihn zu Boden. Sie rangen wieder eine Weile und lagen schließlich nebeneinander auf dem feuchten Boden. „Mit dir ist es richtig schön“, sagte Patrik, „Wenn ich mit dir zusammen bin, dann bin ich ich, verstehst du mich, Henrik? Dann fühle ich mich richtig lebendig, richtig frei.“ Henry musste lange überlegen, bis er eine Antwort fand, „Mir geht es genauso.“

Patrik überraschte Henry zu seinem siebzehnten Geburtstag mit einem Geschenk. Sie hatten sich bis dahin nie etwas zum Geburtstag geschenkt, da Henry Geburtstage nicht mochte und auch Patrik nichts damit anfangen konnte. „Ich habe ja gar nichts dafür getan, dass ich geboren wurde, das waren ja meine Eltern“, sagte er einmal, „Wieso soll ich es feiern, dass mein Vater seinen Schwanz in meine Mutter gesteckt hat; diese Vorstellung alleine finde ich ja ziemlich eklig.“ Doch zu Henrys Geburtstag hatte er diesmal ein Geschenk angefertigt, ein Heft mit zwölf Zeichnungen. „Ich habe auch mal solche Studien versucht“, erklärte Patrik, „Ich glaube, sie sind ganz gut geworden.“ Die Studien zeigten ihn und Henry beim Ringen im Wald und sie waren richtig gut gewor-

den. „Das ist hervorragend“, sagte Henry und sah sich eine Zeichnung nach der anderen an, „Du kannst inzwischen besser zeichnen als ich, würde ich sagen.“ Plötzlich tauchte eine Zeichnung auf, auf der Henry mit einem steifen Glied zu sehen ist. „Henrik mit einem Steifen“, erklärte Patrik, „Den hast du ja eigentlich immer. Ist auch ok, ich habe ja auch manchmal einen; fühlt sich doch ganz gut an.“

Henry sah sich Patriks Studien immer wieder an. Sie waren richtig gut und strahlten eine Lebendigkeit aus, die man nur selten in gemalten oder gezeichneten Bildern finden konnte. Vermutlich lösten sie deswegen in Henry auch sehr unangenehme Gefühle aus. Er fühlte sich in den Bildern ertappt, in allen zwölf Zeichnungen, nicht nur in dem mit dem erigierten Penis. Die Zeichnungen zeigten deutlich die Erregung, die das Ringen mit Patrik in ihm auslöste. Die Anspannung der Muskeln, die Art, wie seine Hände Patriks Körper berührten, bis hin zu seinem Blick, der wie durch ein Mysterium geleitet, immer genau auf den Körperteil von Patrik gerichtet war, der die stärkste Spannung hatte. Als würden Patriks Körperspannungen seine Erregung widerspiegeln – oder seine Erregung Patriks innere Spannungen? Noch nie war ihm dieses spezielle Zusammenspiel zwischen Geist und Körper, das sein Empfinden für Patrik prägte, so deutlich geworden wie beim Betrachten dieser Zeichnungen. Obwohl sie ihn eigentlich in höchste Erregung versetzen müssten, zwei nackte Jungs, die miteinander rangen in unterschiedlichen Perspektiven und Körperhaltungen, war das überhaupt nicht der Fall, im Gegenteil: Henry verspürte beim Betrachten eine fast schon absolute Klarheit und Nüchternheit; sein Glied war kein bisschen steif. Die Zeichnungen beschäftigten ihn noch Monate später und eigenartigerweise dachte er viel darüber nach, ohne sagen zu können, was er genau dachte. Das Nachdenken war eher ein Nachspüren, ein Nachspüren sowohl von Patriks Körper als auch von seinen eigenen Erregungen.

Dieses häufige und intensive Erregt-Sein, das er seiner Kindheit kannte, hing unmittelbar mit der Erfahrung zusammen, die er mit Patrik machte, nämlich ihn spüren zu können, so deutlich und genau, dass er den Eindruck hatte, seine Gedanken lesen und seine Gefühle haben zu können. So wie umgekehrt Patrik seine Gedanken las und seine Gefühle empfand; das hatte er ja schon viele Male unter Beweis gestellt. So spürte Henry auch, dass Patrik diese intensiven Erregungen fremd waren, zumindest in der Form, wie sie Henry kannte, mit diesen spannungsgeladenen Gefühlen und dem stundenlang erigiertem Glied.

Mit ihrer Sensibilität füreinander erlebten sie etwas, was sicher nur sehr wenige Menschen so erlebten. Es war etwas sehr besonderes. Und trotzdem waren sie unterschiedlich, vor allen Dingen in ihrem Körperempfinden, das war unübersehbar. Ihre Freundschaft stützte sich auf ihre besondere Gemeinsamkeit, darauf, dass sie als zwei Menschen wie eine Person waren. Dass sie zugleich auch zwei Persönlichkeiten waren, die sich voneinander unterschieden, kam dabei nicht so zum Tragen. Dieser Aspekt tauchte einzig und alleine in Henrys Gedanken auf. Auch wenn er es in seinen Zeichnungen verarbeitet hatte, war das gemeinsame Ringen nie ein Thema für Patrik, und Henry sprach es ebenfalls nicht an. Sie machten es einfach.

Der Sommer war schon vorüber, als Henry auffiel, dass er nicht mehr zeichnete, das heißt, keine ganzen Bilder mehr sondern nur noch Skizzen, Fragmente oder kleine Studien. In den Sommerferien hatte er viel Zeit mit Patrik draußen verbracht, der fast die ganze Zeit über bei ihm wohnte. Da gab es auch nur wenig Gelegenheit, konzentriert zu zeichnen. Aber es waren auch Patriks Studien, die dazu führten, dass er das Zusammentreffen von erotischen Gefühlen und Erregungszuständen mit zeichnerischer Kreativität infrage stellte. Er konnte nicht sagen, warum, aber er musste beim Zeichnen immer darüber nachdenken und dadurch wurde das Aufkommen erotischer Spannungen konterkariert. Und eine Spannung, die nicht mehr vorhanden war, ließ sich nicht mehr in ein Bild übertragen; Henrys Zeichnen war plötzlich weitgehend auf die Technik reduziert. Zum ersten Mal seit mehreren Jahren zeichnete Henry wieder etwas anderes als Jungs. Patrik griff es wie selbstverständlich auf. Immer wieder hatte ihr gemeinsames Zeichnen den Charakter eines Wettbewerbs, bei dem sie sich eine Szene ausdachten, ein Gebäude oder eine Maschine und nach dem Zeichnen ihre Ergebnisse besprachen. Inzwischen machte sich in Henry wieder diese unvorstellbare Erregung breit, wenn er an Patrik dachte und dabei alleine war. Sie war intensiver als zuvor und, wenn er dabei noch sein Sexspielzeug anwendete, so intensiv, dass er es fast nicht mehr aushalten konnte und kurz davor war, besinnungslos zu werden. Patrik und die Phantasien mit ihm waren für Henry etwas komplett verschiedenes. Patrik nahm er nach wie vor so deutlich und direkt wahr, dass es völlig unwirklich war, so unwirklich, dass er niemandem davon erzählen konnte, weil es völlig unglaubwürdig geklungen hätte. Der Patrik, der in seinen Phantasien diese Erregungszustände auslöste, war ein anderer. Womöglich war der Phantasie-Patrik der trennende Aspekt ihrer

Freundschaft, der Patrik als eigene und unerreichbare Persönlichkeit, während der reale Patrik der war, mit dem Henry seine Person teilte.

Am Morgen seines achtzehnten Geburtstags überraschte ihn seine Mutter, die mit einem Kuchen in sein Zimmer kam. Patrik war auch da; er hatte bei Henry übernachtet. „Und, weißt du jetzt, was du dir zu diesem besonderen Anlass wünschst?“, fragte Henrys Mutter. Seine Eltern hatten vorab angekündigt, dass er sich etwas besonderes wünschen durfte, und es fiel ihm schwer, etwas passendes zu finden, so schwer, dass er sich noch nichts ausgedacht hatte. Er spürte, wie Patrik zu ihm herüber sah, und blickte in seine Augen. „Eine Reise“, sagten sie zeitgleich. Henry war von dieser doppelten Antwort überrascht, weil es ihm gerade in diesem Moment in den Sinn gekommen war. Seine Mutter lachte, „Ein Herz und eine Seele.“ „Ja, ich möchte in den Sommerferien mit Patrik verreisen“, bestätigte Henry und, als seine Mutter fragte, wohin, sagten er und Patrik zugleich, „Portugal.“ „In Henriks Buch über Südeuropa gibt es ein irre Foto von der Steilküste ganz im Süden“, erklärte Patrik, „Da muss ich unbedingt einmal hin.“ Genau dieses Foto hatte auch Henry sehr beeindruckt. Es war von oben aufgenommen, sodass man nur erahnen konnte, wie tief es hinterging zum Strand mit den tosenden Wellen. Noch am Vormittag zeichnete Patrik dieses Foto aus dem Kopf ab; an der Kante der Steilküste standen er und Henry, Henry direkt an der Kante und Patrik etwa einen Schritt hinter ihm. „Das sieht so aus, als würdest du mich gleich herunter schubsen“, sagte Henry und lachte, als er das Bild betrachtete.

Lenny kam seitdem nicht mehr mit Patrik zum Mittagessen. Als ihn Henrys Mutter danach befragte, sagte Patrik, dass sein Bruder jetzt lernen musste, sich um sich selbst zu kümmern. „Er ist ja jetzt auch schon vierzehn“, erklärte er, „Mit vierzehn hat sich auch niemand mehr um mich gekümmert; da habe ich Lenny ja noch mitversorgt.“ Patriks Mutter hatte wohl gegen die geplante Reise nach Portugal den Einwand vorgebracht, dass sich irgendjemand um Lenny kümmern musste. „Das wäre das Letzte, wenn ich wegen dem nicht mit dir wegfahren könnte“, war Patriks Kommentar dazu, „Im Sommer bin ich sechzehn, da brauche ich mich nicht mehr von meiner Mutter einspannen lassen. Sollen die selbst sehen, wie sie klarkommen; das muss ich ja schließlich auch.“ Henry konnte nur ahnen, welche Konflikte er mit seiner Mutter ausgetragen hatte; Patrik sprach so gut wie nie darüber. Bis zu den Sommerferien war es nicht mehr lange. Sie hatten ihre Reise gut durchgeplant und sich auch schon

die Zugfahrkarten bis nach Sagres ganz im Südwesten Portugals besorgt; dafür hatten sie am Fahrkartenschalter mehr als zwei Stunden gebraucht. Die Fahrt war sehr lang. Sie waren vier Tage unterwegs, zuerst bis Süddeutschland, wo sie bei Bekannten von Henrys Eltern übernachten konnten, dann bis zur französischen Atlantikküste kurz vor der spanischen Grenze, wo sie an einem Strand im Zelt übernachteten, und bis Lissabon mit einer Übernachtung in einer einfachen Pension. Von dort fuhren sie schließlich mit dem Zug und dem Bus nach Sagres, wo sie am frühen Nachmittag ankamen. Die Reise war strapaziös aber auch sehr spannend; ein richtiges Abenteuer, das sie zu zweit bestanden. Von Sagres aus gingen sie zu Fuß die Steilküste entlang, bis sie nach einigen Kilometern einen Platz fanden, an dem sie ihr Zelt aufbauten. Sie waren dort die einzigen weit und breit, direkt an der Steilküste, die wirklich genau so aussah wie das Foto in Henrys Buch.

Abends lagen sie lange nebeneinander im Zelt und lauschten den tosenden Wellen, die sich anhörten, als wären sie weit entfernt, obwohl sie es überhaupt nicht waren. Henry fühlte sich glücklich, angekommen zu sein, mit Patrik zusammen zu sein und neben ihm im Zelt zu liegen, beide nackt. Plötzlich warf sich Patrik auf ihn. Er saß nach kurzem Rangeln auf seinem Bauch und hielt seine Handgelenke neben seinem Kopf fest. „Du wehrst dich ja gar nicht“, sagte er und hüpfte dabei etwas auf Henrys Bauch. Henry war tatsächlich ziemlich überrumpelt und brauchte noch einen Moment, bis er anfang, sich aus Patriks Griffen herauszuwinden. In dem Moment gab Patrik nach und, während sich Henry auf ihn rollte, drehte er sich auf den Bauch, sodass Henry schließlich auf seinem Hintern saß. Sein Glied war zum Bersten steif. Ohne darüber nachzudenken, griff er Patriks Pobacken, hielt sie auseinander und presste es hinein. Er war erstaunt, wie leicht sich sein Penis in Patrik hineinschieben ließ; sein Glied war auch in erigiertem Zustand nicht sehr groß. Patrik stöhnte in dem Rhythmus, in dem er es hin- und herbewegte, endlos lange, bis er schließlich einen Orgasmus bekam. Er fühlte sich wie benommen und lag noch eine ganze Weile auf Patrik; dabei spürte er wie sein Penis kleiner wurde und Patrik langsam wieder verließ. Schließlich rollte er sich erschöpft zur Seite; auch mitten in der Nacht war es noch sehr warm und er ziemlich durchgeschwitzt.

Plötzlich sprang Patrik auf und schrie, „Was hast du gemacht? Was hast du mit mir gemacht?“ Henry war zugleich erschrocken und verwundert. „Du wolltest es doch auch“, sagte er, „Du hast doch mitgemacht.“ „Verschwinde“, rief Patrik,

„Ich will, dass du verschwindest.“ Henry stand auf, stellte sich vor ihn und hielt ihn an der Schulter, „Wenn ich dir wehgetan habe, tut es mir leid; das wollte ich wirklich nicht.“ „Verschwinde“, rief Patrik und schlug seine Arme weg. Dann schubste er ihn und rief, „Ich will, dass du verschwindest, jetzt sofort.“ Das konnte er nicht ernst gemeint haben. Die Vorstellung, dass Henry jetzt mitten in der Nacht weggehen sollte, war absurd. Nicht nur, weil er nackt war, sie waren auch weit weg von der nächsten Siedlung. Es war stockdunkel; wohin sollte Henry denn gehen? Patrik schubste ihn noch einmal und dann immer wieder in Richtung der Klippen. „Patrik, bitte, hör jetzt auf damit. Du weißt doch gar nicht, was du tust“, flehte Henry ihn an, doch Patrik schob ihn immer weiter, bis er am Rand der Klippe stand. „Ich stürze da gleich runter“, sagte Henry, „Hör doch bitte jetzt auf damit.“ „Dann spring“, rief Patrik, „Los spring runter.“ Henry war wie gelähmt vor Schreck; kann es wirklich sein, dass er Patrik so sehr verletzt hatte? Kann es wirklich sein, dass er seinen Tod wollte? „Patrik, du weißt nicht, was du tust. Hör doch auf damit. Ich wollte dich nicht verletzen, wirklich nicht“, flehte er Patrik an. Doch Patrik rief, „Spring endlich oder ich stoß dich da runter.“ Dann schubste er ihn so, dass Henry sein Gleichgewicht verlor und die Klippe hinunterstürzte.

Patrik zählte in Gedanken die Sekunden, bis er hörte, wie Henriks Körper unten aufschlug. Er setzte sich an den Rand der Klippe. Es war so dunkel, dass er nicht bis unten sehen konnte; es war einfach nur ein schwarzer Abgrund. Und dort lag er nun, Henrik. Was für ein sinnloser Tod, dachte Patrik. Ihm kam alles ziemlich unwirklich vor, wie ein Traum. War es vielleicht tatsächlich ein Traum? Hatte Henrik wirklich gelebt oder gab es ihn womöglich nur in seiner Phantasie? Wenn er die Augen schloss, blickte er in Henriks Augen, die ihn ansahen, als er über die Klippe stürzte. Warum hatte sich Henrik nicht gewehrt? Warum lief er nicht weg, sondern ließ sich bis an den Rand des Abgrunds schieben? Patrik konnte noch genau spüren, wie Henriks Glied in ihm steckte und rhythmisch rieb. „Du wolltest es doch auch“, hörte er Henriks Stimme. Ja er wollte es – und gleichzeitig auch nicht. Es fühlte sich irgendwie gut an, irgendwie stark, Henriks Penis in sich zu spüren, aber er war ihm zu nahe gekommen. Niemand durfte ihm so nahe kommen und, nachdem es geschehen war, durfte Henrik nicht mehr sein. Sein Tod war irgendwie folgerichtig und zugleich auch völlig irreal; als hätte er nie gelebt. Ob Henrik Angst hatte, bevor er die Klippe hinabstürzte? Hatte er Angst, zu sterben? Patrik ging zurück zum Zelt und legte sich

daneben auf den Boden, genau an die Stelle, an der Henrik in ihn eingedrungen war. Er lag auf dem Rücken und beobachtete, wie die Sterne langsam über das Firmament zogen. Dabei spürte er Henriks Glied, als würde es immer noch in ihm stecken.

Schließlich wurde es heller und die Sonne brannte auf seinem Körper. Er stand auf und ging zur Klippe; unten lag Henrik regungslos auf einem Felsvorsprung, gegen den rhythmisch die Brandung schlug. „Ich habe ihn umgebracht“, ging es ihm durch den Kopf, „Ich habe meinen besten Freund getötet.“ Es kam ihm immer noch vor, wie ein Traum, wie ein schlechter Film. Er konnte sich selbst sehen, wie er nackt am Abgrund stand und auf den nackten, toten Henrik hinabsah, der ihm wenige Stunden zuvor sein Glied in den After drückte. Was sollte er tun? Sollte er auch springen? Irgendetwas musste er tun. Er ging zurück zum Zelt und zog sich ein T-Shirt und eine Jeanshose an; es war Henriks T-Shirt und Henriks Hose. Dann lief er los; irgendwohin. Er lief stundenlang durch die baumlose Landschaft, bis er in ein Dorf kam. Dort sprach er jemanden an und fragte nach der Polizei; es war schwierig, denn er konnte kein Wort Portugiesisch. Aber schließlich nahm ihn der Mann mit in sein Haus und rief die Polizei an. Einige Zeit später kamen zwei Polizisten, die offenbar kein Wort von dem verstanden, was Patrik ihnen sagen wollte. Patrik zeichnete dann den toten Henrik, wie er auf einem Felsen in der Brandung lag. Er fuhr mit den Polizisten zum Zelt und zeigte ihnen die Leiche unten, unter der Klippe. Die Polizisten telefonierten und kurz darauf kam ein Polizeiboot, um Henriks Leiche zu bergen.

Die Polizisten fuhren ihn zu einer Polizeistation in einer nahegelegenen Stadt. Sie stellten ihm Fragen auf Portugiesisch, aber er verstand sie nicht. Auf der Polizeistation schlossen sie ihn in eine Zelle ein und gaben ihm etwas zu essen und zu trinken. Dort verbrachte er den restlichen Tag und die Nacht, ohne zu schlafen. Er saß die ganze Zeit regungslos auf der Pritsche. Immer wieder gingen ihm die Erinnerungen durch den Kopf, wie Henrik vorschlug, unter dem freien Himmel zu schlafen, wie sie nackt nebeneinander lagen und Henrik sagte, er konnte nicht schlafen, weil es so heiß war. Wie er sich auf ihn rollte und mit einem Ruck seinen Penis in ihn steckte. Patrik war taub vor Schmerz, ein Schmerz, der zuerst mit jedem Ruck, mit dem sich Henrik in ihn stieß, stärker wurde, dann aber nachließ und einem unglaublichen Gefühl Platz machte. Ein Gefühl wie ein Orgasmus, nur im ganzen Körper. Mit einem Mal wurde er eins

mit dem gesamten Kosmos, eins mit Henrik; bis der sich erschöpft zur Seite drehte. Dann schoss ihm dieser Gedanke in den Kopf: „Henrik darf nicht mehr sein.“ Am nächsten Tag wurde er in ein Zimmer gebracht, in dem ein Polizist und eine Polizistin saßen. Die Polizistin erklärte ihm, dass sie als Dolmetscherin gerufen wurde. Dann fragte sie ihn nach seinem Namen, Geburtsdatum und Wohnort, obwohl sie seinen Ausweis in der Hand hielt. Er sollte auch erzählen, weshalb er sich in Portugal aufhielt. Danach forderte sie ihn auf, dem Polizisten in einen Nebenraum zu folgen. Dort lag in einem einfachen Holzsarg Henrik, bis zur Hüfte mit einem Tuch bedeckt. Patrik erschrak, als er ihn sah. Als erstes fiel sein Blick auf seinen rechten Arm, der so gebrochen war, dass der gesplitterte Knochen die Haut durchstoßen hatte. Dann sah er, dass Henriks Schädel in zwei Teile zerbrochen war. Unter den Haaren und der Kopfhaut war deutlich der Riss zu erkennen, der über den ganzen Kopf ging, bis zu einem Loch an der Stelle, an der einmal Henriks linkes Auge war. Der Polizist führte ihn wieder hinaus und bedeutete ihm, sich wieder an den Tisch zu setzen. Die Polizistin fragte, ob das sein Freund gewesen war.

Er musste immer wieder bis in alle Details schildern, was vorgefallen war, und erzählte, dass Henrik mitten in der Nacht zum Pinkeln aufstand und dann nicht wieder zurückgekommen war. Erst am nächsten Morgen hätte er seine Leiche am Grund der Klippe entdeckt, sagte er. Nach der mehrstündigen Befragung erklärte ihm die Polizistin, dass er zurück nach Deutschland fahren sollte. Danach fuhren ihn zwei Polizisten zu seinem Zelt und forderte ihn auf, alles einzupacken. Mit dem Gepäck brachten sie ihn zu einer Bushaltestelle und warteten, bis er in den Bus nach Lissabon stieg. Dabei ermahnten sie ihn, dort sofort einen Zug zurück nach Deutschland zu nehmen. Doch was sollte er in Deutschland tun? Zurück zu seiner Mutter zu gehen, kam für ihn nicht in Frage, und sonst gab es keinen Platz für ihn; er war ja gerade erst sechzehn. Ein paar Dörfer weiter stieg er wieder aus dem Bus. Er setzte sich auf die Bank an der Bushaltestelle und dachte darüber nach, was er jetzt tun sollte. Doch er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Er konnte an nichts anderes denken als an Henrik, seinen Freund, den er getötet hatte und dessen Kleidung er trug. Er saß schon eine ganze Weile auf der Bank, als ein älterer Mann in einem Auto anhielt und ihn fragte, ob er ihm helfen konnte. Der Mann fuhr mit Patrik in eine Siedlung und führte ihn in ein kleines Restaurant, das ihm offensichtlich gehörte. Jedenfalls schloss er es auf und forderte Patrik auf, sich an einen Tisch zu

setzen, bevor er hinter dem Tresen in der Küche verschwand. Kurz darauf kam er mit einem Teller mit gegrilltem Fisch und Gemüse wieder, den er Patrik hinstellte. Während Patrik aß, saß er bei ihm am Tisch und redete auf Portugiesisch mit ihm. Patrik verstand so gut wie nichts, bis der Mann schließlich wieder hinter dem Tresen verschwand und mit einem deutlich jüngeren Mann wieder kam. Der fragte zuerst, wo Patrik herkam, und erklärte dann, dass er ein bisschen Deutsch sprach. Er war der Sohn des alten Mannes und wohnte in Faro, wo er in einem Hotel arbeitete.

João, der alte Mann, betrieb das Restaurant alleine, aber konnte gut eine Hilfe gebrauchen. Er bot Patrik an, bei ihm in einem Zimmer im Obergeschoss wohnen und essen zu können, wenn er als Gegenleistung im Restaurant aushalf. Patrik kam die Situation etwas surreal vor, ein Restaurant in einem winzigen Dorf, das wie ein Geisterdorf wirkte, weil niemand auf der Straße zu sehen war. João's Sohn erklärte, dass vor allen Dingen am Wochenende Gäste zum Essen kamen, weil es hier noch traditionell portugiesisch gekocht wurde, anders als in Sagres, das zunehmend vom Tourismus geprägt war. Unter Woche kamen allerdings nur die Leute aus dem Dorf und tranken Wein; dazu gab es nur ein paar kalte Beilagen, Oliven, getrockneten Fisch, Käse und Brot. Daher sollte Patrik hauptsächlich am Wochenende in der Küche aushelfen und ansonsten den Einkauf organisieren. Jaime, João's Sohn, würde ihm alles zeigen, musste aber schon in der kommenden Woche zurück nach Faro fahren. Patrik lernte recht schnell und verstand sich mit João erstaunlich gut, trotz der Sprachbarriere. Er lernte schon in den ersten Wochen ein paar Worte Portugiesisch, sodass er sich immer besser verständigen konnte. Bereits an seinem zweiten Wochenende kochte er selbstständig, während João bediente und vor allen Dingen sich mit den Gästen unterhielt. Es war ihm wichtig, dass die Gäste sich wie zu Hause fühlten und nicht wie in einem Restaurant. „Wir sind alle eine Familie“, sagte er gerne und schloss damit durchaus auch diejenigen Gäste ein, die zum ersten Mal ins Restaurant gekommen waren.

Es war schon die dritte Woche im Restaurant, als Patrik eine Gelegenheit nutzte, mit João nach Sagres zu fahren. Er hatte vor, an die Stelle zu gehen, wo er mit Henrik gezeltet hatte, in der Hoffnung, dort seine Sachen zu finden. Er hatte ja nur das, was er nach Henriks Tod anhatte, und sein Portemonnaie mit seinem Ausweis und etwas Geld. Noch nicht einmal seine Unterhose hatte er seither gewechselt. Zu seiner Überraschung stand das Zelt noch an der Stelle und

es war sogar noch alles da. Es war nicht viel, aber immerhin seine und Henriks Kleidung, ein paar Handtücher und die Schlafsäcke. Patrik packte alles zusammen und trug es bis nach Sagres; das war mit dem Gepäck ein ganz schön langer Weg. In Sagres traf er sich wieder mit João und fuhr mit ihm wieder zurück zum Restaurant. „Dein Freund?“, fragte João und zeigte auf Patriks Gepäck; er wusste von Henriks tragischem Tod, wie vermutlich alle in der Gegend. Patrik nickte. In seinem Zimmer angekommen packte er die Sachen in den Schrank; neben seiner Unterwäsche waren ihm seine beiden Kapuzenpullover wichtig, denn abends konnte schon kühl werden, obwohl Sommer war. Die Kleidung von Henrik packte er mit seinen Sachen zusammen, so hatte er auch für einen längeren Aufenthalt in Portugal genügend Kleidung. Zurück nach Deutschland zu fahren, konnte er sich inzwischen überhaupt nicht mehr vorstellen.

Die Wochen vergingen schnell und fast unbemerkt war es Winter geworden. Patrik konnte inzwischen ausreichend Portugiesisch, um sich mit João und den Gästen verständigen zu können. Auch nach der Touristensaison war das Restaurant am Wochenende immer gut besucht, nicht zuletzt weil es sich in der Region herumsprach, dass „der Neue“ bei João ein gutes Essen auf den Tisch brachte. João jedenfalls war sehr zufrieden mit Patrik, der sich gut bei ihm eingerichtet hatte. Es war ein gutes und einfaches Leben; Patrik organisierte eigenständig die Einkäufe und die Küche und hatte dabei viel freie Zeit. Die verbrachte er oft an der Steilküste. Er hatte von jemandem aus dem Dorf ein altes Fahrrad geschenkt bekommen, mit dem er bequem an die Küste oder auch mal nach Sagres fahren konnte. Er mochte es, oben oder unten an der Steilküste zu sitzen und den meistens tosenden Wellen zuzuhören. Damit konnte er Stunden verbringen und wusste hinterher nicht, was in dieser Zeit geschehen war, woran er gedacht hatte. Es war eine Nicht-Zeit, ein Eintauchen in ein Universum ohne Zeit und Raum; einfach nur da sein. Wen er aber immer deutlich spüren konnte, war Henrik. Henrik und er konnten sich immer spüren, als wenn sie ein einziges Individuum gewesen wären. Wie Menschen sich selbst wahrnehmen, indem sich ihre unterschiedlichen Wahrnehmungen und Gedanken wie von selbst zu etwas Einheitlichem verbinden, nahmen sich Patrik und Henrik als Eines wahr, indem sich ihre Wahrnehmungen und Gedanken verbanden. Es geschah einfach, ohne dass sie es beabsichtigten. Obwohl Henrik nicht mehr lebte, nahm ihn Patrik immer noch wahr; anders als früher konnte er

nicht sehen oder hören, was Henrik sah oder hörte, aber er konnte ihn immer noch spüren. Wie früher spürte er ihn immer dann, wenn er sich selbst vergaß, einfach war, ohne dass dieses Sein durch sein Bewusstsein zeigte; dann war da auch Henrik. Patrik musste oft darüber nachdenken, was Henrik wohl vorhatte, wieso er der Kontakt zu ihm hielt, obwohl er nicht mehr lebte. Was war es, was von Henrik immer noch da war und was Patrik so deutlich spüren konnte? Hatte Henrik vor, sich zu rächen und Patrik dafür zu bestrafen, dass er ihn die Klippen hinuntergestoßen hatte? Solche Gedanken beunruhigten Patrik manchmal sehr, aber der Henrik, den er spürte, hatte keine bösen Absichten; er war wie früher der Freund, der immer für Patrik da gewesen war.

Obwohl Henrik immer irgendwie bei ihm war, kam Patrik die Zeit mit ihm, als er noch gelebt hatte, weit entfernt vor. Sein Sturz in die Tiefe sogar so weit, dass Patrik manchmal Zweifel an Henriks Tod hatte. Sein ganzes Leben spielte sich in einer Sphäre ab, in der nie klar war, was wirklich passierte, was sich in seinen Gedanken abspielte oder was er spürte. Vor über einem halben Jahr war er mit Henrik nach Portugal gefahren; es hätte eine Urlaubsreise sein sollen, vier Wochen, die sie an der Atlantikküste verbringen wollten. Danach sollten sie wieder zurückfahren, in die Schule gehen. Statt dessen lebte er jetzt hier, in einem portugiesischem Dorf und niemand wusste, wo er war; die Verbindungen zu seinem alten Leben waren gekappt. Das Leben in Portugal war wie ein Traum, aber ein guter Traum. Patrik war mit seiner Aufgabe sehr zufrieden, das Kochen machte Spaß und gab ihm auch Anerkennung. João und die Gäste im Restaurant waren so zufrieden, dass sie oft Trinkgeld gaben, extra für den Koch. João sagte, er hätte noch nie Trinkgeld bekommen. Obendrein hatte Patrik viel Freizeit, da er nur am Wochenende kochte und sich unter der Woche lediglich um den Einkauf kümmern musste.

Im Frühjahr hatte er wieder mit Zeichnen begonnen. Von dem Trinkgeld, das er angespart hatte, kaufte er in Sagres Bleistifte und Papier. Zuerst zeichnete er die Steilküste und das Meer in den verschiedensten Variationen, dann zeichnete er Alltagssituationen im Restaurant, wie die Gäste an den Tischen saßen und aßen oder Wein tranken, wie João mit ihnen scherzte oder wie er in der Küche Fisch briet. João mochte die Zeichnungen und ließ ein paar von ihnen rahmen und hängte sie im Restaurant auf. Patrik war durch und durch zufrieden mit seinem einfachen Leben.

Verfolgt

Wie so oft saß Patrik auf dem Felsen und blickte auf das Meer, den Abgrund vor sich. Es war kalt und windig, das Meer toste so laut, dass es sich hier oben so anhörte, als würde man direkt am Strand stehen. Patrik hatte alles an, was er hatte, zwei Sweatshirts und seinen Kapuzenpullover. Er dachte an Henrik wie immer, wenn er vom Felsen aus das Meer betrachtete. Es war wie eine Art Gedenkgottesdienst und Henrik war wie immer dabei, Patrik konnte ihn spüren. Eineinhalb Jahre war es her, dass er die Klippen hinabstürzte, nachdem ihn Patrik gestoßen hatte, und nach eineinhalb Jahren war er immer noch da, in Patriks Kopf. Seit eineinhalb Jahren fiel er und hörte nicht auf zu fallen, seit eineinhalb Jahren rief er, „Patrik, warum hast du das getan?“, und hörte nicht auf zu rufen. Patrik sollte ihn nicht vergessen, durfte ihn nicht vergessen; er durfte nicht vergessen, was er getan hatte. Inzwischen war er sich sicher, dass sich Henrik irgendwann an ihm rächen würde, an seinem Mörder; früher oder später würde die Strafe kommen. Das war der Grund, warum er blieb und auch nach seinem Tod den Kontakt zu Patrik nicht abbrach. Plötzlich setzte sich jemand neben Patrik; Patrik hatte nicht bemerkt, wie er gekommen war. Er war in seinem Alter und hatte wie er einen Kapuzenpullover an, die Kapuze aufgesetzt. Er sagte etwas in einer Sprache, die sich wie Französisch anhörte, und Patrik zuckte mit den Schultern. „Français? English?“, fragte er, aber Patrik sprach weder Französisch noch Englisch. „Deutsch“, antwortete er, „Alemão.“ Er betrachtete den Fremden und war sich nicht sicher, ob er wirklich dasaß oder ob ihn Patrik lediglich träumte. Es fiel ihm schwer, das Gesicht des jungen Mannes zu erkennen, es überlagerte sich mit dem von Henrik. Patrik sah oft Henriks Gesicht in dem von anderen Menschen und hatte nicht selten den Eindruck, von lauter Henriks umgeben zu sein, die ihn alle zugleich erschreckt und drohend ansahen.

Patrik lehnte sich etwas zurück und konnte den Schriftzug auf dem Rücken des jungen Mannes neben ihm erkennen, „Université de Rennes“ stand da und darunter „Henri Clemaut“. Das war wohl sein Name, Henry, so wie Henrik in der Schule gerufen wurde, Henry, nur mit i statt y. Patrik richtete sich wieder auf und sah ihn an, musterte seine feinen Gesichtszüge und sein freundliches Lächeln. Anders als Henrik hatte er dunkle Haare und sah überhaupt sehr südländisch aus, sodass er gut Portugiese sein könnte. Plötzlich schob sich Henri mit einem Ruck nach vorne und fiel über die Felskante nach unten; Patrik verfolgte

ihn mit seinen Blicken: Wie in Zeitlupe fiel er und drehte sich mehrmals, bevor er auf einem Felsen aufschlug und das Blut nach allen Seiten spritzte. Patrik war vor Schreck gelähmt und, als er Henri wieder neben sich sitzen sah, hörte er laut und wie in Zeitlupe verlangsamt seinen Puls, so laut, dass es selbst die Brandung übertönte. Ihm wurde klar, dass er das alles nur geträumt hatte. „Ok?“, fragte Henri und Patrik konnte seine Tränen nicht zurückhalten. Die Panik und die innere Erstarrung lösten sich mit einem Mal und überfluteten ihn mit einer Mischung aus Trauer, Verzweiflung und Angst, die ihn vollständig einnahmen. Er weinte und sein Schluchzen war durch das Getöse von Wind und Brandung zu hören. Henri wischte ihm die Tränen aus dem Gesicht, zog ihm die Kapuze über und nahm ihn in den Arm. Patrik vergrub sein Gesicht in Henris Schulter und konnte nicht mehr aufhören zu weinen. Es dauerte lange, bis er sich wieder beruhigen konnte. Sie saßen dann beide nebeneinander am Rand der Klippe und ließen sich vom Tosen des Meeres berauschen. Immer wieder schaute Patrik zu Henri und beobachtete ihn, während er in die Ferne blickte; sein Gesicht hatte eine starke, friedliche und beruhigende Ausstrahlung – und erinnerte ihn an Henrik. Sie verbrachten den ganzen Abend auf dem Felsen, schweigend, aneinander gelehnt und beide mit ihrer Kapuze auf. Irgendwann musste Patrik eingeschlafen sein; er wachte jedenfalls auf, als es hell wurde. Henri war verschwunden, wie ein Traum, wie ein Geist, wie Henriks Geist. Patrik saß noch lange vor dem Abgrund, bis er wieder zurück ins Dorf ging. Alles war so unwirklich, Henri, Henriks Tod und überhaupt dieses Land, das seine Heimat geworden war, aber dennoch nicht so richtig zu ihm passte.

Er ging nach Hause und verbrachte den Tag weitgehend in seinem Zimmer; nur einmal ging er hinunter ins Restaurant, um für sich und João etwas zu kochen und zu essen. Er hatte wie immer wochentags frei und ging abends wieder zu den Klippen und setzte sich auf den Felsen, dorthin, wo er gestern Abend mit Henri gesessen hatte. Ingeheim hoffte er, dass er wieder kommen würde, Henri. Er zog sich seine Kapuze über und genoss es, leer zu werden, im Rhythmus der Meeresbrandung zu atmen und nichts weiter zu sein als die Brandung; es fühlte sich gut an. Plötzlich spürte er einen Arm, der sich um seine Hüfte legte und sah im Augenwinkel, dass es Henri sein musste. Auf jeden Fall hatte er genau den Kapuzenpullover an, den Henri gestern angehabt hatte, und die Kapuze auf. Aber er hatte das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte und saß eine ganze Weile starr neben Henri, bis er sich endlich traute, zur Sei-

te zu blicken, ob er es auch wirklich war. Auch Henri wandte sich ihm zu und als er ihm ins Gesicht ah, erschrak er: Es war nicht Henri, es war Henrik mit einem halb verwesenen Gesicht, das auf der linken Seite bis zur Unkenntlichkeit eingeschlagen war. An der Stelle seines linken Auges klaffte ein Loch, durch das Patrik in seinen Schädel hinein blicken konnte. Patrik war starr vor Schreck und wollte schreien, aber brachte nur ein heiseres, quietschendes Geräusch hervor. Er stand auf und wollte wegrennen, aber Henrik rannte ihm hinterher, bis sie vor der Klippe standen, und Patrik ihn rufen hörte, „Spring, los, spring endlich!“ Patrik rutschte ab klammerte sich am Felsen fest; seine Beine hingen schon über dem Abgrund, aber mit dem Oberkörper lag er noch auf der Klippe. Um nicht weiter abzurutschen, krallte er sich derartig fest an den Felsen, dass gleich mehrere Fingernägel abbrachen und die Finger zu bluten anfangen. Es kam ihm Ewigkeiten vor, bis er sich traute, nach oben zu sehen, ob Henrik noch da war. Er war weg und Patrik weit und breit alleine. Was war das für ein schrecklicher Traum?

Als er im Dorf ankam, kam ihm gleich João entgegen und fragte, „Was ist denn mir dir? Du siehst aus, als wäre dir ein Gespenst begegnet. Was ist denn mit deinen Fingern?“ „Ich war an der Klippe“, antwortete Patrik, „Alles ok.“ „Du sollst da abends nicht hingehen; du weißt doch, was deinem Freund passiert ist. Der Ort ist verflucht.“ Patrik wusch sich seine blutigen Finger sauber und legte sich ins Bett. Das Bild von Henriks halb verwesenen Gesicht ging ihm nicht mehr aus dem Sinn, genauso wenig wie seine Stimme, die rief, „Spring doch! Los spring!“ Am nächsten Morgen fühlte er sich, als hätte er nicht geschlafen, völlig verspannt und kraftlos. Aber er musste aufstehen, um für das Restaurant einzukaufen, die Küche vorzubereiten und schließlich zu kochen. Es war Freitag und er hatte einen langen Tag vor sich. Bevor er einkaufen ging, desinfizierte und verband er sich die Finger mit den abgebrochenen Fingernägeln. Immer wieder musste er an Henri denken und fragte sich, ob es ihn wirklich gab oder er auch seiner Phantasie entsprungen war, wie Henrik. Seit Henriks Tod ging ihm immer wieder seine Phantasie durch, drängten sich Tagträume in sein Leben, von denen er manchmal nicht sagen konnte, ob sie wirklich Träume waren oder doch real.

Als er am Abend nach der Arbeit die Verbände von seinen Fingern abnahm, hatten sich drei von ihnen entzündet. Sie taten noch nicht einmal sehr weh, aber sahen richtig übel aus. Er desinfizierte sie noch einmal gründlich, aber

dennoch hatten sich am nächsten Morgen an allen drei Fingerkuppen dicke Eiterblasen gebildet. João schickte ihn zu einem Mann im Dorf, der wohl Arzt war oder zumindest medizinische Kenntnisse hatte. Eine Praxis hatte er nicht und Patrik saß bei ihm am Küchentisch, während seine beiden jugendlichen Söhne die entzündeten Finger betrachteten. „Ich muss dir die Nägel ziehen“, sagte der Mann und forderte einen seiner Söhne auf, einen Topf Wasser auf den Herd zu stellen. Er verließ das Haus und kam mit einer kleinen Zange wieder, die er in den Topf mit dem Wasser tauchte, das inzwischen kochte. „Du musst jetzt tapfer sein“, sagte er und wies seine Söhne an, Patrik festzuhalten. Sie drückten seine Handgelenke fest auf den Tisch und sofort spürte Patrik einen unvorstellbaren Schmerz, so stark, dass er gar nicht anders konnte, als laut aufzuschreien. „Das war Nummer eins“, sagte der Mann und einen Moment später durchfuhr Patrik wieder ein solcher Schmerz; und dann noch ein drittes Mal. Als der Mann danach die Fingerkuppen desinfizierte, zuckte Patrik so heftig, dass ihn die Söhne nicht mehr halten konnten. Er heulte vor Schmerz und der Mann sagte, „Es ist vorbei; du hast es überstanden.“ Er verband die Finger wieder und sagte, dass sie Patrik mehrmals am Tag desinfizieren sollte. Als sich Patrik wieder beruhigt hatte, ging er zurück zum Restaurant. Er hätte nie gedacht, dass das Nagelziehen so schmerzhaft sein konnte. Mit seinen Fingern konnte er nur sehr eingeschränkt im Restaurant aushelfen und João musste ihn in der Küche unterstützen.

Einige Wochen später tauchte Henri plötzlich im Restaurant auf. Patrik hatte ihn von der Küche aus zuerst nicht bemerkt, erst als ihn João rief, weil er nicht verstand, was Henri wollte. Doch Patrik konnte sich auch nicht mit ihm verständigen und nahm ihn schließlich mit in die Küche und zeigte ihm dort, was es gab. Er entschied sich für Bacalhau mit Kartoffeln und Oliven. „Kennst ihn?“, fragte João und Patrik antwortete, dass er ihn vor ein paar Wochen getroffen hatte. „Er spricht nur Französisch und Englisch“, erklärte er, „Deswegen kann ich ihn nicht verstehen.“ „Wenn du dich mit ihm verabreden willst, kannst du dir jetzt freinehmen und ich übernehme die Küche. Hauptsache du bist heute Abend hier und hilfst mir beim Zusammenräumen“, bot ihm João an, „Es gibt ja hier kaum jemand in deinem Alter.“ Patrik hatte zwar nicht daran gedacht, sich mit Henri zu verabreden, aber nahm das Angebot gerne an. Er nahm sich eine Limonade und setzte sich zu ihm an den Tisch. Als Henri fertig gegessen hatte, setzte er sich die Kapuze auf und sagte, „Allons“, während er aufstand. Patrik

stand auch auf und ging mit aus dem Restaurant; dabei setzte er sich ebenfalls die Kapuze auf. Obwohl er fast immer Kapuzenpullover trug, hatte er nie die Kapuze auf, bevor er Henri getroffen hatte. Es war wie ein Impuls, der von Henri angestoßen wurde, so wie jetzt der Impuls, zusammen aufzustehen und gehen, ohne dass Patrik wusste, wohin.

Henri nahm ihn an der Hand und führte ihn aus dem Dorf. Sie liefen gut eine Stunde durch die karge Landschaft, das Dorf war längst außer Sichtweite, als sie an einem Zelt ankamen, das etwas versteckt zwischen ein paar Büschen stand. Henri öffnete das Zelt und zeigte Patrik, wie er da lebte; er hatte sehr wenig, eine dünne Bastmatte, einen Schlafsack und ein paar wenige Kleidungsstücke. Vor dem Zelt hatte er sich eine Feuerstelle eingerichtet, neben der ein verrostetes Gitter lag, das er wohl als Grillrost verwendete. Sie saßen aneinander gelehnt vor dem Zelt, bis es dunkel wurde. Patrik fühlte sich seit langem zum ersten Mal geborgen, fast schon glücklich, obwohl er Henri eigentlich nicht kannte und sich noch nicht einmal mit ihm unterhalten konnte. Nach dem Sonnenuntergang ging Patrik wieder zurück; João wartete sicherlich schon auf ihn. Henri drückte ihm fest die Hand und sagte „Adieu“; „Adeus“, antwortete Patrik. Im Restaurant war ungewöhnlich viel Betrieb, weil ein Kleinbus mit Touristen im Dorf war und alle etwas essen wollten. João war froh, als Patrik kam und ihn in der Küche ablöste. Am Ende des Tages fiel Patrik erschöpft ins Bett. Als er aufwachte, traute er seinen Augen nicht: Er war gar nicht in seinem Bett, sondern lag zusammen mit Henri im Schlafsack im Zelt. Henri hatte wie er die Kapuze auf und rührte sich nicht, auch nicht, als ihn Patrik anstieß, um ihn zu wecken. Patrik wusste nicht, was er tun sollte; es fühlte sich zwar gut an, so dicht neben Henri zu liegen, beide in dem Schlafsack eingepackt, aber er konnte sich überhaupt nicht erklären, wie er zu ihm ins Zelt gekommen war. Als er versuchte, aus dem Schlafsack zu kriechen, drehte sich Henris Kopf ein wenig, und Patrik fuhr ein Schreck durch sämtliche Glieder: Es war Henrik, genauer Henriks verwesene Leiche, die neben ihm im Schlafsack lag. In Panik versuchte Patrik, aus dem Schlafsack zu kommen, aber es gelang ihm nicht. Der Schlafsack war zu eng und hielt beide fest zusammen. Patrik schrie, einfach nur, um mit der Panik umzugehen, die ihn erfasst hatte. „Was ist denn los?“, hörte er plötzlich João rufen und erkannte dann gleich, dass er das alles geträumt haben musste; in Wirklichkeit lag er doch in seinem Bett und nicht in Henris Zelt. „Zeit zum Aufstehen“, sagte João und ging wieder nach unten.

Am Montag, als er wieder einen freien Tag hatte, fuhr Patrik mit dem Fahrrad wieder zur Stelle, an der noch Anfang der Woche Henris Zelt stand; aber es war weg. Lediglich die Feuerstelle war noch zu sehen, ohne Grillrost. Er blieb noch ein paar Stunden an der Stelle und fuhr wieder zurück. Henri war einfach nicht mehr da. Es dauerte sehr lange, bis Patrik von seinem Fenster aus jemanden mit Kapuzenpullover und aufgesetzter Kapuze auf der Straße sah. Der Pullover hatte hinten keinen Aufdruck, aber inzwischen hatte der portugiesische Sommer begonnen und es war so warm, dass alle ein T-Shirt oder ein kurzärmeliges Hemd trugen und es ungewöhnlich war, einen Pullover anzuhaben noch dazu mit der Kapuze auf. Patrik lief hinunter und dem Kapuzenträger hinterher. Er rief ihn mehrmals und schließlich blieb Henri stehen und drehte sich um; es war aber nicht Henri. Es war ein dunkelhäutiger Jugendlicher, der ihn angrinste und wieder weiterging. Patrik musste fast täglich an Henri denken. Mit der Zeit zog er immer mehr die Möglichkeit in Betracht, dass Henri vielleicht doch Henrik war, als Halluzination oder Tagtraum, Henrik, der in ihn gedrungen war und versuchte, ihn zu beherrschen. Der Kapuzenpullover war das einzige verlässliche Indiz, dass es Henri wirklich gab, den Henrik hatte nie solche Pullover getragen. Es war bereits August und Patrik hatte sich schon längst damit abgefunden, dass er, auch wenn er wirklich war, wohl schon längst wieder nach Frankreich zurückgekehrt war und wieder in seine Schule ging, als Henri plötzlich in dem Restaurant auftauchte, an einem Samstagabend. Der Tag war sehr heiß und das Restaurant voll mit Dorfbewohnern, die sich unter den großen Deckenventilatoren abkühlten, die João ein paar Wochen zuvor anbringen ließ. Es gab wohl kaum einen unpassenderen Moment, an dem er hätte kommen können. Er ging auch gleich wieder, nachdem er Patrik leicht an den Bauch geboxt und „Allo“ gesagt hatte. Dabei steckte er Patrik einen Zettel in die Hosentasche, auf dem stand, „à la plage“. Patrik musste nachdenken, bis er verstand, dass Henri „Strand“ meinte, also wohl den Ort, an dem sein Zelt stand, als sie sich kennengelernt hatten.

Am Montag hatte Patrik endlich frei und ging schon am Vormittag an die besagte Stelle, wo auch Henris Zelt stand. Es war leer. Patrik stand eine Weile unschlüssig vor dem Zelt, ob er wieder gehen oder doch warten sollte, und hörte schließlich Henris Stimme, die sich in das Tosen der Brandung mischte. Tatsächlich stand er unten auf dem Sandstrand und winkte nach oben. Er zeigte auf eine Stelle, an der oben an der Klippe ein schmaler Weg begann, den Pa-

trik hinunter ging. Henri war nackt und forderte Patrik mit Gesten auf, sich ebenfalls auszuziehen, um zusammen ins Wasser zu gehen. Es war sehr kalt. Seit er dort lebte, war Patrik nur wenige Male im Wasser, das selbst im Hochsommer höchstens 15 Grad warm war; viel zu kalt zum Baden. Doch Henri schien es nichts auszumachen; immer wieder tauchte er durch die Wellen, sprang hoch und ließ sich ins Wasser fallen. Patrik ließ sich von ihm anstecken und sprang und tauchte wie ein kleines Kind. Plötzlich schubste ihn Henri und sie fingen an, im Wasser zu ringen, wobei sie bei jeder Welle, die vom Atlantik mit Wucht den Strand überspülte, untertauchten. Patrik zitterte bereits vor Kälte, als Henri endlich das Wasser verließ. Die Sonne war so kräftig, dass sie trocken und aufgewärmt waren, als sie wieder oben bei Henris Zelt ankamen. Henri umarmte Patrik und ließ sich zusammen mit ihm vor dem Zelt auf den Boden fallen, wo sie wieder miteinander rangen. Am Ende lagen sie beide nackt und erschöpft nebeneinander an der Klippe. Dabei berührten sie sich und träumten lange vor sich hin, bis Henri aufstand und sich anzog. Obwohl es sehr warm war, zog er sich seinen Henri-Pullover über und setzte sich die Kapuze auf. Patrik war verunsichert, wie sehr es ihn erregte, diesen Menschen zu spüren. Es war wie mit Henrik, als wenn er mit Henrik einen gemeinsamen Tagtraum erlebte. Konnte es sein, dass Henrik in Henris Gestalt wiedergekommen war, als ein Henry mit Kapuzenpullover und Kapuze auf?

Als Patrik am nächsten Tag wieder zum Strand ging, war Henris Zelt verschwunden. Nichts deutete darauf hin, dass er letzte Nacht noch dort übernachtet hatte; aber das musste er, denn es war schon dunkel, als Patrik wieder nach Hause gegangen war. Auch an den folgenden Tagen war nichts mehr von ihm zu sehen; Henri war wieder einmal auf ebenso geheimnisvolle Weise verschwunden, wie er immer auch wieder auftauchte. Ende August endete die heiße Periode und Patrik trug regelmäßig einen Kapuzenpullover, oft mit der Kapuze auf. João bemerkte, dass er es übertrieben fand, bei den Temperaturen die Kapuze aufzuhaben, aber sagte auch, „Mach du es, wie dir es gefällt; ich bin ein bisschen altmodisch.“ Kurze Zeit später kam wieder an einem Wochenende Henri in das volle Restaurant. Patrik erschrak, es war nämlich nicht Henri sondern Henrik, eindeutig. Auch wenn sie sich beide ähnlich waren, konnte sie Patrik voneinander unterscheiden. Henrik sah sich in der Kneipe um und lächelte, als sein Blick Patrik streifte; dann ging er wieder. Obwohl Patrik einen vollen Tag vor sich hatte, fuhr er am Vormittag mit dem Fahrrad zum Strand,

aber dort war wie erwartet nichts zu sehen; kein Zelt, kein Henri und auch kein Henrik. Es vergingen weitere Wochen, bis João an Patriks Zimmertür klopfte und sagte, „Da ist jemand für dich.“ Inzwischen war es schon ein bisschen herbstlich geworden. Die Temperaturen waren zwar immer noch über 20 Grad, aber es fühlte sich durch den starken Wind kühler an. Die Tür öffnete sich und hinein kam Henri mit Kapuze auf und setzte sich auf Patriks Bett. „Henri“, rief Patrik vor lauter Erstaunen; er hatte wirklich nicht damit gerechnet, dass er einfach so zu Besuch kam. Henri lächelte und sagte, „Ohri“; er zeigte auf Patrik, sagte „Patrik“, dann auf sich, „Ohri“, wobei bei beiden Namen die letzte Silbe betonte. Patrik verstand, dass sein Name auf Französisch wohl so ausgesprochen wurde, „Ohri“, das klang ganz anders als Henri. Henri zog seinen Pullover und sein T-Shirt aus und schob Patrik auf das Bett. Er setzte sich auf ihn und drückte seine Handgelenke neben seinem Kopf auf das Kopfkissen. Dabei konnte Patrik deutlich spüren, wie ihre steifen Glieder aufeinanderlagen; es erregte ihn ungemein. Er schloss die Augen und als er sie wieder öffnete, sah er plötzlich Henrik auf sich sitzen. Er versuchte, sich zu befreien, hatte aber keine Chance; Henrik war einfach zu kräftig, als dass sich Patrik aus seinen festen Griffen befreien konnte. Erst als er anfang zu schreien, ließ ihn Henrik los, und Patrik schubste ihn mit einem kräftigen Stoß aus dem Bett. Es war allerdings nicht Henrik sondern Henri, der neben dem Bett auf dem Boden lag und ihn erschreckt ansah. Wortlos zog er sich T-Shirt und Pullover über und ging.

Patrik stand fassungslos in seinem Zimmer; was war passiert? Was hatte er getan? Nach dem, was gerade geschehen war, würde Henri sicher nicht wieder kommen. Als er sich wieder gefasst hatte, fuhr Patrik zum Strand, an die Stelle, wo Henri immer gezeltet hatte. Das Zelt stand tatsächlich dort, aber es war leer. „Henri“, rief ihn Patrik immer wieder, aber es war nichts von ihm zu sehen. Er setzte sich auf sein Rad und fuhr wieder nach Hause. Am nächsten Tag stand auch das Zelt nicht mehr dort. In der folgenden Woche klopfte João wieder an der Tür und sagte, dass Besuch da war. Patrik war überrascht, aber auch erleichtert, dass Henri trotz allem wieder gekommen war, und rief, „Henri“. Als die Tür aufging, stand dort aber Henrik. „Mit mir hast du wohl nicht gerechnet“, sagte er, ging gerade auf Patrik zu und stieß ihn mit Wucht auf das Bett. Dann nahm er die Keramikschüssel, die auf der Kommode stand und hielt sie in die Höhe. Patrik versteckte sein Gesicht in seinem Kissen und hörte Henrik sagen, „Schau mich an! Schau, was du angerichtet hast!“ Dann hörte er, wie in

einem harten Stoß die Schüssel zerbrach. Als er aufblickte, sah er Henrik auf dem Boden liegen, inmitten der Scherben mit einem völlig zertrümmerten Kopf. Kurz darauf klopfte João und öffnete die Tür, „Was ist denn los?“ Henrik war verschwunden, nur die Scherben der Schüssel lagen auf dem Boden. „Ist dir die Schüssel heruntergefallen?“, fragte João und Patrik nickte. In diesem Moment konnte er nicht anders und fing an zu weinen, richtiggehend zu heulen. „Ist ja gut“, beschwichtigte ihn João und setzte sich neben ihn auf das Bett, „Das kann jedem mal passieren.“ Patrik war verzweifelt; war er dabei, verrückt zu werden? Henrik wirkte so real, überhaupt nicht wie ein Traum, aber offensichtlich war er genau das, ein schrecklicher Albtraum, der Patrik jederzeit heimsuchen konnte.

Es dauerte nicht lange, bis Patrik Henri im Dorf auf der Straße traf; sie kamen sich entgegen, beide mit aufgesetzter Kapuze. Patrik blieb kurz stehen und erkannte dann, dass es wirklich Henri war, nicht Henrik. „Desculpa“, sagte er und Henri lächelte. Es war richtig blöde, dass sie sich nicht verständigen konnten. Es war einer der seltenen fast windstillen Tage, die es an dem Ort gab, und sie gingen zusammen zum Strand unter der Klippe. Oben war kein Zelt zu sehen und Patrik fragte sich, wo Henri wohl war, wenn sie nicht zusammen waren, überhaupt, wo er lebte. Am Strand rangen sie ausgiebig miteinander und rieben sich dabei ihre steifen Glieder aneinander. Dann saßen sie eine Weile erschöpft aneinander gelehnt und blickten auf die ungewöhnlich sanften Wellen des Atlantiks. Eine unvorstellbare Weite tat sich vor ihnen auf. Seitdem traf er Henri immer wieder, alle ein bis zwei Wochen und immer zufällig, meistens wenn er mit dem Fahrrad die Klippen entlang fuhr.

Patrik behielt immer öfter die Kapuze auf, wenn er ins Restaurant kam. Er fühlte sich gut mit der Kapuze auf dem Kopf, nicht nur weil er sich Henri nahe fühlte, sondern weil sie ihn auch schützte – vor den Albträumen mit Henrik, die ihn alle paar Tage heimsuchen. Es war auch deshalb angenehm, weil es drinnen meistens nicht wärmer war als draußen. Einmal gab ihm João eine schwarze Wollmütze und sagte, „Wenn dir kalt ist, setz die hier auf. Es sieht komisch aus, wenn du immer die Kapuze aufhast. Die Leute fragen schon, ob etwas mit dir nicht stimmt.“ Seither trug Patrik die Mütze statt der Kapuze, nicht nur im Restaurant sondern auch sonst – solange er im Dorf war. An der Klippe und am Strand, wenn er nur mit Henri zusammen oder alleine war, streifte er die Kapuze über und setzte sie wieder ab, sobald er ins Dorf zurückkehrte. Sein Leben

kam ihm inzwischen wie ein Traum vor, in dem mal Henri erschien, mit dem er unglaublich schöne und intensive Stunden verbrachte, mal aber Henrik, der ihn mit einem immer neuen Horror bestrafte. Mal verwest, mal zerschlagen, mit aufgebrochenem Schädel oder herausgerissenen Augen. Patrik versuchte mehrmals, mit João darüber zu reden, der ihm dabei jedes Mal erklärte, dass es an den Klippen spukte. „Das sind die Seeleute, die im Atlantik umgekommen sind“, erläuterte er, „Wir sind hier ganz im Südwesten, genau an der Stelle, an der sie das Festland erreichen. Halte dich fern von ihnen; das nimmt sonst kein gutes Ende.“ Aber der Spuk mit Henrik blieb genauso wie die so schönen Begegnungen mit dem rätselhaften Henri; das ganze kommende Jahr über und auch im Jahr danach.

Es war im Hochsommer, fast zweieinhalb Jahre, nachdem sie sich das erste Mal begegnet waren, und sie lagen wieder nackt an der Klippe, nachdem sie sich ausgiebig unten am Strand genossen hatten. Henri strich mit einem Finger über Patriks Glied, das sich sofort steif nach oben reckte. Es war das erste Mal, dass er sein Glied mit der Hand berührte. Während Patrik noch irritiert den Gefühlen nachspürte, die es in ihm auslöste, drehte ihn Henri mit einem Schwung auf den Bauch und setzte sich auf ihn. Patrik war wie gelähmt, während er spürte, wie ihm Henri sein Glied in den Po steckte und rhythmisch darin rieb, bis er einen Samenerguss hatte. Als er sich zur Seite rollte, sprang Patrik auf und begann, wie von Sinnen auf ihn einzutreten. Henri rollte sich weg, stand auf und versuchte, den wild um sich schlagenden und tretenden Patrik festzuhalten. Patrik schob ihn in Richtung Klippen und gab ihm schließlich einen Stoß, dass er hinunterfiel. Gelähmt vor Schreck hörte Patrik, wie sein Körper unten aufschlug. Er traute sich aber nicht, hinunter zu sehen und starrte wie gelähmt in die Weite. Wie in einem Traum nahm er dann Henris Tasche und öffnete sie. Es war nicht viel darin, ein Portemonnaie mit etwas Geld, sein Ausweis, ein Schlüsselbund und ein Umschlag mit einem Foto, auf dem er mit nacktem Oberkörper zu sehen war und sein Name stand, „Henri“. Das Foto wurde an einem Strand aufgenommen, mit dem Meer im Hintergrund, vielleicht sogar hier unten. Patrik steckte es ein und fuhr mit dem Fahrrad nach Sagres zur Polizeistation. Er erklärte den Polizisten, dass er jemanden die Klippen hintergestoßen hatte, der ihn vergewaltigen wollte. Die Polizisten glaubten ihm zunächst nicht, fuhren dann aber mit ihm zu der Stelle, an der sich das zugetragen hatte. Aber dort war nichts zu sehen, weder Henris Tasche noch seine Klei-

dung und erst recht nicht seine Leiche; keine Spur. Einer der Polizisten fragte Patrik, ob er einen Arzt brauchte. Sie brachten ihn wieder zurück zur Polizeistation, wo sie ihn nach seinem Wohnort und seiner Arbeit befragten und schließlich nach Hause fahren ließen.

Das musste wieder einer seiner schrecklichen Tagträume gewesen sein; diesmal besonders hinterlistig, weil er immer noch Henris Foto in seiner Tasche hatte. Das Foto, das er aus seiner Umhängetasche nahm, nachdem er ihn die Klippe hinuntergestoßen hatte, Henri mit i statt y; es konnte kein Traum gewesen sein. Patrik hoffte, dass er ihn bald wieder treffen würde; dann hätte sich alles wieder aufgelöst. Dann wäre klargeworden, dass er ihn nur in seiner ausufernden Phantasie die Klippen hinuntergestoßen hatte, nicht in Wirklichkeit. Doch er traf Henri nicht wieder; nicht in der Woche darauf, nicht nach einem Monat, überhaupt nicht mehr; Henri blieb verschwunden. Konnte es sein, dass das Meer Henris Leiche weggespült und irgendjemand seine Kleidung und die Tasche mitgenommen hatte? Das klang sehr unwahrscheinlich, denn Patrik mit der Polizei nur eineinhalb Stunden an der Stelle eingetroffen, nachdem er sie verlassen hatte. Wer sollte in so kurzer Zeit sämtliche Spuren beseitigt haben und vor allen Dingen warum? Obendrein noch an einem Ort, an dem Patrik in den ganzen Jahren noch nie jemanden angetroffen hatte außer Henri. Hatte Henri selbst seinen Tod und sein Verschwinden inszeniert? Auch das klang ziemlich abwegig.

Das Foto war das einzige, was von ihm geblieben war, von Henri; alles andere verblasste schnell wie ein Traum, wie die Träume, die Patrik ständig von Henrik hatte, der sich nun immer mehr in sein Leben drängte, je länger Henri abwesend war. Nach wenigen Monaten erschien Patrik das alles unwirklich weit entfernt, so weit, dass er nicht mehr unterscheiden konnte, ob er gerade von Henrik oder Henri heimgesucht wurde. Immer wieder wurde er von dem dumpfen Geräusch aufgeschreckt, das Henris Aufprall auf dem Felsen am Strand verursacht hatte. Anders als bei Henrik war es bei Henri wie ein Knall; Patrik konnte die Knochen brechen hören. Henriks Aufprall hörte sich dagegen geradezu weich an. Beide Stellen waren nur wenige hundert Meter voneinander entfernt; waren es vielleicht tatsächlich die Klippen, die mit einem Fluch belegt waren, weil hier die Toten des Atlantiks auf das europäische Festland trafen, wie João meinte? Befand sich Patrik womöglich in einem Zwischenzustand zwischen Leben und Tod? War er selbst vielleicht sogar eigentlich tot und weilte als Illusion

noch dort, weil er es nicht wahrhaben wollte? War er in einem solchen über-sinnlichen Albtraum gefangen oder hatte er einfach nur Wahnvorstellungen?

Oft saß er stundenlang an einer der beiden Stellen oder irgendwo dazwischen, immer mit seiner Kapuze auf, unter der er im Herbst und Winter meistens die Mütze trug, die ihm João gegeben hatte. Die Klippen übten auf ihn eine Anziehungskraft aus, der er nicht widerstehen konnte, auch wenn ihn João immer wieder davor warnte, dorthin zu gehen. Oft wurde er von Henrik oder Henri dabei heimgesucht und ließ es über sich ergehen; inzwischen wusste er ja, dass ihm am Ende nichts geschehen würde. Einige wenige Male erwischte er sich sogar dabei, dass er ein steifes Glied bekam, während er einen der beiden mit zertrümmerten Gliedmaßen und aufgebrochenem Schädel vor sich sah. Seine Wahnvorstellungen wurden immer absurder und dominanter. Sie wurde zu einer Art Routine, zu einem alltäglichen und mittlerweile noch nicht einmal mehr erschreckenden Teil des Traumes, als den er sein Leben wahrnahm, ein Leben zwischen Leben und Tod, zwischen Wahn und Wirklichkeit.

Es war das erste Mal seit vielen Jahren, dass Patrik wieder jemanden Deutsch sprechen hörte; ein Paar, das sich offensichtlich verirrt hatte. Auf jeden Fall rätselten sie, in welchem Ort sie jetzt waren und wie sie nach Sagres kommen konnten. Sie waren überrascht, als sie Patrik auf Deutsch ansprach und ihnen den Weg nach Sagres erklärte. Er musste sich dabei sehr konzentrieren, so ungewohnt war es für ihn Deutsch zu sprechen; er hatte es seit acht Jahren nicht mehr getan. Nach dem Essen bedankten sich die beiden überschwänglich und sagten, dass er sie mal besuchen kommen sollte, wenn er wieder nach Deutschland kam. Sie lebten in einer Landkommune in der Nähe von Hamburg und schrieben Patrik die Adresse und eine Wegbeschreibung auf einen Zettel. João fragte ihn, ob es Deutsche waren. „Möchtest du nicht wieder zurück nach Deutschland gehen?“, fragte er, „Ich sehe doch, dass es dir nicht gut geht. Ich weiß, dass du Kontakt mit den Toten hast und deswegen so oft zu den Klippen fährst. Das ist nicht gut; sie werden dich nicht mehr loslassen. Du solltest dich von ihnen losreißen, bevor es zu spät.“ Patrik war überrascht von João's Vorschlag, nach Deutschland zurück zu gehen. Noch mehr war er überrascht, dass er offensichtlich mitbekommen hatte, wieso es Patrik drängte, immer wieder zu den Klippen zu fahren. Und er hatte recht, es würde immer schwieriger werden, diesem Wahn zu entkommen und irgendwann würde es Patrik nicht mehr gelingen.

„Es gibt noch etwas“, sagte João und erklärte ihm, dass er das Restaurant verkaufen wollte. „Ich bin jetzt zu alt für so etwas und ziehe nach Porto zu meinem Sohn. Der hat ein großes Haus und wir kommen gut miteinander aus“, erklärte er, „Dort kann ich mit meiner kleinen Rente gut leben und muss nichts mehr dazu verdienen.“ Patrik war unschlüssig, was er tun sollte. Es führte nichts daran vorbei, etwas in seinem Leben zu verändern. Seine kleine Welt mit João und dem Restaurant gab es bald nicht mehr und er musste einen neuen Platz für sich suchen, ohne eine Idee zu haben, wo er sein könnte. Vor allen Dingen musste er dieser unheimlichen Routine mit dem toten Henrik zu entkommen, die ihn und sein Leben immer mehr ins Wahnhafte entgleiten ließ. Im Grunde genommen war klar, dass seine Zeit in Portugal abgelaufen war; dieser Lebensabschnitt war zu einem Ende gekommen. Da war es nur folgerichtig, nach Deutschland zurückzukehren. Patrik sah es auch als ein Zeichen, dass er gerade in dieser Zeit die beiden Deutschen aus der Landkommune getroffen hatte; das konnte kein Zufall gewesen sein. Jetzt, als es Zeit war zu gehen, öffnete sich mit ihnen und ihrer Einladung in die Kommune eine Tür. Alles, was er tun musste, war hindurchzugehen. Nach über acht Jahren in dem portugiesischen Dorf kam ihm Deutschland sicher sehr fremd vor. Seine Erinnerungen daran waren jedenfalls wie Erinnerungen an ein anderes Leben, ein Leben, das jemand anderes gelebt haben musste, ein Patrik, der ihm inzwischen ziemlich fremd geworden war.

Rückkehr

Im Herbst war es soweit; die Landkommune war zumindest ein erster Anlaufpunkt, den er ansteuern konnte. Vielleicht konnte er dort bleiben, vielleicht ging es vor dort aus gleich weiter, irgendwohin. Am Ende würde er wieder einen Platz für sich finden, einen, an dem er bleiben konnte. Die Fahrt zurück war sehr lang. Patriks Geld reichte noch für die Zugfahrkarten und, weil er es sich nicht leisten konnte, unterwegs irgendwo zu übernachten, fuhr er mit Nachtzügen, einer von Lissabon nach Barcelona, einer von Barcelona nach Basel, bei dem er in Paris nicht nur umsteigen sondern auch den Bahnhof wechseln musste, und schließlich einer von Basel nach Hamburg. Von dort aus konnte er mit einem Nahverkehrszug die Landkommune erreichen. Es war deutlich kälter als in Portugal und Patrik hatte alles an, was er an Kleidung hatte, zwei Jeanshosen, T-Shirt, Sweatshirt und die beiden Kapuzenpullover übereinander, mit der schwarzen Mütze und den Kapuzen auf. Die Landkommune war wesentlich

kleiner als er sie sich vorgestellt hatte; sie bestand aus zwei Paaren, ihren Kindern und dem siebzehnjährigen Bruder von einem der vier Erwachsenen. Patrik war bei ihnen sehr willkommen; „Wir können hier gut einen gebrauchen, der kräftig anpacken kann“, wurde ihm mehrmals erklärt. So blieb er, arbeitete in der Landwirtschaft, half dabei, das Haus zu renovieren und passte auf die Kinder auf, wenn die Erwachsenen mal nach Hamburg fuhren. Dafür bekam er dort ein Zimmer und seine Verpflegung gestellt; es war im Grunde genommen fast so wie bei João, nur dass er deutlich mehr arbeitete und die Arbeit auch schwerer war.

Aber die Arbeit tat ihm gut. Er fühlte sich viel freier als in Portugal; seit er in Deutschland war, waren Henrik und Henri nicht mehr aufgetaucht. Erst jetzt wurde ihm deutlich, wie sehr er in seinen Wahnvorstellungen mit diesen bösen Geistern gefangen war. Das Leben, in dem die beiden nur noch Erinnerungen waren und ihn nicht mehr heimsuchten, war viel leichter geworden, leichter und vor allen Dingen auch freier. Oft dachte Patrik über sie nach. Waren sie überhaupt real? Henrik war es sicher, zumindest als er noch lebte; danach wurde er zu einem Albtraum, einer Horrorgestalt, die Patrik durch und durch real vorkam, es aber gar nicht war. Zumindest konnte er es nicht gewesen sein, denn es gab keine Toten, die die Lebenden heimsuchten, so wie João es erklärt hatte. Oder vielleicht doch? Waren die Welten der Lebenden und Toten vielleicht doch nicht so klar getrennt? Gab es vielleicht Orte, wie dort unten, ganz im Südwesten des Kontinents, an denen die Grenze zwischen ihnen durchlässig war? War das, was Patrik in den Jahren nach Henriks Tod erlebt hatte, Wirklichkeit oder Wahn? Diese Frage stellte sich Patrik immer wieder, ohne zu einer Antwort zu kommen. Noch viel schwieriger war es mit Henri: Hat es ihn überhaupt gegeben? Er war ja eine durch und durch geisterhafte Erscheinung, die wie aus dem Nichts auftauchte, wieder verschwand und wieder auftauchte, immer wieder. Eine Erscheinung, die sich immer wieder auch in Henrik verwandelte und wieder zurück. Besonders irritierend war die Ähnlichkeit zwischen Henri und Henrik, die so weit ging, dass sie Patrik in seinen Erinnerungen nicht unterscheiden konnte. Er hatte immer noch Henris Foto, den einzigen Beweis, dass er ihn in Wirklichkeit getroffen haben musste und er nicht Patriks Wahnvorstellungen entsprungen war. Doch, wenn er das Foto betrachtete, sah er darauf Henrik. Henrik, Henri; Patrik war froh, dass er ihnen entkommen war.

Es gab aber noch etwas, was er sah, wenn er Henris Foto betrachtete, das heißt, er sah es eigentlich nicht, aber spürte es umso deutlicher: Es war seine Sehnsucht nach jemanden, der ihm nahe sein konnte, so wie Henri. Mit Henri hatte er eine Nähe erlebt, die es ihm ermöglichte, die engen Grenzen eines individuellen Daseins zu überwinden und frei zu werden. Nie hatte er sich in seinem Leben so frei gefühlt, wie in den Momenten, als er mit Henri an der Klippe war oder am Strand, als sie miteinander rangen oder einfach nur gemeinsam die Weite erlebten. Henri war ihm so nahe, dass er in Patriks Gedanken und Gefühle eindringen konnte; sie waren sich so nahe, dass sie keine Sprache brauchten, um sich zu verständigen. Selbst wenn er es gewollt hätte, hätte ihm Patrik nichts entgegensetzen können; die Nähe war unbegrenzt. Unbegrenzte Nähe oder unüberwindbare Distanz, dazwischen gab es für Patrik nichts. Er war überzeugt, dass es diese Nähe war, die es dem toten Henrik ermöglichte, ebenfalls in ihn einzudringen. Es gab nicht nur die gute, befreiende Nähe zu Henri, sondern zugleich auch die böse, wahnhaft einengende Nähe zu Henrik. Offenbar gehörte beides zusammen. Obwohl Patrik froh war, dieser Nähe und diesem unauflösbaren Zusammentreffen von Wahn und Wirklichkeit entkommen zu sein, war da diese Sehnsucht. Sie ging manchmal sogar so weit, dass er, wenn er sich in seine Erinnerungen an Henri fallen ließ und dabei ausgiebig sein Foto studierte, eine Erektion bekam. Dann konnte er geradezu spüren, wie Henri und er ihre Körper aneinander rieben.

Den Bauernhof verließ er nie; er hatte überhaupt nicht das Bedürfnis, mit den anderen mal nach Hamburg oder nach Lübeck zu fahren. Es hatte ihm gereicht, als er auf der Fahrt zur Landkommune in Hamburg auf den Nahverkehrszug warten musste; zu grell, zu laut und ziemlich übel riechend. Er war die Stadt nicht gewohnt; schon der Gedanke daran bereitete ihm Schmerzen. Das ging den anderen der Kommune offenbar nicht so. Sie fuhren oft „in die Stadt“, die manchmal Lübeck, meistens aber Hamburg war. Dort hatten sie jeweils Kontakte zu einem Bauwagenplatz und auch zu einem besetzten Haus in Hamburg. Nicht selten waren Übernachtungsgäste aus der Stadt auf dem Hof, manchmal sogar für zwei oder drei Wochen. Für Gäste gab es genügend Platz; so groß, wie der Hof war, hätten dort mehr als doppelt so viele Menschen unterkommen können, als dort lebten.

Patrik war bereits seit zwei Jahren in der Kommune, ohne sie auch nur ein einziges Mal verlassen zu haben, als eine schwangere Frau für einige Tage zu Be-

such kam. Sie war wohl aus dem befreundeten besetzten Haus in Hamburg, Patrik war sich nicht sicher. Auf jeden Fall kannte er sie nicht, obwohl er inzwischen einige aus dem besetzten Haus und den Bauwagenplätzen kannte, weil sie immer wieder zu Besuch auf dem Bauernhof waren. Die Frau war aber zum ersten Mal hier und hatte sich vorgenommen, ihr Kind fernab der Großstadt inmitten der ländlichen Idylle zu bekommen. Das konnte sie auch gut tun, denn eine der Bewohnerinnen war ausgebildete Hebamme. Das Kind kam bereits eine Woche nach ihrer Ankunft. Die Geburt war sehr unproblematisch und dauerte gerade mal zwanzig Minuten; Patrik war zusammen mit der Hebamme dabei. Das Kind, ein Junge, war faltig wie ein Greis und hatte eine purpurrote Hautfarbe; es war so klein, dass es vollständig auf den zugegebenermaßen großen Handteller seiner Mutter passte. Die gab ihm den Namen Johan, weil sie kurz zuvor einen Kinofilm gesehen hatte, in dem ein schwuler Johan vorkam, den sie sehr attraktiv fand. „Johan klingt doch ziemlich altmodisch“, wand Patrik ein, „Warum nennst du ihn nicht Jan oder so, das klingt doch viel besser, oder wenigstens Johannes?“ „Mir gefällt der Name“, entgegnete die Frau, „Vielleicht bin ich ja ein bisschen altmodisch.“ Sie reiste am nächsten Tag mit dem Baby wieder ab. Patrik musste in der folgenden Zeit immer wieder an den kleinen Johan denken: Dass Neugeborene so hässlich aussehen und eigentlich kaum etwas menschliches ausstrahlen, hatte er wirklich nicht erwartet. Die Vorstellung, so ein Wesen im eigenen Körper zu haben, gruselte ihn. Zum Glück war er keine Frau.

Zwei Jahre waren eigentlich genug, um auf dem Bauernhof zu leben. Es war mit den Leuten dort immer noch angenehm und sehr entspannt, aber Patrik war ihnen in der Zeit nicht näher gekommen und fühlte sich, ähnlich wie in João's Restaurant, ein bisschen wie ein Fremdkörper. Nicht weil er so behandelt wurde, im Gegenteil, die Leute dort hatten ihn genauso wie João von Anfang an angenommen und wie ein Familienmitglied angesehen. Es war sein Gefühl, die Distanz, die er tagtäglich verspürte, ein grundsätzliches Fremdsein. Es war auf jeden Fall wieder Zeit für eine Veränderung, das spürte er deutlich. Inzwischen konnte er sich gut vorstellen, in der Stadt zu leben. Dort war ständig etwas los, es war das Gegenteil der tagtäglichen Routine auf dem Land. Allerdings fehlten ihm dazu die Möglichkeiten; er hatte kein Geld, keine Wohnung und keine Arbeit. Auf's Geratewohl irgendwohin zu gehen, etwa zu einem der Bauwagenplätze, und zu hoffen, dass er dort aufgenommen wurde, war ihm zu

riskant, zumal er nicht wusste, wovon er dann leben sollte. Er fing an, jede Woche das Abendblatt zu studieren, das einer der Bewohner immer mitbrachte, wenn er in der Stadt war. Insbesondere in der Wochenendausgabe gab es dort jede Menge Stellenanzeigen, aber da war nie etwas dabei, was sich Patrik ernsthaft vorstellen konnte zu tun. So vergingen wieder Monate, in denen sich Patrik geistig immer mehr von der Kommune entfernte. Der Bauernhof war wie eine Zeitfalle und manchmal wachte Patrik nachts auf, weil er träumte, dass er ihr nie wieder entkommen würde. Ein Tage war wie der andere, eine Woche wie die nächste und flugs war ein Monat vergangen, dann noch einer; es wurde Winter, Frühjahr und wieder Sommer. Das Einzige, das sich änderte, war die Kleidung, die er anhatte, mal drei Pullover, Mütze und Kapuze, dann ein oder zwei Pullover und nur die Kapuze, dann nur T-Shirt und ab und zu einen Pull-over – so wie jetzt. Demnächst kam wieder die Pulloverzeit, dann war er schon drei Jahre auf dem Bauernhof; wieder ein Jahr vergangen. Wenn er wenigstens etwas Geld hätte, dann könnte er in einem besetzten Haus oder auf einem Bauwagenplatz unterkommen und hätte Zeit, nach einer Arbeit zu suchen. Er brauchte ja nicht viel zum Leben. Aber das hatte er nicht und da war ein Job zwangsläufig der erste Schritt in ein neues Leben.

An einem Abend las er im Abendblatt eine Anzeige, „Du (m) bist außergewöhnlich und stehst mir (w) für eine außergewöhnliche Bezahlung für außergewöhnliche Dienste zu Verfügung? Wenn du unter dreißig bist, schreibe mir etwas über dich.“ Dazu war eine Postfachnummer in Hamburg angegeben. Das klang ziemlich interessant, zumal das „Gewöhnliche“ bei Patrik nicht funktionierte. Es klang auch ziemlich geheimnisvoll und es musste ja Gründe geben, dass die Urheberin der Anzeige nicht schrieb, worum es konkret ging. Aber die Anzeige stand in der Rubrik „Stellenangebote“ und eine „außergewöhnliche“ Bezahlung für einen ebensolchen Job, könnte durchaus etwas sein, was Patrik weiterhelfen könnte. Er dachte noch eine ganze Weile darüber nach und fing noch in der Nacht an, so etwas wie seine Lebensgeschichte zu schreiben. Vom Rauswurf aus dem väterlichen Haushalt, über die Erotik mit Henrik, den Urlaub in Portugal, von dem er erst acht Jahre später zurückkam und schließlich dem Leben in einer Landkommune. Er erwartete nicht, dass die Urheberin der Anzeige ihm antwortete, aber es tat gut, das alles aufzuschreiben und am Ende irgendwohin zu schicken, wo es irgendjemand las. Zu seiner Überraschung kam schon eine Woche später ein Antwortbrief. „Das ist die abgefahrenste Geschichte, die mir

jemals jemand geschrieben hat“, schrieb Silke, wie die Frau hieß. Sie schrieb, dass es darum ging, ein Hundekostüm anzuziehen und für sie einen Nachmittag lang in einer Art Rollenspiel einen Hund zu spielen. Dafür bot sie 500 Mark; 500 für einen Nachmittag! Patrik war sich sicher, dass sie versehentlich eine Null zu viel geschrieben hatte und 50 Mark meinte. Das war schon ganz schön viel für ein paar Stunden Rollenspiel. Sie hatte eine Telefonnummer angegeben und schrieb, er sollte sie anrufen, wenn er immer noch interessiert war. Das tat er und fragte gleich, „Du hast dich verschrieben und meinst 50 Mark, oder?“ „Fünfhundert“, antwortete sie, „und wenn es gut klappt, können wir es immer wieder machen. Aber ich bin anspruchsvoll; ich möchte schon etwas außergewöhnliches, einen außergewöhnlichen Typen, der einen außergewöhnlichen Hund spielt.“ 500 Mark, das konnte sich Patrik nicht entgehen lassen. Sie nannte ihm eine Uhrzeit und eine Adresse in Hamburg. „Und sei pünktlich“, sagte sie, bevor sie auflegte.

Die Adresse war eine Villa, die hinter einer hohen Mauer verborgen war. Patrik zögerte, bevor er klingelte; wer für einen Nachmittag 500 Mark ausgeben konnte, musste in einem solchen Haus wohnen, dachte er. „Ich hole dich ab“, hörte er Silkes Stimme aus einem Lautsprecher. Kurz darauf öffnete sie die Tür in der Mauer. Sie gingen einen gewunden und mit Büschen gesäumten Weg bis zum Eingang der Villa. „Komm mit“, sagte Silke, als sie im Haus waren, und ging die Treppe hinauf. Oben an der Treppe gab es zwei Türen, eine direkt vor ihnen und eine an der Seite. „Das ist der Umkleideraum“, erklärte sie und öffnete die Tür an der Seite, „Du benutzt immer nur diesen Eingang, niemals kommst du durch die andere Tür in die Wohnung.“ In dem kleinen Umkleideraum stand als einziges Möbelstück ein kleiner Tisch, auf dem ein weißer Overall und ein Fellkostüm lag und noch etwas aus Leder, was Patrik nicht so richtig einordnen konnte; es sah wie eine Lakritzstange aus, an der Schnallen befestigt waren. „Die Unterhose behältst du an, alles andere ziehst du aus“, wies ihn Silke an, „Dann ziehst du erst einmal den Spandex-Overall an; der Fellanzug ist sonst nicht so angenehm direkt auf der Haut.“ Sie sah ihn an, „Du kannst ruhig mit dem Umziehen anfangen.“ Dann ging sie und ließ Patrik alleine. Er zog sich aus und zwängte sich in den Overall, der sich eng an seinem Körper anlag. Er hatte eine Kapuze, Fäustlinge, Füßlinge und vorne einen Reißverschluss. Damit sah er aus wie ein Taucheranzug allerdings aus einem dünnen, dehnbaren Stoff. Silke kam durch die andere Tür und sagte, „Passt perfekt; und

jetzt schnallst du dir die Rute um.“ Sie gab ihm das Teil aus Leder, das Patrik jetzt als eine Art Hunde-Dildo mit Bändern und Schnallen erkannte. „Richtig eng und fest“, sagte Silke, „Sie darf nicht verrutschen.“ Als sich Patrik den Dildo umgeschnallt hatte, hielt ihm Silke den Fellanzug hin, „Damit muss ich dir helfen.“ Der Fellanzug war weiß mit schwarzen Punkten und stellte offensichtlich einen Dalmatiner dar, der mit seinen großen Augen und der hechelnden Schnauze ziemlich treu-doof aussah. Als er mit seinen Händen und Füßen im Anzug steckte, schob Silke die umgeschnallte Rute durch ein kleines Loch, das sich auf der Höhe seines Glieds befand. An den Knien war der Anzug ein wenig gepolstert und an den Pfoten versteift, sodass Patrik die Hände nur noch als Pfoten zum Laufen benutzen konnte. Schließlich zog sie ihm die Hundemaske über und den Reißverschluss auf dem Rücken zu. Der Anzug war richtig eng; ohne fremde Hilfe würde er ihn nicht mehr ausziehen können. Zusammen mit dem Overall darunter, lag er wie eine zweite Haut an, als wenn er genau für seine Größe angefertigt worden wäre.

„Wenn du das Hundekostüm anhast, bist du ein Hund“, erklärte Silke, „Du redest nicht, du gehst nicht auf zwei Beinen und du machst, was ich dir befehle, verstanden?“ Sie ging und verschloss hinter sich die Tür. Patrik erkannte, dass beide Türen, sowohl die zum Treppenhaus als auch die zur Wohnung, innen keine Klinke hatten, sodass er in dem kleinen Raum eingesperrt war. Er kniete auf dem Boden, stützte sich mit den Händen ab und wartete. Es war ganz schön warm in dem Kostüm. Nach einer Weile öffnete Silke die Tür und legte ihm wortlos ein Lederhalsband um. „Da ist dein Körbchen“, sagte sie und zeigte auf eine Art Hundehütte, die aus Bast geflochten war und wie ein Iglu aussah. Patrik kroch quer durch das große, helle Zimmer und zwängte sich in sein Körbchen. Er musste sich eng zusammenrollen, um darin Platz zu haben; es fühlte sich an, wie gefesselt zu sein, und war sehr unbequem. In was für eine bescheuerten Situation war er jetzt geraten? Am liebsten hätte er das Spiel abgebrochen, bevor es begonnen hatte. Doch er konnte sich die 500 Mark nicht entgehen lassen und dachte an die Anweisung, die ihm Silke gegeben hatte, „Wenn du das Kostüm anhast, bist du ein Hund.“ Genauso musste er sich verhalten, das heißt, er musste sich nicht nur so verhalten, er musste wie ein Hund werden. In seinen Gedanken stellte er sich den Dalmatiner vor und schlüpfte in seinen Körper. Er konnte spüren, was dieser Dalmatiner spürte, er konnte hören, was er hörte und er sah, was der Hund sah; er sah plötzlich kei-

ne Farben mehr, aber konnte dafür ganz hohe, schrille Töne hören, die vorher nicht dagewesen waren. Vor allen Dingen spürte er einen enormen Bewegungsdrang, der sich überhaupt nicht damit vertrug, zusammengekauert in diesem Bast-Iglu zu liegen. Er ging vorsichtig hinaus und lief dann durch das Zimmer, nachdem Silke keine Reaktion zeigte. Er erkundete das Zimmer und schnupperte an allem, was ihm dabei begegnete. So intensiv hatte er noch nie gerochen. Es fühlte sich überhaupt sehr spannend an, ein Hund zu sein. Patrik bemerkte gar nicht, wie die nächsten Stunden vergingen. Kontakt mit Silke hatte er dabei kaum, allerdings spürte er sie genau, wo sie gerade war und was sie gerade tat, obwohl er sie die meiste Zeit nicht sah.

Schließlich öffnete Silke die Tür zur Garderobe und schickte ihn hinein. Sie nahm ihm das Halsband ab und half ihm, das Fellkostüm auszuziehen. „Gar nicht schlecht, mein kleiner Dalmatiner“, sagte sie und reichte ihm ein Bündel mit Fünfundzwanzigmarkscheinen, „Zähl nach.“ Es waren zehn Scheine; Patrik konnte es gar nicht fassen, so viel Geld hatte er bisher nicht annähernd in der Hand gehabt. „Wir können uns gerne wieder treffen“, sagte Silke, „Ruf mich in zwei Wochen an.“ Patrik ging zum Bauwagenplatz und fragte, ob er dort übernachten konnte. Dabei ging es ihm nicht nur um die Übernachtung sondern darum, auszuloten, ob er dort wohnen konnte. In der Kommune hatte er mitbekommen, dass einer der Bauwagenplatzbewohner seinen Bauwagen verkaufen wollte. Patrik bekam den Wagen als Übernachtungsplatz angeboten. Tatsächlich war der Wagen noch nicht verkauft; 300 Mark wollte sein Besitzer dafür haben. „Das ist ein guter Preis“, erklärte der Platzbewohner, der Patrik den Bauwagen zeigte, „Der Wagen ist gut im Schuss und hat obendrein einen Ofen.“ Patrik entschied sich am nächsten Morgen, den Bauwagen abzukaufen und auf den Bauwagenplatz zu ziehen. Ihm wurde erklärt, dass von den Platzbewohnern ein politisches Engagement und eine vegetarische Lebensweise erwartet wurde. „Am besten vegan“, hieß es, „Soweit du es hinbekommst. Küche und Kloputzen machen wir hier gemeinsam.“ Patrik konnte es nicht fassen, dass er nun so schnell den Umzug nach Hamburg organisiert hatte. Demnächst auf den Bauwagenplatz zu ziehen, war eine richtig gute Aussicht. Er brach früh wieder auf, um den Leuten in der Kommune seine Umzugspläne mitzuteilen.

Als er auf dem Bahnsteig stand, sah er jemanden auf dem Nachbarbahnsteig stehen, der seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Wahrscheinlich lag es daran, dass er ein Pfadfinderhemd trug, noch dazu mit einem Rollkragenpullover dar-

unter. Ohne viel darüber nachzudenken, ging er zu ihm herüber. Offensichtlich hieß er Adrian; so stand es zumindest auf dem Hemd. So, wie er aussah, war er älter als Patrik; wäre er jünger gewesen, hätte es gut auch Patriks jüngerer Bruder Lenny sein können. Zumindest sah er so aus, wie sich Patrik Lenny vorstellte; er hatte ihn ja schon seit über zehn Jahren nicht mehr gesehen, da war er noch ein Kind.

Adrian, der gar kein Pfadfinder war, war auf dem Weg, seinen toten Onkel auf einem Friedhof irgendwo im Wald zu besuchen. Patrik entschied sich spontan, ihn zu begleiten, einen etwas verschrobeneren Typen im Pfadfinderhemd mit einem merkwürdigen Namen irgendwohin mitten in einem Wald, das klang gut. Er wusste nicht warum, aber irgendwie hatte er das Gefühl, dass sie zusammen passten. Auf jeden Fall redete dieser Adrian nicht viel, was Patrik sehr angenehm fand; er fragte ihn lediglich, ob er auch in Hamburg wohnte. Patrik wollte nicht so viel von sich erzählen, vor allen Dingen nicht, dass er gerade auf einen Bauwagenplatz gezogen war. Stattdessen sagte er, dass er zu einer Frau ziehen wollte, die er in Hamburg kannte; obwohl es nicht stimmte. Ihr Ziel war irgendein Dorf, das Patrik nicht kannte; als sich Patrik wieder die Mütze und die Kapuze aufsetzte, holte Adrian eine Kindermütze mit Bommel aus der Tasche und zog sie sich über; das war wirklich ein verschrobener Typ. Patrik fühlte sich von diesem Menschen auf fast magische Weise angezogen. Adrians Onkel hieß wie er Adrian und war auf den Tag genau ein Jahr vor seiner Geburt gestorben, vor fast vierunddreißig Jahren. Adrian sah bedeutend jünger aus als dreiunddreißig, Patrik hätte ihn auf unter dreißig geschätzt, vielleicht zwei Jahre älter als er selbst. Sie fuhren wieder zusammen zurück nach Hamburg und Adrian gab ihm eine Telefonnummer; es war ein ausgesprochen schöner Ausflug. Patrik fuhr gleich weiter zur Landkommune und musste immer wieder an diesen merkwürdigen Adrian im Pfadfinderhemd denken. Ganz bestimmt würden sie sich wieder treffen.

Patrik war überrascht, wie betroffen die Leute in der Kommune waren, als er ihnen eröffnete, dass er nach Hamburg auf den Bauwagenplatz ziehen würde. „Aber du gehörst doch zur Familie“, sagte eine der Frauen. Das hatte Patrik nie so gesehen, er fühlte sich immer ein bisschen wie ein Fremdkörper, so wie der inzwischen erwachsene Jugendliche. Eigentlich hatte Patrik vorgehabt, gleich am nächsten Tag nach Hamburg zu ziehen, aber weil alle seine Entscheidung so bedauerten, wartete er damit noch ein paar Tage. Auf dem Bauwagenplatz

fühlte er sich gut, die Leute dort waren nett und schätzten seine Kochkünste. Deswegen musste er auch nicht das Klo reinigen und es störte auch niemanden, dass er nicht an den politischen Aktionen teilnahm. Es war eine gute Entscheidung, dorthin zu ziehen. Er verabredete sich auch wieder mit Silke und fuhr zu ihrer Villa. „Mit Mütze und Kapuze“, begrüßte sie ihn, „Du bist wirklich ganz schön verrückt.“ Dann zwängte er sich wieder mit ihrer Hilfe in das Hundekostüm. „Du könntest mich genauso gut in eine Zwangsjacke stecken“, sagte er und Silke antwortete, „Gute Idee eigentlich, ich werde darüber nachdenken.“ Anders als beim ersten Mal beschäftigte sie sich diesmal viel mit ihm, das heißt, mit dem Dalmatiner, den er verkörperte. Er legte seinen Kopf auf ihren Schoß, ließ sich streicheln und musste Ringe apportieren, was mit der Stoffschnauze gar nicht so einfach war. Dadurch, dass er sich mit seiner Hunderolle identifizierte, war das alles auch in Ordnung; als Patrik hätte er das Rollenspiel nicht ertragen. Offenbar war das die Kunst, nicht einen Hund zu spielen, sondern wirklich einer zu sein. Silke war wieder sehr zufrieden mit ihm und verabredete sich ein weiteres Mal mit ihm. Beim dritten Treffen kam auch die Rute zum Einsatz, die er immer umgeschnallt hatte: Damit sollte er Silke penetrieren. Das war ganz schön schwierig, auch als Hund. Es war im Grunde das erste mal, dass er mit einer Frau so etwas wie Sex hatte, wenn man das so nennen kann. Silke fand es offensichtlich sehr anregend; sie stöhnte laut und wollte gar nicht mehr aufhören. Patrik musste dabei ständig daran denken, wie er von Henrik und später von Henri penetriert wurde; alleine diese Gedanken waren schmerzhaft – und erregend zugleich, was das Ganze noch unangenehmer machte.

„Ich mach dir ein Angebot“, sagte Silke, nachdem sie ihn aus dem engen Kostüm befreit hatte, „Du kannst bei mir einziehen und bekommst dazu noch ein Taschengeld, mit dem du garantiert zufrieden sein wirst. Komm mit.“ Sie ging die Treppe hinunter und Patrik folgte ihr in die untere Wohnung. „Das ist deine Suite.“ Sie öffnete nach und nach die Türen, die vom Flur abgingen, „Badezimmer mit Wanne, Küche, Schlafzimmer, Arbeitszimmer und hier noch das Atelier.“ Patrik war sprachlos. Er hatte schon lange nicht mehr gezeichnet und das Atelier weckte in ihm unmittelbar den Wunsch, es wieder zu tun. „Als Gegenleistung spielst du mit mir“, erklärte Silke, „Ich bin oft unterwegs, dann hast du viel Zeit für dich, aber wenn ich hier bin, bist du für mich da, mindestens ein paar Stunden am Tag. Ich denke, das ist ein gutes Angebot: Kost und Logis in

einer Suite mit Atelier gegen vielleicht eine Woche lang nachmittags Rollenspiel im Monat.“ Patrik sah sich um; es war wirklich ein gutes Angebot. „Was ist?“, fragte sie, „Du musst doch nicht ernsthaft darüber nachdenken?“ „Nein“, antwortete Patrik, „Ich meine, ja, ich nehme das Angebot an.“ Von dem Bauwagenplatz in diese Villa zu ziehen, fühlte sich ausgesprochen unwirklich an. Den Leuten auf dem Platz erzählte er nicht, wo er hinzog; er griff zu einer Notlüge und sagte, er würde wieder zurück aufs Land ziehen, weil er das Stadtleben nicht vertrug.

Dann war er da, bei Silke, mit dem, was er anhatte und einer Tüte mit seiner restlichen Kleidung; sonst hatte er nichts. „Und was ist mit deinen Sachen?“, fragte sie und, als Patrik sagte, dass in der Tüte alles war, was er hatte, lachte sie, „Du bist wirklich nicht von dieser Welt; so jemand verrücktes habe ich noch nie kennengelernt und ich habe schon mit einigen irren Typen zu tun gehabt. Paddy. Ab jetzt heißt du Paddy, das geht auch als Hundename.“ Einen Hundnamen zu haben, wäre für Patrik noch in Ordnung gewesen, aber nicht Paddy; das klang so richtig blöde, so ähnlich wie Lenny, nur noch blöder. „Du kannst mich Pat nennen, so nennen mich die meisten, aber bitte nicht Paddy.“ „Paddy“, sagte Silke und lachte, „Na gut, ich bin ja kein Unmensch, Pat ist auch ok, das klingt so wie pet; weißt du, was pet bedeutet?“ Patrik schüttelte den Kopf. „Das ist Englisch und heißt Haustier.“ Dabei lachte sie laut auf; Patrik fand es nicht lustig, offenbar verstand er die Pointe nicht.

Er lebte bereits einen Monat bei Silke, wobei sie nur die erste Woche nach seinem Umzug da war. Die letzten drei Wochen war er alleine in der Villa. Sie hatte ihn eindringlich davor gewarnt, die oberen Stockwerke zu betreten; „Wenn ich das mitbekomme, werfe ich dich sofort raus, hast du verstanden?“, sagte sie und bestand darauf, dass Patrik, „Ja ich habe verstanden“, antwortete. Es gab auch keinen Grund nach oben zu gehen, denn er hatte ja unten Platz genug, viel mehr als er brauchte. Auch sonst hatte er mehr als er brauchte. Er bekam so viel Geld, dass er überhaupt nicht wusste, wofür er es ausgeben sollte. Bisher hatte er sich lediglich ein paar neue Kleidungsstücke gekauft, lange Unterhosen und Sweatshirts; davon konnte man in dem kalten Deutschland nicht genug haben. Auf dem Bauernhof hatte er sich immer von jemanden Sachen zum Überziehen geliehen, wenn es kalt war, jetzt brauchte er selbst warme Kleidung. Er hatte auch vor, eine Musikanlage zu kaufen; von dem Geld, das er bekommen hatte, konnte er sich eine richtig gute leisten. Und dann

musste er noch nicht einmal putzen, denn zweimal pro Woche kam eine Putzfrau, eine Frau aus Brasilien, mit der er sich auf Portugiesisch unterhalten konnte. Er hatte viel Zeit und wieder mit Zeichnen begonnen. Im Atelier war alles, was er sich dafür wünschen konnte. An diesem Nachmittag zeichnete er Adrian in seinem Pfadfinderhemd mit seinem Namen darauf und einem Rollkragenpullover darunter. Es kam ihm einfach so in den Sinn, er wusste auch nicht, warum. Tatsächlich hatte er schon lange nicht mehr an ihn gedacht, doch plötzlich tauchte er in seinen Gedanken auf, so deutlich, als wäre Patrik gerade eben noch mit ihm zusammen gewesen. Mit der Zeichnung war er sehr zufrieden; er hatte ihn genauso getroffen, wie er ihn in Erinnerung hatte: Ein faszinierender wie merkwürdiger Typ mit einem irgendwie komischen Namen und komischen Kleidungsstil. Darunter schrieb er „Adrian Jansen 23.11.1961 –“. Dabei konnte er genau die Grabsteininschrift sehen, „Adrian Jansen 5.2.1938 – 23.11.1960“. In diesem Moment fiel ihm auf, dass Adrian am nächsten Tag Geburtstag hatte, und er beschloss, ihn zu diesem Anlass anzurufen.

Patrik rief ihn an und besuchte ihn, weil er offenbar nichts vorhatte; er war daher auch der einzige Geburtstagsgast. Adrian hatte wieder sein Pfadfinderhemd mit dem Rollkragenpullover an; aber er das immer trug? Er wohnte bei seinem älteren Bruder, weil er sich keine eigene Wohnung leisten konnte. Patrik hatte spontan die Idee, ihn bei sich einzuziehen zu lassen, bei Silke, um genau zu sein. Irgendwie faszinierte ihn dieser Junge in dem Pfadfinderhemd, der mit seinen dreiunddreißig Jahren immer noch wie ein Jugendlicher wirkte, der gerade seine Pubertät hinter sich gebracht hatte. Vor allen Dingen, dass es ihn offenbar nicht störte, anders zu sein, sondern dass er es geradezu kultivierte. Irgendwie erinnerte er ihn ein bisschen an seinen jüngeren Bruder Lenny, der die Hemden oft auch mit einem Rollkragenpullover darunter getragen hatte, und wohl auch, weil er eine geradezu asexuelle Ausstrahlung hatte, ganz anders als etwa Henrik oder Henri. Jemand, der scheinbar nicht alterte und Pfadfinderhemden trug, obwohl er kein Pfadfinder war, konnte kein Interesse an banalem Sex haben, das passte überhaupt nicht zusammen.

Das machte ihn für Patrik interessant, denn es war ja der Sex, der seine Beziehungen mit Henrik und danach mit Henri zerstört hatte. Durch den Sex wurde etwas, was ihm viel bedeutete, ins Profane gezogen und zu etwas banalem gemacht, was es einfach nicht sein durfte. Patrik war neugierig, diesen Adrian kennenzulernen und fand, es war wirklich eine gute Idee, mit ihm zusammen

zu wohnen. Wenn es nicht klappte, konnten sie ja wieder auseinander ziehen und wie bisher eigene Wege gehen. Adrian war froh, dass er aus der Wohnung seines Bruders ausziehen konnte und schon eineinhalb Wochen später war es soweit. Adrian staunte, als er die Villa sah. „Drei Stockwerke für nur eine Person“, erklärte Patrik, „Ist das nicht verrückt? Da ist es nur richtig, wenn auch für Typen wie uns etwas davon abfällt.“ Adrian konnte im Arbeitszimmer wohnen, da Patrik das Atelier als sein Arbeitszimmer hatte. So machte dieses Zimmer Sinn und stand nicht wie bisher leer, ohne eine Funktion zu haben. Sie harmonierten von Anfang an gut miteinander, vor allen Dingen weil Adrian nicht viel redete. Sie mussten auch nicht viel miteinander reden; sie verständigten sich, indem sie einfach nur sich selbst waren, fast so, als würden sich ihre Gedanken übertragen. Es fühlte sich alles leicht an, lief wie von selbst, ohne etwas dafür tun zu müssen. Richtig schön waren die Momente, wenn sie zusammen an der nahen Elbe standen, einfach nur da waren und sich spürten; das taten sie manchmal stundenlang. Dabei war Adrian warm eingepackt in einen Parka, der mit einem dicken Kunstfell gefüttert war und den er immer mit der Kapuze auf trug – und seiner Kinder-Bommel-Mütze darunter. Das passte zu ihm wie sein witziger Name, Adrian, das Meer. Er war wie das Meer, bereit alles aufzunehmen, was an seine Ufer kam, dachte Patrik, während er selbst wie ein Fels war, wie die Klippen in Portugal, die standhaft blieben, während Tag und Nacht die Brandung gegen sie schlug. Ja, Adrian war die Brandung, die ihm bisher gefehlt hatte und die er brauchte, um sich zu spüren, als Fels, als Klippe, über die diejenigen stürzten, die ihn nicht erkannten.

Er hörte als erstes das Wort „Polizei“, als er die Tür aufschloss, und sah dann Silke und Adrian im Flur. Silke war sehr aufgebracht. Patrik hatte nicht erwartet, dass sie so früh wieder nach Hause kam. Er hatte eigentlich vorgehabt, ihr alles zu erklären, bevor sie auf Adrian traf; dafür hatte er sich auch schon eine gute Argumentation ausgedacht, aber die nützte jetzt in dieser Situation nichts. Silke hatte sich schon richtig in Wut geredet. Patrik hätte sie vorher fragen müssen, das war klar, aber dann hätte sie garantiert abgelehnt, Adrian aufzunehmen. Jetzt konnte er nichts anderes tun, als sich ihre Beschimpfungen anzuhören. Die beendete sie damit zu sagen, dass sie höchstens bis Neujahr bleiben konnten. Dann befahl sie Patrik, mit ihr nach oben zu gehen. Als er sich ausgezogen hatte und den Spandex-Overall nahm, riss sie ihn ihm aus der Hand, „Heute mal ohne.“ Sie zwängte ihn grob in das Fellkostüm, das ohne

den Overall höllisch kratzte und juckte, aber trotzdem noch eng anlag. Während er im Umkleideraum wartete, hörte er, wie sie Möbel hin und her schob. Dann öffnete sie die Tür, legte ihm das Halsband um und zog ihn daran unsanft durch das Zimmer zu einem Zwinger, den sie dort aufgestellt hatte. Es war ein engmaschiger Käfig, der gerade groß genug war, dass Patrik auf allen Vieren hineinkriechen konnte. Als er drin war, befestigte Silke den Ring an seinem Halsband mit einem Karabinerhaken oben an den Käfig, sodass er auf den Boden schauen musste und seinen Kopf kaum bewegen konnte; überhaupt konnte er sich in dem Käfig kaum bewegen und das Fellkostüm juckte an seinem ganzen Körper. Schon nach kurzer Zeit kamen ihm vor Schmerz und Verzweiflung die Tränen; es war eine echte Folter, was Silke mit ihm machte. Er biss die Zähne zusammen und zählte immer wieder bis hundert, ungezählte Male. Er stand schon Ewigkeiten völlig verschwitzt auf allen Vieren in dem Zwinger und erlitt das Kratzen und Jucken, das der Schweiß ungemein verstärkte. „Als einzige Entschuldigung akzeptiere ich dein räudiges Winseln.“ Räudiges Winseln? Das kam für Patrik überhaupt nicht in Frage, sich so zu demütigen. Stattdessen hielt er lieber die Folter aus, biss sich auf die Lippen, die Zunge und die Zähne und zählte; ewig. Unerbittlich kam aber der Punkt, an dem er nicht mehr konnte; inzwischen schmerzten auch die Arme und Knie, verkrampften sich die Waden, es ging einfach nicht mehr. Patrik versuchte, winselnde Geräusche von sich zu geben, erst zaghaft und dann laut und deutlich. Doch Silke lachte nur. Die einzige Möglichkeit, die Patrik sah, war, die Situation zu anzunehmen und zum Dalmatiner zu werden. Es fiel ihm schwer, aber es gelang ihm schließlich.

Einen kurzen Moment darauf hörte er, wie er ein Fiepen von sich gab, das sich wie das eines Hundes anhörte. Er erschrak über sich selbst, darüber, wie er durch so eine Folter dazu gebracht werden konnte, sein Menschsein zu verraten. Dabei war es ja noch nicht einmal eine echte Folter; er musste lediglich ein paar Stunden auf allen Vieren stehen, in einem Ganzkörperanzug, der überall kratzte. Dann hörte er Silke kommen, „Na also, geht doch“, sagte sie und löste den Karabinerhaken. Patrik kroch rückwärts aus dem Zwinger und ließ sich von Silke am Halsband in den Umkleideraum ziehen. Wortlos half sie ihm, das Dalmatinerkostüm auszuziehen; Patrik musste sich unweigerlich kratzen, überall juckte es. „Bis Ende Januar“, sagte Silke, „Dann sehen wir weiter.“ „Und Adrian?“, fragte Patrik. „Adrian heißt er also“, sagte Silke, „Er ist dir scheinbar wichtig, dieser Adrian.“ Patrik dachte darüber nach: Er wusste es nicht. Er

kannte Adrian noch gar nicht richtig und ihm war obendrein überhaupt nicht klar, was für ein Verhältnis sie hatten. Er hatte sich darüber noch keine Gedanken gemacht; irgendwie war es auch egal. Aber es war auf jeden gut, mit ihm zusammen zu wohnen, und er war auf jeden Fall auch ein besonderer Mensch. Während Patrik noch nachdachte, sagte sie, „Ok, er kann auch bleiben. Aber wehe, du schleppst hier nochmal ungefragt so einen Typen an, oder auch eine Frau, ganz egal, dann – das willst du gar nicht wissen, was dann passiert, verstanden?“ „Verstanden“, antwortete Patrik und zog sich an. Zum Glück war seine krebsrote Haut von seiner Kleidung verdeckt; er hätte sonst nicht gewusst, wie er Adrian erklären sollte, was bei Silke passiert war. „Sehe es als ein Zeichen dafür, wie viel mir deine Dienste wert sind“, sagte sie, als er schon die Treppe hinunter ging.

Patrik musste immer wieder darüber nachdenken, was genau ihn an Adrian so faszinierte, aber er fand keine plausible Antwort. Auf jeden Fall fand er es angenehm, mit ihm zusammen zu wohnen, viel besser als alleine zu sein. Vor allen Dingen fühlte es sich sehr vertraut an mit ihm und auch sehr unproblematisch; es gab keine Irritationen und auch sonst keine Probleme. Manchmal spürte Patrik so etwas wie eine geistige Verwandtschaft, obwohl sie doch sehr unterschiedlich waren, vermutlich weil sie beide auf ihre jeweilige Weise aus dem Rahmen fielen. Sie waren irgendwie wie Brüder und manchmal fragte sich Patrik, ob er nicht tatsächlich ein bisschen wie sein Bruder Lenny war. Mit Henrik und Henri war es ganz anders; sie waren nicht wie Brüder sondern eher wie Geliebte. Das war ja das Problem, dass für sie Sex dazu gehörte, so selbstverständlich, dass sie es einfach taten, ungefragt. Sie hatten nicht verstanden, dass Patrik ihre Nähe mochte, nur eben nicht als Geliebter – und das hatte fatale Konsequenzen. Adrian war dagegen ein Bruder und kein Geliebter; er hatte kein Interesse an Sex, da gab es keine Zweifel, er strahlte es geradezu aus. Er lebte in einer Welt, in der Sex schlicht nicht vorkam, so wie Patrik, der damit auch nichts anfangen konnte. Mit ihm zusammen zu sein, an der Elbe, ohne zu reden, ohne an irgendetwas zu denken und leer zu werden, das waren die schönsten Momente, die Patrik überhaupt erlebt hatte. Wenn er an Adrian dachte, erschien in seinem Geist das Bild von einem Menschen, der eingepackt in einen dick gefütterten Parka vor ihm stand, mit dem Fluss im Hintergrund, der ins Meer führte, in den Ozean, Adrian. Er führte Patrik in den Ozean,

in die unendliche Weite, in seiner Gegenwart konnte er die ganze Welt spüren, die Weite, und sich selbst darin wiederfinden.

Kurz vor Weihnachten träumte er sogar von Adrian, allerdings einen sehr bösen Traum: Er sah ihn in seinem Parka und mit Mütze und Kapuze auf an der Klippe in Portugal stehen. Es stürmte kräftig und das Tosen der Wellen lärmte geradezu. Dann sah er sich selbst an der Klippe stehen, wenige Zentimeter vom Abgrund entfernt, aber nicht als Patrik sondern in dem Dalmatiner-Kostüm. Dabei stand er auf zwei Beinen und sah mit der umgeschnallten Rute, die steil nach oben stand, wie ein Dämon aus. „Was hast du getan“, hörte er Adrian rufen; offenbar sah er sich aus seinen Augen. Adrian kam einen Schritt auf ihn zu und stieß ihn hinab; und er fiel und fiel und hörte nicht mehr auf zu fallen. Er sah oben Adrian, der hinabblickte und sich immer weiter entfernte, bis er nicht mehr zu erkennen war. Dann wurde er wach und starrte wie gelähmt an die Decke. Erst nach einiger Zeit bemerkte er dass er und das Bett völlig nass geschwitzt waren. „Was hast du nur gemacht“, hallte es in ihm nach. Zwei Menschen hatte er auf dem Gewissen, Henrik und Henri, zwei Menschen, die ihm sehr nahe waren, die er geliebt hatte und die ihm am Ende zu nahe kamen, so nahe, dass er sie töten musste. Wird ihm Adrian womöglich auch einmal zu nahe kommen? Wie konnte es sein, dass ihm Menschen, die er mochte, vielleicht sogar liebte, so nahe kommen konnten, dass er sie töten musste? Er brauchte Abstand, um über all das nachzudenken. Am nächsten Tag erklärte er Adrian, dass sie über Weihnachten und Silvester nicht in der Villa bleiben konnten. So konnte er Zeit gewinnen, um über sich und seine Beziehungen zu diesen besonderen Menschen nachzudenken.

Er brauchte auch Zeit, um über die Rollenspiele mit Silke nachzudenken. Es kam bisher zwar nur drei Mal vor, dass er sie mit der Rute penetrieren musste; sonst spielte er nur einen Hund, ein völlig harmloses Spiel. Und das konnte er offenbar recht gut. Für ihn war es, als lebte bei Silke ein echter, lebender Dalmatiner, in den er schlüpfte, wenn er den Fellanzug anhatte. Manchmal, wenn sie zusammen an der Elbe standen, war ihm, als könnte er auch in Adrian schlüpfen und spüren, wie es war, seinen dicken Parka mit der Fellkapuze anzuhaben, sogar, wie es war, sein Pfadfinderhemd anzuhaben, mit dem Namensschild und dem Rollkragenpullover darunter. Und genau so spürte er, wie es war, Silkes Dalmatiner zu sein, sie als „Herrchen“ anzuerkennen, ihr zu dienen, von ihr belohnt oder bestraft zu werden. Ein Hund lebte nur für sein Herr-

chen, dachte alles nur von seinem Herrchen aus; das wusste Patrik, weil er es spürte. Spürte er Henrik oder Henri genauso? Er hatte früher nicht darauf geachtet, zumindest nicht bewusst, aber wahrscheinlich war es so. Manchmal wusste er nicht, wer oder was er eigentlich war, Adrian oder Silkes Dalmatiner oder vielleicht sogar Henri? An ihn hatte Patrik schon lange nicht mehr gedacht. Jetzt, wenn Henri aus seinen vergrabenen und verdrängten Erinnerungen auftauchte, spürte Patrik, dass er ihn immer noch faszinierte, so wie Adrian, vielleicht sogar mehr. Manchmal glaubte er, ihn zu spüren; war er vielleicht gar nicht tot, oder konnte er ihn spüren, obwohl er tot war? Er musste immer wieder an Joãos Geschichte von den toten Seeleuten denken, die an den Klippen von Sagres auf das Festland kamen. Dabei kam ihm sogar der Gedanke, er selbst könnte einer dieser Toten sein – und Adrian ein Bote, den ihm das Meer geschickt hatte, um ihn zurückzuführen, wohin er gehörte, ins Reich der Toten.

Als die Putzfrau anfang, Patriks Kleidung in eine Tüte zu stopfen, fragte er auf Portugiesisch, was sie vorhatte. Sie erklärte in ihrem brasilianischem Dialekt, der für Patrik nach wie vor recht komisch klang, dass ihr Silke aufgetragen hatte, seine Kleidung zu waschen. „Du stinkst wie ein Ziegenbock“, sagte sie und forderte ihn auf, seine Sachen auszuziehen und ihr für die Wäsche zu geben. „Du hast so ein schönes Badezimmer, warum benutzt du es nicht?“ Dass ihn die Putzfrau so direkt kritisierte, kam sehr unerwartet und Patrik zog sich ohne zu protestieren bis auf die Unterhose aus und ging duschen. Er hatte tatsächlich vor etwa drei Wochen das letzte Mal geduscht. Ihm genügte es, ein oder zwei Mal im Monat zu duschen; das hatte er schon immer so gemacht, seit er mit seiner Mutter und seinem Bruder in die Sozialwohnung verbannt wurde. Sein Schweißgeruch störte ihn nicht, im Gegenteil, er roch ihn gerne; offensichtlich ging es nicht allen so. Kurz darauf kam Silke und forderte ihn auf, wieder mit ihr zu spielen. „Bis wir fertig sind, sind deine Klamotten auch wieder trocken“, erklärte sie, „Für einen richtigen Hund gehört es sich, streng zu riechen, aber du übertreibst es damit, finde ich. Ich möchte, dass du in Zukunft mindestens einmal die Woche duscht.“ Diesmal war er deutlich länger bei Silke als sonst, bis spät abends. Nachdem sie ihn wieder aus dem Hundekostüm befreit hatte, erklärte sie, dass sie in den nächsten Wochen vorhatte, öfter zu Hause zu sein, und nur an einzelnen Tagen verreisen würde. „Das mit deinem Adrian ist ok“, sagte sie, „Scheint ja ein anständiger Typ zu sein. Ihr könnt natürlich

bleiben, solange du mir dienst. Du hättest mich nur fragen sollen. Ich bin kein Unmensch, aber ich bin und bleibe die Herrin hier im Haus.“

An Silvester war Patrik alleine in der Villa. Als von der Ferne das Feuerwerk hörte, war es wohl das erste Mal, dass er sich einsam fühlte, und er war froh, dass kurz darauf Adrian wiederkam. Der hatte sich zumindest äußerlich verändert: Wie Patrik hatte er kurze Haare und trug jetzt immer eine schwarze Hose und einen Kapuzenpullover. Statt seinem Parka zog er sich etwas unter den Kapuzenpullover, wenn sie nach draußen gingen, und statt seiner Kindermütze hatte er jetzt eine schwarze Mütze ohne Bommel. Es war offensichtlich, dass er versuchte, so auszusehen wie Patrik, was Patrik etwas befremdlich fand. Im Unterschied zu Patrik waren seine Sachen aber immer frisch gewaschen. Sonst blieb er sich aber gleich und ihr Verhältnis auch; sie lebten wie Brüder zusammen, schwiegen miteinander und spürten sich gegenseitig. Es war zeitlos, immer im Moment, und manchmal dachte Patrik, so war es wohl mit den Toten; auch sie „lebten“ zeitlos ohne Vergangenheit und ohne Zukunft. Ja, das war Adrian, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft, er war immer jetzt, genau in diesem Moment. Und dieser Moment war genau der Ort, an dem Patrik sich selbst begegnete und mit einer ungekannten Intensität spürte. Wahrscheinlich ging es Adrian genauso. So verging die Zeit, von Moment zu Moment, indem sie stillstand. Dass dazwischen immer wieder die Rollenspiele mit Silke stattfanden, war für Patrik auch in Ordnung, das heißt, es wäre in Ordnung gewesen, wenn Silke inzwischen nicht öfter von ihm penetriert werden wollte. Das fand er ziemlich problematisch, auch weil er immer wieder erschreckende und zugleich skurrile Träume davon hatte. Und auch, weil es nicht zu seinem Dalmatiner-Sein passte; der Hund, der er war, hatte kein Interesse daran, Frauen zu penetrieren, genauso wenig wie er in seinem Patrik-Sein. Kurz vor Ostern fasste er den Entschluss, das Verhältnis mit Silke zu beenden. Auf dem Bauwagenplatz gab es immer noch seinen Bauwagen, in dem eine Zeitlang jemand anderes wohnte, der aber inzwischen wieder ausgezogen war.

Als er Adrian verkündete, dass sie ausziehen würden, hatte Adrian sein Pfadfinderhemd an; das hatte er nicht mehr getragen, seit er bei ihm eingezogen war. Patrik konnte sich nicht daran gewöhnen, vor allen Dingen, weil es Adrian wie immer in die Hose gesteckt hatte und über einem bis oben zugeknöpften Stehkragenhemd trug. Wie kam er bloß auf die Idee, sich so anzuziehen? Die Aussicht, die Villa zu verlassen, gefiel ihm überhaupt nicht, aber er hatte keine

andere Wahl. Mit ihm jetzt in einem kleinen Bauwagen zu leben, zusammen in einem Bett zu schlafen und oft den ganzen Tag zusammen zu sein, war zugegebenermaßen experimentell; mit einem Pfadfinder, der in Wirklichkeit keiner war. Ob das gut ging, so eng mit Adrian zusammenzuwohnen, zu zweit in einem Bauwagen? Es würde auf jeden Fall wohl eine interessante Erfahrung werden. Bereits eine Woche später zogen sie aus, ohne dass er sich von Silke verabschiedet hatte, weil sie gerade wieder unterwegs war. Er hinterließ ihr einen Brief, in dem er sich für alles bedankte, was sie für ihn getan hatte. Das hatte sie verdient. Er teilte ihr auch mit, dass für ihn jetzt ein neuer Lebensabschnitt begann. Das würde ihr bestimmt nicht gefallen, aber er war ja frei zu tun, was er wollte. Er nahm noch ein paar Malutensilien und die Stereoanlage mit und warf die Schlüssel in den Briefkasten.

Das Zusammenleben mit Adrian klappte erstaunlich gut. Im Nu war es wieder zu einer Routine geworden und es tat richtig gut, ihn zu spüren, diese unglaublich lebensbejahende Energie, die dieser Mensch ausstrahlte. Daran teilhaben zu können, war ein Privileg; die Zeit mit Adrian war ohne Zweifel die beste Zeit, die Patrik in seinem Leben hatte. Weil Adrian wie er blonde, kurze Haare hatte und auch seinen Kleidungsstil mit Kapuzenpullover und schwarzer Jeans übernommen hatte, sah ihn Patrik manchmal wie einen Zwillingbruder, obwohl sie sich ansonsten nicht besonders ähnlich sahen. Sie waren sich auch sonst nicht besonders ähnlich, aber das schien bei Brüdern so zu sein; er und Lenny waren sich ja auch nicht ähnlich, kein bisschen. Anders als Lenny war ihm Adrian aber sehr nahe, phantastisch nahe, wie es eigentlich nur in einem Traum sein konnte oder in einem Märchen. Das drückte sich auch in seinem Namen aus. Adrian klang irgendwie märchenhaft: das tiefe, stille Wasser, der unergründliche Ozean. Einen solchen Namen zu haben, fand Patrik nach wie vor merkwürdig, genau so merkwürdig, als würde er Merlin heißen, Merlin der Zauberer, Adrian das tiefe Meer. Und trotzdem gab ihm der Name etwas geheimnisvolles und passte daher auch zu ihm wie das Pfadfinderhemd, das er nicht mehr anzog. Märchenhaft war auch das gemeinsame Baden im Sommer. Da berührten sie sich oft, lagen aneinander gelehnt am See, rangen im Wasser und tauchten sich gegenseitig unter – und es tauchte kein einziges Mal Sex als Thema auf. Noch nie hatte sich Patrik mit einem Menschen so sicher und entspannt gefühlt wie mit Adrian; es fühlte sich richtig unwirklich an, wie ein Traum.

Plötzlich starb Johan; die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Alle kannten seine Mutter und auch den kleinen Johan. Patrik erinnerte sich noch gut an seine Geburt. Stunden, nachdem sich die Nachricht verbreitet hatte, kam die Mutter zum Bauwagenplatz. Patrik war sehr darüber verblüfft, dass sie sich ausgerechnet zu ihm auf die Treppe zu seinem Bauwagen setzte. Sie erzählte, was genau geschehen war, und dann entwickelte sich daraus ein richtig gutes Gespräch, bis spät abends. Als sie gegangen war, nahm Patrik noch in der Nacht eine Kassette für den verstorbenen Johan auf. Er versetzte sich in ihn und spürte dieser eigenartigen, unendlichen und zugleich unglaublich engen Welt nach, in der der Kleine sich jetzt aufhielt. Er war mit der Kassette sehr zufrieden; es war ihm gut gelungen, musikalisch auszudrücken, wie er Johan spürte und erlebte. Johans Eltern organisierten eine Totenfeier, bei der Johan in der Wohnung aufgebahrt war. Patrik dachte lange darüber nach und entschied sich, nicht selbst hinzugehen, weil er nicht wusste, wie er mit den vielen Emotionen umgehen sollte, die auf einer solchen Totenfeier zu erwarten waren. Es gab kaum etwas, was ihm Angst bereitete, aber die Vorstellung, an Johans Sarg seine Eltern zu treffen und ihren Gefühlen ausgesetzt zu sein, beängstigte ihn ungemein, viel mehr, als er es erwartet hatte. Vor allen Dingen befürchtete er, die Tore zum Reich der Toten könnten sich wieder öffnen, wenn er Johans Leiche zu nahe kam. Daher bat er Adrian, für ihn zur Totenfeier zu gehen und die Kassette zu überreichen.

Tod und Wiedergeburt

Patrik sah die Klippen hinunter: Dort lagen unzählige Körper. Der Strand war übersät mit grässlich entstellten Leichen, Leichen mit verdrehten Armen und Beinen, zerschlagenen Gesichtern, teilweise halb verwest. Langsam, wie in Zeitlupe, beugte er sich nach vorne und ließ sich fallen. Zu seiner Überraschung schlug er aber nicht auf einem Felsen auf, sondern landete sanft auf einem Untergrund, der weiß wie eine Wolke war, weiß und weich wie Watte. Als er sich besonnen hatte, stand er auf, aber er stand nicht auf seinen Beinen, sondern schwebte über dem Boden, nur wenige Millimeter, sodass es so aussah, als würde er stehen, aber er berührte den Boden nicht. „Das ist es also, das Reich der Toten“, dachte er und sah plötzlich jemanden kommen. Als diese Person näher kam erkannte er, dass es er selbst war, er selbst in seiner schwarzen Hose, dem orangefarbenen Kapuzenpullover und der schwarzen Mütze unter der Kapuze. „Was hast du mir angetan?“, fragte sein Double; Pa-

trik erschrak, es war Adrians Stimme, es war gar nicht er selbst sondern Adrian. Adrian zog sich aus und stürzte sich nackt auf ihn und, als er auf den Boden gefallen war, riss er ihm die Hose herunter. Dann steckte er sein Glied zwischen Patriks Beine. Patrik wachte schweißgebadet auf. Es war mitten in der Nacht und Adrian lag neben ihm und schlief tief und fest. Was für ein absurder Traum. Was für ein verstörender Traum. Was hat er zu bedeuten? Wieso tauchte Adrian darin auf? Den ganzen Tag über ging ihm dieser Traum nicht aus dem Kopf. Wenige Nächte später träumte er wieder von den Klippen, den Leichen und von Adrian. Die Träume kamen immer wieder; sie waren jedes Mal anders, aber es ging immer um die Klippen und um Adrian, und immer war da die Frage, „Was hast du mir angetan?“, kurz bevor er von dem Traum erwachte. Schnell wurde Patrik klar, dass er nicht mehr so eng mit Adrian zusammenleben konnte. Dieses phantastische Zusammensein mit diesem Menschen drohte, sich in einen Albtraum zu verwandeln.

Im September begann Patrik eine Arbeit als Koch in einer Einrichtung für Drogenabhängige. Den Job hatte ihm jemand von dem besetzten Haus vermittelt, das mit dem Bauwagenplatz verbunden war. Er wollte ihm auch eine Wohnung vermitteln, aber Patrik blieb lieber in seinem Bauwagen. Die Arbeit ermöglichte ihm nicht nur, Geld zu verdienen, sondern sorgte auch dafür, dass er wochentags nicht mehr so oft mit Adrian zusammen war. Seine Träume belasteten ihr Verhältnis sehr; er konnte nicht mehr unbefangen mit ihm umgehen. Stattdessen kam ihm ständig Henrik in den Sinn, wenn er mit Adrian zusammen war; er hatte sogar schon die Befürchtung, dass er gekommen war, um sich an Patrik für seinen Tod zu rächen. Ein absurder Gedanke, aber durch die ständigen Träume war er unvermeidlich und nicht mehr wegzubekommen. Er hatte mit Adrian gesprochen und ihm erklärt, dass es in dem kleinen Bauwagen zu eng für beide war. Im Sommer hatten sie sich ja die meiste Zeit draußen aufgehalten, aber jetzt wurde es zunehmend herbstlich, sodass sie an Regentagen den ganzen Tag zusammen in dem kleinen Wagen verbringen mussten. Adrian sah es ein und zog in die Wohnung, die Patrik vermittelt bekommen hatte. Sie trafen sich jetzt nur noch am Wochenende für ein paar Stunden, aber diese Treffen waren immer noch schön. Immer noch öffneten sie eine Weite, in der sie einfach sein und sich spüren konnten. Allerdings spürte Patrik auch, wie unglücklich Adrian mit der neuen Situation war; alleine in einer Wohnung zu leben, das war wohl nichts für ihn. Er hatte schließlich die Idee, mit ihm zur Landkom-

mune zu fahren; so ein Bauernhof passte viel besser zu Adrian als eine kleine, schäbige Wohnung in der Stadt und die Leute dort würden ihn sicher aufnehmen, so wie sie vor einigen Jahren Patrik aufgenommen hatten. Es war auch ein guter Anlass, die Kommune wieder zu besuchen; er war seit seinem Umzug in die Stadt nicht mehr dort gewesen.

Der Besuch der Landkommune war im wörtlichen Sinn ein „Schlag ins Wasser“. Es regnete und obendrein war niemand von den Leuten der Kommune dort. Sie hatten Glück, dass sie den einzigen Bewohner antrafen, der noch da war und gerade aufzubrechen wollte. So konnten sie sich wenigstens dort aufhalten und mussten nicht gleich wieder zurück nach Hamburg fahren. Mit Adrian war es dafür besonders schön, besonders nah und auch besonders intensiv, wahrscheinlich weil es anders war als geplant. Für Patrik war es wie ein Abschied; er wusste nicht warum, aber es fühlte sich so an. Es schien definitiv das Ende der Zeit mit Adrian gekommen zu sein. Als Patrik wieder zurück in Hamburg war, begannen erneut diese Alpträume, jede Nacht. Immer tauchte Henrik auf, zuerst in Gestalt von Adrian oder Henri, aber dann enttarnte er sich und nahm seine wahre Gestalt als Henrik an, tot, zerschlagen, entstellt, verwundet und immer darauf aus, Patrik für seinen Tod zur Rechenschaft zu ziehen. Er kannte keine Gnade, immer noch nicht, obwohl seit diesem fatalen Ereignis schon mehr als zehn Jahre vergangen waren. Henrik war darauf aus, Patrik zu zerstören, vor allen Dingen seine Beziehungen, zuerst die mit Henri, und jetzt die mit Adrian. Patrik hatte keine Chance; wie Henri musste er auch Adrian gehen lassen, um nicht auch noch seinen Tod zu verantworten. Was für ein hinterlistiges Spiel, das der tote Henrik mit ihm trieb. Zu lange hatte sich Patrik in Sicherheit gewogen, weil Henrik seit Patriks Rückkehr nach Deutschland nicht mehr aufgetaucht war, aber jetzt kam er wieder, unerbittlich, jede Nacht.

Kurz nach dem Wochenende auf dem Bauernhof traf er Johans Mutter auf der Straße und unterhielt sich mit ihr, als plötzlich jemand an ihnen vorbei lief, den sie mit „Hallo Jan“ begrüßte. Er zog sofort Patriks Aufmerksamkeit auf sich, nicht nur, weil er einen Kapuzenpullover mit einer schwarzen Mütze unter der Kapuze und eine Tarnhose trug, sondern auch, weil er Patrik sofort an Henri erinnerte; er hatte dieselben südländischen Gesichtszüge. Bevor er es aber realisieren konnte, war dieser Jan schon wieder verschwunden. „Kennst du den?“, fragte Patrik. „Ja, schon eine ganze Weile“, sagte Johans Mutter, „Das ist ein echt interessanter Typ und richtig nett obendrein. Ein bisschen ein Eigenbrötler,

aber dafür total offen und ehrlich; bei ihm weiß man sofort, wo man dran ist. Und übrigens ist er auch schwul; er hatte sein Coming-out schon als Jugendlicher auf dem Land. Vielleicht solltest du dich mal mit ihm unterhalten.“ Patrik sah sie fragend an; glaubte sie, dass er auch schwul war? „Sei doch mal ehrlich“, fuhr sie fort, „Du bist es doch auch. Das ist doch ein offenes Geheimnis, du mit deinem Lover ganz romantisch in einem Bauwagen. Es wird Zeit, dass du es dir auch eingestehst und auch dein Coming-out hast, du bist doch fast dreißig.“ Sie wartete offensichtlich eine Reaktion ab, aber Patrik wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Hatte sie womöglich recht? Hatte er womöglich Henrik und dann Henri deswegen die Klippe hinabgestoßen, weil er sich nicht eingestehen konnte schwul zu sein? Weil er sich nicht eingestehen konnte, dass er es insgeheim wollte, mit ihnen Geschlechtsverkehr zu haben? Mit einem Mal wurde ihm klar, was für eine Schuld auf ihm lastete, dass er zwei Menschenleben ausgelöscht hatte, nur weil er zu feige für sein Coming-out war. Dieser Gedanke traf ihn mit einer Wucht, die ihn sprachlos machte. „Ich geb dir mal seine Nummer“, sagte Johans Mutter und kramte einen Stift und einen kleinen Zettel aus ihrer Tasche, auf den sie eine Telefonnummer schrieb, „Er wohnt gleich hier um die Ecke. Ich habe ihm auch schon von dir erzählt, du kannst ihn ruhig anrufen und dich mal mit ihm unterhalten, das bringt dich bestimmt weiter.“ Patrik nahm den Zettel und ging zu seinem Bauwagen. Er war so durcheinander, dass er sich vorkam wie in einem Drogenrausch.

Adrian hatte bestimmt auch kein Coming-out, genauso wenig wie Henrik eins hatte. Von Henri wusste er es nicht, weil er mit ja überhaupt nicht gesprochen hatte. Wahrscheinlich nicht, zumindest würde es gut in das Muster passen: Patrik fühlte sich von Männern angezogen, die wie er eigentlich schwul waren, es sich aber nicht eingestehen konnten. Erst beim Geschlechtsverkehr wurde es offensichtlich und dann musste dieser Widerspruch aufgelöst werden, etwa indem er sie tötete und sie als Zeugen verschwinden ließ. So gesehen war es Adrians Glück, dass sie miteinander noch keinen Sex hatten, obwohl sie beide nicht nur schwul waren, sondern auch sehr eng zusammen lebten und sogar in einem Bett schliefen. Mit einem Mal wurde ihm klar, dass ihn der Kontakt mit Adrian nur noch mehr in diesen Strudel hineinziehen würde, weil er eine Situation aufrecht erhielt, die sein Coming-out am Ende unmöglich machte. Er sagte es mehrmals hintereinander laut: „Die Freundschaft mit Adrian verhindert mein Coming-out“. Es war wie ein Zauberspruch und Patrik verspürte schon gleich

nach dem Aussprechen seine Wirkung: Er wird ihn davon befreien, ein Monster zu sein. Das war der Weg, seine Schuld zu tilgen und mit Henrik, Henri und sich selbst ins Reine zu kommen. Er musste den Kontakt zu Adrian abbrechen und zwar radikal, um dann endlich sein Coming-out einzuleiten. Adrian kam noch ein paar Mal und war sichtlich verletzt, als ihn Patrik recht schroff abwies. Adrian hatte es nicht verdient, dass Patrik so mit ihm umging, aber es gab keine andere Möglichkeit. Es machte auch keinen Sinn, ihm etwas dazu zu erklären, denn er würde es ohnehin nicht verstehen. Patrik musste so handeln, nicht zuletzt auch, um Adrian zu schützen, damit sein Verhältnis mit ihm nicht irgendwann endete wie das mit Henrik oder Henri.

Seit dieser ersten Begegnung mit diesem Jan, sah ihn Patrik immer wieder auf der Straße. Es gab dabei auch Momente, in denen er sein Gesicht genau erkennen konnte, er sah wirklich aus wie Henri, auch die Art und Weise, wie er sich bewegte. Das konnte kein Zufall sein; auf irgendeine Weise war Henri wieder in seinem Leben erschienen, vielleicht als ein anderer, mit Sicherheit als ein anderer, denn bei nüchterner Betrachtung konnte es gar nicht sein, dass es sich bei diesem Jan um Henri handelte. Aber es handelte sich um den Menschen, der Patrik befreien würde, da war er sich sicher. Als jemand, der sein Coming-out als Jugendlicher auf dem Land hatte, war er genau der richtige, um Patrik zu seinem Coming-out zu führen. Er war derjenige, der Patrik zeigen würde, wer er wirklich war, und ihn am Ende zu sich selbst führte. Dann würde alles wieder in Ordnung kommen können, alles, was mit Henrik und mutmaßlich auch mit Henri geschehen war und was Patrik wie ein böser Fluch verfolgte. Er musste ihn kennenlernen, diesen Jan.

Er rief die Telefonnummer an, die ihm Johans Mutter gegeben hatte und verabredete sich mit Jan zum Kaffeetrinken. Es war sehr einfach, zumal er ihn ja seit einer ganzen Weile beobachtete und auch schon wusste, wo er wohnte. Als Patrik bei ihm war, wurde schon nach wenigen Minuten klar, dass es sich wirklich um genau den Menschen handelte, den Patrik brauchte. Nicht nur weil er Henris dunklen Augen und fast schwarzen Haare hatte und ihm auch ohne Mütze und Kapuze Henri zum Verwechseln ähnlich sah. Wie Henri benötigte er keine Worte, um zu sprechen, sondern sprach mit Patrik auf eine direkte Weise, alleine durch seine grenzenlose Offenheit und seine Authentizität. Er war ganz und gar er selbst und hatte eine Präsenz, die Patrik direkt mit in seine Welt nahm. Mit ihm war auf eine wundersame Weise Henri zurückgekehrt in

Patriks Leben, Henri, von dem er gedacht hatte, dass er tot war, dass er ihn wie Henrik in den Tod gestürzt hatte. In Jan lebte er und war wieder gekommen, um alles in Ordnung zu bringen und zum Guten zu wenden. Mit Jan würde Patrik sich wiederfinden, endlich heraustreten in die Welt, sein Coming-out haben, und zugleich eintreten zu sich. Jan würde ihm den Weg zeigen; er war es, auf den Patrik die ganzen Jahre gewartet hatte. Sie verbrachten einige Stunden zusammen, völlig entspannt, offen und ohne dabei viel reden zu müssen. Patrik prägte sich diesen Tag, den siebten Februar 1996, ein; es war der Wendepunkt in seinem Leben.

Kurz darauf trafen sie sich wieder. Es war ein ungewöhnlich warmer Tag, während es kurz zuvor noch ziemlich winterlich gewesen war. Sie fuhren mit dem Fahrrad in den Freihafen, wo Patrik ein paar kleine Seen kannte, die durch die Kombination von Industriehafen und Natur sehr spezielle Orte waren. An einem dieser Seen gab es eine kleine Wiese und einen Strand; dort ließen sie sich nieder. Auf dem Weg zum See überlegte sich Patrik, wie er Jan die immense Bedeutung mitteilen konnte, die er für ihn hatte. Es fehlten ihm dafür die Worte, aber es war klar, dass es ausgesprochen werden musste. Als sie nebeneinander auf der Wiese lagen, gab er sich einen Ruck, immer noch ohne zu wissen, was genau er sagen sollte. „Ich muss dir etwas sagen“, sagte er und Jan sagte genau das gleiche zur gleichen Zeit. Sie sagten wie in einem Chor gleichzeitig, „Ich muss dir etwas sagen.“ Patrik fand, das passte zur Situation und lachte, „Du zuerst.“ „Ich liebe dich“, sagte Jan und Patrik dachte, kürzer und prägnanter hätte man es nicht ausdrücken können. „Genau das wollte ich dir auch sagen“, antwortete er, „Ich liebe dich.“ Jetzt war es ausgesprochen, von beiden gleichzeitig, jetzt war es Wirklichkeit geworden: Patrik und der vermutlich einzige Mensch, der ihn zu sich führen konnte, hatten sich gefunden.

Am meisten faszinierte Patrik ihre Kommunikation, die ohne Sprechen funktionierte. Sie spürten nicht nur einander, sie tauschten auch ihre Gedanken aus. Nicht so, dass der eine wusste, was der andere dachte, sondern so, dass sie oft merkten, dass sie gerade das gleiche dachten. So gelang es ihnen oft erst nach mehreren Versuchen, miteinander zu telefonieren, nachdem sie zuerst immer beide das Besetzt-Zeichen hörten, weil sie sich gegenseitig zur exakt gleichen Zeit anriefen. Dazu gehörte auch, dass sie ein unglaubliche gutes Gespür für den jeweils anderen Körper hatten, als wenn sie ihn selbst spüren würden. Das ging soweit, dass Patrik spürte, wenn sich Jan verletzte, obwohl sie

gar nicht zusammen waren; umgekehrt spürte Jan so etwas bei Patrik auch. Es war paradox: Je mehr Patrik in Jan aufging, seinen Körper und seine Gefühle spürte, seine Gedanken dachte, desto näher kam er sich dabei selbst. Bei Jan war er ganz bei sich; das hatte er auch schon ein bisschen mit Henri erlebt, aber noch nie so wie jetzt mit Jan, nicht ansatzweise. Das war es, was er immer gesucht hatte, in Henrik, in Henri und dann in Adrian; bei allen dreien dachte er, er hätte es gefunden, weil sie dem durchaus nahe gekommen waren. Alle drei hatten etwas, was mit ihm in Kontakt getreten war, aber es war bei keinem von ihnen echt und bei keinem richtig. Irgendwann wurde bei jedem von ihnen deutlich, dass es irgendwo nicht stimmte und sie sich verfehlt hatten; mit den unvermeidlichen schrecklichen Konsequenzen zumindest bei Hendrik und Henri. Patrik war froh, bei Adrian rechtzeitig die Reißleine gezogen zu haben, bevor etwas schlimmes passieren konnte. Aber Jan war echt; es war so klar, so direkt, es konnte kein Irrtum sein, sie konnten sich nicht verfehlen. Jan war es, der ihn zu sich selbst, zu seinem echten und wahren Selbst führen würde, zu seinem Coming-out.

Das spürte er am deutlichsten, wenn er mit Jan kuschelte; die Stunden, die sie gemeinsam im Bett verbrachten, ihre Körper erkundeten, berührten und durchdrangen, waren die besten seines Lebens. Es waren die Stunden, in denen er überhaupt lebte, durch Jan sich selbst und die ganze Welt spürte, ja, wirklich, den ganzen Kosmos mit seinen aberwitzig vielen Sternen und Milchstraßen. Meistens wurde das gemeinsame Kuscheln von einem gemeinsamen Höhepunkt gekrönt. Sie waren beide so erregt, dass es genügte, wenn sich ihre Eichelchen berührten, um gleichzeitig zu einem Orgasmus zu kommen. Anders aber nicht weniger schön waren die Stunden, in denen sie einfach nur zusammen waren, im Bauwagen Musik hörten oder draußen der Stadt und den Vögeln lauschten. Je wärmer es wurde, desto mehr Zeit verbrachten sie zusammen draußen, im Wald, an einem Teich oder einem See, im Freihafen. Dann zogen sie sich aus und rangen oder streichelten sich, rieben sich gegenseitig mit Erde und Blättern ein, selbst wenn es noch kühl war oder regnete. Dann gingen sie danach in das besetzte Haus neben dem Bauwagenplatz und gönnten sich ein heißes Bad in einer Badewanne.

Im Grunde genommen war mit Jan alles perfekt, nur eines fehlte: Sie hatten keinen richtigen Sex. Die gleichzeitigen Orgasmen, die sie hatten, waren wirklich das Größte, was man sich vorstellen konnte, eine wahre Explosion sämtli-

cher Nervenzellen, aber es war kein richtiger Sex, kein Sex im Sinne von Geschlechtsverkehr. Doch für ein richtiges Coming-out und um wirklich schwul zu sein, so schwul wie die anderen hetero waren, war es notwendig, richtigen schwulen Sex zu praktizieren, den Penis in den Po des Partners zu stecken oder sich den des Partners in den eigenen Po stecken zu lassen. Davon war Patrik fest überzeugt. Aber Jan sah es anders, für ihn war so eine Form von Sexualität nicht wichtig. Er hatte wohl passiven Geschlechtsverkehr mit seinem Partner, aber Patrik konnte sich nicht vorstellen, sein Glied in den Po eines anderen Mannes zu schieben. Umgekehrt konnte er es sich aber gut vorstellen, so wie es Henrik mit ihm gemacht hatte. Damals war er noch nicht reif dafür gewesen, aber jetzt war er es; nur mit Jan war es nicht möglich, Jan war offenbar nicht bereit dazu. Vielleicht war es ja auch nicht wichtig.

Genauso unwichtig war für Patrik, dass Jan in einer Partnerschaft lebte. Sein Partner, Niklas, war ein witziger Typ, einer, der einen Sinn für dramatische Inszenierungen hatte. Großartig war die Begebenheit, als er Jan und Patrik morgens zusammen im Bett überraschte und ihnen das Frühstück brachte. Das war filmreif. Ganz offensichtlich war er eifersüchtig, aber dazu gab es keinen Anlass. Das Verhältnis zwischen Patrik und Jan war ein ganz anderes als das von Jan und Niklas; da ging es nicht um Partnerschaft oder Beziehung. Es entstand an jedem Tag neu; an jedem Tag spürten sie von Neuem, wie sie miteinander verbunden waren. An jedem Tag, in jeder Stunde spürten sie, ob sie gerade zusammen waren oder nicht, und an jedem Tag und zu jeder Stunde entschied sich erneut, ob sie ein Verhältnis miteinander hatten oder nicht. Das war etwas ganz anderes, als sich dafür zu entscheiden, mit jemandem in einer Beziehung zu leben. Es war gut, dass Jan einen Partner hatte. Der gab ihm die Sicherheit und den Rahmen, den er für sein Leben brauchte. Patrik konnte es sich dagegen nicht vorstellen, in einer solchen Beziehung zu leben; es würde ihn viel zu sehr einschränken und von sich selbst ablenken. Patrik lebte und ruhte in sich selbst, das war sein Leben und, wenn jemand daran teilhaben wollte, dann ging es nur so, wie es mit Jan ging, über eine direkte Verbundenheit und einen direkten Kontakt. Da machte es keinen Sinn, so etwas wie Partnerschaft, Beziehung oder auch nur Freundschaft zu definieren. Das war im Grunde alles nur leeres Gerede, Konstrukte, Konzepte ohne echten Inhalt.

Der Herbst war eine unglaublich gute Zeit mit Jan. Sie besuchten zusammen die Landkommune, waren viel im Wald, ließen sich nass regnen und wärmten

sich anschließend beim gemeinsamen Bad wieder auf. Patrik kam es manchmal vor wie ein einziger Rausch, diese Intensität, mit der er Jan spürte, mit der sie ihre Körper spürten und manchmal in einen Zustand kamen, der wie ein nicht enden wollender Orgasmus war. Dabei fiel Patrik auf, dass diese Weise, sich selbst zu finden, zugleich auch eine war, sich selbst zu verlieren; verlieren im anderen, in der Welt und im gesamten Kosmos. Das war es ja, was diese Orgasmen ausmachte, sich selbst zu verlieren und aufzulösen, diesen Schein des Selbst zu überwinden und die Welt zu sein, die ganze Welt, alles, zu sein und zu spüren, wahrzunehmen. Sich zu finden und sich zu verlieren, das gehörte zusammen, es war ein und dieselbe Erfahrung. Eigenartigerweise gab es nicht viele Menschen, die so eine Erfahrung kannten, die sich wirklich auf den Weg gemacht hatten, sich selbst und die Welt zu finden – oder sich in der Welt und die Welt in sich zu verlieren, je nach Perspektive. Wenn sie es täten, würden sie sich ja ganz anders verhalten, als sie es tun, vor allen Dingen auch nicht sich selbst und andere in ihrem Reden so ernst nehmen; als wenn das Reden eine Bedeutung hätte. Patrik hatte bislang nur wenige Menschen kennengelernt, die sich und ihre Welt zumindest auf eine ähnliche Weise wahrnahmen wie er. Im Grunde genommen nur Jan; vielleicht auch noch Adrian und Henri, zumindest ein Stück weit, bei Henrik konnte er es nicht beurteilen, dafür waren sie damals noch zu jung.

Kurz nachdem er von seinem ersten Besuch in der Landkommune zusammen mit Jan zurückgekehrt war, kam Johans Mutter zu ihm. Sie hatten wie immer ein richtig gutes Gespräch und, bevor sie wieder ging, gab sie ihm ein Buch, „ich will kein inmich mehr sein“. Was sollte dieses Buch? Patrik blätterte darin und fand schon beim Überfliegen die Sprache abstoßend, sie griff ihn regelrecht an. „Schau es dir mal an, wenn du die Zeit dafür hast“, sagte Johans Mutter, „und wenn du dafür bereit bist, natürlich. Ich bin gespannt, was du dazu sagst.“ Dann ging sie und ließ ihn mit dem Buch sitzen. Er starrte das Buch eine ganze Zeitlang an; seine Hemmung, es aufzuschlagen war so stark, dass er sie nicht überwinden konnte. Dem Cover-Text entnahm er, dass es um Autismus ging. Wieso gab sie ihm ein Buch über Autismus? Was sollte er dazu sagen? Er stellte es zu den wenigen anderen Büchern, die er hatte. In den folgenden Tagen musste er immer wieder darüber nachdenken. War es ihm womöglich deshalb so wichtig, sich selbst zu finden, weil er autistisch war? Aber was sollte es dann bedeuten, autistisch zu sein, bedeutete es nicht, verschlossen

zu sein und in einer Art innerem Gefängnis zu leben, dem man nicht entkommen kann? Lebte er in einem inneren Gefängnis und seine Suche nach sich selbst war in Wirklichkeit eine nach einem Weg hinaus, nach einem Weg, den es gar nicht gab? War womöglich auch Jan autistisch? Das ergab alles keinen richtigen Sinn. Immer wieder versuchte er, in dem Buch zu lesen, aber schon nach wenigen Zeilen bekam er das Gefühl, dass ihm das Gelesene den Hals zuschnürte und ihn zu ersticken drohte. Was für eine Sprache, die so etwas auslösen kann!

Ihm ging dabei auch immer wieder Jan durch den Kopf. Er war ja schon jemand sehr ungewöhnliches. Nicht nur, weil er schwul war und ihm schwuler Sex nicht so wichtig war, er studierte auch Mathematik als Punk, las auch andere wissenschaftliche Bücher und hatte die Ausstrahlung von jemandem, der über allen Dingen stand – oder neben ihnen. Neulich hatte er Patrik Bilder gezeigt, die er malte, Tuschbilder, die im Wesentlichen zerfließende Tusche darstellten, nichts persönliches oder individuelles. Bilder, als wären sie zufällig entstanden, weil ein Glas mit gefärbtem Wasser umgekippt war. Jan war so radikal er selbst wie sonst niemand, so radikal, wie man es nur sein konnte, so radikal, dass er in diesem Selbst verschwand und weder als Person noch als Individuum mehr erkennbar war; nur noch zufällig verschüttetes Wasser. War das das ganze Geheimnis ihrer Verbindung, dass sie beide autistisch waren? Nein, niemals, das konnte nicht sein, das durfte nicht sein. Es würde ja bedeuten, dass es für Patrik keinen Ausweg mehr gab, dass er für sein restliches Leben in diesem Albtraum gefangen blieb, in dieser Zwischenwelt, nicht richtig lebendig und auch nicht richtig tot; wie die Ertrunkenen, die an der Küste anlandeten, weil sie ihr Schicksal nicht wahrhaben konnten. Nein, so durfte es nicht sein. Patrik brauchte Zeit, um darüber weiter nachzudenken, Zeit ohne Störungen und ohne Jan. Er sagte ihm, dass er wieder Kontakt zu seiner Schwester aufgenommen hätte und sie besuchen wollte. Dann verbrachte er zwei Wochen in seinem Bauwagen und dachte nach.

Jan hatte ihn in diesen zwei Wochen wirklich vermisst, Patrik spürte es überdeutlich. Aber diese zwei Wochen waren gut; ihm war klar geworden, dass er selbst es war, der sich finden musste. Niemand sonst würde ihn zu sich führen, auch nicht Jan; er konnte es gar nicht. Vielleicht gingen sie ja einen ähnlichen Weg oder vielleicht sogar den gleichen. Patrik war davon überzeugt, dass es so war, anders ließ sich dieser besondere Kontakt, den sie zueinander hatten,

gar nicht erklären. Aber sie gingen den Weg jeder für sich und mussten ihn auch jeder für sich finden. Irgendwann würden sich ihre Wege wieder trennen, auch da war sich Patrik sicher. Allerdings fühlte es sich jetzt so an, als würden sie den gleichen Weg gehen; hoffentlich noch lange, denn es war auf jeden Fall eine gute Zeit mit Jan, jede einzelne Stunde, die sie zusammen hatten. Patrik erzählte Jan aus seiner Kindheit und seiner Jugend, die Armut, nachdem sein Vater ihn, seinen Bruder und seine Mutter vertrieben hatte. Er erzählte auch ein bisschen von seiner Zeit in Portugal. Erst dabei fiel ihm auf, dass Jan im Grunde nichts von ihm wusste und er umgekehrt auch nichts von Jan, obwohl sie schon seit einem Dreivierteljahr zusammen waren; sie redeten halt nicht, sie spürten sich. Im Grunde genommen waren ihre Geschichten auch nicht wichtig. Was sollte es bedeuten, die Kindheit, die Jugendzeit, Erinnerungen, die verblasen, die sich verändern und am Ende einem irgendetwas vorspiegeln. Von Henrik und Henri erzählte Patrik nichts. Was sollte er über sie sagen? Das, was eine Bedeutung hatte, konnte er nicht sagen; er konnte ja nicht einfach erzählen, dass er seinen Schulfreund die Klippen hinunter gestürzt hatte und wahrscheinlich noch einen anderen Freund. Auch von Adrian erzählte er nichts. Das Verhältnis mit Adrian hatte er noch nicht verstanden, das musste er erst noch verarbeiten.

Patrik hatte gar nicht mehr an das Buch gedacht, als Jan es gefunden hatte und ansprach. Er schien damit etwas verbinden zu können. Schon wieder dieses Thema, Autismus. Das, was Patrik mit Jan erlebte, hatte nichts mit Autismus zu tun oder mit einem Inmich, das man nicht mehr sein möchte. Es war das Gegenteil davon, diese direkte Kommunikation, dieses radikale Selbst-Sein, völlig egal, was andere denken, das Gegenteil von einer Gefangenschaft im eigenen Ich. Es war mit dem Leben selbst verbunden, mit der Art und Weise, wie er und Jan in ihrer Welt lebten, wie sie sie erlebten, es war ihr Leben. Patrik war erstaunt, wie sehr ihn es aufbrachte, dass Jan dieses Thema angesprochen hatte, und wie heftig er darauf reagierte, zumindest für seine Verhältnisse.

Patrik saß auf der Treppe vor seinem Bauwagen und „lüftete“ seine Gedanken, wie er es nannte; das machte er häufiger, auch wenn es wie an diesem Tag kalt und windig war. Die meisten seiner Mitbewohner waren gar nicht da; im Winter konnte es ganz schön unbequem sein, in einem Bauwagen zu leben, und da zogen es viele vor, die Zeit in einem besetzten Haus zu verbringen. In den be-

setzten Häusern gab es immer Platz, zumindest wenn es darum ging, als Gast nur vorübergehend dort zu wohnen. Die anderen waren in ihren Wägen und vermieden es, hinauszugehen. So saß Patrik mit mehreren Schichten Hosen und Pullovern an, Mütze auf mit zwei Kapuzen darüber vor seinem Wagen und blickte auf den leeren Platz. Er beobachtete, wie ein junger Typ eine Weile vor dem Eingangstor zum Platz stand und schließlich hineinkam. Er sah sich unschlüssig um und ging zu Patrik. „Hi, ich bin Janne“, sagte er, „JR filmproduction und ich möchte einen Film über den Bauwagenplatz drehen. Das ist doch cool, wie ihr hier lebt, die Gemeinschaft und so; ich finde, das muss dokumentiert werden.“ So wie Janne aussah, war er noch keine achtzehn. Mit einer dünnen Jacke bekleidet und ohne Mütze stand er vor Patrik, zitterte leicht und wartete offenbar auf eine Antwort. Was sollte Patrik dazu sagen? Wieso sollte man einen Film über einen Bauwagenplatz drehen? So cool war das Leben dort wirklich nicht und das mit der Gemeinschaft auch eher eine Phantasie von Leuten, die die Bauwagen-Szene nicht kannten. „Du frierst ja“, sagte er schließlich und stand auf, „Komm mit rein, dann kannst du dich erstmal aufwärmen.“ Im Bauwagen war es zwar wärmer als draußen, richtig warm war es allerdings nicht. Patrik legte Holz auf die Glut im Ofen und öffnete die Lüftungsklappe, so dass das Feuer aufloderte und den Wagen schnell aufwärmte.

„JR filmproduction“, sagte Patrik und lachte. „JR steht für Janne Rasmussen“, erklärte Janne, „Ich habe schon einen Film gedreht als Debüt in meiner Schule, da geht es um einen Jugendlichen, der sich unglücklich in einen Klassenkameraden verliebt und am Ende Selbstmord begeht. Ein bisschen schnulzig, aber mir war es wichtig, einen Coming-out-Film zu drehen; ich bin nämlich schwul.“ Patrik betrachtete Janne genau. Inzwischen war es so warm, dass sie beide im T-Shirt auf dem Bett saßen und Jannes Tätowierungen an seinen Oberarmen zu erkennen waren. „Ich finde, du siehst echt cool aus“, sagte Janne, „Schade, dass die gutaussiehenden Jungs meistens hetero sind.“ „Ich bin aber nicht hetero“, entgegnete Patrik. Janne strahlte ihn an, „Wirklich?“ Nach einer Weile schlug er vor, „Ich meine, ich habe jetzt nichts vor und wir könnten doch ein bisschen kuscheln und sehen, was dann passiert. Das sieht echt gemütlich aus bei dir.“ Patrik zögerte, meinte er das wirklich ernst? Er kam einfach auf einen Bauwagenplatz, um sich dann mit einem der Bewohner ins Bett zu legen und zu kuscheln? „Hast du denn gerade was vor?“, hakte Janne nach. Patrik schüttelte den Kopf. Janne zog sich T-Shirt, Hose und Strümpfe aus und legte sich

unter Patriks Bettdecke. Das tat er mit so einer Selbstverständlichkeit, dass sich Patrik ebenfalls auszog und zum ihm legte, obwohl er nicht wusste, ob er es überhaupt wollte. Janne fing sofort an, ihn zu streicheln und massierte wenige Minuten später seinen Penis. „Einen tollen Schwanz hast du“, sagte er, „Ich stehe ja nicht so auf die dicken Schwänze und deiner ist genau richtig, nicht zu groß und nicht zu klein; er liegt richtig gut in der Hand.“ Patrik fühlte sich von der Situation ziemlich überrumpelt, aber es gefiel ihm dennoch, wie Janne seinen Penis drückte und rieb. „Nimm meinen auch in die Hand“, forderte er ihn auf. Als Patrik nach Jannes Penis griff, schwoll dieser an und wurde richtig fest. „Jetzt zeig mir deinen Hintern“, flüsterte Janne und drückte Patrik in eine Position, dass er auf dem Bett kniete und nach vorne beugte. Im Nu hatte er seinen Penis in Patriks Hintern gedrückt. Er machte ein paar ruckartige Bewegungen und zog dann sein Glied wieder heraus. „Ohne Kondom spritze ich nicht ab“, sagte er, „und ich habe leider keins dabei. Ich habe ja nicht damit gerechnet, jemanden wie dich hier zu treffen.“

An dem Punkt spürte Patrik eine massive Unruhe in sich aufkommen, fast schon eine Art Panik: Wollte er das, was da passierte, oder wurde er gerade von einem Jugendlichen missbraucht? Er fühlte sich an die Begebenheit mit Henrik erinnert, der ihn ja auch ungefragt penetriert hatte. Dennoch fühlte es sich gut an mit Janne. Um die Situation aufzulösen, sagte er, „Ich mache mal etwas Musik an“, und drückte auf den Rekorder, in dem eine Kassette lag. Janne sagte nur, „Ok“, und so lagen sie zusammen im Bett und hörten Musik, Punk. Schließlich sagte Janne, dass er wieder gehen wollte, „War richtig cool mit dir. Darf ich wieder kommen?“ Patrik antwortete, „Ja, klar. Ich fand es auch cool mit dir.“ Er beobachtete, wie sich Janne anzog, eine schwarze Jeans, ein Sweatshirt und die dünne Jacke, sonst nichts. Er blieb noch lange im Bett liegen, bis auch er sich wieder anzog und vor den Bauwagen setzte, zwei Trainingshosen, Jeans, Sweatshirt, zwei Kapuzenpullover, Mütze und Kapuze darüber. Was Kälte anging, hatten er und Janne offensichtlich ein sehr unterschiedliches Empfinden.

Ziemlich genau ein Jahr nach ihren ersten Treffen, fuhren Patrik und Jan zusammen an die Nordsee nach Amrum, eine ganze Woche. Die Aussicht, eine ganze Woche mit Jan zu verbringen, versetzte Patrik regelrecht in Hochstimmung. Bereits auf der Fahrt träumte er davon, wie er mit ihm durch die Dünen rannte, wie sie im Sand miteinander rangen und ihre hochempfindlichen Gli-

der aneinander rieben, während der eiskalte Wind über ihre Körper strich. Schon während der Fährfahrt wurde deutlich, dass es sich auf der Insel deutlich kälter anfühlte als in Hamburg, obwohl es vermutlich nicht kälter war. Sie kamen nachmittags in ihrer Ferienwohnung an. Obwohl es wohl in einer Stunde dunkel wurde, wollte Jan noch an den Strand gehen und die Wellen hören. Doch die waren weit entfernt und Jan wollte immer weiter laufen, obwohl ihn Patrik immer wieder mahnte, lieber zurück zu gehen. Schließlich erreichten sie das Meer. Es wurde schon merklich dunkler und Patrik drängte wieder, zurück zu gehen, solange sie noch etwas sehen konnten. Kaum hatten sie den Rückweg angetreten, wurden sie in einen dichten Nebel gehüllt und sahen kaum die Hand vor ihren Augen. Sie hatten jegliche Orientierung verloren, doch Jan glaubte unbeirrt, alleine nach dem Hören zu wissen, in welche Richtung sie gehen sollten. Plötzlich konnte Patrik sie spüren, die Toten, die vom Meer her kamen. Er konnte sie nicht nur spüren, er sah sie auch, ihre Umrisse, die sich im Nebel abzeichneten. Sie kamen wegen ihm, weil er sich wie sie immer noch in dieser Zwischenwelt befand, halb tot, halb lebend, vielleicht, weil die glaubten, dass er sie wieder ins Leben führen konnte. Aber das konnte er nicht, denn er hatte ja selbst noch nicht den Weg gefunden. Er musste seine ganze Konzentration aufbringen, um nicht panisch zu werden. Wer weiß, was sonst noch passieren konnte? Er musste daran denken, dass Jan dasselbe Schicksal erleiden konnte wie Henrik. Doch der führte sie unbeirrt über die endlosen Weiten des Strandes. Endlich hatten sie die Dünen erreicht und damit die Orientierung wieder gefunden, zurück zu ihrer Ferienwohnung. Der Schreck von dem Erlebten saß so tief, dass Patrik den ganzen Abend über starr im Bett lag.

Am nächsten Tag war das alles aber schnell wieder vergessen. Das Aufwachen neben Jan, das Kuscheln und ihr gemeinsamer Orgasmus holte Patrik wieder in eine Welt, in der er voll und ganz aufging. Weit weg waren die Toten; die Lebendigkeit, die er mit Jan erlebte, gab ihnen keine Chance, ihm etwas anhaben zu können. Mit Jan konnte er den Tod besiegen, so stark war ihr Verhältnis, ihre Liebe. Doch diese großartige Zeit auf Amrum war schnell zu Ende und sie kehrten wieder in ihren Alltag zurück; jeder für sich, Patrik in seinen und Jan in seinen. Und Jans Alltag bekam eine beängstigende Dynamik, als sein bester Freund, Ole, starb. Ole hatte AIDS; das hatte Patrik am Rande mitbekommen. Er fand das Thema sehr schwierig und versuchte es wegzudrängen. Dennoch hatte er in den letzten Wochen, eigentlich schon seit Jahresanfang, mitbekom-

men, dass es Ole zunehmend schlechter ging und Jan sich entsprechend intensiver um ihn kümmerte. Jetzt war er gestorben und nicht nur das: Niklas hatte auch erfahren, dass er Krebs hatte, einen Hodenkrebs. Das war eine Menge Tod auf einmal. Jan organisierte die Totenfeier, die sich über drei Tage erstreckte, die ganze Zeit mit dem toten Ole im Sarg. Patrik fand es spannend, ihn dort zu sehen, er sah aus, als wenn er aus einem Horrorfilm entsprungen wäre. Trotzdem war es eine gelöste, fast schon fröhliche Stimmung auf dem Totenfest. Als er dann abends im Bett lag, kamen sie wieder, die Toten. Sie kamen einer nach dem anderen und plötzlich hatte Patrik den fallenden Henrik vor Augen, so deutlich, als wenn es gerade eben erst passiert wäre, er sah seinen zertrümmerten Schädel so nahe und deutlich, als stünde er direkt vor der Leiche. Obwohl er wusste, dass das alles ein Traum war, wenn auch ein richtig böser Traum, schlug sein Herz so laut, als würde es jeden Moment vor Überlastung damit aufhören. War es soweit, dass er auch starb?

Nach der Totenfeier begann Niklas seine Krebstherapien. Von Jan erfuhr Patrik, dass die Therapien und auch die genauen Diagnosen sehr unklar waren. Es ging vor allen Dingen auch um die Frage, ob Niklas bereits Metastasen in der Lunge hatte. Jan sagte, dass er sich um Niklas kümmern musste und nicht mehr so viel Zeit für Patrik hatte, vorübergehend zumindest. Für Patrik war es in Ordnung. So konnte er sich auch um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, um die Alpträume mit den Toten, die ihn seit der Totenfeier jede Nacht aufsuchten. Es war wie früher in Portugal, kurz bevor er nach Deutschland zurückkehrte. Patrik hatte schon seit längerem das Gefühl, sich mit seiner Kindheit und Jugend beschäftigen zu müssen, die er weitgehend verdrängt hatte. Vielleicht fand er auf diese Weise einen Weg, seinem allnächtlichen Horror zu entkommen. Er hatte ja schon seit einigen Monaten vor, Kontakt mit seiner Schwester aufzunehmen, die damals bei seinem Vater in dem großen Haus geblieben war, während der Rest der Familie in der Sozialwohnung ihr prekäres Dasein fristete. Jetzt war die Zeit dafür gekommen.

Sie telefonierten recht lange und verabredeten sich schließlich in einem Café; dafür kam seine Schwester extra nach Hamburg. Den Kontakt zu ihrem Vater hatte sie abgebrochen, nachdem sie die Schule abgeschlossen hatte. Sie erzählte, dass er sie missbraucht hatte, schon bevor er ihre Mutter und Brüder aus dem Haus geworfen hatte. Er schaffte es, sie psychisch so zu kontrollieren, dass es für sie nur noch seinen Willen gab; sie selbst war nur noch eine leere

Hülle. Deshalb blieb sie auch bei ihm, weil sie keine Chance hatte, sich von ihm loszusagen. Nach dem Auszug ihrer Mutter und Brüder wurde es wohl richtig schlimm. Sie hatte über viele Jahre hinweg Therapien gemacht, um das alles aufzuarbeiten. „Unsere Eltern haben uns alle krank gemacht“, sagte sie, „nicht nur mich, auch dich und Lenny. Was wir damals erlebt haben, hängt an uns wie Bleikugeln.“ Sie erzählte, dass sie mit Lenny in Kontakt stand; sie telefonierten wohl alle ein bis zwei Monate miteinander. „Lenny war auf Drogen“, erzählte sie, „Extacy, Speed, Heroin, alles mögliche. Hast du das noch mitbekommen? Er war ein paar mal in einer Entzugsklinik und ist jetzt clean, schon eine ganze Zeitlang; dafür plagt er sich mit seinen Depressionen.“ So angenehm es war, mit seiner Schwester zu sprechen, die Konfrontation mit seiner Familie war alles andere als das. Patrik würde es am liebsten weiter verdrängen, aber jetzt war die Zeit gekommen, in der das nicht mehr ging. Er musste sich dem stellen.

Es dauerte auch nicht lange, bis Janne wieder kam. Wieder lagen sie zusammen in Patriks Bett, bevor Patrik realisierte, was zwischen ihnen geschah. Janne war sehr schnell, wahrscheinlich weil er noch sehr jung war. Diesmal hatte er Kondome dabei und kam beim Geschlechtsverkehr mit Patrik bis zum Orgasmus. „Jetzt du“, sagte er danach und streifte Patrik ein Kondom über. Patrik zögerte, als sich Janne vor ihm hinkniete; sein Penis war wieder völlig schlaff geworden. Janne ließ nicht locker und sagte, „Zier dich nicht, du kannst ruhig kräftig stoßen; ich mag es, wenn es so richtig zur Sache geht.“ Patrik rieb sein in das Kondom eingepackte Glied, damit es wieder steif wurde. Dann versuchte er, es in Jannes Hintern zu stecken; es gelang ihm nicht. Mehrmals hintereinander rieb er es wieder steif und versuchte vergeblich in Janne einzudringen. Schließlich waren jegliche erotischen Gefühle verschwunden und sein Penis wurde nicht mehr steif, da konnte er noch so viel reiben. „Macht ja nichts“, sagte Janne, „Übung macht den Meister, das wirst du sehen.“ Er ging und kam abends nochmal zu einem Treffen der Bauwagenbewohner, um dort sein Filmvorhaben vorzustellen. Die Idee wurde recht gut aufgenommen und schon am nächsten Tag kam er mit einem anderen Jugendlichen in seinem Alter, der offenbar als Kameramann an dem Projekt beteiligt war. Janne schilderte vor der Kamera, was er sah und interviewte die Leute, die er auf dem Platz und in der Umgebung traf. Sie kamen an den folgenden Tagen immer wieder und filmten auch in dem besetzten Haus nebenan. Janne kam aber nicht zum Filmen

sondern auch, um sich mit Patrik zu treffen. Es war sehr angenehm, Zeit mit ihm zu verbringen, weil er ausgesprochen interessante Geschichten erzählte und dabei eine entspannte Atmosphäre erzeugte. Wenn er bei ihm übernachtete, half es Patrik, besser mit seinen Albträumen umzugehen; sie verschwanden zwar nicht, aber er wurde dabei nicht mehr so panisch. Es war dann eher wie ein Film, den er sich in Gedanken ansah, während neben ihm dieser hübsche, tätowierte Junge schlief.

Ganz und gar nicht entspannt war allerdings ihre Sexualität. Es war zwar ein richtig gutes Gefühl, mit so einem tätowierten Jugendlichen im Bett zu liegen, aber das mit dem Geschlechtsverkehr funktionierte überhaupt nicht. Vor allen Dingen nicht, wenn Patrik versuchte, Janne zu penetrieren. Er setzte sich dabei selbst unter Druck; es konnte doch nicht sein, dass er es nicht hinbekam. Da half es auch nicht, dass Janne immer wieder beteuerte, es wäre ganz einfach; „ein Kinderspiel“, sagte er einmal. Dieses Versagen, und so empfand es Patrik, war dann auch immer ein Anlass, über Sexualität zu reden. Patrik erzählte auch von Jan und seiner verengten Vorhaut, weswegen Jan nicht den aktiven Part beim Geschlechtsverkehr spielen konnte. Janne meinte, dass man eine enge Vorhaut auch dehnen könnte, und fragte Patrik, ob Jan es schon einmal versucht hatte. Einige Tage später saß er wie oft mit Jan in der Badewanne und versuchte, Jans Vorhaut zu dehnen. Doch plötzlich zuckte Jan so stark, dass das Wasser überschwappte. Offensichtlich hatte der Dehnungsversuch einen richtig starken Schmerz verursacht. So wurde das nichts mit dem Sex und auch nichts mit dem Coming-out. Patrik musste oft darüber nachdenken, warum er das mit dem Geschlechtsverkehr nicht hinbekam; schließlich hatte er keine verengte Vorhaut. Ob es Jan war, was ihn daran hinderte? Wie auch immer, es klappte weder mit Jan noch mit Janne. Sie sind an ihre Grenzen gestoßen und konnten ihn auf seinem Weg nicht weiterbringen. Schlagartig wurde Patrik klar, dass sich die Wege jetzt trennten und er alleine weitergehen musste. Er musste Jan hinter sich lassen, um weiterzukommen. Jan hatte ihm sicher viel geholfen aus seinem Weg und sie hatten eine großartige Zeit zusammen, mehr als ein Jahr lang. Aber jetzt stand er ihm im Weg und bildete eine unüberwindbare Barriere, die verhinderte, dass er zu sich selbst kommen konnte. Als Jan für vier Wochen zu seinen Eltern fuhr, nutzte Patrik die Zeit, um sich über sich und seinen weiteren Weg klarzuwerden. Dabei wurde ihm klar, dass er sich von Jan trennen musste.

Die Trennung war schmerzhaft; sehr schmerzhaft sogar. Patrik hatte in seinem ganzen Leben nicht so viel geweint wie in dieser Trennungszeit. Oft weinte er eine ganze Nacht lang still vor sich hin. Der einzige Trost war Janne, der immer wieder zum Bauwagenplatz kam, um zu filmen oder einfach auch nur zu reden. Seit sie keinen Sex mehr zusammen hatten, waren die Begegnungen wieder entspannt und bauten Patrik auf. Auch Jan litt unter der Trennung, das war nicht zu übersehen. Immer wieder versuchte er, das Verhältnis zu Patrik zu retten, indem er Briefe schrieb oder einfach kam. Doch Patrik ließ ihn abblitzen. Er musste es tun. Sie waren an einen Punkt gekommen, an dem es einfach nicht mehr ging. Er musste sich distanzieren von all denen, die ihn daran hinderten, seine Halbwelt zu verlassen und endlich richtig zu leben, und das waren vor allen Dingen Jan und seine Mutter. Auch von ihr musste er sich distanzieren, obwohl er sie schon so lange nicht mehr gesehen hatte, dass er sich kaum mehr an sie erinnern konnte. Aber sie wirkte noch in ihm wie ein böser Geist, der alles hintertrieb, was ihm wichtig war. Das war ihm beim Gespräch mit seiner Schwester klargeworden. Er musste sie aufzusuchen, nur um ihr zu sagen, dass er mit ihr nichts mehr zu tun haben wollte. Er erzählte ihr, dass seine Schwester von ihrem Vater missbraucht wurde, und fragte sie, warum sie das alles zuließ und sich einfach wegduckte. Vor allen Dingen auch, warum sie es sich bieten ließ, mit ihren Söhnen aus ihrem Zuhause geschmissen zu werden. Sie hatte keine Antwort auf seine Fragen, sondern heulte nur. Er ließ sie sitzen und ging; Trennungen taten weh, sie mussten wehtun, sonst funktionierten sie nicht.

Schließlich beendete er auch das Verhältnis zu Janne, um seinen Weg alleine fortzusetzen. Gegen Ende des Jahres traf er Jan noch einmal; der war immer noch so verletzt, dass er kaum sprechen konnte und die ganze Zeit heulte. Auch für Patrik war es ausgesprochen schmerzhaft; es war nicht gut, sich zu treffen. Dennoch ließ es sich nicht vermeiden, dass er ihn ab und zu sah; in seinem Kapuzenpullover mit Mütze und Kapuze auf war er leicht zu erkennen. Patrik suchte sich eine Wohnung in einem anderen Stadtteil und zog aus seinem Bauwagen aus, den er einfach auf dem Platz zurückließ. Die Albträume um Henrik ließen ihn immer noch nicht los, im Gegenteil, sie wurden immer absurder. Das ging jetzt schon seit einem dreiviertel Jahr so; Patrik war verzweifelt. Schließlich begann er eine Psychotherapie, die ihm bereits nach den ersten Sitzungen half, eine Distanz zu diesen Träumen aufzubauen. So konnte er

zumindest damit leben und nach einigen Wochen sein neues Leben gestalten. Es war ein echter Neuanfang, wie vor einigen Jahren, als er aus Portugal zurückgekommen war. Er begann, Kunst zu studieren und nebenher in einem Restaurant als Koch zu arbeiten. Sein neues Leben fühlte sich nach und nach immer besser an, auch die Alpträume fühlten sich immer harmloser an und verschwanden fast unmerklich ganz. Vielleicht war ja die Lösung, kein Coming-out zu haben und einfach wie alle anderen Menschen, das zu leben, was ihm gegeben war. Man musste ja nicht schwul sein und Sexualität praktizieren, vor allen Dingen war es auch nicht verboten, zu vergessen.

Es war einer der Tage, die Patrik ziemlich anstrengend fand, an denen er unfreiwillig immer wieder in Tagträume versank und diese Träume so mächtig wurden, dass er sich ihnen nicht entziehen konnte, so sehr er es auch versuchte. Zum Glück waren es inzwischen keine bösen Träume mehr, kein Henrik oder Henri, die ihn heimsuchten. An diesem Tag, einem Augusttag im Jahr 1999, war es seit über einem Jahr, fast eineinhalb Jahren, das erste Mal, dass er an Jan denken musste. Immer wieder gingen ihm Erlebnisse mit ihm durch den Kopf. Es war das Merkwürdigste, was man überhaupt erleben konnte; es war wirklich einzigartig. Ihm fiel die Zeichnung ein, die er von ihm angefertigt hatte: Jan von hinten, das Gesicht verborgen; schade. Patrik fing an, ihn zu zeichnen; er hatte sein Gesicht klar und deutlich vor Augen. Nach und nach entstand auf dem Blatt Papier dieses Gesicht, die tiefgründigen dunklen Augen, der Mund, der nicht lächeln oder lachen konnte, die markante Nase. Und er erschien vor ihm, direkt vor seinen Augen, als stünde er tatsächlich vor ihm, und flugs sah er, was Jan sah. Offensichtlich stand er irgendwo draußen, es sah aus wie auf einem Hügel. Jan beobachtete offenbar den Himmel; es war ziemlich bewölkt, um nicht zu sagen, komplett bewölkt, aber die Wolken waren in Bewegung. Dann riss die Wolkendecke auf und eine halb bedeckte Sonne war zu sehen. Jetzt fiel es Patrik ein: An diesem Tag war Sonnenfinsternis, allerdings nur in Süddeutschland. Im Norden wurde sie nur partiell bedeckt, was wegen der dichten Bewölkung kaum zu erkennen war. Plötzlich sah Patrik einen Schatten, der vom Horizont aus auf ihn zuraste. Im Nu wurde es dunkel, die Sonne, von der eben noch eine Sichel zu sehen war, war jetzt vollständig bedeckt und zeigte ihre Korona. Es war wie eine Ewigkeit, obwohl es wahrscheinlich nur ein, zwei Minuten waren; dennoch ein unbeschreiblicher zeitloser Moment. Dann blitzte wieder die Sonnensichel auf und Patrik beobachtete

durch Jans Augen, wie sich der Schatten rasend schnell entfernte. Ein wirklich magisches Schauspiel; dass er einen solchen Moment mit Jan teilen konnte, war zweifellos etwas ganz besonderes, aber es war nur ein Moment, ein flüchtiger Moment, der jetzt vorbei war, vergangen. Es war wohl die wichtigste Erkenntnis, die Patrik zuteil wurde, dass alles verging: Das war es, was die Welt ausmachte, und auch, was ihn ausmachte, es verging.

Namensverzeichnis



Jan:

Name	Jahr	erstes Vorkommen
Hannes = Johannes = Jan	1968	S. 17
Henry	1986	S. 234
Ias	1968	S. 25
Ingve	1988	S. 303
Jan	1978	S. 104
Janne	1997	S. 514
Kay	1975	S. 48
Kevin	1982	S. 153
Len = Lennart Adrian	1974	S. 40
Lasse	1982	S. 169
Max	1987	S. 244
Malte	1986	S. 205
Niklas	1986	S. 214
Niels	1993	S. 409
Ole	1988	S. 342
Oskar	1988	S. 303
Pat = Patrik	1996	S. 428
Piero	1993	S. 403

Lennart Adrian:

Name	Jahr	erstes Vorkommen
Maximilian (Max)	1987	S. 675
Alexander (Alex)	1971	S. 567
Johannes (Jan)	1974	S. 601
Iskender (Ender)	1974	S. 605
Lennart (Lennart Adrian)	1971	S. 565
Janning	1976	S. 628
Mathias (Matze)	1987	S. 674
Adrian (Lennart Adrian)	1971	S. 686
Thorge (Tore)	1988	S. 700
Patrik	1994	S. 754
Hannu	1989	S. 728
Hanna	1973	S. 593
Leif (Leifur)	1989	S. 721
Adi (Adrian)	1996	S. 777

Zwillingsgeschichten:

Name	Jahr	erstes Vorkommen
Maximilian (Max) & Mathias (Matze)	1983 – 1995	
Adrian (Lennart) & Jan	1987	830 & 837
Ingve & Thorge	1988	845 & 848
Elias	1992	864
Ender	1993	873
Kay & Janning	1972 – 1984	
Leona	1973	928
Johannes	1975	931
Lenny (Lennart)	1976	945
Caio (Caius)	1983	983
Niklas & Jan	1978 – 1999	
Johannes (Hannes, Jan)	1978	998
Jochen (Joggi)	1981	1008
Lasse	1982	1030
Ole	1988	1054
Malte, Aliou & Sekou	1989	1037 & 1057
Patrik	1996	1071
Thorge (Tore) & Malte	1983 – 1998	
Grace	1983	1078
Aliou & Sekou	1985	1099
Jan (Johannes)	1986	1100
Mathias & Adrian	1988	1128
Leif (Leifur) & Jan	1989	1140 & 1148
Patrik & Henrik (Henry)	1977 – 1999	
Henri	1985	1182
Silke	1994	1198
Adrian	1994	1201
Jan	1995	1215

